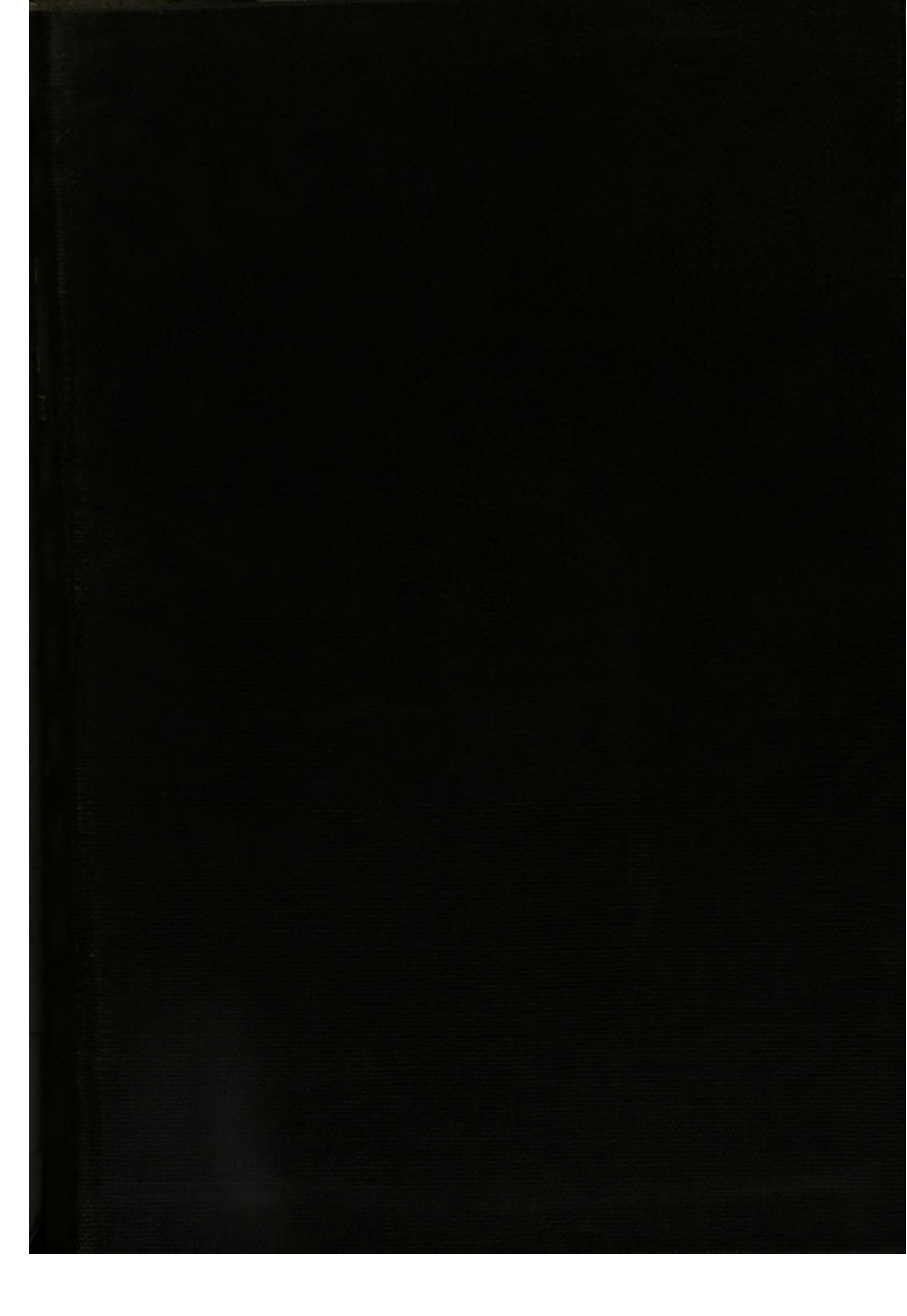
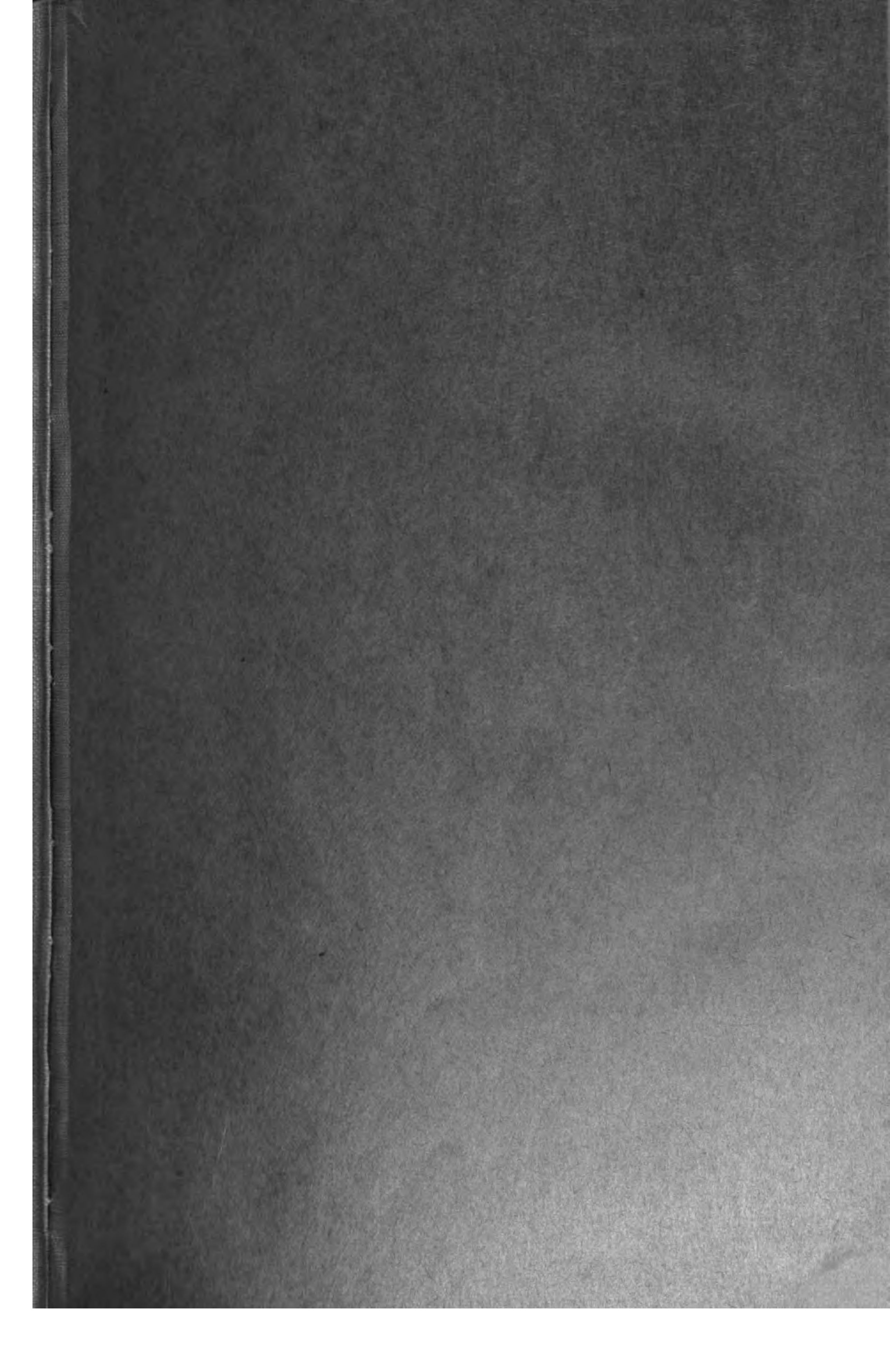
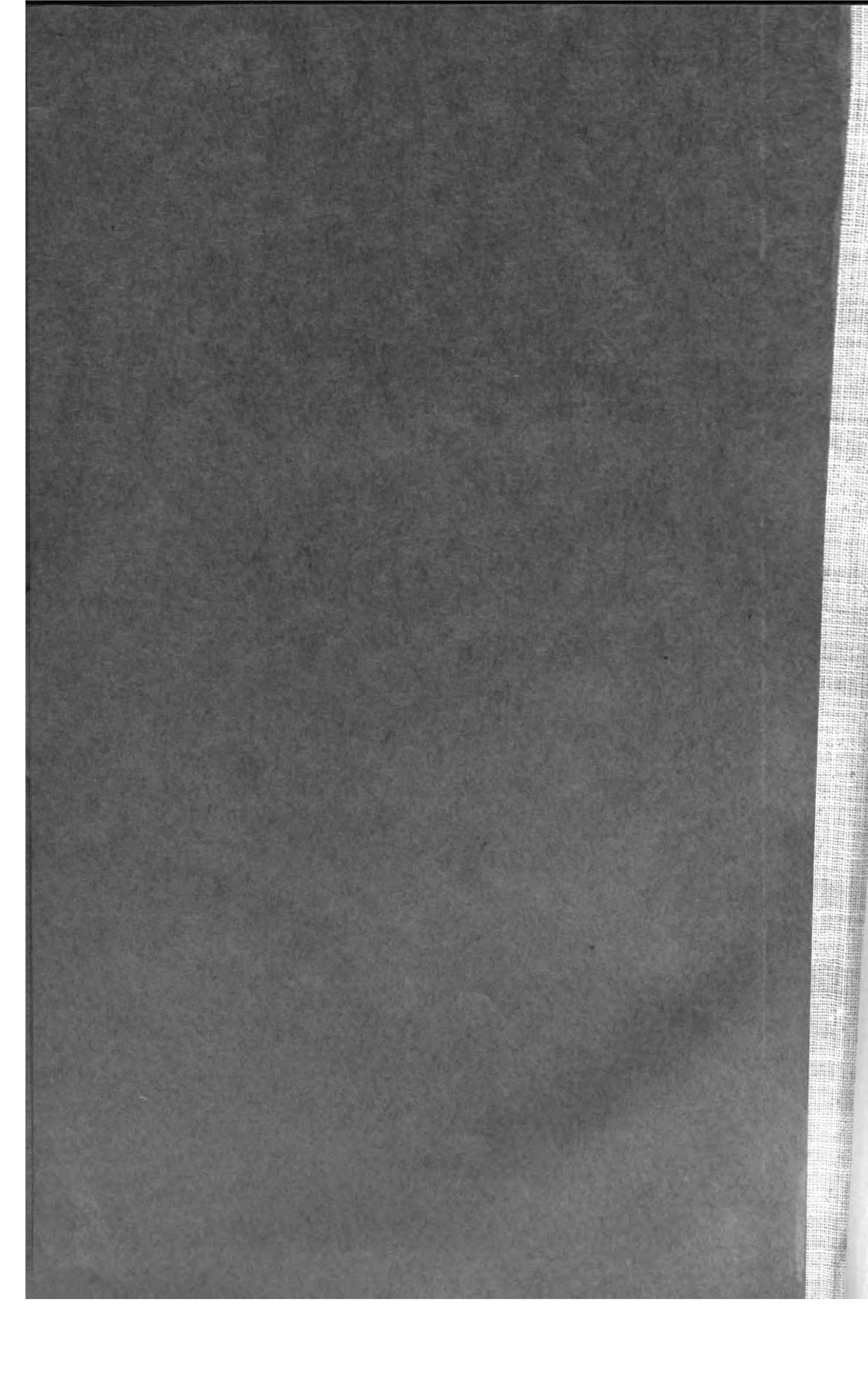
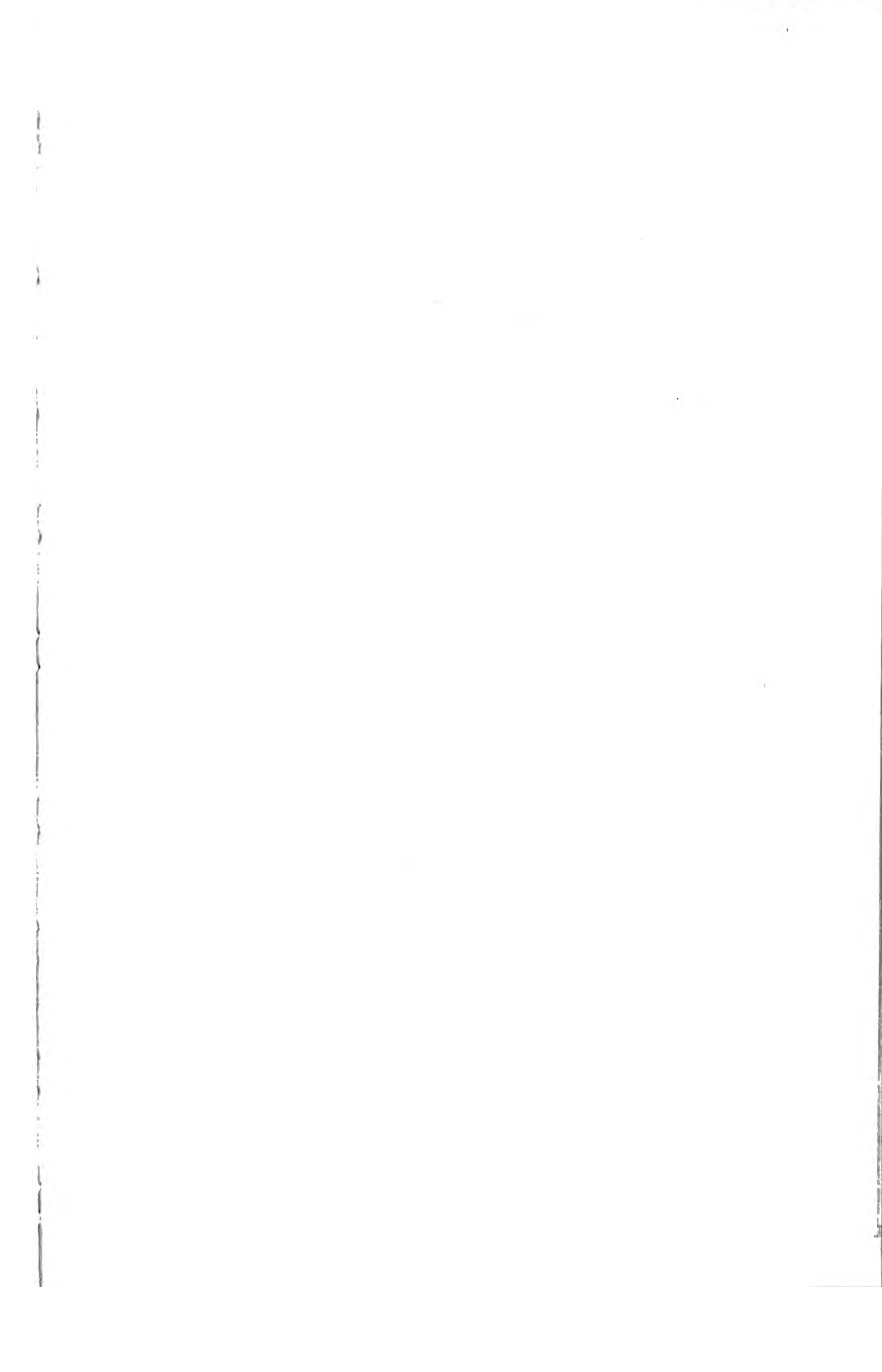










Velhagen & Klasings Monatshefte

XXXI. Jahrgang 1916/1917

3. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

XXXI. Jahrgang 1916/1917. Dritter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Seite

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Kunst und Literatur

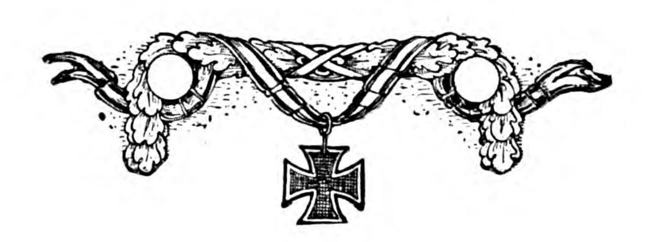
Sonstige Aufsätze

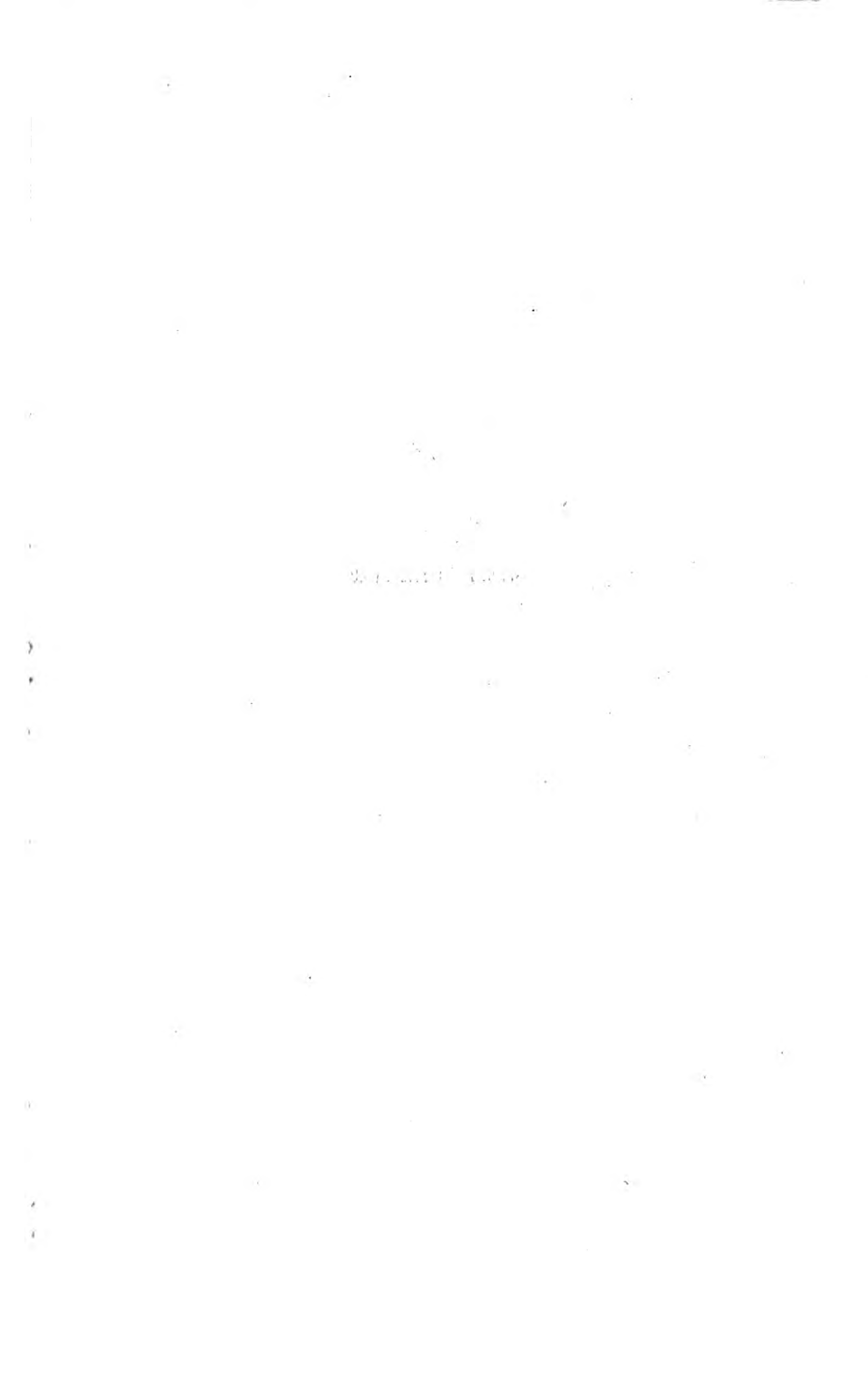
Neues vom Büchertisch

Kunstbeilagen

Einschalt- und Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes







Kämpfende Amazone
Gemälde von Prof. Franz von Stuck
(Im Besitz der Secessionsgalerie in München)

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 Heft 9. Mai 1917

Erschlossene Pforten

Roman von Ida Boy-Ed

An der hellen Eichentür funkelte die Sonne auf der glänzend blanken Messingplatte. Die in sie eingegrabenen Buchstaben zeigten, dunkel getönt, den Namen: Professor Dr. Cajetan von Siebold. Es glänzte auch das Haus; weiß und zierlich stand es im Licht. Eine gedrängte, sehr farbenbunte Blumenfülle umgab das Fundament aus kleinen Granitfindlingen. Zwischen hellblauen, zurückgeschlagenen Fensterläden blitzten die Scheiben, als seien sie eben geputzt, und die getupften Mullgardinen dahinter schienen gerade aus der Wäsche gekommen zu sein. Im Vorder- und Hintergiebel hatte das Haus je eine kleine Loggia, von deren Brüstung üppiges Pflanzenwerk teils emporstrebte, teils rankend herabhing; es war das gleiche Durcheinander aller möglichen bunten Sommerblumen, wie um den Fuß des Baues. Ein frischfarbenes rotes Pfannendach beschirmte dieses fröhlich wirkende Haus. Und es glänzte auch der geräumige Garten; sein viereckiger Raum, sehr übersichtlich angelegt, nahm überall den Sonnenschein in breiten Flächen auf, so daß Gemüse wie Blumen gleich kräftig gediehen. Die Bäume, vereinzelt nur aus dem Gebüschsaum am Drahtgitter emporragend, konnten nur sehr jung gewesen sein, als man sie pflanzte. Sie begannen sich emporzustrecken und ihre Wipfel zu runden; aber doch hatten sie wie auch das Buschwerk noch das Sperrige und Durchlichtete neuer Anlagen. Die Rasen- und Gemüsebeetflächen waren mit Zwergobst eingefaßt, das seine niedergedrückten Zweige an dickem Draht von Pflock zu Pflock ausbreitete.

Die offenbare Liebe der Eigentümer zu diesem allerliebsten Besitz, ihr wahrscheinliches Glück über ihn, glaubte jeder Vorübergehende zu erraten. Das helle Haus hatte etwas von einem offenherzigen Kinde.

Es verhehlte gar nichts von seiner Art. Es ließ erkennen, mit welchem Eifer es gebaut, mit welchem Stolz es bezogen war und wie die Eigentümerschaft sicher ein Lebensziel, einen höchsten Traum seiner Bewohner erfüllt habe. Die Gesundheit heiteren Bürgerfriedens, der in der Enge sein Genügen findet, umwebte das Ganze.

Nun öffnete sich die Haustür. Die junge Frau trat heraus, und das Sonnenlicht warf sich ihr so grell entgegen, daß sie es heiß und scharf in den Augen spürte, die sie halb schloß. Sie wartete noch oberhalb der vier in den Garten hinabführenden steinernen Stufen. Und rief ungeduldig: „Werny ...“

Der langgezogene Ruf mahnte den Jungen, der drinnen noch am Frühstückstisch seine letzte Brotscheibe mit Obstmus nicht ganz bezwungen hatte und es überhaupt gar nicht gewohnt war, seine Mutter die Ordnung der Stunden umwerfen zu sehen. Nun

kam er kauend, die halbverzehrte Schnitte in der Rechten, den Hut in der Linken.

„Iß nur erst fertig," sagte sie. Mit zitternden Knien stieg sie die wenigen Stufen hinab und fühlte unter schweren Füßen den Silberkies des Wegs. Der Junge ging hinter ihr drein, verwundert, was Mutter wohl habe. Sie sah ihn kaum an. Und er wußte es recht gut, daß er sonst die Hauptperson sei, vor allem seitdem Vater sich im Kriege befand. Und Vater war schon lange im Krieg. Das Gedächtnis des Kindes dehnte die Zeit aus, machte aus ihr ein ‚immer'. Werner konnte sich nicht mehr recht vorstellen, wie es damals gewesen sei ... Halb deutlich nur war es noch, daß man sich vor Vater schrecklich ängstigte und niemals unartig sein durfte, um ihm keinen Kummer zu machen; kaum klar in Erinnerung noch, daß Vater unbeschreiblich schöne Geschichten erzählen und im Garten soviel erklären konnte und welch merkwürdiges Gefühl man dann gehabt hatte. Ganz schnell klopfte das Herz und man dachte, daß kein anderer Junge in der Welt solchen klugen, schönen, guten Vater haben könne. Aber an jedem Tag geschah soviel. Das Kaninchen wurde gestohlen. Dem Schaukelpferd ging der Schwanz ganz von selbst aus, obschon Werny nur ein bißchen, ein kleines, kleines bißchen einmal daran gezogen hatte. Großmutter schenkte ihm zu Weihnacht Bleisoldaten. Weihnachten war überhaupt wunderschön gewesen. Mutter nahm ihn zum erstenmal mit in die Kirche, und sie sagte, dort seien sie Vater näher an diesem Tage; aber er hatte Vater nicht entdeckt, obschon er immerfort nach ihm aussah. Und Mutter und Tante Malide weinten, wahrscheinlich, weil auch sie Vater nicht zwischen den vielen Feldgrauen herausfanden. Dann kam bald sein Geburtstag, und Tante Malide brachte ihm sechs Kristallkugeln mit, darinnen bunte Fäden sich zu drehen schienen, wenn man die Kugeln rollen ließ. Im Garten schüttete ein Fuhrmann neuen Silberkies auf die Wege, und man durfte die Haufen mit auseinander harken. Auf seinem Beet keimten die Radies. Und ein neues Kaninchen, ein ganz schneeweißes mit roten Augen und rosa Schnauze, wurde in den Stall gesetzt. Über soviel unerhört wichtige Dinge hatte er den Vater leicht vergessen können. Aber Mutter fragte vielmals: „Weißt du noch?" Und abends mußte er immer für Vater beten, was ja auch genutzt hatte, denn Vater lebte, während Finchen und Lieschen schon seit einigen Wochen schwarze Kleider anhatten und bald das hübsche Haus gegenüber verlassen mußten, weil ihre Mama es nicht mehr bezahlen konnte. Es war Werner nicht klar, wie das alles mit dem Krieg zusammenhängen konnte. Aber er kam sich doch pflichteifrig und verdienstvoll vor, wenn er abends betete.

Mutter wußte heute offenbar nicht was sie wollte. Erst sagte sie hastig und hatte ein rotes Gesicht dabei: „Wir müssen sofort nach Großmutter gehen." Sie trank kaum ihren Tee aus und lief wieder hinauf ins Schlafzimmer, um ihren Morgenrock mit einem Kleid zu vertauschen. Sie ließ Werner allein frühstücken, was ja famos war und ihm das ungehinderte dicke Bestreichen vieler Brotscheiben mit vielem Himbeermus ermöglichte. Dann aber rief sie ihn, und er stopfte so schnell als es ihm möglich war noch Brot und Himbeermus in sich hinein. Anstatt aber nun den Garten zu verlassen, ging sie in ihm umher, wie um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. —

Mit schwebenden Schritten ging sie. Man hätte sagen können: in pathetischer Haltung. Jedenfalls wie getragen von einer Empfindung, die sich über alles Alltägliche hinaus schwang. Unfähig noch, mit einem Übermaß von Glück sich schon ins reine zu setzen. Stumm, weil sie am liebsten aufgeschrien hätte. Aber ihre Gedanken sagten es dem ganzen Garten, in welchem ihr alles voll Leben war und alles Teil seines Lebens. Die Sorgfalt, die er dem samtenen Grün der Rasenflächen gewidmet, hatte sie eifervoll fortgesetzt. Alles so in den Gemüserabatten bepflanzt, wie er im Gartenbüchlein, das sie führten, die Fruchtfolge aufgeschrieben. An den Drahtbögen die Ranken der Rosen aufgebunden, mit einer Genauigkeit und Gleichmäßigkeit ohnegleichen. Mit der Zeit sollten diese, den Mittelweg in Abständen überspannenden Bögen, ein von roter Blütenfülle überwölbtes Ganze werden, eine via triumphalis von Rosen- und Hochsommerpracht. Für dieses Jahr war es mit den prachtvollen Ansätzen zu künftiger Überfülle schon vorbei, und die braungewelkten

Büschel der crimson rambler hatte die Gärtnerin sorgsam herausgeschnitten. Von der Last des Abgedorrten befreit, trieben die Rosen neue, frischgrüne Ranken. Es herrschte im Garten eine so peinlich genaue Ordnung, wie nur hingebendste Pflege sie hatte erreichen können. So hatte er den Garten gehalten und geliebt; jede Mußestunde ihm gewidmet, die Gattin als frohe Helferin neben sich. Sie beide glückselig, das zu haben, was ihnen als Vollendung ihrer Daseinsform ersehnt gewesen und nach einigen Jahren des Wartens in den Schoß gefallen war.

So, gerade so hatten sie sich schon als Brautleute ihr künftiges Heim ausgedacht. Um dafür zu sparen, lebten sie in den ersten Jahren bescheidener, als es die recht gute Lage verlangte. Denn der Ehemann bezog ein festes Gehalt, und Doris erhielt von ihrer fernen, zum zweiten Male verheirateten Mutter einen jährlichen Zuschuß. Aber das Sparen bedeutete Freude und drängte all ihre Gedanken einer reizvollen Zukunft entgegen. Pläne für das Haus und den Garten zu zeichnen, war ihr Vergnügen. Bis sie dann die Überraschung erlebten, daß die Großmut des Stiefvaters der jungen Frau schon das väterliche Vermögen überwies, das eigentlich erst nach dem Tode der Mutter — der noch sehr jugendlichen Mutter — in ihre Hände kommen sollte. Zum Jubel des Ehepaares war der Bauplatz, den ihre stille Sehnsucht sich längst erkoren hatte, noch zu haben. Wenn man diesen Platz nüchtern betrachtete, war seine Hauptschönheit, daß seine hintere Grenze ans freie Feld stieß. Fern, sehr fern schloß ein bläulich-dunkler Streifen die flache Gegend vor dem Horizont ab. Aber dieser Rand war Wald. Dies Wissen verschönte für ihre Phantasie das platte Ackerland. Beim Bauen blieben sie auch sehr vernünftig und fast ganz in dem Rahmen, der noch ersonnen war, als man nur mit Ersparnissen und noch nicht mit Vermögen rechnete. Vor drei Jahren konnten sie einziehen. Sie erlebten das kleine Wunder, Erfüllung ohne Abstriche zu genießen. Das einzige, was ihnen leid tat, war, daß Werner noch in der Mietwohnung im Korbbettchen lag und nicht unter dem Dach geboren worden war, das dereinst auch sein Alter beschirmen und seinen Kindern und Enkeln gepflegtes Eigentum werden sollte. Denn sie bauten in die künftige Generation hinein, für ein Geschlecht von Sieholds, das seßhaft und in nützlicher Zufriedenheit leben und den Segen einer Heimat empfinden sollte. Großmutter lachte zu solchen Phantastereien. Aber Großmutter hatte auch entschieden etwas Abenteurerblut in den Adern. Vielleicht versprengte Tropfen von uralten Zeiten und Vorfahren her. Cajetan stritt sich oft mit seiner Mutter. Aber er konnte keinen Tag ohne sie sein; voller Unruhe war er und so wie einer, dem etwas Wichtiges abgeht, wenn er sie nicht sah. Und im Brief, der vorhin eingetroffen, stand auch: ‚Gehe mit der Nachricht sofort zu meiner Mutter!‘ Oh — das hätte Doris doch von selbst getan! Sie handelte immer in seinem Sinn. Wie konnte es anders sein? Solche schöne Ruhe war in ihr, wenn sie von ihrem Tage wußte: jeden Inhalt, den er gehabt, würde der ferne, liebe Mann billigen.

Nun wandte sie sich der Pforte im Gartengitter zu. Werner hinter ihr fragte bittend etwas. Sie mußte sich zusammennehmen, um auf ihn zu hören. Ob er nicht auch seinen Hut zu Hause lassen dürfe? Darüber kam's ihr zum Gefühl, daß sie barhäuptig auf die Straße hatte gehen wollen.

„Warte ...“

Und sie lief ins Haus zurück. Drinnen war es kühl, und das kam sicher nicht nur vom Gegensatz zum grellen Sonnenschein draußen. Sondern die geradezu erstaunliche Sauberkeit von Estrich, Wand, Treppenstufen schien diese Kühle erquickend auszuatmen. Doris mußte ihren Hut aus dem Schrank in ihrem Schlafzimmer holen. Es war das gemeinsame der Gatten. Sie hatte dem Bett des fernen Mannes den Platz neben dem ihren gelassen. Ihr war's immer wie Unterpfand seiner Wiederkehr, wenn sein Lager für ihn bereit bliebe. Dem Raum sah man die Morgenstunde nicht mehr an. Er war schon völlig geordnet, und die frische Luft kam herein: die Glastür zur Loggia hin stand weit geöffnet, und der Blumenschmuck auf ihrer Brüstung prangte ruhevoll im Sonnenschein. Doris konnte nicht anders: ganz rasch, verschämt, obgleich sie keinen Zeugen hatte, hauchte sie einen Kuß auf die Stelle der Bettdecke,

unter der das Kopfkissen ihres Mannes lag. Dann flink den Hut her und vor dem Spiegel auf dem Haar befestigt. Es war ein einfacher weißer Strohhut, eine Art von Panama. Und er saß flott und kleidsam auf dem braunen Haar. Doris lächelte glücklich ihr Spiegelbild an. Froh in das frohe Leuchten der eigenen Augen schauend.

Und dann wanderten sie, militärisch Schritt haltend, die Straße entlang. Die mädchenhafte Gestalt der Frau, mit einem hellblau- und weißgemusterten Waschkleid sehr anmutig bekleidet, und die des kleinen Jungen im gestreiften Matrosenkittel neben ihr, waren nicht ohne weiteres als Mutter und Sohn erkennbar.

Doris hielt man immer für etwa neunzehn oder zwanzig Jahre, während sie sich mit ihren fast vierundzwanzig schon würdig vorkam. Ihr Gesicht war so fein, alle Züge von einer merkwürdigen, durchgeistigten Lieblichkeit, wie bei Frauen, die in reinen Gedanken viel innerliches Leben haben. Und wen sie anlächelte, dem wurde es hell im Gemüte. Werner aber glich seinem Vater. Er hatte denselben rötlich-blonden, etwas gekrausten Haarschopf; dieselben braunen Augen, deren dunkle Iris wie mit Goldpünktchen gesprenkelt schien, was ihnen etwas Flimmerndes gab, das zuweilen als Unruhe wirkte; dieselbe leicht gebogene und vorspringende Nase, die im Gesicht des Vaters kühn, in dem des Knaben drollig-keck aussah.

Die Straße lag weitab vom Mittelpunkt der norddeutschen Stadt, die ohne besondere charaktervolle Merkmale, durch ihr reges Leben und viel Industrie, fast aussah, als könne sie Anspruch auf den Rang einer Großstadt machen. Sie hatte noch ein ziemlich frisches Gesicht, diese Straße, war mit jungen Linden bestanden und verlief sich an ihrem einen Ende ins freie Feld, mit ihrem andern stieß sie hinein in die Vorstadt, dem Wohnviertel angenehm Begüterter, die ihr eigenes Haus im Rahmen kleinerer oder größerer Gärten halten konnten. Je mehr man sich der Stadt selbst näherte, desto älter wurden die Hausgesichter, desto schattenvoller die Gärten. Vereinzelt mischten sich auch schon Häuser mit zwei und drei Stockwerken in die Reihe der Villen. Und dort hatte die verwitwete Frau Oberst von Siebold eine Wohnung genommen. Drei Treppen hoch. Teils weil sie nicht andere Leute über ihrem Kopfe herumtrampeln haben möge, wie sie sagte. Dann aber auch aus wirtschaftlichen Gründen. Sie bezog nur die Pension einer Majorswitwe; der „Oberst" war lediglich der Abgangstitel ihres Gatten gewesen. Er wäre wohl in der Titulatur noch weiter gekommen, gleich so vielen alten z. D.-Kameraden. — Sein Tod hatte ihn ereilt, als er sich schon ausrechnen konnte, wann ihm der „Generalmajor" zuteil werden würde. Das eigene Vermögen der Frau war nicht erheblich. Mit Pension und Zinsen konnten sie und ihre Tochter gerade schicklich leben; besonders auch, weil Malide durch Stundengeben bis zum Ausbruch des Krieges Geld für ihre persönlichen Ausgaben verdiente. Sie war eine tüchtige Geographin und erteilte an einer Mädchenschule in dieser Materie Unterricht. Als der Krieg ausbrach, meldete Malide, aus eigenem Trieb und von der Mutter darin leidenschaftlich bestärkt, sich zur Verwundetenpflege. Ausbildung und Anfangstätigkeit hielten sie noch bis zum Februar hier fest. Aber nun arbeitete Malide schon lange Monate in Frankreich.

Vielleicht hätte die Schwiegermutter nun zur Schwiegertochter hinausziehen sollen; jede der beiden Frauen war so einsam. Und das Übermaß der Ereignisse an den Fronten, die immer mehr empfundenen Beschwerden des Lebens in der Heimat wollten doch seelisch verarbeitet werden. Aber keine von beiden dachte daran, solche Vereinigung in Vorschlag zu bringen. Die eine war von dem unbändigsten Unabhängigkeitsbedürfnis; die andere liebte einsame Stunden, weil ihr in ihnen der ferne Mann am ausschließlichsten gehörte.

Als Doris treppan stieg, dachte sie: ‚Mutter wird außer sich vor Freude sein! Und vielleicht findet Mutter mich wieder lau.' — Aber Doris wußte es von sich, sie konnte nicht in so starken Tönen, nicht in so flammender Weise ihre Empfindungen äußern. Mutter hatte eben dies außerordentliche Temperament. Doris gestand es sich kaum selbst: ganz heimlich fürchtete sie sich etwas vor ihrer Schwiegermutter. Nicht in der gewöhnlichen Art. O nein. Zwischen ihr und ihres Mannes Mutter schwälte keine mit elektrischem Stoff über-

sättigte Atmosphäre, die jeden Augenblick zu unberechenbaren Entladungen führte. Auch arbeitete man nicht gegeneinander mit tausend kleinen Nadelstichen.

Noch weniger verlangte die Mutter nach Einfluß und zeigte nie das Begehren, daß Doris sich ganz und gar in das Sieboldsche Familienschema hineinpressen lassen solle. Sie brauchte ihre Suppen nicht nach den Sieboldschen Küchentraditionen zu kochen, und Reden wie „bei uns machte man dies so und das so" kamen niemals vor. Die alte Frau war ohnegleichen in der Unbefangenheit ihres Herzens und in der freien Vorurteilslosigkeit, mit der sie jedermann, ohne zu kritisieren, sich sein Teil Leben nach Belieben einrichten ließ. Was Doris auf irgendeine unbestimmbare Weise fürchtete, war das Starke, das Übermächtige in ihr. Man hatte immer das Gefühl neben einer nur lose angebundenen Löwin zu sein. Zugleich aber liebte Doris diese ungewöhnliche Frau mit all der stillen, zähen Kraft, die man ihr vielleicht gar nicht zutraute. Liebte sie schon um ihres Gatten willen, der wahrscheinlich außer sich geraten wäre im Gedanken, daß diese beiden ihm so teueren Frauen einander nicht verständen. Sie empfing auch Liebe. Das fühlte sie genau.

Und konnte es gleich wieder bei der Begrüßung spüren. Kaum daß Doris die ihr öffnende Lotte fragte, ob Frau Oberst schon aufgestanden sei, so rief die laute, fast männliche sonore Altstimme: „Ja, ja, ja!" Der Klang kam aus der Tiefe des kleinen Korridors her, und schon ward auch die froh und energisch Bejahende sichtbar, in ihrer unzerstörbaren stattlichen Haltung. In einem uralten Morgenrock von unklarer Farbe kam sie heran und trug ihn, als sei er ein rauschendes Festgewand. Doris wurde umarmt und Werner dann mit kraftvollem Schwung auf den Arm genommen, wozu er mit seinen vierundeinhalb Jahren eigentlich schon zu groß und zu schwer war.

„So hat Malide auch dir geschrieben? Natürlich! O Gott — nicht wahr — solche Freude! Doch noch — doch noch — keine Hoffnung hatt' ich mehr — aber auch gar keine — ihre Haare — hast du es wohl gesehen — die ersten Silberfäden an den Schläfen — —"

Die Bewegung übermannte sie. Sie setzte den Knaben wieder auf den Boden nieder und drückte die Fäuste gegen die Augen. Tränen wollten hervorbrechen. Sie wünschte sich zu fassen.

Doris stand ohne Verständnis. Was meinte denn die Mutter?

„Ich dachte schon: wenn Malide auch Doris schrieb, kommt sie gleich gelaufen. Ich kenne doch das Gemüt unserer Doris. — Aber so kommt doch! — Lotte, den Blechkasten!"

Das Wort ‚Blechkasten' hatte zaubrischen Klang für Werner. Dieser interessante Behälter stand in der kleinen Speisekammer, und etwas war für sein Mäulchen immer darin: ein Bruchstück Schokolade, ein Rest Kuchen oder ähnliches. Er schloß sich Lotte an, dem sehr jungen Dienstmädchen der Großmutter, die viele Lotten verbrauchte, manchmal zwei in einem Jahr. Zwar war sie die fürsorglichste Herrin, und alle Lotten hatten es gut und liebten die Frau Oberst. Aber dann kam immer einmal ein Tag, wo die Ungeduld mit irgendeiner Unzulänglichkeit der alten Dame bis über den Kopf hinauf kochte, und der bisherige Friede löste sich in Tränen und Zorn auf.

Von ihrer Schwiegermutter mit dem rechten Arm umschlungen, wurde Doris in das Wohnzimmer förmlich hineingeschoben. Dort stand noch das Teegeschirr auf dem Tischchen am Fenster. Denn die alte Frau ließ nicht erst das Frühstück zierlich auftragen, sondern nahm es gleich vom Teebrett, was ihrem Morgenimbiß immer etwas Wirtshausmäßiges gab. Aber woher sollte sie die Zeit nehmen, in Seelenruhe und mit Hingabe an den Genuß zu frühstücken? Vor allen Dingen jetzt, wo man immer vor Ungeduld außer sich war, und es keine wichtigere Angelegenheit gab, als die Lesung der Morgenzeitungen! Man hatte kaum Muße Staub zu wischen — was man dem Zimmer, seit Malide das Haus verlassen, auch durchaus ansah; keine Stimmung hatte man, Lotte anzuleiten. Alles war so gleichgültig. Es gab eben nur das eine.

„Wirklich, keine Hoffnung hatt' ich mehr! Und mehr war ich erbittert, als ich es je merken ließ. Und du weißt, Doris, mich beherrschen ist ja eben meine Sache nicht! Aber in dieser mußte ich es wohl! Es hätte

Malide gedemütigt, ihr weh getan. Meiner stolzen Malide. — O Gott, nein — bin geradezu Komödiantin gewesen, tat immer, als sei's mir gerade so recht. — Ach und verzehrte mich in dem Wunsch . . . Du bist auch Mutter, Doris. Möchtest du unserm Werny nicht die Sterne vom Himmel holen?"

Sie setzte sich erschöpft in die Sofaecke, beugte den Kopf auf die Lehne und weinte nun wirklich über ihren dort zusammengefalteten Härden.

Doris stand ratlos. Soviel spürte sie, daß die alte Frau von ganz anderen Dingen sprach. Daß irgend etwas, das Malide angehe, sich ereignet habe. Und auch, daß da Freudentränen geweint wurden. Wann weinte die Mutter denn einmal? Nicht als Sohn und Schwiegertochter getraut wurden; da stand sie mit erhobenem Haupt in der Kirche und sah den Leuten mit funkelnden Augen ins Gesicht, als wolle sie jedermann fragen, ob man schon ein schöneres und glücklicheres Paar gesehen habe. Nicht als der Sohn ins Feld zog. Da glühte sie vor Begeisterung und verwünschte ihr Alter, das sie hindere, noch mit dem Roten Kreuz hinaus zu ziehen, und bewunderte den Sohn in seinem grauen Rock. Und doch hatte auch Doris in diesen großen, braunen, flimmernden Augen Tränen gesehen. Damals, als Werner geboren war. Als die immer von Lebensenergie erfüllte, etwas laute alte Frau sich mit äußerster Vorsicht über sie neigte und sie unbeschreiblich innig küßte, als müsse sie ihr für den Enkel danken. Diese Tränen ergriffen Doris auf das tiefste.

Und nun war sie ganz beklommen und besorgt, die Mutter sich solcher Erschütterung hingeben zu sehen. Der alte Körper war durchaus brüchig. Nur ein starker Wille trotzte ihm die Bewegungen und die Lebhaftigkeit der Frische ab. Ganz sachte traute sie sich heran und strich das grauweiße, starke Haar, das am Hinterkopf in einem dicken Knoten zusammengewickelt war — um so rasch und so einfach als möglich mit seiner Ordnung fertig zu werden. Die Weinende fühlte die zärtliche Hand und richtete sich sogleich auf.

„Ja meine süße Doris!" sagte sie, all die leidenschaftlichen Gedanken und Empfindungen, die Doris noch gar nicht erraten konnte, bestätigend. „Und daß du gleich kamst, freut mich. Nicht wahr? Das dürfen wir sagen — ohne Voreingenommenheit — er wählte gut!"

„Mutter — wenn ich nur wüßte? Was meinst du, wovon sprichst du?"

„Du weißt nicht? Ja weshalb bist du denn? — — Es muß ja wohl fast ein Wunder geschehen, daß du dein Morgenprogramm . . . Hat dir Malide nicht geschrieben?"

„Nein. Aber mein Mann — Mutter — Mutter, denke dir: er kommt!"

Die alte Frau stand auf, jäh, hoch, wie es nun einmal ihre Art war, sich in der Überraschung zu bewegen. Über ihre charaktervollen, etwas großen Züge ging das Leuchten einer grenzenlosen Freude.

„So kann er die Tage mit uns erleben! Mein Gott, wieviel Glück! Wann? Wie lange? Nun, er hat auch endlich einen kleinen Urlaub verdient! Welch eine entzückende Fügung! Gerade jetzt — —"

„Nicht auf Urlaub, Mutter. Er kommt zurück. Seine Gesellschaft hat ihn reklamiert — als unabkömmlich . . . Er bleibt bei uns — denke doch was das heißt: wir brauchen ihn nicht zu verlieren. Er ist aller Gefahr entrückt."

„Unabkömmlich," wiederholte die Mutter langsam.

Das Leuchten auf ihrem Gesicht losch so plötzlich aus, ihr ganzer Ausdruck veränderte sich so sehr, daß Doris erschrak.

Sie starrten einander an. Wortlos. Viele Sekunden lang.

Und die junge Frau lebte noch einmal all die bangen, langen Stunden schlafloser Nächte durch. Ihre Phantasie erwachte dann und sah den geliebten Mann in jener Umwelt, die sie sich nach seinen Schilderungen ausmalen konnte. — Eisige Starrheit füllte die windstille, nächtliche Luft. Die ungeheure Ebene lag in der kalkigen Bleichheit des Schnees. Eine bewegliche, dunkle Linie zog sich irgendwo durch diese weiße Öde. Die Unendlichkeit verschlang die geringen dumpfen Laute der Marschtritte. Das fürchterliche Schweigen drohte, als sei es der Tod selbst. Einmal hatte sich diese Linie durch Trümmer eines Dorfes bewegt, die unter dicken Schneelasten schon halb begraben waren. Nichts Lebendiges regte sich dort mehr, und Unterkunft,

Nahrung und Wärme zu finden war unmöglich. Weiter hieß es — weiter. — Und wer wollte sagen, ob man nicht die Richtung verloren habe. — Die unübersehbaren weißen Gelände ringsum wurden unfern von der Nacht verschlungen, gingen, wie von ihr hinweggetragen, in Dunkelheit über. Wie lange wanderte man schon? Und wanderte. Tag und Nacht und Nacht und Tag, abgeirrt von der Division. — Und wenn der blasse Tag sich aus dem Grauen der Nacht gebar, fehlte der und dieser. Die weiche, stille Rast im Schnee hatte Todmüde gelockt, sich hinzuwerfen. — So schob sich die dunkle Linie durch die weißen Gefilde weiter, schon stumpf vor Hoffnungslosigkeit, bis in der Nacht, nah neben den Dahinziehenden, Kreuze erkennbar wurden. — Viele. — Auf dem einen deckte ein Helm die Spitze des Kreuzes, um die birkenen, bleichen, gefleckten Querhölzer eines anderen hing der Überrest von Tannenzweigen, die einmal ein Kranz gewesen sein konnten. Wegweiser grauenvoller Art, die zeigten, daß sie auf der rechten Straße dem Kriege zuwanderten — froh begrüßt — im fürchterlichen Widersinn der Zeit. Und fast zugleich blitzte voraus ein Lichtpunkt auf. Und durch die Unendlichkeit des Schweigens fuhr ein dumpfer Riesenton und rollte wie Donner aus — —

Buntere Bilder malte die Phantasie zu anderen Zeiten aus, nicht minder drohende. — Da war ein roh zusammengefügtes Blockhaus, von Erlengestrüpp, das schon im Sumpf wurzelte, kaum verborgen; ein schmaler, von Schilf und Reisern umbuschter Pfad, über den an vielen Stellen der Schlamm oder das schwarze Wasser wegkroch. — Dieser seltsam unheimliche Schlamm, der manchmal Blasen warf, als gäre in seiner Tiefe irgend etwas Entsetzliches. Und in der schwülen Luft kreisten Schwärme von Stechfliegen. Jeder Nerv war schlaff wie eine ermattete Saite, und mußte sich doch in unendlicher Wachsamkeit spannen. — Und wer sich aufrecht am hellen Tage den Pfad entlang traute, um von der nächsten, größeren Insel im Sumpf das Essen und Wasser zu holen, tat es in Gefahr des Lebens. — Und es war eine schwere Stunde für sie alle gewesen, als das heranzischende Geschoß aus russischem Gewehr zwei liebe Kameraden niederstreckte, deren sterbliche Reste sie dem Sumpf nicht hatten entreißen können. — — Oh fort nur — fort mit diesen Bildern und Ängsten —

„Unabkömmlich," wiederholte die alte Frau.

Nun mußte Doris begreifen: das war der Ausdruck, war die Stimme der Enttäuschung.

Sie fiel der Mutter um den Hals.

„Gönnst du es mir nicht, daß ich ihn wieder haben soll? Sieh, Mutter, du selbst — nun kannst du ruhig schlafen — wir werden ihn nicht verlieren."

Aber die Mutter stand wie aus Holz geschnitzt. Stumm, unbeweglich. Eine Falte des Zornes auf der Stirn, eine Flamme in den großen Augen. Das ganze, vielgefurchte Gesicht von hartem Nachdenken geprägt.

„Und er! Denke: seit einem Jahr — fast dreizehn Monate sind es — und vor wenig Tagen ist er sicher noch bei Nowo-Georgiewsk dabei gewesen. Viel Großes, Furchtbares, Herrliches hat er erlebt, hat beide Eiserne Kreuze. — Und weißt du noch, was wir litten, als er verwundet war und im Feldlazarett lag und nachher nach Tarnowitz kam und uns verbot zu ihm zu reisen, weil er glaubte, sehr rasch wieder an die Front zu kommen. — Und eine Angst bleibt es doch mit der Kugel, die man nicht herausnehmen konnte. Wer weiß, ob es wahr ist, daß sie ihn kaum geniert. — Nun kann er sich besser pflegen lassen — wenn auch wohl kaum ausruhen. Gönn' es ihm — gönn' es mir, für ihn sorgen zu dürfen — —"

Sie bettelte fast. Denn der starre Ausdruck und das lodernde Auge ließen es sie erraten: die Mutter in ihrem heldischen Sinn wußte den Sohn lieber im Kampf als daheim in Sicherheit.

„Und Katte?" fragte die alte Frau endlich kurz und hart. In ihr war der Verdacht, daß Doris die zärtliche, schwächliche, laue Doris gar irgendwie auf diese Wendung hingewirkt habe. Aber nein! Das wies der Verstand denn doch zurecht. In Deutschland haben weiße Frauenfinger nicht die Macht und Kraft, in militärische Dinge hineinzuspielen.

„Er schreibt mir kurz. Ich habe dir den Brief mitgebracht.“

Die Mutter machte eine abwehrende Handbewegung. Sie wünschte nicht die Zärtlichkeiten zu lesen, die ihr Sohn seiner Frau schrieb. Doris kannte sie darin. Wußte aus nun schon mehrjähriger Erfahrung, daß all dieses leidenschaftliche Wesen tiefinnerste Keuschheiten und Weiblichkeiten barg.

„Der Brief ist wirklich für uns alle,“ versicherte sie. „Katte freut sich, dich, mich, Werny und Haus und Garten wiederzusehen; er hatte sowieso auf Urlaub gerechnet, wenn sie in Polen fertig sind. Sein Brief ist noch vor dem Fall von Nowo-Georgiewsk geschrieben, den er als bevorstehend anführt; er meint auch, Brest-Litowsk werde sehr bald fallen. Er schreibt nur kurz: ich muß mich eben dahin stellen, wo das Vaterland mich braucht. Die Fabrik ist schon in Umbau. Sie sollen Nitroglyzerin machen ...“

Nun schritt die alte Frau hin und her. Und sprach dabei herunter vom Herzen, was es erregte. Sie hatte ja immer ihre ganz sicheren Meinungen und Urteile und wußte genau, was der Generalstab, was die organisatorischen Stellen im Reich hätten tun und lassen sollen. Sie fand, daß die Industrie von älteren Männern geleitet werden könne. Daß man einen so hochbegabten Führer wie ihren Sohn seinen Leuten nähme, sei höchst verkehrt. Und was sie selbst anbelange, so könne sie es kaum ertragen, daß ihr einziger aus der Reihe der Aktiven ausscheide. Für sie gäbe es jetzt nur eines, was die Nerven beruhigte und das Gefühl sättigte: jede kräftige Faust schlägt zu — — Und sie schloß: „Soll mich wundern, wie er's aushält. War nicht jeder Brief, den er schrieb, wie ein Rausch von Mut und Stolz und Kraft?! Er war glücklich. Ganz und gar. Lebte auf der Höhe des Daseins. Nun soll er als still arbeitender Bürger hinter der Front sich zufriedenfühlen? Anstatt unmittelbar sich dem Feinde entgegenzuwerfen, soll er sich alle Tage moralisch stärken mit dem Gedanken, ich helfe mittelbar ihn besiegen? Das wär' nicht meine Art!“

Doris aber wußte, daß ihr Mann nicht von seiner Mutter Art sei! Trotzdem er ihre Augen und ihre Züge hatte. Wie konnte die Mutter sich so täuschen! Sie sah es doch, wie dem Sohn ein reizendes, wohlgepflegtes Eigentum heiß ersehnt gewesen, wie er die Zierlichkeit von Haus und Garten genoß. Wie er immer bestrebt war, sein und der Seinen Lebensformen völlig abweichend von denen der Mutter zu halten. Seiner Eltern Schicksal war gewesen, alle paar Jahre die Garnison zu wechseln. Man war nirgends daheim. Das hatte den Lehrgang des Knaben so mühsam und seine Jugend unruhig gemacht. Der Mutter aber war's gerade recht so gewesen. Sie liebte die Veränderung und war in keinem Regiment und keiner Stadt heimisch geworden.

Aber das mochte Doris nicht alles vorbringen. Sie sagte nur, ein wenig bedrückt, weil sie für ihre Vorfreude gar kein Echo gefunden hatte: „Ich hoffe doch, daß solche Tätigkeit in seinem eigentlichen Beruf ihn befriedigt.“

„Sein eigentlicher Beruf!“ rief die Mutter heftig. „Der wär' Soldat gewesen! Und gar nichts anderes. Wie sein Vater, sein Großvater und dessen Väter. Das steckt den Siebolds im Blute.“

„Ich dachte ...“ aber Doris begriff schon, daß sie im Zuge gewesen war, etwas Ungeschicktes zu sagen, und schnitt sich das Wort ab.

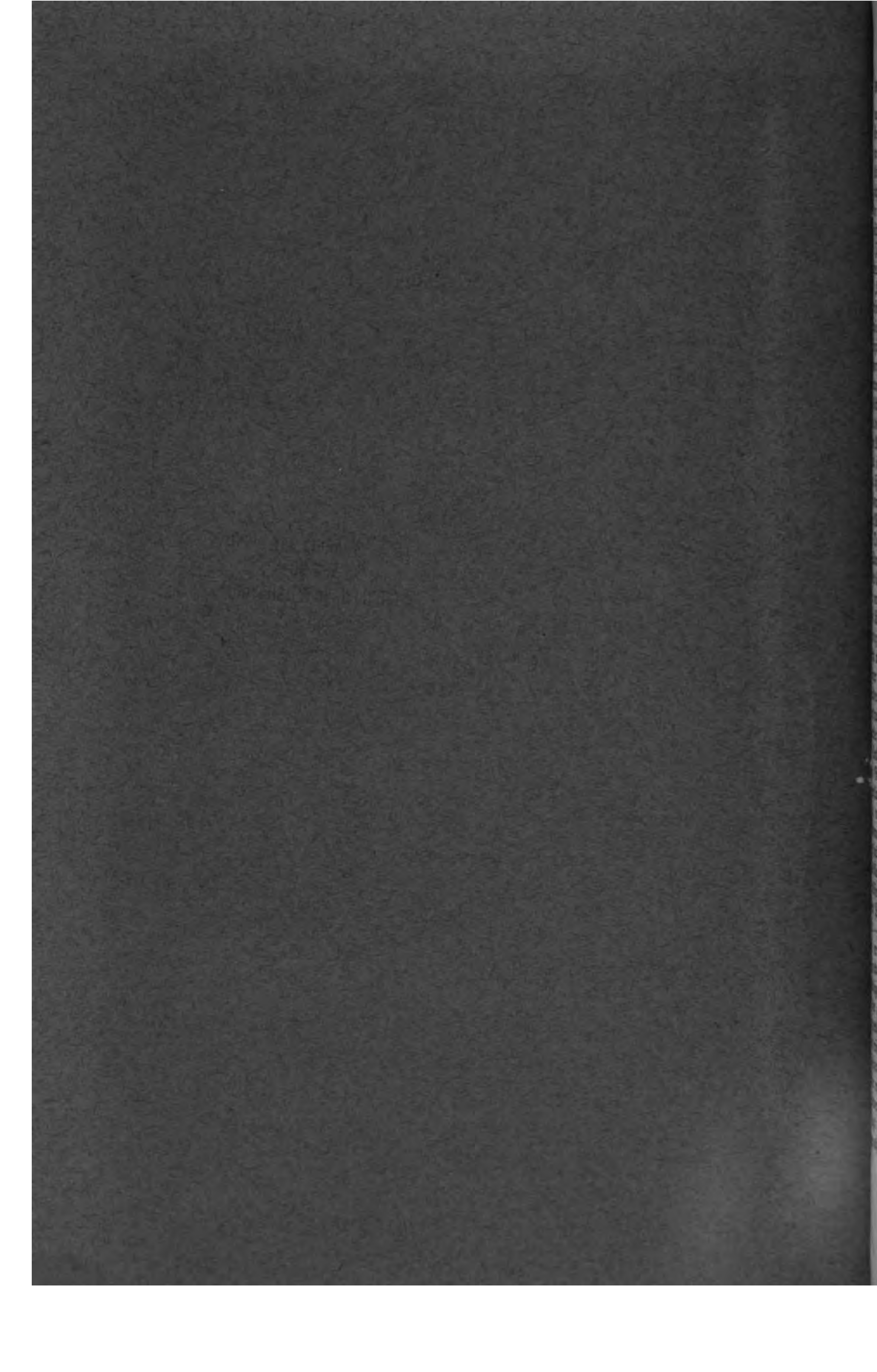
„Du dachtest,“ sprach die alte Frau plötzlich mit objektivster Ruhe, „daß das Soldatenblut in meinem Manne schon ein wenig verwässert gewesen sein möchte, da er es nicht weit gebracht hat? Aber ich will dir was sagen: das lag an mir.“

Doris wußte es. Ihr Gatte erörterte zuweilen, wie Söhne tun, Schicksale, Entwicklungen und Wesen seiner Eltern. Ihre Kenntnis zu verraten, konnte ihr natürlich nicht beikommen. Sie errötete vor Verlegenheit im Gefühl des Wissens.

„Wir waren ja 'ne kleine Ewigkeit verlobt. Zwei Jahre vor dem Krieg fing die Brautschaft an; mein Siebold war noch Sekondeleutnant. Aber dank dem Krieg ging's ja noch rascher als in andern Zeiten. Siebenundsiebzig konnten wir heiraten. Da war Siebold glücklich Hauptmann geworden. Schon als Braut hatt' ich's sauer. Spürte, daß die frühe Verlobung der Kommandeuse um so ärgerlicher war, als 'ne wohlhabende Nichte ein Auge auf Siebold



Frühling. Gemälde von Prof. Franz Hoch



warf und der Kommandeur seine jungen Herren gern nach Geld heiraten sah. Obendrein war ich ja ebenso alt wie mein Verlobter, also zu alt. Daß ich schon damals nicht die war, vor der Kommandeuse und den Hauptmannsfrauen mich schmeichlerisch zu bücken, kannst du dir denken!"

Ja, das glaubte Doris ohne jeden Beweis. Und sie mußte in sich hinein lächeln.

„Na — um mich nicht in ihrem Damenkreise haben zu müssen, biß die Kommandeuse meinen Bräutigam 'raus aus 'm Regiment. So wurden wir getrennt. Aber wenn man gehofft hatte, daß Siebold mir untreu werden solle, so hatte man sich getäuscht. Wir hielten aneinander fest. Grad' als die beiden Sterne denn endlich in nächster Nähe waren, starb auch mein Vater, und ich bekam mein kleines Vermögen in die Hand. Wir heirateten. Keine drei Monate war ich im Regiment, als ich mit der Majorin einen scharfen Krach bekam. — Die Garnison hatte bloß das eine Bataillon. Und je jünger die Stabsoffiziere, desto bedeutender ihre Damen. Leider Gottes verstand ich mich nie und nirgend auf die Kunst, den vorgesetzten Damen mit Honig zu dienen, wenn meine Galle gereizt wurde. Herrgott — das war oft ein Ärger — löste sich bei mir aber meist in Lachen. — Vielleicht hätt' Siebold mal auftrumpfen sollen. Vielleicht war ich stärker als er. — Aber lieb hatten wir uns. — Und wechselten immer wieder wohlgemut die Garnison, denn lange dauerte die Herrlichkeit nirgends. Und hatt' mir immer vorgenommen, wenn ich mal selbst Kommandeuse werde, sollen's meine Damen gut haben, — kam mir und keiner ja zu, dies Regierenwollen und Bevormunden und Kritisieren der jungen Weiblichkeit. Na, aber Pech hatten wir und Pech behielten wir. — Als mein Mann Major wurde, bekam er nicht die erhoffte und in Aussicht gestandene kleine Garnison mit dem selbständigen Bataillon. Sondern wir gerieten in die großen Garnisonen, wo ich Exzellenzendamen in Fülle über mir hatte. Daß das nicht immer glatt ging, glaubst du unbesehen. Ich hatte ja auch schon den Ruf. Wer nicht Schema F ist, wird nicht verstanden, und wer nicht verstanden wird, kriegt alsbald 'n gewissen Ruf. Es kam ja wohl vor, daß jüngere Kameradenfrauen sich fast leidenschaftlich an mich schlossen, aber auch etwas verstohlen. Und mancher Kamerad meines Mannes hängt noch heute treu an mir. Aber doch bin ich eben die, ‚die der Karriere ihres Mannes geschadet hat' — ja, das hing mir an ..."

Nicht die mindeste Wehmut klang mit. In voller Heiterkeit, hoch über ihrem Geschick stehend, erzählte sie und schien fast den Ausgangspunkt ihrer Rede vergessen zu haben. Doris dachte hingerissen: ‚Welch ein freier, wahrer Mensch sie ist.'

„Viel Gutes war aber auch dabei. Was lernte man alles kennen an Persönlichkeiten, Städten, Landschaft. Das gab vollen Ersatz für Reisen, die wir uns doch nicht recht hätten gönnen dürfen. Das häufige Wechseln der Szene war uns so Bedürfnis geworden, daß mich's zum wenigsten nie lange in der gleichen Stadt duldete, auch als wir schon z. D. waren. Du glaubst wohl nicht, wie herrlich sich's an Orten lebt, wo man mit der Einwohnerschaft gar, gar keinerlei Beziehung zu nehmen braucht, wo man ein freier Mensch ist! Aber leider Gottes merkten wir nur zu nachdrücklich, daß Umziehen ein teures Vergnügen ist, wenn einem die Militärverwaltung für den Garnisonwechsel nicht die zukömmlichen, auch immer schon zu knappen paar hundert Mark in die Hand drückt." Sie seufzte ein wenig.

„Daß wir hier hängen blieben, kam ja, weil Katte hier die Stellung fand — durch Vermittlung von Onkel Bärmann — und dann auch Malide — es war noch Glück — konnte hier gleich an der Schule ankommen. Aber putzig ist's schon: Gott weiß wo lebte man, wo rundrum Landschaft und in den Straßen Architektur sprach! Hier ist's banal. Alle Ansätze sind neu. Na, schließlich — ich brauch' keine Landschaft — keine Bauten, keine Menschen, hab' die Welt in mir! Verzeih, süße Doris — es ist deine Vaterstadt — —"

Doris lächelte nachsichtig. Sie wußte ja selbst: der industrielle und wirtschaftliche Mittelpunkt einer Provinz geizt nicht immer nach Sternen im Baedeker.

Die Mutter, einmal in das Betrachten ihres Lebens gekommen, sprach weiter, vergaß, wie Doris doch manches schon oft gehört habe.

„Obgleich wir ja so recht die Enge kärg-

lich gestellter Offiziersfamilien kennen gelernt haben, war's mir doch nicht recht, daß Katte eines Tags mit dem Entschluß ankam, er wolle studieren, als Chemiker Universitätskarriere zu machen suchen. Ich dachte: ‚Wer ein Siebold ist, gehört in des Königs Rock.' Aber 'ne junge Seele vergewaltigen?! Das wär' nicht meine Sache gewesen. Daß uns das finanziell 'n bißchen sauer wurde, hab' ich dir schon mal erzählt. Aber Malide, meine großartige Malide — ja, die wollte gleich das Ihre tun, bereitete sich ab selbiger Stunde zum Verdienen vor."

„Siehst du, Mutter, das drückt mich oft, daß aus der Universitätskarriere nichts geworden ist."

Die alte Frau umarmte Doris tröstend.

„Unsinn. Ihr liebt euch. Damit ist alles gesagt. Das lief anders als vorgezeichnet und gedacht. Aber es lief doch gut. Dem Glücke zu. Was wollen wir mehr. Und Katte hat schon viel erreicht; mehr als andere mit höherem Alter. Wer wird denn gleich mit Achtundzwanzig außerordentlicher Professor? Daß er dann die Stellung hier annahm, damit ihr auskömmlich heiraten könntet, war für seine Liebe kein Opfer. Und nun hat er seine süße Frau und sein Puppenhaus und seinen Konditorgarten und seinen Wer — Herrgott, wo bleibt denn Werner? Lotte ist imstande und läßt ihn den ganzen Blechkasten leer essen —"

Sie eilte hinaus, ließ die Tür offen und rief im Korridor nach dem Enkel. Drinnen hörte dann Doris an den lebhaften Reden und dem Lachen, die zu ihr hereinklangen, daß die junge Lotte sehr umsichtig nur einen Griff in den berühmten Blechkasten gestattet und dann Werner auf das schönste beschäftigt hatte. Mit einer Küchenschürze der Großmutter, gleich einem bis unters Kinn reichenden Schurzfell bekleidet, durfte er in einer Balge voll Wasser Holzstückchen schwimmen lassen, die Kriegsschiffe vorstellten. Daß Lotte mittat und Arbeit Arbeit sein ließ, fand die Großmutter das Selbstverständlichste von der Welt.

Als die alte Frau ins Zimmer zurückkehrte, geriet sie in das volle Sonnenlicht, das erst jetzt hier hereinfiel. Und Doris erschrak. Wie verfallen sie doch aussah, die großgeschnittenen Züge scharf und alt. Das hatten wohl die Aufregungen der letzten Stunden gemacht. Sie glich eher einer Urahne, als der Großmutter eines so jungen Enkels. Spät hatte sie geheiratet; als ihr Sohn geboren ward, zählte sie schon Sechsunddreißig. Überdies war sie körperlich verbrauchter, als selbst bei ihren zweiundsiebzig Jahren natürlich schien, wenn sicherlich auch der vertragene Schlafrock den Eindruck des Alters verstärkte. Die Mühseligkeiten des Lebens, vielleicht auch das nie sich herabmindernde Feuer ihres Temperaments und endlich auch ein verborgenes Leiden, daran man sie nie erinnern durfte, hatten an ihr gezehrt.

Atmete sie nicht kurz? Schien es nicht, als schwanke sie? Doris sprang vom Stuhl am Fenster auf und legte ihren Arm um die Mutter, leitete sie zum alten, großen Sofa und setzte sich dort neben sie. Eine kurze Anwandlung von Schwäche mache sie ein wenig schwindelig, sagte sie, es sei nichts. Gehe gleich vorüber. Aber sie lehnte sich, liebend und hilfsbedürftig, an die junge Frau, die soviel zarter von Gestalt und Zuschnitt war. Doris hatte das Bedürfnis, etwas Teilnehmendes und Mahnendes zu sagen. Obwohl sie zugleich das Überflüssige solcher Redensarten empfand.

„Du mußt dich mehr schonen, Mutter!"

Da fuhr die Mutter auf und war auf der Stelle wieder ganz lebendig.

„Ich bin nicht schwach. Keine Spur. Weißt du, Kind, süße Doris, versteh das: mir war's so bequem alt sein! Das Tagewerk war getan. Ob auf richtige Art — darüber denk' ich nie nach. Jeder handelt nach den geheimen, ihm selbst meist nicht bewußten, ihm eingeborenen Gesetzen. Determinismus nennt man das, Kleine! Auf einfache Weise ausgedrückt: jeder hat sein Schicksal, gemäß seinem Charakter. Was soll ich mir den Kopf zergrübeln, ob der oder jener Schritt richtig war? Wird wohl alles notwendig gewesen sein, Tun wie Lassen. Nun war Stille. So: Abendstimmung. Aber voll Lebendigkeit noch! In Zuschauergenüssen. Der kritische Verstand hatt' sein Plaisier. Man ist aber innerlich alle Stunden gerüstet, die Galerie zu verlassen. Ich war's besonders von da an, wo ich euren Werner im Arm hielt. Nun wußt' ich: mein Sohn war glücklich — sein Nachkomme verbürgte mir: die Fa-

milie hat noch Zukunft. Für Malide hatt' ich resigniert. Sah sie auch so reich in sich, so voll Liebe an euch gebunden. Ich konnte gehen. Da kam der Krieg. Kind — seit dem peitscht mich die Angst. Werd' ich sein Ende erleben? Und wenn das: was wird nachher aus Deutschland?! Wie heilt es seine Wunden aus? Wie wird es den Stolz, das alles gekonnt zu haben, würdig in sich verarbeiten? Werden die andern Völker, die uns beschimpft und bespien haben, dann begreifen, was wir sind? Das ist schrecklich, Doris. — Dies alles erleben dürfen und nicht wissen: was wächst daraus hervor? O mein Gott, ich gehe zu Bett mit dem Gebet: laß mich nicht vorher sterben! Ich wache auf mit der Bitte: ‚Spende mir noch ein paar Jahre Gott' — nie war er sehr gnädig mit mir — das müßte er mir gönnen. Oh, mit den Fäusten möcht' ich an den Pforten der Zukunft rütteln und schreien: Öffnet euch mir! Laßt mich einen Blick voraus tun — einen nur, einen über die Grenzen meines Lebens hinaus ..."

Sie bebte, ihre Stimme war heiser.

„Mutter!" flehte die junge Frau und kämpfte mit Tränen. Die tragische Gewalt dieser Altersempfindung ergriff sie. Und sie erkannte auch das Verzehrende darin, spürte, daß gerade diese Leidenschaft, die sich ans Leben klammerte, es gefährdete. Stürzte sich denn dies feurige Wesen, das wirkte wie die letzten hohen Flammen auf einem niederbrennenden Bau, von einer Erregung in die andere? Doris' Gedanken suchten nach Ablenkung. Ja recht — was war denn mit Malide?

„Als wir kamen, Mutter, dachtest du, es sei wegen Malide. Was ist denn mit ihr?"

Ein Lächeln hellte die von monumentalen Furchen durchmeißelten Züge langsam auf. Verklärung legte sich über ihr Gesicht. Es gewann den Ausdruck einer fast scheuen, wundervollen Freude.

„Malide hat sich verlobt!" sprach sie sanft.

Ja, das war nun eine Überraschung! Die brachte auch für Doris starke Bewegung mit. Denn wenn sie und ihr Gatte in ihrem herrlichen Glück mit Kind und Heim noch für irgendeinem Menschen Liebe und Wünsche übrig hatten, war es gewiß, nächst der Mutter, für Malide. Nie konnte man es genug rühmen und ihr vergessen, daß sie gearbeitet hatte und auf Jungmädchenfreuden verzichtet, um als Lehrerin zu verdienen, damit des Bruders Studium und Laufbahn von den Eltern ermöglicht werden könne. Aber diese Tat war ganz in Malidens Linie. Ihr freundlicher Ernst, die Ausgeglichenheit ihres Wesens, vielleicht geworden an der stürmischen Mutter, aus der Wirkung der Gegensätzlichkeit, machte ihre Persönlichkeit jedem wert, der ihr näher kam. Und oft genug hatte Doris sich förmlich erbittert darüber ausgesprochen gegen ihren Mann, wie unbegreiflich es sei, daß Malide keinen Bewerber fände. Aber es waren eben die Jahre, wo ein neuer, nicht recht mit Namen zu benennender Götze in Deutschland Macht gewonnen hatte. Geld sollten die Mädchen haben, denn nur die Seltenen und Hochgesitteten nahmen die Last einer Familienbegründung auf sich, unter keinem andern Stern als dem der Liebe. Wenn Malide nur Vermögen besäße ... Ja, so hatte sie hinter Malides Rücken oft gesprochen. Die stolze und zufriedene Haltung der unverheiratet Bleibenden verbot mit ihr selbst jedes Gespräch über Hoffnungen und Enttäuschungen.

Nun mußte die Mutter erzählen. Und es war wunderbar zu beobachten, wie sich ihr Gemüt dabei beruhigte, sich ihr ganzes Innere löste und gleichsam hinüberglitt in einen Zustand der verklärten Genugtuung. Sie hatte auch schon vom künftigen Schwiegersohn einen Brief; der lag Malidens ausführlichem Bericht bei. Doris mußte lesen ... Nein, sie sollte lieber hören. Offenbar wollte die Mutter den Genuß des lauten Vorlesens haben.

„Hochverehrte gnädige Frau!

Ihre liebe und edle Tochter wird Ihnen schreiben, daß wir uns gefunden haben und daß uns in dieser furchtbaren Zeit, am Rande des Kriegs, ein stilles, ernstes Glück erblühte. Indem ich mir die Ehre gebe, bei Ihnen mich um die Hand Malidens zu bewerben, erlaube ich mir zugleich einige Auskünfte über meine persönlichen Verhältnisse zu geben. Ich war bei Kriegsausbruch Brigadeadjutant, und mein damaliger Vorgesetzter Generalmajor von Fahrenkrug wird Ihnen sicher jede von Ihnen

etwa gewünschte Charakterisierung meiner geben. Als nunmehr einziger Sohn meiner Eltern — meine beiden Brüder sind gefallen, der eine bei Tannenberg, der andere bei Ribécourt — bin ich sicher, daß meine Verbindung mit der Tochter einer so alten preußischen Offiziersfamilie ihren freudigen Segen finden wird. Ihr Vermögen hat uns Brüdern von jeher das Gefühl gegeben, daß wir bei der Wahl einer Gattin ganz auf die Stimme des Herzens hören dürften.

Und wie dankbar werden meine Eltern der Frau sein, deren Pflege ich mehr noch als die Wiederherstellung von zahlreichen Wunden verdanke; die meine, von unerhörten Erlebnissen aus den Fugen gekommene Seele fest und liebevoll zur männlichen Selbstbeherrschung zurückzuführen verstand.

Aus Dankbarkeit auch ist meine innige Neigung geboren. Gibt es ein heiligeres Werden für Liebe? Ich kann mir keinen Schritt ins Leben mehr vorstellen, ohne Malidens Geleitschaft.

Die Antwort auf diese meine Werbung hoffe ich mir in etwa zwei Wochen selbst zu holen. Ein Urlaub zur Vollendung der Genesung ist mir bewilligt; sobald ich meine Eltern besucht haben werde, eile ich zu Ihnen, wo dann auch Malide eingetroffen sein wird.

Ich küsse Ihnen die Hand, meine gnädige Frau, und bin

gehorsamst der Ihrige
Koler von Kolershoff."

Nach einer kurzen Pause fügte die Mutter noch halblaut hinzu: „Raimund heißt er — ja — Raimund."

Indem sie das aussprach, klang ihre Stimme zärtlich. Ihr Frauenherz vergegenwärtigte sich, wie unbeschreiblich teuer dieser Name ihrer Tochter nun sei. Was unter dem Schutt des Lebens tief verborgen gelegen an Erinnerungen der Jugend, an eigene Liebestorheit und Liebestiefe, rührte sich und schüttelte endlose Jahre ab und stand klar da.

Auch Doris hörte mit Andacht. Der Brief gefiel ihr wohl. Aber es war wie ein Aufhorchen in ihrer Seele — und sie wiederholte es sich stumm: ‚aus Dankbarkeit' — vielleicht hat Liebe tausendfältigen Wurzelboden. Und jede erwächst aus einem andern — — Die Stimme der Mutter tönte wieder in diese ihre huschenden und schon verklingenden Gedanken hinein und forderte Aufmerksamkeit.

„Daß mir das noch geworden ist! Immer wenn ich mein schönes, wertvolles Kind ansah, fraß mir das am Herzen. Wie eine taube Blüte sollte sie abwelken?! Und Jahr um Jahr ging hin. Meine Träume für sie wurden ja bescheidener — wie Mutterträume werden. Nur geliebt wollte ich sie sehen, begehrt — nicht achtlos übergangen. — Das peitschte mich wie Demütigung. Ich, ich empfand das schwerer als sie selbst. Alle Männer beleidigten mich, weil sie Malide nicht sahen ... Und sie wuchs hoch in die Zwanzig hinein. Der dreißigste Geburtstag kam — und bald danach die weißen Fäden im dunklen Haar an ihren Schläfen — das ist ja in meiner Familie: das frühe Weiß. Bitterlich zu sehen war's mir, daß Malide das erbte. Es machte sie früh alt — ich litt, ich verfluchte diese weißen Haare, die sich so wunderlich kleidsam, aber so als Male der Resignation in ihr schönes Haar mischten. — Und nun, nun doch noch! Ich selbst habe ja erst mit fünfunddreißig heiraten können. Nun wird's Malide noch ein Jahr jünger dürfen. Nicht zu spät, um glücklich zu sein ... Vielleicht wollen sie noch in dem Urlaub, den beide haben, eine Kriegstrauung vornehmen. Und seltsam wiederholt sich's wie bei meinem Mann und mir: sie sind gleichaltrig."

Nach und nach hatte sie sich wieder in einen völligen Aufruhr ihres Herzens hineingeredet. Das sah die junge Frau voll Angst. Viele Fragen brannten ihr noch auf den Lippen, und gern hätte sie ihren Anteil an diesem Familiengeschehnis ausgekostet; nach Frauenart, sich all den Wichtigkeiten der Nebenumstände hingebend, sich neugierig am Einzelzug ergötzend und tiefes Mitfühlen vermengend mit der Erörterung von Wenn und Aber.

Mutter muß Ruhe haben, sich im Schweigen besinnen und erholen! Das drängte sich Doris auf. Sie entschloß sich zum Gehen.

Und wie sie nun in all ihrer erlesenen Lieblichkeit, jung und mädchenhaft, frisch im hellen Kleide vor der alten Frau stand, wallte in dieser Entzücken auf. Sie war überglücklich. Selbst die ihr unheroisch erscheinende, von ihr nicht gebilligte Rück-

kehr des Sohnes aus dem Felde trat für einen Augenblick zurück in ihren Empfindungen. Die hier gegenwärtige Doris mußte nun all die Glückseligkeit der Mutter an sich allein richten lassen. Unter heftigen Umarmungen, heißen Worten und stürmischen Küssen wurde sie entlassen. Wenngleich viel davon dem fernen Sohne, der Tochter und dem noch unbekannten Schwiegersohne galt, so wußte Doris sich doch auch ehrlich geliebt.

In einem wunderlichen Zustand kehrte sie heim, ihren Knaben an der Hand, der fest im Fäustchen einen von Lotte geschenkten zusammengeknüllten Bindfaden hielt, dessen mögliche Verwendbarkeit ihn dringlich beschäftigte, so daß er ganz stumm war. Seine junge Mutter merkte es nicht. Sie war in unklaren, einander widerstreitenden Gedanken. Geringschätzung von seiten ihrer Schwiegermutter hätte sie nicht ertragen. Deren Liebe war auszeichnend, ganz gewiß. Wie es immer die Neigung von Menschen ist, die sich selten anschließen. Und eine großzügige Persönlichkeit war sie, die man bewundern mußte, schon weil ihr jede Kleinlichkeit fehlte und jede Ungerechtigkeit und weil sie niemals mit Ansprüchen auftrumpfte, vielmehr von einer geradezu erstaunlichen Selbstlosigkeit war. Und doch, wie kam es, daß man immer voll Unruhe war, wenn man von ihr ging? Weshalb hatte man immer das Gefühl, daß sie eigentlich weder in ihre eigenen Lebensverhältnisse hineinpaßte, noch in irgendwelche anderen, die man sich zuweilen für sie ausmalte? Ihre Wesensmaße waren ungewöhnlich, und es fehlte ihr an der Schmiegsamkeit, sich irgendwie anzupassen. Ganz erstaunlich war auch, wie wenig sie ihre Allernächsten kannte, sie, die durch ihre treffende Menschenkenntnis und die Unfähigkeit diese zu verbergen, überall angestoßen hatte. Sie bildete sich ein, ihr Sohn sei von ihrer Art!

Tausendmal gottlob: nein, er war es nicht! Doris dachte: ‚Wär' er es, nie hätte ich mit ihm leben können — vielleicht nicht einmal ihn lieben!'

Denn sie war eine von jenen Frauen, die an eines festen, beherrschten Mannes Seite in Sicherheit schreiten wollen.

Als das zierliche weiße Haus mit den hellblauen Läden, dem roten Pfannendach und dem bunten Blumengewucher auf der Brüstung der Loggia im Giebel in Sicht kam, umbadet von Sonnenlicht, umgeben von dem noch so offenen, sauberen Garten, da war es Doris, als kehre sie aus einem Sturm in den Hafen zurück.

Und mit frohem Gesicht und rascher Hand öffnete sie die Gittertür.

⌘ ⌘ ⌘

Wie konnte es anders sein, als daß der Heimkehrende mit Kränzen empfangen werden sollte! Doris wählte zwischen vielerlei Plänen. Dem Eichenlaub mußte als Schmuckmaterial der erste Platz gegeben werden, das verstand sich von selbst. Die deutschen Zweige dem deutschen Helden. In der Gewohnheit, den Rühmlichen mit Lorbeer zu krönen, versteckte sich noch die überkommene, vielhundertjährige Abhängigkeit von lateinischer Kultur. Das hatte Katte einmal in irgendeinem Zusammenhang gesagt. Glücklicherweise kam es Doris ins Gedächtnis. Damit waren die anzuwendenden Mittel, aber noch nicht die Formen entschieden. Sollten Haus- und Studierstubentür umrahmt werden mit vielen Metern dickgebundener Girlande? Sollten den Rosenfreund keine Rosen grüßen? Im Garten begannen eben die Hochstämme ihre dritte und letzte Blüte. In Reih und Glied standen sie rechts und links an den überrankten Drahtbögen entlang. Der viele Regen der letzten Zeit hatte ihnen nicht geschadet, und nun, da schöne Tage noch gekommen waren, betätigten sie noch einen wunderbaren Fleiß. Der Garten sollte damit prahlen. Sich seinem Herrn eindringlich ins Auge schmeicheln. Man konnte Rosen kaufen, obschon ihnen dann sicher nicht solche Poesie zu eigen war.

Doris entschied sich. Über der Haustür und über jeder Tür im Erdgeschoß wie oben, wo die Zimmer vorn und hinten im Giebel lagen und rechts und links durch Erkerfenster im roten Dach ihr Licht bekamen, sollte ein schlichter, runder Eichenkranz befestigt werden. In den Räumen selbst aber mußten alle Schalen, Gläser und Vasen voll Rosen sein. Weiße auf dem Speisetisch und der Kredenz. Rosa im Wohnzimmer, wo man nur irgendein Kristallgefäß hinzustellen vermochte. Gelbe, die adligen, zart duftenden Gelben auf

seinem Schreibtisch. Und dunkle, rote endlich neben seinem Bett.

Ein ganzer Wagen voll zugeschnittener Eichenzweiglein fuhr an; Knäuel von Bindfäden häuften sich. Die nie getane und vorher nicht zu beurteilende Arbeit wuchs der jungen Frau über den Kopf. Daneben war doch noch soviel anderes zu bedenken und zu besorgen. Der Mann, unter allen Umständen der Pflege bedürftig, sollte seinen Tisch möglichst gut besetzt finden. Und man war schon so beschränkt. Es gab die fleischlosen Tage. Und es gab soviel Gewohntes gar nicht mehr. Den Speiseplan nur nach Rücksicht auf Leibgerichte einzurichten war unmöglich. Über die junge Frau kam die Angst, nicht fertig zu werden. Ihre Minna, eine stille, treffliche Person, hatte hinaus über das alltägliche Abhaspeln ihrer Pflicht, die immer genau erfüllt wurde, keine Umsicht. Doris telephonierte an ihre Base Amalie. Es blieb keine Wahl. Mutter konnte nicht helfen. Sie verließ auch nur sehr, sehr selten noch ihre Wohnung. Und ihre Lotte konnte man nicht von ihr erbitten, weil es bei ihr ja auch Vorbereitungen gab. Auf die Heimkehr der Tochter, auf den künftigen Schwiegersohn. Und Doris wußte wohl: wenn es darauf ankam, nahm die alte Frau sich gewaltig zusammen, und inmitten der bescheidenen Würde ihres Heims, das in einen Zustand ohne Tadel versetzt wurde, hatte sie dann so etwas wie eine entthronte Fürstin, die des Glanzes nicht bedarf, um zu wirken. Mit Bewunderung erlebte Doris das noch ein paar Monate vor dem Kriege, als Exzellenz von Vachta, einst des verstorbenen Obersten Bataillonsadjutant, der es bis zum Kommandierenden gebracht und bei Seiner Majestät hoch in Gunst stand, auf der Durchreise hier war und sich zu Tisch angesagt hatte.

Geradezu ein schlechtes Gewissen bedrückte Doris, weil sie ausgerechnet zu diesen herrlichen Vorarbeiten Amalie heranbat. Katte konnte keinerlei Neigung zu ihr fühlen; er sagte, diese Persönlichkeit gehe ihm völlig gegen den Strich. Es sei ihm selbst leid, sagte er, denn seine geliebte Doris plage ihn ja wirklich nicht mit allzuviel Familienanhang. ‚Nein,‘ dachte Doris, ‚das tue ich auch nicht, denn wer ist außer den Bärmanns eigentlich da?‘ Während sie dasaß und Kränze band und auf Amalie Bärmann wartete, kamen diese und jene Erinnerungen und wollten einmal wieder betrachtet werden. Wunderlich, wie doch die Nerven über Vergangenes zur Ruhe kommen und ganz und gar vergessen können, wie sie einst gebebt und wie scharf gespannt sie gewesen waren. Mit welcher Kühle kann man zurückdenken, wenn die Vergangenheit unbedeutend ward vor der Wucht der Gegenwart. Es kam Doris geradezu unwahrscheinlich vor, daß ihr junges Leben von viel offenen und tausendfach mehr noch von heimlichen Bitterkeiten erfüllt gewesen sei. ‚Wenn sich daraus schließlich Glück geboren hat, müssen sie doch wohl gesund gewesen sein.‘ — ‚Macht man überhaupt etwas anderes durch als das, was einem nach unbegreiflichen Gesetzen nötig ist, durchzumachen?‘ So sann die junge Frau.

Die zweite Heirat ihrer Mutter war, wie tausendmal für Kinder, wenn ein einsam gewordener Vater, eine früh verwitwete Mutter wieder heiratet, auch für ihr Dasein der Ausgangspunkt schwerer Veränderungen geworden. Das, was Doris aber seit einigen Jahren erst begreifen konnte, war, daß ein zehnjähriges Mädchen sich so ungebärdig gegen den Mann der Mutter hatte sträuben können. Wie früh, wie erschreckend früh regt sich im Kind das Weib; denn was war ihre Feindschaft gegen den Mann anders gewesen, als Eifersucht! Was man liebt, will man für sich allein haben, erst die Mutter, dann den Gatten. Und mehr noch war erstaunlich, daß man auf diese Ungebärdigkeit soviel Gewicht gelegt. Die peinlichen Szenen und Stimmungen drohten ihrer Mutter das Glück zu stören. Doris verstand später: Die Herzensqual der Mutter war gewesen: mein Kind oder der geliebte Mann! Und die Mutter ging mit dem Manne.

Jetzt wußte Doris: das war die richtige Wahl gewesen. Vor dem Gesetz des Verstandes, des Herzens, des Blutes. Ihre Mutter war sehr glücklich geworden und die anspornende, stützende Gefährtin eines tüchtigen Mannes, der draußen in Brasilien nicht nur dem Reichtum seines Bremer Stammhauses zu größerer Blüte verhalf, sondern auch der Ausbreitung des deutschen Ansehens und deutscher Kultur diente.

Auch zwei gesunde, gut veranlagte Knaben wuchsen in der Luft dieser glücklichen Ehe im fernen Bahia auf.

‚Wenn ich zwischen Werny und Katte wählen sollte?‘ fragte sie sich. Und erschrak fast über diese, ganz in der Luft schwebende Frage. Die Verhältnisse waren ja andere. Und doch: der Krieg hätte schließlich auch ihr viel Fragen stellen können. Wenn Katte gefallen, wenn Werny an dem schweren Scharlachfieber im Winter gestorben wäre? Wen hätte ihr Herz heißer beweint? Sie fürchtete sich beinahe vor all diesen Gedanken — — Gottlob: das Geschick hatte es gnädig mit ihr gemeint — —

Sie zog den Knaben zu sich heran, der neben ihr stand und aus den Bergen von Eichenzweigen, die sich auf dem kühlen Zementboden der Waschküche um sie häuften, die zum Binden geeignetsten aussuchte und zureichte. Mit einer unbestimmten Dankbarkeit küßte sie ihn. Seine Kindheit durfte im Sonnenschein bleiben.

Onkel Bärmann, ihres eigenen Vaters Bruder, und die Seinen, bei denen Doris untergebracht wurde, gaben ihr Liebe. Aber die einer Mutter kann nichts ersetzen. Amalie und Fritz behandelten sie geschwisterlich. Aber zwischen ihr und Amalie stand ja doch immer eine etwas gewaltsam niedergehaltene, unerklärliche Kälte. Bis zu ihrem siebzehnten Jahr hatte Doris bei den Bärmanns bleiben sollen; dann dachte die Mutter nach Europa zu kommen und die Tochter nach Bahia zu holen. ‚Sie denkt gewiß, daß ich dann vernünftig geworden und mich mit ihrer neuen Familie zu stellen wünschen werde.‘ Aber dazu war Doris damals noch gar nicht bereit. Pflegte und hegte in sich mit Eifer eine starke Abneigung gegen den ‚fremden‘ Mann und die ‚verzogenen‘ Jungens, die den Anspruch erhoben, ihre Brüder zu sein. Sie wollte gar keine Brüder.

Wie kindisch, wie unreif war sie doch noch gewesen mit ihren siebzehn Jahren! Aber gerade da brach an der brasilianischen Küste eine furchtbare Epidemie aus, und man las von solchen Verheerungen, die das gelbe Fieber anrichtete, daß Doris von einer schrecklichen Vorstellung erfaßt wurde. Wenn nun auch ihre Mutter hinstürbe, fremd, unversöhnt, vielleicht noch gemartert vom Gedanken an die ferne Tochter, die sie verlassen hatte, um in den Tropen elend zugrunde zu gehen. Beinahe kam es ihr wie eine Art von Gottesgericht vor. Aber die Mutter blieb verschont. Von einer Europareise konnte unter solchen Umständen keine Rede sein; der Gatte ihrer Mutter wünschte durchaus nicht, daß die geliebte Frau den sicheren Zufluchtsort in Camisao an den Abhängen des Gebirges verlasse, schon eine Fahrt von dort hinab zum Hafen von Bahia konnte todbringend werden. Noch weniger konnte man Doris allein herüberkommen lassen; der immer ernste Klimawechsel durfte nicht zuzeiten einer so entsetzlichen Epidemie gewagt werden. So hieß es denn, daß Doris' Wiedervereinigung mit ihrer Mutter noch ein bis zwei Jahre hinausgeschoben werden müsse. Aber in dieser Frist lernte Doris den Professor Dr. Cajetan von Siebold kennen und ward rasch seine Frau.

Mit den Bärmanns verlebte sie einige Wochen an den Seen und Wäldern der Holsteinischen Schweiz. Und dort ging sie in das Traumland ihrer ersten Liebe und seliger Glückshoffnungen ein. Bis auf den heutigen Tag konnte sie es nicht begreifen, daß ihr die Persönlichkeit Kattes zuerst mehr Scheu als Bewunderung eingeflößt hatte. Seine flimmernden Augen, in denen ein so starker Ausdruck war, mochten die Ursache davon gewesen sein. Er schien keinen Menschen und kein Ding oberflächlich oder gleichgültig anzusehen. Alles und alle erfaßte und beherrschte sein Blick mit Energie. Aber als sie rasch zu spüren begann, daß er ihre Nähe suchte, daß seine Sprache liebevoll war, sein Wesen weder herrisch noch unruhig, bezauberte sie der Gedanke ganz und gar, von einem bedeutenden Manne geliebt zu werden. Sie pochte auch in ihrem Herzen gegen die Mutter auf, in einer ganz schiefen Art von Folgerungen. ‚Du bist von mir gegangen um eines Mannes willen. Nun komme ich nie mehr zu dir, auch um eines Mannes willen.‘

Wundervoll war ihr auch dies Gefühl der Sicherheit, das über sie kam. Nun würde sie durch eine Heirat eine Stätte erlangen, wo sie wirklich hingehörte. Unbegreiflich fast auch war es, wie während ihres kurzen Brautstandes ihre Liebe und ihre

glückliche Zuversicht immer nur wuchsen. Förmlich triumphierend schrieb sie es der Mama, der ihr unerfahrenes Herz selbst damals noch zürnte, daß deren seit Jahren festgesetzte Fahrt von Brasilien nach Europa unnötig geworden sei. Einen eigenen Herd habe sie gefunden und brauche sich nicht, als doch vielleicht nicht ganz willkommene Tochter, einem ihr fast fremden Mann aufzudrängen.

Vielleicht war es ein stachelichter Brief gewesen. Vielleicht hatte er einem vornehmen Frauenherzen sehr weh getan. Doris bereute später diesen Brief, trotzdem ihre Mutter kein Wort des Tadels, der Klage, der Auseinandersetzung darauf äußerte. Sie schrieb nur innige Wünsche, ließ durch das Bremer Haus ihres Gatten eine Summe zur Beschaffung der Aussteuer anweisen und teilte mit, daß die bisher für Pension und Unterricht festgesetzt gewesenen Gelder fortan, nach oben abgerundet, ihr als ‚Nadelgeld' regelmäßig ausbezahlt werden würden. Und ein Jahr nach der Heirat der Tochter kam die Mutter selbst. Gerade recht, um bei Werners Taufe zugegen zu sein.

‚Das sei doch eigentlich die allergrößte Zeit ihres Lebens gewesen,' dachte Doris. Erst hatte sie ein Kind bekommen. Und wenig Wochen nachher eine Mutter — — Wie gut hatte es das Geschick gemeint, als es das unreife, von der anmaßenden Selbstsucht erfüllte junge Mädchen noch nicht zur Vereinigung mit der Mutter kommen ließ. Die eigene Mutterschaft erst hatte sie reif gemacht. Und nun erst verstand sie, was für Kämpfe an ein Frauenherz herantreten können, wie heiß die Liebe der Mutter zum Manne ihrer zweiten Wahl gewesen sein mußte, wenn sie darum sich von dem eigenen Kinde zu trennen vermochte. Staunte die eigene, überhebliche Grausamkeit an, die gefordert hatte, die Mutter solle alle Wünsche, ihr ganzes Leben dem Kinde zum Opfer bringen. Nicht etwa, weil dessen Dasein das nötig gemacht hätte. Nein, nur weil ein Kind sich einbildet, der Mutter Glück und Liebe verbieten zu dürfen. Bis das Kind flügge wird und unbekümmert eigenem Glück und eigenen Zwecken nachläuft. — Wie innig fanden sich nun Tochter und Mutter zusammen, in dem schweigenden Verständnis für einander ewig widerstreitende Rechte, Ansprüche und Verzichte. Mehr schwesterlich, als kindlich-mütterlich. Doris hatte früher gar nicht beurteilen können, wie jung ihre Mutter noch sei. Jetzt wurden ihr die Jugend und Schönheit der Mutter noch ein besonderer, nachträglicher Vorwurf. Vierzig Jahre zählte sie erst, hatte also bei ihrer Wiederheirat eben nur die Dreißig überschritten gehabt. Und eine solche Frau wollte ein zehnjähriges Kind hindern, Weib zu sein, mit allen reichen Gaben zu wirken! Es riß Doris zu heißer Beschämung und Dankbarkeit hin, daß die Mutter nicht einmal Vorwürfe fand, keine Erörterungen suchte. Sondern die ihr glückselig entgegenströmende Liebe annahm, wie sie jahrelang die kalte Haltung ertragen hatte: als etwas Natürliches.

Das Verhältnis zu Doris' Mann blieb etwas äußerlich. Mehr von völligster höflichen Rücksichtnahme erfüllt, als von Zutraulichkeit. Aber Doris suchte sich dafür allerlei Gründe zurecht: vielleicht war ihm die Mama zu sehr Weltdame, zu elegant; weil sie nie in die Leidenschaftlichkeit geriet, die das häufigste Tempo seiner eigenen Mutter war, nahm er vielleicht an, Mama sei nicht bedeutend. Auch mochte es ihm nachträglich schmerzlich sein, daß er doch eigentlich immer Partei gegen die Mama genommen gehabt. Wenn der sehr verständige und vielleicht auch ein wenig vom großen Reichtum des Generalkonsuls Wölffrich benommene Onkel Bärmann sich dahin aussprach, daß seine Schwägerin Jüly nichts Klügeres hätte tun können, als sich zum zweitenmal, und zwar mit einem so großartigen Mann zu verheiraten, blieb Katte dabei: nein, ihr Kind mußte ihr wichtiger sein. Und nun sah er: Mama war die Güte und Anmut selbst. Daß Mama ein wenig befangen ihm gegenüber blieb, fand Doris sehr selbstverständlich. Es mußte doch ein seltsames Gefühl sein, solchen stattlichen Mann plötzlich als angeheirateten Sohn empfinden zu sollen, wenn man selbst noch so bezaubernd schön und jung war. Gläubig dachte sie, daß auch Mama und Katte sich einst lieb haben würden, wenn sie sich nur erst näher kennen lernten. Die Gelegenheit dazu tauchte schon als noch nicht fest umrissener, aber doch erkennbarer Plan auf. In zwei Jahren



Am Fenster
Gemälde von Prof. Carl Albrecht



etwa dachten die Mama und ihr Gatte aus Bahia mit ihren beiden Knaben für lange Zeit nach Europa zu kommen. Ganz leise deutete die Mama auch an, daß sie und ihr Mann dann vielleicht an Doris' und Cajetan mit der Bitte herantreten würden, die Knaben, schließlich doch Doris Brüder, in ihre Häuslichkeit aufzunehmen, denn Deutsch sollten und mußten diese beiden Knaben, die einzigen Träger des Namens, die vorbestimmten Erben des Welthauses Wölffrich, doch erzogen werden. Die Bremer Wölffrichs besaßen nur drei Töchter.

Von diesen Gedanken zeigte Doris sich entzückt. Mit der Liebe zur Mutter war auch ein geradezu sehnsüchtiges, ungeduldiges Verlangen nach den kleinen Brüdern in ihr erwacht. Aus den Bildern schloß sie, daß es wunderhübsche Knaben seien. Mit der Selbstsucht der jungen Mutter sah sie in ihnen schon beschützende Freunde ihres kleinen Werner.

Nun hatte der Krieg den Plan zerstört. Und Doris fühlte so oft: gerade in den Anforderungen dieser Zeit würde sie die anmutsvolle, kluge, so wunderbar ausgeglichene Mama nötig gehabt haben. Damals war die Mama nur vier Wochen in Europa geblieben, von welcher Zeit sie noch acht Tage den Bremer Verwandten ihres Mannes widmen mußte. Alsbald aber nach ihrer Rückkehr kam von drüben jene überraschende Nachricht, daß der Generalkonsul Wölffrich seiner Stieftochter schon jetzt das von ihrem eigenen Vater stammende Vermögen auszahlen lassen wolle. Wie sehr mußte er seine Frau lieben. Wie liebevoll mußte sie ihm von der Sparsamkeit des jungen Paares und dessen Sehnsucht nach einem eigenen Haus gesprochen haben. Wie ganz ergeben mußte die Mama ihrem Gatten sein, daß sie gern auf eigene Zinsen verzichtete, um alles, was sie brauchte, allein seiner Freigebigkeit und Fürsorge zu danken. Doris war gerührt und stolz darauf, ihre Mutter so geliebt zu wissen. Katte schien sich erst zur Freude über diese Wendung durchringen zu müssen. Offenbar war er verlegen, weil er die Mama falsch beurteilt gehabt hatte.

Die Zeit entflog ihr; die Hände rührten sich, die Gedanken hatten genug zu tun, indem sie so längst Vergangenes, kürzlich Erlebtes und räumlich Fernes an sich vorüberziehen ließen. Sie erschrak, wie Menschen tun, die weit weg gewesen sind von der mechanischen Arbeit ihrer Finger. Mit einem Male stand Amalie da, deren Eintritt die junge Frau überhört gehabt. Und Amalie staunte bemerkbar — sie konnte mimisch wunderbar kräftig kritisieren, und man durfte ihr doch kein abfälliges Wort zum Vorwurf machen. Diese Hügel von Eichenlaub, zwischen den gekalkten Wänden der Waschküche! Und wie matt das bißchen Licht im kellerartigen Raum.

„Warum sitzt ihr mit alledem nicht im Garten oder im Eßzimmer oder auf der Veranda?" fragte sie.

„Denke — welche Unordnung, wieviel Schmutz hätte das gemacht."

Amalie ging über dieses Bedenken hin.

„Willst du das Haus zum Schützenfestlokal machen?"

„O nein. Streng stilisiert soll es werden. Über jeder Tür ein runder Kranz. Es ist aber sehr schwer, alle ganz gleichmäßig zu bekommen."

„Mag Katte das riechen?"

Diese überraschende Frage verletzte Doris. Aber das war's ja gerade: Amalie hatte kein Gefühl für Poesie. Ihre nüchterne Schlagfertigkeit ärgerte Katte so oft. Er fand sie unweiblich.

„Das ist doch wohl Nebensache. Er wird die festliche Vorbereitung sehen. Das wird ihn beglücken."

Amalie dachte: ‚Was Vorbereitungen! Nach solchen Erlebnissen! In solcher Zeit! Ich würd' ihm einfach kurz um den Hals fallen. Ihm tüchtig was zu essen geben. Und ihm seine Ruhe lassen!'

Aber sie behielt das für sich, denn sie wußte wohl: Doris hatte sie in Verdacht, selbst auf den Professor Siebold sich Hoffnungen gemacht zu haben, da man in den ersten drei, vier Tagen der Bekanntschaft, damals in Gremsmühlen, in der Tat nicht wußte, welches der beiden Mädchen ihn am meisten anzog. Solcher Verdacht legt einige Zurückhaltung auf; das fühlte Amalie, obschon es ihr schwer wurde, den Mund zu halten, oder etwas anderes zu sagen, als sie dachte. Jetzt war aber doch eine gewisse Großmut in ihr. Sie konnte sich wohl denken, was das für die zärtliche Doris sei, für Doris, die ganz und gar

nicht zum Alleinschreiten Bestimmte, daß ihr Mann heimkam.

„Ich meine nur: Katte ist sicher so glücklich, Frau, Kind und Haus wieder zu haben, daß er darüber gar nicht merkt, ob ihr ihm seinen Einzug umkränzt oder nicht," sagte sie mit Milde. „Also denn los . . ."

Sie band sich die Küchenschürze vor, die schon für sie dalag, und machte sich daran, die von ihr erwartete Arbeit zu leisten. Gewandt und entschlossen, wie sie alles anfaßte.

„Kränze zu binden ist meine Spezialität."

„Was ist nicht deine Spezialität!" antwortete Doris.

„Wenn man seine Gedanken und seine Hände zu brauchen versteht, macht man sich unbeliebt," sagte Amalie gelassen.

„Du hast Trauer abgelegt?" Doris sah das hellgraue Kleid des stattlichen Mädchens. Nur das Seidenband, das den Kragen der weißen Bluse zusammenhielt, war schwarz. Diese sehr fein bestickte, durchsichtige Bluse trat aus einem ärmellosen, fast gürtelartigem Mieder vom Stoff des Rockes hervor. Nachdem man Amalie viele Monate in Schwarz, um des gefallenen Bruders willen gesehen, wirkte sie im hellen Anzug sehr festlich. Helle und ganz leichte Farben kleideten sie ungemein günstig. Doris dachte: ‚Ist es wegen Katte?' Aber sie dachte es eher voll Mitleid als voll Eifersucht. Der Liebe ihres Mannes war sie gläubig sicher. Wenn Amalie Eitelkeit aufwandte, um von ihm bemerkt zu werden, fand sie das fast tragisch. Amalie galt als Schönheit, wenn auch viele fanden, daß das Gesicht kalt wirke, weil es zu regelmäßig sei. Das sagte Katte auch. Ihr Haar, vom Weißblond der Kinderjahre zu jenem Aschblond nachgedunkelt, das durch seinen weichen Farbenton so vorteilhaft als Rahmen einer reinen Stirn wirkt, war sehr günstig geordnet und sorgsam gepflegt. Ihre sehr hellblauen Augen blickten stolz und so merkwürdig fest, ja zudringlich, daß Katte einmal sagte: „Ich möchte wohl wissen, ob es irgend etwas gibt, vor dem Amalie die Augen niederschlägt."

Auf die Frage, ob sie Trauer abgelegt habe, tat Amalie eine Gegenfrage.

„Sollte ich nicht? Es ist dreiviertel Jahr her, daß Fritz fiel. Und Papa mochte mich nicht mehr in Schwarz sehen."

„Schon dreiviertel Jahr! Alles ist immer, als sei es gestern geschehen. Kein Tod verjährt, weil der Krieg fortdauert. Alle unsere Empfindungen sind unsicher geworden. Soviel ich sorgte und litt um Katte: nun er morgen wiederkommt, ist es, als sei er erst gestern gegangen."

Sie schwiegen eine Zeitlang. Amalie ward von Viertelstunde zu Viertelstunde der Geruch des Laubes peinigender. Der ganze feuchtkühle Raum war davon so durchwürzt, daß die Kopfnerven litten. Doris selbst hatte längst Kopfweh. Aber sie ertrug das standhaft. Ein Wald schien mit all seinem Duft hereingekommen, um hier langsam die Frische in Welkheit hinübersterben zu lassen.

„Was sagt denn die Obristin zu Kattes Heimkehr?"

Frau von Siebold wurde immer nur so von Amalie genannt, die behauptete, dieser Titel, altertümelnd und an Wallensteins Lager irgendwie erinnernd, passe großartig für die alte Dame.

„Sie wüßte ihn lieber an der Front. Ich war ganz bestürzt über ihre Haltung."

„Hab' ich mir gedacht. Heroisch muß es zugehen, wo sie Fühlfäden hinstreckt."

„Sie ist eine großartige, wundervolle Frau," sagte Doris gereizt.

„Gott bewahre. Ich will deine alte Heldenmutter ja nicht von fern antasten. Ich hab' selbst viel für sie übrig. Doch mal 'n Mensch aus'm vollen. Aber deine leibliche Mutter ist mir lieber. — Ja, weißt du, daß Tante Jüly nicht kommen konnte . . ."

Amalie verschwieg alles, was noch an diesem Bedauern hing. Aber Doris wußte: es war die Hoffnung Amaliens gewesen, vom Generalkonsul Wölffrich und Frau, wenn sie gekommen wären, mit nach Bahia hinüber genommen zu werden. Sie sehnte sich nach irgendeiner gründlichen Umgestaltung ihres Lebens. Auch war ihr ‚Tante Jüly' der einzige Mensch, dem sie sich anpassen mochte, — ob aus Berechnung, ob aus Neigung, aus einem Gemisch von beiden, das konnte niemand durchschauen.

Langsam reihte sich ein Kranz an den andern auf dem weißen Holztisch, auf dem sonst Wäsche gefeuchtet und zum Mangeln vorbereitet ward. Acht kleinere für die inneren Türen, zwei größere über Haus-

und Verandatür mußten es sein. Werner zählte wiederholt und war stolz, es schon ganz richtig zu treffen.

„Sieben!" rief er aus, als Amalie wieder einen aus den Händen legen konnte.

Sie stand auf, besah ihre Finger, die schmutzig genug geworden waren, und erklärte: „Den Rest nach Tisch?"

„Wenn du meinst..." Doris war eigentlich erleichtert. Es wäre ihr aber wie eine Gefühlslässigkeit vorgekommen, diese feierliche Arbeit wegen ihrer Kopfschmerzen zu unterbrechen.

Beim Essen entschloß die junge Frau sich endlich zu der Mitteilung, die ihr all die Zeit her, seit Amaliens Eintritt, auf den Lippen gebrannt. Sie wagte aber immer nicht davon anzufangen. Vielleicht hörte Amalie das nicht gern; man konnte ja nie so recht in sie hineinsehen und nicht beurteilen, ob sie voll Ungeduld auf einen Mann wartete, oder ob sie es voll Gleichmut ertrug, daß noch niemand um sie geworben hatte.

„Malide hat sich verlobt."

„Was? Die alte Schachtel?" sagte Amalie unbewegt.

„Du sprichst von meiner Schwägerin! Wir werden auch einmal fünfunddreißig."

„Unbestreitbar! Ich vergess' es immer wieder, daß alles, was Siebold heißt, dir sakrosankt ist. Also: Verzeihung."

„Nur Liebe erfuhr und erfahre ich von ihnen. Und gerade Malide..."

„Wer ist es denn?"

„Hauptmann Raimund Koler von Kolersdorff."

„Meinen Segen hat sie." Es war Amalie wirklich vollkommen gleichgültig, wenn irgendein weibliches Wesen in ihrem Gesichtskreis sich verlobte. Was ging es sie an! Sie war ganz stark und ausschließlich mit einer Frage beschäftigt! Und einmal mußte die über ihre Lippen! Ihre Ohren wollten einmal die laut gewordene Frage hören, — die in ihrer Seele seit Jahren tönte gleich einer ewigen Stimme, die nie einschlafen kann, die noch im Traum flüstert — —

Doris setzte noch hinzu: „Sie hat ihn gepflegt. Von Granatsplittern hatte er viele Fleischwunden. Das war fast Nebensache. Aber seine Nerven mußten erst sorgsam zur Ruhe und Festigkeit geleitet werden. Ich kann mir denken, wie wundervoll das Malide verstand."

Da merkte die andere auf. Sah mit ihrem scharfen Verstand gleich viele Möglichkeiten...

„Liebt er nun den tröstlichen Engel, die Schwester der Barmherzigkeit? Oder das Weib?"

„Ist denn das zu trennen?" fragte Doris.

„Süße Doris!" rief Amalie.

War das nicht fast ein mitleidiger Ton?

Die junge Frau wehrte sich nur mühsam gegen eine schmerzliche Empfindung. Wie kam es eigentlich, daß Amalie sie immer auf eine Stufe tiefer hinabwies? Ganz unwillkürlich? Als sei sie in Erfahrungen und Verstand dem Mädchen untergeordnet? Sie, die Frau, die Mutter eines bisher doch gut erzogenen kleinen Sohnes. Immer mußte Doris sich vorrechnen, wer und was sie sei, wenn sie sich neben Amalie befand. Und dann dieses ‚süße Doris!' Das hatte ihre Schwiegermutter in der Begeisterung über die zarte Mädchenhaftigkeit der Schwiegertochter einst ausgerufen, dann als Schmeichelnamen für sie beibehalten, und alle Bärmanns fingen es auf und hefteten es ihr an; in einer herzlichen Art, gewiß! Aber doch mit leise verspottendem Nebenklang.

Doris wußte wohl: man stellt sich der eigenen Familie, der, aus welcher man hervorging, die einen noch in allen Unfertigkeiten kannte und miterzog, anders dar, als der durch Heirat erworbenen. In sie kommt man gleich als wichtiger Mensch hinein — zur Bedeutung erhoben, nicht nur durch die Liebe eines Mannes, sondern auch durch das, was man für die Zukunft der Familie leisten kann. Sie wollte aber endlich auch für ihre Verwandten und vor allen Dingen für Amalie als gereifter Mensch dastehen. Zu diesem Anspruch fühlte sie sich berechtigt. —

Nachher ging Amalie noch eine Viertelstunde im Garten umher. Die Hausfrau hatte allerlei zu ordnen, ehe man wieder an die Kranzbinderei sich begeben wollte.

Die Sonne schien. Der Garten glänzte in Hochsommerpracht. Und hatte doch keine Fülle und Tiefe. Und nicht den Reiz still umhegter Winkel, in denen man sich verstecken und schweigen konnte. Alles war erst die Pracht erfreulichen Wachstums.

Strahlte Zuversicht für den Gärtner aus... Hatte Reize eben nur für ihn. —

‚Ist er das — Er, echt er? Wirklich?!‘ fragte sie sich. In dem noch so lückenhaften Rosengang schritt sie auf und ab, wo vom blauen Himmel noch größere Fetzen zu sehen waren, als von dichtverschränktem Gezweig. Mit vorsichtigten Füßen ging sie auch zwischen den Gemüsebeeten hin.

Wenn er das war?... Irrte sie sich in ihm — so ganz und gar? So von Grund aus?

Er war glücklich! Wer durfte das bezweifeln! Aber gab es nicht auch Männer, die glücklich sein wollen?

Gottlob, daß er wiederkam! Damals, als die Nachricht an die Seinen gelangte, er sei verwundet — dama's hatte sie nachts an ihrem Fenster gestanden. Die Fäuste hatte sie vor ihrem Mund geballt und sie hart gegen die Lippen gepreßt, damit kein Ton laut werde, kein Schrei — — Zorn verzehrte sie fast — Sie starrte hinaus in die schwarze Nacht, als laure dort das Schicksal, und als sie habe die Macht es zu hypnotisieren und das so Gebändigte ihren Befehlen dienstbar zu machen. Er sollte nicht sterben — Aus seinem Grabe hätte sie ihn reißen müssen, um an ihn diese Frage zu stellen... Ersticken mußte sie sonst noch daran — Wenn sie endlich, endlich an sein Wesen pochen konnte, würden die verschlossenen Tore sich auftun und die Wahrheit erkennbar heraustreten? Machte es nicht jeden Verkehr von Mensch zu Mensch zu einer elenden Schauspielerei, daß man sein letztes, die Wahrheit, voreinander verbarg? — Wenn er seinen Wunden erläge?! Ohne zu wissen mußte sie dann durchs Leben gehen, das sich doch nur ertragen ließ, weil sie hoffte, ihn einmal zu fragen — —

Aber gottlob! Er genas. Und nun kam er zurück.

Und wenn er da wäre? Vor ihr stünde? Wie die Frage tun? Ohne auf das Ungeheuerlichste aller Weiblichkeit ins Gesicht zu schlagen?

‚Weiblichkeit!‘ dachte Amalie, und ein Zug von Geringschätzung flog über ihr Gesicht. Wie leer das Wort. Wie gleichgültig, wenn es sich um Tod und Leben eines starken Herzens handelt — —

Doris kam. Rasch, lieblich, ein Bild vollkommener Anmut. Das sah die andere wohl — — Sie mißgönnte ihr nichts von allem, was die Natur der Holden gegeben. Gar nichts! Sie war so klug, so durchdringend klug, daß sie wußte: Vorzüge entscheiden nichts . . . da sind geheimnisvolle Unbestimmbarkeiten — — Hat man nicht oft erlesenste Männer sich an häßliche, selbstsüchtige, herrschsüchtige Frauen wegwerfen und sich das Leben verderben sehen? Wer die Unbestimmbarkeiten ergründen könnte! Der hatte das Geheimnis all der Fäden, die sich so überraschend von Geschlecht zu Geschlecht spinnen. — Aber sie sind unergründlich. Auf die Schönheit, die Güte, die Gaben einer andern eifersüchtig zu sein, das lohnt einer Sehenden nicht —

Doris hatte sagen wollen: wir können weiterarbeiten. Doris hatte fragen wollen: ist der Garten nicht entzückend? Aber nun stand sie wie erschrocken. Betroffen von der Haltung und dem Ausdruck der anderen. Wie schön sah Amalie aus! Mit erhobenem Haupt schaute sie in die Ferne — gleichsam durch das nächste kleine Stück Welt hindurch: Wohin?

„Was hast du? Was denkst du?"

Aber Amalie war sofort wieder völlig beherrscht. Und aus den Erkenntnissen heraus, die sie wieder einmal begrübelt, erwuchs ihr der Wunsch, großmütig zu sein. Gerade weil die wunderhübsche, zärtlich-anschmiegsame Frau seine Frau war . . .

„Ich dachte: ‚wie unnötig es ist, daß du dich zuweilen von mir gereizt fühlst. Ich erkenne dich und was du bist und tust durchaus an. Zum Neid hab' ich weder Anlagen noch Ursache. Also — was ist das? Was ist da? — Es ist stärker geworden in den letzten Jahren. Das soll nicht sein. Hab' ich Schuld, dann sag's geradeaus."

Doris war beschämt und zugleich verlegen. Daß Katte diese ihre Verwandte durchaus ablehnte und oft genug verhinderte, daß man Amalie einlud, konnte sie unmöglich sagen.

„Du bist oft sehr scharf," brachte sie vor, denn etwas mußte doch geantwortet werden und immer konnte es nur eine Wahrheit und keine ausweichende Redensart sein.

„Bloß sachlich. Aber das ist was Unbeliebtes. Man verlangt holden Unverstand vom jungen Weibe."

„Das tut wohl kein Mensch mehr."

„Theoretisch nicht. In Praxis bleibt er nach wie vor hochbeliebt."

Doris wußte wohl, daß es sehr viel gewesen war von Amalie, mit so entgegenkommenden Worten an die nie erklärte und immer gespürte Kälte zwischen ihnen zu rühren. Das erweckte in ihr den Vorsatz, nicht immer gleich gereizt zu sein. Sie nahm sich auch vor, daß man Amalie nicht ablehnen, sondern recht heranziehen müsse. Vielleicht konnte man ihr allmählich aus ihrer Kälte und Schärfe heraushelfen, die sie doch nur selbst unglücklich machen und ihr Gemüt allmählich ganz erstarren lassen mußten.

Die Stimmung zwischen den beiden schien auf einmal ganz verändert. Heiter wanden sie ihr Eichenlaub zusammen, scherzten mit Werner, und Amalie fertigte ihm einen strengen, klassischen Kranz an, aus aneinandergesteckten Blättern. Werner wollte ihn zu Papas Empfang um den Kopf tun. Der Abschluß der Arbeit wurde dann mit einem Kaffee in der halboffenen, an der Rückseite des Hauses gelegenen Veranda gefeiert, wobei ein von Doris selbstgebakkener kleiner Kuchen aus Kriegsmehl probiert wurde — ein Ableger sozusagen nur von dem monumentalen „Türkenbund", der schon auf der Kredenz im Eßzimmer prangte und dessen platonischer Anblick für Wernys Kinderherz eine zu schwere Prüfung bedeutet haben würde ohne das von der Mama vorgesehene kleinere Probierstück.

Amalie wurde gesprächig. Und alles, was sie sagte, nahm Doris für vertrauliche Geständnisse. Welche ungewohnte Annäherung von Amalie. Ja, nach Bahia wollte sie. Da nun des Krieges wegen Tante Jüly nicht gekommen war, weil ihr Mann drüben deutschen Schiffen, deutscher Schiffsbesatzung, deutschem Handel und deutschen Angestellten, wie überhaupt der ganzen vaterländischen Sache, in möglichster Stille sehr zu nützen hoffte, so dachte Amalie daran, allein hinüber zu reisen. Etwa mit einem schwedischen Schiff nach Nordamerika, dann nach Galveston, von da nach Bahia. Sie wußte schon mit jedem Umstand Bescheid. Mit Fahrgelegenheiten, Zeitspannen, Ausrüstungen, Kosten. Diese herzugeben sträubte ihr Vater sich noch. Fand auch, daß man denn doch erst bei Wölffrichs anfragen müsse, ob Amalie willkommen sei. Und so hatte sie denn an Tante Jüly geschrieben. Aber wann kam die Antwort?! England hielt die Post ja oft Wochen in Kirkwall fest! Es konnten Monate vergehen. Aber auch morgen konnte die Antwort kommen. Man lebte außerhalb der Ordnung.

Und beinahe sanft fragte Amalie: „Du siehst es doch nicht ungern? Bist nicht eifersüchtig, wenn ich zu deiner Mutter gehe?"

Nein. Doris sagte, sie gönne es ihr von Herzen. „Eifersüchtig? Niemals mehr! Die kindische Eifersucht bei der Wiederheirat meiner Mutter hat ihr und mir soviel Wunden geschlagen — ich bin für immer geheilt."

Sie war auch überzeugt, daß ihre Mutter sehr gern in Amaliens Reise willigen würde, denn welche Wohltat mußte es den deutschen Herzen sein, die in der Ferne bänglich schlugen, wenn ihre Umwelt widerhallte von gelogenen Nachrichten über Niederlagen des Vaterlandes, aus den Richtigstellungen, die Amalie bringen konnte, zu erfahren, wie die Lage in Wirklichkeit sei! Welche Freude mußte es für die Mama sein, von Tochter, Enkel und Schwiegersohn mündlich sich erzählen zu lassen. Welche wichtigen, geschäftlich nützlichen Anregungen konnte Amalie mit hinübernehmen; in ihrem klugen Kopf, ihrem stark ausgestatteten Gedächtnis würde sie alles lückenlos behalten und berichten. — Der Beschlagnahme durch die Engländer spottete diese Post, denn sie war nicht auf Papier geschrieben, sondern eingeprägt in die Runen eines ungewöhnlich begabten Gehirns . . .

Während sie dies alles friedvoll und angeregt miteinander erwogen, kam eine Depesche.

„Depeschen in dieser Zeit sind immer wie ein Blitz. Man weiß nicht, erhellt er bloß oder schlägt's ein," sagte Amalie.

Diese aber löste Jubel aus.

„Ankunft morgen abend acht Uhr. Mich bitte nicht am Zuge abholen. Wiedersehn. Katte."

„Schon aus Berlin!"

So nah war er! Nur noch die Eisenbahnfahrt von wenig Stunden trennte ihn von seinen Lieben.

„Gleich muß ich es Mutter sagen!"

Amalie folgte der jungen Frau an das

Telephon. Es zwang sie was, so hinter ihr drein zu gehen.

Die Verbindung war gleich hergestellt. Und Doris, aus dem Bedürfnis heraus, glücklichste Aufregung mitzuteilen, erstattete förmlich Bericht an die neben ihr Wartende, machte sich zum Echo all der Worte, die durch den Hörer zu ihr kamen.

„Es ist Lotte ... Sie holt Mutter ... Ja, Mutter, bist du nun selbst da? — Ich bin es — Doris — Eine Depesche, Mutter — Morgen abend acht Uhr. Aber ich soll nicht am Zuge sein ... ‚Mutter sagt, das verstehe sie ganz, solch Wiedersehn im Gedränge des Bahnsteigs sei, als werde das Glück in Stücke gerissen — zergehe in lauter Einzelaugenblicke —‘ Ja, ich finde es auch schöner, ihn in unserm Heim zu erwarten ... ‚Mutter sagt, sie will aber hingehen ...‘ Mit wem ich hier spreche? Mit Amalie. Sie hat mir geholfen, Kränze zu binden ... Was sagst du? .. ‚Mutter fragt, ob du die Liebenswürdigkeit haben möchtest, sie zu begleiten. Allein kann sie unmöglich den Gang wagen!‘“

„Gewiß, gern,“ antwortete Amalie höflich.

In diesem Augenblick dachte die junge Frau gar nicht deutlich daran, daß ihr Mann nun zu allererst gerade dem Wesen begegnen mußte, gegen das er eine Abneigung hatte. Nachher huschte ihr das doch einmal durch die Gedanken. Aber sie wurde rasch damit fertig: sie kannte Mutter und Sohn! Deren Freude, sich wiederzusehen, würde so leidenschaftlich aufwallen, daß Amalie vergessen und übersehen im Hintergrunde bliebe. Auch würde Takt, dessen sie manchmal zu ermangeln schien, ihr in solcher Lage nicht fehlen; sie ließe sich's durchaus an der flüchtigen Begrüßung genügen, gäbe sich durchaus nur als stützende Begleiterin einer brüchigen alten Frau.

Amalie selbst kam, solange sie noch im Haus blieb, um bei der festlichen Herrichtung zu helfen, mit keinem Wort auf die Verabredung zurück. Sie fing immer wieder von der Reise nach Bahia an, und dies schien die einzige wichtige Angelegenheit für sie. —

Natürlich waren die verflossenen zwölf Monate nicht so lang für Doris gewesen, wie es die letzten zwölf Stunden wurden. In die Vorfreude mischte sich ganz allmählich noch ein anderes, völlig unerklärliches Gefühl. Sie lief am Vormittag noch einmal zur Schwiegermutter. Dort war großes Putzen und Räumen. Neben Lotte waltete noch Frau Magers, die Waschfrau, eine bejahrte Person, die im Bewußtsein von viel Tüchtigkeit und vollkommener Ehrlichkeit einen familiären Ton sich angeeignet hatte und mit Frau von Siebold gern Zeitläufte und Lebenserfahrungen besprach. Ihre Schwiegermutter konnte so wunderbar vertraulich mit Menschen aus dem Volke umgehen, ohne sich jemals von ihrer Höhe als große Dame zu entfernen. Auch jetzt fand Doris die fast gleich und nahezu verschlissen Gekleideten in einer lebhaften Erörterung der Kriegslage und der Politik. Die außerordentlichen Ansichten von Frau Magers über das, was die Regierung für volkswirtschaftliche Maßnahmen zu treffen habe, wurden von der alten Dame unverdrossen widerlegt, wobei die eine Alte den Spiegel abrieb und die andere die Platte des Mahagonitisches mit einem Wollappen polierte. Dabei zog es, daß die Gardinen wehten, und kein Fenster, keine Tür war geschlossen.

Dies war nicht die Szene, ein übervolles und unklar bedrängtes Gemüt zu erleichtern. Doris mußte mit sich allein fertig werden. Sie konnte nur noch davor warnen, daß die Mutter sich nicht zu unbedacht Gefahren aussetze. „Zug schadet mir nie,“ behauptete die alte Dame. „Und wenn übermorgen Malide und dann ihr Verlobter kommt, muß sie es so finden, wie sie es liebt.“

Frau Magers aber setzte hinzu: „Wo konnte es einmal angehen, daß wir das gnä' Fräulein nich' mit 'ne orrentlich rein gemachte Wohnung empfangen, noch zu, wo sie mit 'n Bräut'jam wiederkömmt.“

Doris entfloh förmlich. Unterwegs fiel ihr ein, daß das ja auch nur eine Variante ihrer Kranzbinderei sei, über die Amalie gespottet hatte. Sie staunte ein wenig. Was war das? Frauenschwäche? Frauenstärke? Immer gleich an das Äußerliche denken? Fehlte es an der allerletzten Tiefe und Stärke des Empfindens, weil man gleich an diese Einzelheiten der Umwelt dachte? Wie verwirrend!

Und warum klopfte ihr Herz so hart und

laut? Sie hörte jeden Schlag im Kopfe. Still und tapfer wie Millionen deutsche Frauen hatte sie das Jahr ertragen, wo täglich ein Damoklesschwert über ihr hing; wo sie niemals einen Depeschenboten in der Straße radeln sah, ohne zu denken: bringt er mir die furchtbarste aller Nachrichten?! Glückselig, eine Begnadete und Erlöste, ging sie seit drei Tagen einher. Er kam zurück! Er war ihr gerettet!

Nun aber — diese letzten Stunden? War das Furcht? Keuschheit? Spannung? Fiebernde Erwartung auf den Neubeginn ihrer Ehe? Sie sann nach. War diese Erregung nicht jener verwandt, die sie am Hochzeitsmorgen durchzittert hatte? Nein. Ihr Gedächtnis leugnete jede Ähnlichkeit. Damals war sie eine Unerfahrene. Sie ging der Ehe und dem Manne entgegen in jener glückseligen Traumhaftigkeit, die die weise Natur für ihre Zwecke um die jungen Seelen hüllt, damit sie in nachtwandlerischer Sicherheit den heiligen Aufgaben des Weibes entgegenschreiten können.

Jetzt aber wußte sie!... Sie liebte ihren Mann. Ein Zweifel, daß sie liebe, wandelte sie nicht von fern an. Und fürchtete sich doch? Furcht war es. Endlich begriff sie ... Furcht! Als käme ein ganz fremder, ihr neuer Mann zu ihr. Als werde von ihr gefordert, sich jemandem hinzugeben, den sie nicht kannte ...

Was für Einbildungen! Nur überreizten Nerven möglich. Sie nahm Kattes Bilder und verglich die untereinander verschiedenen. Und ließ ihn aus den Photographien lebendig auferstehen. Das waren seine ausdrucksvollen Augen, die so stark alles mit einem wahren Herrscherblick umfassen, aber auch zuweilen so voll flimmernder Unruhe sein konnten. Zum Beispiel wenn er sehr wichtig über ein wissenschaftliches Problem nachdachte, dessen Lösung ihm schon nahe, aber noch nicht greifbar war. Oder wenn seine zärtlichen Wünsche sie suchten ...

Das war seine stolze Haltung, die er von der Mutter geerbt, deren ausgeprägte Züge auch er hatte. Auf den Bildern verbarg ein kurz gehaltener Bart den unteren Teil des Gesichtes. Rötlichblond war der Bart, und Doris mochte gern ihre Wange dagegen reiben. Sie liebte auch sein Haar, das, weich und wellig, voll den wohlgeformten Schädel bedeckte.

Wie hatte sie nur plötzlich all diese wohlvertrauten Einzelheiten als etwas Fremdes empfinden können? Andächtig küßte sie das Bild ...

Als der Abend kam, ging sie noch einmal durch Haus und Garten. Schade, daß schon sanfte Dämmerung über allem liegen würde, wenn er sein geliebtes, zierliches Stückchen Welt wieder betrat. Die Bäume der Straße, bei Tage eine freundliche, jugendliche Lindenreihe, bekamen schwere und schwarze Wipfel. Und über dem Garten stand eine solche schweigende Melancholie, als wachse und blühe dort alles nur dem Vergehen zu. — Im blanken und aufdringlichen Sonnenschein hätte Katte ihn zuerst betreten müssen, um gerührt zu erkennen, daß sie genau alles so gepflegt und fortgeführt hatte, wie seine eifrigen Gärtnermühen es begonnen.

Dann kamen die Viertelstunden hinterm Fenster. Und neben ihr Werny, der aufbleiben durfte und von all der Wichtigkeit auch seiner Vorbereitungen ganz übermüdet war. Sein Kaninchen hatte ein blaues Band um den Hals bekommen. Sein Beet war geharkt und mit lauter kleinen, ganz gleichen Steinen umlegt, die er aus dem Silberkies der Gartenwege zusammengesucht. Seine Schubkarre glänzte in sauberem Grün, nach starkem Abschruppen. Das würde Papa alles schrecklich viel Freude machen. Aber eigentlich war Werny ganz weinerlich zumute, er sehnte sich nach seinem Bett und begann doch zu brüllen, als man ihn hinauftragen wollte. — Sie waren sehr, sehr lang diese Viertelstunden, denn sie nahmen viel zu früh ihren Anfang, schon zu einer Zeit, da der Zug noch gar nicht in den Bahnhof eingelaufen sein konnte.

Und endlich — endlich ein dahertrottendes Pferd, das einen Taxameter zog — —

Dann eine Art Vision: Ein großer Mann, mager, in schlechter Haltung — ganz kahl geschoren — ein großer rotblonder Bart — Nein, das war nicht er — Sekunden einer sinnlosen Aufregung, des raschen Gedankens: er ist es nicht — zugleich des genauen Wissens: er ist es doch! Sie taumelte vorwärts, ihm entgegen. Und auf der Schwelle ihres Hauses sank sie in seine Arme.

Sie fühlte sich mit männlicher Gewalt umschlossen. Heiße Lippen suchten ihren Mund. Und so, ohne Worte, in der stummen Sprache suchender Leidenschaft, sagte er ihr: „Mein Weib — —“

ꕥ ꕥ ꕥ

Sehr früh am andern Morgen stand der Heimgekehrte in der Veranda und sah hinaus. In Insterburg und in Berlin hatte er schon in guten Zimmern und frischen Betten genächtigt. Aber seine Nerven vertrugen sich doch noch nicht mit dem feinen Leinen, Stickereien und Seidendecken, schönen Möbels und dem Porzellan des Waschtisches. Was konnte natürlicher sein? Er war sich vollkommen klar darüber, daß man sich erst nach und nach wieder in all die Zierlichkeit eines wunderbar sauber und ordentlich gehaltenen Heims eingewöhnen müsse. Kameraden, die auf Urlaub gewesen waren, kamen ins Feld zurück mit dem Bekenntnis, daß sie in der bürgerlichen Enge gelitten hatten. Das war im Grunde selbstverständlich. Solange man noch die Heimat zu verteidigen hatte, war man an ihren Grenzen richtiger am Platze als an ihrem Herde.

Nur so sonderbar — so eng war sein Haus? . . . Und sonderbar, er sollte am Herde sitzen bleiben? . . .

Wie hatte das so ganz in seinem Gedächtnis verblassen können, daß hier jedes Zimmer eigentlich nur war, wie diese Abteilungen in den Möbelausstellungen sind, wunderhübsch und von knappem Raum — — Wo man Angst hatte anzustoßen mit den Gliedern, sobald man sie nur bewegte! War er denn vormals von kleineren Körpermaßen gewesen? Hatte sachtere Gebärden gehabt? Und was für törichte Pläne hatten sie denn einst mit soviel Nachdenken gezeichnet? Hatten immer die Hauptsache übersehen: Raum, Raum! Weite! Luft! Warum war nicht von vornherein jede Stube dreimal so groß angelegt worden? Ach ja so . . . man war kleinbürgerlich sparsam gewesen. Hatte von der Möglichkeit künftiger Kinderschar und deren Kosten gesprochen. Wollte sich nicht auf zu hohen Hauszins hinsetzen, um mehr Ellenbogenfreiheit für andere Ausgaben zu haben. Recht kleinlich und bänglich tat man. Bedachte nicht, daß seine Einnahmen sich verdoppeln mußten, nun, wo seine Gesellschaft den glänzenden Vertrag abgeschlossen, sein Gehalt und seine Tantieme bedeutend erhöht worden waren . . .

Aber wie rechnete er denn? Diese Wendung hatte man damals noch nicht ahnen können! Der Krieg war ihr Ursprung — Nur der Krieg. Er strich sich über Stirn und Schädel — — Daß der so kahl sei, war Doris ein Kummer! Das kann doch nur eine Frau, — in solcher Zeit noch für eine Gleichgültigkeit einen Blick und Worte haben —

Schließlich war es sein Glück, daß die Gesellschaft die Herstellung der nur mühsam durchzusetzenden Nährpräparate hatte aufgeben müssen. Diese Aufgaben drückten ihn, schienen ihm wie einem Schulknaben ein nicht gelegener Aufsatz: verwünscht! Nun — sein Korpsbruder Valentin stand einer Selterwasser- und Brauselimonadefabrik vor; Frau und Kinder wollten Brot — Der arme Valentin — träumte auch von 'ner Universitätskarriere — hochbegabter Chemiker wie er war. Aber dann fing die kleine Lizzie, seiner Wirtin Töchterlein, ihn ein — und dann kam das Selterwasser und die Brauselimonade. — — Verrückter Zustand, wenn eine bürgerlich ehrenhafte Tätigkeit einen zu verhöhnen scheint. — Ja, ja: Ziele und Abschwenkungen! Welcher Mann kennt das nicht. — Der Valentin ward rasch höchst tiefsinnig darüber, denn diese kleine Lizzie war das Opfer nicht von fern wert. Ob Valentin noch lebte? Stand in den Argonnen. — — Gab wohl manchen Mann im Felde, dem die Kugel ein erwünschter Schlußpunkt unter einem tragischen Lebensroman war . . . Ja, also nun Pulver! Sich in die neuen Aufgaben 'reinochsen! Grandioser Betrieb sollte es werden, drei Millionen Schuß Produktionen den Tag, hatte Kommerzienrat Lermer geschrieben. Recht so. Nitroglyzerin — das klang tröstlich in die Ohren. Machte die Rückkehr erträglicher. Man arbeitete dann doch ganz direkt und einigermaßen auch unter Gefahr für den Krieg. Ein feiges Geschäft war's nicht. —

Er reckte sich, wie einer, der sich stolzer aufrichten will, weil ein starkes Trostwort ihm bis ins tiefste Wesen drang. Und dabei zuckte er zusammen . . . Die verfluchte Kugel — Geduld, Geduld — auch damit. —



Auer Dult in München. Gemälde von August Herzog



Ein verzehrendes, brennendes Gefühl brannte in ihm auf . . .

„Und Fluch vor allem der Geduld —“ Faust — Urtiefe alles Menschlichen. — Und zugleich klang das dunkle E des Anfangs vom Rheingold in seiner Seele an, — Urton. Keim alles Lebendigen. — Woher kam ihm das jetzt? Der Faust war mit ihm im Felde gewesen: Faust und Bibel — Bibel und Faust, in zahllosen Händen draußen. — Schön! Deutsch! In heißester Gefahr die Seele in Höhen emportreiben. — —

Ob Amalie auch sofort seinen kahlen Schädel gesehen hatte? Dies blieb wunderlich: auf dem Bahnhofe, als einer Kreuzungsstation wichtiger Linien, schoben sich eine Unmenge Farbenflecke und Formen durcheinander, halb in Unklarheit der Dämmerung verwischt, da und dort grell überlichtet; mitten in diesem Zuge aneinander vorbei Hastender und gegeneinander Anflutender sah er zwei große, kristallhelle Augen ... Und der Gedanke zuckte in ihm auf: ‚Sie ist meinetwegen hier.‘ — — Fast wie ein Aufblitzen verhöhnender Männereitelkeit war das, um kaum geboren zu ersterben. — Denn da war ja das stolze, verwitterte Gesicht seiner Mutter. — — Die Glückseligkeit, die er empfand, dies teure Haupt noch wiederzusehen, benahm ihn fast. Er war geschieden in der Furcht, es niemals, niemals mehr zu erblicken.

Und noch jetzt, in der Erinnerung, erschütterte ihn dieser Augenblick mehr, als der, wo er Weib und Kind umschlossen. —

Bohrend war sein Blick, der über den Garten hinaus sah. ‚Ich muß mich fest anpacken,‘ fühlte er, in Erkenntnis, wie ihm die Gedanken durcheinanderflogen. Es war ihrer ein Übermaß. Jeder einzelne wollte als der wichtigste nach vorn kommen; einer schob den anderen zurück. Als seien sie Menschen, die bei einem Zusammenlauf nicht von der Polizei im Zaune gehalten wurden — — Polizei — Disziplin! Die innere Unordnung bedarf ihrer mehr als das bißchen äußere Gehabe von Unruhe. —

‚Ein paar Tage wird man schon brauchen,‘ dachte er, ‚sich einzuleben.‘ Aber da wartete ja Arbeit. Heiße, dringliche Arbeit. Er wußte es aus qualvoll erlittener Not: Munition ist für den Krieg wie für die Lunge der Atem. Er hatte den Rückzug, den zornbebenden, zähneknirschenden von Iwangorod mitgemacht, den Munitionsmangel erzwang. — Und Verlangen nach der dämonischen Arbeit packte ihn, nach dieser Arbeit, die ihr eigener Widersinn schien. —

Er spürte nicht, daß hinter ihm in der Tür zum Eßzimmer seine junge Frau stand. Sie wollte seine Andacht nicht stören. Sie sah: sein Blick war voll Stetigkeit auf den Garten gerichtet. Wie sie das beglückte. Daß seine Seele in Unrast flatterte und litt, spürte sie gestern abend gleich, begriff es durchaus und rüstete sich zu liebevoller Nachsicht. Nun dachte sie, daß der stille Friede des fruchtreifen Gartens ihn entzückte, war sicher, daß aus diesem lieblichen Anblick ihm rasch Ruhe zuwachse. Auch ein bescheidener Stolz war in ihr. Sie genoß vorweg das Lob, das der liebe Mann der fleißigen Gärtnerin spenden werde.

Nun kam auch Werner. Er kannte noch keine Andacht vor der Sammlung anderer Menschen, sondern nur seine eigenen Angelegenheiten, die so wichtig waren; so wichtig, daß man alles zugleich hätte vorbringen mögen.

„Vater, nun kommst du mit zu meinem Beet? . . .“ Er war schon verwundert gewesen, daß der Vater ihn nicht oben aus dem Gitterbett gehoben und im Nachthemdchen auf den Betten vor Vater und Mutter herumtoben ließ. Werner erinnerte sich plötzlich genau, daß er das früher gedurft habe. Aber Mutter flüsterte beim Ankleiden mit ihm. Die Kugel in der Seite schmerze den Vater noch oft; Werner müsse sich die Kugeln nicht rund vorstellen, wie seine Murmel. Sondern es seien kleine, längliche Geschosse. Und so eines stecke bei Vater in der rechten Seite, und man habe es aus vielen Gründen nicht herausnehmen können; es senke sich und komme nach einiger Zeit entweder zur Verkapselung oder in eine so gute Lage, daß es noch herausgenommen werden könne. Werner begriff recht wenig von der Auseinandersetzung und vor allem nur, daß er nie den Vater bitten dürfe, ihn emporzuheben. — Aber mit zum Beet und zum Kaninchen konnte der Vater gehen? Als die Mutter das bejahte, war für Werner der Vater so gut wie gesund.

Der Professor fuhr aus seinen Grübeleien auf, weil er nah eine Stimme hörte und sah, daß Frau und Kind da waren. Doris in all ihrer Lieblichkeit. —

„Dein Beet? Hast du ein Beet?"

„O, Vater!" Eine derartige Vergeßlichkeit ging über den kleinen Verstand. Der ganze Garten, die ganze Welt waren ja nur um Werners Beet willen da.

„Ach ja, gut — nachher. Jawohl — heut nachmittag. Jetzt müssen wir rasch frühstücken. Und dann . . ."

„Aber mein Kaninchen!" fiel Werner ihm in die Rede, „Hans ist gestohlen — Minna meint, es war die frühere Brotfrau — nun heißt das neue Pips. Ich hab' ihm ein blaues Band umgebunden und ihm erzählt, daß du kommst . . ."

„Und dann muß ich sofort ausgehen. Zehn Minuten bei Mutter vor, danach gleich zur Fabrik," fuhr er fort, und alles was Werny auf seinen gar nicht genau gehörten Zwischenbericht erhielt, war ein flüchtiges Streicheln des Haares.

„Du willst schon zur Fabrik? Schon heute? Ich traf vorgestern den Kommerzienrat Lermer, er sagte: ‚Ein paar Ferientage lassen wir Ihrem Mann gern.'"

Doris fühlte wohl: sie war erblaßt. Und war voller Pein, daß man über diese Dinge keine Macht habe... Sie hatte sich gelobt, sehr nachsichtig, voll Zartheit ihn und alle seine Äußerungen ohne Gegenrede und Tadel hinzunehmen — Tante Bärmann, Amaliens schwarzseherische Mutter, sagte vorgestern, daß man es die ersten Tage mit den Urlaubern und Heimgekommenen gar nicht leicht habe. Sie konnte zu allen ihren Behauptungen immer eine Fülle von Beispielen auf den Tisch schütten. Es war gleichsam, als habe sie stets alle Hände und Taschen voll von warnenden, belehrsamen Vorkommnissen.

„Arbeit ist mir am besten. Vielleicht können wir die paar Ferientage ein wenig später nehmen," setzte er hinzu. Er sah ihre Blässe. Wehtun wollte er nicht . . . Er wollte sich ja fest anpacken und spürte sofort doch das heiße Kochen in der Brust — — Nervosität — —.

Dankbar und voller Einsicht war Doris sogleich zufrieden.

„Im September ist es auch oft noch so schön. Und da können wir schon den Garten für den Winter bearbeiten."

Er küßte ihre Stirn. So gingen sie an den Frühstückstisch; Doris hatte ihn, wegen all seines festlichen Schmuckes, im Zimmer hergerichtet. Während sie abwechselnd den Gatten und das Kind bediente, sagte er plötzlich: „Der Geruch ist aber unerträglich —"

Sie verstand. Er meinte den des welkenden Eichenlaubes. Sie selbst fühlte die peinliche Eindringlichkeit dieses Duftes. Aber es ärgerte sie, daß Amalie das vorher bedacht hatte — —.

„Auch ein Todesgeruch!" setzte er hinzu. „Und an wieviel Kränze mahnt das, die man geliebten Kameraden band . . ."

Er stützte den Kopf in die Hand, rührte gedankenschwer in seinem Kaffee. — Ja, das war damals, in den harten Tagen an der Dubissa! Ein Schauer flog durch ihn hin. Er schloß die Augen, als hätten sie gerade eben leibhaftig wieder den verstümmelten Leib des Oberleutnants Roloff gesehen . . . Sein Bruder war das gewesen — — sein Bruder. — — Zehn Monate jeder Stunde der Not und Gefahr zusammen standgehalten. — Das war ja auch eine Gemeinschaft des Blutes, enger noch band sie, als die Natur bindet. — — Lieber Bruder! Ewig fahr wohl! Groß und tapfer warst du, einen Eichenkranz legten wir auf dein Grab. — Eines, neben tausenden. — Ja das war der schwere Tag an der Dubissa. War es der 27. oder 28. Mai gewesen?

Still nahm Doris sich vor, daß bis Mittag alle diese Kränze, die Liebe mit vor Freude unsicheren Händen gebunden hatte, verschwunden sein sollten. Sie wagte jetzt kein Wort. Sie sah, wie das Angesicht des Mannes von düsterem Ausdruck gefurcht erschien. Seine Erinnerungen gingen Wege, auf denen ihm vielleicht nicht einmal ihre Phantasie zu folgen vermochte. — Seine Briefe hatten ihr manches große Bild gegeben. Sie begann zu ahnen, daß er sie mehr für sich, als für sie geschrieben habe. Aus der kriegerischen Umwelt heraus floh er in die stumme Aussprache auf dem Papier. — Jetzt floh er aus der bürgerlichen Umwelt stumm in die ungeheure Welt seiner Erinnerungen — —

„Vater, ißt du keinen Kuchen? Mutter hat ihn selbst gebacken."

Werner verging fast vor Begierde. Und er begriff: das Anschnittstück mußte Vater haben, wie er selbst stets das erste Stück von seiner Geburtstagstorte bekam. Doris allein hörte die Frage, erriet ihren Zweck und schnitt dem Kinde Kuchen ab. Das war doch etwas; sonst fühlte sich Werner um alles betrogen, was er sich an Aufregungen von Vaters Heimkehr versprochen hatte. Auf fünfzig Pfennig stand sein Hoffen, oder auf viele Pfennige — für das saubere Beet und die abgescheuerte Schubkarre und das Harken der Wege, wobei er doch geholfen hatte. Viele Pfennige gab ihm immer die Mutter, wenn er ihr ein oder zwei Radies von seinem Beet verkaufte, oder neulich für die eine rote Aster, die dort zur Blüte gekommen war. Und alles Geld kam in die Sparbüchse, die eine Trommel darstellte. Wenn es sehr stark darin klapperte, war es genug, an Minnas Bruder ein Feldpostkästchen zu schicken, oder an den Feldgrauen, der gar keine Familie besaß und dessen Name man beim Roten Kreuz Mutter aufgegeben hatte. In Wernys Köpfchen war eine unklare Vorstellung davon, daß Väter immer viel mehr Pfennige verschenken können als Mütter. Er schluckte schwer an der Enttäuschung. —

Aus seinen Erinnerungen kam der Mann jäh zur Gegenwart zurück und stürzte den kalt gewordenen Kaffee hinunter. Die tapfere Haltung, die die junge Frau sich einsichtsvoll abzwang, konnte die junge Mutter nicht ganz behaupten. Sie sah es Werny an: ganz verhagelt waren ihm seine Vorfreuden. Und als ihr Mann nun aufstand, bat sie: „Willst du nicht einmal mit uns durch den Garten gehen? Und Wernys Beet bewundern? Sein Pips ist schneeweiß, ein rosa Maul hat er und ein blaues Halsband . . .“

Das leise, eindringliche Flehen in ihren Worten ergriff ihn. —

„Kommt,“ sagte er hastig. „Kommt.“

Er legte den Arm um den Gürtel der neben ihm schreitenden Frau, und Werny ging als Führer voran, denn vielleicht wußte Vater nicht mehr, daß sein Beet hinten neben der Blumenkohlrabatte lag. Für ihn war sofort wieder Festtag. Doris aber fühlte das Vorsätzliche, den Wunsch sich liebevoll zu zeigen. — Und sie lächelte dennoch, lächelte einer Zeit entgegen, die vielleicht noch kam. Niemals käme sie, niemals, wenn sie, die Frau, eine Mauer von Vorwürfen und eindringlichen Fragen zwischen dem beängstigenden Heute und tröstlicheren späteren Möglichkeiten aufbaute. Geduld! sagte ihr Herz. In diesem einen Wort lag die ganze Zukunft. — —

Als der Mann in seiner, ein wenig nach links geneigten Haltung dann mit raschen Schritten die Straße hinaufschritt, auf dem von breiten Schattenflecken und schmalen Sonnenstreifen regelmäßig gemusterten Bürgersteig, dachte er an den Garten zurück. War das seine Linie gewesen? Solche kümmerlichen Züge hatte sein Bedürfnis nach Natur, nach Erholung in ihr, nach Schönheit durch sie gehabt? Gab es eine Zeit, wo er diese Enge und Seßhaftigkeit gewollt?... Er betrat das Haus, wo seine Mutter wohnte. Drei Treppen hoch. Und das Haus war so verbraucht. In einen Palast hätte sie gehört — hatte nie, ihr ganzes Leben lang an der rechten Stelle gestanden. Das Blut einer Thronwärterin pulste in ihren Adern. Und als kleine Offiziersdame hatte sie sich bücken sollen. Er lachte in sich hinein! Ja, Mutter war ein Beweis, daß man die Freiheit nicht zu verlieren braucht und wenn man gleich mit Stricken an Konventionen angebunden ist . . .

Lotte öffnete ihm. Ein blondes, niedliches Kind von sechzehn Jahren? War sie nicht früher dunkel gewesen? Und älter? Wieder mußte er auflachen. Mutters Lotten! Köstlich. Welche Gleichheit im ewigen Wechsel. Und das Schönste war: die eine und andere im Zorn hinausgesetzte Lotte kam immer einmal wieder, um Frau Oberst zu sagen, daß eine so gütige Dienstherrin ihr nie wieder beschieden gewesen sei.

Mutter und Sohn umschlossen sich innig, als habe zwischen ihnen noch kein Wiedersehen stattgefunden.

„Tu' ich dir auch weh, Junge?“

„Na — 'n bißchen vorsichtig muß man mich schon noch 'ne Weile anfassen. Erst ging's viel besser. Kaum spürbar, zwei Monate lang. Hat sich seit einiger Zeit in Bewegung gesetzt das Ding — Mutter, denkst du denn, daß das Regiment mich hergegeben hätte, daß ich gegangen wäre, ohne diese verfluchte Geschichte!“

Die alte Frau flammte förmlich auf! Wie ein Druck wich es von ihr. Als sie gestern abend die etwas schiefe Haltung des Sohnes sah, wußte sie gleich: er hat nicht gewollt, er hat gemußt. Nun sagte er's selbst. Ja er war von ihrem Blute!

„Was Stellung!" fuhr er fort. „Was Einkommen. Aufgegeben hätt' ich alles. — Um aktiv zu bleiben — auch später — denn Off'ziere braucht das Heer nach dem Krieg! O Gott! Bis das Offizierkorps wieder auf die alte Höhe kommt! Da warten Aufgaben! Ich denk' so: das bleibt mir, denn aus meinem militärischen Verhältnis bin ich nicht entlassen — o nein — den grauen Rock zieh' ich nicht aus — — Ein paar Monate Arbeit in der Fabrik, nebenher langsamer Heilprozeß — Rückkehr ins Feld — denn die Feinde, Mutter, die wollen's und werden's noch lange, lange nicht 'runterschlucken, daß wir die Sieger sind und bleiben — —"

„Katte," sagte sie mit dem Ausdruck einer fanatischen Angst, „Katte! Wenn ich nur nicht vorher sterbe. Ich muß wenigstens den Ausblick noch erleben — den Mosesblick haben —"

Er küßte ihre Stirne.

„Wirst du, Mutter! Menschen, wie du, leben durch ihren Willen! Der Tod salutiert aus scheuer Ferne und geht vorbei."

„Was hältst du von der Lage? Ich finde..."

Wie genau kannte Katte das Wort. „Ich finde..." Und an das hing die Mutter dann ihre Ansichten. Klar waren sie immer, sie verrieten Überblick und eine Begabung für das Politische, um die mancher Mann sie hätte beneiden können.

Unversehens waren sie in einer leidenschaftlichen Debatte. Er dachte gar nicht daran, daß er nur Minuten bleiben wollte. Mutter kannegießerte; er hatte so seine Gedanken über des Generalstabs Pläne — Worte, Worte nur — — Aber doch Luftschächte für erregte Wesen. — Das Miterleben, das ihr Recht war. Die Steigerung empor aus der Ruhe, hinauf zu den entscheidenden Fragen, an deren Beantwortung man keinen Teil haben durfte. Hatte man nicht? O doch, sagte die Mutter. Denn die Leidenschaft jedes einzelnen sei eine Schwingung in der riesengroßen Schallwelle, im Schrei: Sieg!

„Und Doris?" fragte sie einmal.

„Benimmt sich himmlisch. Mutter, es muß wohl für sie sein, als hätte sie plötzlich so was wie einen Wilden in ihre Puppenstuben bekommen. Er spricht eine andere Sprache wie sie. Und hat andere Dinge im Kopf wie sie. Und ganz andere Werte und Maße sind ihm gewohnt geworden, als sie kennt. — Wie milde sie duldet, wie klug sie schweigt, wie hold sie waltet..."

„Ja, Doris ist ein Engel. Früher dacht' ich — das heißt, zu aller-, allererst: ‚Das ist nichts für meinen Katte! Der braucht nicht so sehr sanfte Weiblichkeit. Der muß was Großzügiges neben sich haben — —'"

„Oh — solche Weiblichkeit hat auch ihre Größe!" sagte er eifrig.

„Gewiß, da muß aber 'n Ereignis kommen, woran sich die Größe dann entwickeln kann und zeigen. Solche Art meint' ich nicht. Ich meine: Was Starkes! Vielleicht was zum Herumbalgen — so Charakter gegen Charakter. Aber ich hatte mich getäuscht. Unsere süße Doris macht dich unendlich glücklich. Sie hat dir den schönsten und klügsten Jungen geboren, den es gibt, was ich ohne großmütterliche Eitelkeit sage..."

„Von der du beinah platzest!" neckte er dazwischen.

„Und in den feinen Stübchen wirst du dich schnell wieder heimisch fühlen."

Er verstummte plötzlich ganz. Werde ich das? Kann ich das? Aber er, er selbst hatte sein Leben doch gerade so gewollt... Um nicht in die Gefahren zu geraten, die das seiner Mutter so unruhevoll und resultatlos gemacht! Hatte sein eigenstes, innerstes Wesen zu umschützen versucht. Wie man vor unterirdische Bergwerksbrände eine Mauer aufbaut, weil an Löschen nicht gedacht werden kann: das Feuer soll still, aus Mangel an Luft ersticken. — Mutter war doch einer von den Menschen, die wähnen, sich vorwärts zu kämpfen und dabei nur alles zertreten, was an ihrem Wege wächst, weil sie ihn nicht dem Geleise nach folgen, sondern nebenher. Aber schließlich: sie war glücklich dabei gewesen. Aus dem einzigen Grunde vielleicht, weil sie sich immer in Bewegung fühlte. Und Bewegung war ihr alles.

Aber waren in diesen Dingen schon die allerletzten Resultate sichtbar? Kamen ihm

seine besten Kräfte, gerade die Eigenschaften, mit denen er im Felde viel hatte leisten können, nicht von ihr?

„So?“ sprach er endlich langsam und unterm Nachhall ihrer Worte in seinen Gedächtnis. „So? Du hast früher gedacht, daß Doris nicht für mich sei?“ Und nach der Pause eines Atemzugs fragte er plötzlich und sehr schnell: „Hast du dich mit Amalie neuerdings so nah befreundet, weil du dich gestern abend von ihr begleiten ließest?“

„Nein,“ sagte die alte Frau gleichgültig, „es kam zufällig. Wenn man Amalie allein haben könnte, sollte ihre Gesellschaft mir wohl mal gefallen. Ich staune immer ihre Persönlichkeit an. Da steckt irgend was drin — man kommt nicht dahinter. Aber Vater und Mutter Bärmann sind nicht mein Fall. Mutter Bärmann hätte sollen Wahrsagerin werden. Aber wenn ich nun Malide und Raimund verheirate, muß ich doch die Bärmanns zum Hochzeitsmahl, selbst im engsten Kreise, zuziehen, denn sie sind Doris’ nächste Verwandtschaft, du hast sie dir aus dem Bärmannschen Hause geholt.“

Das Blut, das rasch die Adern seines Gesichts überfüllt und es dunkelrot gefärbt hatte, ebbte zurück. Er sah wieder grau und elend aus.

„So schnell wollen sie heiraten?“ fragte er.

„Es scheint, daß Raimund für eine rasche Kriegstrauung ist. Aus Malide werd’ ich noch nicht klug. Ich fände es richtig. Er wird nach einigen Wochen wieder felddienstfähig. Ehe er dann hinauskommt, will er Malide alles geben, was er ist und hat: seinen Namen, die Anrechte der Frau an sein Einkommen, an seine Eltern.“

„Nicht zu rasch heiraten. Erst gründlich kennen lernen.“

Nun war aber die Mutter erstaunt.

„Das sagst du?! Und du hast dich mit Doris nach etwa zweiwöchiger Bekanntschaft verlobt und nach kurzem Brautstand verheiratet! Wärst am liebsten gleich, nach dem befriedigenden Depeschenwechsel mit Bahia, zum Altar gelaufen!“

„Hab’ eben deine Natur, Mutter. Von Grund aus ungeduldig.“

„Die rasche Tat ist immer die beste. Bist du nicht glücklich? Doris ist vollkommen.“

Ja vollkommen. Er sann dem Worte nach. Vollkommen! Kann man es zu sehr sein? Ist einem in jeder Stimmung das Untadelige das Wohltuende?

„Und gründlich kennen lernen? Malide hat Raimund zwölf Wochen lang gepflegt. Wenn das keine Gelegenheit zum Kennenlernen ist...“

Es tat wohl, die Mutter von Doris’ Vollkommenheit sprechen zuhören. Schlicht konnte sie nie sprechen. Alles wurde in starkes Licht gesetzt. Überredend gefärbt. War von der innerlichsten Überzeugung getragen. Er fragte nach. Ob Doris oft mit Werny gekommen sei; ob sie sich in Wirklichkeit immer so tapfer hielt, wie ihre Briefe sich lasen. Und die alte Frau schwelgte im Lobe der süßen Doris. — Welcher Mann bleibt unempfindlich, wenn das, was sein eigenster Besitz ist, als unvergleichlich gepriesen wird? Heller wurde sein Gemüt. Er dachte: ‚Dieses heimliche Erstaunen, diese leise Beklemmung, als sei man auf einen fremden Stern geraten — ja, das wird von mir weichen!‘ Man war nur so verwildert. Nach der ersten Aufwallung glühenden Verlangens nach dem Weibe, seinem Weibe, für das er sich rein erhalten hatte — kam solche entsetzliche Trauer über ihn. Schlaflos lag er den Rest der Nacht, horchte in die schwere Dunkelheit hinein — ob nicht ein Schuß falle, ob nicht von fernher ein dumpfer Ton heranschüttere, dunkler und drohender noch als Donner — vor dem die Erde erzitterte. —

Mitten in Mutters Lobgesang auf Doris hinein kam der alte Ploth, ihr Freund.

„Ja,“ sagte sie, „Exzellenz hat eigentlich sein ganzes Leben damit zugebracht, sich über mich zu ärgern. Wo soll er noch das Paprika für die schalen Schüsseln des Lebens hernehmen, wenn ich mal tot bin?“

Der General, der sich einbildete, daß man ihm noch immer den einstigen Soldaten ansähe, obgleich er nur einer Provinzlustspielfigur glich, küßte ihr die Hand. Er war groß und mager und unwahrscheinlich schmal; aber er trug die Schultern noch gepolstert, wie man es einst tat, um Epauletts zu stützen und den Eindruck von Breite hervorzurufen. Sein Gesicht sah nach etwas Leberleiden aus, mit dem er auch gelegentlich allzu galliges We-

sen entschuldigte. Und seine dunklen Haare bekamen, wenn das Sonnenlicht darauf fiel, einen seltsam lila Schimmer — auch sein Schnurrbart, noch ein wehender, an Reiterforschheiten alter Zeiten erinnernd, erweckte verdachtvolle Betrachtungen und machte geradezu aufmerksam auf die Hagerkeit seines Don Quixote-Gesichts. Mit dieser angestrebten und so verwittert wirkenden Jugendlichkeit erschien er manchem etwas komisch. Aber seine alte Freundin, so frank und scharf sie mit ihm umging und gegen ihn mit ihren Ansichten focht, machte vor seiner Eitelkeit halt. Sie wußte wohl, daß er einmal in der Tat ein schöner Mann gewesen war. Und sie ahnte, weshalb er es sein ganzes Mannesleben hindurch vor ihr hatte sein wollen — das brachte manchmal Rührung in ihr altes Herz und wärmte es, wie Nachglanz von Abendröte. In andern Stimmungen sagte sie drastisch: Wer eitel ist, hat immer 'n Klaps weg; den kuriert man doch nicht, wenn man ins Gebiet seiner Eitelkeiten mit 'nem ehrlichen Wort 'reinfährt.

„Sie sehen, lieber Professor, auch jetzt kommen Ihre Mutter und ich zu keiner Verständigung," sagte Ploth.

„Im Gegenteil!" stellte sie voll Genugtuung fest.

Ploth war zuletzt Inspekteur der Artillerie gewesen und seit vielen Jahren schon a. D. Aber weil er früher in seiner Waffe etwas zu sagen gehabt, stand für ihn ihre höchste Blüte und Entwicklung nun da, wo er sie verlassen hatte.

„Seit Lüttich..." begann Ploth. Aber wie konnte die Energie der alten Frau ihm das Berichten überlassen!

„... sind wir völlig im Streite. Denke dir, Katte, wie du Ploth da siehst: er fand es unkriegerisch und vor allem unartilleristisch, daß ein Zeppelin sich in die Aufgaben der Festungswaffen gemischt habe. Ich seh' dir an, Katte, du glaubst mir nicht. Aber es ist wahr. Exzellenz kann sich mit neuen Waffen, mit den unerhörten Wundern der Technik und gar erst mit Chemie als Kriegsmittel nicht befreunden! In tiefster Brust mag er auch kaum was von der Marine wissen. Das zu gestehen, traut er sich bloß nicht!"

„Hab' ich recht oder nicht?" fragte Ploth.

„Einen Chemiker fragen Sie das?" Katte lachte.

„Wenn du wüßtest, was für Tintenfluten Ploth vergießt! Aber keine Zeitung druckt ihm seine Kritiken an unserer militärischen Führung ab."

„Weil die Zensur jede Äußerung eines Sachverständigen unterdrückt!"

„Liebster Ploth, Ihre Sachverständlichkeit ist von vorgestern!"

„Ich muß bitten... man verfolgt doch die Dinge..."

Der Professor sah: er konnte gehen. Mutter war auf das köstlichste unterhalten. Wie er diese beiden aufrechten Alten kannte, würden sie bis Mittag im lauten Meinungskampf bleiben und dann würde Mutter Ploth zum Essen da behalten, und sie würden das schmale Mahl friedlich teilen. Er ging also — halb lachend, halb gerührt. Ja, das war das Zuschauerleben der Abgesetzten. Ihre Hände waren leer. Das Schicksal war zu spät für sie gekommen und hatte keine Aufgaben mehr hineinlegen können. Der Krieg brauste — und sie mußten von fern stehen. Wie hinterm Zaun, dessen Pforten ihnen verschlossen waren. Welche Tragik, jetzt alt zu sein — jetzt, nun in jedem empfindungsfähigen Menschen jeder Nerv vor Begier nach Tat zuckte. —

Wie angeregt und frisch fühlte er sich plötzlich. Was für eine gute Stunde war das gewesen bei der Mutter. Heimatruhe kam da über ihn. Was? Bei ihr, der Unruhevollen? Ja doch. Rätselhaft, und doch! Er fühlte auch auf der Stelle, wie das sein konnte. Da war kein vorsichtiges Tastennötig. Kein Schonen. Keine Dankespflicht. Keine Ansprüche, die gerade deshalb quälten, weil man sie nur ahnte, weil sie sich in Bescheidenheit zu verstecken trachteten. Da fürchtete man nicht zu verletzen — denn Mütter konnte man einfach nie kränken, weil sie immer, immer an einen glaubten. Das war's: die grenzenlose, seelische Bequemlichkeit. — Köstlich. —

Wieviel von seinem Groll gegen seine augenblickliche Lage war hinweggelöscht in diesem Zusammensein. Beinahe frohgemut ging er in die Stadt zum Kommerzienrat Lermer.

(Fortsetzung folgt)

Frühling an den Fronten

Tauwetter

Und es war doch ein Leichenhemd,
War es auch prächtig, weiß und kalt,
Du warst so fremd,
So eisesstarr und fremd,
Mein lieber Wald.

Jetzt, braungrüner Bruder,
Jetzt kenn' ich dich wieder,
Du rauschst mir und winkst mir,
Was willst du mir sagen?
Ich weiß es, Getreuer:
Der Frühling kommt bald.

Der Frühling kommt bald!

Franz Pauli

Der Ortolan lockt

Kommandoruf und Klirren von Bügeln.
Hinter den Wipfeln dämmert es schon;
Der Morgen kreist waldwärts auf purpurnen Flügeln,
Mit fliegenden Fähnchen trabt die Schwadron.

Die brauenden nächtlichen Nebel zergleiten,
Der Ortolan lockt durch den Rotbuchenschlag.
Wann darf ich wohl wieder zur Herzliebsten reiten?
— — — — — — — — — — — — — —

Der Holztäuber lacht: Zum Sankt Nimmermehrstag ...

Kurt Siemers

Litauische Landschaft

In zartem Purpur dämmern alle Tale,
Ich wandre auf der Hochburg grauem Wall.
Am Himmel brennen noch die Wundenmale
Des letzten Sonnenkampfes vor dem Fall.

Und gegen diesen roten Himmel schreitet
Wie Schattenspiel ein zärtliches Gebild.
Vom jungen Haupt ein bunter Schleier gleitet
Und mischt sich wehend mit den Lüften mild.

In ihrem Gang ist jenes Mädchenstraffe,
Das gern sich rhythmisch löste wie ein Lied.
Jedoch des Sichelmondes Goldagraffe
Hält alles fest, damit es nicht entflieht. —

Karl von Berlepsch

Frühlings Geburtstag

In Flämmchen, gelb und violett,
Blühn zarte Krokos schon im Märzen,
Stehn vor des Frühlings Kinderbett
Als brennende Geburtstagskerzen.

Gemäuerritzen träufeln Grün,
Braunflechten quellen aus dem Sande.
Die Sonne läßt heut Steine blühn,
Füllt leere Schalen bis zum Rande.

P. Steinmüller




Der Künstler und sein Werk

Von Prof. Hanns Fechner in Mittel-Schreiberhau



Durch die Jahrtausende hin wirken große Kunstwerke lebendig in ihrer alten Pracht, haben nichts verloren von all dem Zauber, den ihre Vollendung seinerzeit hervorrief. Generationen auf Generationen kunstfreudiger Menschen werden immer aufs neue ergriffen von ihren inneren Werten. Ganze Völker vergingen. Doch ihre Kunstwerke leben fort, geben weiter und weiter Zeugnis von Gesinnung und Tat längst vergangener Menschengeschlechter.

Auch die Kunststile aus den verschiedensten Zeiten, die von der Höhe gemeinsamen völkischen Kunstfühlens zeugen, blieben lebendig und lassen das Wesen der Menschen, denen sie einst die Umwelt verschönerten und verfeinerten und die Daseinsfreude erhöhten, wieder lebendig vor uns erstehen. Das eben ist das Lebendige in der Geschichte der Kunst, daß es uns die Schatten ausgestorbener Völker in und durch ihr Kunstfühlen zu lebensvollen Gestalten erwecken kann und uns in den Einzelwerken ihrer Zeit auch ihre Schöpfer wieder fühlbar nahebringt. So weit geht es, daß man sogar ein besonders stark ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein Nahegerücktsein an Menschen von früher hat, daß man sogar vom Wirken ihrer Hand noch eine körperliche Berührung zu verspüren meint. Diese Pinselstriche setzte die Meisterhand des Franz Hals auf die Leinwand. Diese Holzfigur zeigt die Schnittflächen, die das Eisen in den Fingern Peter Vischers schuf, und ich bin imstande, sie körperlich nachzufühlen, ebenso wie die Spuren der hammer- und meißelführenden Hände des Praxiteles an der Marmorbearbeitung.

Da ist es wohl selbstverständlich, daß wir tiefen Anteil am Leben der Großen in der Kunst nehmen, deren Werke wir lieben.

Wie oft hat man aber nicht zu Anfang des Krieges über die Frage streiten gehört, ob nicht das Kunstwerk streng zu trennen sei von der Person des Künstlers, ob es nicht letzten Endes nur auf den Wert eines Kunstwerkes ankomme, nicht auf seine Herkunft?

Bisher war es ein Bedürfnis des deutschen Volkes, in einem Kunstwerke seinen Schöpfer zu kennen und zu lieben. Wenn es ein ihm liebes Kunstwerk bezeichnen will, nennt es den Namen des Künstlers, des Malers, Musikers und Dichters. Man hört Brahms, Chopin, Beethoven, Haydn oder Mozart, man liest Goethe, Shakespeare, Lessing, Dante, Schiller, Gottfried Keller, Raabe, und man sieht einen Dürer, Holbein, Rembrandt, Menzel, Leibl, Böcklin, Thoma. Nur bei der Volksdichtung gerät der Name des Künstlers in Vergessenheit, weil gleichsam das Fühlen des ganzen Volkes an seine Stelle tritt. „Ich hatt' einen Kameraden," „Üb' immer Treu und Redlichkeit," „In einem kühlen Grunde," „Zu Straßburg auf der Schanz'" — — — wem wären die Namen der Schöpfer noch bezeichnend für diese Lieder?

Starke Fäden sind es, die das Kunstwerk mit seinem Schöpfer und mit seinem ganzen Volke verbinden. Wie kann es da verwunderlich sein, wenn ganze Kreise der höheren Schichten des Volkes, Gelehrte, Staatsmänner und wer da alles ist, die Liebhaber und Freunde — Genießer der Kunst sind, die Kunst nicht vom Künstler trennen wollen, sie als innerlich zusammengehörig empfinden? Sie sind es auch, die die Wirkung der Kunst zu beurteilen berufen sind und die zu ihrem wahren inneren Wert Stellung nehmen. Über Technik, über das ‚Wie' in der Kunst zu urteilen, ist die Sache des Künstlers. Aber die Anschauung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, daß die Kunst nur für die Kunst da sei, hat man ja glücklicherweise bald genug über Bord geworfen. Glücklicherweise, denn die Freudenbringerin Kunst soll in die Herzen der ganzen Menschheit leuchten, ihr das Dasein erhellen. —

Die neuzeitliche Deutung der Psychologie des Kunstwerkes nun weist den inneren Zusammenhang zwischen dem Kunstwerk und seinem Schöpfer weit von sich. Das Werk des bildenden Künstlers entstünde in der Ekstase und im Rausch, und der Künstler habe sozusagen nur während der Zeit des Gebärens seelische Fühlung mit ihm. Im Augenblick der Vollendung habe er sich völlig von ihm losgelöst, sich von ihm befreit. Ja, so mancher habe dann überhaupt gar keine Interesse mehr — höchstens rein äußerlicher Art noch — für sein Werk. Die Ernüchterung des Alltags folge alsbald der Ekstase und dem Schaffensrausch.

Seltsam mutet es an, daß die Hypothese von Ekstase und Rausch, die für den Dichter und Musiker aufgestellt wurde, nun auch von den Kunstdeutern in das Gebiet der bildenden Kunst hineingetragen wurde. In ein Gebiet, in dem rastlose Werkstattätigkeit der Lebensnerv des Schaffenden ist.

Werkstatt der Kunst! Bei diesem Begriff füllen sich von klarem Licht durchflossene Räume mit gar mancherlei vertrauten Gestalten: Der alte Grünewald dort drüben erprobt eifrig Maßverhältnisse und Farbenwirkungen seiner Skizzen für ein Gemälde. Wie es im magischen Licht des farbigen Domfensters zu seinem Recht gelangen könne, oder ob es besser wirke im warmen Schein der Wachskerzen. — Wohin auch die müßigen Stunden im Werktag führen, hinaus in die Gottesnatur oder in das von Menschenhand

errichtete Gotteshaus, überall erinnert ihn ein Blick, eine schnell erhaschte Stimmung, an sein Werk, läßt ihn vergleichen, überlegen wie er es zum besten fördere und es, wenn nötig, umändere, umbaue, damit es die rechte Wirkung erlange.

*

Die beiden jungen Menschen starren mit weit aufgerissenen Augen das kostbare blaue Farbpulver an, das ihnen der Meister als besondere Auszeichnung heute am Tage Mariä Himmelfahrt aus seinem streng verschlossenen Laboratorium herbeigebracht hat. Um die Schönheit des Blaues so recht ins Licht zu rücken, streicht der Meister sich die kunstvoll gedrehten Locken, die weit über den Hals hinabfallen, sorgsam zurück und hält das Gefäß neben das tiefe Rot seines Wamses, so die Schönheit des kostbaren Ultramarins in seiner Wechselwirkung genießend. Dann endlich dürfen die Schüler es zum ersten Male nach seiner, Dürers, Anweisung sorgfältig auf dem Farbsteine anreiben. Und während sie eifrig an die Arbeit gehen, voll Freude, so wertvollen Tuns schon gewürdigt zu werden, macht der Meister sich an seine Arbeit. Sorgsam wendet er den Lilienstengel im Glase zurecht, daß der Blume Kelch sich dem Lichte zuwende nach ihrer Lebensgewohnheit, und frommeifrig, als ob es ein Gebet sei, beginnen seine feinnervigen Finger den Zeichenstift zu führen, zeichnend nachzufühlen das wundersam geschaffene Linienwerk. Und als seien es Worte aus der Heiligen Schrift, klingt des Meisters Offenbarung: „Die Kunst stecket wahrhaftig in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“

*

In erregtem Gespräch wandert der kräftig gebaute Mann, dem der breitangelegte Kopf so energisch auf den Schultern sitzt, mit dem schlanken rotblonden Begleiter durch das lachende Sonnenland. Voll hoher Spannung blitzen Böcklins Augen seinen Gefährten und Schüler an, als er ihm jetzt geheimnisvoll über den neuesten Weg berichtet, der seiner Flugmaschine zum Leben verhelfen soll. Während des eifrigen Erklärens aber schweifen seine kunsttrunkenen Blicke suchend umher, sättigen sich überall an Formen und Farbenwirkungen ringsum. Daheim aber erst bemerkt Rudolf Schick, sein Begleiter, voller Erstaunen, was dieser wundersam empfängliche Künstlergeist als besten Besitz an neuen reichen Eindrücken für seine Kunst mit heimgebracht hat.

*

Hei, wie sie zugreifen, um den wasserschweren Kahn vom Seeufer durchs Schilf hinauszuwuchten. Wieder und wieder packen die Fischer zu mit kräftigen Fäusten und heben und lupfen und schieben, doch kaum, daß die Bootspitze das Wasser bewegt. Da, mit einem kräftigen Juhuschrei springt der Leibl, von seiner Arbeit fort, herbei und, ein Riese an Kraft, packt er zu und stößt, einem Stier gleich, die mächtige Brust gegen den Bug des Schiffes stemmend, mit einer kraftvollen Anstrengung den Kahn alsbald ins Gleiten. „Ja, bal wir den Molner nit hätten!“ Und voll Bewunderung blicken sie auf den Kameraden, dem es so leicht keiner als Fischer gleichtut oder als Weidmann. Kurze Zeit darauf sitzt er wieder geruhsam bei seinem Werk und malt, bis der hereindunkelnde Abend die Vesperstunde bringt. Dann aber treibt's ihn, den Stutzen im Arm, in den Bergwald hinauf, in des Weidmannes Heimgarten. Bildschau auf Bildschau reiht sich zu einer wundersamen Kette des Erkennens aneinander, und voller Ehrfurcht erfaßt sein treffsicheres Auge in freudigem Genießen die wunderbaren Kunstwerke, die die Natur allüberall vor ihm aufgebaut hat.

*

Durch die Nebelluft glühen die elektrischen Bogenlampen. Und seltsame Farbenkränze umrahmen die Hunderte von leuchtenden Punkten, die sich in regelmäßigen Linien, den Fahrdamm entlang, da hinten begegnen. An der Bordschwelle steht aufmerksam beobachtend der alte, kleine Herr schon seit geraumer Zeit. „Exzellenzeken, det werden wir jleich haben“ — und kräftige Arme fassen ihn sorgsam und führen den Widerstrebenden sicher und schnell durch all den Wirrwarr der vielerlei Wagen hinüber zur anderen Seite des Dammes. Behutsam stellt der stämmige Arbeitsmann seinen Schützling auf sicherem Boden ab. Unwillig der: „Was fällt Ihnen ein? Wollte gar nicht herüber. Lichter im Nebel beobachten und so. Kennen Sie mich denn überhaupt? Wer sind Sie denn?“ — „Na, wer sollte woll Menzeln nich kennen! Aber denn kommen Se man, Exzellenzeken, da werd ick Ihnen man wieder retuhrsetzen.“ Ehe der Meister sich's recht versieht, steht er auch schon wieder drüben bei seiner Laterne. Während er jetzt in seinem Portemonnaie herumsucht, begütigt der Menschenfreund: „Nee, so war't nich jemeent, lassen Se man stecken.“ Der Meister behält indes den Sprecher interessiert im Auge. „Stehen bleiben!“ herrscht er ihn plötzlich an, zieht sein Skizzenbuch heraus, um sich im Handumdrehen ein paar Notizen über die Beleuchtungswirkung im Nebeldunst zu machen. „Was sind Sie denn?“ — „Na, ick hab doch hier in die Jegend als Mauerpolier zu tun.“ — „Da haben Sie wohl keine Zeit, mir als Modell zu stehen? Passen mir gerade.“ — „Uff'n Sonntag jeht et schon mal. An'n nächsten? Jawoll, da kann ick. Jute Nacht, Exzellenz, und nischt for unjut!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, gerade die bildenden Künstler sind es, die am wenigsten Zeit haben, der ‚Ernüchterung des Alltags‘ anheimzufallen. Alle Sinne dienen in jedem Augenblicke der Kunst, nimmer ermüdend genießen die Augen, und selbst wenn sie ruhen, lassen der Bilder unruhvolle Reihe die Phantasie nicht locker. Im Wachen und Schlafen arbeitet die Seele

des Künstlers an seinen Werken. Jahrelange Übung muß die Hände und die Augen dazu geschult haben, Erschautes und Erfühltes in das Kunstwerk — in die Tat — umsetzen zu können. Je stärker aber der Charakter, desto ehrlicher und größer die Tat. In keiner Kunstausübung nimmt die Werkstattarbeit einen so wichtigen Platz ein wie in den bildenden Künsten. Seelentätigkeit und Körperkraft wirken nicht nur in der Werkstatt des Bildhauers, auch des Malers Tagewerk besteht in nimmer rastender Arbeit, solange er vorwärtsstrebt, sich neue und neue Ziele steckt. Darum treibt ihn ein inneres Drängen so oft darnach, die Gelegenheit zur Meisterung großer Flächen zu finden, Werke zu schaffen, die hinausgehen über einen Augenblickseindruck. Ihm ist das Erfassen der sinnlichen Wirkung der Menschen und Dinge in Farbe, Form und Bewegung etwas anderes, als etwa Stillebenmalerei, die erlernt werden kann, die von Modeanschauungen und Modetechniken abhängig ist. Denn er will große, bleibende, seelische Eindrücke verkörpern, sie zum Monument formend gestalten.

Was soll da die These vom Augenblicksrausch und der darauffolgenden Ernüchterung, die den Künstler gleichsam in zwei Wesen spaltet!

Ich behaupte nun, mit der Berufung auf eine auserwählte Zeugenschaft aus allen Zeiten großer Kunst, daß gerade das Gegenteil der modernen Auffassung über die Psychologie des Kunstwerks in Wirklichkeit zutrifft. Erstens befindet sich der wirkliche Künstler während der Zeit des Schaffens, der Geburt des Kunstwerks, niemals in Ekstase oder Rausch, es sei denn infolge krankhafter Veranlagung. Man braucht darüber nur die Lebensgeschichten großer Künstler zu befragen. Rubens, um Beispiele zu nehmen, arbeitete klaren und ruhigen Blickes kühl und abwägend an seinen sinnbestrickenden Werken, und von Delacroix ist nach dem Urteile seiner Freunde erwiesen, daß er, der Feuergeist, der eigentlich immer ‚geladen' war, seine Werke in abgeklärtester Ruhe schuf. Seine Werke, von denen die Kunstschreiber — ebenso wie von denen Rubens — stets annehmen, sie seien im Rausch des Unbewußten entstanden. Und um auch einen aus der Gruppe der Neu-Impressionisten, der allerdings die Werte eines Künstlers von hoher Bedeutung hat, als Beispiel heranzuziehen: Slevogt, dessen Werke so gern als in der Ekstase entstanden bezeichnet werden, ist ein kühler, nüchterner Rechner bei seiner Arbeit, da er im Grunde eine durchaus gesunde Kernnatur ist. Dahingegen steckt ihm — und hier komme ich zum zweiten Punkt meiner Behauptung — sicherlich aber ein gerüttelt Maß von Begeisterung für seine Kunst in den Gliedern während der Zeit der Nichtarbeit, in der ein heutiger Künstler ja ein anderer sein soll, der keine Beziehungen zu den Sprößlingen seiner Kunst habe. Ebenso verhält es sich bei Rubens, bei Delacroix, überhaupt bei allen großen Künstlern. Sie alle zeigen die Leidenschaft des echten Weidmannes, der jederzeit mit seinen Gedanken beim Weidwerk ist, der voller Jagdeifer, klopfenden Herzens, unermüdlich auf der Suche nach Edelwild, es im Augenblick, da's die Tat gilt, kühlen Blutes, mit klarem Blick und sicherer Hand durch wohlgezielten Schuß zur Strecke bringt.

Große Kunstwerke, die in innerer Kraft strahlen, die Freude und seelische Anregung schenken können, entstehen aus einer beim Schaffen gezügelten Leidenschaft, der Begeisterung, nicht aber im ‚Rausch' und in der ‚Ekstase'. Während diese flüchtige Augenblickszustände sind, auf die Ernüchterung oder Abscheu folgt, dauert die Begeisterung nicht nur fort, sondern vertieft sich noch in der Schaffensfreude. Ekstase ist krankhaft, Rausch sinnlich, Begeisterung aber seelisch. In der Ekstase tötet der Amokläufer seine Opfer, suchen Sektierer ihre Befriedigung, und im Rausche opferten die Alten dem dionysischen Gotte. Ekstase und Rausch sind die Bedingungen für die unserer Zeit charakteristischen Begriffe: Hypnotismus, Suggestion, Hysterie, in deren Gefolge sich Gauklertum und Verlogenheit breitmachen. Was haben all diese Begriffe aber mit wahrer Kunst zu tun!

Sie dient anders — in Begeisterung und nie ermüdender Arbeit. Und der Tanz des Mägdleins in Gottfried Kellers Tanzlegendchen ist echte Kunst im Gegensatz zum wilden Mänadenreigen bacchantischer Weinrauschtänzerinnen. Wie seltsam mutet es doch an, wenn die Heutigen, die die Kunstbegriffe des klassischen Altertums als lächerlich verwerfen, mit der Theorie von Ekstase und Rausch wieder geradezu mitten darinnen stecken. Der dionysische Weinrausch galt den Alten als göttliche Offenbarung — an seine Stelle ist für die Neuerer der Sinnenrausch getreten. Die großen, alles bewegenden Zeiten jetzt haben uns aber wieder klar gemacht, daß es die mit ernstem Willen gepaarte Begeisterung ist, die uns zur Tat führt, nicht aber irgendeine Sinnentrunkenheit.

Aber noch eins läßt sich feststellen: sinnlicher Rausch und krankhafte Ekstase können wohl bei einzelnen, dazu veranlagten Künstlern auftreten — es sei nur an den unglücklichen van Gogh erinnert. Werden sie aber als die Entstehungsursachen für jedes Kunstwerk hingestellt, so macht man sie zu einer krankhaften Sucht, einer Manie. Damit wäre eine im innern Kern ungesunde Kunst gekennzeichnet. In Wirklichkeit aber verhält es sich meiner Meinung nach anders.

Ich meine, man hat, um der Ungefährmalerei gewissermaßen den Wert der Abgeschlossenheit in sich, der Vollendetheit, beizulegen, die Theorie neuzeitlichen Kunstschaffens aufgestellt: Das Kunstwerk entsteht im Rausch und in der Ekstase, denen die Ernüchterung des Alltags folgt, und der Künstler hat mit seinem Kunstwerk nun nichts mehr zu tun,

er hat sich davon „befreit", hat keinerlei inneren Zusammenhang mehr mit ihm. Durch die Annahme einer solchen „Psychologie des Kunstwerks" werden Impression, Expression und Improvisation zu etwas in sich Fertigem gestempelt. Alles das, was den Künstler mit seinem Werk verbindet, es mit der Liebe für das eigne Fleisch und Blut betrachten läßt, wird auf solche Weise aus der Welt geschafft. Ein Kunstwerk ist nicht mehr das ausgereifte Kind der Künstlerseele, sondern die kühle Erinnerung an einen Augenblick flüchtigen Liebesrausches am Wege. Göttin Kunst aber ist keine Buhldirne, ist nicht um Geld oder Theorien feil. Nur den schließt sie in ihre Arme, der sich ihr in heißer und tiefer Liebe, in Andacht und Ehrfurcht zu eigen gibt.

Das Augenblicksbild, die Skizze, auf Grund neuer Kunsttheorien für ein fertiges Werk hinzustellen, birgt die große Gefahr in sich, das Wesen des Kunstschaffens zu verflachen, Hingebung, unermüdlichen Fleiß, Erstarkung des Charakters und Willens, jede Ehrfurcht vor den höchsten Leistungen gottbegnadeter Künstler und ihren vollendeten Meisterwerken zu ertöten. Gefährlich genug in einer Zeit, da die großen Meister im Aussterben sind, und nur noch Theoretiker und Problematiker das Wort haben. Nein, gerade sie, die die Namen der paar wirklich großen Neusucher der jüngsten Vergangenheit so gern als Schrittmacher auszunützen suchen, und die im Skizzenhaften vollendetes Kunstwerk sehen, sollten sich immer des Wortes ihres Hans von Marées erinnern: „Die Vollendung des Kunstwerks bedingt die Zerstörung der Skizze."

In seinem beherzigenswerten Büchlein „Kunst und Geschäft" (Rolandverlag, Bremen) sagt Oskar Graß: „Solange der Impressionismus — also die noch vor kurzem angeblich einzig richtige Darstellungsart — Mode war, konnte man die Mängel im künstlerischen Ausdruck mit der Angabe begründen, daß die Außenwelt dem Künstler eben nun einmal so erscheine. Nachdem aber der Expressionismus zum Modegeschrei geworden war (d. h. das Bekenntnis, daß dem Künstler die äußeren Eindrücke ganz gleichgültig sein müßten, er gebe nur Expressionen oder innere Erlebnisse), da zeigte sich die ganze Unfähigkeit, künstlerischen Eindruck im Beschauer hervorzurufen. Das war natürlich. Nur der Künstler kann menschliches Seelenleben bildnerisch gestalten, der durch fortgesetztes Beobachten und unablässiges Überlegen gelernt hat, wie sich die Innenwelt durch den Körper äußert. Daher war Michelangelo, der eisernfleißige Anatom, vielleicht der größte ‚Expressionist', der je gelebt hat. Auch Dürer erklärt: ‚Ein gutes Bild kann außerhalb Fleiß und Mühe nicht gemacht werden.' Aber Fleiß und Mühe scheut man, denn, um mit Goethe zu reden: ‚Es ist alles Gründliche gar zu schwer und verlangt große Applikation in der Ausübung.'" —

Die Größten aber aller Zeiten haben wahrlich nicht Fleiß und Mühe gescheut, haben jederzeit mit innerem Fühlen, mit Freude und Stolz zu ihren Werken gestanden. Gaben sie ihnen doch ein lebendiges Widerspiel ihres inneren Ringens nach den höchsten Werten in der Kunst und ebenso ein Abbild ihres eigenen Lebens in ihrer künstlerischen Fortentwicklung. Schnitt nicht ein Leibl ihm wertvoll und gelungen Erscheinendes aus großen Bildern heraus, um das Mißlungene zu verwerfen? Und tauschte Menzel nicht schlecht geratene Jugendarbeiten zurück, um sie zu zerstören, während er andere Arbeiten aus Jugendtagen wert hielt, weil sie ihm innerlich nahestanden und technisch gut erschienen? Ging Altmeister Goethe nicht wieder und wieder an frühere Arbeiten, sprachliche Umänderungen vorzunehmen, Fremdwörter auszumerzen?

Sicherlich ist's doch ein Beweis dafür, wie stark der Zusammenhang eines Kunstwerks mit seinem Schöpfer sein muß, wenn er es, lange nachdem er es sich von der Seele gerungen, wieder hervornimmt, es mit liebenden Augen auf seine Werte prüfend. Und da sollte man der These zustimmen, daß in dem Augenblick, da ein Kunstwerk vollendet ist, der Künstler sich innerlich vollkommen von ihm losgelöst, sich von ihm ‚befreit' hat! Gewiß, eine jede Schöpfung ist eine gleichzeitige ‚Befreiung'. Jedoch eine Befreiung vom Erlebnis, von innerer oder äußerer Schau, die sich nun im Kunstwerk verkörpert. Als solches aber gehört es zu dem Künstler, kämpft und leidet für ihn, bringt ihm Ewigkeitsruhm oder Nichtachtung. Nein, wer würde es nicht verstehen, wenn ein Meister in tiefste Trauer gerät, falls ein Unglück, eine Feuersbrunst etwa, die besten seiner Werke zerstörte? Wohl könnte er Neues schaffen, aber ganze Strecken seiner Entwicklung wären für alle Zeiten unwiederbringlich verloren, denn die Kunst eines wirklich Großen zeigt ihre folgerichtigen Entwicklungsstufen, aus denen man keinen Baustein missen möchte. Kunstwerke, die keinerlei Zusammenhang mit ihrem Schöpfer haben, sind äußerlicher Natur: Kunststücke, die eine Modeanschauung verkörpern, optische Schaustücke, Versuche, um neue Techniken auszuproben. Ihnen kann nur die kurze Frist einer Modezeit werden. Eine neue Mode verdrängt schnell die andere, und nur die letzte ist die jedesmalige Alleinherrscherin auf dem Plan. Das Leben eines großen Künstlers aber hat sich niemals darin ausgelebt, daß es das jedesmalige Geschrei des Modemarktes zu seinem Losungsworte machte. Vielmehr hat es sein eigenes Kennwort, das all den Gleichgestimmten wohlvertraut ist: Aus dem Volkstum geborene Kunst! —

Diese Ausführungen hier sollen dazu dienen, wieder einmal an alte ewige Wahrheiten zu erinnern und daran, daß kein Volk recht tut, wenn es alte, wertvolle Güter hergibt und eintauscht gegen neue,

die blenden, die ihre Wirkung auf den äußeren Schein gestellt haben. Wer könnte sich verhehlen, daß durch die Reihe der Kunstmoden, angefangen mit dem Impressionismus (als ‚Spezialität‘) eine fremde, nicht im Empfinden des Volkes wurzelnde Kunstanschauung zu uns gebracht wurde? Kunstmoden, die sich im Kubismus und Futurismus schlimmer und ungeheuerlicher entwickelt haben als die Bekleidungsausschweifungen ihrer gallischen Ursprungsheimat am Ende des 18. Jahrhunderts. Auch damals während der großen Revolution tobte der Ruf um Freiheit in der Geisteswelt, in der Kunst und in der Lebensführung. Freiheit um jeden Preis, auch unter Hergabe der höchsten Kulturerrungenschaften, wenn sie sich nicht mit dem Narrenkleide der Neuerer und Umstürzler ausputzen wollten.

Diese zu uns hereingebrachten Kunstmoden, denen eine alte, wurzelechte Kunst gegenübersteht, haben schwere Nachwirkungen gezeitigt und unsere jüngste Kunstjugend in Irrgänge versprengt, in denen ein planloses Umherjagen sie vergeblich die Bahn suchen läßt, die wieder hinaufführt zu den hohen Zielen der Kunst.

Nein, fort mit der Zwiespältigkeit des Künstlers, fort mit Ekstase und Rausch als Gewohnheitsmittel. In der Ekstase, in fanatischem Eifer beschimpften uns Künstler und Gelehrte des feindlichen Auslands. Wir aber, denen höchste Kunst immer gepaart erscheint mit Charakter und Willenstüchtigkeit, die wir uns die Kunstwerke und ihre Schöpfer so eng verknüpft denken, wie das Weltall und seine regierende Kraft — wir empfinden bei unseren Gegnern, gerade wenn sie Künstler sind, jegliche Falschheit als Fehler, der fratzenhaft ihre Werke verzerrt.

Wir, die im Kreuzeszeichen des Weltenkrieges stehen, haben jetzt die schwülen Hüllen der „Dekadenz", gut deutsch — des Verfalls, die jede starke Regung der Glieder schwer wie Blei niederdrückten, mit kräftigem Ruck abgetan. Und an Stelle augenblicklicher Ekstaseäußerungen ist wieder charakterfester Wille getreten, das Große, Ganze auf festen Grundmauern zu lagern und neu zu formen. Eins geworden sind wieder Volk, Wille, Tat!

Die Begnadeten

Zwei Gedichte von Karl Bröger

Das Kind

In seinen Traum vom Leben fällt
Verworrenen Lichtes noch kein Schein,
Denn lauter gehn und unverstellt
Die Dinge seinem Schauen ein.

Und was es sieht und was es hört,
Genießt es ganz und ungemischt,
Weil keines Wortes Fremdheit stört
Und ihm das reine Bild verwischt.

Die Sehnsucht zweier Seelen blaut
In seinen Blicken still und groß,
Und dennoch ringt sich nicht ein Laut
Von den geschloss'nen Lippen los.

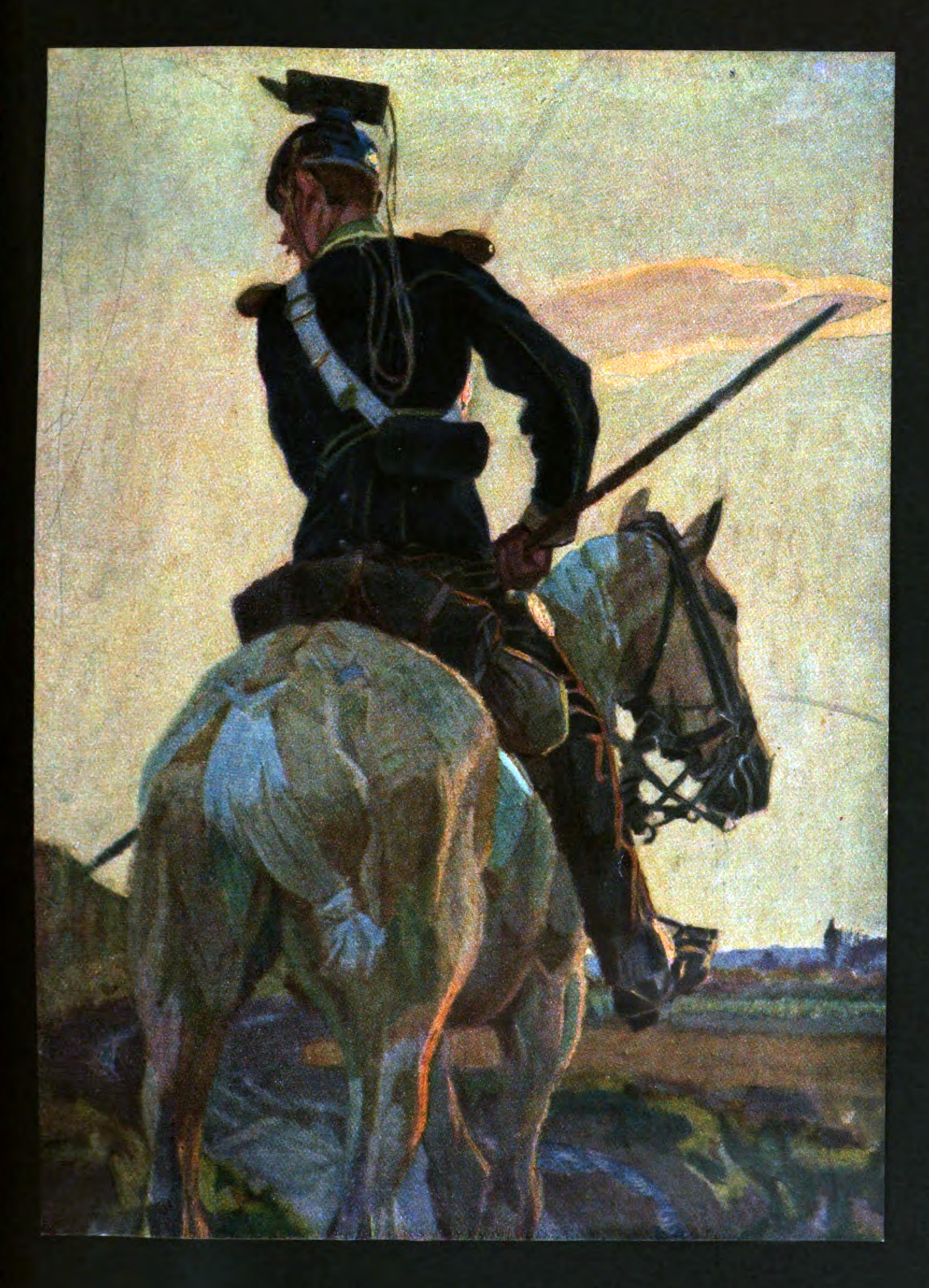
Die Wunder, die es rings gewahrt,
Sie sind ihm wohl im tiefsten kund,
Doch daß es keines offenbart,
Versiegelt ihm ein Gott den Mund.

Der Künstler

Den Sternen schon von Anbeginn verfallen
Und so seit ewig her dem Licht geweiht,
Ist all sein Tun und Sinnen nur ein Wallen
Aus den Bezirken dieser Endlichkeit.

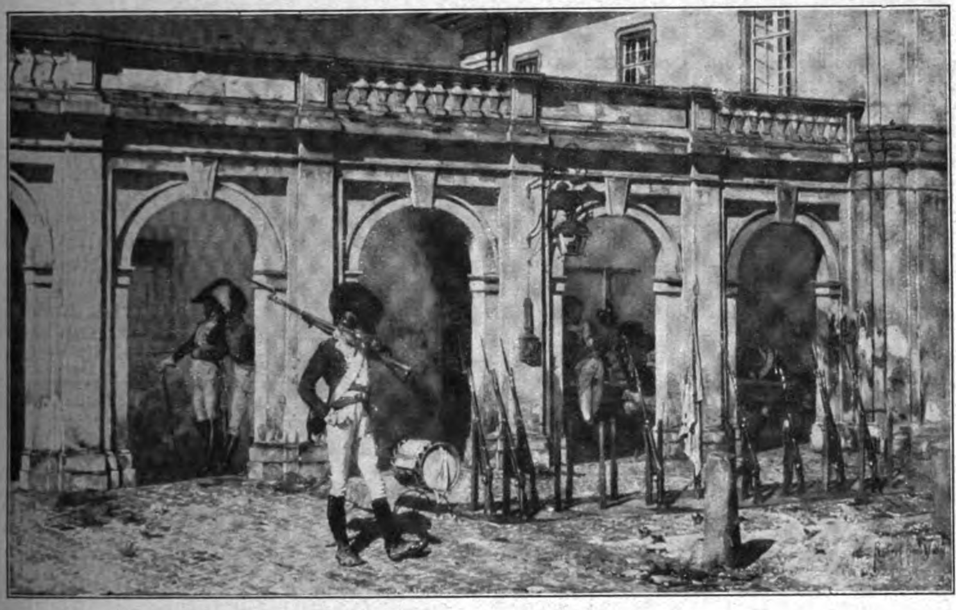
Die blauen Berge seiner Heimat ragen
Hoch über jedes irdische Geschrei.
Er läßt die andern auf dem Markt sich jagen
Und geht nur still und königlich vorbei.

Er geht vorbei, indes ein hoher Schimmer
Der reinsten Klarheit seine Stirn bekränzt,
Und mit verzückten Augen sucht er immer
Nach einem Licht, das wolkenüber glänzt.



Studie. Von Prof. Robert von Haug





Schloßwache in Ludwigsburg. Gemälde. 1880

Robert von Haug

Zum 60. Geburtstag des Künstlers, am 27. Mai

Von Dr. Georg Jacob Wolf in München

Das Schwabenland hat allzumal und allewege gute Kulturarbeit getan. Das gilt nicht allein von Werken der materiellen Kultur, sondern in ebenso hohem Maße von den Geisteswissenschaften, der Dichtung und den bildenden Künsten. Die geistige Regsamkeit steckt im Schwabenblut; ist man wieder einmal ein paar Tage in Stuttgart, in Heilbronn und Tübingen gewesen und offnen Auges durch die Straßen dieser guten Städte gegangen, hat man dort im geselligen Kreis mit Schwabenbürgern Rede und Gegenrede gepflogen, wobei es ohne den etwas derben Witz, der hierorts zu Hause ist, nicht abgegangen sein kann, so kehrt man ordentlich erfrischt zu seinen Pflichten zurück. Man segnet dann wieder einmal die Tatsache, daß wir in Deutschland von einer ähnlichen kulturellen Zentralisation, wie sie in Frankreich und auch in gewissem Sinne in England herrscht, verschont geblieben sind. Unsere Reichshauptstadt, um die sich das politische Leben kristallisiert, soll nicht, wie dies Paris für Frankreich tut, den Ausbund der geistigen Kultur des Reiches darstellen. Was politisch vielleicht nicht immer günstig war und ist, die deutsche Kleinstaaterei, das wurde zum strömenden Segen für die Entwicklung unseres inneren, unseres geistigen und künstlerischen Lebens, und so soll es bleiben. Eine Uniformierung der Kultur muß uns das Unerwünschteste sein. Unser Stolz ist es, daß die deutsche nationale Kultur in allen Farben schillert, insofern die deutschen Stämme in Nord und Süd gleichmäßig daran bauen und wirken. Zur Förderung der deutschen Kultur beizutragen, tat jeder sein Bestes. In diesem edlen Wettstreit der deutschen Bundes-



Robert von Haug
Aufnahme von Hofphotograph Rud. Vollmar in Stuttgart

staaten und Städte dem Nachbarn den Rang abzulaufen in der Förderung kultureller Unternehmungen haben letzten Endes alle einzelnen verloren; nur die Gesamtheit, das Reich, hat gewonnen...

Die bildende Kunst, in der sich die Kultur eines Landes und Volkes getreu spiegelt, ist also Gott sei Dank in Deutschland nicht zentralisiert, und die etwa mit dem Gedanken umgehen, eine solche Zentralisation künstlich herbeizuführen (aus gewinnsüchtigen Gründen, nicht aus kulturellen Erwägungen), werden ihr Ziel nicht erreichen: gelänge es ihnen dennoch, so hätten sie dem deutschen Kulturleben eine tödliche Wunde geschlagen. Auch hier ist nur in der Dezentralisation Heil. Wir wollen uns der Tatsache freuen, daß man in Köln anders baut als in München, daß in Darmstadt anderes Kunstgewerbe gemacht wird als in Dresden, daß in Stuttgart die Malerei auf anderem Grunde ruht und in anderer Weise in Erscheinung tritt als in Berlin. Wir dürfen sehr froh sein, daß die Künstlerschaften der deutschen Kunststädte, deren wir eine ganze Reihe herzählen können, die nach ihren Zielen und Leistungen Anspruch auf diesen Ehrentitel erheben können, unter sich in stetigem Wettstreit leben. Dieser Wettkampf spornt an und fordert zu Höchstleistungen heraus, er bewirkt auch Opfermut und Bekennerfreude bei den Kunstfreunden und bei den Behörden der einzelnen Städte. Es ist ein Glück für die deutsche Kunst, daß sie nicht monopolisiert ist — nie und nimmer könnte sie sich sonst einer Mannigfaltigkeit nach Stimmung, Charakter, Technik und Erscheinung rühmen wie jetzt.

Richten sich diese Gedankengänge im allgemeinen gegen eine unbestrittene Vormachtstellung Berlins, so muß das Schwabenland, insonderheit Stuttgart, auch mit dem Wetteifer Münchens und Karlsruhes rechnen und darauf bedacht sein, wie es sich zwischen diesen Einflüssen, die von allen Himmelsrichtungen einströmen, in seiner künstlerischen Eigenart zu behaupten vermöge. Da heißt es denn wach sein und arbeiten und nicht etwa bloß a u c h etwas Gutes schaffen, sondern etwas, das die anderen nicht können, weil es eben ganz dem Schwabencharakter entspricht, stämmisch im eigentlichen Sinne ist. Damit ist nicht unfruchtbare „Heimatkunst" gemeint, die in ihrer Geltung nicht weiter reicht, als man die Spitzen schwäbischer Kirchtürme sieht, sondern Wurzelständigkeit, Schollewüchsigkeit, Überlieferung. Die schwäbische Kunst muß diesen Titel nicht tragen, weil Schwaben das „Herstellungsland" gewisser Kunstwerke ist; schwäbische Kunst muß vielmehr bedeuten, daß diese Kunst mit Notwendigkeit gerade in diesem Lande in die Erscheinung treten muß, daß in Württemberg und nirgend anderswo ihr Vaterland sein kann.

Die Akademie der bildenden Künste in Stuttgart ist unter solchen Umständen im deutschen Kunstbetrieb mehr als eine Anstalt neben anderen; auf sie blickt das kunstfreundliche Württemberg, wenn es davon spricht, daß im Schwabenlande die Kunst seßhaft sei, und sie hat im gesamten Kunstleben Deutschlands als eine Stätte fruchtbarer Anregung, als der Ausgangspunkt eigenartiger künstlerischer Ideen und eines beachtenswerten Nachwuchses weit mehr als grenzbeschränkte Bedeutung. Die Zusammenstellung der Lehrkörperschaft dieser Anstalt und die Frage des Schülerbestandes sind solchermaßen Daseinsfragen der württembergischen Kunst und beschäftigen darüber hinaus anhaltend die Gemüter aller nicht auf Berlin eingeschworenen deutschen Kunstfreunde. So soll seinerzeit, als Ludwig Herterich nach kurzer Lehrtätigkeit von Stuttgart schied, König Wilhelm die Gewissensfrage an den von ihm hochgeschätzten Künstler gestellt haben, was er von den Stuttgarter Kunstverhältnissen halte und wie der Stuttgarter Kunst weiterhin geholfen werden könne. In seinem gewohnten Freimut habe Herterich geantwortet, daß es für die Akademie nötig sei, starke künstlerische Persönlichkeiten zu gewinnen, eine gute Mischung und gegenseitige Befruchtung einheimischer und berufener Kräfte zu bewirken und die Berufenen dauernd an Stuttgart zu binden. Daß die rechten Leute an die Akademie gezogen würden, dafür wollte Herterich — wenn er auch den Namen nicht aussprach — seinen Freund R o b e r t H a u g sorgen lassen, der, als der einflußreichste und an künstlerischer Geltung überragendste Mann in der Lehrkörperschaft der Akademie, seinerzeit auch Herterichs Berufung nach Stuttgart durchgesetzt hatte. Herterich vermutete ganz richtig, als geborener Stuttgarter würde Haug am besten wissen, was dem Kunstleben seiner Vaterstadt und seines Heimatslandes nottue. Wenn heute, eineinhalb Jahrzehnte nach jenem Gespräch zwischen dem König und dem scheidenden Künstler, Stuttgarts Kunstleben voll fruchtbarer Anregungen steckt, wenn ihm Hoffnungen ebensowenig fehlen als Erfüllungen, so hat Haug daran den stärksten Anteil gehabt und wird ihn auch weiterhin haben. Das, was Herterich als Notwendigkeit für das Stuttgarter Kunstwesen bezeichnet hatte: starke künstlerische Persönlichkeiten, war und ist in Robert Haug selbst vorhanden, und besonders segensreich ist es, daß diese starke künstlerische Persönlichkeit, die der Stuttgarter Akademie und dem Stuttgarter Kunstleben nottut, ein Landeskind mit allen eigenartigen Zügen des Schwaben ist. Wenn heute die Württemberger Künstler in ihrem von Theodor Fischer 1913 erbauten eigenartigen Kunstausstellungsgebäude eine ihrer sehenswerten Ausstellungen veranstalten, dann können sie mit gerechtem Stolz ihren Kunstgenossen im weiten Reich die Schillerschen Verse zurufen: „Ihr, ihr dort außen in der Welt, die Nasen eingespannt!" — aber sie sollten darüber nicht vergessen, daß



Die Preußen bei Möckern. Gemälde. 1889. (Im Besitz der Stuttgarter Galerie — Einzelblätter im Verlag für Volkskunst [Richard Keutel] in Stuttgart)

es hauptsächlich **einer** aus ihrer Mitte ist, der ihnen das Recht zu solchem Auftrumpfen gab, der unermüdlich und allen Anfeindungen, die oft recht persönlich waren, zum Trotz sein Stuttgart künstlerisch durchsetzte, und daß dies kein anderer gewesen als Robert Haug.

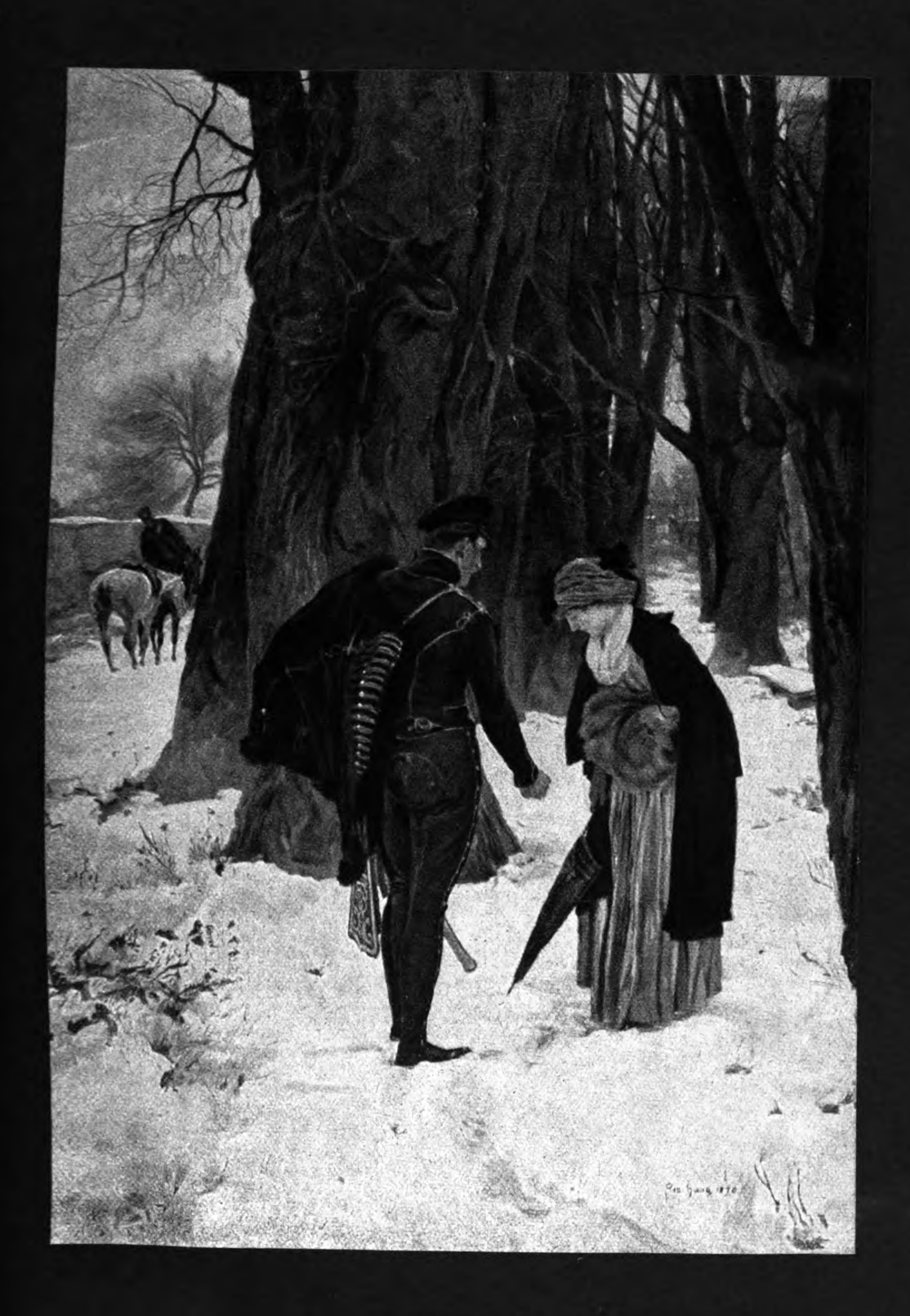
Die Stellung Haugs im kunstpolitischen Leben seines Vaterlands mag es rechtfertigen, daß hier etwas weiter ausgeholt wurde und daß Verhältnisse und Zustände gestreift wurden, an deren Zustandekommen oder an deren Bekämpfung Haug lebhaftesten Anteil genommen und selbstverständlich noch nimmt. Es entspricht seinem Wesen, daß er sich nicht nach außen hin verschließt, sich nicht mit seinem Schaffen in die Einsamkeit zurückzieht, sondern scharfen Sinnes mit der Wirklichkeit rechnet und wohl auch einmal in die Speichen des Kunstschicksalsrades greift. Tut er dies, so ist er sich seines Zieles bewußt, und das Recht zu solchem Eingriff kann ihm keiner bestreiten, denn mit seinen hohen, ergreifenden Werken hat er sich als ein Berufener ausgewiesen.

✠ ✠ ✠

Robert Haug ist in Stuttgart geboren, just vor sechzig Jahren, am 27. Mai 1857. Er entstammt einer Handwerkerfamilie und verlebte seine früheste Kindheit mitten in der Stuttgarter Altstadt, der Leonhardskirche gegenüber, wo seine Eltern ansässig waren. Damals war Stuttgart noch die kleine Stadt im Tale mit den Weinbergen ringsum und mit Weinbau herab bis in den Talkessel, und freundliche Weinberghäuschen schimmerten weiß von den Höhen. Das Leben ging in gemächlicheren Bahnen dahin als heute, Industrie in unserem Sinne gab es noch nicht, dagegen spielte der kleine Hof eine ungeheuere Rolle im Leben der Stuttgarter. Will man die landschaftliche Stimmung von damals wieder aufleben lassen, so muß man etwa Gustav Schwabs „Wanderungen durch Schwaben" zur Hand nehmen: aus diesen leise modernden Blättern und vergilbten Stahlstichen steigt das Württemberg der fünfziger und sechziger Jahre noch einmal empor, romantischer, sicherlich auch anmutiger und in seinem landschaftlichen Wesen unberührter, als uns heute Schwabenland erscheint. Robert Haug fühlte sich unter dem Eindruck der Natur seiner Heimat schon in sehr jungen Jahren zur Kunst mächtig hingezogen. In seiner Familie war niemand, der jemals unter solchen „Anomalien" gelitten hätte, und so ward es ihm auch nicht gerade leicht gemacht, den Weg zur Kunst einzuschlagen. Dazu kam, daß seine Zensur im Zeichnen nichts weniger als hervorragend war. Indessen konnte gerade dieser Umstand Haugs väterlichen Freund und Gönner, seinen Rektor Bücheler, einen trefflichen Mann, nicht irremachen. Er half dem jungen Haug aus seinen Nöten, sprach gütig, vorsichtig und zukunftsfroh auf den Vater ein und erwirkte es, daß der fünfzehnjährige Kunstentflammte dem Professor Häberlin vorgestellt wurde. Der verlangte, daß der junge Haug ein paar Hände nach der Natur zeichne — eine der schwierigsten Aufgaben, die es nach Leibls Urteil in der Kunst gibt. Die Probe fiel nach Wunsch aus, Karl Häberlin war mit der Leistung Haugs sehr zufrieden und nahm ihn sogleich als Schüler auf.

Das geschah bald nach dem deutsch-französischen Krieg, man schrieb 1872 — es war also ein paar Jahre, nachdem Wilhelm Diez in München seine berühmte, vielbesuchte Schule aufgetan hatte. Die Kunde von dieser Geniebrutstätte drang auch nach Stuttgart und erfüllte Haug mit Sehnsucht. Solange er bei Häberlin zeichnete, war er es wohl zufrieden. Der Unterricht war zwar schematisch, aber man lernte etwas Tüchtiges, und Haug gefiel sich nicht im genialischen Schlendrian, der im Zeichnen nur ein unwillkommenes, höchst überflüssiges Läuterungsfeuer, das vom erwünschten Paradies der Malerei trennt, erkennen zu müssen glaubt. Vielleicht erklärt es sich aus dem Verankertsein der Familie Haug im Handwerkerstande, daß der junge Akademiker das Handwerkliche der Kunst, das Zeichnen, als notwendige Grundlage erkannte und danach handelte. Indessen ging es dann ans Malen, und da mußte der brave Häberlin notwendigerweise versagen. Den Ansprüchen, die Haug — mit dem Gedanken an die Diez-Schule im Kopf — an den Malunterricht der Akademie stellte, vermochte Häberlin nicht zu genügen. Er war der Piloty-Weisheit voll und hielt es mit den aufregend komponierten „Unglücksfällen", über die Moritz von Schwind so boshaft zu scherzen gewußt hat. Kurz und gut, nach fünf Jahren verließ Haug seine Heimat und ging den Weg, den so viele seiner kunstbeflissenen Landsleute vor ihm gegangen waren — nach München.

Bei Diez malte man damals überlebensgroße Studienköpfe mit ganz breiten und weichen Pinseln. Man modellierte mehr, als daß man malte, und Wunderdinge wurden von dieser Schule erzählt. Natürlich wollte Haug da eintreten, aber es begab sich, was sich all die Jahre her begeben hatte, seit Diez an der Akademie lehrte: alle Schülerateliers waren überfüllt, und die begeisterten Jünger standen, wie Heringe gedrängt, gewissermaßen bis auf die Gänge hinaus. Dazu waren Dutzende anderer „vorgemerkt". Haug hielt damals eine falsche Bescheidenheit davon ab, sich Diez selbst vorzustellen. Hätte er einige seiner Stuttgarter Arbeiten mitgebracht und frischweg mit dem Meister gesprochen, so hätte sich wohl noch ein Platz für ihn bei Diez gefunden; einen Tüchtigen wies Diez nie von seiner Türe. Indessen Haug war schüchtern, und so trat er, da er nun schon einmal in München war, in das Atelier von Otto Seitz ein. Das war kein schlechter Meister, aber es gab nichts Bemerkenswertes bei ihm zu lernen, besonders aber unter den Mitschülern keiner, der Haug zugesagt hätte. Da



Abschied

Gemälde von Prof. Robert von Haug (1890)

(Im Besitz der Kgl. Neuen Pinakothek in München)

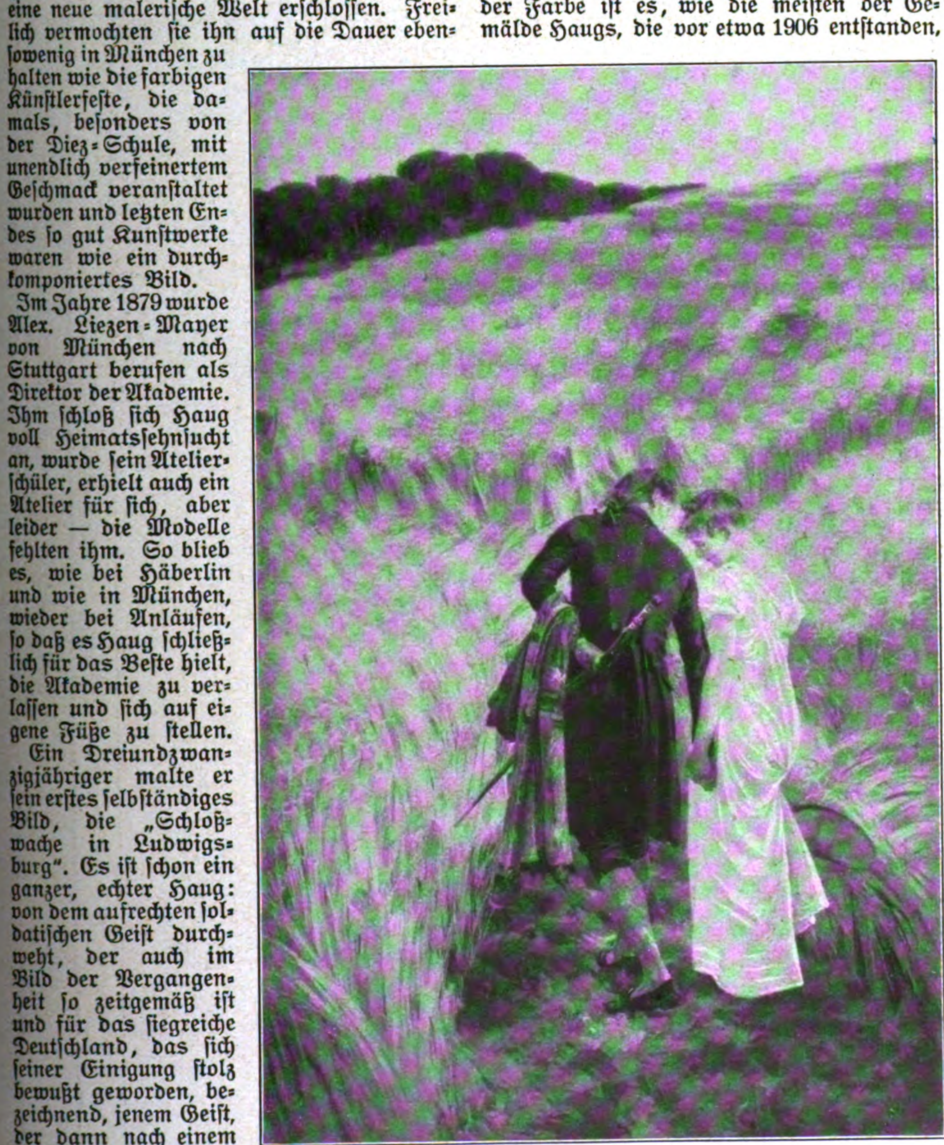
Einzelblätter im Verlag für Volkskunst (Richard Keutel) in Stuttgart



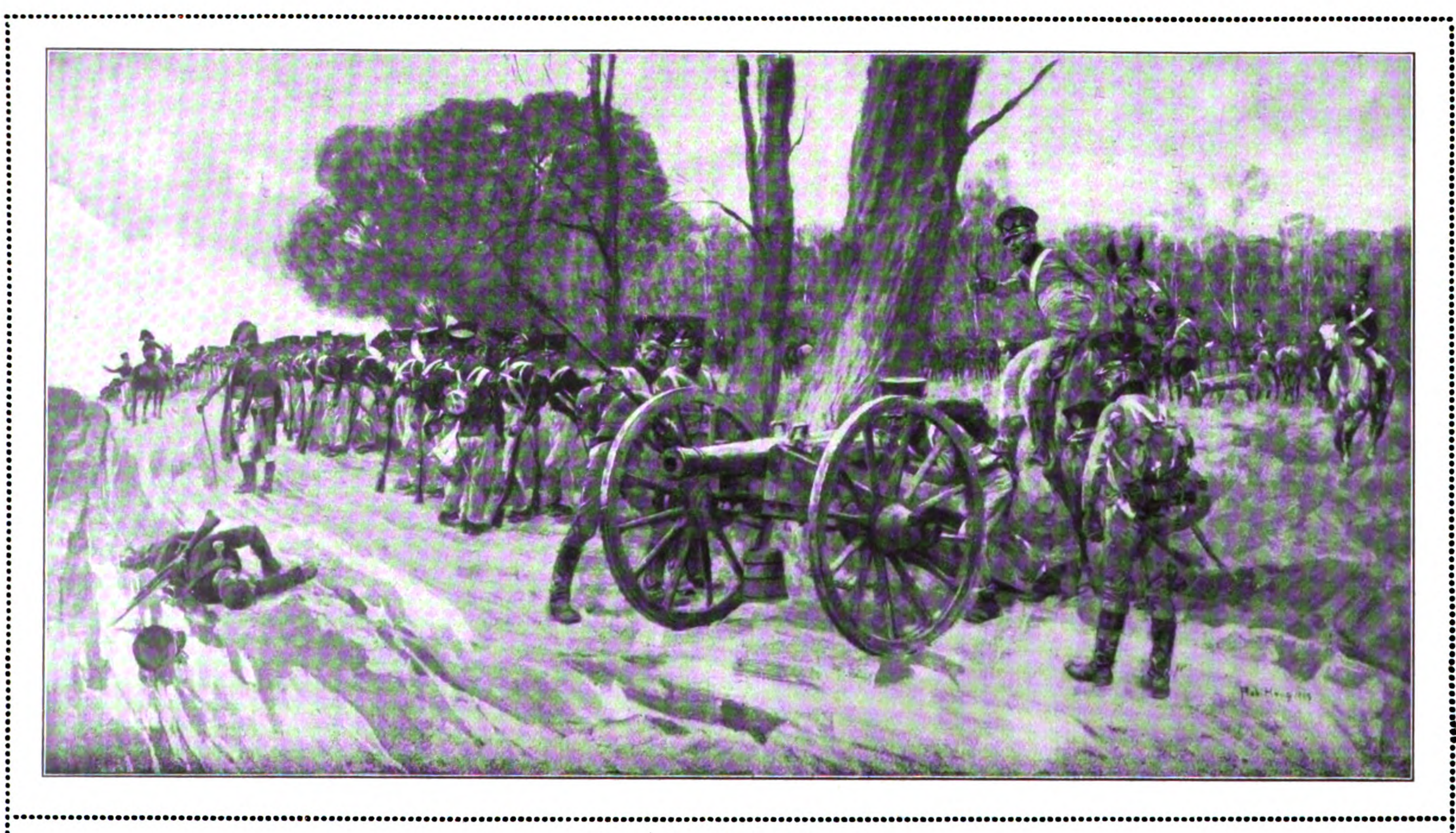
schloß er sich lieber an die Diez-Schüler an, und bald verband ihn mit ihrer zweien gute Freundschaft: mit Ludwig Herterich, dem lebensfreudigen Sohn des Frankenlandes, und mit Karl Stauffer aus Bern, genannt „Schweizer-Karli“, dessen spätere hohe Meisterschaft als Maler-Radierer in jenen überschäumenden Münchner Akademikerjahren ebensowenig geahnt werden konnte wie sein tragisches Ende. In diesen Münchner Jahren (1877—1879) verteilte Haug seine Zeit gleichmäßig auf die Akademikergeselligkeit und auf das Studium, besonders in der Alten Pinakothek, wo ihm die Gemälde Rembrandts eine neue malerische Welt erschlossen. Freilich vermochten sie ihn auf die Dauer ebensowenig in München zu halten wie die farbigen Künstlerfeste, die damals, besonders von der Diez-Schule, mit unendlich verfeinertem Geschmack veranstaltet wurden und letzten Endes so gut Kunstwerke waren wie ein durchkomponiertes Bild.

Im Jahre 1879 wurde Alex. Liezen-Mayer von München nach Stuttgart berufen als Direktor der Akademie. Ihm schloß sich Haug voll Heimatssehnsucht an, wurde sein Atelierschüler, erhielt auch ein Atelier für sich, aber leider — die Modelle fehlten ihm. So blieb es, wie bei Häberlin und wie in München, wieder bei Anläufen, so daß es Haug schließlich für das Beste hielt, die Akademie zu verlassen und sich auf eigene Füße zu stellen.

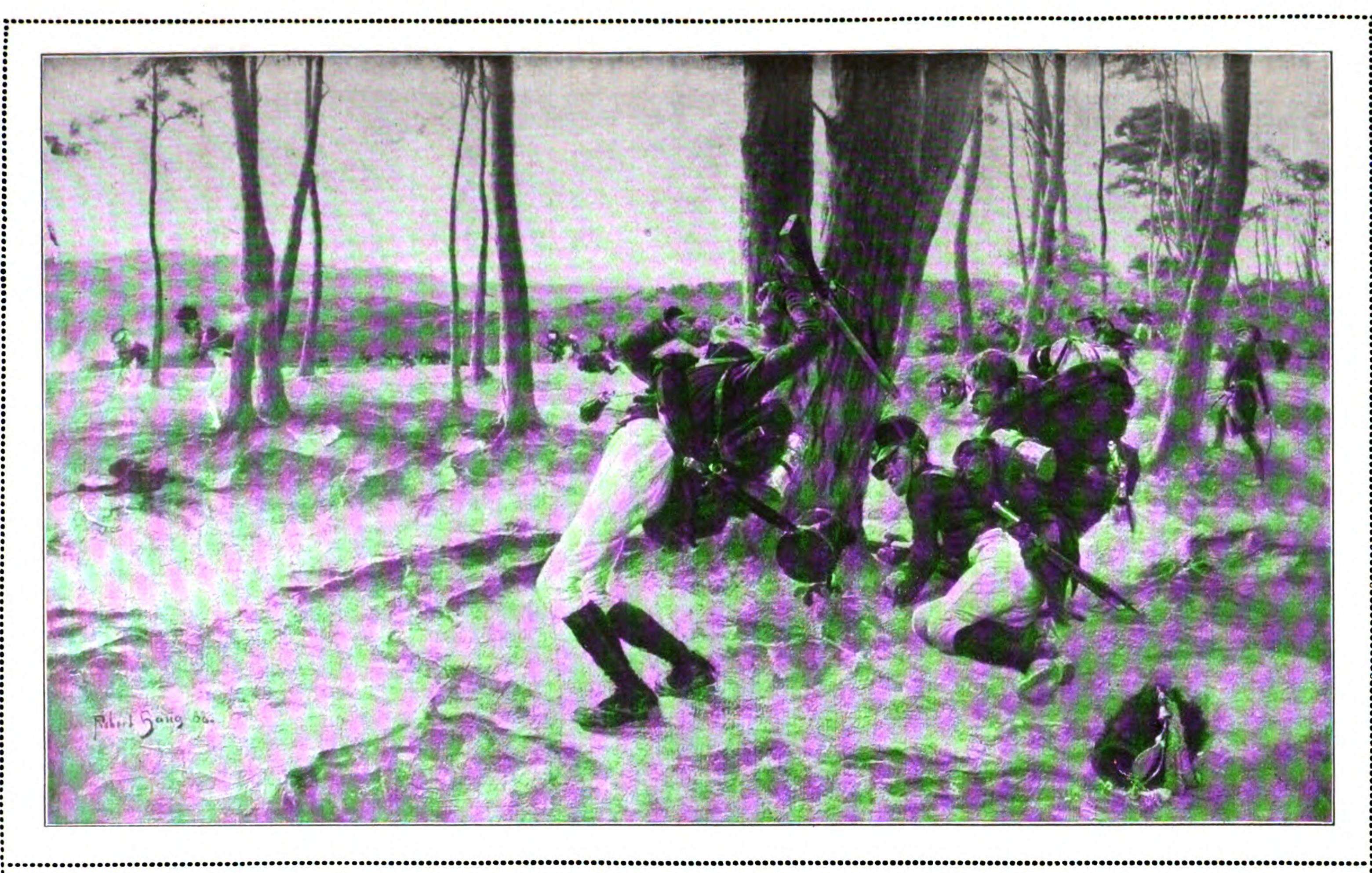
Ein Dreiundzwanzigjähriger malte er sein erstes selbständiges Bild, die „Schloßwache in Ludwigsburg“. Es ist schon ein ganzer, echter Haug: von dem aufrechten soldatischen Geist durchweht, der auch im Bild der Vergangenheit so zeitgemäß ist und für das siegreiche Deutschland, das sich seiner Einigung stolz bewußt geworden, bezeichnend, jenem Geist, der dann nach einem Zeitabschnitt des Herabgleitens in den ersten Augusttagen 1914 seine hochgemute Wiederauferstehung feiern konnte. Wie Trommelwirbel und wie frischer Marschschritt geht es durch diese soldatischen Bilder Haugs. Wenn man vor ihnen steht, wird es einem warm ums Herz: man glaubt felsenfest an die Unbesiegbarkeit des deutschen Heeres. Zu all dem, das später wie ein mächtiges Epos sich abrollte in Haugs malerischem Gesamtwerk, bildet das Ludwigsburger Wachebild einen hellen Auftakt. In seinem Ausschnitt ist die Architektur als Hintergrund gegeben, kompositionell und perspektivisch baut sich das Bild gut auf; nur in der Farbe ist es, wie die meisten der Gemälde Haugs, die vor etwa 1906 entstanden,



Spaziergang. Gemälde. 1892



Vor dem Angriff. Gemälde. 1891



Freiwillige Jäger. Gemälde. 1891. (Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin)

etwas flau und matt. Da sieht man mit geschultertem Gewehr den Wachtposten, der die ehrwürdige Fahne, Gewehre und Trommel in treue Hut genommen: die Attribute, die Haugs ganze spätere Kunst beherrschen. Es ist ein ansprechendes, stimmungsvolles Werk, dieser Erstling des unerfahren in die Kunst hinein- und in die Öffentlichkeit hinaustastenden Jünglings, und als es vor einiger Zeit wieder in der Öffentlichkeit erschien, da stand wohl mancher mit Rührung und mit Staunen vor diesem Bild, wenn er im Geist den Weg durchmaß, den Haugs Kunst von dieser ersten Bekundung bis auf unsere Tage genommen. Zweifellos ist von diesem Bild zum nächsten, das Haug malte, den „Preußen bei Möckern“, ein tüchtiger Schritt, aber er wäre nicht unausdenkbar gewesen, auch wenn er in unmittelbarem Anschluß erfolgt wäre. Indessen kam es anders. Die liebe Not fiel Haug an. Seine „Schloßwache“ war gemalt und hatte gefallen, aber der Erfolg blieb aus; dafür trat die Sorge zur Tür herein. Da packte Haug in raschem Entschluß seine Staffelei ein, säuberte die Palette, verschnürte Skizzenbücher und Studienmappen und dachte, es sei weiter nicht so schlimm, wenn man in jungen Jahren Frondienste tun müsse: des lieben Brotes wegen folgte er einem Rufe Faber du Faurs, der damals in Hamburg sein Panorama der Schlacht von Wörth malte — dabei sollte ihm mit anderen auch Haug helfen. Es war nämlich damals die Zeit der üppig ins Kraut schießenden Panoramamalerei, die von ihren Jüngern außerordentliche Geschicklichkeit verlangt, große Gewandtheit in der perspektivischen Zeichnung und einen sicheren Blick für schmuckhafte Wirkungen. Das mögen immerhin Dinge sein, die für Kunst auch anderer Erscheinungsgrade von Belang sind, auf keinen Fall jedoch läßt sich die Panoramamalerei mit Kunst schlechthin gleichstellen. Darüber konnte ein so feinfühliger Künstler wie Haug keinen Augenblick im Zweifel sein, und doch griff er begierig nach der Hand, die sich ihm hier entgegenstreckte, so sehr lagen der lästige Druck und die Bürde der Sorge auf ihm.

Fast ein Jahrzehnt hindurch war Haug mit derartigen Arbeiten, die ihn in die Vorhöfe der Kunst verwiesen, befaßt. Erst 1889 trat er wieder mit einem Gemälde auf den Plan: es waren, wie erwähnt, seine „Preußen bei Möckern“, das erste Bild, das er nach der „Ludwigsburger Schloßwache“ malte. Neun Jahre liegen zwischen beiden Werken, und man merkt natürlich, daß Haugs Hand, obwohl sie inzwischen nur untergeordneten Kunstzwecken gedient hatte, leichter geworden, daß sein Vortrag lockerer, seine Komposition wirkungsvoller geworden. Aber ist es nicht seltsam? Der Künstler, der für riesige Panoramen kriegerische Begebenheiten einer nahen Vergangenheit, die er selbst in eindrucksfähigen Knaben- und Jünglingsjahren miterlebt, gemalt hatte, stellt nicht Soldaten aus dieser Zeit, nicht Schlachten und Kriegstaten, die in aller Mund sind, dar, sondern er kehrt zurück in die Tage und zu den Erscheinungen der Befreiungskriege und knüpft bei den außerordentlich malerischen historischen Uniformen an, die auch für sein Schloßwachenbild bestimmend geworden waren. Man erkenne jedoch darin nicht Abkehr von der Wirklichkeit und von der Gegenwart, nicht Weltflucht, die gerade einem Künstler und Menschen vom Schlage Robert Haugs unangemessen wäre. Es ist oben schon gesagt: auch in Haugs historischen Bildern ist der Hauch der Gegenwart, ist Zeitgenossenstimmung. Die äußere Einkleidung ist nur durch künstlerische Umstände bedingt, die Gesinnung aber ist nicht der Gegenwart abgekehrt, im Gegenteil, ihre Kraft ist so groß und überzeugend, daß sie für die Phantasie des nachdenklichen Betrachters Vergangenheit in zeitgenössisches Geschehen zu verwandeln vermag.

Das Möckern-Bild vollendete Haug also im Jahre 1889, und es wurde sogleich für die Galerie seiner Vaterstadt, wohin er inzwischen zurückgekehrt war, erworben. An das Bild ist ungeheuerer Fleiß gewendet. Alle die Gestalten, so klein sie bei dem bescheidenen Format der Leinwand in Erscheinung treten, sind gründlich studiert; es gibt auch eine Fülle von Studien dazu. Ihrer drei hängen, von Direktor Schraudolph angekauft, im Sitzungszimmer der Stuttgarter Akademie, die Haug bald nach dieser entscheidenden Schöpfung als Lehrer gewann. Andere erwarb der bekannte Leibl-Sammler Seeger; sie haben dann den Besitzer gewechselt und befinden sich heute zumeist bei württembergischen Sammlern. Das Gemälde, ruhig im Gesamtton, der mit dem Vorwiegen von Tiefdunkelblau, Braun und Grau ernst und verhalten erscheint, ist wundervoll in der Geschlossenheit des Aufbaus. Die dradramatische Leidenschaft, die beispielsweise die Schlachtenbilder Géricaults kennzeichnet, ist nicht in ihm. Haug ist mehr Epiker als Dramatiker: ein malerischer Homer der Befreiungskriege. Diesem Zeitalter eines unerhörten volkischen Aufschwungs galt auch weiterhin Haugs Neigung. Zuweilen derart, daß er im Gewand der Zeit ein mehr friedliches, episodisches Bild malte, das sich zeitlich zwischen die weitausholenden Militär- und Schlachtendarstellungen einschob. Ich erinnere an das Gemälde „Abschied“, das Haug mit einem Schlage auch außerhalb seiner Heimat zu einem bekannten, volkstümlichen Künstler machte. Es ist 1890 entstanden und wurde wiederholt ausgezeichnet: auf der Münchner Kunstausstellung 1891 fiel ihm die Goldene Medaille zu, und zugleich wurde es für die Neue Pinakothek erworben, was damals noch als eine außergewöhnliche Auszeichnung angesehen werden durfte. Das Gemälde verdiente diese Anerkennung; es ist zumal im Aufbau von ungemeinem Reiz. Die Beziehung von Gestalt zu Gestalt der beiden Abschiednehmenden ist von weher Herzlichkeit, und mit dieser him-



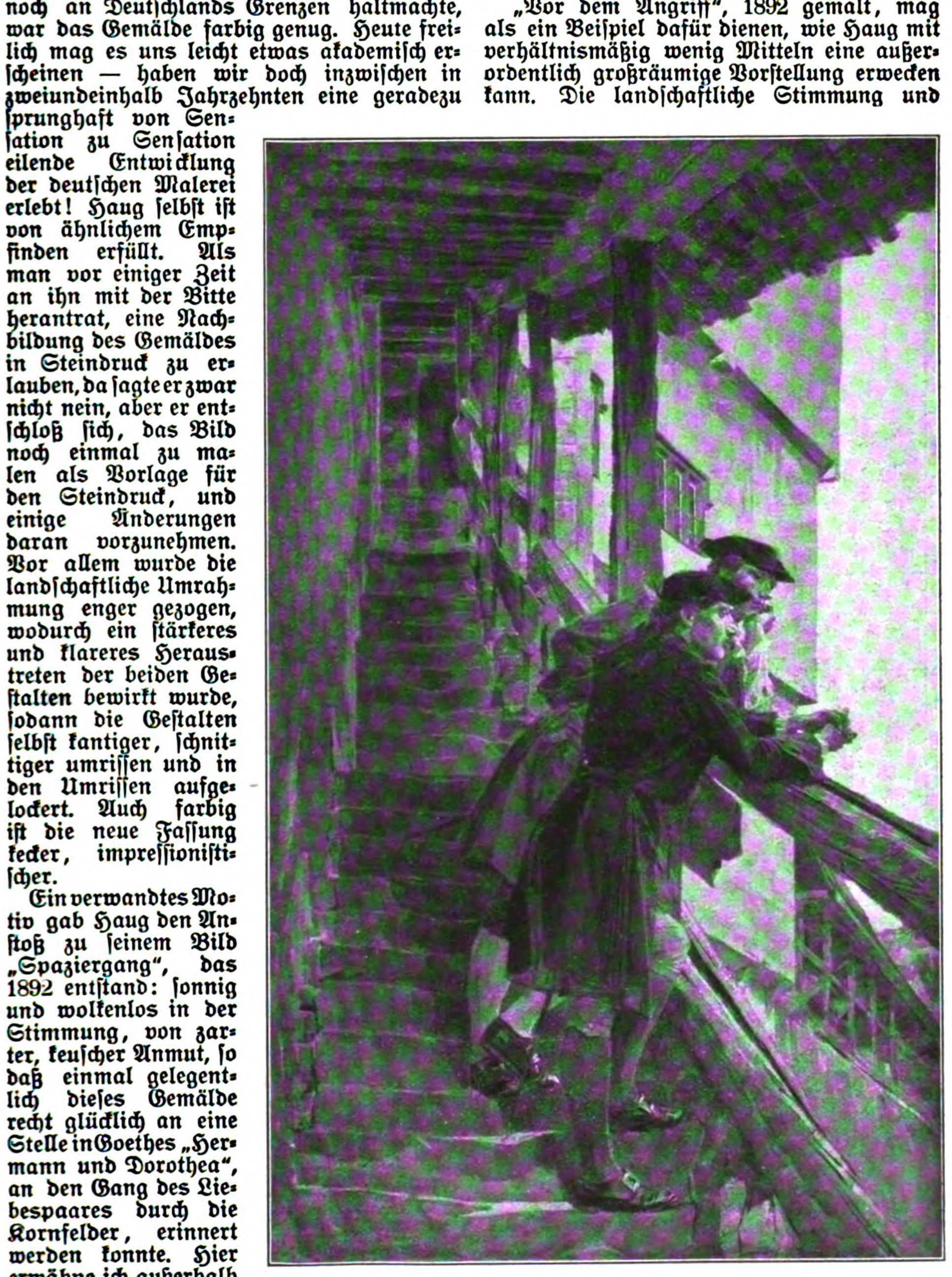
Blüchers Vortrab erblickt den Rhein bei Caub. Gemälde von Prof. Robert von Haug (1893)
(Im Besitz von Frau Geheimrat Siegle in Stuttgart — Einzelblätter im Verlag für Volkskunst [Richard Keutel] in Stuttgart)



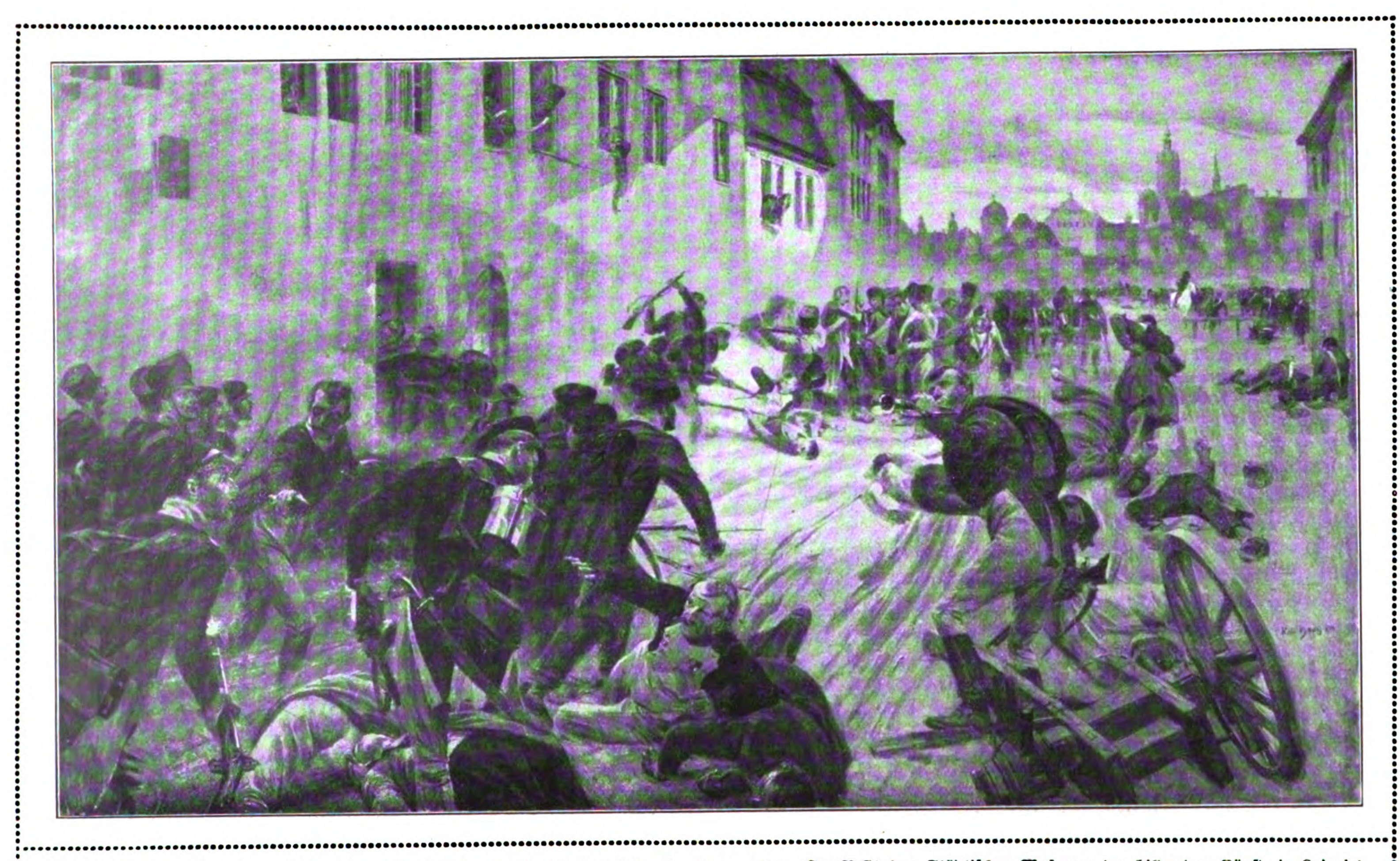
melhochjauchzend-zu Tode betrübten Stimmung harmonieren aufs glücklichste der landschaftliche Rahmen, das fahle Licht des Wintermorgens, der schweigende Ernst der entlaubten alten Bäume. Malerisch ist der „Abschied" zweifellos feiner und lebendiger als das Möckern-Bild, mutiger im Kolorit, und für jene Zeit, da der Impressionismus noch an Deutschlands Grenzen haltmachte, war das Gemälde farbig genug. Heute freilich mag es uns leicht etwas akademisch erscheinen — haben wir doch inzwischen in zweiundeinhalb Jahrzehnten eine geradezu sprunghaft von Sensation zu Sensation eilende Entwicklung der deutschen Malerei erlebt! Haug selbst ist von ähnlichem Empfinden erfüllt. Als man vor einiger Zeit an ihn mit der Bitte herantrat, eine Nachbildung des Gemäldes in Steindruck zu erlauben, da sagte er zwar nicht nein, aber er entschloß sich, das Bild noch einmal zu malen als Vorlage für den Steindruck, und einige Änderungen daran vorzunehmen. Vor allem wurde die landschaftliche Umrahmung enger gezogen, wodurch ein stärkeres und klareres Heraustreten der beiden Gestalten bewirkt wurde, sodann die Gestalten selbst kantiger, schnittiger umrissen und in den Umrissen aufgelockert. Auch farbig ist die neue Fassung kecker, impressionistischer.

Ein verwandtes Motiv gab Haug den Anstoß zu seinem Bild „Spaziergang", das 1892 entstand: sonnig und wolkenlos in der Stimmung, von zarter, keuscher Anmut, so daß einmal gelegentlich dieses Gemälde recht glücklich an eine Stelle in Goethes „Hermann und Dorothea", an den Gang des Liebespaares durch die Kornfelder, erinnert werden konnte. Hier erwähne ich außerhalb der richtigen Zeitfolge das 1894 gemalte Bild „Über der Stadt", eines der stimmungsvollsten, im Aufbau und in der Farbgebung gelungensten, das in eine der malerischen, städtebaulich so reizvollen Reichsstädte an der Enz oder Jaxt versetzt — erwähnen dies Bild, um dann nochmals zu den Schlachtenbildern und Kampfszenen Haugs zurückzukehren.

„Vor dem Angriff", 1892 gemalt, mag als ein Beispiel dafür dienen, wie Haug mit verhältnismäßig wenig Mitteln eine außerordentlich großräumige Vorstellung erwecken kann. Die landschaftliche Stimmung und



Über der Stadt. Gemälde. 1895



Die Erstürmung des Grimmaischen Tores in Leipzig am 19. Oktober 1813. Gemälde. 1896. (Im Besitz des Städtischen Museums der bildenden Künste in Leipzig)

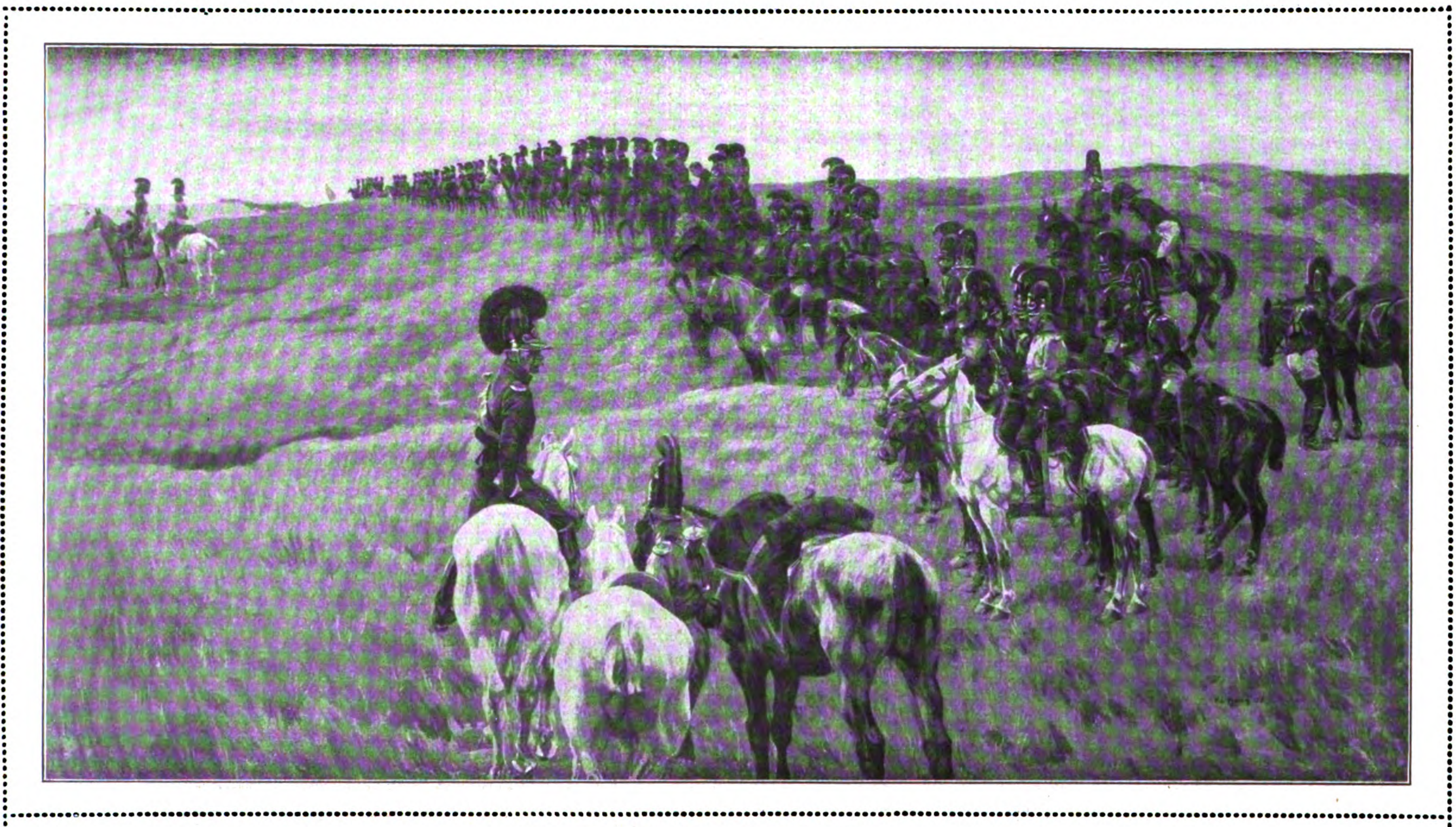


Kampf im Kornfeld. Gemälde. 1897

eine ihrer Wirkungen sichere Kunst der Perspektive reichen aus, um den Eindruck eines weitausgedehnten Kampffeldes und wuchtiger Massen zu erzielen. Es ist das Prachtvolle an diesen und an verwandten Bildern, daß sie bei geringem Aufwand monumental wirken, und daß sie zu dieser Wirkung weder der vom Impressionismus angewandten Andeutungen, der Staubwolken und des Untergehens der Einzelheiten in Dunst und Dampf, noch der oft genug recht wenig ernsthaft wirkenden Stilisierungen in Hodlers Art bedürfen. Hier tut es die Perspektive; die Schar der mutigen Kämpfer, die eine Straße besetzt hält, scheint sich ins Unendliche fortzusetzen. Meisterhaft hat Haug sechzehn Jahre später, bei dem 1908 entstandenen Gemälde „Reitende Jäger", diesen perspektivischen Grundzug wieder aufgenommen, und dabei mit geschickter Einbeziehung einer ansteigenden und jenseits des Höhenkamms sich sanft senkenden Land-



Wachtfeuer. Gemälde. 1906. (In der Großherzogl. Kunsthalle zu Karlsruhe)

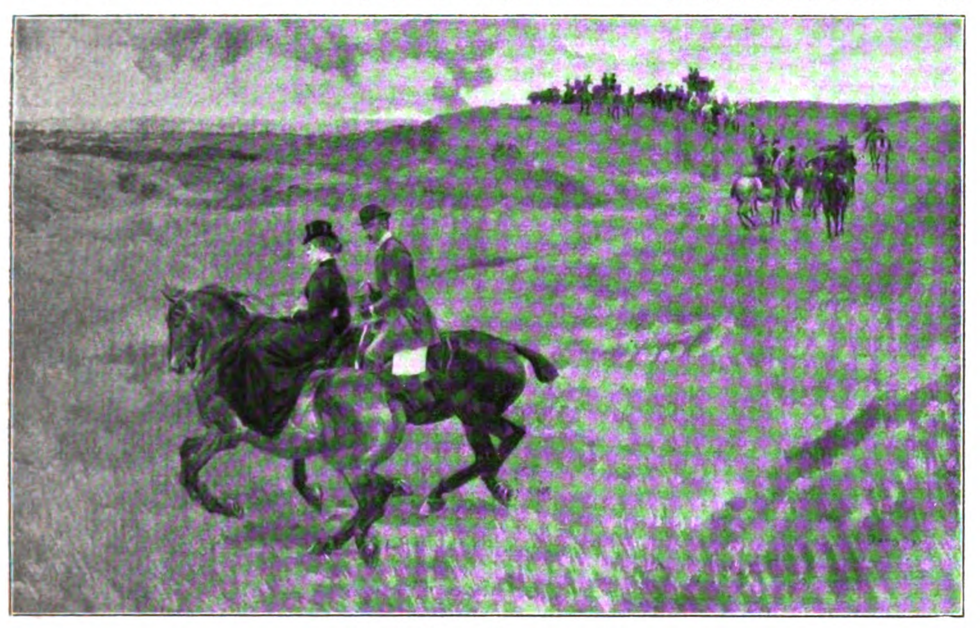


Reitende Jäger. Gemälde. 1908



Im Morgenrot. Gemälde von Prof. Robert von Haug (1901). (Im Besitz der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden)

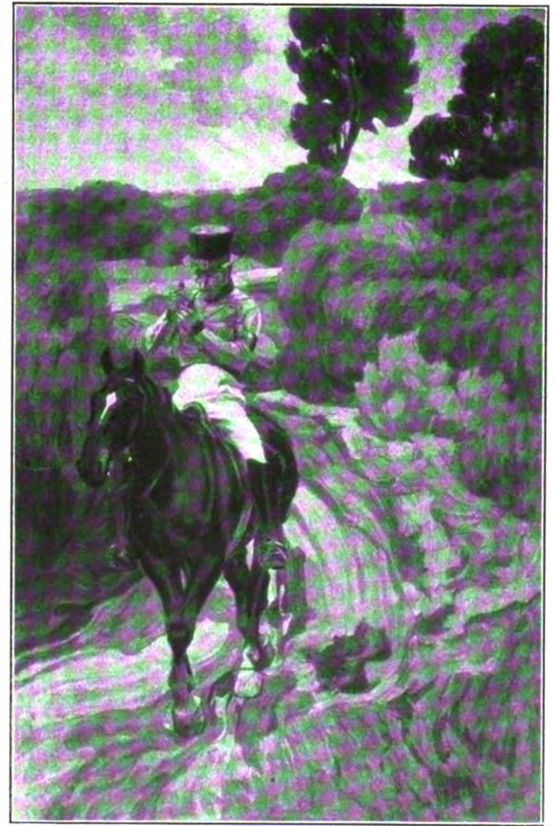




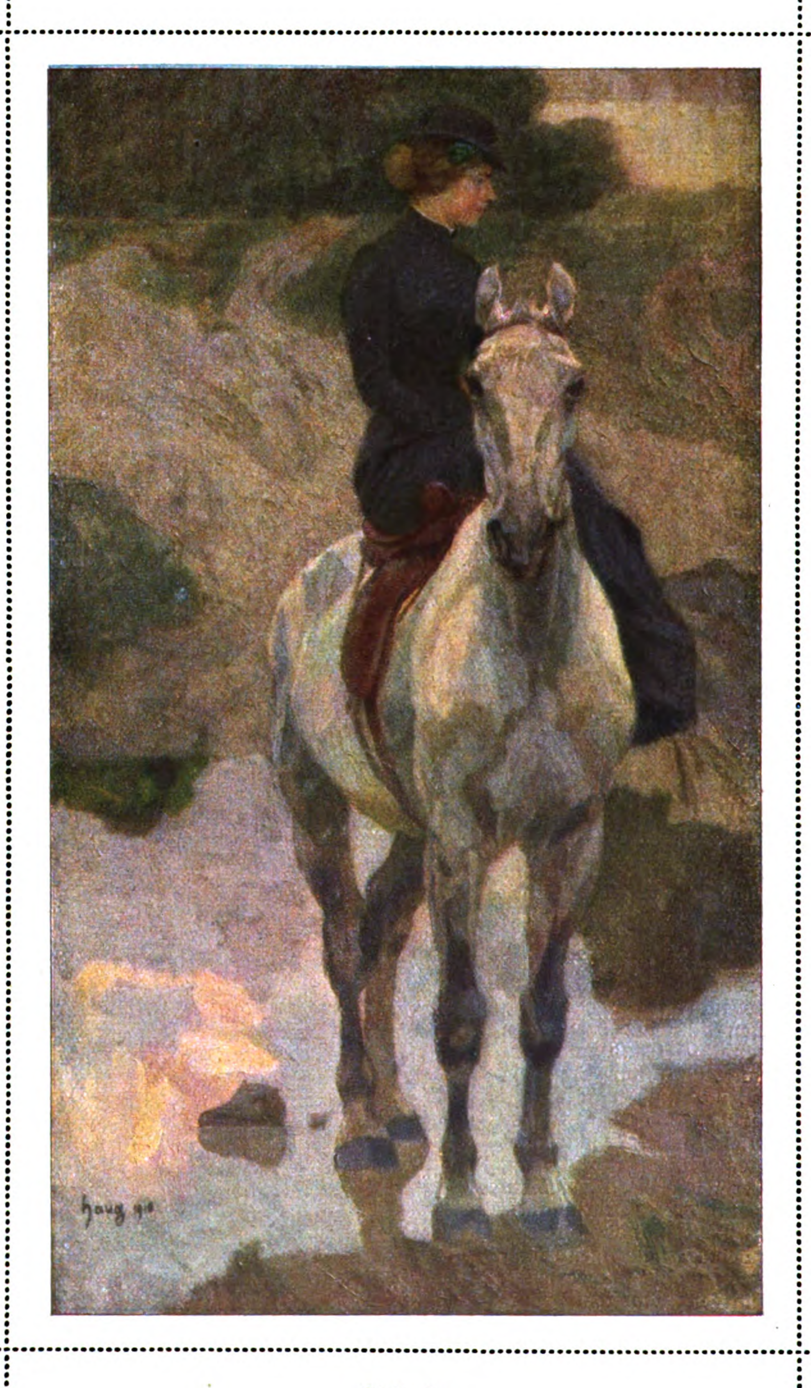
Schnitzeljagd. Gemälde. 1909

schaft einen überwältigenden Eindruck von Weiträumigkeit ausgelöst.

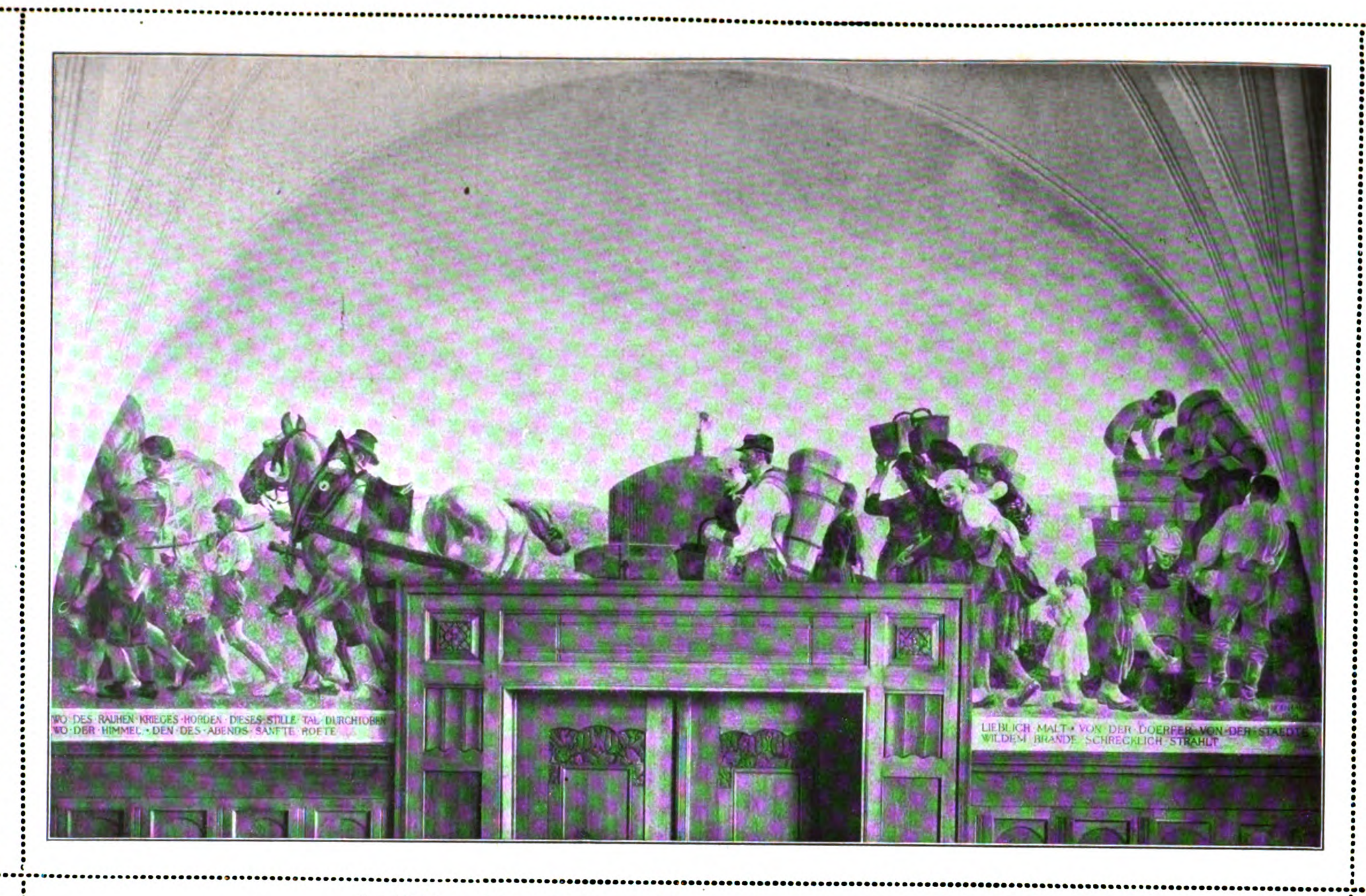
Im gleichen Jahr, in dem Haug „Vor dem Angriff“ malte, entstanden auch seine „Freiwilligen Jäger“, ein Bild, das jetzt der Nationalgalerie in Berlin gehört. Es ist das dramatischste der Haugschen Kriegsbilder, bis zur Grenze des Nichtmehrdarstellbaren kühn in der Bewegung; in der zerrissenen Komposition und in dem für Haugs Bilder aus jener Zeit ungewohnt hellen Kolorit die Stimmung völlig ausschöpfend. Voll sieghafter Freudigkeit, auf Vorwärtsdrängen und Draufgehen gestimmt, ist das 1893 vollendete Gemälde „Am Rhein“, das in freier Behandlung der Tatsachen Blüchers berühmten Rheinübergang bei Caub zum Gegenstand hat. Was wir auf dem Bild schauen, das muß man sich als einen Aufklärungs- oder Sicherungsvortrab denken: jubelnd schwenken die Vordersten Mützen und Waffen, als sie in der Tiefe den Rhein erblicken, der hinfort „Deutschlands Fluß, nicht Deutschlands Grenze“ sein soll. In dem barhäuptigen Weißkopf wird man wohl Blücher selbst, den wagemutigen Marschall Vorwärts, der sich an die Spitze dieses Aufklärungstrupps gesetzt zu haben scheint, erkennen dürfen. Auch dieses Bild besitzt seinen Hauptvorzug im Aufbau, in der Art, wie die Menschen in die Landschaft gesetzt sind, und wie gerade an der rechten



Postreiter. Gemälde. 1905



Reiterin
Gemälde. 1910



Der Weinbau. Aus der Folge der Wandgemälde im Stuttgarter Rathause. 1904

Stelle der Bildrand die Gruppe der Anmarschierenden überschneidet, so daß sich die Phantasie des Betrachters die Schar der Kämpfer unendlich vervielfacht ausspinnen kann. „Die Erstürmung des Grimmaischen Tores in Leipzig“ ist von allen Bildern Haugs das gegenständlichste, am meisten erzählende, am stärksten an zeitgenössische Berichte sich anlehnende; der 1897 entstandene „Kampf im Kornfeld“ tritt dazu als eine rein malerische Lösung der Aufgabe in lebendigsten Gegensatz. Hier hat übrigens Haug die Uniform der Befreiungskriege preisgegeben und ist um ein halbes Jahrhundert weiter zurückgegangen in das Zeitalter des Siebenjährigen Krieges. Es sind friderizianische Soldaten, die hier im Laufschritt gegen einen ferndrohenden Feind anstürmen: weniger dramatisch in der Bewegung als die „Freiwilligen Jäger“ des Nationalgaleriebildes, dafür aber malerisch noch reifer und namentlich im farbigen Klang des Uniformweiß vor dem Goldgelb der Garben mit dem lebhaften Julihimmel darüber eine prachtvolle Arbeit.

Zu Haugs bekanntesten Gemälden gehört das schwermütige Bild „Im Morgenrot“, das im allgemeinen als eine freie Illustration zu dem Lied Hauffs: „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod,“ gilt. Mich gemahnt es mehr an das Körnersche „Bundeslied vor der Schlacht“, das der hochgemute Held und Dichter am Morgen des Gefechts bei Danneberg niederschrieb:

Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schoße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Lose
Und der ehrne Würfel fällt.

Die Stimmung ist eine der erschütterndsten, die jemals einem deutschen Maler gelungen; im Aufbau wie in der Farbengebung drückt sie sich aus, besonders glücklich in dem Widerstreit von versinkender Nacht, die noch mit ihrem Grauschwarz das Feld behauptet, und von dämmerndem Morgen, der sein stumpfes Rot gespenstisch an den Himmel malt — die müde Patrouille aber ist ganz von dieser Stimmung „ahnungsgrauend, todesmutig“ erfüllt: heute gibt's noch was zu kämpfen!

Es liegt nahe zu fragen, ob die Ereignisse unserer Tage, die so viele Maler zu Äußerungen veranlaßten, im Werk Haugs ohne Spiegelung blieben. Nun haben wir zwar ein auf der Stuttgarter Ausstellung von 1916 gezeigtes Gemälde des Künstlers zu sehen bekommen; es heißt „In Flandern“, aber es muß als eine ganz vereinzelte Erscheinung gelten. Haug empfindet den Krieg als ein uns viel zu nahe stehendes, uns viel zu stark beschäftigendes Geschehen, als daß eine künstlerische Äußerung dazu heute schon möglich wäre. Als ein mehr technischer Umstand mag dazukommen, daß der heutige Krieg, der Kampf unserer Tage, überhaupt nicht mehr darstellbar ist mit den Mitteln, die dem Maler des Staffeleibildes zur Verfügung stehen. Eine einzige Kampfhandlung von heute ist räumlich so ausgedehnt und setzt sich aus so vielen, dem einzelnen unsichtbaren Einzelhandlungen zusammen, daß sie vom Auge nicht als Ganzes erfaßt, als Ganzes auch nicht ausgeformt werden kann. Man muß sich also auf malerische „Details“ beschränken. Eines dieser wohlfeilen „Stillleben des Schlachtfeldes“ zu malen, das widerstrebt Haug. So kommt es, daß er gerade in diesen Zeiten unerhörtesten Kampfes, da die Welt in Flammen steht, in seinem Stuttgarter Atelier friedliche Bilder malt. Haug steht damit den großen Ereignissen nicht abwartend oder unbeteiligt gegenüber, auch er ist ergriffen, erschüttert, erhoben, gepackt von all dem Überlebensgroßen — aber er sieht sich außerstande, es als Künstler zu gestalten. Vielleicht muß man gerade darin den Beweis erblicken, wie nahe ihm die Ereignisse gehen, und vielleicht sind die Landschaften aus Sylt, die er jetzt malt, nichts anderes, als Versuche, durch scharfe Versenkung in rein-malerische Fragen eine Ablenkung zu finden. Kurz vor Kriegsausbruch hatte Haug, der sich sonst neuerdings zur Sommerszeit in Augustenfeld bei Dachau aufhält und den feinen Lichtwirkungen und den malerischen Lüften des Moors manche farbige Anregung verdankt, noch auf der Insel Sylt geweilt. Die koloristischen Aufgaben, die Haug im Laufe der Jahre, je mehr der Impressionismus in Deutschland Boden gewann, desto angelegentlicher beschäftigten, kommen in diesen neuesten Schöpfungen vollends zu ihrem Recht. Das silbrige Grau, das für Sylt, für seine Ginsterfelder und Dünen, für das Meer und den Himmel über diesem seltsamen Eiland bezeichnend ist, waren dem Maler, der sich längst für die Wunder der matten Sonne interessiert hatte, gelegen. Das zeichnerische Moment, das Haugs Schöpfungen bis vor etwa ein Jahrzehnt beherrschte, ist in den Studien, die er aus Sylt mitgebracht und in den Bildern, die darnach entstanden, völlig überwunden — die reine Malerei siegt. Nicht in dem Sinne Übermoderner, die unbedenklich die Form zerbrechen, um ihre ausschweifenden, wüsten Farbenräusche auszutoben, sondern heraus aus dem starken farbenfrohen Empfinden eines Künstlers, dem die Form eine so selbstverständliche Voraussetzung alles künstlerischen Schaffens ist, daß er auch dann nicht entgleisen kann, wenn er einmal den Nachdruck auf die Farbe legt, sie zum Ausgangspunkt eines Werkes macht. Man konnte das Heraufziehen dieses koloristischen Abschnitts in Haugs Werk seit langem beobachten. Es ist kein Zufall gewesen, daß er sich so stark für die grünen Uniformen der württembergischen Louisjäger zu interessieren begann, daß er den Himmel so gern in den lebhaften



In Flandern. Gemälde von Prof. Robert von Haug (1916)



Reitpferde. Gemälde. 1916

rosa-violetten Farben des hereinbrechenden Abends malte, daß er sein Herz, wie weiland der große Wouwerman, für die Schimmel entdeckte: es war doch bloß, weil Haug solch einen reitenden Jäger im grünen Rock mit Vergnügen auf das weiße Tier setzte und gegen den Abendhimmel sprengen ließ. Mit all dem erkannte er, daß die Kalt-Warm-Malerei seiner Kunst unbegrenzte Möglichkeiten eröffnete. Wie schade, daß Haugs große dekorative Aufträge vor dem Inkrafttreten dieser koloristischen Periode erfolgten! Der Künstler, der in verschiedenen Stuttgarter Privatbauten, namentlich aber in den Rathäusern von Feuerbach und Stuttgart seine Wandbilder schuf — in letzterem eine Folge von Darstellungen aus dem Leben der schwäbischen Berufsstände —, ist im Grunde noch nicht der Kolorist von heute, es ist noch der Graphiker, der die geistreichen Steinzeichnungen schuf, der Mann der Form, der Komposition. Das hindert in etwas den Genuß an diesen Fresken-Schöpfungen: man hätte sie, die so prachtvoll in der Anlage und in der Idee sind, gern farbiger gewünscht. Zweifellos wäre dann auch die Wirkung, die sie auslösen sollen, eine freudigere und dem lebhaften Wesen des Schwabenvolkes, sowie der Farbigkeit der württembergischen Landschaft angemessener. Indessen bleibt ihr künstlerischer Wert unbeschadet dessen ein außerordentlich hoher.

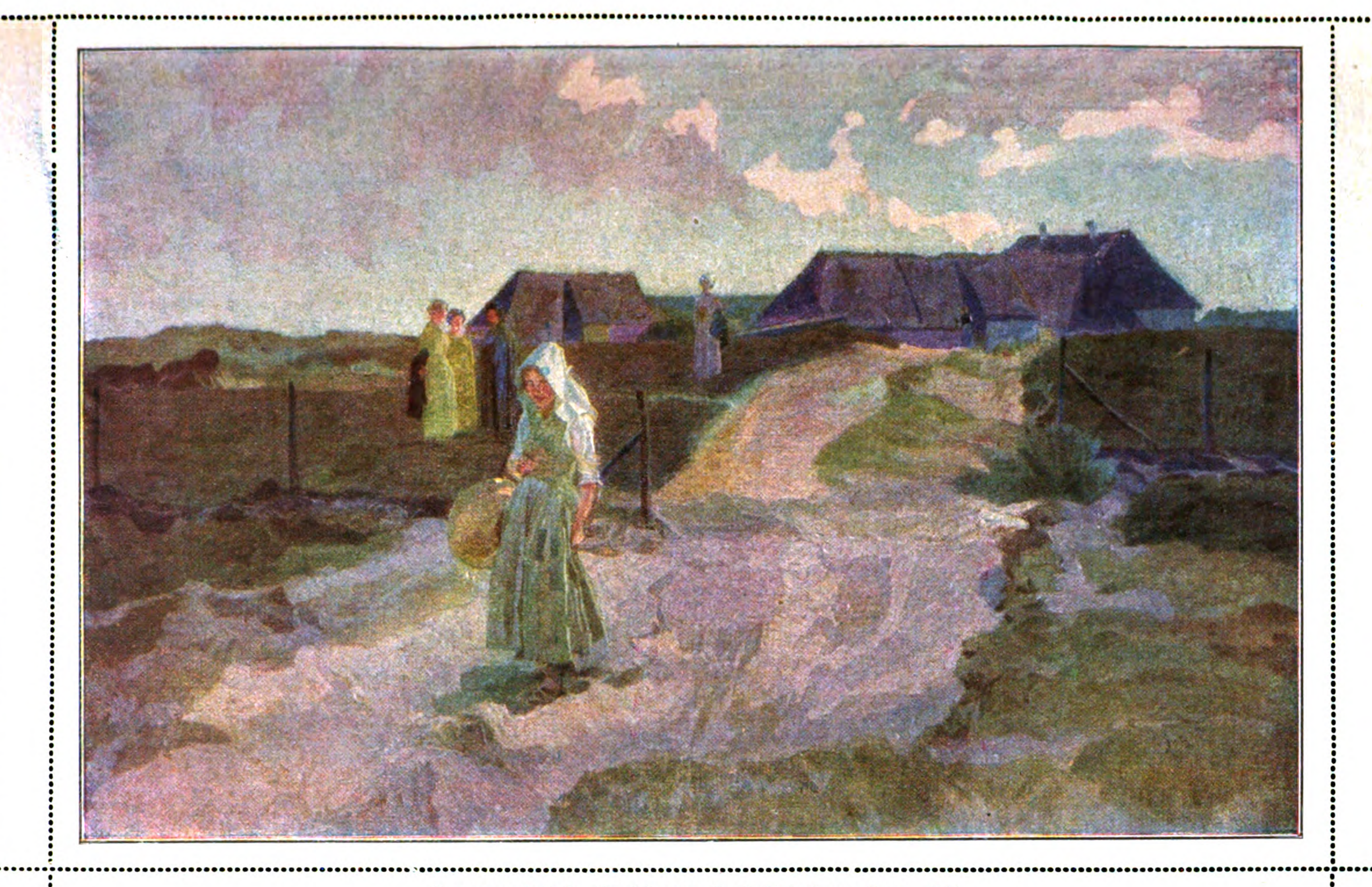
Mit der Betonung des Formalen, das das frühere Werk Haugs regiert und das auch jetzt, da er sich dem Rein-Malerischen mehr als früher zugewandt hat, seinen Bildern ihren Charakter gibt, hängt die Neigung Haugs zum Gegenständlichen zusammen. Nun verübelt man es einem heutigen Künstler leicht, wenn er Bilder malt oder Statuen meißelt, bei denen das Gegenständliche entscheidend mitspricht, bei denen der Inhalt, das Erzählende oder wie man will, nicht völlig „überwunden“ ist, sondern sogar mit Nachdruck als wichtig und entscheidend hervorgekehrt wird — in der Erkenntnis, daß es nicht gleichgültig sei, ob man eine Kreuzigung oder ein Apfelstilleben zum malerischen Vorwurf erwählt. Dazu wäre etwa zu sagen: Kaiser Wilhelm, der die jetzige Kunst, d. h. die Kunst des Impressionismus, nicht liebt, äußerte einmal, jede Kunst scheine ihm nutzlose Spielerei, die nur für die Bedürfnisse verfeinerter Kenner sorge. Man kann es wohl verstehen, daß nicht nur die Snobs, nicht nur die überzeugten Anhänger des Schlagwortes „l'art pour l'art“, gegen diesen Ausspruch Stellung nahmen, sondern daß darüber auch ernsthafte Männer bedenklich wurden. Mit gutem Rechte sagten sie, was dem verfeinerten Kenner von heute gemäß sei, das entspreche in den meisten Fällen dem allgemeinen Geschmack von morgen; da aber das künstlerische Genie dem Empfinden der Gesamtheit um ein beträchtliches voraus sei, so bleibe nichts anderes übrig, als eben den „verfeinerten Kenner“ zum Wertmesser zu erheben, sich seiner zu bedienen als eines empfindlichen Instruments, das, dem Barometer gleich, das kommende

Kunstwetter anzuzeigen und auf die leisesten Schwankungen einzugehen vermöge. Das war schön und recht, aber da erhob sich ein Mann wie Richard Muther, der der Rückschrittlichkeit ganz gewiß nicht geziehen werden konnte, und sagte: „Man muß zugeben, daß die Kunst tatsächlich viel verloren hat, seitdem sie nicht mehr imstande ist, sich gleichzeitig an die Kenner und an das Volk zu wenden.“ Er dachte dabei wohl an die Zeiten der altholländischen Bildnismalerei, wo die Bürgersleute sich ganz natürlicher Weise nur bei den Besten, bei den — wie wir heute sagen würden — „Artistischesten“ der Porträtisten malen ließen, oder an das Florenz der Renaissance, wo es keinen Unterschied zwischen Kennern und „Volk“ gab, dachte daran, wie das doch in unseren Tagen so ganz anders geworden ist. Indessen läßt sich der Ausspruch vielleicht doch auch in einem anderen Sinn auffassen und deuten, und in dieser Auffassung erschiene er mir eine goldene Regel für alle bildenden Künstler unserer Zeit. Kann man nicht sagen: Baue, male, modelliere so, daß deine Fachgenossen und die ihnen an Erkenntnis gleichstehenden Kunstfreunde an dem künstlerischen Wert deiner Leistung, an ihrer Eigenart, Selbständigkeit und Besonderheit nicht zweifeln können, aber erfülle deine Werke zugleich mit solcher Überzeugungskraft, mit soviel Lebenswärme und innerer Wahrheit, daß auch der Fernerstehende, der Mann aus dem Volke, dessen Auge in der Betrachtung von Kunstwerken weniger geschult ist, dein Werk zu erfassen vermag, daß ihm Genuß und Freude daraus erwachsen!

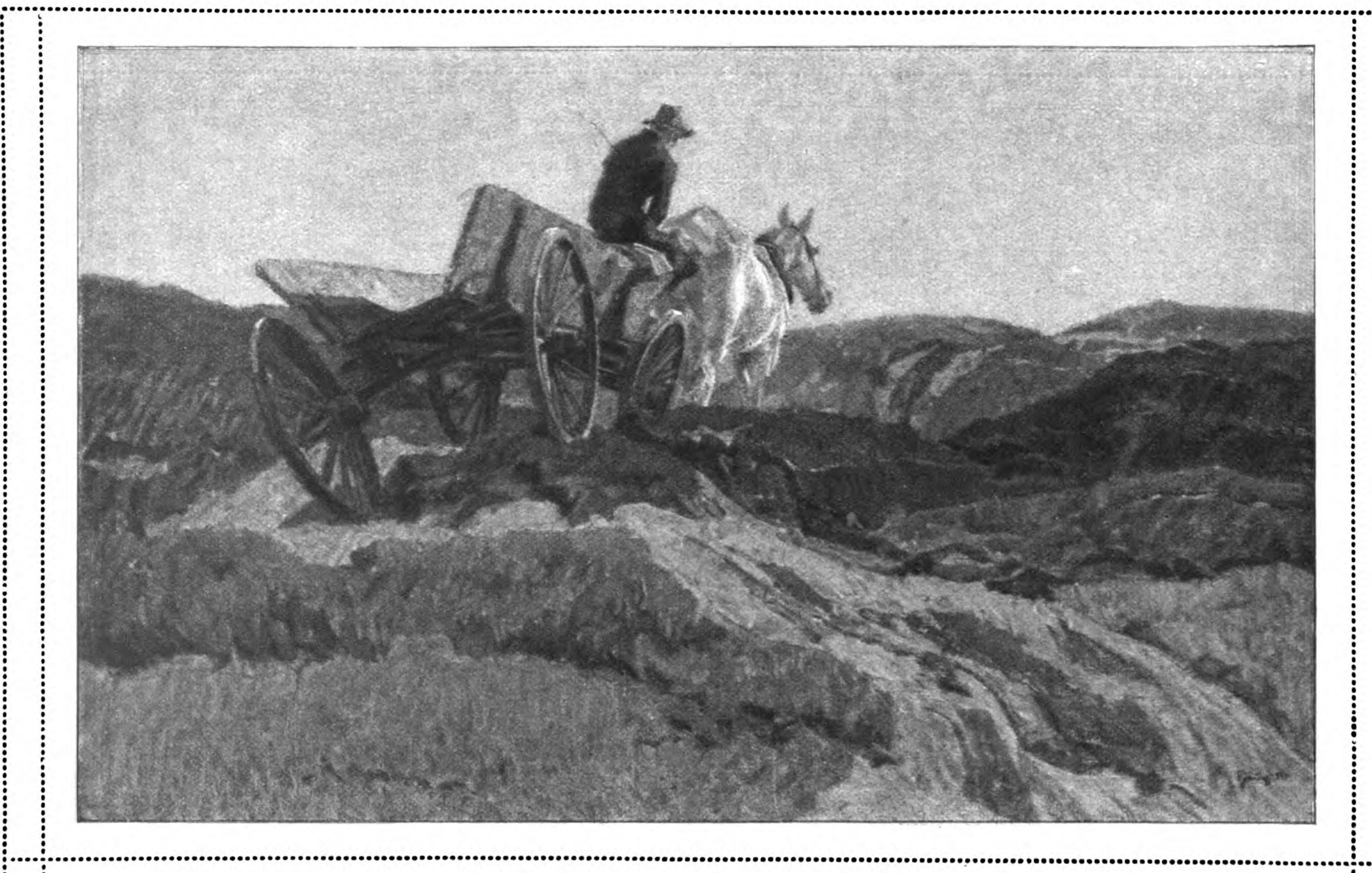
Damit soll kein flauer Kompromißvorschlag getan sein, wir haben Beweise, daß es möglich ist nach solcher Regel künstlerisch zu schaffen, und einer, der diesen Beweis besonders einwandfrei erbrachte und der uns um dieses Beweises willen besonders lieb und ans Herz gewachsen ist, ist eben Robert Haug. In der Tatsache, daß sich bei seinem Werk Inhalt und künstlerische Ausformung, die starke Wirkung auf den Nicht-Kunstverständigen und das Wohlgefallen des Kenners zu einem harmonischen Ganzen vereinigen, liegt die Bedeutung Haugs in Hinblick auf sein eigenes Schaffen, nicht minder aber auch seine Geltung als einer der erfolgreichsten Lehrer unserer Zeit beschlossen. Denn schon steht eine Schar bereit von tüchtigen Jüngern, die aus Haugs Werkstätte hevorgegangen sind, für ihren Meister und für seine künstlerischen Grundsätze Zeugnis abzulegen. Nicht indem sie seine Art sklavisch nachahmen, sondern indem sie das, was sie von ihm lernten, als köstliches Erbe an spätere Geschlechter weitergeben. Damit ist Robert Haug auch in diesem Sinne die Unvergänglichkeit seiner Lebensarbeit gesichert.



Ausschnitt aus einem Bilde „Auf dem Wege zur Fuchsjagd“. 1913



Kampen auf Sylt. Gemälde von Prof. Robert von Haug. 1915



Heimweg. Gemälde von Prof. Robert von Haug. 1915

 Schwindelfrei. Von Rudolf Haas 

Ein blanker Julihimmel hebt seine blaue Wölbung hoch über das formenreiche Bergland.

Gretl Werner liegt irgendwo bei Admont faul in einer grünen Wiese, hat die Hände hinter dem Blondkopf verschränkt und blinzelt in die goldig leuchtende Stille hinauf. Sie ist ein kerngesundes Mädel, schlank und frisch, und freut sich, daß sie jung ist, daß die Welt schön ist, daß es schön ist, auf der Welt zu sein und daß es ihr, der Gretl, gut geht. Es fehlt ihr aber auch wirklich nichts. Sie hat einen Hofrat, dessen einziges Kind sie ist, zum Papa, sie hat lustige Freundinnen, mit denen sie Unsinn schwatzen, und ergebene Freunde, die sie quälen oder beglücken kann, und sie hat ein fröhliches Herz zu verschenken an den einen, dem es bestimmt ist. Wer und wie der sein soll, weiß sie nicht. Vielleicht ist es der Gustl Breitenecker, den sie kennt, vielleicht ist es ein anderer, den sie noch gar nicht kennt, — das wird sich ja zeigen, und sie hat besseres zu tun, als sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Sie muß in dem weichen Gras liegen und die wundergute Stille der Nachmittagsstunden auskosten, diese traubenschwere Stille, zusammengesetzt aus blauer Himmelsruhe, Wiesenschweigen, Wälderträumen und eines kleinen Städtleins Frieden im Kranz der hohen stummen Felsen rundum. — Eine Hummel brummt, eine Fliege summst, ein Käfer surrt, — aus dem Fichtenwipfel, nah und doch, wie weit, — wie weit, schwingt ein Vogelsingen her, — silberklar und leis kichert ein Quell, ein blinkender, flinker darein: tönende Saiten der guten, großen Stille.

Ein winziger, weißer Fleck im samtigen Grün der sanft geneigten Bergmatte, übernickt von großen Blumenglocken, von bunten Faltern lautlos umschwebt, liegt die Gretl, das linke Bein über das gebeugte rechte geschlagen, unter dem schattenden Nadelbaum, wippt den weißbeschuhten kleinen Fuß auf und ab, auf und ab und horcht der klingenden Stille zu.

Nach dem Lärm und Trubel der Großstadt, nach den heißen Vergnügungsstürmen und dem schwülen Reigen festlicher Geselligkeit ist so eine Sommerfrische wie ein Schwimmen in einem kühlen Bergsee nach einem langen Marsch bei sengendem Sonnenbrand. Und die brave Tante Langeweile, die namentlich an so trüben und unfreundlichen Tagen wie in der vergangenen Woche nicht ausbleibt, sich aber auch bei schönem Wetter pünktlich nach dem Mittagessen einzustellen pflegt, tut den Nerven und allen ruhenden Sinnen ungemein wohl. Jetzt sitzt der Papa im Garten beim Sulzer und spielt Tarock unter den goldlichtdurchsponnenen Bäumen, die Mama vergönnt sich ein Schläfchen und wird sicher zanken, wenn die Gretl mit Grasflecken auf dem Kleid zum Jausenkaffee kommt. Doch das wird sich ertragen lassen. Jedenfalls ist es herrlich, im Wiesensamt zu liegen, auf du und du mit Enzian und Akelei, Käfertier und Kaisermantel, und sich endlich einmal auch den einfachen und ursprünglichen Dingen der Erde nah und verwandt zu fühlen.

Aus dem Boden strömt ein starker, herber Wohlgeruch, der an Hausbrot, frisches Obst und Weihnachten erinnert, seltsam-innig an der Seele rührt und allerlei gute Vorsätze aufweckt. Vorsätze von hühnerfrühem Aufstehen, Gartenarbeiten, nützlicher Betätigung, Kraft und Mut. Käme jetzt, allein oder im schönen Verein seiner Herde ein Stierlein angewandelt, die Gretl nähme nicht, wie sonst wohl, furchtsam Reißaus. Aber es kommt kein Stierlein.

Heute sind auch die Berge wieder zu sehen, die Hallermauern, der Buchstein, die Reichensteingruppe, diese Riesen mit den narbigen Leibern und den trotzigen Stirnen. — Wer doch einmal dort hinauf könnte, so ganz mitten ins stillste Herz der Felsenwildnis hinein! — Noch nie ist ihr das beschieden gewesen. Papa ist zu behäbig geworden, Mama war auch in ihren jungen Jahren keine Bergsteigerin, und die anderen ihres Kreises gehen lieber auf Schloß Rötelstein oder in die Kaiserau, und wenn sie nach umständlichen Vorbereitungen einmal den großen Pyhrgas bewältigt haben, so sind damit Lorbeeren errungen, auf denen

sie lange ruhen. — Der einzige Pepi Ronninger, seines Zeichens Doktor der Philosophie und Oberwardein im Hauptmünzamt, läuft allein oder mit einem Kameraden, der an den Samstagabenden von Wien herausgefahren kommt, unermüdlich alle Bergspitzen ab. Doch erstens ist der Pepi Ronninger ein fürchterlich unsympathischer Mensch ohne Manieren, zweitens hat er die Gretl noch zu keiner Partie eingeladen, und drittens und überhaupt erlaubt die Mama nicht, daß ihr Töchterlein — Gott behüte! — mit einem jungen Mann allein in den Felsen herumsteigt.

Die Gretl schließt die Augen vor dem stummen Locken und Werben der lichtgekrönten Gipfel. Sie will sich das heitere Gleichgewicht der Seele nicht stören lassen. Aber irgend etwas ist aufgeweckt, zuckt wie die Unruh einer Uhr und läßt die schöne Beschaulichkeit nicht mehr aufkommen.

Herrgott im Himmel, so untätig liegen und die schöne Jugendkraft zurückstauen müssen, die ungestüm nach irgendeiner Betätigung verlangt! Wunsch und Sehnsucht springen auf und bringen ein wirbelndes Brausen in die gute Stille.

Aus ist's mit der Nachmittagsträumerei.

Die Arme mit den geballten Fäusten wagerecht gereckt, liegt die Gretl wie eine Gekreuzigte auf der Grasflur. Sie dehnt sich eine Weile und will gerade aufstehen, als sie aus der Ferne den Gustl Breitenecker, seines Vaters Sohn, Hausbesitzer und Sportsmann, eilig herankommen sieht. Nun muß sie liegen bleiben, damit er nicht etwa denken soll, sie gehe ihm entgegen.

Bald steht er vor ihr, gut gebaut und wohl gepflegt, ein hübscher Mensch mit einem gestutzten schwarzen Schnurrbärtchen im gebräunten Gesicht, mit einem tabakfarbenen Lodenflaus und kurzen Lederhosen, unter denen sich braun und muskelstark die nackten Schenkel straffen. Wadenstutzen und Schnürschuhe aus gelbem Chromleder ergänzen nach unten die Erscheinung, die oben durch einen Ausseer Hut mit grünem Band abgeschlossen wird.

„Gut geschlafen, Fräul'n Gretl?"

„Da müßt' ich Gustl Breitenecker heißen," erwidert sie, ohne ihre bequeme Lage zu ändern, und blitzt ihn von unten her mit ihren grauen Augen an. „Ich weiß mir mit der Zeit was Besseres anzufangen, als sie zu verschlafen."

„Und das wäre?" fragt er boshaft.

Nun ärgert sie sich, weil sie um die Antwort verlegen ist.

„Ach, allerhand," sagt sie gleichgültig.

„Das ist viel oder nichts!"

„Mehr wie jetzt ist's jedenfalls!" entgegnet sie, schon nicht mehr ganz ruhig.

„Streitlustig heute?"

„Nein, nein!" Sie lenkt lachend ein. „Aber, wenn Sie hierbleiben wollen, dann setzen Sie sich, bitte. Ich schau' mir meiner Seel' lieber den Himmel und die Berge, als den Gustl Breitenecker an!"

„Bei mir ist's umgekehrt," versucht er das reizend heitere Fangballspiel mit den gewichtlosen Nichtigkeiten junger Verliebtheit zu eröffnen, bemerkt im selben Moment, daß er gründlich daneben geworfen hat und will ausbessern: „Ich meine nämlich...," doch sie hält seine Worte fest: „Sie können ja den ganzen Tag vorm Spiegel sitzen bleiben, wenn Sie den schönen Gustl so gern anschauen! Es hat Sie niemand hergerufen."

Gutmütig lachend setzt er sich zu ihr ins Gras. „Gehn S'," meint er vorwurfsvoll, „Sie wissen recht gut, was ich eigentlich hab' sagen wollen. Aber das ist Frauenweise: Sich an den Satz klammern, nicht an den Sinn..."

„Sinn, Unsinn, Unsinn, Sinn und hunderttausend unsinnig-sinnige Gemeinplätze dazu!" ruft sie übermütig in den blauen Himmel hinauf. „Frauenweise, Frauenmelodie, schwebendes, klingendes Nichts, hoch dort oben, — hören Sie's, Herr Gustl? Klingkling — husch, husch, — und schon vorbei..."

Ihr ausgestreckter Zeiger, an dem, blank poliert, ein rosiger Nagel glänzt, weist in die leuchtende Höhe. Der kleine Schuh schwingt auf und ab, auf und ab.

„Donnerwetter," sagt der Gustl in ehrlicher Bewunderung, „Donnerwetter, jetzt merkt man wieder einmal die Rass', wenn auch den Sinn des Unsinns kein Mensch verstehen kann!"

„Will ich verstanden sein?" fragt sie dagegen. „Ich will..." und schlägt sich auf den lachenden Mund.

„Nicht," bittet er, „nicht! Lassen Sie's weiter schwatzen, das rote Brünnlein mit der weißen Kieselfassung!"

„Ach nein!“ ruft sie aufspringend. „Reden ist langweilig! Ich möcht' jetzt irgend etwas tun, etwas Unbändiges, das müde macht! Wissen Sie, was? Laufen wir einmal miteinander um die Wette!“

Er steht schon neben ihr und läßt die Muskeln spielen: „Gern!“

Sie ist um einen Kopf kleiner als er. Ein Goldhelm, leuchtet das Haar über ihrem sonnverbrannten Gesicht. „Los!“

Und nun rennen sie über die sachte Lehne, er weit ausgreifend, in vorschriftsmäßiger Haltung, mit gebeugten Armen und geschlossenem Mund, ganz ernsthaft bei der Sache; sie feingliederig, schmiegsam und gelenkig wie eine Gamskitz, mit wirbelnden Füßen und lächelnden Lippen, sich mehr dem Rhythmus der schnellen Bewegung überlassend, als an Sieg denkend.

Er ist ihr auch ein tüchtiges Stück voraus, als er endlich stehen bleibt und, ihres Beifalls gewärtig, stolz zu ihr zurückschreitet, ruhig atmend, wie es einem geübten Sportsmann ziemt. Doch sie hat schon wieder vergessen, daß sie einen Wettlauf vorgeschlagen hat, und dreht sich tanzend auf dem grünen Plan.

„Gut können Sie laufen, Herr Gustl,“ sagt sie, sich gelassen weiter drehend, im Ton eines unparteiischen Richters, „aber tanzen ist schöner.“

„Ich kann auch gut tanzen,“ erwidert er mit einem werbenden Blick.

Sie weicht ihm aus: „Allein ist's mir lieber, aber wenn Sie wollen, können Sie mir eins dazu pfeifen.“

Das alles sagt und tut sie mit einer stets gleichen Freundlichkeit, so daß er sich nicht auskennt. Spottet sie? Lacht sie ihn aus? Oder überläßt sie sich wirklich aufrichtig ihren wechselnden Stimmungen?

Plötzlich hält sie inne. Unmut huscht wie Wolkenschatten über ihr Gesicht. Sie stampft mit dem Fuß auf: „Zu dumm! Dort kommt der Doktor Ronninger! Jetzt können wir nicht mehr davonlaufen,“ fährt sie fort, eine Falte zwischen den weichen Brauen. „Er hat uns schon gesehen und kommt geradeswegs herauf. Zu lästig! Ich hab' ihm doch, weiß Gott, oft genug zu verstehen gegeben, daß ich ihn nicht leiden mag!“

„Wir müssen schauen, ihn auf eine feine Art loszuwerden,“ sagt der Gustl, dem ein heimliches Glück im Herzen singt.

Gemächlich kommt der Obermünzwardein herangestapft. Er sieht wirklich nicht vorteilhaft aus. Kaum mittelgroß, kurz und stämmig, scheint er auf seine Kleidung nicht viel Wert zu legen. Der blaue Barchentjanker ist ausgeblaßt, die abgeschabte Pumphose von einer unbestimmbaren, weißlichgraugrünen Farbe. Die kräftigen Hände sind klein, aber die Goiserner Zwiegenähten, aus denen die nicht sehr starken, wenn auch gutgeformten Beine wachsen, sind so unförmlich plump und derb, als sei der kleine Mann von einem größeren in seine Schuhe geradezu hineingehoben worden. Manche behaupten, daß dem Doktor Ronninger ein Paar schöne warme Augen aus dem bartlosen Bauerngesicht schauen. Davon hat die Gretl noch nichts bemerkt, wohl aber, daß er eine scharfe Zunge besitzt, so schweigsam er im allgemeinen ist.

Er grüßt mit einer unmerklichen Verbeugung, als widerstrebe es ihm, das aufrecht getragene Haupt zu senken, und erhält nur kühlen Gegengruß. „Guten Tag,“ sagt die Gretl schnippisch-kurz, und: „Hab' die Ehre!“ der Gustl gedehnt, mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Ich lauf' Ihnen nicht nach, Fräul'n Gretl,“ spricht der Oberwardein gleichmütig, „aber Ihnen auszuweichen hab' ich auch keine Veranlassung. Ich geh' nur vorüber, werd' Sie nicht weiter stören.“

Da rebelliert in der Gretl die gekränkte Eitelkeit. „Sie können auch bleiben,“ erwidert sie obenhin, „uns stören Sie nicht.“

„Und das soll ich Ihnen glauben? Ich weiß doch von mir selber, wie gediegen man innerlich fluchen kann, wenn einem ins erwünschte Beisammensein zu zweien ein unerwünschter Dritter hineinschneit.“

„Erlauben Sie mir, das sind gleich ein paar Beleidigungen auf einmal! Erstens flucht ein Fuhrknecht und nicht die Gretl Werner, zweitens ist ein erwünschtes Beisammensein zu zweien nicht meine Gewohnheit, drittens ist es wenig vornehm, einer jungen Dame so etwas zuzutrauen, und, viertens, unartig, ihr das ins Gesicht zu sagen!“ Und der Gustl Breitenecker stimmt eifrig zu: „Taktvoll ist es gewiß nicht!“

„Du lieber Himmel,“ entgegnet der Doktor immer mit derselben nachlässigen Ruhe, „ich red' von der Leber weg, da kann leicht einmal was Unartiges oder

Taktloses herauskommen. Und wegen dem vornehmen Denken —: Ich meine, das ganze Hin und Her und Drum und Dran läuft letzten Endes immer auf die erwünschte Zweisamkeit hinaus."

Nun muß die Gretl lachen: „So gesprächig hab' ich Sie noch nie gesehen!" Und auch der Breitenecker lächelt mit Verbindlichkeit: „Ja, fabelhaft gesprächig!"

„Das macht das schöne Wetter," rechtfertigt sich Ronninger und hat nun wirklich einen warmen Glanz in den sonnig braunen Augen. „Weil sich die feinen Kerle endlich wieder einmal anschauen lassen." Und in seinen Blicken, die über die ruhige Klarheit der Berge schweifen, ist eine gute, mutige Wanderburschenliebe.

Breitenecker aber versucht das Loswerden auf eine feine Art einzuleiten: „Wirklich prachtvolles Wetter! Was meinen Sie, Fräul'n Gretl, sollen wir nicht Tennis spielen gehen?"

Doch die unberechenbare Gretl denkt gar nicht mehr daran, den Obermünzwardein loswerden zu wollen. Die Träumereien von früher sind ihr, — sie weiß nicht, woher, — wieder zugeflogen. Unwillkürlich schaut auch sie hinauf zu den hoch und still ins Blau emporgebauten Felsen, die wie entschleiert stehen. Winkt es nicht und lockt es nicht von oben immerzu: Komm herauf und such' des Rätsels Lösung?

Und da fängt der Gustl mit dem Tennisspielen an! Schärfer, als beabsichtigt, klingt die Abweisung: „Warum nicht gleich Schnurspringen oder Tempelhüpfen? Wissen Sie, was ich möchte? Einmal richtig und tüchtig klettern, eine wirkliche, große Felstour machen!"

„Darüber ließe sich reden," meint bedächtig überlegend der Doktor, und Breitenecker schlägt ohne Besinnen vor: „Wir könnten ja morgen auf den Kalbling gehen!"

„Warum denn nicht gleich einen ganz gewöhnlichen Kuhweg?" fertigt sie ihn ziemlich ungnädig ab. „Zum Beispiel auf den Frauenberg wallfahrten!"

„Also aufs Hochtor," versucht er auszubessern. „Sie haben ja recht, bei dem Wetter wär's gar nicht so übel, mal was Gediegeneres zu unternehmen. Ich sehn' mich übrigens auch schon, wieder einmal Felsgriffe in die Faust zu bekommen. Im vorigen Jahr war ich um diese Zeit auf der großen Zinne und auf der kleinen Fermedaspitze."

„Aber ich war noch nirgends und möchte doch so gern einmal klettern! Nicht wahr, Herr Gustl, Sie führen mich hinauf! Wo's recht schwer ist! Und Sie, Herr Doktor, müssen mithalten! Ja? Wissen Sie, mit einem Herrn allein läßt mich die Mama nicht, aber wenn zwei dabei sind, kann sie nichts dagegen haben."

„Was haben Sie denn schon für Felstouren gemacht?" fragt Ronninger aus seinem Überlegen heraus.

„Oh, ganz ungeübt bin ich nicht! Ich war schon ein paarmal auf der Rax, — Reißtalersteig, — Teufelsbadstube..."

„Wer die Teufelsbadstube gemacht hat, ist auch dem Wasserfallweg gewachsen," sagt Breitenecker. „Ich glaube, wir könnten es wagen, morgen über die Heßhütte und den Gugelgrat aufs Hochtor zu steigen. Das ist ein wirklich schneidiger und gut versicherter Weg."

„Hm," meint der Doktor, „aber eine richtige Klettertour ist das nicht."

„Entschuldigen Sie!" ruft der Gustl, und die Gretl fragt: „Warum denn nicht?"

„Weil's eine Feuerwehrübung ist, Fräulein, Leitern, Eisenklammern und Drahtseile. Nirgends reiner, unberührter Fels. Und das möchten Sie doch eigentlich, wenn ich Sie recht verstanden habe."

„Ja, freilich!" Sie nickt. Breitenecker verteidigt seinen Vorschlag: „Die Partie wird Ihnen sicher gefallen, sie ist nicht einfach und landschaftlich sehr schön."

Doch die Gretl schüttelt den Kopf: „Schaun S', Herr Gustl, ich will aber einmal einen unversicherten Weg gehen. Denken Sie nur ein bißl nach, es wird Ihnen schon was einfallen!"

Mit einem bedenklichen Gesicht wendet sich Breitenecker, Bestätigung heischend, an Ronninger: „Ich glaub' aber doch, daß für den Anfang die Hochtorpartie auf dem gewöhnlichen Weg gerade recht ist. Sozusagen als Prüfstein zu kommen. Später kann man ja zu schwereren Sachen übergehen. Und ganz ungefährlich ist der Gugelgrat übrigens auch nicht."

Nachdenklich streicht sich Ronninger über die Stirn. „Werter Herr Breitenecker," sagt er still in sich verhalten, „wenn wir mitgehen, kommt das Moment der Gefahr

für eine Dame doch wohl erst an zweiter Stelle. Hauptsach' ist, ob die Fräul'n Gretl Schneid' hat."

„Schneid' für drei!" versichert die Gretl.

„Haben Sie Kletterschuhe?" fragt er weiter, immer noch die Stirnhaut reibend.

„Ich kann meine Turnschuh' nehmen, mit allem anderen bin ich ausgerüstet."

„Also, wir könnten ja den Ostgrat versuchen. Die Tour wollt' ich ohnehin schon längst wieder einmal machen."

„Aber erlauben Sie mir, das ist ja schwierig und gefährlich, nur für ganz tüchtige Felskletterer!" ruft der Gustl, und: „Ei, fein!" jubelt ihm die Gretl ins Wort, während der Doktor sagt: „So steht's im Büchl, Herr Breitenecker, aber es ist nicht so arg. Festes Gestein, gute Griffe. Über den Roßschweif, so heißt der Ostgrat, getrau' ich mich jeden hinaufzubringen. Die Fräul'n Gretl nehm' ich auf mich, und wenn Sie schon auf der großen Zinne waren..."

„Um mich handelt es sich nicht, ich weiß nur nicht, ob wir das Fräulein überhaupt in eine solche Lage bringen dürfen. Sie wissen ja nicht einmal, wie sie im Fels geht."

„Jung, gelenkig und mutig ist sie, Schneid' hat sie, mehr ist nicht notwendig."

Doch der Gustl hat noch immer Einwendungen: „Wird die Frau Mama nicht zu große Angst haben, Fräul'n Gretl?"

„Ach, der sagen wir einfach, wir gehn aufs Hochtor!" meint sie leichthin. „Dort oben sind schon einige Bekannte gewesen, und da erlaubt sie's mir auch."

Breitenecker fügt sich mit einem Achselzucken: „Also, wenn Sie unbedingt wollen... Aber ich lehn' die Verantwortung ab."

„Nicht fad sein, Herr Gustl," sagt sie halblaut, mit einem leuchtenden Blick, der ihm wieder allerhand beglückende Ausblicke ins grüne Land der Zukunft eröffnet.

„Wenn die Herrschaften einig sind," läßt sich nun der Doktor vernehmen, „dann heißt's aber rasch sein. Wer weiß, wie lang das Wetter noch hält. In einer Stund' geht der Zug nach Gstatterboden, um acht Uhr können wir auf der Heßhütte sein. Dort wird übernachtet, und morgen vor Sonnenaufgang gehen wir los."

„Aber das ist ja eine Hetzjagd und kein Vergnügen!" ruft Breitenecker geradezu empört, worauf der Doktor trocken erwidert: „Ganz nach Belieben. Ich geh' ganz gern mit, ich geh' aber auch ebensogern allein."

„Jetzt ist's einmal ausgemacht und jetzt bleibt's dabei!" entscheidet die Gretl. „Tummeln Sie sich, Herr Gustl, auf dem Bahnhof treffen wir uns!" —

Die Frau Hofrat, der die Felsenwelt nur vom Tal aus bekannt ist, hat nichts dagegen, wenn ihr auch die überstürzte Eile nicht angebracht erscheint; der Papa hat Bedenken, aber da der Doktor Ronninger mit bei der Partie sein wird, gibt er seine Einwilligung.

Und so kommt es, daß die Gretl, — was sie vor drei Stunden ins Gebiet des Unmöglichen verwiesen hätte, — nun doch mit dem widerborstigen Doktor Ronninger über den Wasserfallweg zur Heßhütte hinaufsteigt. Gustl Breitenecker geht als Erster voraus. Er hat seine Ausrüstung durch einen breiten Rucksack und ein funkelnagelneues Seil ergänzt. In zahlreichen Ringen schlingt es sich um seine Brust und Schulter und verleiht ihm ein kühnes und imponierendes Aussehen.

Er fühlt sich als Führer und ist sehr gesprächig. Die Drahtseile und Klammern packt er fest an, rät auch der Gretl, das gleiche zu tun und redet immerzu: „Sehen Sie, das ist großartig versichert, ganz ungefährlich, tadellos hergerichtet! Und der Abgrund! Schauen Sie nur, hier muß man in der Tat schwindelfrei sein! — Hierher müssen Sie treten, Fräul'n Gretl, — so! Sehen Sie, es geht kinderleicht!"

Dabei ist er sichtlich bemüht, eine gewisse Aufregung zu verbergen, und dort, wo hinter der Emesruhe beim künstlich herausgesprengten Felsband die Wand jäh absinkt und freie Schau in eine schöne Tiefe sich auftut, läßt er das beruhigende Eisenseil überhaupt nicht mehr los.

Doktor Ronninger schlendert mit seinem gleichmütigsten Gesicht nachlässig hinter den beiden her, ist wieder, wie man es bei ihm gewöhnt ist, der große Schweiger und tut so, als sei weder das vorausgehende Paar noch die Schönheit der allmählich groß und frei sich entfaltenden Bergwelt für ihn vorhanden. Aber seinen klugen Augen, die sich meist hinter halbgesenkten Lidern verbergen, entgeht trotzdem kaum etwas, und wäre es auch nur die herzerwärmende

Fröhlichkeit roter Alpenrosenblüten an einer kahlen Felswand.

Drüben stehen sie im hellsten Sonnenschein, seine vertrauten Freunde, der kleine Buchstein, die Tiflimauer, der Tamischbachturm, und alle die feinen Türme und Zacken, den wunderschönen Grat entlang.

Über die Leitern, die den Ausstieg erleichtern, arbeitet sich Breitenecker mehr mit den zupackenden Fäusten und muskulösen Armen, als mit den Beinen empor, gefolgt von der zierlichen Gretl, die in ihren Pumphosen wie ein frischfröhlicher Bergbub ausschaut. Ronninger wartet dort eine Weile, kramt den geliebten alten Nasenwärmer hervor und setzt ihn in Brand. Von oben her schallt die laute Stimme Breiteneckers: „So, das wär' erledigt! Jetzt ist's bis zur Heßhütte nur mehr wie ein Waldspaziergang. Aber sehen Sie nun auch einmal zurück! Herrlich! Tadellos! Ja, so was will eben verdient sein! Dort ist der Tamischbachturm ..."

Da zuckte es in den ernsten Zügen Ronningers. Lachlust? Widerwille? — — Die Stummelpfeife im Mund, eine Hand in der Hosentasche, bummelt er gemütlich die Steigbäume hinauf. — Er weiß, daß ihm niemand zusieht. —

Dann trottet er wieder hinterdrein, in seinen ungeheuerlichen Nagelschuhen und der arg mitgenommenen Gewandung. Das verwetterte und zerknitterte Lodenhütl hat er weit ins Genick geschoben. Er ist mit sich selbst gar nicht zufrieden. Was für ein Teufel hat ihn geritten, mit den zweien in die Berge zu laufen? Er hat es doch eigentlich nicht notwendig, sich von dem wackeren Gustl jede gute Stimmung zertrampeln zu lassen oder sich über die Gretl Werner zu ärgern, die den Mann nach dem Anzug einschätzt und dem Breitenecker auf den Leim geht.

Gewöhnt, mit sich selbst stets ins reine zu kommen, macht er sich trockenen Humors daran, sein Gewissen zu erforschen.

Was hat ihn bewogen, den Obermünzwardein, Doktor der Philosophie und nicht unbekannten Bergläufer Joseph Ronninger in eine solche Lage zu bringen? Was zwingt ihn, wie ein Träger einem Pärchen hinterdrein zu laufen, das sich um ihn gar nicht kümmert?

Die Eitelkeit des Bergfexen?

Hier weiß er sich frei von Schuld. — Es ist nicht seine Gepflogenheit, mit seinen Leistungen zu prahlen.

Also das Verlangen, den anderen auszustechen?

Das schon eher. — Wenn er aufmerksam in sich hineinhorcht, findet er darin etwas, das gar nicht abgeneigt wäre, dem strammen Gustl die Hose stramm zu ziehen.

Und warum plagt ihm, der sonst allen gleichgültigen Leuten ihr Plaisierchen läßt, ein solches Nichtabgeneigtsein?

Weil die Gretl den Gustl Breitenecker offensichtlich auszeichnet. — Er, der Pepi Ronninger, hätte, weiß Gott, aus diesem Grunde auch für die Gretl ein strammziehendes Verlangen.

Also ist er in die Gretl verliebt?

Bei diesem Punkt seiner Schlußfolgerungen angelangt, fühlt der Obermünzwardein einen Riß im Herzen und eine Hitze in den Wangen. Nachdrücklich nickt er mehrmals mit dem Kopf: die Anzeichen stimmen, — seine Schlüsse sind richtig.

Er läuft also mit der selbstquälerischen Freude des Verliebten hinter dem geliebten Gegenstand, der einem anderen wohl will, her? Um sich selbst zu quälen, ist er nicht Fakir genug. Zum Märtyrer der Liebe fühlt er durchaus nicht das Zeug in sich. — Aber . . .

Ein verträumter Ausdruck kommt in sein Gesicht und macht es im Verein mit den treuherzigen Augen ungemein sympathisch.

Aber er hat gehofft und hofft noch immer, daß sich die Gretl, das kernfrische, urgesunde Mädel, in der schädellüftenden Reinheit seiner Berge zu sich selbst zurückfinden wird. Wenn er sich täuscht, dann, — ja, dann ist eben eine Voraussetzung nicht richtig: das Kernfrische, Urgesunde . . .

Nach dieser Gewissenserforschung verriegelt der Doktor hinter Gleichmut und Phlegma wieder sein wahres Gesicht und beginnt rascher auszuschreiten.

„Wissen Sie was, Fräul'n Gretl," sagt er schon in der Nähe der Heßhütte, „ich mach' Ihnen einen anderen Vorschlag: Wir werden morgen nicht über den Ostgrat, sondern über die Roßkuppe gehen. Ist auch eine schöne Sache und erheblich leichter."

Sofort benutzt Breitenecker die gute Gelegenheit: „Ich wär' überhaupt dafür, wir gehen gleich den gewöhnlichen Weg."

„Nein," widersetzt sich die Gretl, „der Ostgrat ist nun einmal ausgemacht! Warum das Programm ändern? Ich hab' das nicht gern, namentlich, wenn kein Grund dazu vorhanden ist!"

„Vielleicht hab' ich doch meinen Grund," meint der Doktor, und sie, sehr energisch, dawider: „Da sagen Sie ihn!"

Breitenecker versucht noch einmal zu vermitteln: „Der Doktor Ronninger hat eben im ersten Moment die Sache nicht so genau überlegt. Ich hab' ja gleich zu bedenken gegeben, daß so was Schweres als Erstlingstour nicht geeignet ist. Folgen Sie mir, Fräul'n Gretl, und begnügen Sie sich für diesmal mit dem normalen Weg."

„Nein, nein und nein!" steift sie sich. „Ich will den Grund wissen!"

„Es bleibt also beim Ostgrat!" sagt Ronninger kurz und öffnet die Tür zur Heßhütte, wo ihn der Hüttenwirt mit einer herzlichen Vertraulichkeit willkommen heißt. Es sind nur zwei Gäste in der Hütte, verwetterte Gesellen mit kühnen Gesichtern, die in einer Ecke mit abgegriffenen Spielkarten einen Liter Wein ausschnapsen. Sie scheinen den Doktor zu kennen, der sich nach dem Abendessen auch alsogleich zu ihnen setzt und ihrem Spiel zuschaut, wobei alle drei aus ihren Pfeifen qualmen, daß ein dichter Nebel vor der Lampe hängt.

Die Gretl hat nun Zeit und Weile genug, sich mit Breitenecker zu unterhalten. Er erzählt von seinen Bergfahrten und bemüht sich auf jede Weise, seine günstigsten Seiten ins Licht zu rücken, doch sie kann weder über seinen Witz herzhaft lachen, noch seiner Gesellschaft aufrichtig froh werden. Sie ärgert sich über mancherlei: Daß der Wirt den Doktor so freundschaftlich und respektvoll, dagegen sie wie den Gustl nur von obenher behandelt; daß der Doktor sich so wenig um sie kümmert; daß der Gustl Zigaretten raucht und daß — daß er sich neben den drei Pfeifenrauchern ausnimmt, als gehöre er eigentlich nicht her.

Verdrossen und einsilbig sitzt sie und verlangt bald ihr Zimmer. Vorher aber tritt sie, von Breitenecker begleitet, noch einen Augenblick vor die Hütte.

Da steht ein silberreiner Mond hoch im stahldunklen Himmelsraum und schüttet sein sanftes Licht über die Erde aus. Blauschwarz ragen die Felsen vor ihm auf, doch in der Ferne, wo ein milder Schimmer an ihren Leibern niederrieselt, träumen sie schleierzart, Glanz in Glanz, wie Inseln der Seligen in einem leuchtenden Meer. Und in der Nähe schweigen und drohen und flimmern und gleißen, hier in dunkler niederdrückender Wucht, dort in lichter schwebender Zartheit, des Zinödls, des Hochtors Häupter und Grate, riesenhaft und schön. In den totenstillen Karen tanzen über tiefschwarze Schlagschatten und weißes Silbergeröll blankfüßige Elfen den beschwingten Reigen. Und stille Sterne schauen vom hohen Himmel grüßend her.

„Einzig schön! Wirklich einzig schön!" sagt Breitenecker. Da geht die Gretl stumm ins Haus zurück.

Eine Stunde später sitzt der Doktor Ronninger in der glanzdurchfluteten Einsamkeit irgendwo auf einem Felsblock, mit heiteren Augen und beglückter Seele. Weit hat sein Herz alle Türen aufgetan, dem Schatzberg in den Zwölfnächten gleich, wenn seine Schätze sich sonnen und ins Licht hinaufblühen. Aber niemand ist da, sie zu heben. Mutterseelenallein hält er wieder einmal seine Bergandacht. —

Ein kühler klarer Morgen ist der schönen Nacht gefolgt. Blaß und ein wenig fröstelnd schreitet die Gretl hinter dem Doktor, der diesmal, als ob es sich von selbst verstehe, die Führung übernommen hat, durch das Krummholz. Ihr folgt mit seinem Seil der Gustl Breitenecker, der bei weitem nicht so gesprächig ist, wie sonst.

Anfangs geht es flott vorwärts. Die Gretl spürt eine beschwingte Freude bei dem mitunter mühsamen, aber immer fröhlichen Hinauf und Empor von Band zu Band über Felsstufen, Steinrippen, Schroffen, und auch Breitenecker findet, daß er sich die Schwierigkeiten viel zu groß vorgestellt hat. Er wird wieder mutig, und als der Doktor seinem Rucksack ein Seil entnimmt, bietet er ihm lebhaft das seine an: „Nehmen Sie das, Doktor, es ist erstklassigstes Material!" Doch der Oberwardein lehnt bescheiden ab: „Ich danke, das meine ist ausprobiert."

Die erste Gratscharte ist erreicht. Aus schwindliger Tiefe drohen die öden Kare totenbleich herauf, während sich der Grat, mit unersteiglichen Felstürmen bewehrt, mit riesigen Platten gepanzert, ins Un-

geheuerliche emporbaut und dem ungeübten Auge keine Möglichkeit des Vorwärtskommens erscheinen will. Aber die junge Morgensonne blitzt bereits vom Himmelsrand, und schier traulich erblüht die Felsenwildnis in ihrem goldigen Glanz. Doch Breitenecker ist wieder sehr kleinlaut.

Wortkarg und unverdrossen tut Doktor Ronninger alle Arbeit ganz allein. Er prüft jeden Tritt und Griff, der dem Aufstieg dienlich sein kann. Er klettert voraus, sucht sich verläßlichen Stand und holt von dort erst die Gretl, dann, so gut es geht, den gewichtigen Gustl mit dem Seil zu sich herauf. Und soviel beruhigende Sicherheit strömt sein Wesen aus, daß die Gretl, die es in der schauerlichen Felsenwirrnis doch ein wenig mit der Angst zu tun bekommen hat, wieder tapfer wird und sich in fröhlichem Vertrauen seiner Leitung überläßt.

Auf einem Bande unter dem Grat ist kurze Rast. Ronninger hat seine plumpen Goiserner mit den Kletterschuhen vertauscht, und jetzt bemerkt die Gretl, daß er eigentlich auf kleinen Füßen steht. Aber sie bemerkt auch sonst noch allerhand: Daß er mit seinem energischen Gesicht, seinem knappen Ernst, dem ruhig und fest zugreifenden Wesen, der trotzigen Verschlossenheit in diese harte Welt der Gefahren wie hineingewachsen sich einfügt; — und daß der Gustl Breitenecker ihr immer fremder und unverständlicher werden will. Er schaut übrigens recht blaß aus, der Gustl.

Der Grat soll durch eine steile Rinne und über jähe Platten wieder erreicht werden. Es sieht bedrohlich aus, denn der Fels ist hier steil aufgestellt, die Griffe für die zupackende Hand sind klein, die Tritte für den kletternden Fuß sind schmal, und darunter bricht die Wand schier lotrecht in einen schauerlichen Abgrund nieder. Hier tut Breitenecker nicht mehr mit. Hart drückt er sich an den Felsen und stöhnt: „Ich kann nicht mehr!“

„Ja, warum denn nicht?“ fragt die Gretl. Er hört nicht darauf. „Ich muß umkehren!“ klagt er. „Ich weiß nicht, was das mit mir ist! Dieses Schwindelgefühl, — dieses garstige Schwindelgefühl . . .“

Seine Nerven sind am Versagen. Er hat sich dagegen gewehrt, solang es möglich war. Aber seine Spannkraft ist zerbrochen, er hat nur noch den einen Gedanken: Sich, sei es, wie es sei, aus der unheimlichen Lage zu befreien. Aber da wird mit einem Male der Doktor sehr energisch.

„Schämen Sie sich!“ fährt er den großen Menschen, der ihn beinahe um Haupteslänge überragt, mit einer wie heller Hammerschlag tönenden Stimme an. „Was fällt Ihnen ein, solche Dummheiten zu machen! Ich halt' Sie doch am Seil! Es kann Ihnen gar nichts geschehen! Wir gehen jetzt weiter! Vorwärts!“

Doch Breitenecker ist nicht mehr aufzurichten. „Es geht nicht, Herr Doktor, — lieber Herr Doktor, es geht absolut nicht! — Dieses Schwindelgefühl! — Es dreht sich alles . . . Ich fall' hinunter!“

Das ruft er fast weinend, und der Münzwardein, rauh und derb, darauf: „Quatsch! Ausgerechnet hier werden Sie hinunterfallen! Auf den Platz, wo Sie stehen, kann man ja ein Schloß mit hundert Zimmern herbauen!“

Nun muß die Gretl, die bedauernd und ein wenig ängstlich danebensteht, trotz ihres Mitgefühls lachen; denn der Platz für das Schloß ist kaum einen Meter breit.

„Lachen Sie mich doch nicht aus!“ jammert der Gustl. „Ich kann doch nichts dafür! — Ach der fürchterliche Schwindel . . .“

„Der Schwindel wird vergehen,“ ist Ronningers Antwort. „Zwingen Sie sich nur! Vorwärts, oder wir lassen Sie bis zum Jüngsten Tag hier hocken!“

„Seien Sie doch nicht so schroff,“ raunt ihm die mitleidige Gretl ins Ohr, „Sie sehen ja, daß er krank ist.“

„Krank oder nicht! Vorwärts müssen wir!“ Er beginnt in der Rinne emporzuklettern.

Doch da fängt Breitenecker an allen Gliedern zu beben an. Schweiß auf der Stirn, leichenblaß, schreit er in heller Verzweiflung: „Ich fall', Herr Doktor, um Gottes willen, ich fall'!“

Jetzt wird auch die Gretl aufgeregt. Sie versucht, den Zitternden zu beruhigen: „Armer Herr Gustl, ist es denn gar so schlimm?“

Er stößt sie fast zurück und klagt und schreit: „Nein, nein! Lassen Sie mich! Ich halt's nicht aus! Ich fall' hinunter, ich fall' hinunter!“

Im Nu ist der Doktor neben ihm. „Nicht feig sein!“ ruft er. „Gerade stehen! Machen Sie doch die Augen auf! Wohin um Him-



Frühlingserwachen. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler

mels willen wollen Sie denn von da fallen? In den Erdboden hinein? Sie altes Weib, Sie!“ Und als die Gretl, entrüstet über die rücksichtslose Behandlung eines kranken Menschen, sich einmengen will, wird sie angeschnauzt: „Mischen Sie sich nicht in Sachen, die Sie nicht verstehen!“

Dann, während sich das Fräulein beleidigt mit einem Schmollmund zurückzieht, erklingt das erlösende Wort: „Kopf hoch! Wir gehen zurück!“

Da atmet Breitenecker auf und wird ruhiger, zittert weniger heftig, bleibt jedoch noch immer wie ein Häufchen Elend an die Felswand gedrückt hocken.

„Jetzt aber keine Dummheiten mehr! Stramm sein und flott marschieren! Vorwärts!“ drängt der unerbittliche Ronninger und macht sich ans Werk, nachdem er der Gretl noch gesagt hat, daß sie auf seine Rückkehr ziemlich lange werde warten müssen. Er läßt ihr seinen Rucksack zurück, rät ihr noch, sich die Zeit mit Essen zu vertreiben und keine Angst zu haben, und ist, Breitenecker am kurz gehaltenen Seil führend, bald in den Felsen verschwunden.

Und nun sitzt die Gretl allein auf dem breiten Felsband, über sich die steile Wand, unter sich, in großer Tiefe, das ewig stille, mit Geröll und Trümmer angefüllte Kar. Manchmal hallt noch die Stimme Ronningers her, immer ferner, immer leiser, dann verhallt auch sie — und nichts ist als unermeßliches Schweigen.

Zwischen einander übertürmenden Felsen und scheitelrecht niedersinkenden Wänden unermeßliches Schweigen.

Unten in den gräberstillen Karen lauert der beinweiße Tod und grinst und singt sein lautloses Lied dem ungeheueren Schweigen ins Ohr.

Oben, um die freien, stolzen Gipfelstirnen, schwebt im Glühen der erstarkten Sonne das Leben und hält in seiner Hand den goldenen Kranz des Sieges hoch über dem ungeheueren Schweigen.

Unhörbar huschen dunkle Dohlen um die grauen Grate, auf stillen Schwingen schwebt ein Falke in der unbewegten Luft, hoch, ganz hoch.

Überflutet von des Schweigens ungeheueren Meeren sitzt die Gretl einsam und hält Einkehr.

Spiel und Tanz in falterdurchflogenen Blumenwiesen, ein Gleiten über Oberflächen, ein Wirbeln im beschwingten Reigen sich drängender Fröhlichkeiten war ihr bisher das Leben, und ihre Freude war ein buntflügeliges Vögelchen, schwebend über sanfte Weiher, naschend an leicht erreichbaren Früchten. Doch was jetzt rings um sie, zu Stein geballt, als Fels sich hebend, himmelhoch ragend, höllentief sinkend, starr, wuchtig und kalt, sich auftürmt wie Marmor gewordene Titanenschlacht, niederbricht gleich im schäumenden Sturz erstarrten Wogen: Auch das ist Sinnbild des Lebens.

Eines Lebens, erdrückend in seiner Kraft, berstvoll angefüllt mit allen Schrecken stürmender Urgewalt, furchtbar in seinem Ernst, doch übergoldet von des Sieges Morgenröten, nur denen erzwingbar, die ein furchtloses Herz haben.

Als Überwinder der sinnlos waltenden Urmacht, Besieger des Grauens, Verächter des Todes, trauend der eigenen Kraft, in selbstverständlichem Mut nach diesen übergoldeten Kronen zu langen: Auch das heißt — leben! Leben in Mut und Kraft und ernster, harter Arbeit. Ein tapferer Sinn, der nur sich selbst vertraut, — ein starkes Herz, das nie verzagt, — und schwielige Hände, die nach des Lebens Kronen greifen: Das ist es, was dem Menschendasein Wert und Glück verleiht.

Einer, den sie in den Blumentälern des Lebens bewundert hat, ist niedergebrochen. Einer, der ihr dort unten dürftig, lächerlich, unmöglich erschienen ist, hat sich hoch über sie und alle, die sie kennt, emporgeschwungen. Und er hat doch eigentlich nichts Besonderes getan, ist derselbe geblieben, der er jeden Tag und jede Stunde, von ihr heimlich verlacht und bemäkelt, gewesen ist. Er hat sie nur einmal auch in seine Welt geführt, hat sie einen Blick tun lassen in ein anderes, mühsames und ernstes, aber desto reicheres Leben.

Ruhig und gewissenhaft hält die Gretl Einkehr. Sie fürchtet sich nicht vor der großen, alle Grenzen überströmenden Einsamkeit, sie wird nicht verzagt, so mückenklein und hilflos treibend in dem ungeheueren Schweigen. Nicht einen Augenblick kommt ihr der Glaube, daß dem Doktor ein Unfall zustoßen, daß er sie nicht abholen könne. Vom Abend zum Morgen

ist er in ihren Augen über die anderen hinausgewachsen, mit klingendem Herzen freut sie sich seiner blanken, in sich verhaltenen Kraft und weiß, gläubig wie ein Kind, daß er alles durchsetzen kann, was er sich vornimmt. Er hat ihr einen Blick gegönnt in seine Welt, diese rauhe, große Welt des Kampfes, der Arbeit und der tiefen Freude, die schwer und mit dem Einsatz aller Kräfte errungen werden muß. Denn dies ist wohl Zeichen und Gleichnis: Wer im Streit und zähen Ringen mit den Bergen, in Gefahren und Mühen seine Erholung sucht, der wird mit trotziger Unbeugsamkeit auch zu seines Lebens Gipfel schreiten. —

Ein leeres Brachfeld, das den Pflug ersehnt, den starken, für junge Keime Furchen ziehenden Pflug: — so liegt ihr Leben vor ihren sehend gewordenen Augen da.

Einkehr und Umkehr. —

Ronninger kommt zurück. Aufmerksam schaut ihn die Gretl an, doch sein Gesicht ist gleichmütig wie immer.

„Breitenecker ist besorgt und aufgehoben, er wird in der Heßhütte auf uns warten. Jetzt müssen wir uns aber tummeln, Sie haben ja Zeit gehabt, sich auszuruhen."

„Aber Sie selber werden müd sein ..."

Doch er klettert schon über ihr in der Wand. Und nun führt er sie weiter, über Platten, wo Ausgleiten Tod bedeutet, an Abgründen vorüber auf kaum fußbreiten Simsen und schmalen Graten, die sich wie Brücken über bodenlose Tiefen schwingen, durch die gewaltige Felsenwelt, diese Heimat aller mutigen Herzen, ins Freie, Lichte, Leichte, Sonnige hinauf, dem Gipfel zu.

Erschlossen ist die Schau über die Erde hin. Vom blauen Rund des Himmels traut umfangen, in blanker Klarheit grüßt es und winkt es und flammt und blitzt und lacht und jubelt herauf in lautloser, schimmernder Pracht: Blinkende Flüsse, Bäche gleich Silberschnüren. Fern verdämmernd die Ebene. Berge davor. Ein schimmerndes Eisfeld: der Dachstein. Und Berg an Berg, beinweiß Riff an Riff, hellgrün Woge an Woge, sich bäumend aus dem großen dunklen Meer der Wälder. Tief unten, in einem hauchzart goldigen See versunken, heitere Wiesen, gelbe Felder: das Tal von Admont mit hellen Häuschen, roten Dächern, Kühen, die gleich bunten Steinchen in den Fluren liegen. Ganz nah, in lotrechter Tiefe, winzigschmal, mit weißem Gischt die grüne Enns. Spielzeugschwach die Eisenbahnbrücke. Und nah und fern, überall: aufstarrende Felsentürme, Felsenburgen, Grate, Kegel, Klötze, Zacken, Urweltstrümmer — und dahinter der Tauern weiße Schneeflur, hinaufgehoben in das ruhige Blau.

O läutende, selige, herzaufschließende Gipfelfreude!

Überwältigt steht die Gretl, stumm, schimmernden Glanz in den Augen. Lange. Doch als sie dann, um dem überquellenden Entzücken Luft zu machen, innig-leise sagt: „Lieber Gott im Himmel, wie schön ist doch die Welt!", da spricht der Doktor, der, die Pfeife im Mund, mit einem Gesicht, als gehe ihm alle die Herrlichkeit ringsum nichts an, neben ihr auf den Steinplatten liegt: „Fräul'n Gretl, wenn Sie wollen, nenne ich Ihnen die Namen der Berge. Aber kommen Sie mir um alles in der Welt nicht mit Ausrufen der Bewunderung! Das hier i s t schön. So schön, daß jedes Wort darüber Entweihung ist. Mit warmem Herzen stumm und fromm sich freuen — so wird es wohl am besten sein."

Und sie schauen und schweigen, stundenlang, schwebend in Blau und Sonnengold und Stille.

Zum Abstieg wählen sie den leichten Weg über die Gugel. Und da fragt den Doktor die Gretl: „Warum haben Sie eigentlich gestern die Tour ändern wollen?"

„Nun," erwidert er lächelnd, „dem Breitenecker war die Geschichte doch wirklich zu schwer."

„Aber wieso konnten Sie das im voraus wissen?"

„Ich hab' ihm zugesehen, wie er den Wasserfallweg gegangen ist, da sind mir die Zweifel gekommen."

„Und meinetwegen nicht?"

„Um Sie war mir nicht bange. Sie gehen schneidig und fürchten sich nicht. Aber er denkt zuviel an die Gefahr."

„Ob er wohl die Touren, von denen er spricht, gemacht haben mag?"

„Das glaub' ich schon. Mit einem Berufsführer ist so was keine Hexerei, da

geht er beständig am Seil und fühlt sich sicher. Zu mir hat er halt kein Vertrauen fassen können. Es ist übrigens keine Schande und kommt bei sonst ganz tüchtigen Menschen vor. Die Nerven lassen aus, und die Bescherung ist fertig."

„Warum sind Sie denn so grob mit ihm gewesen? — Und mit mir auch!" fügt sie lächelnd hinzu.

„Das war eben notwendig. Durch Mitleid und Zureden wird so was nur schlimmer. Er hätte sonst wirklich abstürzen können."

„Um Gottes willen, so gefährlich war das?"

„Durchaus nicht gefährlich. Sie sehen ja, daß alles gut abgelaufen ist. Weiter unten ist er übrigens wieder recht flott gegangen."

Unwillkürlich muß die Gretl denken, was wohl Breitenecker getan hätte, wenn Ronninger in eine solche Lage gekommen und vom Gustl zurückgeführt worden wäre. Breitenecker kommt nicht gut weg bei diesem Gedanken.

„Es war ein einzig schöner Tag, Herr Doktor!" sagt sie unvermittelt aus ihrem Sinnen heraus.

„O ja, es ist wohl eine der schönsten Touren hier herum."

„Nicht nur deswegen," versetzt sie und stockt ein wenig, „ich hab' auch — manches gelernt in den Bergen."

„Das kann man schon," antwortet er mit einem Aufblitzen im Blick. Und wieder ein Zögern, bis sie sagt: „Eigentlich müssen Sie eine recht geringe Meinung von mir haben ..."

Er lächelt: „Aber wieso denn?"

„Wegen dem Tennisspielen im Gebirg, den Modesachen und halt dem ganzen Unsinn ..."

„Ach deswegen? Das gehört nun einmal dazu."

Da flammt sie zornig auf: „Sehen Sie, das ist's ja eben! Es gehört dazu! Zu den jungen Mädeln, zu der Gesellschaft und allem dem modischen Zeug! Unterhaltungen gibt man uns statt der Freude! Und über den Ernst sollen wir mit Tanzen und Plappern und Lustigsein wegkommen! Eine sonnige, sorgenlose Jugend nennt man das. Und dabei geht uns soviel verloren! Weder Papa noch Mama hätten mir die heutige Tour erlaubt. Hab' ich erst durch Sie erfahren, wie die rechte Freude und wie ein rechtes Leben sein soll!"

Nun ist auf einmal auch das ganze Wesen des Doktors aufgeschlossen. Hell steht ein Glanz in seinem Gesicht, und in den treuherzigen Augen ist das gute, warme Leuchten. „Gretl," sagt er herzlich, „Sie dürfen das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. Sie sind trotzdem aufrecht und mutig ins Leben hineingewachsen."

„Noch nicht ganz, Herr Doktor!" Sie spricht es mit großem Ernst, „aber Mühe geben werd' ich mir. Wissen Sie, was ich noch gelernt hab' heute?" Und nun wird sie rot und sagt hastig mit sich überstürzenden Worten: „Wie ein rechter Mensch sein soll ..."

„Gretl," erwidert er leise mit einem schwingenden Klang in der Stimme, „still sein und warm sein und einander helfen und mit frommem Herzen stumm sich freuen ... Ist das so, Gretl?"

Mit blanken, tapferen Augen schaut sie ihn an: „Und getrosten Mutes durch Arbeit, Kampf und Mühe mit einem Starken hinauf zu seinem Gipfel schreiten ..."

❀ ❀ ❀

In der Heßhütte sitzt der Gustl Breitenecker bei einer Flasche Vöslauer Weines und läßt es sich wohl sein. Er hat sich von dem Nervenanfall vollkommen erholt, schaut wieder schneidig und unternehmend in die Welt und sagt, nachdem er die erste Verlegenheit überwunden hat: „Ich weiß nicht, was heut mit mir los gewesen ist. Ich war doch auf der großen Zinne, auf der Fermedaspitze und hab' nie das geringste Schwindelgefühl verspürt. Aber von jetzt an werd' ich wohl den schwierigen Partien entsagen müssen. Ich bin eben nicht mehr schwindelfrei."

Die Gretl schaut die schöne tabakbraune Joppe mit den Hirschhornknöpfen an, die wertvolle Lederhose, das neue Kletterseil.

„Aber ich weiß jetzt, was Schwindel ist und Schwindelprobe!" Sie lacht übermütig. „Ich war es früher nicht, doch jetzt — jetzt bin ich schwindelfrei — vollständig schwindelfrei!"

„Die starken Männer“

Von Dr. Freiherrn von Mackay in München

Ludwig XI., dem das machtvoll aufsteigende Herzogtum von Burgund ein Dorn im Auge war, verlangte 1463 von Philipp dem Gütigen die Abtretung der militärisch wichtigen, im heutigen heißumstrittenen Kampfgebiet an der Somme gelegenen Städte. Darob kam es zu langwierigen, wechselvollen Kämpfen zwischen dem König von Frankreich und dem Nachkommen des Herzogs von Burgund, dem Grafen von Charolais, der unter dem Namen Karl der Kühne berühmt wurde: im Verlauf der blutigen Fehden verband sich dieser zur Eroberung Frankreichs mit Eduard IV., der sich aber im entscheidenden Augenblick den Frieden durch eine ‚trève marchande‘, das heißt, gegen Zahlung eines Jahrgelds, abkaufen ließ. Comines, das Hauptwerkzeug der ränkevollen Politik des Sohnes der Maria von Anjou, erwähnt in seinen Memoiren (Paris 1523) ausdrücklich bei der Schilderung der Kämpfe, die dem Waffenstillstand von Amiens vorangingen, daß viele Schotten trotz der Politik des englischen Königs auf französischer Seite kämpften, darunter auch die Lehnsmänner vom Clan der Haig, die sich durch besondere Heldenhaftigkeit und Bescheidenheit ausgezeichnet hätten. Der heutige britische Marschall, der den Oberbefehl an der Sommelinie führt, ist der Enkelsprosse dieser Haigs und dürfte sich in stillen Stunden wohl seltsame Gedanken machen, unter welchen Umständen seine Vorfahren auf dem gleichen Kampfplatz geblutet haben. Aber mag er ihnen an Tapferkeit noch so gleichen, eine Eigenschaft hat er jedenfalls nicht geerbt: die goldene Tugend der Schweigsamkeit und männlicher Zurückhaltung. Auch er ist plötzlich auf die Stufe des Schwätzers mit dem Mundwerk des Aufschneiders und Wortgauklers herabgesunken und hat mit napoleonischer Geste, wie über die Erde und die angrenzenden Himmelsräume gebietend, einen gewaltigen Sieg, den zerschmetternden Durchbruch durch die deutschen Linien und welterschütternde Heldentaten aller Kämpen der Ententegenossenschaft angekündigt. Gewiß ist kaum etwas kennzeichnender für den Tiefstand, auf den Geist und Charakterart der führenden Männer Englands gesunken, als solches Don Quichote-mäßige Selbstbespiegeln und Auftrumpfen mit girolosen Wechseln auf glänzende ‚hopes and expectations‘. Denn Sir Douglas Haig ist zweifellos ein Typ des vornehmsten adligen und gebildeten Briten: ein Kavalier von französischer Eleganz, ein Schüler Oxfords, der, ursprünglich für die diplomatische Laufbahn bestimmt, sich gründliches Wissen erworben und in seiner militärischen Laufbahn auf den überseeischen Kampfplätzen eine vielseitige Weltanschauung und -erfahrung gewonnen hat. Das großspurige, dem bescheideneren Deutschen der moral insanity verschwistert erscheinende Säbelrasseln gehört freilich geschichtlichen Erfahrungen nach zum eisernen seelischen Bestand fast aller großen Männer Englands, gleichgültig welchen Schlags. Die Schlachtgesänge von Cromwells Mannen, unter deren Klängen sie bei Marston Moor und Naseby Karls I. schottische und irische Anhängerschaft niederritten, sind weltberühmt und einheitlich auf den Grundton der Überzeugung gestimmt, daß Gott die Puritaner zu seinen Werkzeugen auserlesen habe, daß sein Geist in ihnen lebe und webe und daß daher jede von ihnen begangene Grausamkeit und Schandtat nur als eine vom Höchsten verhängte Strafe erscheine. Milton verkündete in seiner Schriftsammlung über Erziehung und Preßfreiheit Areopagitica der Welt die Herrlichkeit der britischen Nation mit den Worten: „Gott hat diese vor allen anderen auserwählt, daß von ihr aus Zion die erste Zeitung und Posaune der Reformation dem ganzen Europa verkündet werde;“ im Anschluß daran meinte er von der Ermordung des Königs nach dem Beschluß des durch den Lordprotektor eingesetzten Strafgerichts, „die



Sir Douglas Haig

erste Nation, die ruhmvoll von Tyrannei und Aberglauben erlöst und deren Geistesgröße nicht vor dem Todesspruch über einen König zurückgeschreckt sei, könne nach einer so ruhmreichen Tat hinfort nichts Kleines und Gemeines mehr denken!“ Wellingtons Tagesbefehle sind gleichfalls nichts anderes als Eisenseiten-Psalmen in zeitgemäß gestimmter Klangfarbe, und die Anmaßlichkeit und alle Welt herausfordernde, die kleinen Nationen wie Leibeigene und die großen wie Kammerdiener behandelnde Art, in der unter dem Regiment des von den Ladies wie vom Mann auf der Straße in gleicher Weise gefeierten Palmerston, genannt Lord Feuerbrand, die diplomatischen Geschäfte geführt wurden, kannte kaum noch irgendwelche Grenzen, bis schließlich Bismarcks überlegene Staatskunst bei der dänischen Auseinandersetzung seine mit Pathos geschwungene Turnierlanze zerbrach. Aber all diese glänzenden Vertreter des britischen Cant konnten einerseits wenigstens auf hervorragende Leistungen ihre großen Worte stützen, und anderseits hat es früher niemals an scharfer Kritik gefehlt, die solche Überheblichkeit zurückwies und in der sich der bessere Geist Altenglands, seine Verehrung des wirklich Edlen, Vornehmen, Rechtlichen Bahn brach. Von Cromwell urteilt sein Geschichtsschreiber Gardiner offen, die ständige Anstrengung zur Selbstüberzeugung, daß er höheren Beweggründen folge, wo in Wirklichkeit nackte Nützlichkeitserwägungen den Ausschlag gäben, habe den Charakter des Staatsmannes verdorben. Auf Anschauungen, wie sie Milton vertrat, ist vorab jenes ätzende und treffende Spottwort Shaws gemünzt: „Nichts ist so schlecht und nichts so gut, daß man es nicht einen Engländer wird vollbringen sehen, aber niemals wird man einem Engländer beweisen können, daß er im Unrecht sei. Denn er tut alles aus Grundsätzen. Er führt Krieg aus vaterländischen Grundsätzen, er macht freie Völker zu Sklaven aus imperialistischen Grundsätzen, er hält treu zu seinem König aus loyalen Grundsätzen, und er schlägt seinem König aus republikanischen Grundsätzen den Kopf ab. Aber er tut dabei immer nur seine ‚Pflicht‘. Und er vergißt niemals, daß die Nation verloren ist, die ihre Pflicht auf der dem Vorteil entgegengesetzten Seite sucht.“ Daß Wellington mit seiner gegen Napoleon geführten Armee, die nur zu sehr geringem Bruchteil aus Engländern bestand, bei Waterloo ohne Blüchers Einspringen im letzten Augenblick rettungslos verloren gewesen wäre, hat schon Graf Grey offen anerkannt, und Palmerston sind von den besten seiner Amts- und Zeitgenossen, so von Peel, wiederholentlich so gründlich wie möglich und in aller Öffentlichkeit die Leviten über seine ‚gemeingefährliche‘ Politik gelesen worden. Heute aber? Heute sind die Gentlemen, die sich gebärden, als seien sie fähig, die Sonnenuhr rückwärts zu stellen, Männer ohne wirklich große Verdienste, und nur ganz bescheiden wagt sich aus den Löchern die Maus der Kritik, um mit Vorschußlorbeeren um das Mähnenhaupt tragenden ausgestopften Löwen zu spielen.

Ein ehrliches Exemplar der Gattung John Bull, das sich über das sonderbare Wesen der Gerichte aus der diplomatischen Küche von St. James verwunderte, rief verzweifelt aus: ‚What a busy hell politics must be!‘ Mögen das Oberhaupt dieser geschäftigen



David Lloyd George

Hölle, Lloyd George, seine Lobredner vom Harmsworth-Zeitungsklüngel noch so sehr als zweiten Cromwell-Genius und heros eponymos des kriegführenden Englands ins Reklameschaufenster stellen, er ist und bleibt doch schließlich nichts anderes als der echte rechte Emporkömmling ohne jede tiefere Herzensbildung und echten staatsmännischen Charakterstahl. Shakespeare kennzeichnet, ins Schwarze treffend, das Wesen von Strebern und Gernegroßen der Kategorie Lloyd Georges in „Troilus und Kressida“, als hätte er ihn leibhaftig vor sich gesehen, mit den Worten:

„Jawohl, ich kenn' ihn an der Art des Gangs,
Er hebt sich auf den Zeh'n; hochatmend strebt
Sein Geist von dieser Erd' empor.“

Aber trotz seiner Meisterschaft in der politischen Klopffechterei hat er selbst bei den alten Freunden und Schrittmachern seiner hohlen Berühmtheit mehr und mehr das frühere Ansehen sich verscherzt. Seiner Herkunft aus walliser Methodistenkonventikeln gemäß vertrat er ursprünglich eigentümliche, halb verschimmelte und doch noch heute lebendige Grundsätze nonkonformistischer Gleichmacherei, deren Wurzeln bis auf die Cromwellschen Levellers mit ihren halb imperialistischen, halb sozialistischen Hoffnungen vom tausendjährigen Reich unbedingter Freiheit des Staats und der Kirche zurückgreifen, das in England entstehen sollte. Das war seine zuverlässige Gemeinde und Anhängerschaft, mit der er mitten und weit fester im Volk stand als die Wolkenkuckucksheim-Politiker der festländischen sozialistischen Internationale. Dann verschrieb er sich dem Radikalismus, setzte sich die Jakobinermütze aufs Haupt und wetterte, ein furchtloser Kampfhahn und verbissener Feind des Hochadels, des Oberhauses und all der politischen und gesellschaftlichen Kreise, die um die Sterne der Pairie herumschweben, in allen Tonarten gegen die Stadtgrundbesitzer, die ‚Hausmietwucherer', die ‚bierbrauenden Volksvergifter', die Latifundieneigentümer, die ‚Schmarotzer und Drohnen des Landes', und predigte das Evangelium eines neuen sozialen Zeitalters der Gerechtigkeit, Gleichheit, Volkswohlfahrt. Hatte der große Solicitor-Staatsmann dann aber in St. James genug Philippiken gegen Geldsackherrschaft und smart set unter dem Schlagwort: „Für das Glas Bier des armen Mannes" gehalten, dann reiste er zu seinen Landsleuten nach dem Walliser Kohlenrevier, hielt den Arbeitermassen seine flammenden Wahlmacherreden in der Mundart ihrer Heimat, und versprach ihnen, was immer ihr Herz begehrte: Mindestlöhne, hohen Verdienst bei geringer Arbeitszeit, ein Zeitalter der frei in den Mund fliegenden gebratenen Tauben unter den Aussichten auf Lohn- und Betriebsverstaatlichung. Um die Möglichkeit der Einlösung solcher Versprechungen machte er sich ebensowenig Sorge, wie darum, daß alle seine in grelles Selbstbespiegelungslicht gerückten Weltverbesserungsideen schließlich nur Ladenhüter aus der Reformvorratskammer kommunistischer Menschheitsbeglücker von der Art Tuckers, Godwins, Proudhons, Stirners waren.

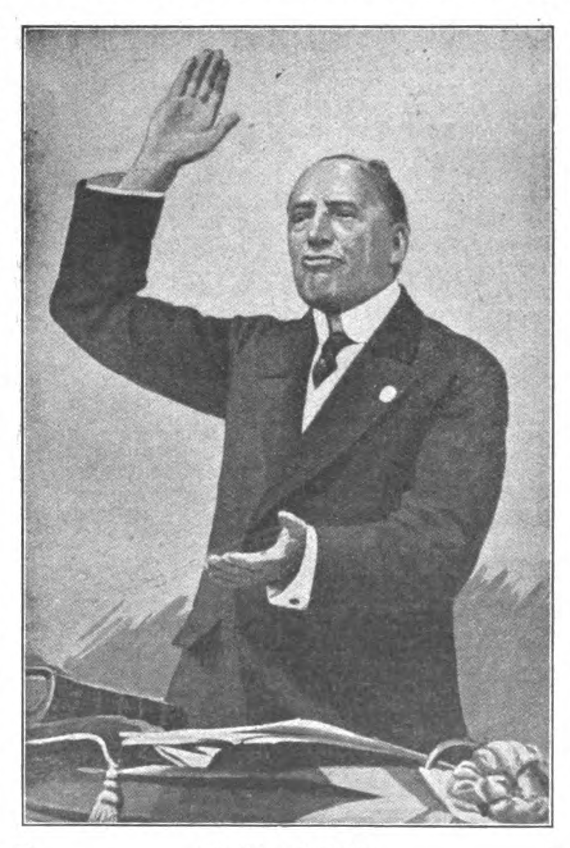
„Ein Mensch von dürftigem Geiste, der sich nährt
Von weggeworfenen Brocken, Nachahmungen,
Die alt und schon von andern abgenutzt
Erst seine Mode werden — —"

Der scharfe Spott auf die virtuosen Gaukler mit den Gedanken anderer trifft nur zu gut auch den Charakter Lloyd Georges, der dann in der Zeit des Marconi-Skandals plötzlich, ganz gegen seine Natur, ein sehr stiller Mann aus nur zu guten Gründen wurde. Er mußte sich einen ‚error in judgment' vorwerfen lassen, wie die biegsame englische Doppelmoral Befleckungen der weißen Weste bei hochgestellten Persönlichkeiten zu entschuldigen liebt; in Wirklichkeit hatte er sich als ein Mann erwiesen, bei dem „der Ehre Schleppe länger als ihr Vorderkleid ist", der, während er mit sittlichen Idealen prunkte, die Hände sich im schmutzigen Wasser des ‚kleinen Panamas', dessen Irrgänge damals an der Themse enthüllt wurden, wacker gewaschen und über Nacht 15000 Pfund durch den Kauf von Aktien vor dem Abschluß eines günstigen, von ihm selbst unterfertigten Staatsvertrags verdient hatte. Wie er darauf beim Kriegsausbruch unversehens Schauspielerkleid samt Rolle und Kulisse zu neuer politischer Komödie wechselte, wie er sich zum Imperialismus und schneidigen Militarismus bekehrte, den er vorher in Grund und Boden verurteilt hatte, um als Lohn für solche bessere Einsicht mit Lob und Lorbeer derselben Preßgewaltigen, der Herren Northcliffe, Maxse und Genossen überschüttet zu werden, die ihn vordem als einen England durch seine Unfähigkeit und sittliche Minderwertigkeit zugrunde richtenden Emporkömmling an den Pranger gestellt hatten, und wie er schließlich kraft des Schutzes und der Wühlarbeit des Harmsworthrings aller seiner Gegner und Neider Herr wurde und zum höchsten Regierungssitz sich emporschwang, braucht hier nicht neuerdings ausführlich dargelegt zu werden. Aber, kaum steht er nunmehr auf dem Gipfel, so beginnen die Stürme zu wehen, zeigt sich die Schwäche seiner Stellung. Die hochmögenden Lords schauen verächtlich auf ihn herab. Sozialisten und Gewerkschaftler haben einen scharfen Blick für die Unehrlichkeit und Selbstsucht der ‚Juristenregierung', die nur an ihre Machtinteressen denkt, und die Linke liefert ihm den Schlüssel zur — Parteikasse nicht aus. Hier beginnt des Schwankes der Irrungen und Wirrungen seltsamstes Narrenspiel. Asquith rächt sich dafür, daß ihn Lloyd George durch wenig saubere Mittel aus dem Sattel gehoben, wankt und weicht nicht vom Posten des liberalen Parteiführers, hält die Hand auf die Tasche und will es lieber auf eine Spaltung des linken Blocks ankommen lassen, als vor ‚Tavy' auch an dieser Stelle sich zurückzuziehen. Ohne Geld aber keine Parteimacht, und so verfällt der kundige Thebaner von Wales auf ein eigentümliches Mittel, das freilich wiederum nicht neu ist. Verhüllten Hauptes vermeldet Frau Fama, wie Karl I. kurzweg auf der Straße nach jedem gut gekleideten Menschen mit dem Schwert geschlagen, ihn so geritttert und nachher die Adelspatentgebühren von ihm eingezogen habe. Nicht anders verfuhr in seiner ewigen Geldnot Johann I., der für jeden, der 1000 Pfund zu bezahlen fähig war, den Knighttitel bereit hielt, so daß zweihundert funkelnagelneue Barone wie Pilze im Sommerregen in kürzester Zeit aus dem Boden schossen; in gleicher Weise ver-

fuhr der berühmte Pitt, unter dem rund 150 Viehzüchter und Viehhändler, Bankleute und Makler aus Lombardstreet, die wacker für die Parteikasse zahlten, zu Peers erhoben wurden. Nach Raymond Radcliffe ließen sich unter Gladstone die Whigs, die er, offenbar in Erinnerung an die deutschen Wipper und Kipper, Whips nennt, für den Knight 5000, für den Baronet 10000, für den Peer 40000 Pfund zahlen. Der heutige Ministerpräsident hat die Sätze, dem Zug der Zeit folgend, nach oben gestaffelt: der gewöhnliche Sir kostet 10000, der Baronet 50000, der Lord mit erblichem Oberhaussitz 100000 Pfund. Wurde unter Salisbury wenigstens noch mit einiger Peinlichkeit auf gute Herkunft und einwandfreien Leumund der Adelsbewerber gehalten, so hat seit der Eduardschen Zeit auch diese Vorsicht aufgehört, wie es der bunte, überwiegend aus jüdischen und vielfach sehr anrüchigen Emporkömmlingen bestehende Mischmasch bezeugt, der unter diesem unköniglichen Herrscher ein neuer Sinterabsatz der britischen Pairie wurde. Jetzt gar sind es die Kriegslieferanten, die wahllos in diese aufgenommen werden, wenn sie nur Sinn für Lloyd Georges Geldbedürfnisse haben, der sich so zugleich eine getreue Myrmidonenschaft schaffen will. Aber: quod licet Jovi, non licet bovi. Was man bei Herrschern geduldet, bei erprobten alten Staatsmännern als überlieferten, wenn auch schlimmen Brauch hingenommen, das verübelt man dem Marconi-Spekulanten aufs schärfste. Der Skandal geht um. Und Lloyd George bleibt allein. Selbst die Northcliffepresse bekommt plötzlich moralische Anwandlungen, hält ihm vor, wie er früher für die Abschaffung aller adeligen Titel und Vorrechte geeifert und des englischen Adels gespottet habe, dessen Vorfahren, als Wilhelm der Eroberer über König Harald siegte, erst die rechtmäßigen Besitzer des Landes totgeschlagen und dann eine Erbauflage von 100 v. H. erhoben hätten, und gibt ihn so dem Gelächter der Menge preis, das gewiß todesgefährlicher ist als das Curare der Schulmeisterin Hetty Wheeldon. Was wird weiter werden? Die Antwort auf die Frage erfordert vorab den Blick auf einen anderen Typ der starken Männer, die Englands Geschicke in Händen haben.

An die Stufen des lieblichen, parkreichen, vom Lagan durchströmten Hügellandes Divis, das die Hauptstadt von Ulster umsäumt, lehnt sich Craigavon an, der Landsitz des Herrn Craig, eines reichen Whiskyfabrikanten, Abgeordneten seines Wahlkreises und Offiziers aus Sportliebhaberei. In der Zeit kurz vor dem Krieg, da die Home-Rule-Streitsache sich aufs schärfste zuspitzte und durch den ganzen Norden Irlands der einst vom Vater des ehrenwerten Seelord a. D. Winston Churchill ausgegebene Feldruf erklang: Ulster will fight and Ulster will be right! begaben sich im Burgfrieden des Craigschen Anwesens sonderbare Dinge, wie sie sonst höchstens in Arizona, Mexiko oder sonstigen Herrengebieten von amerikanischen Räuberhidalgos möglich erscheinen. Der ehrenwerte Commoner hatte seinen Besitz wie ein kleines Feldlager verschanzt, hielt sich eine Leibwache von etlichen Dutzend Mann, die in Khaki und mit blitzblanken Schießprügeln jeden bedrohten, der ohne Paß und Parole einzudringen wagte, und die in einem echten rechten Lagerzelt mit wehenden Wimpeln und sogar Lazarettausstattung hausten, schliefen, abkochten. Fürchtete etwa Herr Craig einen Angriff auf seine Schnapsfässer mittels sozialistischer „direkter Aktion“ oder von wütigen Temperenzlerweibern? Keineswegs! Sondern der Schatz, den er also gleich einem verwunschenen Prinzen betreute, war niemand anders als Sir Edward Carson, der einstige Generalprokurator von Irland. Der hatte schon einmal in der blutigen Geschichte des Landes eine auffällige und unheilvolle Rolle gespielt, die indessen, kurzlebigen Gedächtnisses, wie nun einmal das politische Denken der Menschen ist, fast vergessen war. 1886, als Gladstone Salisbury weichen mußte, führte sich die konservative Regierung alsbald mit einem neuen Feldzugsplan ein, um mit der irischen Junta und deren Führer, Dillon und O'Brien, abzurechnen. Der Ausnahmezustand wurde verhängt, die Nationalliga aufgelöst, der päpstliche Beistand gesichert und alsdann eben Carson über den Nordkanal zur Durchführung des Zwangsgesetzes hinübergeschickt. Die Art, wie er sich dieser Aufgabe entledigte, brachte ihm alsbald den Namen eines zweiten Lord Joffreys ein; wie der Lordkanzler Jakobs II. die blutigen Gerichte gegen die Anhänger von Monmouth leitete, so verfolgte Sir Edward mit unerbittlicher Strenge die Verschwörer, Friedensstörer, überhaupt alle, die nicht seine politische Toryüberzeugung teilten; selbst Redmond, der heute gehätschelte Liebling der Regierung, mußte damals ins Gefängnis wandern. Indessen der Zusammenbruch des Parnellismus und die Rückkehr Gladstones zur Geschäftsführung (1892) setzten der Laufbahn Carsons auf diesen Wegen ein schnelles Ende. Der ehemalige Advokat von Dublin ließ sich dessen Universitätssitz im Londoner Parlament zuschanzen und siedelte sich als Anwalt, bald mehr denn irgendeiner seiner Standesgenossen gefürchtet, an der Themse an. Man sagt, selbst hochgestellte Richter hätten bei seinem Auftreten eine Art Alpdruck empfunden: jedenfalls war er seiner Person wie seinem Charakter nach der geborene Feldherr auf der Barrister-Kampfsbühne. In Westminster setzte er sich zuerst auf die Linke und verharrte auf dem liberalen Flügel selbst dann, als Gladstone das erste Home-Rule-Gesetz einbrachte. Unter dem Ministerium Balfour rückte er dann auf die rechte Seite hinüber und wurde Solicitor-General, hatte also Aussichten auf höchste Kabinettswürden, eine Anwartschaft, die ihm jedoch der große Pen-

delumschwung des Jahres 1905 verdarb. Das Schiff seines Lebens schien im Hafen der äußerlich glänzenden, einen Mann von Art Sir Edwards aber innerlich doch niemals befriedigenden Rechtsanwaltspraxis sich fest verankern zu sollen, als eine unversehens einfallende Bö es auf schäumendes Meer zu neuen Kämpfen hinaustrug: dieser Aufruhr kam eben von dem irischen Vulkan, dessen neues Auflodern das verfahrene Regiment der liberalen Minister-Oligarchie mit ihrem Parteikuhhandel und ihrer spielerischen Gelegenheitsmache heraufbeschworen hatte. Niemand kann Carson einen ehrenrührigen Vorwurf daraus machen, daß er die Götterbilder, die er vordem umgestürzt hatte, nunmehr anbetete: denn nachdem er einmal die innerliche Überzeugung von der Unmöglichkeit und Widersinnigkeit der von Asquith erstrebten Lösung der irischen Frage erkannt hatte, gab er in selbstloser Weise alle Daseinsbehaglichkeiten und alle fetten Einkünfte, die ihm Old Bailey gewährte, auf und stritt einen heißen, aufopfernden Kampf für den „Koran von Belfast", wie einst Paines „Rights of Man" genannt wurden. Die Art freilich wie er focht, ist ebenso kennzeichnend für den Charakter des merkwürdigen Rechtsgelehrten und Staatsmannes wie für das Wesen der jetzigen politischen Zustände jenseits des Kanals. Denn was er tat und wie er handelte, erinnert nur zu sehr an die anarchistischen Eichenherzen und White Boys in der Zeit der Testakte. Er sammelte eine Miliz von vielen Tausenden Ulster Volunteers um sich und begann mit deren Hilfe eine regelrechte Revolution gegen den Plan der Londoner Machthaber in Szene zu setzen, um der Erhaltung der liberalen Blockmehrheit willen in der irischen Frage einen der bekannten wachsweichen Vergleiche mit Redmond einzugehen und damit den protestantischen Norden dem Machtspruch des katholischen Südens preiszugeben. Und die Hüter von Recht und Ordnung in London nahmen seine Herausforderungen geduldig hin. Eben als Jurist und kraft seiner persönlichen Bekanntschaft mit den Männern der Advokatenregierung an der Themse hatte Carson keinen Zweifel, was er diesen unter rücksichtslosem Bruch der Staatsgesetze bieten konnte. Er wußte, daß das A und O der politischen Künste derer um Asquith nicht so sehr der Gedanke des Staatswohls und des Staatsdienstes, sondern die als Selbstzweck aufgefaßte Parlamentsregierung ist, die mit eigensinnigem, doktrinärem Vorurteil als höchste Blüte demokratischer Freiheit angepriesen, in Wirklichkeit aber nur als Mittel der Erhaltung der eigenen ministeriellen Machtherrlichkeit gehandhabt wird. Er war sich klar darüber, wie sehr dieses ganze Regierungssystem in den eigenen Verstrickungen und in eine tragikomische Klemmlage sich verrannt hatte, daß die traurigen Helden des Schauspiels und angeblichen Siegelbewahrer der Verfassung selbst deren gröbsten Verletzungen nur noch mit dem Flederwisch ihrer Kompromisselei zu begegnen fähig waren. Und er sah sich nicht getäuscht. Nicht vor dem Krieg, da die Regierung sich ängstlich um jedes tatkräftige Vorgehen gegen ihn herumdrückte, noch weniger nach dem Krieg, als die deutschen Waffenerfolge die Stellung des Ministeriums immer sturmgefährdeter machten und nun, am 26. Mai 1915, Carson, der Hochverräter, mit tiefer Verbeugung als Attorney-General in das Kabinett der „starken Männer" aufgenommen wurde, um dann, nach zeitweiligem neuem Bruch der Freundschaft, in das Ministerium Lloyd George als erster Seelord S. M. des britischen Königs angeblich meerbeherrschender Flotte einzutreten. Englands Tak-



Sir Edward Carson

tik ist heute im Grunde genau dieselbe wie vor hundert Jahren, da es im Kampf mit Frankreich und gegen die napoleonische Festlandssperre zwar seine Seegewalt behauptete, sich selbst aber mit ungeheuerer Schuldenlast bis zum äußersten belud, eben deshalb jedoch den Kampf bis zum letzten Atemzug fortsetzte, in der Zuversicht, daß die allgemeine und vollständige Erschöpfung aller Kriegführenden ihm die beste Möglichkeit bieten werde, durch wettbewerblose Beherrschung des überseeischen Verkehrs die Kriegsunkosten schnell wieder hereinzubringen. In den mit Riesenschritten emporgeschossenen Industriezentren hatten sich damals gewaltige Arbeitermassen zusammengeballt, die in ihrer elenden, durch die Todesstarre von Gewerbe- und Handelsfleiß geschaffenen Lage zu anarchistischen Gewalttätigkeiten — es sei nur an den fenierartigen Bund der Ludditen erinnert — neigten; nach den damaligen Faustkampfidealen des laissez-faire-Manchestertums wurden diese aufrührerischen Bewegungen kurzweg dadurch unterdrückt, daß man den Arbeitern das Koalitionsrecht nahm und auf Übertretung des Verbots schärfste Strafen, Zuchthaus und Landesverschickung, setzte. Die Not wurde aber durch die Härte nur gesteigert, und in stürmischen Volksversammlungen kam es zu Aufrührereien und Verbrechen, denen die kurzsichtige und engherzige Toryregierung widerum nichts anderes als Zwangsmaßregeln entgegenzusetzen wußte. Statt vernünftiger Änderungen der Getreidezölle des unsinnigen Kriminalrechts, das den kleinsten Diebstahl wie einen Mord bestrafte und des parteiischen Wahlgesetzes beschlossen die Lords die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte, die Unterdrückung der Presse- ebenso wie der Versammlungsfreiheit. Willibald Alexis der Sänger der preußischen Marken, hat diese Zustände jenseits des Kanals trefflich in den spottenden Versen an den Pranger gestellt:

Wo ist die englische Freiheit hin?
Sie hat sich ja verloren —
Sie wanderte zum türkischen Kaiser hin
Mit abgeschnittenen Ohren.

Wo hängt die Magna Charta denn?
Die hat der Wind zerrissen.
Was ist der Bill of Rights geschehn?
Ein Hund hat sie zerbissen.

Wer ist mit der Habeas-Corpus-Akt
So arg denn umgesprungen?
Schlächter Pitt hat sie zum Pudding gehackt,
Junker Castlereagh sie verschlungen.

Aber damals besaß England noch ein Königtum, dessen Vertreter Wilhelm IV. schließlich gegen die Pairs siegte und die neue Epoche des verjüngten nach der Parlamentsreform der Victorianischen Glanzzeit zustrebenden Englands einleitete. Die Aussichten der Ermannung auf solchen Wegen sind heute verbarrikadiert. In den Jahrbüchern Eduards III. heißt es vom Königtum: „Tout fut in luy et vient de luy al commencement." Damit ist die unbestreitbare geschichtliche Tatsache betont, daß die Monarchie die Offenbarung und Auswirkung der britischen Staatsidee, der Kern und der Schlußstein des ganzen Reichsgefüges ist. Heute aber ist der „König in seinem Parlament", von dem die alte Staatsrechtslehre mit Vorliebe spricht, längst ein König außerhalb seines Parlaments geworden, und wenn der britische Radikalismus durch die bekannte Vetobill dazu überging, auch die Pairkammer zu entmündigen, so lag darin unverkennbar mittelbar ein letzter und schwerster Stoß gegen das Königtum und dessen Rechte. Kurz, der britische Staat ist seines monarchischen Charakters vollkommen entkleidet: König Demos regiert in unbeschränkter Machtfülle. Und umgekehrt wie im Dichterwort folgte dem Sturz des Königs der Mantel, die ihn deckende Instanz des Oberhauses, dem zugleich die Aufsicht über das Volksparlament oblag, das ohne solche Zügelung von Natur dazu neigt, ein Willkürwerkzeug der Massenherrschaft, eine Kampfbühne nicht im nationalen Dienst organisierter Kräfte, sondern rücksichtslos für Selbstsuchtzwecke und ihre blinde Macht kämpfender Parteien zu werden. Wohl sitzen auch heute noch im Ministerium und selbst in dessen engerem, eigentlich gebietendem Direktorialausschuß Vertreter der alten aristokratischen Grundsätze Großbritanniens. Beim großen Durbar zu Delhi 1903, da Curzon, der ehemalige Vizekönig von Indien, der heutige Lordpräsident des Geheimen Rats, sich so trefflich mit unerhörter Prachtentfaltung als gewaltiger Herr in Szene zu setzen wußte, wies er die Häuptlinge, die zur symbolischen Handlung des Schwertkreuzens vor seinen Thron traten, mit großmogulischer Gebärde an den neben ihm stehenden Herzog von Connaught, den Bruder des Königs. Man hat ihm das als despotenmäßige Selbstüberhebung verübelt: in Wirklichkeit war es eine geschickte Andeutung für die indischen Fürsten, daß ein Höherer über ihm stand: der Herrscher in London. Der Earl of Kadleston ist durch und durch Royalist und schon deshalb in tiefster Seele ein angesagter Feind des Radikalismus, aus dem ein Lloyd George hervorgegangen ist. Aber wie von der königlichen Hoheit und damit von der geschichtlichen Grundlage des Reiches selbst nur noch ein blasser, hohler Schemen übrig blieb, so spielt schließlich der als hochmütig verschriene Lord Warden of Cinque Ports in Tavys Ministerium doch nur die Rolle eines altertümlichen Prunkstückes, das ein reichgewordener Emporkömmling aus adeligem Besitz sich gekauft hat, um seinem Haus den Scheinglanz aristokratischer Würde zu geben. Tatsächlich regiert das Plebejertum, das in einem Staat, wo der Zerrüttung des Blutadels die Zersetzung des Bürgeradels nach bekannten sozialen Entwicklungszwangsgesetzen folgt, aus der Tiefe zur Höhe emporgedrängt wird, das kein „Kastenvorurteil",

aber auch kein Rückgrat einer in reinem Blut, guter Familienüberlieferung und vornehmer geistiger Erbschaft gefestigten Weltanschauung hat. Und nun muß die englische Nation die alte Erfahrungswahrheit auskosten, daß solche angeblich von der „Souveränität des Volks“ eingesetzte Machthaberschaft mit ihren Rechten noch weit rücksichtsloser umspringt, als irgendeine noch so selbstherrlich sich fühlende Fürsten- oder Adelsgewalt. Nicht nur legt die Wehrpflicht dem Briten „preußische Knechtschaft“ auf, sondern mit dem Militarismus schwingt sich auch der Staatssozialismus auf den Nacken der Masse, hebt die Vorrechte der Gewerkschaften auf, beschlagnahmt Eisenbahnen, Bergwerke, Fabriken, Lebensmittel und drängt den Arbeiter zwischen Scylla und Charybdis der Gewalten von Unternehmertum und Staat, wo er nun sehen mag, wie er sein unveräußerliches Selbstverfügungsrecht und seine dreimal heilige persönliche Freiheit verteidigt. Zugleich aber wird er über die wahre Lage des Königreichs im Kampf mit der deutschen Seesperre derart nach allen Regeln der Kunst belogen, daß der hochangesehene Schriftsteller Lovat Fraser jüngst meinte, man soll den Entschluß des stärksten Gegners zum uneingeschränkten Unterseebootskrieg nicht als eine „savagery of despair,“ als einen wilden Verzweiflungsakt bezeichnen, sondern lieber von einer „savagery of deceiving by lies“ seitens der englischen Regierung sprechen. Und das Volk trägt das Schicksal und solche Behandlung in seiner Weise: die Presse ist voll von entrüsteten Warnrufen über die in London und den anderen Industriezentren sich breitmachende Lasterhaftigkeit.

Das ist das Bild des heutigen Englands unter der Herrschaft seiner starken Männer. Das Wesen wirklicher Mannesgröße und -stärke besteht darin, daß sie nicht die gehorsame Dienerin und Mitbürgerin ihrer Gegenwart ist, sondern ihren archimedischen Angelpunkt und Standgrund außerhalb der kleinen Nöte und Sorgen des Tages hat. Sie schöpft aus den Mineralquellen des Urgesteins, das die Geistesgeschichte der grauen Vergangenheit bildete, und sie wirkt hinaus in die Zukunft, die unter ihrem magischen Bann und Machtgebot steht. Ihr Merkmal ist die Einzigkeit. Eingebildete Stärke jagt dem Großen nach, um selbst Größe zu erlangen, und sie verkennt damit eben deren Charakter, das Unvorbildliche. Sie gleicht dem Volk Israel, das Christus in Scharen folgte, wenn er ‚vom Berge kam‘, aber nicht mit ihm auf den Berg stieg. Wahrer Stärke Lebenspuls ist Energie in des Wortes eigentlichster Bedeutung, das heißt Innenkraft, die sich vom Typischen loslöst und zur Individualität drängt. Sie umfaßt beim echten heldischen Staatsmann das ganze Volk ihres Heimatbodens und strahlt aus dessen Brennpunkt über die Kultur, die Lebensgründe aller Welt. Sie ist der Tröster der Menschheit, die sie in leidvollen Zeiten tragischer Schicksalsprüfung durch die ungewöhnlichen Maßstäbe ihres Wesens und Wirkens wieder aufrichtet und die sie von den Fesseln des Irdisch-Allzuirdischen unabhängig macht. Kein unparteiisches Urteil kann verkennen, daß es dem Großbritannien früherer Zeiten nicht an Männern solchen genialen Schnitts gefehlt hat. Weltreiche von der Wucht, der Beharrungs-, Binde- und Ausgleichungskraft des britischen können so wenig auf dem Sumpfboden niederer Seelen, ohne den Granitgrund höchster Volkstugenden aufgebaut und befestigt werden wie irgendwelche geniale Menschheitsschöpfung: eine selbstverständliche, abgedroschene Wahrheit, die aber doch immer wieder gegen die schiefen Urteile geschichtsklitternder Leidenschaften gleichsam als Salz auf den Speisetisch der öffentlichen Meinung gestellt werden muß. Jetzt aber haben sich auf den Rücken der britischen Nation, die nach ausgedroschenen, von Händlergeist und politischen Geschäftsmachern entwürdigten Volksherrschaftsgedanken sich selbst zu regieren wähnt, Minister-Großräte geschwungen, die nach der Art der Signoria Venedigs ein Willkürregiment auf eigene Faust führen, mit Geldsack- und Presse- und anderen unverantwortlichen Gewalten unter einer Decke spielen und trotz dieser Gängelung der Wähler an seidenen, fast unsichtbaren und doch unzerreißbaren Fäden nur durch Umschmeichelung der niederen Massenleidenschaften im Sattel sich halten können. Schon Napoleon hat gewußt: „Je mehr Massen ich hinter mir habe, desto weniger freien Willen besitze ich tatsächlich.“ In Umstellung und Erweiterung des Satzes gilt aber auch: Je größer die ungebundene Druckkraft der Massen ist, desto mehr schränkt sich die Möglichkeit fruchtbarer Arbeit und segensreichen Wirkens selbstbewußter Stärke an den oberen Druckstellen ein. So entsteht ein Bild, wie wenn sich in der Gebirgsklamm ein toter Strudel bildet, in den von allen Seiten Treibholz einschwemmt. Die Wasserstürze reißen gegeneinander, die Bäume poltern gegen den Fels, in den Tiefen zieht eine untergründige Flut, das Kreisen des Trichters beherrschend, der sich aus der Enge und Unfruchtbarkeit seines Wirbellaufes nicht zu befreien vermag. Ein chinesischer Weltweiser, Liä Dsi, aber hat einmal gemeint, es gäbe in der Welt einen immer sieghaften Sinn, die Demut, und einen immer sieglosen Sinn, die rohe Gewalt. Überträgt man das Wort ins Politische und setzt an Stelle von Demut Selbstsicherheit, ruhiges Kraftbewußtsein, organisatorische Entwicklungsstetigkeit, so hat man, in Block und Pflock, ein treffliches Epigramm auf die Grundlagen von Deutschlands Siegesgewißheit und auf die Deckungen von Englands Vorschußwechseln auf bisher versagt gebliebene Triumphe.



Ansicht von Wien. Stich von F. L. Schmitner aus dem Jahre 1740 in der K. K. Hofbibliothek in Wien

Maria Theresia

Zum 200. Geburtstag der großen Kaiserin

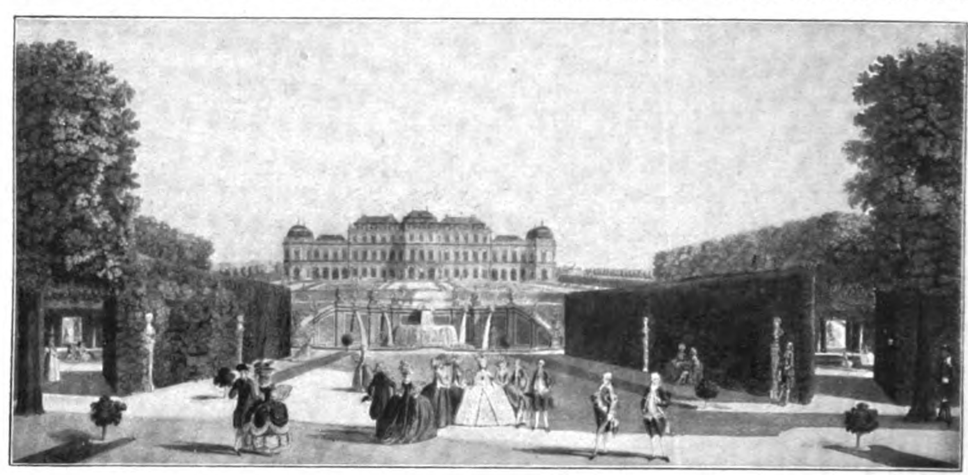
Von Carry Brachvogel

Die Audienz ist zu Ende. Lord und Lady Wortley Montagu, die sich auf der Durchreise nach Konstantinopel in Wien aufhalten, verlassen die Burg unter strenger Beobachtung des großen Zeremoniells, das Karl VI. für unerläßlich hält. Vieles, wenn nicht alles an diesem von spanischem Geist und spanischem Wesen erfüllten Hof mag dem englischen Ehepaar seltsam genug erscheinen, aber ihr künftiges Leben wird ja ganz von bunten und phantastischen Seltsamkeiten erfüllt sein, denn Lord Montagu ist soeben von seiner Regierung zum Botschafter bei der Pforte ernannt worden. In ihrer Wohnung angelangt, entledigen sich Lord und Lady der vorschriftsmäßigen Gala-Gewänder, sprechen vielleicht ein wenig über das pomphafte Bild, das diese Audienz darbot. Vielleicht aber auch stellt sich Lord Montagu, der seinen Bildern nach ein schöner und ungemein eitler Herr gewesen sein muß, vor den Spiegel, betrachtet aufmerksam sein regelmäßig geschnittenes Gesicht und denkt schon jetzt daran, daß er sich späterhin im türkischen Kostüm malen lassen wird. Die Lady aber, weniger schön, weniger eitel, vermutlich aber um ein gut Teil klüger als er, nimmt Feder und Papier zur Hand und beginnt zu schreiben. Sie ist schreibselig wie alle klugen und lebhaften Damen des 18. Jahrhundert es sind, und wo immer sie gerade ist, läßt sie Briefe in ihre Heimat flattern. Briefe, die späterhin dicke Bände füllen und durch ihre Beobachtungsgabe und ihre temperamentvolle Auffassung über bloße Damenbriefe hinaus zu Kultururkunden wachsen.



Kaiser Karl VI. Stich von Antonius Birkhart

Nun bietet ja das Wien aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts für jeden nicht ganz oberflächlichen Beschauer einen ungemein fesselnden Anblick, fesselnd besonders durch die Gegensätze, die hier dicht beieinander wohnen und sich, so unvereinbar sie scheinen mögen, doch ganz gut miteinander ver-



Das Schloß Belvedere vom Park aus gesehen. Stich von C. Schütz

tragen. Dem Mittelalter ist man wohl schon durch Jahrhunderte ferne gerückt, aber letzte nächtige Schatten ragen noch in Land und Stadt herein, und des Kaisers spanischer Mantel, des Kaisers konservativer Sinn schützt und ehrt sie. Es gibt hier noch Umzüge und Wallfahrten mit Kreuztragen und öffentlichen Geißelungen, und zahlreich sind wundertätige Holzbilder, die bei besonderen Gelegenheiten mit menschlicher Stimme zu sprechen beginnen. Fast alle vornehmen oder reichen Leute haben einen eigenen Alchimisten, der eifrig nach dem Stein der Weisen sucht und immer weiter suchen darf, wenn auch das ganze Vermögen des Hauses dabei in Retorten und geheimnisvollen Tiegeln verbrannt wird. Der Kaiser tadelt zwar öffentlich dies abergläubische Tun, rundum aber flüstern sie, daß er insgeheim selber der Magie ergeben sei. Dem Wunderbuch der Natur stehen sie dagegen so analphabetisch gegenüber, daß ein Magnetstein, der einen schweren, eisernen Anker trägt, als Kostbarkeit in der kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt wird! Am Hof ist alles nach spanischem Zuschnitt geordnet, jede französische Mode streng verpönt. So drückt der Kaiser auch noch in Äußerlichkeiten seinen Abscheu gegen Frankreich aus, das mit ihm, dem rechtmäßigen Erben, um den spanischen Thron stritt. Das einzige Zugeständnis, das er der Neuzeit machte, war, daß er zu seinem spanischen Mantelkleid eine Allongeperücke trug. Auch die Kaiserin mußte in der Vertugada und dem straff zu unsinniger Höhe aufstrebendem, überpuderten Haarputz einherstolzieren, und Lady Montagu kann sich nicht genug wundern, daß die blonde Schönheit der kaiserlichen Frau auch diese Verunstaltung siegreich überwand. Dagegen muß die Kaiserin-Mutter Eleonore wie Gespensterschreck gewirkt haben, denn sie war stets so dicht in schwarz gehüllt, daß nur gerade das Gesicht heraussehen und sie die Augen auf das Gebetbuch senken konnte, das die Kaiserin Eleonore kaum je aus der Hand gelegt hat. Auch als sie noch eine junge Frau war, nahm sie es, wenn sie mit ihrem theaterfreudigen Mann in die Oper gehen mußte, an Stelle des Textbuches mit in die Loge...

Das Hauptvergnügen dieses Hofes ist neben der italienischen Oper die Jagd und das Scheibenschießen, und auch das Volk belustigt sich nach seiner besonderen Art in Komödien und auf öffentlichen Bällen. Vor allem aber — es findet auf den Märkten Wiens einen Überfluß von Leckerbissen, der begreiflich erscheinen läßt, daß vor allen anderen Städten gerade Wien zur Führung auf dem Gebiet der Küchenkultur berufen sein wird. Böhmen, Ungarn, Welschland und die Niederlande senden wetteifernd hierher, was der Boden trägt, was sich füttern und mästen läßt, was Seen und Meer hergeben, und die Keller füllen sich mit edlen Weinen eigener Kreszenz, brauchen nicht erst aus fremden Ländern über Zollschranken herzureisen. Gutes Essen, Theater und Tanz, — nur kleine Zierate scheinen sie, unfähig, die Seele eines Volkes zu bestimmen oder zu verändern, und doch sind sie Anzeichen, daß Österreich nicht immerfort Spaniens Kleider und Wesen tragen, sondern sich sein Leben einrichten will, wie es ihm gefällt und wie es seiner jetzt noch unerwachten Art gut zu Gesicht steht . . .

Vielerlei von all diesen Dingen hat die kluge und brieflustige Lady Montagu nach Hause geschrieben, das Wichtigste aber hat sie vergessen oder nicht gewußt oder vielleicht auch aus verzwickten Schicklichkeitsgründen nicht sagen wollen. Dieses Allerwichtigste ist, daß die Kaiserin Elisabeth sich in gesegneten Umständen befindet. Das Wort ‚gesegnete Umstände‘ war hier im buchstäblichen Sinne zu nehmen, hat wohl nie bei einer Frau tiefere Bedeutung gehabt. Naturbestimmung

wurde hier zur welthistorischen Aufgabe, denn Kaiser Karl war der letzte seines Stammes, und wenn er ohne Erben sterben sollte, erlosch das Erzhaus, und die Erblande samt den Königreichen blieben herrenlos zurück. Mehr als zehn Jahre waren vergangen, seit Herr Karl Elisabeth von Braunschweig heimgeführt, und nur für kurze Zeit hatte er ein Söhnchen im Arme gehalten, das schon nach wenigen Monaten zum ewigen Schlummer in die Kapuzinergruft getragen worden war. Nun blüht dem Kaiserhaus zum zweitenmal eine Hoffnung, und die heilige Mutter Gottes von Maria Zell ist wohl nie so oft und so inbrünstig angerufen worden wie in diesen Tagen. Äußerlich gelassen und beherrscht, wie er sein ganzes Leben lang war, erbebte des Kaisers Seele doch wohl nur in dem einen Wunsch, schrie immer wieder in der Angst letzter Einsamkeit zum Himmel empor: „Einen Sohn! Herr, Herr, erhöre mich und schenke mir einen Sohn!"

Als der Maienwind über die Halme der ersten Mahd hinstreicht, liegt die Kaiserin in den Wehen. Stunden der Qual, der nervenzerreibenden Spannung und Angst, bis das rührende Quarren eines Neugeborenen verkündet, daß dem ehrwürdigen Erzhaus ein neuer Sproß geschenkt worden ist. Ungestümer als der Mund fragt das Herz des Kaisers, ob es ein Erzherzog sei. Der kaiserliche Hofmedikus antwortet mit feierlicher Formel, doch durch alle Ehrerbietung und Feierlichkeit hindurch merkt man, daß er am liebsten sagen möchte: 'Nur eine Erzherzogin!'

Die Enttäuschung allerseits ist groß, obgleich man sich ja mit dem Gedanken trösten könnte, daß dem Kaiserpaar vielleicht später noch Söhne beschert werden. Kaiser Karl aber, wohl wissend, daß er nicht zu den Schoßkindern des Glücks gehört, gibt zwar noch nicht alle Hoffnung auf, beginnt aber doch bald nach der Geburt der kleinen Erzherzogin den Gedanken der weiblichen Erbfähigkeit in den Erblanden und den Königreichen zu erwägen . . .

Über Enttäuschungen, Hoffnungen und Erwägungen hinweg schreit und spektakelt das Prinzeßchen, das da am 13. Mai 1717 zur Welt kam, so laut und vergnügt durch die Burg hin, als wüßte es, daß später einmal die ganze Monarchie auf seine Stimme hören müsse. Maria Theresia wird es durch die Taufe, ‚die Thres' im Familienkreise genannt, und während der kaiserliche Vater den Gedanken der weiblichen Erbfolge immer fester umgrenzt und versucht, ihn den Reichsfürsten sympathisch zu machen, wächst die Erzherzogin, die aller Wahrscheinlichkeit nach die künftige Herrscherin sein wird, neben einer jüngeren Schwester zu einem großen Mädchen heran. Sie ist nicht ganz so blond und auch nicht ganz so schön wie ihre Mutter es gewesen, aber auf einer majestätisch-hohen Gestalt sitzt ein richtig-österreichischer Kopf mit feinen Farben, Augen, aus denen das Temperament sprüht, und einem Mund, der hübsch und gerne lacht und späterhin sicherlich auch gerne küßt. Der Unterricht der



Maria Theresia
Gemälde eines unbekannten Meisters in der Gräfl. Schaffgotschen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn in Schlesien

Erzherzogin beschwert den Schulsack des jungen Fräuleins nicht allzusehr, aber ihr natürlicher Verstand ist so groß, ihr Wille so stark, daß sie eine Handvoll Schulkenntnisse wohl entbehren kann. Da ihr Vater die Halbwüchsige einmal, mehr zum Scherz denn zum Ernst, mit in den Staatsrat nahm, der gerade über die polnische Thronfolge verhandelte, spitzten die Minister die Ohren, als die Kaisertochter zu sprechen begann. Sicher war das meiste, was sie sagte, unreif und politisch nicht tragfähig, aber dennoch spürten alle, daß in diesem jungen Fräulein

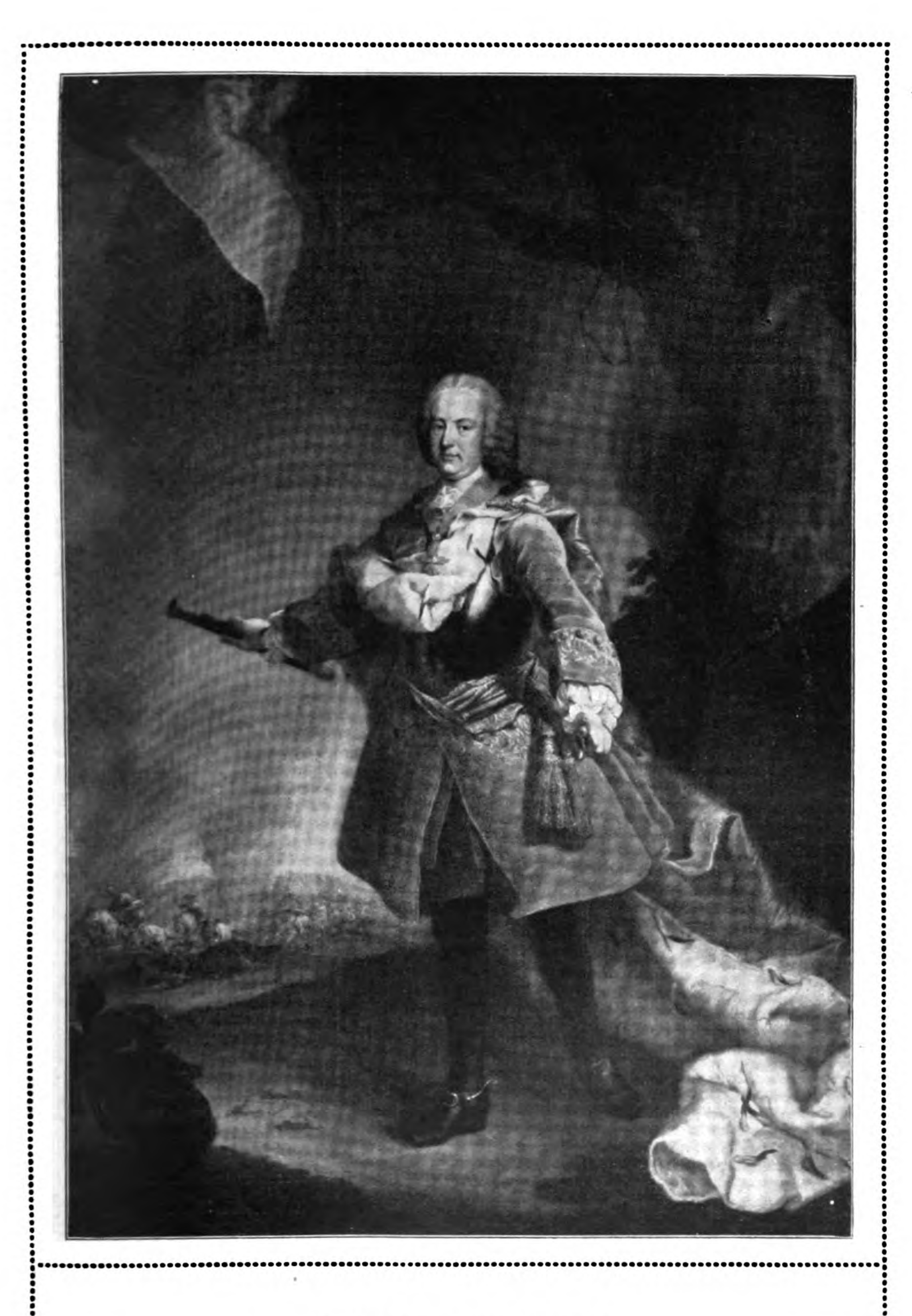
dem Hause Habsburg eine Persönlichkeit heranwuchs. Ohne daß sie es wußte und wollte, vertiefte sich dieser Eindruck rasch bei allen, die mit ihr in Berührung kamen, so daß fremde Gesandte nach Hause berichten konnten, sie betrachte ihren Vater nur als ihren Reichsverweser.

Nun läge vielleicht die Versuchung nahe, sich unter der blutjungen Erzherzogin eine anmaßende, überhebliche Dame zu denken, die den Augenblick nicht erwarten kann, in dem sie ihrer Herrscherlaune die Zügel schießen lassen kann. Aber nicht ein einziger Zug dieses Bildes zeichnete die Wahrheit: die junge Kaisertochter singt und tanzt und lacht so harmlos, wie nur eine echte Wienerin es vermag; Musik Rhythmus und Lebenslust liegen ihr im Blut...

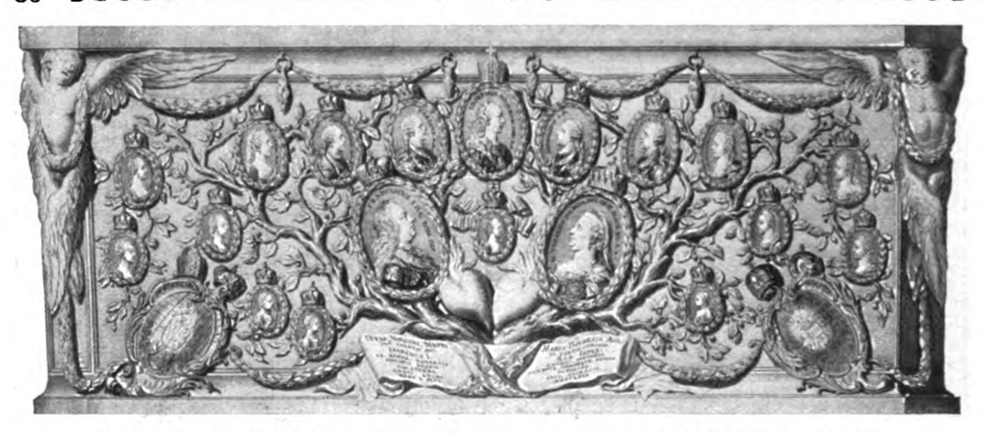
Man kann sich denken, daß sich um dieses Mädchen, das obendrein noch eine große Erbtochter war, die fürstlichen Freier in Scharen drängten. Von allen Höfen kamen sie, ganz so, wie ihre Vorväter einst zur englischen Elisabeth und zur spanischen Johanna gekommen waren, und sie freuten sich gewiß von Herzen, daß sie nicht um eine eitle, anspruchsvolle Miß oder eine Wahnsinnige zu freien brauchten, sondern daß die große Erbtochter Österreichs ein gesundes, hübsches, kluges und lustiges Mädchen war. Unter den Freiern erblickte man auch den Kronprinzen von Preußen oder vielmehr dessen Vater, den Soldatenkönig, der für seinen Sohn als Brautwerber auftrat und meinte, es wäre ein schönes Ding, die alte Macht Habsburgs und das junge Heer Preußens durch ein Myrtengewinde miteinander zu verbinden. Der Kaiser aber hatte alle möglichen Einwände, Vorurteile und Befürchtungen und wählte schließlich einen Eidam, der nicht nur ihm, sondern auch der großen Erbtochter ausnehmend gefiel. Franz von Lothringen hieß er, war der Sohn eines Blutsverwandten und Jugendfreundes des Kaisers und ganz so hübsch, stattlich, liebenswürdig, weich und unbeschwert von Wissen, wie ein Mann sein muß, in den sich die Frauen verlieben und von dem man eine gesunde und zahlreiche Nachkommenschaft erwarten kann. Weil seine Mutter eine Französin und sein ganzes Wesen von gallisch-gefälliger Art war, nannten sie ihn in Wien „der schöne Franzos", und die Erzherzogin war gleich so sehr in seinem Bann, daß sie über alle anderen Freier wegsah, als wären sie nicht vorhanden. Ob sich auch im Laufe der Zeit Schwierigkeiten allerart ihrer Verbindung entgegenstellen, — die Thres will keinen andern als ihren ‚Franzl' und was sie will, setzt sie auch durch. Sie schreibt ihm Brautbriefe so frisch und verliebt, wie nur ein süddeutsches Herz sie diktieren kann und wie ihr feierlicher Vater sicher niemals geschrieben hätte. Am 12. Februar 1736 findet dann in der Augustinerkirche zu Wien die Vermählung statt, und das junge Paar reist nach Maria Zell, um von der Gottes Mutter den Segen zu erflehen, der Herrn Karl versagt geblieben und der doch, trotz der pragmatischen Sanktion, dem Erzhaus so not täte. — —

Die Erzherzogin-Thronfolgerin und ihr Mann sind ein kerngesundes, bildschönes, ineinander verliebtes Paar, das man sich eigentlich nur umringt von kraftstrotzenden, lustigen Buben denken kann. Aber seltsam! der Töchtersegen im Hause Habsburg will kein Ende nehmen, denn auch diese junge Ehe bringt zunächst nur Mädchen hervor. Die Mißstimmung darob ist im Volke groß, und sie wächst noch, als in dem neuen Krieg gegen die Pforte der Franzl sehr schlecht abschneidet. Zuerst haben er und die Erzherzogin nicht Ruhe gegeben, bis er ein Kommando bekam, als er aber im Felde stand, versagte er überall, kümmerte sich lieber um die Jagd als um den Feind und schickte statt Siegesberichte Klagen über seinen Rheumatismus und Fieberanfälle heim. Da hieß er mit einem Male nicht mehr ‚der schöne Franzos', sondern kurzweg und ärgerlich ‚der Franzos', und sie spöttelten über ihn, daß er weder ein Bubenvater noch ein Feldherr sein könne. Auch die Erzherzogin sah man scheel an, denn sie war nun einmal die Frau ihres Mannes und die Mutter von drei Töchtern, und es wollte den Leuten nicht recht in den Kopf, daß die Hand dieser Frau, einer Frau überhaupt, späterhin das Zepter führen sollte. Die pragmatische Sanktion war wohl von den meisten, wenn auch nicht von allen Fürsten anerkannt, aber dem Volke war der Gedanke der Frauenherrschaft zu neu, zu absonderlich, als daß es ihn für richtig oder gar für unumstößlich gehalten hätte. Die einen, die von Frauenherrschaft überhaupt nichts wissen wollten, lugten nach Bayern hin, dessen Kurfürst eine Tochter Kaiser Josephs I. geheiratet hatte, und meinten, daß nach Kaiser Karls Tod der Bayer ganz einfach die Erblande einschlucken würde. Die anderen, deren Abneigung mehr der Persönlichkeit des Franzl und seinen drei Töchtern galt, munkelten, daß der Kaiser seine jüngere Tochter mit dem Kurprinzen von Bayern vermählen und die Thronfolge zugunsten dieses Paares ändern werde. Da schickte denn Kaiser Karl den Franzl und seine Frau auf Reisen, nach Toskana, dessen Großherzogtum dem Franzl zugesprochen worden war an Stelle seines Erblandes Lothringen, das er für die Anerkennung der pragmatischen Sanktion durch Frankreich hatte hingeben müssen. Diese Reise sollte ungefähr als fürstliche Inspektions- und Huldigungsreise gelten, in Wahrheit ordnete sie der Kaiser an, um das mißliebig gewordene Paar für eine Weile aus dem Gesichtskreis der verärgerten Wiener zu bringen.

Am 20. Oktober 1740 starb Kaiser Karl völlig unerwartet nach kurzer, schwerer Krankheit. Niemand hatte geglaubt, daß der stämmige Mann die Sechzig nicht erreichen würde, er selber aber hatte zu seiner Frau in



Kaiser Franz I. von Österreich
Gemälde von Martin von Meytens im Besitz des Österreichischen Kaiserhauses



Antependium in Silber, am 5. September 1769 nach Maria Zell in Steiermark geopfert
Arbeit von Balthaser Moll

der letzten Zeit mehr denn einmal gesagt, daß er den Belgrader Frieden, in dem Österreich fast alles, was es früher gewonnen hatte, wieder herausgeben mußte, nicht überleben könne. Noch am selben Abend empfing seine Tochter die Huldigung der obersten Behörden, sprach in freier Rede zu den Ministern und Hofchargen und bat sie um die gleiche Treue, die sie der hochseligen Majestät bewiesen hatten. Die junge Herrscherin konnte zuweilen vor Schluchzen nicht weiter sprechen, trug auch abermals ein Kind unter dem Herzen und bot also, dem äußeren Anschein nach, ein Bild hilfloser, schutzbedürftiger Weiblichkeit. Aber es ging auch hier wieder, wie es vor Jahren im Staatsrat gegangen war, — alle spürten, daß eine Persönlichkeit vor ihnen stand, ein Mensch, der zwar noch jung, aber doch schon vom Leben gehämmert und darum stark genug war, eines Volkes Geschick in die Hände zu nehmen. Nun hieß ‚die Thres' Maria Theresia, und das Diadem lag auf ihrem blonden Haupte. Da mag denn trotz der Trauer um den Vater ihr junges, stolzes Herz gejubelt haben: „Mein ist des Reiches Macht und allen Glückes Herrlichkeit."

Schon die nächsten Monate sollten sie anders belehren.



Kurfürst Karl Albert von Bayern

Weit draußen vor der Stadt München liegt das weiße Lustschloß Nymphenburg. Als wäre es für einen großen Herrscher und nicht für einen kleinen Kurfürsten erdacht, strecken sich seine Trakte in schier unabsehbarer Länge. Steinerne Götter und Göttinnen, die mythologisch verkleideten Rokokoherren und -damen gleichen, bewachen den Spiegel eines friedlichen Wasserlaufs, Pavillons mit verschnörkelten Namen scheinen voll sanfter Sehnsucht nach einem fernen Lande zu seufzen, und ein köstlicher, verschwiegener Park wartet, daß man ihm holdselige, kleine Geheimnisse anvertraue, die jeder ahnt und keiner verrät. Die weiten Säle dieses Schlosses scheinen nur bestimmt, fröhliche Feste zu umschließen, gepuderte, verliebte Männer, deren Blicke Madrigale sprechen und denen schöne, tiefausgeschnittene Damen durch den Fächer in pikanten Metaphern

antworten, während draußen in den hohen Gängen sich Lakaien und Zofen drängen, des Winkes gewärtig, mit dem die Herrschaften Sänfte oder Karosse befehlen oder einen raschen Nadelstich für eine Spitze, die der Tanz oder zärtlicheres Ungestüm losgetrennt hat. Niemand in der Welt draußen ahnt, daß hinter den blassen Gobelins dieses weißen Lustschlosses mit drohendem Gesicht der Kriegsgott steht, bereit, den Arm emporzurecken, um seine Fackel am Kerzenschein der glitzernden Kronleuchter zur lodernden Flamme zu entzünden. Niemand draußen in der Welt merkt, daß die hohen Gänge vom Schritt ferner Heere schüttern, daß hier auf einem kleinen Blatt Papier der Untergang eines allermächtigsten Reiches ausgerechnet und unterschrieben wird. Frankreich, Preußen, Bayern, Neapel, Schweden, Kurpfalz, Kurköln und Kursachsen waren im Mai 1741 zum Nymphenburger Vertrag zusammengetreten, der nichts Geringeres vorsah, als die Zerstückelung und Aufteilung der Monarchie. Herr Friedrich von Preußen sollte Schlesien, das er schon besetzt hatte, behalten, Bayern würde Böhmen und die deutsche Kaiserkrone nehmen, die nach altem Recht dem Hause Habsburg gehörte, dazu das Land ob der Enns und Tirol nebst dem Breisgau. Sachsen würde sich an Mähren und Troppau, Jägerndorf, Tetschen und dem erblichen Königstitel von Sachsen-Polen schadlos halten, Spanien sollte die Lombardei und Frankreich die Niederlande erhalten. Der großen Erbtochter aber, der „Großherzogin von Toskana“, wie der Vertrag Maria Theresia nennt, blieb nur Ungarn, das Land unter der Enns nebst Wien und Innerösterreich.

Es war natürlich ein allergeheimster Geheimvertrag, der da abgeschlossen wurde, und in Wien dachten sie zunächst nichts Böses, obgleich der Kurfürst von Bayern, der sich stets gegen die pragmatische Sanktion gewehrt hatte, sofort nach dem Tode Kaiser Karls durch seinen Geschäftsträger der Wiener Burg melden ließ, daß er heute ebensowenig wie jemals früher die pragmatische Sanktion anerkenne und daß er, gestützt auf das Testament Ferdinands I., seine wohlberechtigten Ansprüche auf Böhmen und die Erblande erhebe. Und weil der Bayer einem derben Wort niemals abgeneigt ist, ließ er weiter den anderen Gesandten sagen, sie möchten sich, bis er zu seinem guten Recht gekommen sei, jedes Verkehrs mit der Burg enthalten.



Friedrich der Große
Gemälde von Antoine Pesne im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

Über diese kecken Ansprüche und den ungehobelten Ton des bayerischen Vetters zuckten sie in der Burg die Achseln, aber als Friedrich von Preußen in Schlesien einmarschierte, war die Bestürzung groß. Und schnell ward's Maria Theresia klar, daß, von allen Seiten umstellt, ihres Reiches Macht vielleicht morgen schon zusammengebrochen und allen Glückes Herrlichkeit für immer vom Hause Habsburg genommen sein konnte. Mit dem ganzen Stolz ihres Hauses und der ganzen Kraft ihres Willens lehnt sie sich

gegen das Schicksal auf, das der Nymphenburger Vertrag ihr bereiten will, und sie findet, einen mächtigen Bundesgenossen, mit dem sie alles wagen und auch das Schwerste bestehen kann. Dieser Bundesgenosse ist aber nicht etwa ein König, nicht ein ruhmgekrönter Feldherr, sondern — — ein Wickelkind. Ihr erstes Söhnchen ist's, der am 13. März 1741 geborene Joseph, dessen Erscheinen im ganzen Lande mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt worden war. Tag und Nacht war die Burg umlagert gewesen von Menschen, die in rührender Art ihrer Freude Ausdruck geben wollten, der venezianische Gesandte berichtete der Signoria: „Die Hoffnung der Völker scheinen erfüllt zu sein; seit dem Tode Kaiser Karls betrachtet man dies Ereignis als die erste Erhebung," und als Maria Theresia nach ihrer feierlichen Aussegnung zum erstenmal ausfuhr, wußte sie, daß alle Herzen, die ihr früher ob der Töchter gegrollt hatten, nun ihr eigen waren. Sie selber war so selig über das Glück, das ihr endlich, endlich geschenkt worden, daß sie, kaum daß der kleine Joseph den ersten Schrei getan hatte, lachend zu ihrer Mutter sagte: „Ich wollt', ich könnt' in drei Monaten schon wieder einen Buben haben," und daß sie in ihrer prachtvollen Gesundheit und Frische für einen Augenblick völlig zu vergessen schien, in welchen Zeitläuften dies heißersehnte Kind zur Welt kam ... —

Ach, nur zu kurz währten die Tage der Freude! Die Schlacht von Mollwitz wird geschlagen und verloren, die Armee löst sich in wilder Flucht auf. Ziethen dringt mit seinen Husaren bis Korneuburg vor, der Bayer überrumpelt Passau, den Schlüssel der Donau, läßt durch einen Trompeter (!) die Übergabe Wiens fordern und wird von den Reichsfürsten zum deutschen Kaiser gewählt. Ein vom Schicksal verfolgtes, armes, gehetztes Weib, weiß Maria in diesen Tagen nicht, wo sie, die abermals gesegneten Leibes ist, in Ruhe niederkommen könne.

Doch wie groß auch das Unheil sein mag, das sie von allen Seiten her bedroht, größer noch ist der Mut der jungen Frau und stärker als alle feindlichen Bündnisse der Glaube an ihr gutes Recht. Auf dies gute Recht wie auf ein unzerbrechliches Schwert gestützt, wird sie noch in der finstersten Nacht, die jemals ein Land verhüllte, einen Rettungsstern blinken sehen. Mit genialer Eingebung erkennt sie, daß die Ungarn ihr helfen können, helfen müssen, und ihrer machtvollen, klugen Persönlichkeit gelingt es, die anfänglich Widerstrebenden fortzureißen, daß sie Gut und Blut für ihre Königin opfern wollen. So erreicht sie, was unerreichbar schien, was, da es vollendet vor den Augen der Welt dastand, wie eines der Mirakel anzusehen war, die der Sonnenkönig den alten Habsburgern nachrühmte. Denn wenn bei der letzten Entscheidung Schlesien auch verloren blieb, so hat Maria Theresia mit ihren zarten Händen dennoch die große Koalition siegreich abgewehrt. Zerstückeln, aufteilen, wollten sie die Monarchie, — doch neu gefestigt, unzerstörbar hat Maria Theresia sie aus blutiger Schlachtentaufe gehoben. Künftighin sollte es nur noch ein Haus Österreich geben, — doch gewaltiger als alle Standbilder von Künstlerhand ragt das Denkmal, das Maria Theresia sich in schweren Kampfesjahren selbst errichtet hat: die österreichische Monarchie.

Unschwer bringt die siegreiche Maria Theresia auch das alte Vorrecht der Habsburger an ihr Haus zurück, bestimmt die Reichsfürsten, daß sie an Stelle des geschlagenen Bayern den Gatten der Siegerin zum Kaiser wählen. „Vivat Franziscus," rief sie ihm in Frankfurt voll fröhlichen Übermutes zu und hätte doch richtiger „Vivat Maria Theresia!" rufen sollen, denn die Krönung des geliebten Mannes bedeutete zugleich die Krönung ihres eigenen Lebenswerkes, verkündete weithin sichtbar, daß aus der großen Erbtochter eine mächtige Frau geworden war.

❧ ❧ ❧

„Bis zu dem Dresdener Frieden habe herzhaft agiert und alle Kräfte angespannt, wie dann, sofern nicht allezeit gesegneten Leibes gewesen, mich gewiß niemand aufgehalten hätte, selbsten diesem so meineidigem Feinde entgegenzusetzen: Gott aber hat es anders verhänget ... und wie gesehen, daß die Hände zu dem Dresdener Frieden reichen mußten, so habe auch auf einmal meine Gedenkensart geändert und solche allein auf das Innerliche deren Länder gewendet ... Und seit dem Dresdener Frieden war mein einziges Trachten, mich von der Länder Situation und Force zu unterrichten, hiernächst die bei denen selben und in denen Dicasteriis eingeschlichene Abusus, in deren Ansehen alles in den verwirrtesten, übelsten Stande und Konfusion befunden, rechtschaffen zu ergründen und zu erkennen. Diejenigen, die mir hievon conaissance geben sollten, waren dessen nicht cabable oder wollten es nicht tun." Nach mehr als zwei Jahrzehnten, die immer wieder von Kriegslärm durchschallt waren, schrieb Maria Theresia diese Worte. Sie klingen nach Resignation und verkünden dennoch aufstrebendes Leben und Wirken, denn nun, da sich Maria Theresia endlich mit dem Verluste Schlesiens abgefunden hat, wird sie ihre ganze Kraft der großen Friedensarbeit zuwenden, die noch von Kaiser Karls Lebzeiten her auf sie wartet. Der Wirrwarr, den sie bei ihrem Regierungsantritt auf allen Gebieten des staatlichen und inneren Lebens vorgefunden hatte, war unbeschreiblich. Ein desorganisiertes Heer, ein leerer Staatssäckel, für das Volk unerschwingliche Steuern, in der Burg ein Heer vornehmer Schmarotzer, die dem Kaiser ihr Schmarotzertum als beklagenswerte Armut dargestellt hatten, die Justiz bestechlich, die Verwaltung berüchtigt ob ihres Verschleppungssystems, das Unterrichtswesen kläglich, der Aberglauben groß



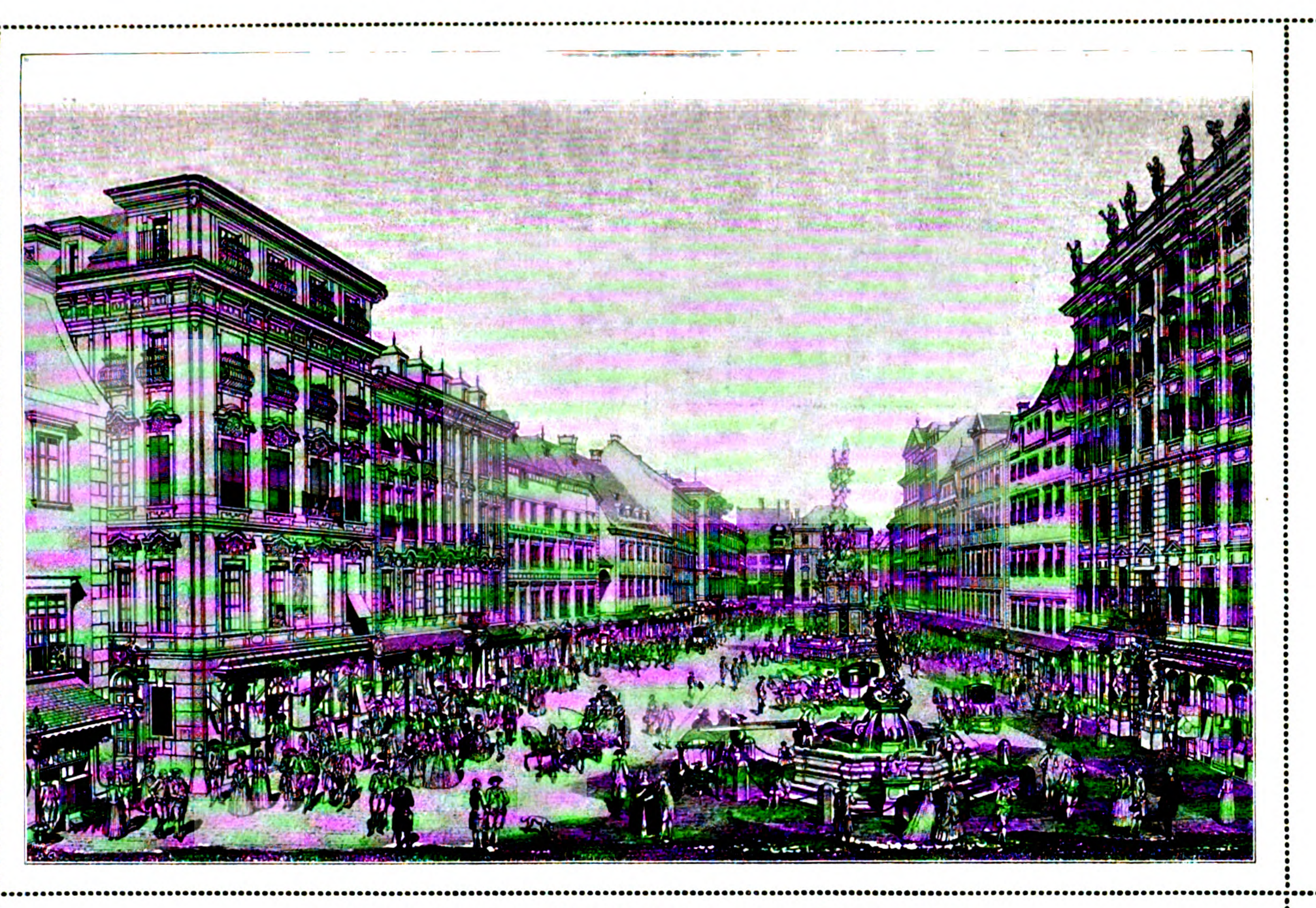
Kaiserin Maria Theresia
Pastellgemälde im Besitz des Erzherzogs Friedrich von Österreich

und eine aufdringliche Frömmigkeit nicht selten der Vorwand zu Müßiggang und Bettel. Hier ist überall Maria Theresias wundervolles Temperament am Platze, und sie erringt Erfolge, die zwar kein sichtbarer Lorbeer krönt, die aber nicht weniger wert sind, als alle Erfolge, die sie auf Schlachtfeldern errang.

Sie hat die Monarchie zuerst äußerlich unvermindert erhalten, und nun wird sie von innen heraus einen Gesundungsprozeß einleiten, daß das Reich aus sich selber heraus niemals zerfallen kann. Sie errichtet ein starkes stehendes Heer, baut in Wien die ersten Kasernen, in Triest den ersten Hafen und gibt dieser Stadt die erste österreichische Seebehörde. Sie schließt Schiffahrtsverträge mit Algier, Tunis und Tripolis ab, verbietet bei Wallfahrten die Kreuzschleppungen und öffentlichen Geißelungen, schränkt die Hexenprozesse ein, schafft die Tortur ab, läßt ein neues Strafgesetzbuch verfassen, will nicht, daß man den Sonntag nur durch Müßiggang heiligt, drückt die Vorrechte des Adels herab, macht den Offizier hoffähig, errichtet weltliche Schulen, eine Ritterakademie und eine Akademie für morgenländische Sprachen, beruft an die völlig versandete Universität Wien bedeutende Mediziner und Juristen und setzt sich mit ganzer Kraft für die Einführung der Impfung ein, die, wie jede Neuerung, in Österreich auf den stärksten Widerstand stieß. Und neben diesem mächtigen Tagewerk bringt sie sechzehn Kinder zur Welt, von denen elf leben, und findet noch Zeit, den einst so feierlich-spanischen Hof ihres Vaters zu einem heiteren Stück Österreich umzuwandeln, das sich zwar nach französischer Mode kleidet und französisch gebärdet, aber doch immerfort österreichisch bleiben muß, weil Maria Theresia selbst ja die echteste Tochter ihres Heimatlandes ist. Neben ihr steht auch der Franzl nicht mit trägen Händen, wenngleich sein Sohn späterhin über ihn das harte Urteil fällen wird, daß er ein von Schmeichlern umgebener Müßiggänger gewesen sei. Nicht umsonst stammte der Franzl mütterlicherseits von den Orleans her; der Tradition dieses geldtüchtigen Hauses entsprechend war er ein glänzender Geschäftsmann, der sich auf Privatspekulationen wohl verstand. Neben einigermaßen fragwürdigen Unternehmungen, wie etwa die Einführung des Lottos, richtete er auf eigene Rechnung Fayencefabriken und Baumwollmanufakturen ein, und seinem Beispiel folgend gewann der alte Adel Österreichs Geschmack an der Industrie, begann zu hämmern, zu spinnen, zu weben und Glas zu blasen. Überall im Lande wird Ordnung, blüht Handel und Industrie, und nach Tagen segensreicher Arbeit schwingt sich das junge Österreich abends in vergnügtem Tanz, singt und geigt und pfeift, daß alle Sauertöpfe der Nachbarländer mit ihren Perücken zu wackeln beginnen, und stürmt ins Theater, um die Singspiele des Herrn Metastasio zu hören, die der Hofkapellmeister Gluck so schön dirigiert. Maria Theresia aber, deren wunderbare Nerven immer noch einen Anreiz vertragen, sitzt wohl am Spieltisch und spielt mit einer Leidenschaftlichkeit, daß ihr, sofern sie verliert, der Humor abhanden kommt, und sie nicht annähernd berechnet, wieviel sie verspielt, obgleich sie sonst, bei aller Prachtliebe, gut rechnen kann und einen wesentlich sparsameren Hofhalt führt, als ihr kaiserlicher Vater getan hatte ... — An der Seite ihres Mannes, umringt von ihren Kindern, herrschend in dem aufstrebenden Lande, dessen Dasein sie gegen alle Feinde verteidigt hat, mochte sie nun wieder aus dankbarem Herzen heraus sprechen: „Mein ist des Reiches Macht und allen Glückes Herrlichkeit.“ Das galt bis zum 18. August 1765. An diesem Tage fiel ihrem Glück die Krone vom Haupte, denn an diesem Tag starb Kaiser Franz I.

Bei Persönlichkeiten, die weithin wirkend im öffentlichen Leben oder gar auf den Höhen der Menschheit stehen, erhebt sich, wenn man ihr Lebenswerk betrachtet, wie selbstverständlich die Frage nach dem persönlichen Glück, nach den persönlichen Empfindungen, die sie gegeben oder empfangen haben. Hübsche Züge und Anekdoten möchten illustrieren, daß die Ehe der Maria Theresia so etwas wie eine Idealehe war, Bilder und Stiche zeigen die Kaiserin umringt von ihrer Kinderschar, als wäre sie eine bürgerlich-gute Mutter, und in dem oder jenem kaiserlichen Lustschloß gibt es auch kleine Kabinette, die ganz mit Handarbeiten der Kaiserin und ihrer Erzherzoginnen angefüllt sind, daß man denken könnte, die hohen Damen wären tagelang in friedlichem, gemütlichem Plausch beisammen gesessen, gleich einem fleißigen Kaffeekränzchen. All diese Zeugen sprechen Wahrheit und auch ein wenig Unwahrheit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Maria Theresia ihren Mann leidenschaftlich geliebt hat, trotz der zahlreichen Untreuen, die sie ihm nachsehen mußte und um die sich das kaiserliche Paar oft buchstäblich krank stritt. Ebensowenig kann daran gezweifelt werden, daß der Kaiser als Ehemann alles Glück fand, das er nur wünschen konnte; ob er sich aber als Mann durch sein Leben immer befriedigt fühlte, mag dahingestellt bleiben. Wohl hatte ihn Maria Theresia zum Mitregenten ernannt und ihm die Kaiserkrone verschafft, aber es ist für einen Mann, selbst für einen weichen und gütigen Mann, nicht leicht, alles aus den Händen der Frau zu empfangen und dieser Frau überall und in allem das erste Wort lassen zu müssen. Er selbst hat ja lächelnd, aber doch mit bitterem Unterton, mehr denn einmal von sich gesagt: „Der Hof — das sind meine Frau und meine Kinder, ich bin nur eine Privatperson!“

Ja, auch die Kinder waren Hof, waren allerpersönlichstes Eigentum ihrer Mutter und des Erzhauses. Das bedeutete, daß ihr Geschick nicht in Frage kam, wenn es sich um die Monarchie handelte, hieß ferner, daß



Der Graben in Wien vom Stock im Eisenplatz aus gesehen. Stich von C. Schütz

es ihre Lebensaufgabe war, durch Heiraten dem Reich Macht, Kraft und Bündnisse zuzuführen. Solange die Kinderschar noch unter der Obhut von Ammen, Kinderfrauen und Erziehern stand, kümmerte sich die Kaiserin um jede kleinste Einzelheit, die in der Kinderstube vorging. Beguckte jeden Grießbrei, schrieb Verordnungen über Knödel oder Nockerln, wollte die Kinder fromm, einfach, ohne jede Verzärtelung erzogen wissen. Wenn aber die Erziehung (oder was dafür galt!) vollendet ist, wenn aus der Kinderstube ein Jüngling oder ein halbwüchsiges Mädchen vor die Mutter hintritt, dann betrachtet die Kaiserin diesen Sprößling nur noch als eine Figur auf ihrem politischen Schachbrett, die sie nach Belieben hierhin und dorthin schiebt, ohne nach dem Herz ihres Kindes zu fragen. So wird Joseph, der nach kurzer Ehe eine heißgeliebte Frau verloren hat, zu einer Versöhnungsehe mit einer bayerischen Prinzeß überredet, zu einer Ehe, die so schlecht ausfällt, daß der Mann sie bald als nicht geschlossen, die junge Frau den Tod als eine Erlösung betrachtet. Leopold, Amalie, Ferdinand werden, ohne daß man sie eigentlich fragt, mit Spanien, Parma und Modena verheiratet, und für den gänzlich entarteten, halbidiotischen König von Sizilien wird die blutjunge, kluge und ehrgeizige Karoline bestimmt, nachdem zwei ihrer Schwestern dem Los dieser Ehe noch als Bräute durch den Tod entgangen waren. Die fünfzehnjährige Antonie aber, dies zarte Kind mit den gefährlichen Anlagen, gibt die Mutter, ohne sich zu besinnen, an den plumpen, dumpfen Dauphin von Frankreich und ist über diese Verbindung so stolz und glücklich, als wüßte sie gewiß, daß Antoniens Lebensweg ein Rosenpfad sein wird. Eine einzige der Töchter — Christine — hat nach ihrem Herzen wählen und die Mutter sogar gegen den Widerstand des Vaters zu Hilfe rufen dürfen; alle übrigen hatten nur die Pflicht, Allianzen zu besiegeln und möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen.



Josef II. Gemälde von A. von Maron

So offenbaren sich denn in der umfangreichen Familienkorrespondenz der Kaiserin die Gegensätze zwischen ihr und den begabten ihrer Kinder immer schärfer; bei keinem freilich so scharf wie zwischen ihr und Joseph, dem Thronfolger, dem Kaiser. Zwischen dieser Mutter und diesem Sohn war kein Verständnis möglich. Nimmermehr konnte sich die kraftvolle Frau, die mit beiden Füßen fest auf der Erde, wohl auch schon ein wenig in der Vergangenheit stand, mit dem Idealisten verstehen, der von Weltbeglückung träumte und wie ein schwärmerischer Schüler zu Friedrich von Preußen aufsah. Und fast ebenso tief klaffte der Riß zwischen ihr und der in Frankreich verheirateten Tochter, deren undeutsches Wesen der Mutter schwere Sorge bereitete, so daß sie nicht aufhörte, Ermahnungen, Warnungen, ja sogar Befehle nach Paris zu schicken, die freilich von der jungen Dauphine nur flüchtig gelesen und nicht befolgt wurden. Die Briefe der Kaiserin an diese Tochter zeigen Maria Theresia nicht nur als eine bis ins tiefste Wesen deutsche Frau, sondern verraten auch ihren Weitblick in allen großen Dingen, der schon ahnungsvoll künftiges Schrecknis erschaute.

Ein alter, abgeleierter Spruch sagt, daß Fürsten keine Freunde haben und keine Freunde sein können. Maria Theresia hat diesen Spruch Lügen gestraft, denn sobald es sich um Freundschaft handelte, erwies sie sich als ein großer erlesener Mensch. Sie war voll wirklicher Dankbarkeit gegen jeden Minister, jeden Feldherrn, jeden Staatsbeamten oder Erzieher, dem sie verschuldet zu sein glaubte, war dankbar nicht nur in Worten oder mit Orden, sondern bewies ihr schönes Gefühl durch persönliche Anteilnahme und hundert Rücksichten, die sie sich dem gegenüber auferlegte, den sie als ihren Gläubiger betrachtete. Sie vergaß weder Guttat noch Unbill, und da sie zu ihrem guten Gedächtnis auch ein gutes Herz besaß, war sie zur Dankbarkeit vorbestimmt. Erinnerung und Dankbarkeit sind es auch, die sich in ihr gegen die Teilung Polens sträuben. Erinnerung an die fürchterliche Zeit, da man der Mon-

archie das gleiche Los bereiten wollte, und Dankbarkeit, daß das Schicksal sie gnädig davor bewahrt hat.

Im Lauf der Jahrzehnte war aus der schönen, jungen Erzherzogin zuerst eine stattliche, dann eine so schwerfällige Frau geworden, daß sie sich auch in der Burg im Rollwagen hin- und herfahren ließ. Mit dem Körper hatte auch ihr Geist seine Beweglichkeit eingebüßt, blickte lieber zurück als voran. Da sie jung war, hatte sie mit kühner Hand von Jung-Österreichs Antlitz den letzten, nächtigen Schatten verscheucht, der sein fröhliches Lachen verkümmern wollte, nun aber, da sie alt geworden war, hätte sie es doch wieder lieber dem Bußgesicht der Großmutter Eleonore ähnlich gesehen. Nun gab es in der Burg endlose Betstunden und überstrenge Fastengebote, selbst für die Anhänger anderer Bekenntnisse. Minister, die wegen Krankheit nicht zur Osterkommunion gehen konnten, mußten der Kaiserin ihre Beichtzettel vorzeigen, zum Zeichen, daß sie sich wenigstens würdig vorbereitet hatten, und zu alledem fiel der Kaiserin auch noch die Groteske der Keuschheitskommission ein. Da war es denn kein Wunder, daß sich weder der Weltbeglücker Joseph noch die ledigen Erzherzoginnen Marianne und Elisabeth in der Burg wohlfühlten, die nun ein wenig dem verödeten Versailles des alt gewordenen Sonnenkönigs glich. Und weil auch die Kaiserin unter der Vereinsamung litt, an der sie freilich selbst Schuld trug, wurde sie grämlich, wie große Herrscher an ihrem Lebensabend häufig werden, schrieb voll Bitterkeit an den ältesten Sohn, daß die Monarchie keine große Macht mehr sei, daß er trachten solle, aus den Trümmern zu retten, was noch zu retten ist, „und die Völker glücklicher zu machen, als sie während meiner unglücklichen Regierung waren".

Am 29. November 1780 ging dann dies große, reichbewegte Leben zu Ende. Nicht leicht war es gewesen und nicht leicht war sein Verscheiden, denn die Kaiserin litt an Wassersucht und mußte einen fürchterlichen Kampf kämpfen, ehe sie sich den letzten Frieden errang. Nur von ihrem Thronfolger und ihrem Leibarzt betreut, wird ihr Sterben kaum weniger einsam sein, als später jenes andere auf der Terrasse von Sanssouci... Sie will es nicht anders, hat selbst die weinenden Erzherzoginnen aus dem Zimmer geschickt und steht nun ihrem letzten Gegner mit der heroischen Fassung gegenüber, die sie auch im Leben jedem Widersacher gezeigt hat. Sagt dem Arzt, daß er, wenn es so weit ist, die Sterbekerze anzünden und der Kaiserin die Augen zudrücken möge, denn „der Kaiser wird nicht die Kraft dazu haben". Mit diesen Worten, die ein wenig Zärtlichkeit und ein wenig Geringschätzung für den Sohn ausdrücken, verläßt Maria Theresia ihres Reiches Macht, um einzugehen zu jeden Erdenglückes letzter Herrlichkeit.



Altersbildnis der Kaiserin Maria Theresia
Stich von Jacob Schmuzer nach einem Gemälde von Du Greux

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Zum Gedächtnis an Hermine Villinger

(† am 2. März 1917 zu Karlsruhe)

Von Karl Hesselbacher



Meine Erinnerungen an Hermine Villinger gehen sehr weit zurück. Weiter, als ich selber lange Zeit gewußt habe. Bis in meine Kindertage. Da saß der Pfarrersbub allabendlich im Schneiderhäuslein, und der alte Schneider hob seine Geige von der Wand und spielte. Die Töne flogen langsam hinaus durch das Rebgitter am Fenster in den schimmernden Abendhimmel, und die Schneidersfrau gab mir ihre köstlichen Schätze, um derentwillen ich gekommen war: einen Stoß Kalender. „Der hinkende Bote" stand drauf, und in den Kalendern lebte und webte eine Wunderwelt, die blühend, lachend und weinend vor mir aufstand, wie von den sachten Geigentönen wachgerufen. Es war die Zeit, in der unter den Mitarbeitern des Lahrer Hinkenden Boten die Bürklin, Anzengruber, Rosegger standen. Und wenn das Büblein auch nicht wußte, bei welchen Großen es als bescheidener Tischgast saß — das merkte es doch, daß es nur Auserwähltes gereicht bekam. Es kam drum Abend für Abend, wenn der gestrenge Herr Papa es von den lateinischen Vokabeln losgelassen hatte, und las die alten, lieben Geschichten. Immer wieder. Denn sie waren immer wieder neu. Eine Zauberwelt voll verborgener Schönheit.

Da war auch eine Geschichte, die mir allemal die Tränen ins Auge brachte. Denn die Tränen saßen bei mir sehr locker. Es war die Geschichte von der „Narren-Rosel". Die krummgebeugte, verwitterte Jüdin, die sich gegen den verfolgenden Kindertroß mit dem großen Regenschirm wehren muß und die ihr Leben lang leidet unter dem Fluch einer Taufe, die sie am Narrentag von Stockach unter dem Gejohle toller Burschen empfangen hat — das war ein Stück aus des Lebens heimlicher Not, wie ich sie ja auch auf dem Dorfe oft genug erlebte, wenn einer der wunderlichen Lumpensammler, der Jekuf oder der Jessel, mit dem Riesensack auf dem Buckel durch unsere Dorfgassen zog. Drum ging die Geschichte von der „Narren-Rosel" mit mir in einer Klarheit, daß ich heute noch beinahe die Buchstaben im Kale der vor mir sehe und die schwarzen Bildlein, die „der Hinkende" dazu gezeichnet hatte.

Das war meine erste Begegnung mit Hermine Villinger. Ich kannte die Dichterin nicht. Ihr Name stand wohl auch nicht unter der Geschichte. Aber ich hatte sie liebgewonnen, viele, viele Jahre, ehe ich unter ihr Dach getreten bin. Und diese Liebe galt gleich dem Herzen der Dichterin: diesem wundervollen Blick der erbarmenden Liebe, der sie zur Dichterin gemacht hat. Diesem Blick, der unter der unscheinbarsten und lächerlichsten Gestalt das heimliche Hoffen, Leiden und Sehnen erkennt und mit stillem Aufleuchten sieht, wie alle Not durch eine wunderbare Kraft der Seele getragen und überwunden wird. Der mächtige Lebensglaube der Dichterin hatte mich berührt, mit seinen breiten Schwingen sich erhebend über die Abgründe des vergänglichen Wesens. — Dann stand sie wieder vor mir in meiner Primanerzeit. Der Vater



Hermine Villinger

Aufnahme aus dem Hofatelier Gebr. Hirsch in Karlsruhe

hauste damals als Pfarrherr in dem lieblichen Schwarzwaldtälchen bei Lahr. Die Tannen und Eichen unserer Wälder umrauschten mich mit ihrer zarten Melodie. Und die wackeren Mannen, die damals noch ihre langschößigen Röcke mit dem weißen Futter und den großen runden Silberknöpfen trugen, hatten mein Herz gewonnen durch ihre Treuherzigkeit und ihre wortlose Festigkeit und ihren starren Ernst. Da las ich im „Daheim" die Geschichte „Der Töpfer von Kandern". Die Gestalt des versonnenen Künstlers, der unverdrossen seinen eigenen Weg geht, ob alles ihn auslacht, bis — sein Tag kommt und ins verschwiegene Schwarzwaldtal eine neue Industrie einzieht, die sein starker Glaube geschaffen hat, war ein Bild dieses alemannischen Volksstammes mit seiner tiefen Innerlichkeit und seiner verhaltenen Glut. Ein Stück Heimatleben, so vollsaftig und kernecht, wie das Eichenholz auf den Bergen. Und doch noch viel mehr: ein Stück des deutschen Idealismus mit seiner bergeversetzenden Stärke, das Welterobernde einer zähen Volksnatur, mitten im Kleinleben eines stillen Dörfleins. Und wieder leuchtete eine Seite dieser Schriftstellerin vor mir auf: ihre Kunst, im allerkleinsten Kreise das Ewige zu ahnen, die Größe, die nur den Scharfsichtigen sich offenbart. Der Gang abseits von der großen Heerstraße in die Hütten, in denen die Wunder der Seele sich offenbaren.

Das Wort Heimatkunst war damals noch nicht geprägt. Aber mitten in der Zeit des Realismus und Naturalismus strahlte diese Wirklichkeitskunst mit ihrem tapferen „Ja" wie ein Gottesgeschenk. In jenen Tagen war es mein größter Wunsch, die Dichterin von Aug' zu Aug' kennen zu lernen, die so froh und zukunftsstark im Leben stand.

Und doch gingen mehr als zwei Jahrzehnte dahin, ehe ich einmal in das sonnige Stübchen eintrat in der Jahnstraße zu Karlsruhe, zu dessen Fenstern soviel Licht einströmte und aus dessen einfachem Raum soviel Licht hinausfloß in die Welt. Ich hatte über ihren Roman „Die Rebächle" eine Besprechung geschrieben. Da ließ sie mir sagen, sie möchte mich gern kennen lernen, und nun saß ich auf einem einfachen Lehnstuhl neben einem schmalen Schreibtisch, und von den Wänden lugten allerlei Familienbilder auf den Besucher herab. Alles war so sauber und wohlbestellt. Ein appetitliches Altjungfernstübchen! Und Hermine Villinger selbst, hochgewachsen, mit der sorgfältigen Frisur, von der kein Löckchen falsch liegen durfte, in der feinen Grandezza der Dame der großen Welt! Aber das war nur ein Augenblick lang. Dann fingen die Augen an zu leuchten. Was das ein warmer Schein war! Mir fiel das Wort Hebels ein:

„Und us der Heimet kummt der Schi —
's mueß lieblig in der Heimet si!"

Aus der Heimat eines treuen Gemütes kam dieser warme Schein, es mußte ein liebliches Tal sein, dies Herz, aus dem solch ein Leuchten fiel. Dann fing sie an zu sprechen. Im Karlsruher Dialekt. Behaglich und fröhlich. So wie sie schrieb, so redete sie. Da war alles urechteste Natur. Und je länger ich neben ihr saß, um so mehr verschwand die Dame, um so mehr wuchs das köstlichste Naturkind vor mir in die Höhe. Wie sie plaudern konnte! Jedes Gräslein am Wege fing an lebendig zu werden, und die Menschen, die sie schilderte, standen in ihrer frischen Lebenskraft, alle behaftet mit dem kleinen komischen Beigeschmäcklein, der ihnen zu eigen ist. Das war „die Villinger". Gerade noch so ungeschminkt und lebfrisch wie das „Herminele", von dem ihre Kindheitsfreunde zu erzählen wissen. Das im elterlichen Hause als ein rechter Wildfang sprang; die Mutter seufzte: „An dir ist ein Bub verloren gegangen," wenn das Mädel mit einer zerfetzten Schultasche heimkam, weil sie sich ein ganzes Rudel von Buben damit vom Leibe gehalten hatte. Das Herminele, das einen Affen im Stadtgarten vor lauter Liebe gestreichelt hat, bis er ihr alle Veilchen vom Hute gerissen hatte. Und das Herminele, das einmal alle ihre Schulfreundinnen zu sich einlud und sie mit Äpfeln beschenkte, so daß die Mutter am Abend zu ihrem Entsetzen den ganzen Äpfelvorrat, der für den Winter eingelegt war, verschwunden sah. Der Vater Kriegsgerichtsrat aber lachte behaglich über alle Streiche seiner Wildkatze und wußte, daß ein goldenes Herz unter all der Urwüchsigkeit schlug. Und beides ist ihr geblieben bis zum letzten Hauch: die Urwüchsigkeit und das goldene Herz. Sie ist ihr Lebtag im schönsten Sinne des Wortes ein großes Kind geblieben, das durch das Leben ging mit der wundervollen Harmlosigkeit einer klaren und reinen Kindernatur. Sie hat zum Leben nie kritisch gestanden. Irgendwelche Jammerseligkeit lag ihr weltenfern. Sie nahm, was kam, und was kam, war — gut! Überall sah sie die hellen Seiten. Es war ihr unbedingter Lebensglaube, daß in allen Schicksalgängen ein verborgener Segen fließen müsse. Und sie hatte die Zauberkraft, die verborgenen Segensquellen fließen zu sehen, auch wenn sie ganz in der tiefsten Tiefe rauschten.

Darum war ihr auch die „Klosterzeit" eine so wunderliebliche Erinnerung. Gleich beim ersten Begegnen hat sie mir davon erzählt. „Was ich in meinem Klostertagebuch erzählt habe, ist lautere Wahrheit! Noch jetzt ist mir's sonnigstes Sonnenland, was ich dort durchlebt habe." Sie empfand diese Zeit der Erziehung im Kloster zu Offenburg nicht, wie sonst lebhafte Mädchen, als eine Zeit schwer ertragener Enge oder mißliebigen Zwangs, sondern sie sah eine friedvolle, heilige Stille sie umschweben, in der sie sich von lauter guten Armen getragen fühlte. Ein neckisches Volkslied scheint ihre Schilderung zu sein, die von dem naiven Schulmädel plaudert, das seine ureigentümliche Frische in Einklang zu bringen sucht mit

dem gehaltenen Ernst und der züchtigen Innerlichkeit der Klosterfrauen und doch bei jedem Schritt über ihre eigenen Füße stolpert. Ein Wildfang zum Küssen! „Werden Sie nie vernünftig, Sie großes Kind?“ fragte mère Ignace — ja, ‚vernünftig‘ ist sie nie im Leben geworden. Denn sie hat nie gelernt, der breiten Heerstraße zu folgen, auf der die vielen gehen. Sondern sie ist immer — sie selbst geblieben.

Ihr Buch „Simplicitas“ schildert ihre Entwicklung nach der Klosterzeit. Es war eine von der bisherigen völlig verschiedene Welt. Das Theater, die Tanzstunde, das breite öffentliche Leben — und vor allem, was sie nie in ihrem Leben mochte, die Mode, das Schwätzen, die Fadheit und die Fadengeradheit. Und doch — wie elastisch hat das junge Mädchen sich in diese Welt hineinzufinden vermocht! Mit derselben Sicherheit, mit der sie im Kloster alles das für sich herausnahm, was sie innerlich reich machen konnte, wandte sie sich in dem brausenden Lebensstrom allem zu, was ihr innerlich gleichartig war. Wo sie echtes, aus der Tiefe quellendes Leben fand, drang ihre Seele mit einem glücklichen Finden ein. Und mit einer rücksichtslosen Wahrheitsliebe, die sie immer ausgezeichnet hatte, wußte sie sich zu bewahren vor allem Komödienspiel. Eine Schwärmerei für die Theaterlaufbahn war in demselben Augenblick überstanden, in dem der berühmte Devrient ihr sagte: „Sie können eine Schauspielerin werden, wie es viele gibt!“ Dagegen wendete sie sich mit aller Entschlossenheit der Schriftstellerei zu, obwohl es da Hindernisse genug gab. Die Familie sah in einer „schreibenden Frau“ etwas wie eine Zigeunerin. Nur der Vater stand ihr bei. Seine eigene Schwester Anna war ein „gelehrtes Frauenzimmer“ gewesen. Er wußte, was eine gescheite Frau zu leisten vermag. Die Mutter zuckte die Achseln: „Dein Geschreibsel taugt nichts! Da sieh die Marlitt an: das ist doch etwas anderes.“ Aber sie schrieb — sie sandte ihre Sachen an die verschiedensten Zeitschriften. Sie kamen zurück. Bis einmal wieder der gelbe Postwagen vor dem Hause hielt. „Ich knirschte schon in mich hinein, ‚aha, da kommt er wieder, der verfluchte Kerl, und bringt mir meinen Onkel Sigmund wieder,‘ eine Novelle, die ich in ‚Über Land und Meer‘ geschickt hatte. Wer aber nicht kommt, ist der Onkel Sigmund, sondern ’s Honorar dafür: 300 Mark!“ Das imponierte sogar der kritischen Frau Mama, und die Schriftstellerin hatte ihre erste Anerkennung!

Durch eine Begegnung im Lazarett — es war im Kriegsjahr 1870/71 — wo Hermine Villinger ihre kleinen Geschichten vorlas, lernte sie die Schriftstellerin Anna Ettlinger kennen, die ihr prächtiges ursprüngliches Talent sofort erkannte und in ihren Literaturstunden die junge Dichterin weiterbildete. Hatte sie bisher vor Lessing und Goethe drei Kreuze geschlagen als vor schrecklichen Freigeistern, die ein frommes Menschenkind nicht einmal kennen lernen dürfe, so erschloß sich ihr die ganze große, weite Himmelswelt der deutschen klassischen Dichtung. Nicht als ob sie unmittelbar dadurch in ihrer Schriftstellerei beeinflußt worden wäre — sie war und blieb die Wiesenblüte, die auf den frischen Schwarzwaldmatten steht und ihre eigene Farbe und ihren eigenen Duft hat! Sie konnte sich nirgends einbequemen und nirgends anlehnen. Sie mußte reden, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Aber diese Zeit des Umgangs mit Anna Ettlinger, der sie ein ganzes, langes Leben lang innig befreundet geblieben ist, gab ihrem ganzen Wesen die wundervolle Weite und die volle Freiheit ihres inneren Lebens, die aus ihren Erzählungen herausleuchtet. Die Enge des klösterlichen Lebens verschwand. Sie wurde weltoffen und weltfreudig. „Eine Heilige nehm’ ich mir vor zu werden, eine vollkommene Heilige,“ hatte sie im Kloster gesagt. Sie belächelte das jetzt nicht. Sie hat es überhaupt nie belächelt, sondern sich dessen ihr ganzes Leben lang gefreut. Aber dafür hielt sie es jetzt mit einem anderen Wort aus der Klosterzeit: „Der liebe Gott, der die Welt erschaffen hat, hat doch gewiß nichts dagegen, wenn man sich über all das Schöne freut!“

So gab es in ihrem Leben keinen Bruch. Sie empfand das Neue, das sie erlebte, nicht im Gegensatz zum Alten, sondern einfach als eine weitere Stufe auf der goldenen Treppe des Lebens, die sie emporstieg. Sie erlebte nie so etwas wie einen Knick oder eine Narbe. Von allen großen Weltanschauungsfragen blieb sie fern. Welträtsel wollte sie keine lösen. Nach ihrer Dogmatik durfte man sie nicht fragen. Sie hätte darüber gelächelt mit ihrem ganzen hellen, frohen Lachen. „Das weiß der liebe Gott, wie er mit seiner Welt zurechtkommen muß!“ Sie dachte immer in Bildern: man mochte reden, wovon man wollte, sie sprach ihre Gedanken in einer Geschichte aus. „Da habe ich einmal einen Menschen getroffen . . .“ dann wußte man schon, was kommt. Die Buntheit des Lebens, alle die vielen wunderlichen Kostgänger an des Herrgotts Tisch, waren ihr viel interessanter als alle die gelehrten Fragen und Plagen, mit denen sich die gescheiten Leute den Kopf zerbrechen. Und doch hatte einer ihrer frühesten Freunde recht, der ihr einmal sagte: „Hermine, du bist viel gescheiter, als du aussiehst und als du selber glaubst!“ Ihre Gescheitheit lag eben in dem begnadeten Auge, das überall, wohin es blickte, Wunder, Geheimnis und Größe schaute. Sie hatte jenen magischen Blick des Kindes, das sogar im Sande die Fußspur Gottes sieht. Und darum war ihr eine herzinnige Liebe zu allem, was da kreucht und fleugt, zu eigen. Eine Liebe zu den Menschen, die etwas ganz Rührendes an sich hatte. So wie sie als junges Mädchen einmal an dem Karussell stand und das größte Vergnügen

daran hatte, ein armes Büblein ein dutzendmal fahren zu lassen, so stieg sie am liebsten in die Hütten der ganz Kleinen und von der Welt kaum Gesehenen, um sie mit der ganzen Freude einer Heilandsnatur zu umfangen und den lichten Kern ihres Wesens mit ergriffener Andacht zu betrachten.

Es ist kein Wunder, daß sie unter den vielen Reisen, die sie gemacht hatte, wenig von Italien erzählte, sondern am liebsten auf ihren Feldberg stieg oder an irgendeinem bayrischen Seeufer in einem Dörflein saß. Das war ihre Welt. Denn da lebten die Menschen der ungebrochenen Natürlichkeit. Da ließ man, wie sie selber, den Baum in seiner Rinde wachsen. Da glättete keiner am andern herum. Kritik war unbekannt. Da wurde jeder „selber aaner". Und so sind sie nacheinander an ihr vorübergegangen: die armen Leute im „Wonnetal", die alte Marie, die dem leichtsinnigen Besen-Jean bis übers Grab hinaus die Treue hält, die Hökerin am Apfelstand, in deren brummiges, menschenscheues Dasein durch das Gassenbüblein aus dem „Dörfle" ein wunderliebliches Lichtlein fällt, die beiden Hirten auf der flimmernden Schwarzwaldhöhe, die Kastor und Pollux ins Alemannische übertragen. Das Kleinleben der Heidelberger in ihrem „Binchen Bimber" mit ihrem harmlosen Großtun und ihrer schwellenden Wortfülle, ihrer Gutmütigkeit, die sich so gern mit einer frischen Derbheit umkleidet, und vor allem und überall die immer wieder herzigköstlichen Kinderfiguren: Schwarzkirschen, die im blauesten Sommerhimmel in dunkler Pracht leuchten!

Darin liegt der Grund ihrer Lebensfreundschaft mit Marie von Ebner-Eschenbach, mit der sie ein halbes Leben lang beinahe Tag um Tag Briefe wechselte und der sie in diesen Blättern ein Denkmal gesetzt hat: es war die Ehrfurcht vor der Individualität, das demütige Sichneigen vor dem Heiligen in der Menschenbrust. Der tiefste Grund einer wahrhaft sozial gesinnten Natur. Am liebsten weilt sie bei den Kindern und den alten Weiblein, weil die einen die Welt noch nicht kennen und die anderen sie niemals haben kennen lernen wollen, die aber darum ihr reines Fühlen, ihre wahrhaftige Freude am Leben, als ihr höchstes Glück, unbewußt aus sich herausstrahlen.

Das gab ihr den tiefen Humor, der nicht bloß wie ein fröhliches Sonnenlicht über ihre Arbeit strahlt, sondern als eine wahrhaft wuchtige Kraft durch alles hindurchgeht. Sie kannte Lebensnot, Lebensleid, Lebensirrtum und zerbrochene Leben. Die Feuerschlünde menschlicher Leidenschaft rauchen da, wo sie den Trotz des unversöhnlichen Vaters zeichnet, der vor der ungeliebten Schwiegertochter ins Armenhaus flieht, oder wie sie die zynische Verlumptheit des alten Zuchthäuslers schildert — aber ihr Humor ist die linde Hand, die über alle Wunden der Erde lindernd streicht und in Versöhnung ausklingen sieht, was im Vergänglichen zerrissen, auseinandergetrieben und zerstört erscheint. „Und alles, und alles ward wieder gut," das ist die Melodie, die durch die vielen Windungen der harten Lebensschicksale klingt. Darum sind ihre Erzählungen nicht bloß flüchtige Unterhaltungsarbeit für eine Mußestunde, sondern sie sind Glaubensbekenntnisse, die aus einer großen Seele hervorbrechen und jeden innerlich stärken, der an ihrer Hand den Weg zu gehen wagt. Sie ist ein Laienprediger von einer zwingenden Macht. Ihr ist nun einmal das Leben nicht bloß Leiden, sondern etwas viel Größeres: Überwindung der Erdenschwere durch die Himmelsmacht einer Liebe, die alles duldet, trägt und hofft. Eine anima naturaliter christiana gab ihr die Kunst, die zerbrochenen Gemüter aufzurichten. Am ergreifendsten ist ihr das gelungen in dem Roman „Die Rebächle", in der sie die Lebensgänge der Enkelkinder der berühmten Karlsruher Schauspielerin Haizinger gezeichnet hat. Es ist ein einziger Triumphgesang der Seelenkraft, die unter den widrigsten Schicksalen sich aufrecht und ein Ganzes aus einem zertrümmerten Leben zu machen versteht.

Es ist nicht von ungefähr, daß ihre feinsten Gestalten aus der Biedermeierzeit stammen. Noch ihr letzter Roman, dessen Erscheinen sie schon auf dem letzten Lager traf, „Tante Anna" zeigt seine schönste Blüte in der Schilderung des Freiburg der beginnenden vierziger Jahre. Da, in der Welt des schlichten Bürgerfamilienlebens, mit seiner Festigkeit, seiner Kunst, bei kleinen Mitteln ein stilles Behagen um sich zu verbreiten, lebt die ganze Herzlichkeit des Gemütes unserer Villinger. Sie schrieb nie für den Tag und aus dem Tag heraus. Sondern sie liebte ihre heimlich stille Welt, in der die guten Geister ihre segnenden Hände heben. Es ist die Welt der abgelegenen Täler, in die man geht, wenn „die Welt uns kränkt und schlägt", und in der der Odem der ewigen Berge weht. „Der Herr Stadtrat" in seinem Haus am Markte, wo die Brunnen rauschen und man noch Zeit zu einem Schwätzlein hat, ist der Vertreter dieser stillen Welt, in der doch die größte Kraft sich entfaltet und in der die Männer geboren werden, die in harten Tagen ein Volk oben halten. So haben diese Gestalten etwas im besten Sinn Altfränkisches. Denn das, was man so nennt, ist in Wahrheit die ewige deutsche Kraft; die Kraft eines Geistes, der im Überzeitlichen wurzelt und darum von keinem Zeitgeist verschlungen werden kann.

Und so war der Dichterin ein Enthusiasmus eigen, der sie nicht verließ bis zuletzt. In einer beinahe unglaublichen Frische und Lebhaftigkeit ergriff sie überall die Spuren reiner Menschlichkeit und neigte ihnen zu mit Feuer und Freude. Und in einer ebenso ungebeugten Stärke blickte sie hinein in die Stuben ihrer Freunde, wo irgendein wundes Flecklein war, um dann mit ihrem frohen Lebensglauben zu trösten. Sie war eine mit-

teilsame Natur — und doch eine, die ihre eigenen Pfade ging. So wenig wie sie einen anderen für sich völlig in Anspruch nahm, so wenig wollte sie von Freunden sich einspinnen lassen. Ihre Unabhängigkeit liebte sie über alles. Darum hat sie mit dem einzigen Bruder, den sie hatte und den sie mit aller Innigkeit ihrer liebevollen Seele liebte, nicht in einem Haushalt leben wollen. Sie mußte ellenbogenfrei bleiben.

Ihr Lebenslauf war die Pflicht. Sie war eine stramme Arbeiterin. Der Tag war fest umgrenzt. Man durfte nicht zu ihr kommen, wenn sie am Arbeitstisch saß, da wäre sie sehr ungemütlich geworden. Aber dann, wenn ein Feierstündlein schlug, war sie die reizendste Wirtin, die man sich denken kann. Ihre Teestündlein, bei denen sie immer eine Anzahl ihrer Liebsten um sich sah, waren die Verkörperung der vielgepriesenen deutschen Gemütlichkeit. Da konnte sie plaudern und lachen wie ein Kind, und wenn sie zu erzählen anhub und die Augen ihren schalkhaften Glanz erhielten, gingen lichte Gestalten durch das einfache Stübchen. Da ging ihr Auge manchmal durch alle Spannen ihres Lebens hinüber, und alles „war groß und schön“. Die Sonne Gottes leuchtete ihr dann wie am ersten Tag.

Ihr Wesen war die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit selbst. Sie hat nie etwas von Dichterübermut an sich gehabt, und die anderen, die ihre eigene Pfade gingen, ließ sie ebenso ungeschoren, wie sie selber sich ihre Kreise nicht stören ließ. Aber von einer unendlichen Dankbarkeit für jedes gute Wörtlein konnte sie sein. Als ihr Anna Ettlinger ein kleines Aufsätzchen von mir über ihre „Tante Anna“ schickte, schrieb sie mit zitternder Hand aus dem Krankenhaus: „Sie haben mir unendlich wohl getan!“ Und bei meinem letzten Besuch sagte sie mir: „Das nehme ich mit in die Ewigkeit!“

Seit ihr Bruder ihr durch den Tod genommen war, lag ein Schatten über ihrer Seele. Nicht als ob sie geklagt hätte! Dazu war sie innerlich viel zu stark. Aber es war ein Riß, der sich nicht schließen konnte. Eine Einsamkeit war über sie gefallen. Es war, als ob sie die Dämmerung hereinbrechen sähe.

Dann kam das letzte. Ihr geliebter Feldberg gab ihr nicht die Frische, die sie sonst dort gefunden hatte. Und so siedelte sie nach dem Krankenhaus über. Ihre letzten Wochen waren ein sachtes Einschlafen. So wie die Blüte sich langsam schließt, wenn der Tag vorüber ist. Aber bis zuletzt behielt sie die wundervolle Liebe zum Leben. „Ich lebe so gerne,“ sagte sie mir noch eine Woche vor ihrem Tod. Als schon des Todes Fittiche sie umschwebten, suchte ihr Auge die Gefilde, auf denen sie den Pflug mit tapferer Hand zu ziehen gedachte. Und doch war es kein Sichklammern ans Leben. Sie war ganz still geworden. Die Bilder aus dem Klosterleben mit ihrem sonnigen Frieden wachten auf und zogen in stiller Schönheit an ihr vorüber. Und dann konnte sie wieder sagen: „Ich fühle so — ich möchte sagen protestantisch. Denn ich fühle mich immer in der Nähe Gottes.“

So schlief sie ein, ohne Schmerzen. Licht war ihr Leben, war ihr Scheiden.

Als ich ihr die Gedenkrede hielt auf dem Friedhofe zu Karlsruhe, schloß ich mit dem Gedichte, das Schubert uns vertont hat und das ich für die schönste Lebensmelodie ihres gesegneten Lebens halte:

O, wie schön ist deine Welt,
Vater, wenn sie golden strahlet!
Wenn dein Glanz herniederfällt
Und den Staub mit Schimmer malet!
Wenn das Rot, das in der Wolke blinkt,
In mein stilles Fenster sinkt!

Könnt' ich klagen, könnt' ich zagen?
Irre sein an dir und mir?
Nein, ich will im Busen tragen
Deinen Himmel schon allhier!
Und dies Herz, eh' es zusammenbricht,
Trinkt noch Glut und schlürft noch Licht!

[illegible handwriting]

Widmung der Dichterin in das „Jubiläums-Stammbuch“ der „Monatshefte“ beim Beginn des 25. Jahrgangs



Sterbender Krieger. Radierung von Hubert Wilm.

Die Kugel fragt nicht ...

Die Kugel, Bruder, die ist blind.
Die fragt nicht: »Hat der Frau und Kind?«
Nicht: »Weint ein Mägdlein sich zu Haus
Nach ihrem Schatz die Augen aus?«

Die Kugel hat ein Herz von Blei,
Was schert sie sich um Schmerz und Schrei!
Sie kümmert nichts. Ob arm, ob reich,
Ob alt, ob jung, ihr ist es gleich.

Hörst du sie pfeifen? Schlag auf Schlag!
Bist du's? Bin ich's? Komm's, wie es mag!
Die Kugel, Bruder, pfeift geschwind,
Die fragt nicht: »Hat der Frau und Kind ...«

Emil Herold



Vlaanderns Erlösung



Von Fritz Bley



Wenn nicht alle Zeichen trügen, greift die Geschichte an den Küsten der Nordsee und des Kanales auf frühere Staatsformen und Herrschaftszustände zurück.

Kales und Boonen, die lange genug Calais und Boulogne geheißen haben und bei England unfroh stimmende Erinnerungen an erlittene Niederlage durch den Herzog von Guise (1558) und Bedrohung mit Einfall durch Napoleon (1804—1805) wecken, werden voraussichtlich das in diesem Kriege ohnehin schon um zahlreiche Neuerwerbungen erweiterte Netz der britischen Stützpunkte um zwei neue vermehren. Der Ankauf großer Liegenschaften im Departement Pas de Calais durch vorgeschobene Mittler der englischen Regierung überrascht keinen Unbefangenen. Als Kopf des geplanten Tunnels wird die zum Schrecken aller klarblickenden Franzosen außerordentlich stark ausgebaute Festung Calais unter dem Union Jack den Abschluß des jahrhundertelangen Kampfes um diesen Platz zugunsten Englands veranschaulichen.

Vlaandern aber, das in seinem ursprünglichen Teile, der alten Markgrafschaft*), als französisches Lehen außerhalb des Reichsgebietes und doch so sehr ein Hüter niederdeutschen Wesens geblieben war, daß es unter Baldwin dem Bärtigen sein Machtgebiet auf Arras und Kales ausdehnen konnte, um dann unter Baldwin V., dem Eroberer der alten Merowingerhauptstadt Doornik, mit weiten in einem „Reichsvlaandern" zusammengefaßten Gebieten zu blühen: dies Vlaandern wird nun, soweit die deutsche Besetzung reicht, als eine neue freie Mark des Reiches ungehindert sein Eigenleben führen können, ohne von hochdeutscher Art bedrückt zu sein und ohne den festgeschlossenen Volksstaat des Deutschen Reiches mit neuen innerpolitischen Schwierigkeiten zu belasten. „Vlaanderen vrij — in Vlaanderen vlaamsch!"

Am 4. Februar hat in Brüssel eine Versammlung aktiver Vlamen getagt und einen Rat für Vlaandern gewählt, der eine Abordnung nach Berlin gesandt hat, die am 3. März vom Reichskanzler empfangen wurde. Dieser hat namens des Kaisers den vlämischen Führern eine Eröffnung gemacht, aus der folgende Sätze von besonderer geschichtlicher Bedeutung sind:

„Daß die vorbereitenden Maßnahmen darauf hinzielen, dem vlämischen Volke die ihm bisher versagte Möglichkeit einer freien, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung zu geben und damit den Grundstein zu legen für diejenige Selbständigkeit, die es zu erringen hofft, aber aus eigener Kraft kaum wird erringen können."

Und ferner der Schlußsatz:

„Das Deutsche Reich wird bei den Friedensverhandlungen und über den Frieden hinaus alles tun, was dazu dienen kann, die freie Entwicklung des vlämischen Stammes zu fördern und sicherzustellen."

Während diese Sätze für die staatliche Stellung des zukünftigen Vlaanderns von entscheidender Bedeutung sind, bringt ein Mittelsatz in der Verheißung des Reichskanzlers den Vlamen die Erfüllung ihrer zunächst ihnen am Herzen liegenden völkischen Wünsche in der Zusicherung,

„daß diese Politik, die, wie Sie selbst an-

---

*) Gerade an den Namen der alten Grafschaft knüpft die höchst bedauerlicherweise nun auch amtlich eingeführte Schreibweise „Flandern" an, die jetzt auch für das ganze von Vlamen bewohnte Gebiet gelten soll, während für die Schreibweise des Volksnamens „Vlame" das V beibehalten bleibt. Es handelt sich hierbei nicht um bloße Fragen der Rechtschreibung. Das F an Stelle des V stammt aus dem Französischen und ist den Vlamen von jeher als Zeichen des Französlingtums zuwider gewesen. Hoffmann von Fallersleben hat sehr genau gewußt, warum er die niederdeutsche Schreibweise „vlämisch" und „Vlandern" durchführte, und der Dichter des „Deutschland, Deutschland über alles" sollte doch wirklich auch den heutigen Bürokraten über alles gehen! Wenn wir Neueren seit Klaus Groth für das gedehnte a auch den schriftmäßigen Ausdruck fordern und Vlaandern schreiben, so geschieht das, weil die Aussprache des Landesnamens mit langem Vokallaute auch im niederdeutschen Reichsgebiete überwiegt. Dagegen ist es durch nichts gerechtfertigt, die ohne Umlaut gebliebene Form des Eigenschaftswortes vlaamsch als „vlamisch" für das Hochdeutsch zu übernehmen. So gut wir sächsisch für Eigenschaften des Sachsen, schwäbisch für die des Schwaben sagen, muß alles den Vlamen eignende vlämisch sein. Aus dem gleichen Grunde war das im Mittelalter viel gebrauchte Wort „Vläming" der hochdeutsch richtige Ausdruck für das niederdeutsche Wort Vlaming. Grundfalsch aber nach hochdeutschem wie nach niederdeutschem Sprachgesetze ist die Mißbildung Vläme anstatt Vlame. Den Ausdruck „vlandrisch" an Stelle von „vlämisch" sollte man überhaupt nicht mehr gebrauchen. Denn längst entspricht dies vom Landesnamen der Grafschaft abgeleitete Wort nicht mehr der gewaltigen Bedeutung, die der vlämischen Bewegung für alle von Vlamen bewohnten Gaue Südniederlands zukommt. Unser Volk würde sich selbst ehren, wenn es den in der hier geschilderten Sachlage zum Ausdrucke kommenden Zusammenhängen endlich Rechnung trüge. F. B.

führten, mit den Grundsätzen des internationalen Rechtes im Einklang steht, mit allem Nachdruck fortgesetzt wird und noch während der Okkupation mit dem Ziele der völligen Verwaltungstrennung durchgeführt werden muß, wie sie in beiden Teilen Belgiens schon seit langem gefordert wird. Die Sprachengrenze muß sobald wie möglich zur Grenzscheide zweier unter dem Befehl des Herrn Generalgouverneurs geeinter, aber sonst getrennter Verwaltungsgebiete werden."

In einigen, leider im Auslande und insbesondere auch in den germanischen Ländern, noch immer vielgelesenen reichsdeutschen Blättern ist die Behauptung aufgestellt, daß dieser Frage der Verwaltungstrennung von Vlaandern und Walenland keinerlei grundsätzliche Bedeutung innewohne und daß sie dem endgültigen staatlichen Schicksale beider Landesteile des vormaligen Königreiches Belgien in keiner Weise vorgreife. Die Hinfälligkeit dieser dem deutschen Ansehn schädlichen Darstellung liegt auf der Hand. Die deutsche Politik würde um den letzten Rest ihres Ansehns kommen, wenn der geringste Zweifel an dem vollen Ernste der vom Reichskanzler dem Rate von Vlaandern gegebenen Zusicherung bliebe. Schon aber ist ein Teil der Vlamen durch jene heiseren Stimmen wieder zaghaft geworden; denn ihnen ist im Laufe ihrer beklagenswerten Geschichte klar geworden, daß jede Wiederherstellung eines „belgischen" Staates, gleichviel unter welchem Herrscher oder in welcher Staatsform, ein Todfeind ebenso des Vlamentumes als des Deutschen Reiches sein und bleiben müßte. Mit Entschiedenheit hat schon vor Jahr und Tag der wackere Domela Nieuwenhuis gefordert: „verdwijnen moet de naam en staat van Belgie!" Und schon im Sommer vorigen Jahres habe ich einen Aufsatz aus jungvlämischer Feder veröffentlicht, in dem darauf hingewiesen wurde, daß

> dank der belgischen, d. h. frankreichfreundlichen, Beamtenwelt, mit der die deutsche Verwaltung in Belgien arbeitet, eine peinliche Enttäuschung unter den Vlamen bestehen bleibt mit zwei schicksalsschweren Wirkungen:
>
> erstens auf politischem Gebiete, daß die Vlamen, die sich infolge des guten Eindruckes der deutschen Verwaltungsmaßnahmen mit dem Gedanken einer deutschen Regierung gern abfinden möchten, den Mut verlieren und
>
> zweitens auf wirtschaftlichem Gebiete, daß infolge dieser Unberechenbarkeit viele Vlaminganten ihre Zukunft und die ihrer Verwandten vernichtet oder mindestens gefährdet sehen. Und wie sollten die Vlamen darüber noch länger anders denken können, da sie feststellen müssen, daß Herrn Greys höhnende Worte noch jetzt ohne Zurückweisung geblieben sind.
>
> So von zwei Seiten unter Feuer genommen, links durch die Franschgesinnten verfolgt, rechts ohne Entgegenkommen von deutscher Seite geblieben, werden bald die Vlamen nicht mehr wissen, wohin sich zu wenden.
>
> „Duizende Vlamingen hebben zich opgeofferd voor hun vaderland Vlaanderen door zich openlijk op vlaamsch gezind gebied te hebben durven uitspreken in deze benarde tijden.
>
> Wanner zullen de talrijken met vrouw en kinderen mogen gelooven, dat hunne offers niet tevergeefs zullen zijn gebracht!
>
> Nu is het oogenblik gekomen, om op die erste stap van wege de Vlamingen, een toenaderende stap van wege de Duitschers te zien gebeuren."

Die Reichsregierung hat sich nur zögernd zu diesem gewünschten Entgegenkommen und zu dem Entschlusse hingetastet, der in der Verkündung der Freiheit Vlaanderns an den Rat von Vlaandern nun zum Ausdrucke kommt. Die Gründe dieses Zögerns liegen zu klar vor der Geschichte, als daß sie heute und in diesem Zusammenhange dargelegt zu werden brauchten; ganz Deutschland und ganz Vlaandern dürfen heute einig sein in dem Danke an den Kaiser, daß er in hochherziger Entschließung nun durch den Reichskanzler das erlösende Wort hat sprechen lassen. Eben darum aber soll an diesem Worte nicht gedeutelt und gerüttelt werden! Es liegt sicher auch gar kein Grund zur Besorgnis vor. Denn im Gegensatze zu jenen aufdringlichen Blättern, die nicht von dem Traume einer völligen Räumung aller durch unser Schwert erworbenen Gebiete lassen können und mögen, ist bereits in einer halbamtlichen Kundgebung zugleich mit dem Berichte über den Empfang des Rates für Vlaandern beim Reichskanzler dargelegt, daß die deutsche Regierung nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern eine völlige Trennung der vlämischen und walischen Verwaltung baldmöglichst durchführen werde. Und dem entsprechend ist inzwischen eine Verordnung erlassen, nach der die gesamte Zivilverwaltung national getrennt wird, so daß Vlaandern und Walenland noch während des Krieges völlig gesonderte Verwaltungsgebiete unter der gemeinschaftlichen militärischen Spitze werden. Der Sitz der Zivilverwaltung für Vlaandern wird Brüssel bleiben, während die Zivilverwaltung für Walenland ihren Sitz in Namen (Namur) erhält. Die politische Abteilung beim Generalgouvernement wird nur gewisse allgemeine Angelegenheiten in der Hand behalten.

Es hieß ferner in jener halbamtlichen Veröffentlichung, daß diese besondere Aufmerksamkeit sich naturgemäß der Äußerung des Reichskanzlers zuwende, Deutschland werde nicht nur beim Friedensschluß, sondern auch über den Frieden hinaus alles tun, was dazu dienen könne, die freie Entwicklung des vlämischen Volkes zu fördern und sicherzustellen. Allerdings müsse daran festgehalten werden,

daß es sich bei den angekündigten Maßnahmen nicht um eine staatliche Selbständigkeit für Vlaandern handle, wie etwa bei Polen, daß der Lösung der Frage in staatlicher Hinsicht also durch diese Sicherung der vlämischen Entwicklungsfreiheit nicht vorgegriffen werde.

Das ist deutlich genug: wenn das Deutsche Reich über den Frieden hinaus alles tun wird, was dazu dienen kann, die gekennzeichnete Ruhe Vlaanderns zu sichern, so ist in der Verwaltungstrennung nur ein weiterer, keineswegs aber der letzte Schritt auf dem mit der Begründung der Vlämischen Universität zu Gent und den Sprachverordnungen des Generalgouverneurs eröffneten Wege getan. Andernfalls würde die Verwaltungstrennung ebenso wie jene anderen erwähnten Maßnahmen ein Fehler sein, da sie ohne den Schutz des Deutschen Reiches auch über den Frieden hinaus die Vlamen der Rache der heimgekehrten „belgischen" Regierung und der „belgischen Seele" ausliefern würden, von deren Kochen wir in den ersten Tagen des Krieges so beachtliche Beweise erlebt haben!

Die seit nun fast drei vollen Jahren zu Havre außerhalb ihres Landes sitzende Regierung Alberts des Siegreichen und seines s. Z. eigens aus Paris verschriebenen Ministers Herrn de Broqueville meldete sich denn auch sofort nach dem Empfange des Rates von Vlaandern zum Wort mit einer Erklärung, die im Hinblicke auf die militärische Lage ja schlechthin lächerlich ist, an den Absichten der Seelenbelgier aber nicht den geringsten Zweifel läßt. Sie weist darauf hin, daß der deutsche Bericht die Namen „der sogenannten" vlämischen Abgeordneten verschweige und findet das „kennzeichnend". Wenn irgend jemand von Ansehen unter diesen Vlamen gewesen wäre, so würde die deutsche Regierung nicht verfehlt haben, seinen Namen zu veröffentlichen. Man habe es hier mit einem plumpen Manöver der deutschen Regierung zu tun, die sich bemühe, aus ihren Beziehungen zu einer kleinen Anzahl fanatischer Personen und aus der Möglichkeit, andere, die zur Zeit noch schweigen, für sich zu gewinnen, Nutzen zu ziehen. Sie tue dies zu dem Zwecke, die öffentliche Meinung des Auslandes irrezuführen und ein unabhängiges, unteilbares und starkes Belgien durch ein in zwei Teile zerfallenes Belgien, von dem der eine Teil unter deutscher Aufsicht stehen würde, zu ersetzen.

„Niemand wird sich über diese Motive der deutschen Regierung täuschen lassen. Die Vlamen fahren noch immer fort, Beweise ihrer glänzenden Vaterlandsliebe zu liefern. Das belgische Heer, das seit beinahe drei Jahren in grimmiger Weise den Feind bekämpft, besteht zum großen Teile aus Vlamen ... Alle Leiter der vlämischen Bewegung haben wiederholt öffentlich den festen Standpunkt der Vlamen zum Ausdruck gebracht, daß, bis die Stunde der Wiederherstellung geschlagen hat, es keinen anderen Feind geben soll und darf als den, der ohne Grund ein friedliches Volk überfallen hat. Die unüberwindliche Vaterlandsliebe sichert der vlämischen Bewegung die warme Geneigtheit nicht allein ganz Belgiens, sondern auch der mit ihm verbündeten Mächte."

Der Hinweis dieser landesväterlichen Regierung auf die zahlreichen Vlamen, die gezwungen oder dazu betört sind, gegen die Befreier ihres Vaterlandes und Volkes zu kämpfen, deckt die ganze Schwere der über dem vlämischen Volke liegenden Not und Trauer auf.

Nun war freilich im Oktober v. J. den Herren von Havre eine Schutztruppe erwachsen von einer Seite her, die darin widersinnig genug handelt, nämlich den belgischen Sozialisten. Aber wenn man sich entsinnt, daß der sozialistische Staatsminister Vandervelde im letzten Frühjahre an der französisch-belgischen Verbrüderung teilgenommen hat, die unter Vorsitz des französischen Kammerpräsidenten Deschanel und unter Teilnahme von maßgebenden französischen Politikern, Gelehrten, Industriellen und Kaufleuten beider Länder in der Sorbonne stattgefunden hat, so kann die Haltung der belgischen Sozialisten nicht mehr überraschen. Man vergegenwärtige sich das Bild, daß Herr Vandervelde dort zusammengewirkt hat mit Baron Beyens, der jetzt im Exile belgischer Minister des Äußeren ist, und mit dem Justizminister Carton de Wiart, die beide der Hoffnung auf ein größeres Belgien auf Grund kräftiger „Annexionen" Ausdruck gegeben haben. Insbesondere haben sie erklärt, daß das belgische Heer nicht mehr einzig und allein für die Befreiung des belgischen Gebietes kämpfe, sondern sich in vollem Umfange einzusetzen habe für die gemeinsamen Kriegsziele der Feinde Deutschlands. Man hat nicht erfahren, was diejenigen vlämischen Führer, die noch immer auf seiten dieser volksvergessenen Regierung stehen, zu diesem Beschluß gesagt haben. Aber es steht fest, daß Frans von Cauwelaert sich mit großer Entschiedenheit dagegen eingesetzt hat, daß Belgien dem Londoner Vertrage, der jeden Sonderfrieden ausschließt, beitrete, wie die Herren de Broqueville, Carton de Wiart und Paul Hymans im Ministerium damals gefordert haben. Alles dies lenkt unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf die zukünftige Gestaltung des Heeresdienstes für die Bevölkerung von Vlaandern und Walenland.

Wer diese Dinge unbefangen betrachtet, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß gerade hier das bisher vom Reichskanzler als richtig erachtete vorsichtige Vorantasten ganz besonders wohl angebracht und daß nichts schlimmer sein würde, als an die Krönung des Gebäudes zu denken, ehe dies unter Dach und Fach gebracht ist.

Zunächst liegt ja für jedermann klar auf der Hand, daß das vorwiegend industrielle

und von einer sehr lebhaften Bevölkerung bewohnte Walenland, zu dem doch wohl das Lütticher Land und die bisherige belgische Provinz Luxemburg mit ihrer hochdeutschen Bevölkerung gehören müßte, einer ganz anderen Regierungshand bedürfen wird, als das vorwiegend ackerschaftliche Vlaandern.

Die „Wallonen", wie wir auch im preußischen Kreise Malmedy mit französischem Klange die Walen zu nennen pflegen, werden gewiß nicht leicht mit der Wendung ihres Geschickes auszusöhnen sein, und es wird einer festen Hand bedürfen, um sie zu zügeln. Aber in mancher Hinsicht stellt diese Aufgabe sich doch wohl leichter dar, als auf den ersten Blick, der das leidenschaftliche Blut ganz erfüllt von Rachedurst und Begeisterung für das ruhmreiche Frankreich erscheinen läßt. In alle Wege sind diese verwelschten Moselfranken mit ihrem stark keltischen Einschlage und ihrer ganz eigenartigen Gausprache keine Franzosen. Sie fühlen das auch selbst und haben in der von Raymond Colleye in Paris geleiteten ‚Opinion Wallonne' ein eigenes Blatt, das von der französischen Zensur wiederholt als höchst unbequem unterdrückt ist. Diese äußerst deutschfeindliche Halbmonatsschrift tritt mit Entschiedenheit für den Grundsatz der Verwaltungstrennung in Belgien ein und verlangt, daß das bisherige Einheitskönigreich umgeschmolzen und auf der Grundlage des bundesstaatlichen Charakters neu errichtet werde. Es dürfe nicht sein, daß Walen und Vlamen sich in Zänkereien verlören, von denen Colleye sehr anschauliche Bilder bietet. Mit vernichtendem Spott wendet er sich gegen die „Seelenbelgier" (Amebelgistes) und fordert, daß Vlamen und Walen in Anerkennung der tiefen Berechtigung ihrer beiderseitigen Eigenart nebeneinander hergehen sollen. Es mag vermessen klingen, bleibt aber doch eine Wahrheit, daß diese von Colleye geführte „wallonische" Bewegung sich ihres Gegensatzes zu dem alle stammliche Eigenart unterdrückenden Pariser Franzosentume notwendigerweise früher oder später bewußt werden muß. Denn sie steht nicht wie die Bretonen, Provençalen und Katalonier wirtschaftlich und politisch unabänderlich im Banne von Paris. Ihre Lebensbedingungen wie ihr Ursprung sind ganz anderer Art. Nur der Umstand, daß das Hochfranzösisch als Weltsprache allein dem Walen sein wirtschaftliches Fortkommen ermöglichte, hat bisher das Aufkommen einer „wallonischen" Bewegung ebenso wie die Ausbreitung der vlämischen verhindert. Die Verständigung zwischen Walen und Vlamen wird auch in Zukunft erschwert werden durch die Verschiedenartigkeit des landwirtschaftlichen Nordens und bergbaulichen Südens. Aber gerade darum wird die klare Abgrenzung der Verwaltungsgebiete dazu beitragen, den Bewohnern beider Landeshälften im bisherigen Belgien wiederum die Gemeinsamkeit ihrer Belänge zum Bewußtsein zu bringen: natürlich nur unter Voraussetzung der im Entscheiden den vorauszusetzenden unbeirrbaren deutschen Entschlossenheit, die keinen Zweifel daran läßt, daß für französische Kulturgesellschaften und Souvenirs auf dem neuen Boden kein Platz mehr sein darf!

Viel dürften dazu immerhin die guten Erfahrungen beitragen, welche die nach Deutschland überführten, zum größten Teile in Industriegegenden beschäftigten, wälischen Arbeiter gemacht haben. Sie sehen ohne Brille die ungeschminkte Wahrheit, sehn, wie unser Volk trotz aller Einschränkungen durchhält und wie alle im Hilfsdienste für das Ganze einstehn. Sie sehn aber auch den Gegensatz in der Lebenshaltung, Behandlung und Versorgung des deutschen Arbeiters zu der bisherigen in ihrem Heimatlande. Der Segen der Arbeiterversicherung braucht ihnen nur einmal klargemacht zu werden, um ihnen den Unterschied von hüben und drüben zum Bewußtsein zu bringen. Damit wäre schon einiges gewonnen.

Gleich bei Beginn der Besetzung Belgiens habe ich auf die Bedeutung dieser deutschen Aufgabe aufmerksam gemacht. Wann jemals hätte ein Eroberer dem befreiten Volke eine solche Morgengabe entgegengebracht, wie die Einführung der deutschen Arbeiterversicherung sie für Südniederland bedeuten wird? Gewiß hieße es das Wesen aller Arbeiterbewegungen verkennen, wenn man davon sich nun ohne weiteres eine Dankbarkeit aller Vlamen und Walen versprechen würde. Aber einer tüchtigen Beamtenschaft muß es doch gelingen, den Segen der besseren Verwaltung der Bevölkerung zum Bewußtsein zu bringen; denn das Arbeiterelend im bisherigen „Belgien" hat aller Beschreibung gespottet.

Auf alle Fälle liegt die Sehnsucht nach Besserung dieser Zustände der Bevölkerung näher als der Wunsch nach dem Heeresdienste. Vielleicht läßt sich dieser in ähnlicher Weise regeln, wie seinerzeit nach der Erwerbung Helgolands. Ja man wird die Frist für den Eintritt des Nachwuchses in den Heeresdienst vielleicht noch länger hinausschieben können; denn Helgoland ist dem Reiche einverleibt, während Vlaandern und Walenland besondere Marken bilden sollen. Die Walen sind übrigens zum großen Teile gute Soldaten. Soweit sie es gern sind, würde ihnen ja der Eintritt in das deutsche Heer, aber auch nur in dies, freistehn.

Die Sehnsucht der Vlamen ist auf einen eigenen König aus deutschem Blute als sichtbaren Träger der vlämischen Freiheiten gerichtet. Das erscheint berechtigt. In der Auswahl der Berufenen aber wird man nach bitteren Erfahrungen und im Hinblicke auf die besonderen in der Luft und Vergangenheit von Südniederland liegenden Lockungen sehr, sehr vorsichtig sein müssen.

Die Vlamen sind sich ihrerseits durchaus

darüber klar, daß die vlämische Bewegung sich zurzeit noch durchaus auf die führende Oberschicht beschränkt. Zu einer Volksbewegung hat sich der Gedanke nicht auswachsen können, da die Vlamen immer wieder gegen ihre Stammesbrüder aufgehetzt wurden und von Havre aus noch jetzt werden, und da unter dem Joche der frankreichfreundlichen belgischen Herrschaft das Volk in geradezu trostloser Verwilderung gehalten ist.

Es sind herzzerreißende Schilderungen, die ein von der tiefen Not seines Volkes erfüllter, ganz Vlaandern bekannter Antwerpener unter dem kaum den eigenen Namen verhüllenden Schriftnamen Claudius Severus in seiner aufrüttelnden, mit blutendem Herzen geschriebenen Schrift „Vlaanderns Wehklage" gibt. Dem Reichsdeutschen steht dies reichbegabte Land nur vor Augen in der alten Pracht seiner Dome und Paläste, seiner Stadthäuser mit gotischen Kaufhallen und wehrhaften Glockentürmen. Aber man höre den Warner:

„Daneben schlagen wir Vlamen den Rekord in Unwissenheit und Unbildung. Zu Hamme, einem großen Dorfe Ostvlaanderns, können 30 Vomhundert der Bewohner nicht schreiben; aber selbst in Gent gibt es 50 Vomhundert, welche die einfachen Rechenarten nicht kennen. Ich muß noch andere Vorzüge hervorheben: daß wir den Rekord schlagen im Mißbrauch der Getränke, den Rekord im Tiefstand der Arbeitslöhne, den Rekord in der Frauen- und Kinderarbeit, den Rekord in der Kriminalität und in der tiefsten Sittenlosigkeit. Vlaandern ernährt auf seinem Boden das unbeholfenste und unmündigste Volk, das in Europa seinesgleichen nicht findet und vielleicht zurücksteht hinter den Bewohnern chinesischer und japanischer Hintergassen."

Wer je in die Tiefen dieses Elendes geschaut und von dort den Blick zurückgerichtet hat auf das in jeder, aber auch jeder geistigen und sittlichen Hinsicht verlotterte Brüssel des alten Kautschukkönigs und der späteren Zeit unter dem Einflusse der Pariser Advokatenregierung, muß im Tiefsten Claudius Severus beistimmen in der Schilderung von der breiten dort aufgähnenden Kluft:

„Ganz unten stehen die drei Millionen armer Schlucker, die von ihrem Dialekt als einzigem geistigen Kapital zehren. Ein Volk, das nichts besitzt als seinen Dialekt, ist aber außer jeder Fühlung mit der Welt. Ein solches geistiges Elend ist über Vlaandern, nein, über ganz Belgien gebreitet. Sein Zentrum ist Brüssel, der Brennpunkt des Ganzen, wo die Mehrheit der Bevölkerung weder gut Vlämisch noch gut Französisch kennt: es ist die Hauptstadt der geistigen Zwitter. Und diese Stillosigkeit der geistigen Kultur kriecht von Brüssel aus weiter über ganz Belgien, auch über Walenland. Ihre Früchte sind das Formlose, Unselbständige, Untüchtige, Ungediegene, Unordentliche, Zuchtlose, das Fehlen an Persönlichkeiten überhaupt.

Wir sind ein Volk, welches die Entartung in sich trägt von Hoch bis Nieder. Unsere höheren Stände finden nichts dabei, mitten im vollen Kriege im gastfreien Haag Tango-Tees und Festlichkeiten einzurichten."

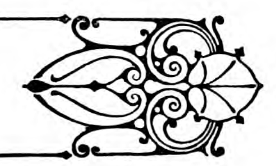
Aus dem Tiefstande dieser Gegenwart will Severus und wollen mit ihm die Führer des vlämischen Volkes die armen Bedrückten erlösen und erheben und eben darum schleudert er Frans van Cauwelaert, der immer noch von der Regierung zu Havre das Heil erwartet und die Gunstbezeugungen der Deutschen mit Verachtung zurückgewiesen sehn will, den Fehdehandschuh hin:

„Nein, tausendmal nein! Wir weisen nichts ab. Die vorbeitreibende Planke ist dem Versinkenden von Gott gesandt. Worte haben heute für uns alle Kraft verloren. Unsre Muttersprache muß wieder den Ehrenplatz einnehmen, der ihr im eigenen Hause gebührt. Wir wollen nicht mehr mit Füßen getreten werden.

Willkommen, liebe Sonne! Soziale Gesetzgebung und gewissenhafte Arbeitsaufsicht! Wir begrüßen euch. Keine Sklavenketten mehr in unsern Gegenden!"

Wo solcher Geist wahrer Freiheit unter klar erkanntem Gesetze der Ordnung waltet und schöpferisch der Gestaltung neuen glückverheißenden Lebens entgegendrängt, da sehn wir die Geschichte selbst am Webstuhle der Zeit, zerrissene Fäden neu verknüpfend. Auch für uns hat es drei Jahrhunderte lang nur noch einen Heimatgedanken in der Politik gegeben, bis der Mann von Eisen kam, der in drei Kriegen unserm Sehnen die Erfüllung brachte. Möge Deutschland jetzt um seiner eigenen Sicherheit wie um der Menschlichkeit willen die ausgestreckte Hand des Bruderstammes fest ergreifen und seiner Politik damit zu neuem Ansehn unter allen Völkern verhelfen!



Die roten Bücher

Von Georg von der Gabelentz

Rittmeister Wassili Wassiljewitsch, Ihr Abenteuer ist zwar unzweifelhaft etwas verrückt," sagte der Arzt lächelnd, „aber es schadet nichts, und Sie mögen es uns darum doch ruhig noch einmal erzählen."

Der Gefangene richtete sich im Bett auf und wendete sich den Besuchern zu. Sein Gesicht war blaß, er trug den Kopf von einer Binde umwunden, und seinen Blicken sah man an, daß er lange im Fieber gelegen hatte. Dennoch schien es ihm eine gewisse eitle Freude zu sein, daß man von ihm seine Geschichte zu hören begehrte.

„Wenn Sie es wollen," begann er, „in Gottes Namen. Die Ärzte nennen es ja einen höchst interessanten Fall. Mögen sie es. Vielleicht haben sie recht. Aber ich muß etwas ausholen. Ich hatte nämlich mit meiner Eskadron entschieden immer Pech, von Anfang an war das Kriegsglück gegen uns. Gleich am ersten Tage, als wir mobil machten, fiel mir mein Lieblingspferd auf der Straße um und krepierte. Es war nicht krank. Nichts war an ihm zu bemerken gewesen, es hatte gut gefressen, war am Tage vorher ganz munter. Noch am Morgen hatte es Zucker aus meiner Hand genommen. Der Tierarzt zuckte die Achseln, ich aber weiß heute den Grund. Das Tier hat mich nicht in diesen unglücklichen Krieg hineintragen wollen. Man sagt ja, daß Tiere Ahnungen haben können.

Einige Tage später wurden wir verladen, und nachdem wir auf der Bahn vielleicht hundert Kilometer weit gefahren waren, stießen wir am hellen Tage mit einem andern Zug zusammen und mußten vierundzwanzig Stunden mit Toten und Verwundeten in einer elenden Station liegen bleiben, wo es keinen Arzt gab, nicht einmal etwas Anständiges zu essen. Dann folgte ein sinnloses Hin- und Hermarschieren. Wir gerieten in Gefechte, kamen bald vorwärts, mußten bald wieder rückwärts, verloren täglich Leute und Pferde, und ich glaube, unser General wußte selber oft nicht, waren wir Sieger oder Besiegte. Schließlich standen wir in der Gegend von Brest-Litowsk. Eines Tages, hol's der Teufel, wir schlugen uns gerade an einem Waldrand mit deutscher Infanterie herum, und ich bin überzeugt, die Sache stand für uns gar nicht so schlecht, da jagte eine Ordonnanz heran und brachte den Befehl, eilig zurückzugehen. Unser linker Flügel sei bedroht.

‚Wo denn? Von wem denn?' fragte ich. Der Kerl hatte keine Ahnung. Nun, ich ließ aufsitzen, was wollte ich weiter tun? Während wir zurücktrabten, hörten wir fortwährend das entsetzliche Donnern und Dröhnen der Geschütze vor der Festung. Es mußte eine wahre Hölle dort sein, das polterte und rollte ohne Unterlaß. Der Himmel hatte große schwarze Flecke bekommen vom Qualm aus den brennenden Dörfern. Wir ritten und ritten. Immer weiter trabten wir ins Land hinein, ohne bestimmtes Ziel. Der Oberst hatte uns im Vorbeireiten, halb im Spaß, zugerufen: ‚Brüder, wir sollen uns retten, also retten wir uns. Mag jeder sich für die Nacht ein gutes Quartier aussuchen. Mit Gottes Hilfe werden wir am Ende morgen wieder vorgehen.' Unser Oberst liebte es nicht, wenn man ihn zuviel fragte. Darum fragte ihn niemand, und jeder marschierte auf gut Glück dahin.

Als es finster geworden war, fand ich mich mit meiner Schwadron an einem Parkzaun. Ein größeres, schwarzes Gebäude tauchte vor uns auf, es schien ein Herrenhaus. Hier bleibst du, sagte ich mir und ließ halten. Wir brachen das verschlossene Hoftor auf und riefen. Zwei alte Knechte erschienen mit Laternen. Sie führten uns nach dem nahen Gutshof, wo ich meine Leute in einem leeren Stall, einem Schuppen und anderen Räumen unterbringen konnte. Da einer der Knechte meinte, ob ich denn für meine Person nicht im Schlosse Quartier nehmen wolle, so folgte ich ihm hinüber. Mein Bursche trug mir die abgeschnallten Packtaschen nach.

Der alte Gutsknecht rief den Kastellan herbei, einen grauhaarigen polnischen Kerl, der sich recht einfältig und sogar feindselig anstellte, bis ich ihm mit der Reit-

peitsche drohte. Da wurde er mitteilsamer und erbot sich sogar, mich auf der Suche nach einem Zimmer für die Nacht zu begleiten. In dem nicht großen Herrenhaus sah es wüst aus. Weiß der Himmel, wer darin gehaust haben mochte. Fast alle Fenster waren zerschlagen, Spiegel und Möbel zertrümmert oder umhergeworfen, vieles, vor allem die Betten, waren weggeschleppt. Der Kastellan schob die Schuld auf eine Kosakenabteilung. Sie habe das Schlößchen geplündert, da man es ja doch bald in den Kämpfen zusammenschießen werde und die Deutschen nichts vorfinden dürften. Der General habe es befohlen.

Nicht ein Polstermöbel war mehr zu brauchen, und auf die nackte Diele mich zu legen, dazu hatte ich wahrhaftig keine Lust. Sollte ich nach dem Stall zu meinen Leuten zurückkehren? Aber ein heftiger Platzregen schüttete mit einmal herab, der Wind stürmte, — so ließ ich es sein. Schon wollte ich wieder nach dem Erdgeschoß hinabgehen, da machte mein Bursche eine willkommene Entdeckung, er fand halb hinter einem Schrank am Ende des Flurs eine Tür, und wir traten dahinter in ein Zimmer, das völlig unversehrt geblieben war. Durch einen glücklichen Zufall war es wohl den Kosaken bei ihrem eiligen Besuch entgangen, es besaß nämlich nur diese eine Tür, und der Kastellan hatte aus Gott weiß welchem Grunde einen Schrank davor geschoben.

Das brummige Gesicht des Kerls, als wir dort eindrangen, können Sie sich vorstellen. Aber es half ihm nichts. Das Zimmer gefiel mir, ein breites Sofa lockte in der Ecke zum Ausruhen, ich schickte also den Kastellan hinaus und erklärte ihm, ich würde hier übernachten.

Bald danach entließ ich auch meinen Burschen und gab ihm Befehl, mich zu wecken, wenn irgend etwas passieren sollte. Ich blieb allein, verriegelte die Tür, eine ganz besonders stark gebaute Eichentür, und betrachtete mir nun mit einem Armleuchter das Zimmer etwas näher. Es war ein leidlich großer, achteckiger Raum, und irgendein Vorbesitzer des Gutes hatte in einer vertrackten Laune in den vier abgeschrägten Ecken längliche, schmale Spiegel in die Wände einfügen lassen. Die blanken Scheiben dieser Spiegel warfen von allen Seiten das Bild einer Dame zurück, das gerade über der nicht hohen Tür aus einem geschnitzten, schwarzen Holzrahmen ins Zimmer herabschaute. Die Gemalte mochte etwa vor zweihundert Jahren gelebt haben, so schätzte ich nach ihrer Puderperücke und dem Schnitt des grauen Atlaskleides. Um den Hals ringelte sich eine Goldkette, an der ein Medaillon hing. Rote Steine zierten es. In der unteren Ecke des Bildes stand der Name: Josefine Osielska unter einer Grafenkrone.

Doch was ging mich das Bild an?

Ich entzündete eine Zigarette, sah mich im Zimmer weiter um und stöberte in einem schmalen Bücherschrank neben dem Sofa. Da purzelten mir von einem Brett allerlei Werke entgegen, rote Lederbände mit gepreßtem Goldrücken. Ohne Wahl griff ich eine Reihe heraus und breitete sie auf den Tisch. Alte Bücher in hübschen Einbänden haben mir immer besondere Freude gemacht. Ich schlug sie auf, sie enthielten Handschriften. Neugierig betrachtete ich die vergilbten Blätter näher.

In den rot eingebundenen, außen mit goldenen, in Flammen stehenden Herzen geschmückten Bändchen fanden sich die Seiten, Blatt für Blatt mit verschnörkelten Schriftzeichen bedeckt, Gedichte und Briefe in französischer Sprache. Die Überschriften lauteten immer ähnlich und waren sonderbar genug. Stellen Sie sich vor: Auf dem ersten Band stand: ‚Liebesbriefe und Bekenntnisse des Chevalier X und des Marquis Y‘ — die Namen sind mir entfallen —, ‚von mir abgeschrieben, Josefine Osielska.‘ Ein anderer Band war bezeichnet: ‚Liebestolle Gedichte des Abbé Z, an mich gerichtet und von mir ins reine geschrieben.‘ Darunter war bemerkt: ‚Er nahm sich aus unglücklicher Liebe zu mir das Leben. Josefine Osielska.‘ Ähnlich waren auch die anderen Bände etikettiert. Auf dem dritten oder vierten war vermerkt: ‚Er sah mich, liebte mich und — starb.‘

Als ich, den Inhalt der Briefe und Gedichte zu durchfliegen, den Armleuchter heranzog, fühlte ich, daß mich jemand scharf beobachtete. Ich bemerke so etwas sofort, es ist mir wie eine leise körperliche Berührung. Und wie ich aufblickte, sah ich rings von allen Spiegeln die Augen der Dame im grauen Kleid auf mich gerichtet. Ein verfluchter Einfall, dachte ich, das Bild



Frühlingstag. Gemälde von Prof. Karl Palmié

gerade so zu hängen oder die Spiegel gerade so zu stellen, daß man diesen grauen Augen nicht entgeht, wo man auch stehen mag. Jeder Mensch weiß übrigens, daß die Maler durch einen sehr einfachen Kunstgriff einem Porträt die Eigenschaft verleihen können, dem Beschauer überallhin mit den Blicken zu folgen. Hier wurde nun diese Eigenschaft mit Hilfe der Wandspiegel noch verstärkt, so daß man, es war wirklich abscheulich, auf allen Seiten von der grauen Dame und ihren Doppelgängerinnen beobachtet wurde. Sah es nicht aus, als wolle mir diese stumme Gesellschaft drohen?

Ich brauchte einige Zeit, mich ihrem Banne zu entreißen. Weiß der Teufel, ich hatte das Gefühl der Gegenwart einer Lebendigen, so daß ich schließlich das Bild laut anredete. Der Klang einer menschlichen Stimme und ein derber Fluch helfen am besten gegen allerlei Trugbilder, wie sie uns nachts unsere Phantasie vorgaukelt. Hab' ich's nicht hundertmal auf der Jagd und im Kriege erlebt, wo man oft genug Gespenster sieht? Sie kennen das sicher auch. Im Finstern beim Rascheln einer Ratte meint man, der Feind schleicht heran. Das Poltern eines Wagens klingt uns wie ferner Kanonendonner. Man möchte manchmal darauf schwören, daß im Nebel eine lange Kolonne auf einer Straße hinzieht, und dann? Dann sind es ein paar elende Baumreihen gewesen. Nun kurz, ich drohte mit der Reitpeitsche gegen das Bild und rief, weiß Gott, ich rief ganz laut: ‚Sieh du nur her! Noch sind wir die Herren in Polen!‘ Und ich lachte laut dazu, über das Absurde des Ganzen. Dann kehrte ich mich ab, warf die Reitpeitsche auf den Tisch und kümmerte mich nicht mehr um die schwarzen Augen irgendeiner verstorbenen polnischen Gräfin. In Wahrheit, was kümmerte mich denn diese Josefine Osielska. Mochte sie sich über meinen Besuch freuen oder nicht.

‚Es gefällt dir nicht, daß ich deine Geheimnisse kennen lerne?‘ sagte ich zu mir. ‚Aber ich will nun erst recht wissen, wer du gewesen bist.‘ Und damit schlug ich den ersten der Bände auf und begann in ihm zu lesen.

Da war alles durcheinander, neben der Prosa auch Verse, französische Verse von einer natürlichen Leidenschaft durchglüht, wie ich sie einem Dichter aus der damaligen Zeit mit ihrem steifen und verschnörkelten Wesen gar nicht zugetraut hätte.

Dieser Chevalier X mußte ein hochbegabter Kerl gewesen sein. Er sprach von der Inbrunst seiner Liebe und verglich die Frau von Osielska mit einem Vulkan aus einem Schneelande. In einem andern Gedichte sang er, daß in ihrer leidenschaftlich warmen Stimme der ewige Klang polnischer Heldenlieder töne. Und er rühmte immer wieder den rätselvollen Blick ihrer Augen. Einmal verglich er ihn mit dem Leuchten eines unergründlich tiefen Sees in einer Mondscheinnacht, ein andermal mit einem seltenen Edelstein am Zauberstabe eines Magiers. Immer mehr schien der Dichter dem Zauber der Augen verfallen zu sein: er klagte in sentimentalen Versen, daß Paris, die Stadt des Lichts, in ewige Nacht versinken müsse, wenn der Blick der Schönen künftig nur noch ihren Freunden in Polen leuchte, ja, daß er selbst dem Glanz ihrer Augen durch alle Länder und über alle Meere des Erdballs nachfliegen müsse, wie der Nachtfalter das sichere Gesträuch verlasse, um sich dem versengenden Licht zuzustürzen. So durchblätterte ich die Liebesgrüße, die Frau von Osielska sorgfältig der Reihe nach mit zierlich spitzer Handschrift in das Buch eingetragen. Mit einemmal stieß ich auf einige Verse, die vom Los einer goldenen Kette mit rubinbesetztem Medaillon redeten. Der Dichter müsse die goldenen Glieder der Kette hassen, das Bild des Gatten im Medaillon hassen, das die zarte Haut der Schönen liebkosen, über ihrem Herzen ruhen, um ihren Nacken sich schlingen dürfe, indessen er ohne Hoffnung liebe und nur die Spitze ihrer Finger küssen dürfe.

Eine goldene Kette mit einem Medaillon? Ich hob den Leuchter. Freilich das war die Kette, das Medaillon mit dem Porträt des Gatten der Dame.

Im letzten Brief stand: ‚Ihre Augen sind mein Unglück gewesen, aber sie werden mich nicht lange mehr peinigen. Ich werde mich in die Mitte der Feinde werfen und den Tod umarmen.‘

Warum behielt ich wohl diese Worte so genau im Gedächnis? Aus keinem anderen Grund, als weil mich das Schicksal dieses längst verstorbenen, mir ganz unbekannten Franzosen in wunderbarer Weise an eigene

Erlebnisse erinnerte. O, auch ich hatte ja einst eine Frau geliebt, hatte in ihre Augen alles das hineingelegt, was nur die Einbildungskraft eines verliebten Mannes in den Augen eines Weibes suchen kann. Ich meinte, jene Frau sei weichherzig, sei voller Güte, voller Leidenschaftlichkeit, Hochsinn, kurz, ich glaubte wie alle Verliebten an einen Engel. Aber ich lag in den Banden einer kalten, gefallsüchtigen Zauberin, einer modernen Circe, die mich wie die Circe der Sage zu einem dummen Tiere machte. Sie freute sich an meiner Huldigung, lockte mich mit tausend Künsten zu sich, wurde nicht satt, meine Schwüre der Liebe anzuhören, forderte treueste Anbetung von mir und verlachte mich. Ja, Sascha lud mich öfters zu sich ein, nur um mich spöttisch lächelnd den glücklicheren Männern vorzustellen, von denen man behauptete, daß sie ihre Gunst besäßen. Sie freute sich an meiner Verzweiflung. Ich war wie der Fisch, den man grausam an der Angel zappeln läßt. Als der japanische Krieg ausbrach, nahm ich Abschied von ihr, und schwur, ich würde nicht wieder heimkehren und draußen den Tod suchen. Sie aber lächelte mich spöttisch an und erwiderte: ‚So reden alle Verliebten. Doch wir werden uns wiedersehen, und Sie werden mir weiter den Hof machen.‘

Und sie behielt recht. Ich kehrte heim, sah sie wieder — konnte mich weniger denn je von ihr losreißen. Da kam der Krieg. Nun endlich bin ich von ihr losgekommen. Heute will ich nichts mehr von dieser herzlosen Kokette wissen, ich liebe sie nicht mehr, ich hasse sie jetzt, ich würde sie erwürgen, wenn ich es könnte. Und da ließ mich nun hier der närrische Zufall Briefe lesen von Männern, denen es einst ähnlich ergangen, die ähnliches durchlitten hatten, denn auch die anderen roten Bände hatte das Weib mit den Abschriften von Liebesbriefen gefüllt.

Wieder fühlte ich mich höhnisch beobachtet von den Augen der Dame im grauen Kleide. Diese verfluchten, spöttischen Augen! Die armen Schelme, deren Schmerzen und zartesten Gefühle sie kaltherzig in den alten Bändchen aufbewahrt hatte, wie man erbeutete Schmetterlinge in Kästen aufspießt, diese armen Kerls waren vielleicht von ihr in den Tod getrieben worden.

In den roten Bändchen fanden sich mehrfach Andeutungen darüber, daß die lockenden Augen die Schreiber verfolgen und ins Verderben ziehen würden, wie jeden, der zu lange in ihren Zauberspiegel sehe. Konnten die Narren wirklich an solche Kräfte im Blicke eines Weibes glauben? Ich hob noch einmal den Armleuchter gegen das Porträt. Weiß der Teufel, ja, da lag doch etwas Unheimliches in den Augen! Es waren die Augen einer großen Katze. Lächeln Sie nicht, ich bleibe dabei, diese Augen waren die eines Raubtiers. Oder die einer Schlange, die einen Vogel anstarrt. Je länger ich hinsah, um so deutlicher wurde mir das. Diese Augen starrten von allen Spiegeln auf mich herab, und — sie glichen verdammt denen Saschas.

Da kam mir ein unglückseliger Gedanke. Die kalten grauen Augen sollten niemand mehr schaden, ich wollte sie dafür strafen, daß sie sich dereinst an den Qualen der Verliebten geweidet. Konnte ich denn nicht so gut all die Verzweiflung nachfühlen, die in diesen vergilbten Papieren begraben waren? Ich malte mir aus, wie jene alte Kokette die roten Bändchen ihren Freundinnen zeigte, wie sie mit tausend boshaften Scherzen aus ihnen vorlas, und wie ihre Freundinnen witzelnd ihre Nasen in die Briefe und Gedichte steckten.

Weiß der Teufel, mich überfiel eine sinnlose Wut auf das tote Bild. Ich nahm eine spitze Schere, die in einem Kasten neben den roten Büchern gelegen, kletterte auf einen Stuhl und schnitt dem Porträt die fatalen Augen aus.

Und da geschah das Unerklärliche, Furchtbare. Ich hörte, wie sich von den gemalten Lippen der Dame deutlich ein schmerzvolles Stöhnen rang.

Ob es die Nacht war, das Winseln des Regenwindes draußen, das Alleinsein in dem halbausgeplünderten Hause, genug, mich überrieselte es mit einmal kalt, und ich hörte dies jähe Aufseufzen, so ohne Zweifel, daß ich schnell vom Stuhl herabsprang, die ausgeschnittenen Augen fallen ließ und die Schere in eine Ecke schleuderte.

Ich schlug mich vor die Stirn, war ich denn wahnsinnig geworden? Das war ja natürlich Unsinn, wie hätte die Leinwand Töne von sich geben, stöhnen können? Und doch lief es mir kalt über den Rücken. Meine Hände zitterten. Ich schalt mich selbst einen Narren und Kindskopf. Ich sagte mir, der

Wind treibt da irgendwo sein Spiel, und entzündete eine Zigarette, um mich zu beruhigen. Nach dem verstümmelten Bild oder in den Spiegel wagte ich jedoch trotz alledem nicht noch einmal zu sehen.

Ich wagte nicht noch einmal hinzusehen. Warum? Was soll ich es leugnen, aus Furcht, aus ganz gemeiner Furcht. Hatte ich nicht einem unheimlichen Wesen etwas angetan, das sich am Ende rächen konnte? Ich wurde von meinen Empfindungen hin und her gerissen. War es nicht eigentlich lächerlich, zu meinen, daß ein altes Bild, dem man die Augen ausgeschnitten, einen dafür strafen werde? Ja, war es nicht töricht, erbärmlich, feige, widersinnig? Stellte ich mich nicht auf gleiche Stufe mit alten, abergläubischen Weibern? Das alles gebe ich zu, und doch löschte ich gleich danach die Lichter des Armleuchters, um nicht gesehen zu werden von den toten Augen eines alten Porträts. Es war nun also ganz finster im Zimmer. Aber das machte die Sache nicht besser.

Auf das Sofa hingestreckt lag ich eine Weile ohne einschlafen zu können. Mein Bursche hatte in einem alten Rokokoofen in der Ecke Feuer angezündet, die Buchenkloben prasselten munter, und Funken flogen ab und zu knackend ins Zimmer. Draußen klatschte der Regen noch immer schwere Tropfen gegen die Scheiben, der Wind stöhnte und winselte in den Bäumen. Ich bemühte mich den gleichen schmerzvollen Ton zu vernehmen, den ich hörte, als meine Schere die Augen jener Dame blendete. Aber es wollte mir nur unvollkommen gelingen. Die roten Bände mit den pfeildurchbohrten Herzen hatte ich in meinen Koffer geworfen, um sie mitzunehmen. ‚Warte nur,‘ dachte ich, indem ich mich vom Bild ab gegen die Wand kehrte, ‚wenn du sie suchst, wirst du nichts mehr finden. Ich, Wassili Wassiljewitsch, habe die Toten an ihrer Quälerin gerächt.‘

Das Bewußtsein gab mir das Gefühl heimlichen Triumphs. Ich beschäftigte mich damit, um die immer wieder sich regende Angst in mir niederzukämpfen. Während ich mich bemühte, den Schlaf zu finden, stellte ich mir die Dame in grauem Kleid vor, wie sie damals durch die Pariser Gesellschaft gegangen sein mochte, wie sie die Männer in ihre Netze gelockt und dann lächelnd hatte verschmachten lassen. Und mein eigenes Schicksal schob sich ungewollt in solche Gedanken ein. Mit Bitterkeit und Verachtung entsann ich mich jener Frau, der ich zu Füßen gelegen hatte, um von ihr für alle meine Liebe und Leidenschaft mit einem Fußtritt belohnt zu werden. Sicher ließ sie sich nun in Petersburg von hundert anderen den Hof machen. Wahrscheinlich saß sie zu eben der Stunde in einem eleganten Restaurant, schlürfte Austern und Sekt, während wir hier draußen hungerten und krepierten und am Ende irgendwo an einem Waldrand eingescharrt wurden. Vielleicht hatte auch sie, wie jene Frau Osielska es getan, Briefe ihrer Verehrer, meine Briefe, gesammelt, sie vielleicht lachend denen vorgelesen, die mich in ihrer Gunst ausgestochen hatten. Ich wünschte alle Weiber zum Satan. Ich bedauerte, daß ich nicht einer lebendigen Frau, nur dieser gemalten hatte wehtun können. Gewaltsam redete ich mir das Entsetzen aus, das ich anfangs empfunden und schob es auf eine natürlich zu erklärende Täuschung.

Unter solchen Gedanken schlief ich endlich ein. Und ich glaube, ich schlief sehr fest, denn ich war nachgerade hundemüde geworden. Übrigens hatte ich mich ganz unbesorgt hingestreckt, denn ich war überzeugt, daß Ihre Truppen noch dreißig Kilometer entfernt seien, und ich ungestört würde ausruhen können.

Sehr lange kann ich aber keinesfalls gelegen haben, als mich mit einemmal ein ganz seltsames Gefühl von Grauen im Schlafe überkam. Ich träumte, daß ich die roten Bände im Arm einen halbdunklen Gang entlang schritt, und daß mir plötzlich die Dame in grauem Kleid entgegenkam. An der Stelle ihrer Augen gähnten, entsetzlich anzusehen, finstere Höhlen mich an. So schwebte die Gestalt mit ausgestreckten Armen und gekrümmten Fingern, als wolle sie etwas ergreifen, auf mich zu. Ich wollte kehrtmachen, fliehen, meine Sohlen waren wie mit Bleigewichten an den Boden gefesselt, rechts und links hemmten mich die Steinmauern des Ganges. Umsonst schlug ich mit den Fäusten dagegen. Ich tastete nach meiner Pistole und konnte den Arm nicht hoch bringen. Da warf ich mich gewaltsam zurück und — erwachte. Ja, ich war vollkommen wach, aber was ich für einen

Traum gehalten, was ich von mir schütteln wollte, war Wirklichkeit! Vor mir, vor mir auf wenige Schritte, stand die fremde Dame.

Ich sprang auf, fuhr mir mit der Hand über die Augen. Es war kein Trug. Da suchte ich nach einer Waffe, aber mein Säbel lehnte neben der Tür, und gerade unter der Tür stand sie. Wie es kam, daß ich sie so deutlich sehen konnte, da doch kein Licht brannte, weiß ich nicht, es mochte wohl draußen der Mond aufgegangen sein und seine Helligkeit ins Zimmer schicken. Genug, ich sah sie stehen und sah, daß ihre Augen durch tiefe, blinde Höhlen ersetzt wurden. Und sie tastete sich, wie Blinde sich bewegen, gegen mich mit vorgestreckten Händen. Suchte sie die roten Bände, die ich geraubt hatte, wollte sie mich erwürgen?

Und es begann eine Jagd, eine entsetzliche Jagd. Ich war der Gehetzte, die Geblendete tastete sich hinter mir her an der Wand entlang, quer durch das Zimmer. Ich rannte hinter den Tisch, auf dem meine Packtaschen und Bücher lagen, sie folgte mir, sie griff sich an der Platte lang. Da stürzte ich zur Tür, aber ich selbst hatte sie ja verschlossen, und in der Aufregung bekam ich den verdammten Riegel nicht zurück.

So unbegreiflich mir das heute erscheint, so wenig ich dafür eine vernünftige Erklärung finden kann, so gewiß weiß ich doch, daß ich nicht lüge, nicht übertreibe. Man kann so etwas nicht träumen, nicht erfinden.

Wer will sich vermessen, die genaue Grenze zu ziehen zwischen dem, was Wahrheit und was Einbildung ist, zwischen Sein und Schein, zwischen Erlebtem und Erträumtem? Das fließt ja oft ineinander über, wie Wasser zweier Quellen sich zu einem Bache mischt. Und im Kriege werden unsere Nerven vielleicht empfänglicher als sonst für allerlei Schrecken. Hat man nicht soviel von Visionen, Ahnungen und dergleichen bei unseren Soldaten und Offizieren gehört? Man darf an solchen scheinbar übernatürlichen Dingen nicht mehr zweifeln. Zu Seltsames, als Phantasiegebilde Verschrieenes ist Wahrheit geworden, hat sich als Wahrheit erwiesen.

Wie könnte ich also zweifeln, daß in jener Nacht die Dame mit den toten Augen wirklich hinter mir her war? Als es mir nicht gelingen wollte, den Riegel an der Tür aufzureißen, rannte ich entsetzt gegen das Sofa zurück. Sie folgte mir auch dorthin, immer die Arme gegen mich ausgestreckt, immer auf mich starrend aus den schwarzen Augenhöhlen, aus den gräßlichen, leeren Höhlen. Ich fühlte, daß ich verloren war. Was wollte ich gegen dies Wesen ausrichten? Ich wußte, es würde mich packen, es gab kein Entrinnen, es würde mir die Augen aus dem Kopfe reißen. Ich rief laut um Hilfe, ich schrie. Meine Stimme klang ganz heiser, niemand hörte mich, niemand kam, mich von dem Gespenst zu befreien. Und doch war ich überzeugt, wenn nur mein Bursche erschienen wäre, das Phantom hätte sich gewiß in Nebel aufgelöst. Schon streckte es die Hände nach meinem Rocke, jetzt faßte es mich, jetzt klammerten sich die kalten Finger um meinen Hals: da schüttelte ich das grauenhafte Wesen von mir, stürzte zum Fenster, riß den Flügel auf und sprang hinaus. Ich tat das ganz ohne Überlegung, nur im Bewußtsein, wenn du dich nicht hinausrettest aus dem Zimmer, wirst du wahnsinnig, wirst du umgebracht.

Was dann vor sich ging, weiß ich nicht. Ich fühlte, daß ich drunten hart aufschlug, ich wollte mich erheben, wollte weiterlaufen, fiel um und die Sinne schwanden mir. Als ich endlich zu mir kam, war ich Ihr Gefangener und hierher ins Lazarett gebracht worden. Meine Kerls hatten sich überfallen lassen und sich nicht um mich gekümmert, die Hunde! Sie hielten mich wohl für tot und hatten mich unterm Fenster liegen lassen.

Wie wollen Sie nun mein Verhalten erklären? Springt man für nichts und wieder nichts zum Fenster hinaus, auf die Gefahr hin, sich alle Knochen zu brechen? Bin ich eine alte Bauersfrau, die vor eingebildeten Gespenstern davonläuft? Nein, aus seltsamerer Ursache ist gewiß noch keiner in Gefangenschaft geraten.

Sie sagen, die roten Bücher hätten sich vorgefunden, herausgerissen aus meinen Packtaschen am Boden, halb verkohlt und gräßlich zerfetzt? Nun, ich kann Ihnen schwören, ich hätte sie für alle Schätze der Welt nicht wieder berühren mögen!"

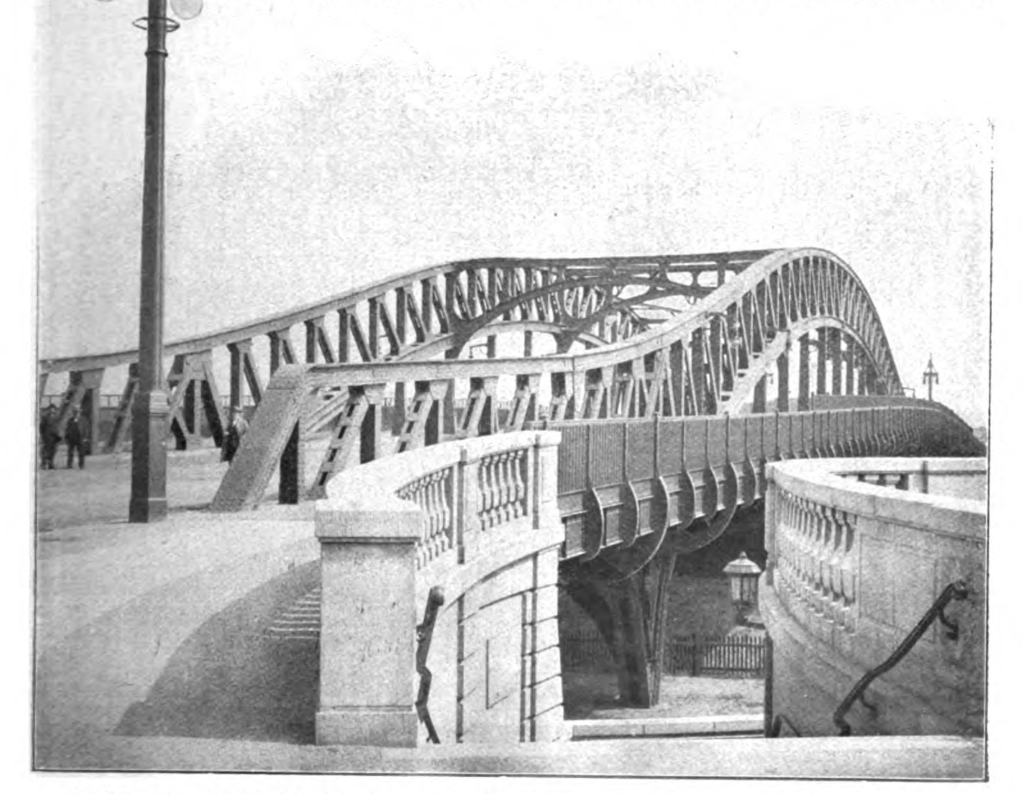


Deutsches Bauwesen im Kriege

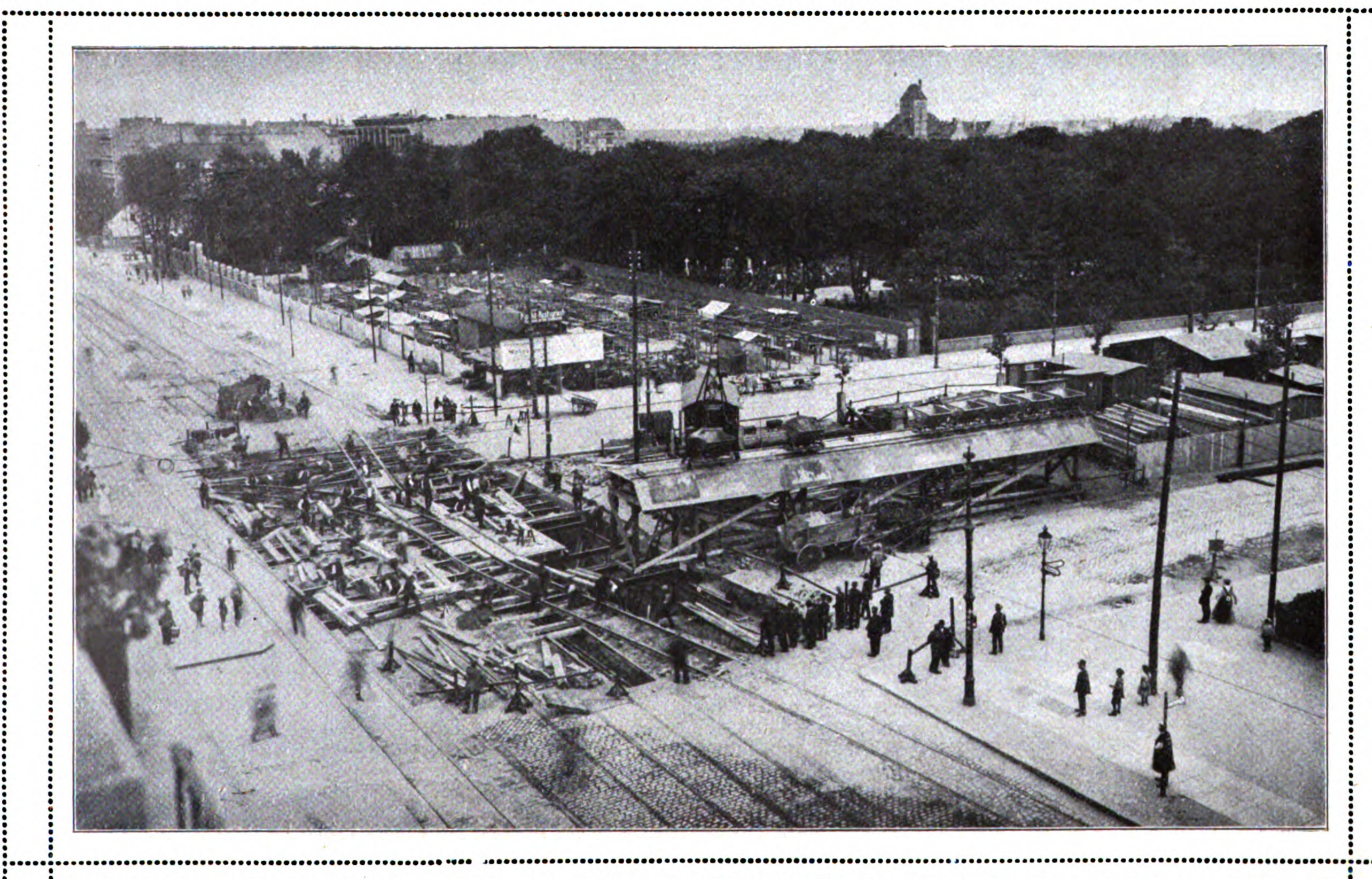


Von Anselm Michael

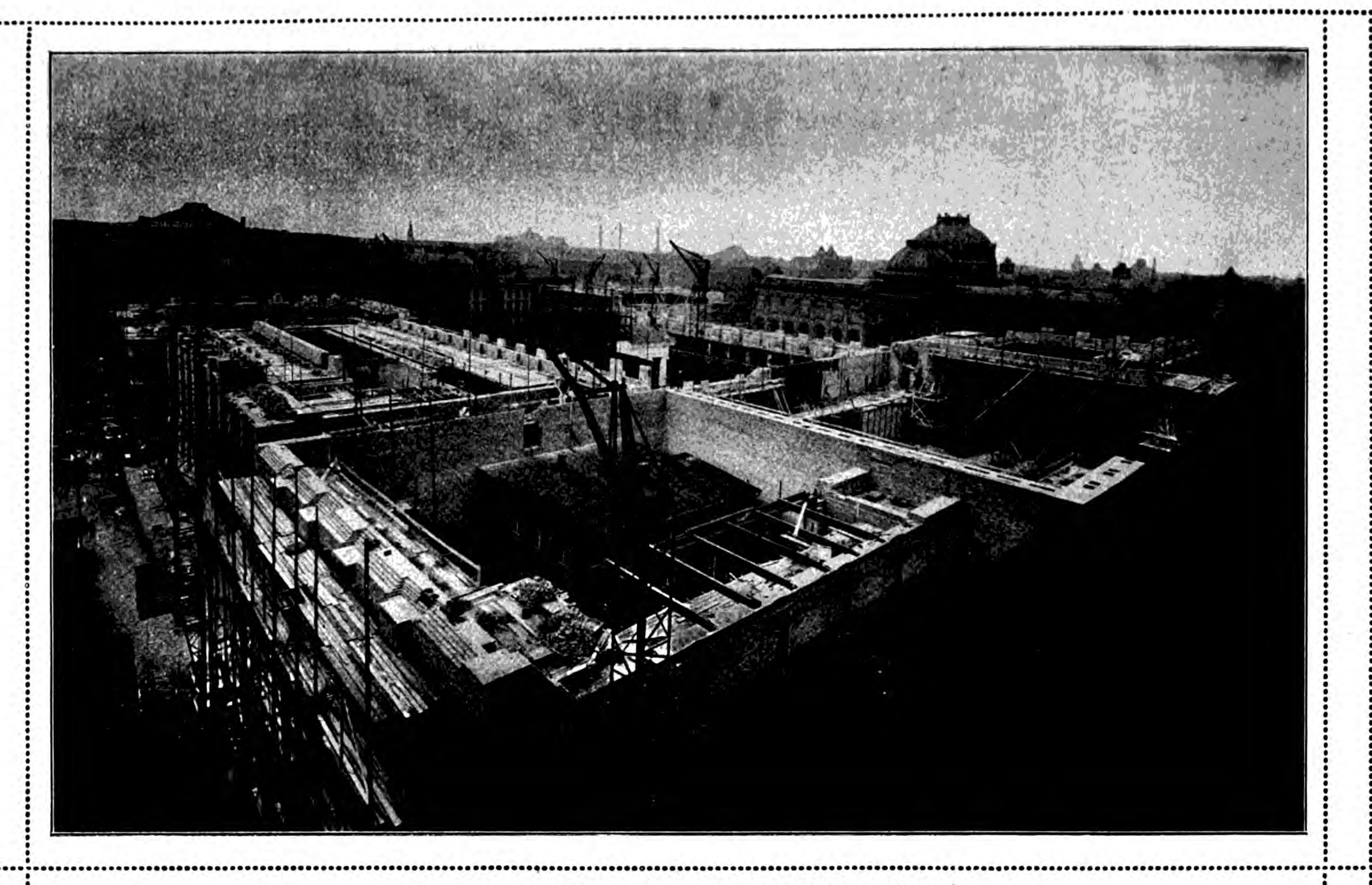
Eine tiefe Weisheit steckt in der Erzählung von der Reise durch das eigene Zimmer. Wenn man den Blick auf das Naheliegende einzustellen beginnt, wachsen oft, wie Blütengärten, die der Feenstab des Märchens hervorzaubert, ungeahnte Schönheiten ans Licht. Man steht dann überrascht vor allerlei Wirklichkeiten, die zu unserer Umwelt gehörten und an denen wir, wie mit Blindheit geschlagen, vorübergingen. Immer wurde in Museen und Sammlungen nach bestimmten alten Möbeln, Stichen und Dosen geforscht, und zufällig entdeckt man sich als glücklicher Besitzer irgendeines Schatzes dieser Art. Eine verachtete Kommode ergibt sich plötzlich als ein Werk aus der vielgeliebten Luisenzeit oder ein vergilbter Stich als ein echter Chodowiecki. Solche Geschenkfreuden kann das rechte Sehen bescheren, aber daß gerade wir Deutschen im Gebrauch der Augen lässig sind, beweist unsere Stellung gegenüber der gesamten Nationalkunst. Wir haben bisher in der Gewohnheit Ferngläser aufzusetzen gelebt. Was westwärts vom Rhein, jenseits des Ärmelkanals, selbst des Weltmeers geschaffen wurde, kannten wir genau, nur über das Wesen deutscher Kunst jeglicher Art herrschten bei uns recht verworrene Begriffe. Kamen schon Maler wie Grünwald, Malerbildhauer wie Pacher, Graphiker wie Schongauer arg zu kurz, so litt unter dieser allgemeinen Kurzsichtigkeit vor allem die Baukunst, die meist, selbst dem Kunstliebhaber, als ein Gebild aus Himmelshöhen gilt. Es hat des Weltkrieges nicht bedurft, um manchen Verständnisvolleren längst diesen Reichtum der Heimat zu erschließen. Auch die Reiselust half zu neuen Erkenntnissen, und soviel durch sie deutsche Fernensehnsucht gefördert wurde, von manchen Stellen tönte nachdrücklich der Werberuf zu liebevollerer Kenntnisnahme des durch Natur und Kunst so reich gesegneten Vaterlandes. Treffend konnte damals ein lustiger Kritiker



Berlins hundertste Brücke: Die Hindenburg-Brücke. Bauzeit: Sommer 1913 bis September 1915
Baumeister: Stadtbaurat Geh. Baurat Krause. Baukosten: 1056000 Mark



Von der im Bau begriffenen Nord-Süd-Untergrundbahn in Berlin. Baumeister: Stadtbaurat Geh. Baurat Krause. Veranschlagte Kostensumme: 66,35 Mill. Mk.



Erweiterungs- und Neubauten der Königlichen Museen in Berlin
Begonnen November 1911, fortgeführt während des Krieges, Baumeister Alfred Messel (†) und Ludwig Hoffmann. Veranschlagte Aufwendungen: 2200000 Mk.

gegen die Übertriebenheiten des Globetrotter-tums das vorausschauende Wort sprechen: „Sie werden so lange nach dem Orient rei-sen, bis sie eines Tages Klein-Machnow entdecken.“

Und mancher Columbus fand tatsächlich schon vor Kriegsausbruch seine neue Welt im nachbarlichen Bezirk. Kenner der deut-schen Baukunst haben immer wieder ihre Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit gepriesen. Wer nun selbst den Wanderstab in die Hand nahm und aufmerksam schaute, zählte bald mit zu ihren Verkündern. Wir haben es erlebt, daß ein feinsinniger Kunstliebhaber begeisterte Worte über das verfeinerte Schön-heitsempfinden der Belgier schrieb, als er, von London kommend, in Genter Straßen Umschau gehalten hatte. Das schlichte Bür-gerhaus wurde ihm zum Kulturmesser, und englische Plumpheiten stellte er neben bel-gische Anmut. Und wie von einer Offen-barung berichtete er dann von Eindrücken in kleinen Städten Mecklenburgs und Bran-denburgs. Was für wundervolle Zopfhäuser hatte er in Güstrow, was für gotische Spuren in Storkow entdeckt. Wem dieser Quell sich erst einmal erschloß, der hat für sein Lebelang erquickenden Trank zu schlürfen. Das Wan-dern braucht nicht nur des Müllers Lust zu sein, sondern wird es vor allem dem Bewun-derer und Kenner deutscher Baukunst. In keinem Land, sagt der ganz von französischer Verzauberungsmacht erfaßte Architektur-freund, läßt sich die Stilgeschichte reiner ab-lesen als in Frankreich. Man durchreist dort den Süden und hat die herrlichsten Beispiele der Antike um sich, in Landesmitte prangen die Renaissanceschlösser des Loiregebietes, und der Geist der Gotik redet nirgends über-wältigender als in den Kathedralen des Nordens. Und in unserem Vaterlande? An keiner Stelle zeitigte der romanische Baustil reichere und reifere Früchte als im alten Kern-land Sachsen. Als Gipfelwerk der Gotik ragt der Kölner Dom. Redlich haben sich die Fran-zosen bemüht, einen Renaissance-Edelbau wie das Heidelberger Schloß zu vernichten. Und ist es nicht ganz natürlich, daß gerade bei uns in Berlin, Dresden und vor allem im Süden die unvergleichlichen Meister des Barock, an ihrer Spitze Schlüter, wirkten, denn „die nordische Schönheit,“ sagt Wölflin, „ist nicht Schönheit des sicher Geschlossenen und Begrenzten, sondern des Grenzen-losen und Unendlichen.“ Ja selbst die Stilwirrnis des 19. Jahrhunderts hat bei uns noch die edle Nachblüte des Hellenismus in Schinkel und die der römischen Kai-serzeit- und Hochrenaissance-kunst in Semper erlebt. Um die Wende des 20. Jahrhun-derts fand die gewaltige Ent-wicklung Deutschlands zur Weltmacht ihren stolzesten Ausdruck in dem Ringen nach dem neuen deutschen Stil. Etwas Bodengewach-senes, das allen Zeitwillen der technischen Ära mit ih-ren Forderungen der Zweck-mäßigkeit und praktischer Aus-gestaltung in sich aufnahm, begehrte einerseits im Raum-gebilde nach Ausdruck. Und hier gingen die Baumeister rücksichtslos gegen die Über-lieferung vor. Nur das Neue, nur das echt Deutsche war ihre Losung, gleichviel welche Verblüffung Niegesehenes vorerst hervorrief. Aber auch die weisen Fortschrittler traten auf, die bei allem Umbil-dungseifer von Hochschätzung für das Gewesene erfüllt wa-ren. Wir dankten der Ge-nialität Messels eine unend-liche Bereicherung, denn in seinen Bauten wurde alle Fülle klassischer Vorbilder mitbenutzt und zugleich, in Fortsetzung gotischer Grund-



Gartenseite vom Bau der Pulsschen Stiftung in Charlottenburg Bauzeit: März 1914 bis Oktober 1915 Baumeister: Stadtbaurat Seeling. Baukosten: 730000 Mark



Die Neue Freie Volksbühne am Bülowplatz in Berlin. Bauzeit: September 1913—1915
Baumeister: Architekt O. Kaufmann. Baukosten 2000000 Mark

sätze, der zeitgemäße Stil geprägt. Wie seine klare, tönende Stimme durchdrang und Ruhe im Werdegetöse zu schaffen begann, ist in vielen Straßenbildern deutscher Städte abzulesen. Aber es handelte sich noch um die ersten Schöpfungstage, als die Sintflut des Weltkrieges alles treibende Leben plötzlich überflutete. So furchtbar war der Anprall, daß das große Finis verhängt schien, und auch der Tapferste vorerst keinen Lichtblick schimmern sah. Aus Stimmen des feindlichen Auslands empfand man die Schadenfreude über diesen jähen Stillstand. Hatten doch Frankreich und England längst auf Lorbeeren geruht und in ihrem behaglichen Erhaltungszustand peinlich die Regsamkeit des wachstumfrohen Nachbarn gefühlt. Der Jugendstil trug als l'art nouveau Aufruhrkeime in die historische Stilruhe der Franzosen. Störend wirkt noch heute das Wagnis eines solchen Gebäudes mitten in der Vornehmheit der Paläste der Champagner-Millionäre in Reims. Greulich verzwickte Dinge, an denen immer noch die überlegene Technik feingeschulter Werkkünstler sichtbar blieb, entstanden auf dem kunstgewerblichen Markt. Und England beobachtete, zuweilen kritisch belustigt, aber mit immer steigendem Interesse deutsche Fortschritte im Bauwesen und in den angewandten Künsten. Messels Wertheim-Bau, der Rheingoldpalast von Schmitz, die Fülle vortrefflicher Eigenhäuser, die Gartenstädte und viele Schöpfungen der Kunstgewerbler fanden rückhaltlose Anerkennung. Man gab den Gönnerton nicht auf, beurteilte vieles auch spöttisch schonend als etwas — teutonisch. Man fühlte sich ganz berechtigt, vor allem in Dingen der Heimkultur, als Vorbild. Aber gerade während der Kriegszeit ist das klare Zugeständnis deutscher Überlegenheit durch Gründung eines englischen Werkbundes erfolgt, der zum Schutz britischer Erzeugung, vollständig nach deutschem Plan, Industrielle, Künstler und Kunsthandwerker in engen Zusammenschluß brachte. Ein Ätna schien durch den Weltkrieg auf den deutschen Riesen gewälzt und mußte ihn zermalmen, aber das Wunder geschah, daß er trotz Schlachtenqualm und Glut weiteratmete.

Nichts beweist seine Lebensfülle schlagender als die Kulturleistungen, die er mit dem Riesenalp auf der Brust beständig fortsetzt. Besondere Ansprüche an Arbeitskräfte und Geldmittel stellen Werke der Baukunst. Und dennoch gab es auch hier kein Feiern. Staunend konnte man sich von der Fülle des Vollbrachten auf der Ausstellung überzeugen, die in der Königlichen Akademie der Künste in Berlin für diesen Jahresanfang vorbereitet ward. Es galt hier das deutsche Bauwesen während des Krieges vorzuführen, und das Werk schwoll zu beängstigendem Umfang unter den Händen der Veranstalter. Man



Geschäftshaus Kaisereck am Kurfürstendamm in Berlin. Bauzeit: Juli 1913 bis Dezember 1914
Baumeister: Architekt E. Schaudt. Baukosten: 1750000 Mark

konnte und wollte nicht wählerisch nur das Beste darbieten, auch die Anschaulichmachung deutscher Finanzkraft war ein wesentlicher Gesichtspunkt. So erschloß sich, wie auf den Landschaftsgemälden des Rubens, eine überquellende Fruchtbarkeit. Man hatte wohl die künstlerischen Gesichtspunkte gewahrt, aber die Üppigkeit der Darbietungen sollte hier den Triumph bereiten helfen. Die verschwenderischen Barockpaläste, die während des Dreißigjährigen Krieges, die köstlichen Schlösser und Museen, die gleich nach dem Siebenjährigen Krieg und in der sparsamen Zeit der Freiheitskriege entstanden, haben von jeher die Unverwüstlichkeit unserer baukünstlerischen Kräfte dargetan. Nie aber hatten sich die zerstörenden Elemente so dräuend um das Vaterland gesammelt wie jetzt, und um so sichtbarer tritt deutsche Phönixnatur durch das Bauwesen seit 1914 hervor. Und die Ausstellung sagte, daß es sich keineswegs überwiegend um Befriedigung praktischer Bedürfnisse in Nutz- und Zweckbauten handelte. Es standen vielmehr gerade monumentale Gebäude, meist für ideale Zwecke, im Vordergrund. Die Kriegskosten verschlingen Unsummen, und dennoch sind Hunderte von Millionen zur Vollendung solcher Arbeiten verausgabt worden. Diesen Finanzsieg machte der Charakter der Ausstellung klar, und daher wurde bei jedem in der Abbildung gezeigten Bau die aufgewendete Bausumme besonders vermerkt. Man hatte von vornherein alles Kleinere, Billige ausgeschieden, so die Fülle der Eigenhäuser, die ein besonderes Ruhmesblatt unserer heutigen Baukünstler bedeuten. Aus militärischen Gründen fehlten auch alle Fabriken, Kasernen und Verwaltungsbauten, die unmittelbar durch den Krieg entstanden waren. Der staunenswerte Gesamtbetrag von über 350 Millionen wurde durch die Abbildungen angegeben. Dennoch handelte es sich eben nur um eine Teilveranschaulichung, denn die deutsche Gesamtbautätigkeit während des Krieges wird auf weit über $1\frac{1}{2}$ Milliarde veranschlagt.

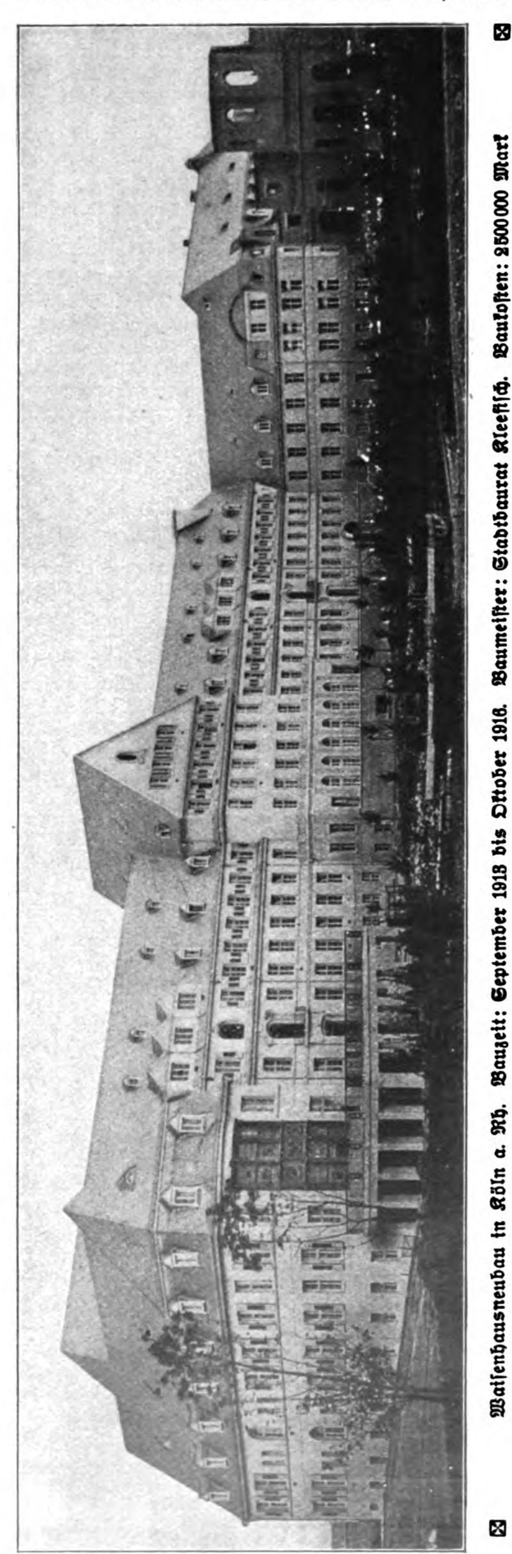
Obenan in der Reihe der abgebildeten Monumentalbauten standen die Gebäude für die allgemeinen Bildungszwecke, für Schulen und Kunstsammlungen. In edlem Wetteifer haben Staatsbehörden und Stadtgemeinden gerade für die Ausgestaltung der Unterrichtsanstalten der Jugend stets in Deutschland bedeutende Mittel ausgeworfen. Monumentale Bauten sind neu erstanden, die in ihrer künstlerischen Durchbildung das ästhetische Empfinden der Kinder fein entwickeln und in allen ihren Einrichtungen die Erfahrungen unserer vielbewunderten Schulhygiene verwerten. Für Zwecke der Kunst- und Wissenschaftspflege sind hervorragende Theater und Museen gebaut worden. Nahe der dänischen Grenze, in Hadersleben, wurde sogar ein reizvolles Freilichtmuseum geschaffen, ein Musterbeispiel für die neue Form künstlerischer Schaustellungen in Deutschland. Nicht geringerer Eifer hatte sich um die Ausgestaltung der Anlagen für die körperliche Entwicklung des Volkes und sportliche Bestrebungen bemüht. Prachtvolle Bäder einzelner

großer deutscher Städte hätten den Ansprüchen römischer Kaiserzeiten genuggetan. So vermochte Mannheim an einen solchen Bau 1870000 Mark, Halle 1030000 Mark, Leipzig 1580000 Mark zu wenden. Pompöse Rathäuser, Verkehrsanlagen wie Bahnhöfe, Brücken und Tiefbauwerke bezeugten deutsche Kapitalkraft und ein eingeborenes Bautalent, das keine Zeit und keine Macht zerstückelt. Vieles von der Kriegsarchitektur, das die Ausstellung im blühenden Strauß ihrer Bilderdarstellungen zusammenfaßte, war noch in schönen Friedenszeiten geplant und begonnen. Es kam trotz des Krieges zum Abschluß; aber manches bedeutende Werk zählt von 1914 bis 1917 seine gesamte Entstehungsgeschichte. Gleichviel, ob auch verschiedene geschmackliche Entgleisungen mit unterliefen, wir haben allen Grund, uns des Gesamtergebnisses zu freuen. Ein Überschuß an Kraft und Können sprach aus der Veranstaltung. Trotz des Siegeslaufes der modernen Baugedanken fanden sich auch auf diesem Gebiet die Hüter des guten Alten. Auch hier konnte nicht allen Bäumen eine Rinde wachsen, und trotz der höchsten Bedeutung der Uniform für unser Heimatland, wird jeder Einsichtsvolle diese Vielseitigkeit des Geschmacks dankbar begrüßen.

Auch unsere Abbildungen suchten die Einseitigkeit zu vermeiden und bringen allerart Bauten und Bauanlagen aus dem Norden und Süden des Vaterlandes zur Ansicht. Reiche vergehen, aber ein guter Vers bleibt, sagte Wilhelm von Humboldt, und in diesem Sinne stellen wir alle auf Kunst und Wissenschaft bezüglichen Neuschöpfungen voran. Im November 1911 waren die Erweiterungs- und Neubauten der Königlichen Museen in Berlin mit einem Kostenanschlag von 2200000 Mark begonnen worden. Als man Messel fünf Jahre früher die Absicht, ihm die Ausführung dieser gewaltigen Aufgabe zu übertragen mitteilte, schrieb er glückselig: „Geheimrat Bodes Frage löste einen Sturm freudigster Hoffnungen in mir aus! Was könnte ich mir sehnlicher wünschen! Es wäre die Erfüllung eines längst gehegten Traumes! Zu schön, um wahr werden zu können in einem Monumentalbau für Kunst und unter Bodes Leitung. Eine Arbeit, der man sich ganz für Jahre widmen könnte! Wirklich eine Sache, wert dafür zu leben!" Und leider hatte die unerbittliche Parze dem genialen Meister nur Frist gegeben, seine Pläne für die Riesenleistung auszuarbeiten. Alles war für den einheitlichen Bauraum auf der Museumsinsel vorbereitet, als er scheiden mußte, und sein bester Freund und Geistesbruder Ludwig Hoffmann die Erfüllung seines Traumes durchzuführen berufen wurde. Es galt aber für alle Sammlungen der hohen Kunst, wie für ihren überquellenden Zuwachs die Heimstätten zu errichten. Der Vollendung harrten das neue Deutsche Museum, für das die Reichshauptstadt eine besondere Verpflichtung fühlte, ein Erweiterungsbau des Ägyptischen Museums, ein Vorderasiatisches



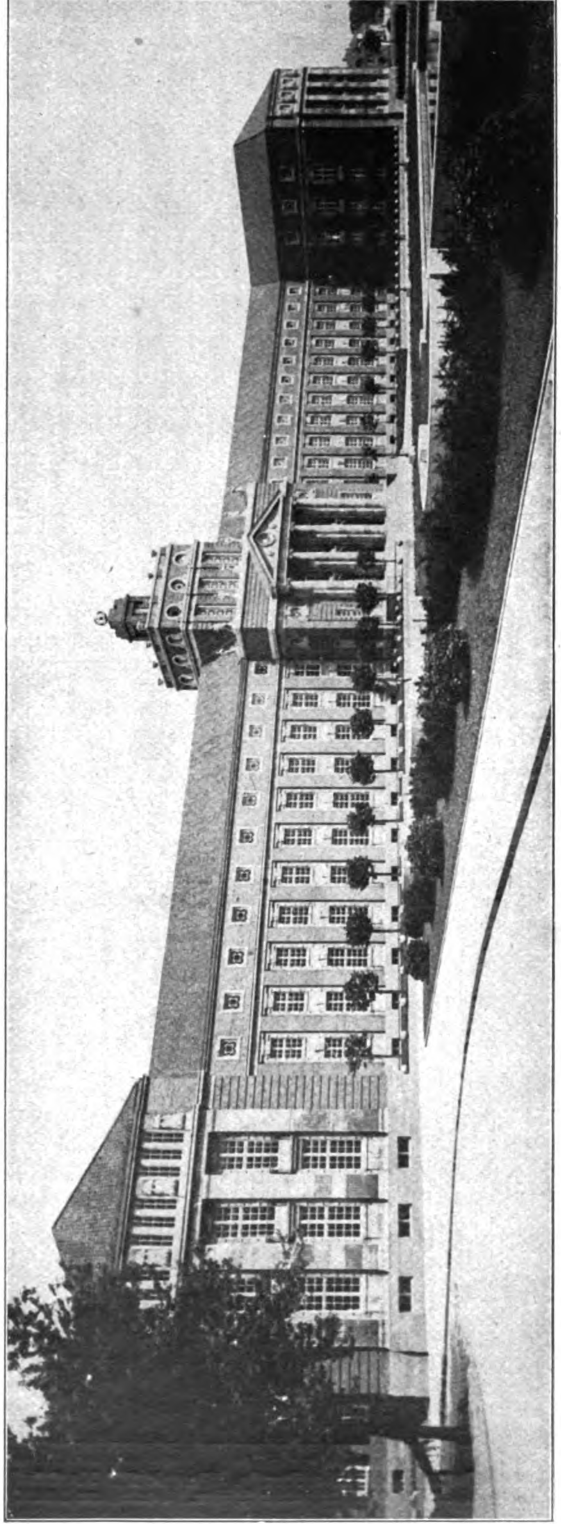
Geschäftshaus der Maschinen- und Kleineisenindustrie-Berufsgenossenschaft in Düsseldorf
Bauzeit: September 1914 bis April 1916. Baumeister: Architekt E. Bender



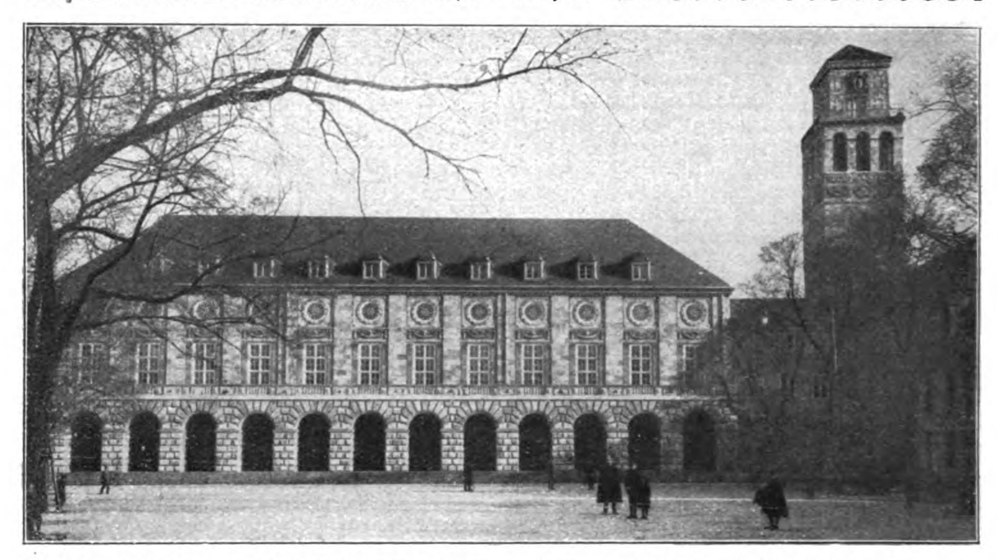
Waisenhausneubau in Köln a. Rh. Bauzeit: September 1913 bis Oktober 1916. Baumeister: Stadtbaurat Kleefisch. Baukosten: 2500000 Mark

Museum, für die durch reiche Funde angeschwollenen Schätze, und ein Antikenmuseum, in dem die Krone unseres Originalbesitzes, der Pergamenische Altar, einen ragenden Mittelpunkt finden sollte. In der äußeren Haltung der Bauten wünschte Messel die edlen Richtungslinien der Schinkel, Stüler, Strack fortzusetzen. Er lehnte sich an die Antike an, nicht in der Griechenart der schon vorhandenen Museumsgebäude, sondern im Anschluß an die klassischen Vorbilder des Berliner Zopfes. Für die Gesamterscheinung schwebte ihm das Brandenburger Tor vor, aber er machte von dem Einstigen als neuzeitlich fühlender Künstler Gebrauch. Feierlichkeit und Geschlossenheit der großen Wirkung waren seine Ideale. Jedes Museum sollte ein Teil für sich sein, und durch Höfe und Gänge war trotzdem ein inniger Zusammenhang des Ganzen vorgesehen. Diese an und für sich ungeheure Aufgabe fand größte Erschwerung durch den sumpfigen Bauboden, wie durch das Fehlen einer Zugangsstraße und die Überquerung der Insel durch die Stadtbahn. Alle Hindernisse, selbst der Tod des Meisters, und dann die schwerste Hemmung durch den Weltkrieg überwand unsere Nationalkraft. Professor Hoffmann durfte auch in den Kriegsjahren weiterbauen, und schon recken die neuen Kunstbauten ihre majestätischen Glieder himmelwärts. — Im Juli 1914, als der Schrecken der Kriegserklärung Deutschland erfüllte, war das Museum für Hamburgische Geschichte in unserer mächtigsten Hansestadt gerade in Angriff genommen worden. 1722000 Mark waren für das Baukapital veranschlagt, und obgleich an dieser nordischen Hafenstelle, wie an keinem zweiten deutschen Handelsmittelpunkt, durch den Krieg die Lebensnerven zerschnitten waren, erlitt die Durchführung des Planes keine Unterbrechung. Professor Schumacher, der hervorragende Architekt, plante im ernsten, wetterfesten Charakter der Waterkantarchitektur den Bau. Hatte doch gerade dieser Dresdener Baukünstler dank mancher Häuser, Grabmonumente und Innenräume, wie durch seinen anregenden Einfluß in der kunstgewerblichen Reform und als Lehrer an der Technischen Hochschule seinen Rang unter den besten Neuen unbestritten eingenommen. Und obgleich im schlichten Äußeren ein leiser Ton des Barock anklingt, kommt doch die Stimme der Neuzeit zu voller Geltung in Breitflächkeit und Schmucklosigkeit. Alles erscheint im Innern von Luft und Licht durchflutet. Auf unserer Teilansicht sind große, kahle Fenster, ähnlich denen des Wiener Hauses, „ohne Augenbrauen“ paarweise zusammengezogen. Jedes Ornament fehlt, und als festliche Zier dienen daneben nur die historischen Figuren in ihren Nischen. Reich müssen Alt-Ham-

monias Schätze an geschichtlichen Besitztümern sein, und Bürgerstolz hatte hier ein volles Anrecht, der Zeit zum Trotz, seinen Heiligtümern eine würdige Aufbewahrungsstätte zu errichten. — Unser Provinzialschulmuseum der Stadt Halle ist im Jahre 1912 begonnen worden und erlebte während des ersten Kriegsjahres seine Vollendung. Es kostete die Stadt 740000 Mark, was in Anbetracht seines ruhmvollen Baumeisters, Professor Wilhelm Kreis und der imposanten Gestalt seines Werkes, kein erstaunlicher Preis erscheint. Der Schöpfer der ragenden Heldendenkmäler, der für seinen Entwurf zum Völkerschlachtdenkmal den ersten Preis gewann, hat auch in diesem Museum ganz seine Wucht und einfache Monumentalität gewahrt. Frei und mit voller Bewußtheit entwickelt er seine Kräfte und verstand auch hier eine höchste Sammlung des Empfindens zu geben. Der langgestreckte, mehrgeschossige Bau mit seinen beiden Rundturmausschwellungen der Seitenenden und dem rechteckigen, geradlinig laufenden Giebelaufsatz zwischen zwei Figurengruppen erinnert in den allgemeinen Umrissen, trotz zierlicheren Charakters, an Riesenwerke des Altertums in Ägypten oder Babylonien. Weit gedehntes Mauerwerk erscheint die Gesamtfront, nur ganz wenige Fenster sind vorhanden. Den hohen Halbkreisbogen des Eingangs durchschneidet ein vorgebauter Portikus mit jonischen Säulen. Vieles weist uns auf baugeschichtliche Erinnerungen, und dennoch ist alles in neuzeitlichem Fühlen umgestaltet. Untrüglich wird der durch die moderne Bewegung geschulte Geist enthaltsamer, zweckdienlicher Ausdrucksform. — Von 1913 bis 1916 haben die vielgesuchten Karlsruher Baumeister Curjel und Moser an dem Städtischen Konzerthaus für Karlsruhe gebaut. Ihnen waren 2175000 Mark ausgeworfen, denn mit der ganzen Prachtliebe, die unsere Verwaltungen in der unerhörten Blütezeit vor Kriegsausbruch in edlem Wetteifer Höchstes für die Verschönerung deutscher Städte einsetzen ließ, sollte dieser Musiktempel ausgestaltet werden. Karlsruhe

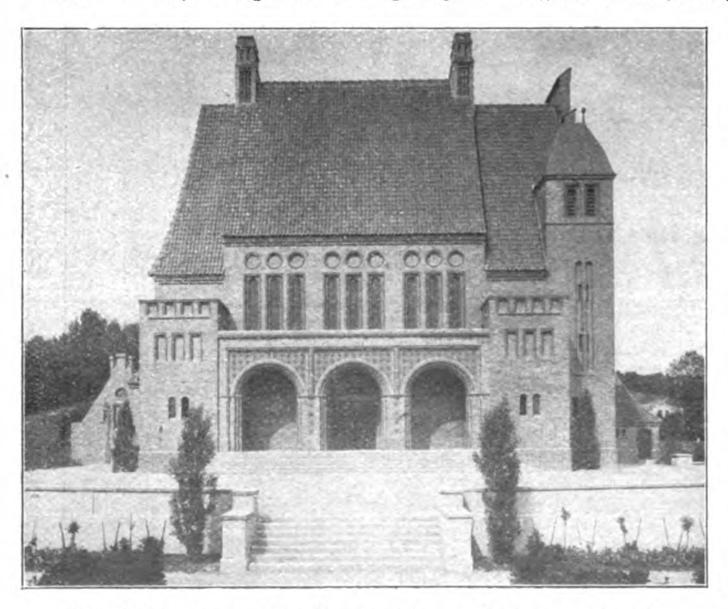


Neubau des Realgymnasiums in Krefeld Baumeister: Kgl. Baurat Hentrich und Architekt Bibricher. Baukosten: 1495000 Mark



Rathaus in Mülheim a. d. Ruhr. Bauzeit 1913—1915. Baumeister: Architekten Pfeiffer und Großmann in Karlsruhe. Baukosten: 3000000 Mark

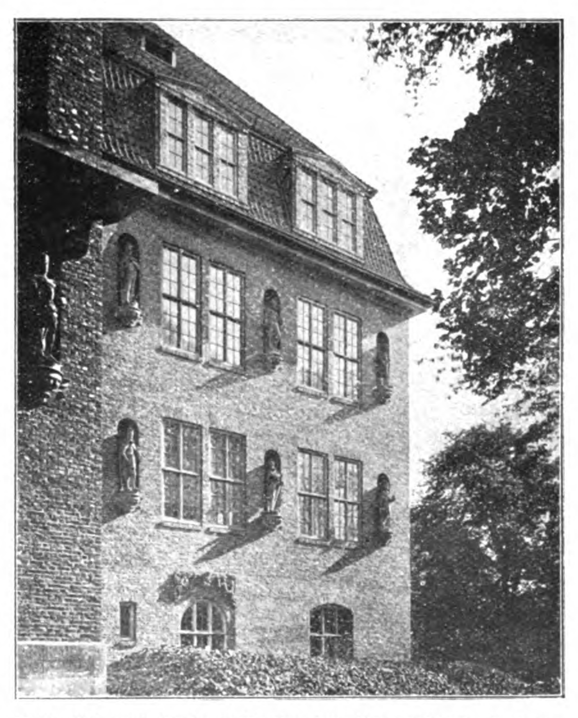
stand seit dem Wirken des süddeutschen Hauptmeisters Weinbrenner, um die Wende des 19. Jahrhunderts, dem schweren nüchternen Klassizismus dorischer Art, dem Ideal der Napoleonzeit, nahe. In dieser Stilrichtung waren eine Anzahl seiner Hauptgebäude erhalten, und so ehrten die modernen Architekten in ihrem Prostylos den Ortsgeist. Daß sie echt künstlerisch fühlten, hatten sie in verschiedenen Bauten Badens und der Schweiz bereits bewiesen. Ebenso originelle wie gediegene Eigenhäuser waren zum Zeugen geworden, daß sie mit weiser Zurückhaltung des Baukünstlers von heute doch nie den Leitfaden der Überlieferung aus ihren Händen gleiten ließen. — In Dresden hat Professor Hans Erlwein den Mut gehabt, trotz der dort so eifervollen modernen Bewegung, in vornehmer klassischer Form ein Städtisches Ausstellungsgebäude auszuführen. Aber sein jonischer Tempeleingang findet genug verwandte Baubeispiele in Elbflorenz. — Eine der glänzendsten Widerlegungen der feindlichen Brunnenvergiftung durch Aussprengung des Schlagwortes vom deutschen Barbarismus ist die Vollendung des großartigen Volkstheaters am Bülowplatz in Berlin. Aus dem freien Entschluß des arbeitenden Volkes wurde der Bau geboren. Der Hunger nach Kunst war die Empfängnissphäre seines Entstehungsgedankens. Im Herzen der häßlichen Berliner Altstadt, mitten unter staubgrauen Berliner Baracken, ähnlich gelegen wie der dem sozialen Wollen des Kaisers entsprungene Märchenbrunnen am Friedrichshain, ist das Bühnenhaus aufgeführt worden. Der



Feuerbestattungsanlage in Danzig. Bauzeit 1913 bis Oktober 1914
Baumeister: Stadtbauinspektor Dähne. Baukosten: 165000 Mark

Vater des Werkes, der Verein der Freien Volksbühne, zählte vor dem Krieg 75000, jetzt im Krieg nur 38000 Mitglieder. Er hatte aus dem Pfennig des kleinen Mannes vorerst selbst einen bedeutenden Baufonds gesammelt, und gerechterweise übernahm die Stadt Berlin bei Kriegsausbruch eine Millionenhypothek. Zum Baumeister wurde der geniale Oscar Kaufmann berufen, der in Berlin durch sein Hebbelschauhaus und das Kino am Nollendorfplatz, wie durch das Bremerhafener Theater bereits das Kennwort des besten modernen Theatererbauers trug. Seine Fähigkeit als Raumgestalter hatte er erfahrungsgemäß erprobt, und so gelang ihm diesmal ein großer Wurf an praktischem Grundplan, an Ausgleichung der äußeren und inneren Teile, Formgebung und künstlerischer Durchbildung. Die Außenseite wirkt mit bodenständiger Wucht. Sie verschmilzt dorische und Barockzüge in dem Säulenteil der Mitte, dem Giebelaufbau und den schwingenden Biegungen des Kupferdaches und der Frontfläche. Die Innenteile des Bauwerkes, sein Bühnenhaus, seine beiden Treppenhäuser, die Garderoben, die Wandelhalle, treten klar zutage. Der riesige Bau faßt 2000 Menschen und umfängt den Besucher doch mit intimer Vornehmheit. Bis zum Kassettendach ist der Zuschauerraum mit tiefpurpurnem Mahagoniholz getäfelt, und Wärme und Feierlichkeit werden ausgestrahlt. Auf schmuckreiche Ornamentik ist gänzlich verzichtet, nur schwarze Holzeinlagen heben Flächenteile hervor, und dies bildet mit den grauen Samtbezügen der Sitze einen eigenartigen und ernsten Zusammenklang. Überall spürt man den Willen zur großen Raumwirkung und zur Sachlichkeit, und das Auge des Kenners genießt den schönen Rhythmus der geschwungenen Brüstungen der Ringe. Zwei geistesverwandte Helfer aus dem Gebiet der hohen Künste, der gotisch stilisierende Bildhauer Metzner und der klassisch hochgestimmte Maler Hans Unger, halfen den Eindruck des Ganzen durch ihre schmückenden Beiträge erhöhen. „Die Kunst dem Volke“ lautet die Aufschrift über dem Ein-

Fassaden-Ausschnitt der Realschule an der Uferstraße in Hamburg Begonnen September 1914. Baumeister: Prof. Fr. Schumacher und Baurat Bauer. Veranschlagte Baukosten: 730000 Mark



Teilansicht vom Museum für Hamburgische Geschichte in Hamburg. Begonnen Juli 1914. Baumeister: Prof. F. Schumacher und Bauinspektor Schmidt. Veranschlagte Baukosten: 772000 Mk.



Städtisches Konzerthaus in Karlsruhe. Bauzeit 1913—1916
Baumeister: Architekten Curjel und Moser. Baukosten: 1750000 Mark

Baukosten hatte es aufgezehrt. Der Dreibund der Regierung, der Stadtgemeinde und der Berufsorganisationen hatte zu seiner Vollendung zusammengewirkt. Der Prometheusfunke des Gedankens einer deutschen Reichsbibliothek war schon im Jahre 1848 von Wilhelm Heinrich Hahn in Hannover entzündet worden, aber das heilige Feuer der Geistestat lohte erst jetzt in Kriegsstürmen. Gerade trotz der Zeit war es herrlich, den Beweis erbringen zu können, daß wir den gleichen Kulturleistungen in Paris, London, Rom, Florenz und New York nicht nachzustehen brauchen. Um den Sinn des Ganzen würdig zu erfüllen, haben 4042 Verleger und 2000 andere Firmen, gegen 800 Behörden, 245 Akademien, Universitäten, Bibliotheken, wissenschaftliche Institute, Schulen, Vereine und wirtschaftliche Körperschaften beigesteuert. Die völlig symmetrische Grundrißform erinnert an einen Flugapparat, und auf ihr erhebt sich der Bau mit 120 Meter langer Front und 63 Meter Tiefe der Mittelachse. Die beiden Flügel, die sich

gangstor, und in der Sorgenzeit des Volkes konnte eine solche Urkunde des Idealismus Gestalt annehmen. — Hoffnungsfreude schwellte in Leipzig die Herzen, als im Oktober 1913 der Grundstein für den Bau der Deutschen Bücherei gelegt wurde. Das Denkmal eines geistig einigen Deutschlands sollte erstehen, das der Zukunft als große Hinterlassenschaft eine Übersicht über das gesamte Schaffen der Gegenwart bieten wollte. Dann fiel durch den Krieg der Reif in der Frühlingsnacht. Und trotzdem verdorrte keine Knospe, denn im Mai 1915 wurde der erste Spatenstich für das Gebäude am Deutschen Platz getan, und im September 1916 stand es mit der Fülle seines Inhalts unter Dach und Fach; 2500000 Mark

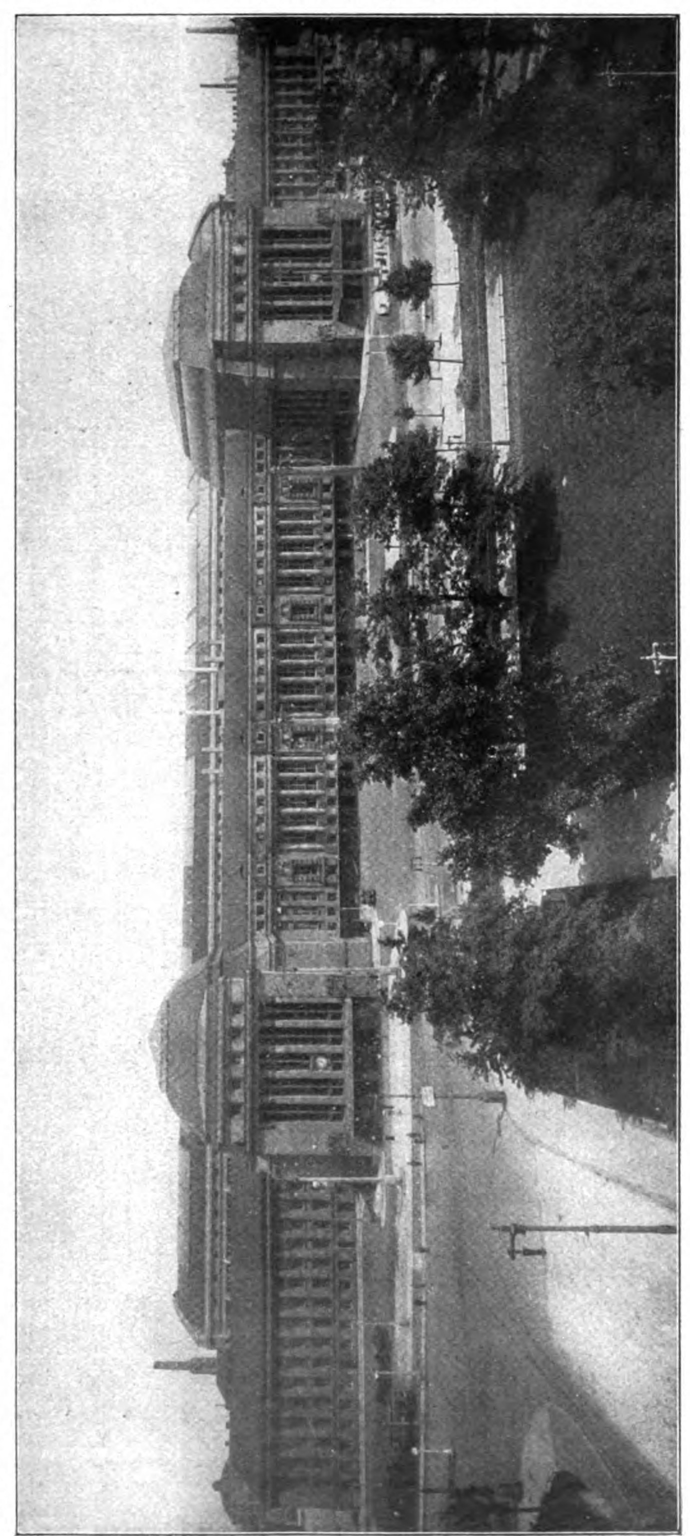


Deutsche Bücherei in Leipzig. Bauzeit: Mai 1914 bis September 1916
Baumeister: Geh. Baurat Schmidt, Baurat Pusch, Baurat Baer. Baukosten: 2500000 Mark

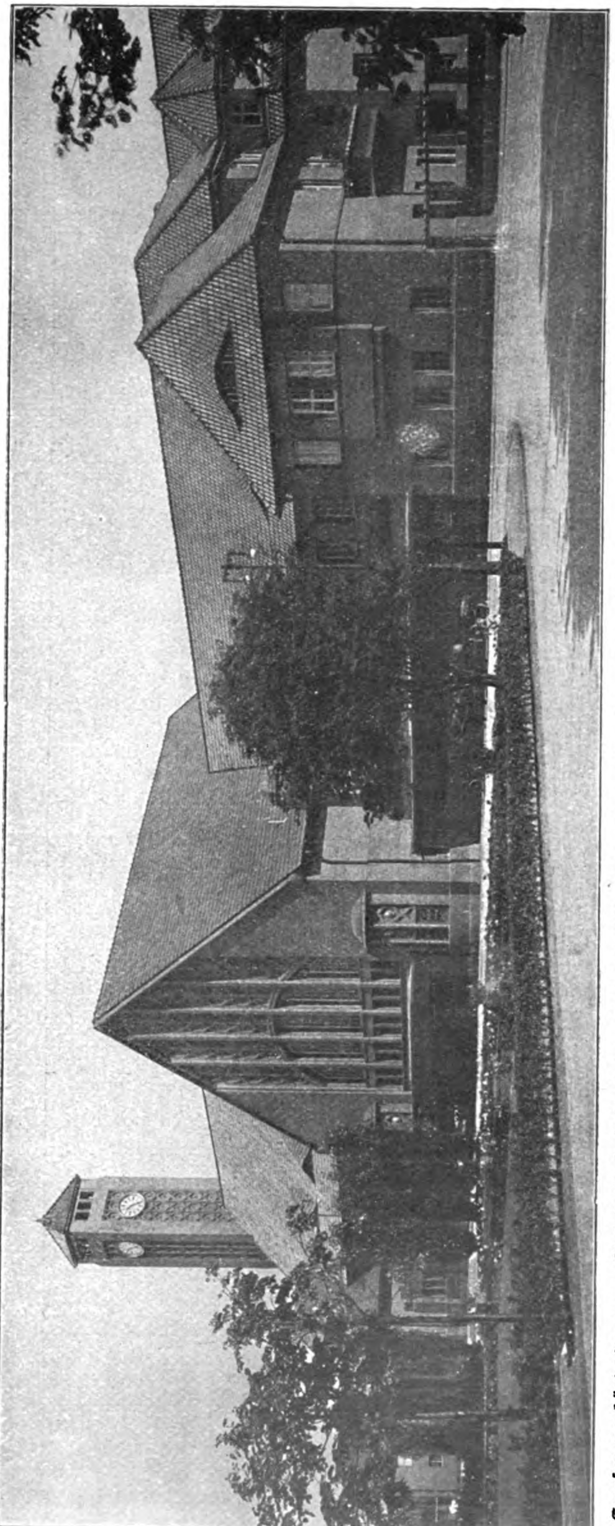
an den Mittelbau schließen, vergrößern sich, und ihr Vorsprung wird durch zwei Rundtürme vermittelt. Im Mittelpunkt des Ganzen liegt der Lesesaal mit vorläufig 176 Sitzplätzen. Straff und wuchtig, ganz in modernem Sinne, haben die Baumeister das Haus im Frührenaissancestil ausgeführt. Nur der Haupteingang und die Erker der Rundtürme zeigen plastischen Schmuck und schöne vergoldete Kunstschmiedearbeiten. Reizvoll wirken die verschiedenartigen und doch in schulmeisterlicher Regelmäßigkeit nebeneinander geordneten Fenster, und das Weiß der Gitter, wie das Grün des Holzes an Türen und Fenstern gegen das Graugelb des Putzes wird örtlichem Geschmack gerecht. Eine Welt von Feinden sucht des Vaterlandes blanken Ehrenschild in den Staub zu ziehen, und unbeirrt kündet eine Aufschrift der Bücherei, daß hier eine

Freie Stadt für freies Wort,
Freier Forschung sicherer Hort,
Reiner Wahrheit Schutz und Port

geschaffen wurde. — Daß Förderung von Bildungszwecken ein in dem Deutschen unbesiegbarer Trieb ist, trat in der Akademieausstellung durch die Abbildungen neuester Schulbauten hervor. Allein achtundvierzig solcher Häuser waren zu studieren, die in ihren einzelnen Bausummen je zwischen 300000 bis 1500000 Mark darstellten, und deren Gesamtsumme die kaum faßliche Ziffer von 34291000



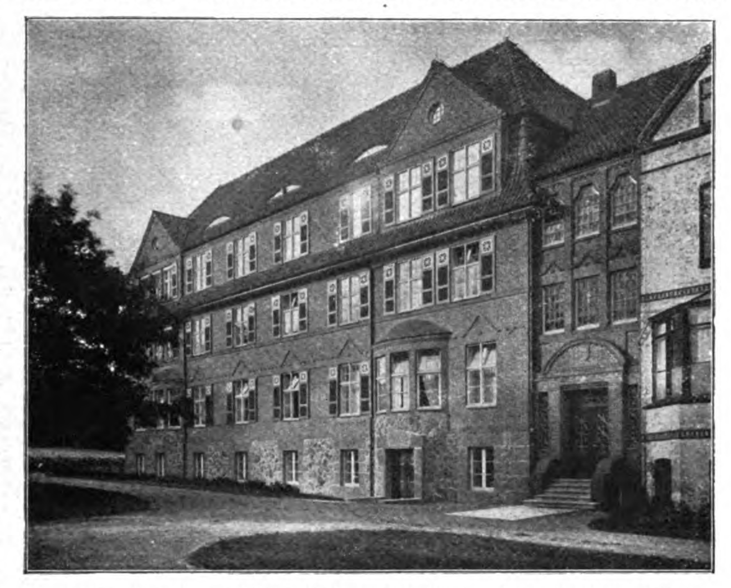
Der neue Hauptbahnhof in Leipzig. Bauzeit: 1909 bis September 1915. Baumeister: Architekten Lossow und Kühne in Dresden. Baukosten: 14410000 Mark



Empfangsgebäude des neuen Bahnhofes in Oldenburg. Bauzeit: 1912—1916. Baumeister: Reg.-Baurat Mettegang und Oberbaurat Schmitt, Reg.-Baumeister Langewand. Baukosten: 3500000 Mark

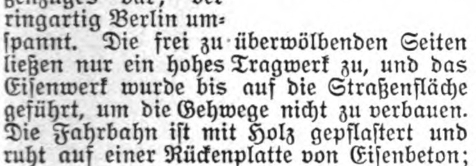
Mark betrug. Mustergebäude, wie die Königliche Augustaschule und die Kirschner Oberrealschule in Berlin, die Königliche Baugewerkschule in Neukölln sind entstanden. Auch unmittelbar hinter der Front war man für kulturelle Entwicklung besorgt, denn in Colmar wurde zwischen 1914 bis 1916 die Pfeffelschule vollendet. Wir zeigen den Neubau des Krefelder Realgymnasiums, dessen langausgezogener Block mit seinem quadratischen Turmteil über der jonischen Säulenhalle des Eingangs und seinen hervortretenden Eckblocks wie den breiten Pilastern zwischen der Doppelreihe rechteckiger Fenster einer Frührenaissance-Fürstenresidenz gleicht. Dieses Äußere läßt zugleich die Fürsorglichkeit der modernen Bauausführung für Weiträumigkeit und Helligkeit deutlich werden und verrät den Willen, bei großartiger Erscheinung der Stilform auch entschieden bürgerlichen Sinn zu wahren. — Der Ausschnitt aus der Fassade der neuen Hamburger Realschule zeigt in Material und Bauform des Architekten sichere Einstellung in den Ortscharakter der alten Seehafenstadt.

Auch bedeutsame Leistungen für Verkehrszwecke hat die Kriegszeit entstehen sehen. So hat die hundertste Brücke Berlins, die Hindenburg-Brücke, die 1913 von Stadtbaurat Krause begonnen war, 1915 durch ihn ihren Abschluß gefunden. Es ist ein Werk, das 1056000 Mark kostete und das unter den mannigfaltigen Brücken der Reichshauptstadt eine besondere Lösung des Brückenproblems darstellt. Früh wurde bei uns in Eisen gebaut, dann ging man, wie bei der Langen Brücke unter Friedrich I., zu Stein über und bedient sich heute des Eisenbetons. Sicherlich sind die alten steinernen Brücken, wie der Ponte Molle oder die Prager Ne-



Ev.-Lutherische Diakonissenanstalt in Flensburg. Bauzeit: Juni 1914 bis September 1916. Baumeister: Architekt Schlichting, Dipl.-Ingenieur Widmann Baukosten: 240000 Mark

pomukbrücke, trotz ihres monumentalen und oft so malerischen Wesens, zuweilen unpraktisch, und es freute den modernen Baumeister, mit Eisen Gewaltiges, Schmuckhaftes und zugleich Praktisches erzielen zu können. Neben der Festlichkeit unserer Schloßbrücke, der Kraftfülle der Schillingsbrücke, dem federnden Leben der Herkulesbrücke, der Eleganz der Hansabrücke bedeutet diese Hindenburg-Brücke ein Element der Verschönerung im Berliner Stadtbild. Sie stellt eine Überführung der Bornholmer Straße, ein Schlußglied des Straßenzuges dar, der ringartig Berlin umspannt. Die frei zu überwölbenden Seiten ließen nur ein hohes Tragwerk zu, und das Eisenwerk wurde bis auf die Straßenfläche geführt, um die Gehwege nicht zu verbauen. Die Fahrbahn ist mit Holz gepflastert und ruht auf einer Rückenplatte von Eisenbeton; hohe dreiarmige Kandelaber senden eine Lichtstärke von 4000 Kerzen herab. Dem Namen der Brücke entsprechen ihre Einfachheit und die Großzügigkeit ihrer Gliederung. Alles ist schmucklos und klar und doch von schönem Schwung getragen, und in der Kraft





Das neue Städtische Ausstellungsgebäude in Dresden. Bauzeit: Frühjahr 1914 bis April 1916 Baumeister: Stadtbaurat Hans Erlwein (†). Baukosten: 460000 Mark

Provinzialschulmuseum in Halle a. d. S. Bauzeit: 1912—1914
Baumeister: Prof. W. Kreis in Düsseldorf. Baukosten: 740000 Mark

des Linienflusses fand der künstlerische Gesichtspunkt sein Ausdrucksmittel. — Im Tiefbaubetrieb sind trotz des Krieges für Verkehrsanlagen überraschende Arbeiten geleistet worden. Nicht nur ist die Main- und Oderkanalisierung, wie der Rhein-Hernekanal zu nennen, auch das Riesenwerk der Berliner Untergrundbahnen konnte trotz gewaltigen Menschen- und Geldverbrauchs fortgeführt werden. Die im Bau begriffene Nord-Südbahn, die auf 66,35 Millionen Mark veranschlagt ist, erlitt keine Betriebsunterbrechung. Der alte Plan Werner von Siemens', Berlin im Zug der Friedrichstraße, mit elektrischem Schnellbahnbetrieb zu versehen, wird jetzt unter Leitung des Stadtbaurats Krause zur Wirklichkeit. Siemens hatte noch die New Yorker Hochbahn mit ihren Eisengerüsten und Stützen beiderseits des Fahrdamms vorgeschwebt. Dann erwies sich die neue Baumethode auf der Strecke vom Zoologischen Garten bis zur Warschauer Brücke als so günstig, daß heute das Untergrundbahnwerk seinem Abschluß entgegenreift. — Mit berechtigtem Stolz werden wir immer auf Bahnhöfe von gewaltiger Ausdehnung hinweisen, deren Bau während des Krieges ihren Abschluß fand. Am Hauptbahnhof in Leipzig, dem neuen herrlichen Wahrzeichen der Stadt, wurde von 1909 bis 1915 gebaut und ein Vermögen von 14410000 Mark verausgabt. Die Dresdener Architekten Lossow und Kühne haben mit dieser Schöpfung dem Schönheitsfreund wie dem Praktiker genuggetan. Sie setzten als zuverlässige Fachleute eine überkommene Architektursprache fort und fanden zugleich den vollbefriedigenden Ausdruck für die Freunde der heutigen Formensprache. Hatten sie doch schon in Dresden beim Bau der Hygieneausstellung bewiesen, daß sie begeistert an der Entwicklung des Neuen mitarbeiteten. Wie Messels vertikaler Parallelismus für Berlin schulbildend wurde, entstand der weniger strenge, von dem Geist des Zwingerbarock natürlich umfangene Neu-Dresdener Stil, und ihn halfen diese den bequemen Akademismus meidenden Architekten fördern. Man spürte damals Takt und Tempo der Maschinen, des Welthandels, des Schnellverkehrs in ihrem Werk. Auch in dem Leipziger Hauptbahnhof hämmert der verwandte Puls. Ein Bauwerk von bestem Geschmack begrüßt beim Eintritt den Gast der schönen Sachsenstadt. — Der von 1912 bis 1916 erbaute Bahnhof in Oldenburg will den Reisenden sofort in den Ortsgeist einführen. Er forderte 3500000 Mark für seine Ausführung, und doch stimmte die Großherzogliche Staatsbahnverwaltung mit den Baumeistern überein, daß nicht der italienische Palast, sondern der niedersächsische Giebelhausstil anklingen sollte. So mahnt das breit gesetzte Empfangsgebäude an die landesübliche Dorfkirche wie die Bauernkate. Oldenburg besitzt keine dem Lande eigentümlichen Bauformen, aber in der Auswahl der Baumaterialien, in der nüchtern gesättigten Farbengebung und den mächtigen Dachformen prägt sich bodenwüchsiger Geschmack aus. Der zwanzig Meter hohe Giebel mit seinem fünfteiligen Bogenfenster läßt volles Licht ein. Seine filigranartigen Ziegelmuster und erkerartigen Vorbauten mit vergoldeten, schmiedeeisernen Ziergittern betonen den Haupteingang. Die braun-violetten, handgeformten Klinker der Außenseite, das saftige Grün des Holzwerks und gelbbrauner Verputz weisen den Tonklang, der uns häufig genug aus dem oldenburgischen Bauernhaus entgegentönt.

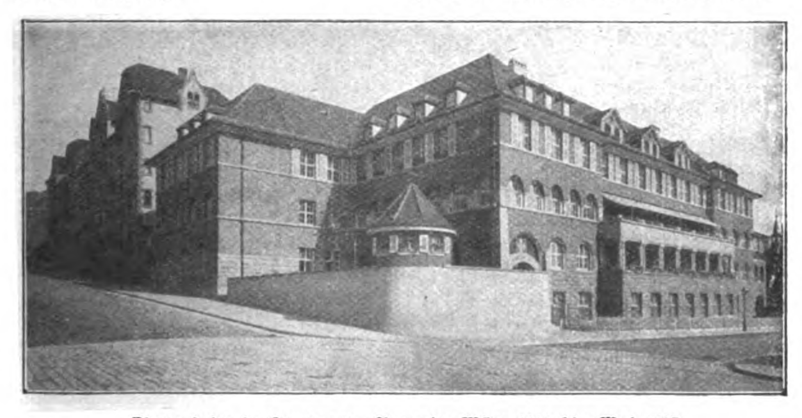
Unsere deutschen Städte haben ihr Selbstbewußtsein durch die feldgraue Zeit keineswegs gemindert und in verschiedenen stattlichen Rathäusern dem eigenen Gemeinwesen

würdige Sinnbilder errichtet. Auch hier handelte es sich um Millionenausgaben. Forderte doch der Prachtbau der sächsischen Industriestadt Plauen nicht weniger als 4000000, und der Berliner Vorort Friedenau wandte 1650000 Mark an ein imposantes Rathaus. Wir griffen für unsere Abbildung das Rathaus aus dem Kohlengebiet in Mülheim a. d. Ruhr heraus, das so traulich schlicht, wie für versonnene Provinzstille anmutet und das doch 3000000 kostete. Die Kriegszeit war besonders der Errichtung von Bauten günstig, die mit Todesbeziehungen zusammenhängen, und so ließ Danzig ungestört 1914 die ein Jahr früher begonnene Feuerbestattungsanlage für 165000 Mark zu Ende führen. Steil wie die Flamme ragt der Bau mit den Schornsteinen, die gleich Akroterien aus den Dachecken aufstreben, aus seinem Treppenunterbau. Er hat etwas von einer Burg, einer Kirche, einem norddeutschen Wohnhaus und verquickt glücklich gotische und antike Architekturformen.

Ungebrochene deutsche Wirtschaftskraft sprach auch aus einigen Geschäftshäusern. Ende 1914 fand „Kaisereck“, der gewaltige Bau des Architekten Emil Schaudt am Augusta Viktoria-Platz in Berlin, seinen Abschluß. Er hatte seinem Bauherrn 1750000 Mark gekostet. Hier bedingte die Nähe der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche und der Romanischen Häuser ein feines Anpassungsgefühl, und bei gewissen romanischen Anklängen trat der erprobte Künstler doch durchaus selbständig auf. In gewissen Zügen der kolossalen Wölbung des Rundbaues hat auch Messels senkrechter Parallelismus fortgewirkt, was der Lebensunrast zahlreicher Läden und Restaurants im Untergeschoß und in den oberen Stockwerken ein äußerlich ruhevolles Wesen verleiht. — Ganz in die Kriegsjahre fiel der Bau des streng symmetrischen Zopfhauses, das die Maschinen- und Kleineisenindustrie-Genossenschaft sich in Düsseldorf errichten ließ, und das dem Wesen seiner Betriebssphäre wie der regelmäßigen Stadtarchitektur gut entspricht.

Wie das Ringen der Weltmächte Liebestätigkeit nicht nur nicht ertötet, sondern in vielen Beziehungen steigert, macht die Ausführung von Bauten für Wohlfahrts- und Wohltätigkeitszwecke klar. Was für einen erstaunlichen Waisenhausneubau hat sich Köln geleistet! Die alte reiche Rheinstadt sah ihn erst im Oktober 1916 fertiggestellt und war in der Lage 2500000 Mark dafür zu verausgaben. Der Kasernenstil ist durch ansprechende Dachkonstruktionen und einen Säulenrundgang unter langem Eckbalkon glücklich vermieden. Mütterliches, Zuverlässiges spricht aus dem hellen Heim. — Traulich anheimelnd und doch bürgerlich selbstbewußt ist auch der Eindruck des neuen Kinderheims der Stadt Stuttgart, für das 360000 Mark erforderlich waren. Der Spielhof auf erhöhter Terrasse bildet sein Eckstück, und das nette in ihm geborgene Gartenhäuschen wirkt selbst wie ein heimatloses Glied, das hier Zuflucht fand. Schon das Äußere im warmen Farbenkleid roten Heimatgesteins und braun-violetter Verputzung läßt die Innenausgestaltung deutlich ablesen. — Nordischer Ernst prägt den Charakter der Evangelisch-lutherischen Diakonissenanstalt in Flensburg. Wir begreifen, daß hier nur stille, gütige Frauen aus- und eingehen. — Dagegen hat der hochherzige Spender der Pulsstiftung in Charlottenburg ein Altersheim für 730000 Mark aufführen lassen, das bei aller Neuzeitlichkeit an lachenden italienischen Villenstil erinnert. Besonderer Wert ist zur Erheiterung der Gemüter auf Farbenfreudigkeit gelegt, und dazu sollen auch die hübschen Gartenanlagen beitragen.

Oft genug hat man von den gebahnten Wegen gesprochen, die die Künste für ihr Auftreten brauchen. Schon der griechische Weise meinte: stets liebte Kunst das Glück, das Glück die Kunst. Wenn aber der Genius der Architektur auch in diesen tränenvollen Zeiten seine Jünger zu frischen Taten spornte, dürfen wir um so fester auf den Sonnenaufgang in deutscher Zukunft harren.



Kinderheim in Stuttgart. Bauzeit: März 1914 bis Mai 1915
Baumeister: Städt. Oberbaurat Tandle. Baukosten: 360000 Mark




Die Befreiung der Nationalitäten durch den Zehnverband

Von Prof. Dr. Ed. Heyck



Die Regierungen der Entente, wie wir sie trotz dem Fremdwort nennen mögen, haben sich gegenseitig in so viel Unwahrheiten über ihre gemeinsame Uneigennützigkeit hineingeredet, daß sie nun auch darin zu immer größeren Torheiten vorangetrieben werden und das alte Wort „Weh' dem, der lügt!" sich nach den anfänglichen Erfolgen der ungeheuerlichen Völkerbeschwatzung an ihnen schon erfüllen will. Die bezeichnendsten und stärksten Beispiele für diese Selbstbenebelung des politischen Verstandes auf jener Seite waren die am 30. Dezember 1916 dem amerikanischen Botschafter in Paris übergebene Antwort der Entente auf das vom deutschen Kaiser großherzig angeregte Friedensangebot und die ferner am 10. Januar auf Wilsons ‚Friedensnote' gegebene Erwiderung. Beide tragen sie das Merkmal französischer Phraseologie, der ‚französischen höheren Intelligenz', an die mit merkwürdiger Unumstößlichkeit nun einmal geglaubt wird, — soeben las ich wieder diesen Ausdruck, daß ihn der sonst so kräftig für uns streitende Pfarrer Bolliger am Neumünster in Zürich brauchte! Vor allem ist es Frankreich selber, das diese bevorzugte politische Erleuchtung in Anspruch nimmt, obwohl klügere Franzosen öfter gesagt haben, man sei wohl spirituel, mais pas intelligent. So muß diesen eingebildeten Vorrang denn auch das überlegte England schonen und läßt ihn für werbende Zwecke gewähren. Deshalb durfte Frankreich die Antworten an Deutschland und Wilson stilisieren, wobei allerdings Herr Balfour dafür sorgte, das Schriftstück an den amerikanischen Präsidenten durch eine englische besondere Note, die nicht so wie die Briandsche aus Falstaff und Jules Verne gemischt war, zu ergänzen. Wir möchten uns unwillkürlich in diesem bezeichnenden Hinweis auf Balfours verdeckte Kritik genügen. Es geniert gewissermaßen, das, was über jenen französischen Gewaltschuß des blauen Dunstes gerechterweise zu sagen ist, vor der naiven Wohlerzogenheit auszusprechen: daß diese Leute als unter Kuratel zu stellende Idioten erscheinen müßten, wenn sie nicht Tausende von solchen hinter sich und zum Teil sich auch auswärts gegenüber hätten, von denen sie bitterernst genommen werden. Eine politische Wortführung, die von völkerbeglückender Selbstlosigkeit trieft und gleichzeitig von Seite der Sieglosen die kühnsten Eroberungs- und Vernichtungspläne enthüllt, muß zwar hirnverbrannt erscheinen. Aber insofern ist sie es nicht wirklich, als sich diese geistige Verworrenheit aus höchsten Graden von verwöhnter Oberflächlichkeit, eingelebter Unwissenheit und darauf beruhender Selbstvortäuschung erklärt und als sie tatsächlich damit immer noch Massenkräfte von Zustimmung, Beihilfe, Gefolgschaft auf ihre Seite zieht, die infolge bestimmter öffentlich-neugeschichtlicher Entwicklungen die genügende Kritiklosigkeit in sich besitzen. Nicht der Historiker, der sich mit den geschichtlichen Zeiten einer wirklichen politischen Kunst zu beschäftigen pflegte, die mit dem Tatsachensinn noch ungelöst zusammenhing, sondern ein Dickens im Weltgeschichtskaliber müßte diesen publizistischen Ententekrieg als Stoff anpacken, oder ein Rabelais, ein mächtigerer Marx Twain. Uns Deutschen fehlt die hinlängliche Vorgewöhnung an derartige geistige Milieumöglichkeiten, und auch die Diplomatie bei uns hat nicht das Zeug dazu. Ihre Beweisführungen, Klarstellungen, Überzeugungsversuche setzen beim Gegner Eigenschaften voraus, die er schlechterdings nicht mehr hat, sie berühren ihn nicht, weil sie psychologisch nicht zu ihm hinunterreichen. Die private Achtung vor der guten Lebensart der gebildeten Franzosen, Engländer, Russen ist berechtigt, aber die viel zu viele bei uns leitende Hochachtung vor der politischen Bildung, dem Anstand und Rechtsinn, der geklärten Vernunft in der öffentlichen Meinung der Franzosen und der ihnen nächst befreundeten Nationen ist ein andauernd uns geradezu verhängnisvoller Irrtum. Statt mit wahrer Gelehrtengenauigkeit, als ob es sich um staatsmännische Klassiker handelte, die Reden dieser ministeriellen Windgötter nebst der begleitenden Journalistik zu untersuchen und kommentieren, sollten wir besser erkennen, was sie in Wirklichkeit sind, politische Morphinisten, die nun seit Jahren sich und alles mit ihnen in Trugbildern umnebeln, welche sie bald die unglaublichsten Mißgriffe machen lassen, bald in unfaßliche Hochmutsräusche von Siegeswahn versetzen und sie zum übrigen noch die widersinnigsten groben Advokatenkniffe im Nimbus begeisternder Erlöserideen der Menschheit ausposaunen lassen.

Auch was jüngst der Gegnerverband sich mit dem verkündeten Nationalitätenprinzip geleistet, wird nicht anders verständlich. Miterklärt wird es dadurch, daß in den Franzosen nie viel Geschichtssinn und Geographie waren. Und der Brite, der diese Noten mit unterschrieb, ist seinerseits gewohnt, die Welt sehr obenhin in Engländer und Nichtengländer einzuteilen, wo es bei letzteren auf das Genaue nicht so ankommt. In der eigenen Geschichte pflegt der englische Politiker vom College her oder etwa aus Gardiners

„A Student's History of England" mit jenem praktischen Nationalverstand Bescheid zu wissen, nach welchem auch die auswärtigen Gegenpole, wie z. B. die Gestalt Napoleons, für den englischen Gesichtswinkel sehr lehrreich begriffen sind. Was eben draußen liegt, empfängt die Urteile und Gesetze nach dem englischen Alleinrecht, und darin liegt die moralisch beruhigte Rechtfertigung dieser ganzen imperialistischen britischen Geschichte; denn was kann einer Menschengruppe schließlich förderlicher und ehrenvoller sein, als daß sie unter England kommt? Was gilt denn groß so eine auswärtige Nationalität, wenn dort die sichtbarsten Kreise selber sich nichts Höheres wissen, als jede englische Augenblicksmode, ob es das Bridge oder eine Dinner-Sitte ist, als eigene Auszeichnung aufzurichten, oder wie der einstige Burenheld Botha zum beeiferten Diener des britischen Obsiegers zu werden? — Also vorderhand, sagt sich England im Hinblick auf seine französisch-italischen Kastanienholer mit ihren Elsaß- und Adriawünschen: mögen sie nur flott die Nationalitäten als einen höchsten allgemeinen Trumpf verkünden, wenn Frankreich nun einmal nicht anders kann, als daß es für jeden seiner Zwecke eine Menschheitsidee konstruieren muß. Die Hauptsache ist **Belgien**, hier ist die unverzügliche Gefahr für die Weltgebieterschaft der englischen Nation, die noch nie die anderen Nationen als mitberechtigte anerkannte. Denn stets nur von dieser geographischen Stelle konnte die Zukunft des Inselreiches erfolgreich aufgehalten oder bedroht werden, im Mittelalter von Frankreich, später von Spanien, dann wieder von Ludwig XIV., von Napoleon, der Antwerpen schon zum größten Kriegs- und Handelshafen des ganzen Kontinents auszubauen begann. So wie England 1809 — im Jahre Schills, Dörnbergs, des Braunschweiger Herzogs mit seiner schwarzen Freischar — das von ihm zum Kriege angestachelte Österreich alsbald im Stich ließ, die verabredete Landung an der Weser, welche zur Mobilisierung Norddeutschlands führen sollte, einfach nicht erfüllte, um statt dessen einen günstigen Handstreich auf Antwerpen zu versuchen, durch welche Kleinselbstsucht dann alles mißlang, ebenso sorglos im übrigen versteift es sich seit 1914 auf das Tabu der belgischen „Nationalität", die es sehr möglich für eine existierende halten mag, — tun's doch auch Leute in Deutschland. Um Belgiens willen läßt England die konfuse Parole gelten, die den bekannten Idealismus der Entente in den verkündenden Appell zusammenfaßt, nunmehr die allgemeinste Lösung des Nationalitätenprinzips — die „radikale" Lösung, setzte man in Italien hinzu — ewig ruhmreich zur Herstellung des endgültigen Glücks der Menschheit vorzunehmen. Und jene Pazifistengeister jubeln hysterischen Beifall, die das endgültige Menschheitsglück bisher durch den Internationalismus herzustellen verhießen und von ihren Wolkenkuckucksheimen tief auf nationalgesinnte Männer niederblickten.

Würde es dazu kommen, das wäre der Selbstmord der ganzen Entente, von England um die Alte Welt herum bis Japan, wäre das Ende der Monroedoktrin, der Verzicht der Vereinigten Staaten auf Panama, Philippinenherrschaft und das allerneuestens eingesteckte dänische St. Thomas. Das Weitere findet sich, sagt man sich in London. Bringt England durch diese seine schlimmste Krise, die gefahrvoller ist, als die nach 1809, wo gegenüber Napoleon und seinen Vasallen England schier allein stand, nur noch zum letzten, endgültigen Mal durch, daß Belgien nicht verloren geht, — daß die Siegesmacht des für prinzipiell erklärten Unsinns ausrichtet, was die Waffen nicht vermochten —, dann ist **alles** gerettet. Belgien kann nur unter deutsche oder englische Hoheit kommen, ein halbes drittes gibt es nun fortan nicht länger; wie man's macht, in welcher Form, ist nebensächlich. Hat doch England die bewährten Muster aus Indien, Persien, Ägypten, wie man vom Beschützer mit allmählicher stetiger Ausschaltung der geschichtlichen Zwischenwände zum Inhaber wird. Drehpunkt der Weltgeschichte ist also jetzt, daß die ganze Völkerwelt das Eigenrecht der Nationalitäten fordernd gutheißt. Alles um das eine Belgien, das zwar keine Nationalität ist, doch damit das Rule Britannia sich endgültig dauerfest über Europa legt, welches seit den Tagen von Bouvines 1214, wo Frankreich, England und zwei Kaiser, der niederdeutsche Otto IV. und der süddeutsch-italische Staufer, zusammenschlugen, durch sieben Jahrhunderte all seine weitesttragenden Entscheidungen auf diesen südniederländischen Schlachtfeldern fallen sah, nach jenem geschichtlichen Gesetz, daß immer die großstrategischen Punkte mit denen der großmerkantilen Verkehrsbedingungen zusammenliegen. Bisher rang England um Belgien mit Frankreich, das nicht mehr in Betracht kommt. Wenn es diesmal nun dauernd gelingt, Belgien an England anzuketten, so hat das Angelsachsentum nachher vor keinen „Nationalitäten" mehr zu sorgen. Das ist die Methode, die in diesem scheinbaren Wahnsinn, dieser so halsbrecherisch noch nicht erlebten Parole, die England mitmacht und befördert, ist. So sahen wir denn auch, wie Balfour an das gar zu allgemein-fulminante Elaborat des Herrn Briand seine **noch**maligen Schlußsätze über das schon einmal darin genannte Belgien anhing und wie er auch die belgische „Regierung" in Havre noch besonders in Bewegung setzte. —

Gönnen wir uns den ironischen Augenblick, die Entente bei dem festzuhalten, was sie in die Welt hinaus verkündet, stellen wir uns vor, man würde auf Bismarcksche Art die gegenüberstehende Politik in die Schlingen, die sie selber ausgeworfen, zu ihrer peinlichen Überraschung hineindrängen und sie auf die eigenen leichtfertigen Aktenstücke schmerzhaft

festnageln. Dabei ist zu beachten, daß die Entente in zweimaliger Forderung nicht bloß die Nationalitäten anerkannt wissen will, sondern daß sie durch die Note an Wilson vom 10. Januar — die laut offiziöser Mitteilung abermals durch Briand als den „Sprecher der 800 Millionen Seelen" unserer Gegner erging — die Zurückgabe aller Gebiete fordert, die den Ententestaaten vormals gewaltsam und gegen den Wunsch der Bevölkerungen entrissen worden seien, was dann doch auch für uns in Anspruch zu nehmen wäre, angesichts jenes idealen Rechtssinns, der alle Handlungen und Ziele des Vierverbandes leitet.

Die Welt nach den dauernd zu ihrem Recht gebrachten Nationalitäten eingeteilt! Dann würde Japan Korea herausgeben und seine Drangsalierungen Chinas abstellen, zu dessen „Gunsten" es übrigens schon Kiautschau mit der gegenwärtig schicklichen Uneigennützigkeit zu erobern behauptet hat. In ganz Asien stiegen wunderhafte Reiche aus den halben und ganzen Vergessenheiten empor; zum genügsam umfriedeten Glück rosseweidender oder fischefangender Naturvölker, die kein Tschinownik mehr ausplündernd ängstigte, kein Militärgouverneur für die Schützengräben aushöbe, kehrten Tungusen und Baschkiren, Kirgisen und Samojeden zurück. Von Wolga bis Dwina in dünne bevölkerten Weiten lebte der jetzt sogenannte Großrusse. Schwerlich wohl neidlos zwischen seinen Birken würde er nach dem entschwundenen Transkaukasien und der tatarischen Krim hinüberdenken, von wo die wundervollen Früchte auf seinen Märkten stammen, die feurigen grusinischen, kachetischen, krimschen Weine zu ihm kommen, würde er auf das Reich der Ukrainer, wo die Getreidefelder wogen und die Erde voll von Schätzen liegt, auf das der Weißrussen blicken, wo das hochgebaute Smolensk als das 1669 eroberte Westtor des alten Rußland thront. Denn nach dem Nationalitätenrecht würde diesen Völkern ein verjüngtes Eigendasein blühen, so wie das tapfere Bulgarien, der südlichste Slawenstaat, es sich kühn und groß zurückerkämpfte und wie es den selbstgetreuen Polen die Siegeshand der Mittelmächte schenkte. Innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie, um Agram und die adriatische Küste entlang, liegt der Schwerpunkt der serbo-kroatischen Nationalität, die nur ein und dieselbe ist und sich von je zu den treuesten Untertanen des Kaiserhauses stellte. Sie wird ihre unerlösten Brüder in Serbien, die unter den Obrenowitschen und Karadschordschen so viele unrühmliche Zeiten durchgemacht, an sich ziehen, desgleichen die Stammgenossen in den schwarzen Bergen. Und wenn man sonst danach noch gehen will, wo eine Nationalität am sichersten für ihre Dauer und Zufriedenheit aufgehoben ist, so vereinigte man das ganze Rumänien mit dem habsburgischen Siebenbürgen, rundete auf diese Weise eine wohlumschlossene Nationalität unter geeigneten Bürgschaften ihrer Selbständigkeit; wobei auch noch Bessarabien, jetzt russisch, einzufügen wäre, da es ein rumänisch bewohnter alter Teil der Moldau ist. Zypern würde zu Hellas kommen und England seine Fahne herunternehmen, die es auch hier auf die schon erwähnte Weise mit Nichthaltung „beschützend" geschlossener Verträge aufgerichtet hat. Malta, dessen Bevölkerung ein griechisch-italienisch-englisch verkauderwelschtes altes Arabisch spricht, käme an Tunis oder Tripolis, was schließlich dasselbe ist, da der Islam die Eigentümlichkeit hat, das Wesen der Nationalität darzustellen, und da jedenfalls nach dem Ententegrundsatz von den gewaltsam und wider den Wunsch der Bevölkerung entrissenen Gebieten die Küstenlande von ganz Nordafrika zum Kalifenreich zurückkehren würden. Spanien nähme seinen Hausschlüssel Gibraltar wieder in die eigene Hand, Italien erhielte von Frankreich Korsika, sowie das durch den großmütigen Napoleon III., den Beschützer des Nationalitätsprinzip, ihm entwundene Nizza und das dynastische Stammland Savoyen wieder. Ob Italien Südtirol haben dürfte, das diese herrlichen Politiker 1915 hätten umsonst bekommen können, bleibt strittig, da Tirol stets ein ungeteiltes Land war und nie erobert wurde und da es so wenig wie Triest sich nach der Herrschaft der römischen Advokaten sehnt. Zudem ist das tirolische Gebiet auch im Süden deutsch durchsetzt, sogar bis über die Grenze, wo es auf den südlichsten Alpen-Hochflächen die noch nicht ganz verwelschten „Sieben Gemeinden" und „Dreizehn Gemeinden" gibt, die die österreicher Deutschen also von ihrer Seite anzusprechen hätten. Der politische Kunststaat von 1830, Belgien, löste sich auf und wiche der Nationalität, was hoffentlich auch ohnedies der Fall sein wird. Mit ihm verschwände sein von französischer Geschichtsoberflächlichkeit aus Cäsars de bello Gallico hervorgesuchter Name, der erstmals in den Revolutionskriegen nach 1792 genannt worden ist. Die alten salischen Franken, jetzt Vlamen, würden sich der Wiedervereinigung mit ihren über Dünkirchen und „Hazebrouck" hinaus wohnenden Landsleuten erfreuen. Mit den nördlicheren Holländern sind sie nicht recht vom selben Stamm, sie sind fränkisch, wie die Rheinländer, die Niederländer im Königreich sind wesentlich friesisch; doch sind sich die Schriftsprachen, schon im Zusammenhang mit dem alten großniederländischen Aufstand gegen Herzog Alba, durch grammatische Behandlung angenähert. Wollen sich die beiden geschichtlichen Bevölkerungen der Niederlande vereinigen, nach Gefühlen oder Einsichten, die 1830 noch keinen Kurs hatten, so ließe sich darüber wohl in beiderseits nützlicher Weise auch mit Deutschland reden. Denn obwohl Deutschland durchaus nicht alles mit Haut und Haar zu schlucken verlangt, was ihm durch die geschichtlichen Rückgabegrundsätze der Entente angeboten wird — 1794

eroberte die französische Kriegführung das kaiserliche Gebiet des burgundischen Reichskreises, das spätere „Belgien" —, so könnte oder vielleicht müßte Deutschland doch am Ende zu den dauernden Sicherungen dieser „endgültigen Lösung" das Wesentliche beitragen.

Frankreich hat nun am 30. Dezember 1916 in der formellen Ententenote, die Herr Briand an Herrn Wilson abfertigte, den so lange verweigerten geistigen Verzicht auf das alamannische Elsaß — zu dem noch Mömpelgard und Belfort zurückkehren würden —, sowie auf das fränkische Lothringen zugunsten der angestammten Nationalität ausgesprochen. Da es aber noch allgemeiner durch die zweite Note vom 10. Januar die „Rückgabe der gewaltsamen und gegen den Wunsch der Bevölkerungen gemachten Eroberungen" empfiehlt (sagt's nicht weiter: es war den Herren in Paris inzwischen eine Kleinigkeit wegen der Nationalität im Elsaß zugeflüstert worden), so fällt Deutschland noch eine bedeutende Erbschaft aus dem alten römisch-deutschen Reiche zu, wonach das alte Reichsherzogtum Lothringen herzustellen wäre und die deutsch-französische Grenze westlich von Nanzig, Toul und Birten (Verdun) verlaufen würde. Die Kaiserwiege Lützelburg, wo man das Nationallied „Der Feierwoon" singt, würde gemäß den verschiedentlichen geforderten Prinzipien ebenfalls dauerhaft deutsch versorgt. Es müßte denn etwa sein, daß Balfour, der auf die belgische „Rasse" hindeutet, die man sonst nur bei Pferden kannte, oder daß sonstige Scheidemänner der Nationalitätentrennung auch eine luxemburgische Rasse und Nationalität entdecken sollten. Die Wallonen sind trotz dem belgischen „Beulemanns-französisch" — mit diesem Ausdruck verspottet man's dort, wenn man unter sich ist — eine Spielart für sich, eine alte Kelten- und Germanenmengung, deren Idiom noch nach der Verwelschung zur altrömischen Provinzmundart fortfuhr, zahllose Germanismen aufzunehmen. So müßte man ihnen durch eine nationale wallonische Staatsgründung Rechnung tragen, ähnlich wie ja auch Island, das neuestens zu Englands hilfreicher Erwartung auf seine nicht-dänische Mundart pocht, nicht gerade als Großmacht zu betrachten ist, und man müßte Sorge tragen, daß die wallonische Nationalität einen kräftigen Schutz gegen Frankreich erhielte. Im nördlichsten Teile von Schleswig ist eine altjütische Mundart volksheimisch, wodurch Dänemark ein nationales Vorrecht zuzuerkennen wäre. Die baltischen Lande sind deutsches Land. Denn die Letten und die von ihnen ganz verschiedenen, finnenverwandten Esten sind niemals für die dortige Nationalität und Kultur bestimmend gewesen, deren anerkannte Träger und Hüter die Deutschen sind. Finnlands Nationalität ist für unsere Spalten hier etwas verwickelt, aber jedenfalls ist sie nicht russisch. Muß der Radikalismus des Sprachlichen entscheiden, so schneide man's in einen schwedisch und einen finnisch („Suomi") redenden Teil, womit man auch dem älteren Einwanderungsverhältnis einigermaßen gerecht würde. Den Norwegern müßte man die Wahl lassen, entweder wieder dänisch zu werden oder aber ihre alte Volkssprache, wie es die „Maalsträwer" anstreben, als Schriftsprache (Maal) herzustellen; denn was die Entente und ihre geistigen Gefühlsfreunde mit der gemeinten Nationalität verwechseln, ist ja oft nichts viel anderes als die amtlich geltende Sprache. Bisher nannte man das bei den Franzosen mit Vorliebe „Rasse"; auch Balfour, der feinere, aristokratische Politiker aus Salisburys Schule, doch kein Talbot im Kampfe gegen den Unsinn, spricht in seiner Übernote für die Amerikaner von den „Grenzen der verschiedenen Staaten", die „mit den Ansprüchen der Rassen in Einklang zu bringen sind", was im Lande der Yankees und Niggers auch dem Ungebildetsten verständlich ist. Den Italienern und Franzosen zuliebe läßt Balfour die „lateinischen Rassen" gelten, von denen herkömmlich gefaselt wird, weil es romanisch sprechende Nationen gibt. In Wirklichkeit aber stellen diese nach Abkunft alles mögliche entnationalisierte Volkstum dar, teils Arier, teils nicht-arische Frühbevölkerungen, Kelten, Iberer, Ligurer, Italiker, Etrusker, Rhäter, Illyrer, Daker. Rasse, Volkstum, Nationalität und Sprache decken sich bei den festländischen und nordländischen Germanen, schon nicht ganz so bei den Slawen. Die Romanen dagegen sind nichts als Sprachverwandte, dadurch, daß ihnen einst die Römer geboten, die heimische Nationalität unterging und lateinische Provinzialdialekte bei ihnen entstanden. Rußland als Weltreich gleicht aber keineswegs jenem alten Römerreiche. Es wird absehbar in Nationalitäten zerfallen, anstatt daß es seine Zusammenballungen von Gebieten und Völkertypen mit einer inneren Energie und Hochüberlegenheit, wie sie die Römer in längeren Jahrhunderten walten ließen, durchdringen kann. Vorderhand gehört Rußland in die Klasse der alten assyrischen, persischen, hunnischen, mongolischen Großreiche. Wenn drei seiner Zaren den Namen Alexander trugen, fehlt doch zum Alexanderreiche schon die grundlegende Welt- und Kulturbedeutung der russischen Sprache, wie das Griechische zur Zeit des großen Makedoniers sie hatte.

Doch auch das britische Reich wird den Balfourschen „Ansprüchen der Rassen" noch manche Opfer, außer den asiatischen, zu bringen haben. Irland brennt auf die Erlangung nationaler Unabhängigkeit, trotz Strang und gedungenen Mördern, womit man die Beseitigung seiner Patrioten betrieb. Ferner ist bekannt, wie weitgehend die Schotten die Engländer hassen und im persönlichen Gespräch verschnupft werden, wenn man sie zu diesen rechnet. Die Buren und Afrikander am Kap werden natürlich zu ihren nationalen, altholländischen Verhältnissen zurückkehren.

Nun genug, obwohl noch vieles fehlt. Der Leser wird schon darauf verzichtet haben, diesem Husarenritt auf dem feindlichen Prinzip die Regelrichtigkeit der hohen Schule beizumessen. Um Genauigkeit kann es sich aber in diesem Fall auch nicht handeln, sondern nur lediglich um eine entsprechende Antwort auf jenes leichtfertig verwirrende gegnerische Beifallsbuhlen. So wenig dessen neue prinzipielle Staatenverteilung mit tiefem Ernst durchstudiert zu werden verdient, so kann das hier Gesagte immerhin ein allgemeines Maß zutreffender Richtigkeit in Anspruch nehmen, von der das zum Trick gemachte Geschwätz der Briand und Genossen nicht eine Ahnung hat. Doch die gleichgültige Unkenntnis hat immerhin politische Werte. Sie war es vor hundert Jahren, womit die Staatsmänner in der Art des dandyhaften Castlereagh England die besten Dienste taten, da nichts in ihr verfing, was nicht zu den überlegen auftretenden englischen Nützlichkeiten paßte. Umgekehrt war das auch etwas, was auf dem unglückseligen Wiener Kongreß von 1814 die Gesamtheit der übrigen verstimmte und genierte: die deutsche Gründlichkeit als solche, die Geschäftserschwerung durch die für den großen Ländermarkt ausgewählten Berliner politischen Geheimräte, die genauen Kenntnisse, Gesichtspunkte, Geschichts-, Rechts- und Völkerfragen, die diese lästigen „Statistiker", wie man sie bespöttelte, in die Konferenzen förderten, wo etwas mehr Anpassung an die Kunst, seine Ziele durch stark herausgestrichene Ideen oder Prinzipien zu erreichen, manches noch hätte durchsetzen mögen.

In den hundert Jahren seither ist mit wachsender Fallgeschwindigkeit diese Kunst der vagen Prinzipien zu einem Mißbrauch geworden, daß man meinen müßte, sie sollten sich daran verbraucht haben. Daß dies trotzdem nicht der Fall ist, müßte uns oftmals klarer sein, erst recht aber, daß diese Technik es nicht wert sein kann, auf unserer Seite den Verstand in eine Art von Geisteslähmung zu versetzen. Das agitatorische Orchesterspiel ist in romanischen Ländern ein hypnotisierendes Geräusch geworden, das dort die rechten Leute, die sich dafür eignen, findet. Über die französische öffentliche Redekunst hat vor nicht lange in diesen Monatsheften Otto Röse die treffendsten Wahrheiten gesagt, daß sie die Rechenschaft darüber, was sie eigentlich sagt, gänzlich nebensächlich nimmt. Dem Bonmot verwandt, das immer das Vorzugsgebiet der Franzosen war, ist sie dabei doch weit unter dieses gesunken, zu einem nur alle bekannten großen Schlagwörter kraß ausbeutenden Plädoyer, das seine Schuldigkeit tun muß, während es den Tribünen noch in die Ohren fällt, das aber zu einer nachdenkenden Überlegung, zu einem Herausholen der Inhalte ungeeignet ist. Nach Mirabeaus Tode und nach dem Einrücken der 200 Advokaten in die zweite revolutionäre Nationalversammlung ist die gallische Phrase zum unaufhaltsamen Übergewicht gelangt; sie verwaltet die „erhabenen Ideen", kraft derer Frankreich — eine der mit wirklicher Freiheit und politischer Ethik am kargsten abgespeisten Nationen — sich einbildet in der Welt voranzuleuchten. Wie unter den Händen des Midas alles zu Gold wurde, so hat sich bei diesem politisch leichtgläubigsten Volk durch seine politiciens seit 1791 und wieder seit ihrem Neuaufkommen nach Napoleon der ganze öffentliche Wortschatz verwandelt zur Spiegelfechterei mit abstrakten Unwahrhaftigkeiten.

Die „Nationalität" gehörte diesem Wortschatz nicht ursprünglich an. Was die impulsive Feuerköpfigkeit der Lafayette und Genossen an chronisch gewordenen großen Ideenworten formulierte, war alles gleich für die „Menschheit" gedacht, und in dieser universalen „Humanität" wurzelte das eigentliche Hochgefühl jener begeistert aufgeregten Tage. Die von den gewaltsamsten Umformungen und episodischen Staatsgründungen bezeichneten zwei Jahrzehnte nach der Revolution richteten sich auch noch nach keinen ausschlaggebenden Grundsätzlichkeiten des Nationalen oder des Völkergeschichtlichen, wenn sie auch mit archäologischer Geschichte spielten, die gutenteils nicht stimmte. Nur erst die Tatsächlichkeit setzt im nationalen Sinne ein, durch den großen Versuch Bonapartes, den von den Girondisten zuerst aufgerührten europäischen Kriegszustand zur Durchbrechung des auf Machtmitteln und Willkürmitteln beruhenden englischen Vorrangs zu wenden, Frankreich die so verlegte Bahn als „große Nation" wieder zu eröffnen. Napoleons Ziel war durch sich selbst das nationale, so wie Englands Imperialismus ein britisch nationaler war. In den übrigen Völkern, insbesondere in Deutschland, kam das nationale Bewußtsein, während sie mit Napoleon staatlich gutenteils noch zufrieden waren, empor durch innere geistige Vorgänge, Stolz und Richtung der nationalen Literaturen, philosophische Begründung des selbstbestimmten staatsbürgerlichen und ethisch-vaterländischen Denkens (Kant, Fichte). Nach dem abstrakt-theoretischen und naturwissenschaftlich-enzyklopädistischen 18. Jahrhundert erwachte in den Gebildeten durch den unmittelbaren Vergleich der so oder so abhängigen Gegenwart mit den größeren heimischen Zeiten ein lebendig vaterländischer Geschichtssinn. In Schillers rastlos an sich arbeitender, edler Seele spiegelt sich diese Zeitentwicklung eines Menschenalters, zu deren höchsten Führern er gehört: vom dithyrambischen Menschenbrüderjubel zur Verwirklichung des Idealismus in der geschichtlichen Nation, im Vaterlande, das die starken Wurzeln seiner Kraft umschließt. Der „Wilhelm Tell" war das Buch, das die Freiwilligen von 1813 mit in den Feldzug nahmen, der Inhalt der großen Erhebung klang, obwohl es kein politisches Deutschland gab, mit dem Worte „deutsch" in den neuen nationalen Vaterlandsliedern.

Die Männer, die die Befreiungskriege zu ihrer Kraft und ihrem Sieg geführt, haben keinen Anteil daran, wie man dem Volke der sieghaften großen Erhebung die Friedensschlüsse über den Kopf geworfen. Sie haben — Gneisenau, Blücher, Boyen, Stein, Arndt — warnende, mahnende, zornige Worte an die Diplomaten gesagt, die heute nicht veraltet sind. Damals kam es für Frankreich und England, für deren von England perfide beeilte Vorverständigung, darauf an, den Nationalitätsgedanken abzuweisen: im Elsaß zu Frankreichs Gunsten; in Hannover, wo England an Ems, Weser, Elbe von neuem Fuß fassen wollte; in Belgien, das vor den Kriegen Reichskreis gewesen war; am Niederrhein, wo der großniederländische Brückenkopf Englands eigentlich bis Köln hatte reichen sollen. Mit den Talleyrandschen Rezepten, es dürfe der Besiegte nicht gekränkt werden, und es habe (ohne Schaden der Beutestücke Englands) nach Tunlichkeit des Status quo, die „Restauration" zu gelten, fand sich wieder Metternich zusammen, der die von Talleyrand als Leitwort aufgestellte „Legitimität" am grundsätzlichsten auf die Verneinung der Nationalität hinausbrachte.

Der Gang der Geschichte läßt sich durch Bürokratie zeitweilig wohl hemmen, doch so verdichtet sich nur die Kraft, womit sie doch schließlich die Sperriegel aufsprengt. Eben das in seinem jungen nationalen Willen tief enttäuschte, unter Zensur und Karlsbader Beschlüsse gestellte Deutschtum ward zum hochsinnigsten Vorkämpfer des Nationalgedankens. Allerdings nur mit geistiger Macht, infolge der Verschiebung des nationalen Willens auf die Gegenseite der Regierungen. Nirgends reiner und freudiger als in Deutschland hat man der griechischen Erhebung zugejubelt, sich für die Polen eingesetzt, Italiens Hoffnungen begleitet. Den Dank aller drei haben zwar besser die Franzosen einzuheimsen verstanden. Und als in Schleswig-Holstein 1848 die Befreiungs- und Nationalitätsfrage zur politischen Kampfentscheidung stand, also „nur" eine deutsche, hielt englische Freiheitlichkeit die Hand über dem vertragbrüchigen Dänemark. Erst Bismarcks überlegene Kunst hat England auf die entscheidenden Verträge gebunden, und den Kaiser Napoleon III. hat Bismarck an dem Nationalitätsprinzip, das er zur Gloire Frankreichs 1859 in Italien beschützt hatte, zu fassen verstanden. Auch 1866 ließ er Napoleon den gönnerhaften Rückzug auf dieses Prinzip, nachdem er die von Frankreich versuchte Einschüchterung mit verheißungsvollen „Donnerschlägen" erwidert hatte.

Frankreichs geschichtliche Nationalitätsvorstellungen sind nicht erst neuerdings so konfuse, seit es in beider Namen Elsaß-Lothringen begehrt. In Verbindung mit ihnen hat es wiederholt, unter Ludwig Philipp und Napoleon III., die Pfalz, die Rheinprovinz, ganz Belgien angesprochen, Luxemburg wollte es 1867 erwerben; die Vlamen 1870 wußten genau, was ihrer volklichen Erhaltung der deutsche Sieg bedeute.

„Hoe sullen wij U danken, o duitsche Broederschaar,
Gij, die door moedig Kampen ons reddet van't Gevaar
Der fransche Rooverbenden, die van Germaniens Rhijn
En ook der Maas, der Schelde, de Meesters willen zijn!"

Mehr als einmal haben sich Stimmen Frankreichs auch während dieses gegenwärtigen Krieges wieder vernehmen lassen, u. a. die des Reichstagsmitglieds a. D. Wetterlé, daß das Elsaß, der linke Niederrhein, Belgien nur die Teile eines und desselben geschichtlich berechtigten Anspruchs Frankreichs bilden! —

Der Nationalitätsgedanke war hier nur nach der Seite der Scharlatanismen zu besprechen, die damit getrieben werden. Ernstlicher wird in baldigen Zeiten über diese Anforderungen aber auch nach der deutschen Seite zu sprechen sein. Noch immer finden wir in diesen Hinsichten uns nur zu fühlbar erinnert an die Zeiten des Wiener Kongresses und der Vormärzlichkeit. Die deutsche Bildung und das ganze Bürgertum stehn auf dem lebensvollen Standpunkt der deutschen Nationalität, der sowohl der des Herzens, des Volkstums, wie jeglicher gesunden und überlegenden politisch-wirtschaftlichen Vernunft ist. Regierende und Diplomaten dagegen stellen ihm noch eine mehr oder minder mit „Bedenken" und „Rücksichten" geschmückte Willensträgheit entgegen, die sich nicht nur in der viel zu unvolklichen, notabelnsüchtigen, ja fast französelnden Behandlung des leidigerweise formierten „Reichslandes" zeigte, sondern die auch bisher hineinspielte in die Lauheit gegenüber Kriegszielen, die für die deutsche Zukunft und Sicherung dauernd entscheidend sind.

Schwertspruch

Schleif' mich nur, daß die Funken stieben!
Wird mir schmäler die Klinge,
so muß ich es leiden.
Doch acht' ich's geringe.
Werd' ich doch tüchtig, in neuen Hieben
pfeifend Helme und Brünnen zu schneiden.

Werner Bergengruen

Ardenner Ballade

Von Hans von Hülsen

Schamlos und frech war das Treiben der Damen von Rethel:
Die Gatten nahmen das Kreuz — die Galane waren zur Stell'.

Drunten im Dorf Laifour, wo die Maas durch felsige Spalten
Schäumend sich zwängt, schütteln schon längst die Köpfe die Alten,
Wispern und flüstern und schlagen ein Kreuz auf der Brust:
»Hilf uns, Sankt Niklas, schütz' uns vor sündiger Lust!«

Droben im Schloß, die denken nimmer an Kreuz und Gebet,
Girren des Morgens frühe, girren des Abends spät,
Haben vergessen der Gatten Wallfahrt zum heiligen Grab,
Taten die eh'liche Treu und Sitte wie Narrenkleid ab.
Mit den Herren von Nouzon, von Joigny und von Braux
Sind Frau Ige, Frau Berthe und Frau Hodierne froh.
Hetzen zu sechsen die Sau im wilden Ardennerwald,
Schmausen im Schloß, daß die Halle von Fluch und Lästerung hallt,
Tummeln die Zelter den Rappen zur Seit' im düsteren Tann,
Sind wie im Rausch eines Liebestranks und im Hexen-Bann...

Drei Jahre gehn, seit die Ritter aufs Kreuz geschworen.
Boten kommen und bringen Kunde zerstreuten Ohren:
Jetzt sind in Wien die Herren — jetzt sind sie im Türkenland —
Jetzt wird von dem frommen Heere Antiochia berannt — — —
Gleißnerisch Gold gleitet in der Boten Hand:
»Kehret zurück, vermeldet den Herr'n unsre ewige Treue!«
— Und dann jagen und schmausen sie aufs neue.

Drei Jahre gehn. Eines Tages im Julibrand
Tragen wieder die Knappen den Falken auf der Hand.
Jagen wieder die Rappen und Zelter durch das Holz,
Schnellen wieder die Sennen schwirrend Pfeil und Bolz.
Schnobernd sitzt die Meute auf dem blutigen Schweiß,
Hundert Jäger umstellen die Sau im engenden Kreis:

Plötzlich kracht's in den Himmeln — die Wolke zerbirst mit Gedröhn —
Aus den schluchtigen Tälern bricht heulend der Föhn —
Zauber fliegt durch den Forst —
Aufkreischt der Adler im Felsenhorst —
Wiehernd scheuen die Pferde, winselnd ducken die Hunde —
Nacht wird's mit Donner und Blitz... es beben Schroff und Schrunde:
Alles zerstiebt — —
Jerusalem fiel um diese Stunde.

Im Ardennerwald ragt dreier Felsen Koloß:
Das sind die untreuen Damen von Rethel, hoch zu Roß.

Streiflichter zur russischen Märzrevolution

Von Prof. Dr. Hans Uebersberger in Wien

Nikolaus II. hat nunmehr nicht nur für seine eigenen Sünden gebüßt, sondern auch für die seines Vaters. Die Ruhe, die nach dem Attentate auf Alexander II. am Katharinenkanal in Petersburg am 13. März 1881 in Rußland eintrat, war nur eine scheinbare, hervorgerufen durch die schroffen, ja brutalen Gewaltmaßregeln der Regierung Alexanders III. Man verfolgte nicht nur die Terroristen und ihre Kampforganisation, die Partei der „Volksfreiheit", man unterdrückte auch jede selbständige Regung der Gesellschaft, mochte sie auch nichts anderes als Hebung der Volksbildung, der Volksgesundheit, der Selbstverwaltung zu ihrem Ziele haben. So war die Luft schon reichlich mit Elektrizität geladen, als der Tod Alexander III. im Oktober 1894 dahinraffte und Nikolaus II. die böse Erbschaft antrat. Durch die zunehmende und gerade vom Finanzminister Witte geförderte Industrialisierung des Landes entstand nun eine Arbeiterbewegung, die bald unter sozialdemokratischer Führung in einer Reihe von bisher in Rußland noch unbekannten Streiks in die Erscheinung trat, die zwar von Haus aus den Charakter von Lohnkämpfen hatten, aber dabei doch nicht politischer Bedeutung entbehrten. Die Regierung hatte es also nicht mehr nur mit der Unzufriedenheit des liberalen Bürgertums und der intellektuellen Kreise, vor allem der Studenten zu tun, sondern die letzteren erhielten in den Arbeitern einen für sie hochwillkommenen, für die Regierung aber unerwünschten Bundesgenossen. Die Regierung verwendete als Repressalie gegen die Studenten eine, wie es sich bald zeigte, höchst zweischneidige Waffe. Sie steckte die demonstrierenden Studenten zwangsweise ins Militär, erbitterte aber dadurch nicht nur die Studenten, sondern auch die öffentliche Meinung und gab überdies noch dazu den Anlaß, daß nun auch in die Kasernen eine Reihe von überzeugten Agitatoren für den Umsturz der herrschenden, politischen und sozialen Verhältnisse eindrang. Außerdem lebte die Propaganda der Tat von neuem mächtig wieder auf, da den revolutionären Organisationen eine Reihe von tatkräftigen jungen Leuten zuströmte, deren Existenz durch die Zwangsmaßregeln der Regierung vollständig vernichtet war und die also nichts zu verlieren hatten. Der Unterrichtsminister Bogoljepow und der Minister des Innern Sipjagin fielen solchen Attentaten zum Opfer. Mit so gefährlichen Bewegungen im Innern und teilweise vielleicht gerade deshalb, um ein Ventil nach außen zu öffnen, trat Rußland in den Krieg mit Japan ein. Die Mißerfolge auf den Schlachtfeldern brachten aber der revolutionären Stimmung neue Nahrung, die nun mächtig aufflackerte und auch das liberale Bürgertum ergriff. Der Minister des Innern Plehwe war am 28. Juli 1904 eines der ersten Opfer dieser nunmehr hochgehenden Bewegung. Der Tod dieses Ministers bedeutete aber mehr als der irgendeines anderen Ministers, da er der letzte entschlossene und energische Vertreter der autokratischen Bewegung war. Nach seinem Hingange war das alte System gegenüber der immer mächtiger anschwellenden revolutionären Bewegung und bei der Entschlossenheit der liberalen Intelligenz, die Zeit auch ihrerseits nicht ungenützt vorüberziehen zu lassen, nicht mehr zu halten. Die Intelligenz hatte, außer in den autonomen Staatsverwaltungen, auch in den Semstwoorganisationen, den autonomen Landschaftsverwaltungen, einen Kristallisationspunkt gefunden. Die Semstwoorganisation war für die Bewegung besonders wichtig, weil sie dadurch Fühlung mit einem und gerade dem intelligentesten Teile des Adels, der hier in Vertretung seiner Standesgenossen an der Semstwoverwaltung teilnahm, gewann. Aus den Organen der Semstwoverwaltung aber, seien es Ärzte, Lehrer, Landmesser, Statistiker usw., also der besitzlosen Semstwointelligenz, hatte sich übrigens schon längst eine eigene Klasse entwickelt, die durch den unmittelbaren Verkehr mit dem „Volke" auf dieses den größten Einfluß ausübte. Man hat diese Klasse das dritte Element genannt, und sie erfreute sich der besonderen Verfolgung durch die Regierung, die in ihr instinktiv den gefährlichsten Gegner witterte. Die Semstwoleute waren die ersten, die nach der Ermordung Plehwes auf dem Plane erschienen. Ende November 1904 hielten sie den ersten Semstwokongreß in Petersburg ab, wobei dieser in elf Punkten, die im wesentlichen auf die Unverletzlichkeit der Person, sowie auf Preßfreiheit, Rechtsgleichheit und eine gesetzgebende Volksvertretung hinausliefen, seine Forderungen formulierte. Bei den dauernden Mißerfolgen auf den Schlachtfeldern blieb für den Zaren und die Bureaukratie kein anderer Weg als der der Nachgiebigkeit. Aber man gab schrittweise nach und immer erst dann, wenn das, was man bot, längst zu wenig war. Als am 22. Januar, dem roten Sonntag, der Pope Gapon Volksmassen zum Winterpalaste führte, um dem Zaren eine Petition zu überreichen, nahm sie dieser nicht entgegen, sondern ließ die waffenlosen Volksmassen durch Militär auseinandertreiben, was in der blutigsten Weise geschah und eine Menge von Todesopfern kostete. Jene Petition enthielt die Forderung der Menschenrechte, Verantwort-

lichkeit des Ministeriums, Landzuteilung an die Bauern, Achtstundenarbeitstag, Streikfreiheit und die Einberufung einer konstituierenden Versammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Nach dem roten Sonntag hatte der Zar wieder eine schärfere Tonart einzuschlagen versucht und den Ziviladlatus des Moskauer Generalgouverneurs, des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch, den Hofmeister Bulygin zum Minister des Innern ernannt. Die Antwort auf diese Ernennung war die Ermordung des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch am 17. Februar 1905. Nun lenkte der Zar wieder ein und versprach die Einberufung einer Volksvertretung, aber nur zur vorbereitenden Ausarbeitung und Beratung von Gesetzentwürfen. Im wesentlichen war an ein Aufleben der alten Moskauer Reichstage aus dem 16. und 17. Jahrhundert gedacht. Für die öffentliche Meinung war dieses Linsengericht nur eine Verhöhnung. Dazu kam, daß diese „Bulyginsche Verfassung" gerade zu einer Zeit (am 19. August 1905) verkündet wurde, als der gemäßigte Flügel der Semstwokreise unter dem Eindrucke der Seeschlacht von Tsushima sich längst für eine gesetzgebende Volksvertretung ausgesprochen hatte. Dabei waren die Arbeiter und der größte Teil des gebildeten Mittelstandes, die beide in der ganzen Freiheitsbewegung im Vordergrund standen, des Wahlrechtes gänzlich beraubt. Die allgemeine Unzufriedenheit machte sich nun in einer gewaltigen Streikwelle Luft, deren Höhepunkt der Eisenbahnerstreik war. Unter dem Drucke dieser Ereignisse erfolgten die Berufung Wittes und die Erlassung des Manifestes vom 30. Oktober 1905, das außer den Grundrechten eine gesetzgebende Volksvertretung, also eine wirkliche Konstitution versprach. Auch sollten jene Klassen der Bevölkerung, die zu der Bulyginschen Duma keinen Zutritt hatten, das Wahlrecht erhalten.

Aber auch das Oktobermanifest und die darauf folgenden Verfügungen einer Amnestie für politische Verbrechen, Aufhebung der Zensur, der Rücktritt der verhaßten Männer des alten Regimes hatten auf die breiten Massen und auf die Gesellschaft nicht die Wirkung, die man erwartet hatte. Das Mißtrauen war schon zu groß geworden, dazu überschätzten die sozialdemokratischen und die sozialrevolutionären Kreise ihre Macht. An die Spitze des Petersburger Proletariats war der sogenannte Arbeiterdeputiertenrat getreten. Dieser Arbeiterdeputiertenrat war der eigentliche Machtfaktor in der Hauptstadt, mit dem die Regierung wie mit einem gleichberechtigten Faktor von Macht zu Macht verhandeln mußte. Überall in den großen Provinzialstädten bildeten sich nach Petersburger Muster Arbeiterdeputiertenräte. Berauscht durch den Erfolg, überschätzte aber der Arbeiterdeputiertenrat seine Macht nnd unterschätzte die Machtmittel der Regierung. Den größten Fehler jedoch, den die im Arbeiterdeputiertenrat verkörperte Sozialdemokratie beging, war der Versuch, nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Forderungen auf dem Wege der Gewalt zu erzwingen. So dekretierte der Arbeiterdeputiertenrat die Einführung des Achtstundentags und trieb die bürgerlichen Kreise, vor allem das Kapital, in die Arme der Regierung. Mitte November begann der neue Streik, um gegen die kapitalistische Welt und die Regierung zugleich den Kampf zu eröffnen. Die Solidaritätserklärung des Proletariats mit der Aufstandsbewegung in Polen erregte außerdem auch den nationalistisch gesinnten Flügel der liberalen Bourgeoisie, die darin einen Verrat an der Einheitlichkeit und Integrität des russischen Staatsgebietes sah. Der Streik brachte dem Proletariat eine Niederlage und enthüllte der Regierung seine Schwäche. Der Arbeiterdeputiertenrat, der seine Macht allzu hoch veranschlagt hatte, mußte den Rückzug antreten und wäre jetzt froh gewesen, wenn er den Zustand erreicht hätte, in dem sich das Proletariat nach dem Ende des Oktoberstreiks befand. Nun folgte ein aussichtsloser Kampf, der mit einer vollständigen Niederlage der Revolution endigte. Am 16. Dezember wurde der Arbeiterdeputiertenrat in Petersburg während einer Sitzung verhaftet, am 20. Dezember begann der dritte Massenstreik, „der Dezemberstreik". Dieser Streik sollte kein Demonstrationsstreik, sondern der Anfang eines bewaffneten Aufstandes sein. Er mißlang vollkommen; in Moskau kam es zwar zum bewaffneten Aufstand, aber dieser wurde blutig unterdrückt. Damit war der Sieg der Regierung besiegelt.

Dieser Revolution von 1905, mochte sie auch noch so unglücklich enden, verdankte Rußland sein Parlament. Knapp vor dem Siege der Regierung war unter dem Drucke des Dezemberstreiks sogar die im Oktobermanifest versprochene Erweiterung des Wahlrechtes erfolgt. Die Arbeiter erhielten das Wahlrecht, und eine besondere Arbeiterkurie wurde eingeführt. Auch die Inhaber einer Wohnung, die mindestens ein Jahr lang die Wohnungssteuer bezahlten, erhielten das Wahlrecht. Damit wurde breiten Kreisen der Intelligenz das Wahlrecht verliehen. Ausgehend von der, wie sich bald erweisen sollte, trügerischen Überzeugung, daß die festeste Stütze der Dynastie der Bauer sei, war das Wahlrecht darauf bedacht, dieses Element besonders zu bevorzugen. 42 Prozent aller Wahlmänner entfielen auf die Bauern, während die Gutsbesitzer 32 Prozent, die Städter 22 Prozent, die Arbeiter gar nur 3 Prozent erhielten. Dazu kam, daß die Bauern in der Gouvernements-Wahlmännerversammlung zuerst aus ihrer Mitte je einen Abgeordneten und dann zusammen mit den andern die übrigen auf das Gouvernement entfallenden Abgeordneten wählten, also auch hier vom Gesetzgeber bevorzugt waren. Knapp vor dem Zusammen-

tritt der auf Grund dieses Wahlgesetzes gewählten ersten Reichsduma wurden zur größten Unzufriedenheit der liberalen und revolutionären Kreise am 6. Mai auf Befehl des Kaisers die neuen Staatsgrundgesetze veröffentlicht, die eine wesentliche Einschränkung der Rechte des russischen Parlaments zum Inhalte hatten. Die Resultate der Wahlen hatten übrigens alle Berechnungen der Regierung getäuscht. Von 478 Abgeordneten, die bis zur Auflösung der ersten Duma ihren Sitz einnahmen, waren 179 konstitutionelle Demokraten, nach den Anfangsbuchstaben K und D Kadetten genannt, 107 Trudowiki (Arbeiterpartei), 32 Polen, 12 Autonomisten, 6 demokratische Reformer, 26 friedliche Erneuerer, 12 Progressisten und etwa 100 Parteilose. Da die Sozialdemokraten und die Sozialrevolutionäre den Boykott der Wahlen zur ersten Duma verkündet hatten, kam es, daß viele Anhänger unter dem Firmenschild der Trudowiki auftraten. Die Arbeiterpartei selbst verkündete als ihr Programm die Vereinigung aller arbeitenden Klassen des russischen Volkes, der Fabrikarbeiter, der Bauern und der geistigen Arbeiter zum Zwecke der Durchsetzung ihrer politischen und sozialen Forderungen, die vor allem in der weitestgehenden Demokratisierung des staatlichen Aufbaus, der Wahlen in die Reichsduma und die autonomen Verwaltungskörper auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes gipfelten. Die „Arbeiterpartei" verlangte aber auch den achtstündigen Arbeitstag mit obligatorischer 42stündiger Ruhe in jeder Woche, die staatliche Sozialversicherung und die „Nationalisierung" des gesamten Grund und Bodens. Da auch die Kadetten darauf beharrten, daß zur Abhilfe des Landbedarfs der Bauern nicht nur die Staats-, Apanagen-, Kabinetts- und Klosterländereien herangezogen würden, sondern auch zur Enteignung des Privatgrundbesitzes auf Kosten des Staates geschritten werden müsse, war das Schicksal der ersten Reichsduma besiegelt. Am 22. Juli nach nur 72tägiger Tagung erfolgte die Auflösung der ersten Duma. In Wiborg versuchten Kadetten und Trudowiki das russische Volk zur Steuer- und Rekrutenverweigerung aufzufordern, bis erst wieder eine Volksvertretung einberufen sei. Aber die Hoffnung der Kadetten auf eine elementare Erhebung der Volksmassen zu ihren Gunsten erfüllte sich nicht. Die revolutionären Putsche in Sweaborg und Kronstadt, das Attentat auf der Apothekerinsel in Petersburg am 28. August 1906, gegen den zugleich mit der Dumaauflösung ernannten neuen Ministerpräsidenten beantwortete dieser mit der Einführung der Feldkriegsgerichte, die in brutaler Form als Revolution von oben die Revolution bekämpften. Die Gefängnisse waren bald überfüllt, und die Zahl der Hingerichteten war eine Hekatombe. Durch Förderung der monarchistischen Parteien, die sich im „Russischen Klub", dem demokratischen „Verbande des russischen Volkes" des Dr. Dubrowin, dem „Verbande der russischen Leute", der Moskauer monarchistischen Partei organisiert hatten, hoffte die Regierung das Ergebnis der Wahlen in die zweite Duma nach ihrem Wunsche zu leiten.

Aber das Wahlergebnis war, trotz der Beeinflussung durch die Regierung, ein noch ungünstigeres als das der ersten Duma. Als die zweite Duma am 5. März 1907 zusammentrat, zählte sie nicht weniger als 65 Sozialdemokraten, die wie die Sozialrevolutionäre ihre Boykottaktik für die Wahlen in die zweite Duma aufgegeben hatten, 36 Sozialrevolutionäre, 15 Volkssozialisten, 101 Arbeiterparteiler, 46 Polen, 28 Moslemins neben nur 91 Kadetten, die wegen ihrer die Massen nicht befriedigenden Haltung in der ersten Duma, dem Spielen mit einem Kadettenministerium so viele Sitze an die äußerste Linke verloren hatten. Die zweite Duma war mit einem Worte viel radikaler als die erste Duma, und die äußerste Linke ging so weit, für die Legislatur auch das Recht der Exekutive durch Dumakommissionen zu fordern. Unter dem Vorwande, daß Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion der Anzettelung einer Militärverschwörung schuldig und deren sofortige Auslieferung ohne kommissionelle Beratung notwendig sei, was auch die Kadetten ablehnten, wurde am 3./16. Juni 1907 auch die zweite Duma aufgelöst.

Nun begnügte man sich aber nicht mit der bloßen Auflösung, sondern durch einen Staatsstreich wurde unter mißbräuchlicher Verwendung des § 87 ein neues Wahlgesetz oktroyiert. Da die Bauern sich als unzuverlässig erwiesen hatten — bildeten sie doch die Hauptmasse der Sozialdemokraten, Sozialrevolutionäre, Volkssozialisten und Trudowiki, während auch die Kadetten einen beträchtlichen Teil von Bauern in ihren Reihen hatten — so suchte sich die Regierung gegen solche Überraschungen in doppelter Weise zu schützen. Den Bauern wurde das Recht genommen, aus ihrer Mitte allein einen Abgeordneten zu wählen; von nun an wählte auch den Bauernabgeordneten die Gesamtheit der Gouvernementwahlmänner. Außerdem wurde aber die Zahl der Bauernwahlmänner von 42 auf 22 Prozent verringert, hingegen die der Gutsbesitzer von 32 auf 51 Prozent erhöht. Um das Übergewicht des Gutsbesitzers, d. h. des Adels zu verstärken, verschaffte ihm die Regierung noch einen Bundesgenossen beim städtischen Großkapital. Die Wahlkurie der städtischen Wähler wurde nämlich in zwei Kurien zerschlagen: in der ersten Kurie mit rund 13 Prozent Wahlmännern wählten die großen Immobilienbesitzer, Handel- und Gewerbetreibenden, also das Kapital, während in die zweite Kurie mit nur 11 Prozent Wahlmänner, die kleinen Hausbesitzer, Handel- und Gewerbetreibenden, Wohnungsmieter sowie die Angestellten des Staates und der autonomen Behörden eingeteilt wurden. Auch die Zahl der Arbeiter wurde

von 3 auf 2 Prozent vermindert. Dazu war die Zahl der Abgeordneten von 524 auf 442 in der Weise verringert, indem man die unerwünschten Nationalitätenvertreter und Autonomisten verminderte — Polen bekam statt 37 nur mehr 14 Abgeordnete — und außerdem dem asiatischen Rußland sowie dem Kaukasus, die nur Vertreter der äußersten Linken geschickt hatten, das Wahlrecht teilweise ganz nahm oder stark beschränkte. So wurde im asiatischen Rußland dem Gouvernement Jakutsk und allen mittelasiatischen Besitzungen das Wahlrecht überhaupt entzogen, die Zahl der Dumavertreter aus Sibirien von 44 auf 15, die des Kaukasus von 32 auf 10 herabgesetzt.

So groß die Erbitterung über den Staatsstreich und den Wahlrechtszank in allen Teilen des Reiches sein mochte, die Staatsgewalt war unter der festen Hand Stolypins doch so erstarkt, daß es nirgends zu einem Aufstande kam... Überdies hatte sich die Regierung der Beihilfe der Geistlichkeit versichert, der bei der Wahl der bäuerlichen Wahlmänner eine besonders privilegierte Stellung eingeräumt wurde. Mit entsprechendem Hochdruck des Regierungsapparates erreichte die Regierung auch ein Wahlresultat, mit dem sie zufrieden sein konnte. Als im November 1907 die dritte Reichsduma zusammentrat, zählte die äußerste Linke, Sozialdemokraten und Trudowiki zusammen ungefähr 30 Vertreter. Ihnen reihten sich einige 50 Kadetten, auch etwa 23 Progressisten, die im Verlauf der dritten Duma durch Austritte aus der Oktobristenpartei auf ungefähr 40 anwuchsen, als Opposition an. Für die Ukraine, die in der ersten und zweiten Duma etwa 40 bis 50 Vertreter zählte, war kein Platz mehr, die oppositionelle, moslemische Gruppe war von 26 auf 9, die Polen von 46 auf 18 beziehungsweise was den Koto Polskie betrifft, auf 11 zusammengeschrumpft. Dieser numerisch schwachen Opposition stand eine festgefügte starke Majorität aus einigen 50 Rechten, einigen 90 Nationalisten und an die 130 Oktobristen, d. h. Mitglieder des Oktoberverbandes, gegenüber, die der Regierung immer zu Diensten und außerdem auf die Wahrung ihrer Klasseninteressen bedacht waren. Nicht mit Unrecht wurde daher von nun an die Duma, die auf dem Wahlgesetz von 1907 beruhte, als die Duma der Gutsbesitzer und des Kapitals bezeichnet. Die Unzufriedenheit im Innern suchte die Regierung durch eine aggressive Außenpolitik abzulenken. Bei den im Herbst 1912 während des Balkankrieges vollzogenen Wahlen in die vierte Duma machte die Regierung übrigens von ihrem Apparate einen noch rücksichtsloseren Gebrauch, um die Linke ganz zu zerschmettern. Das ist ihr allerdings nicht gelungen, die Zusammensetzung und Stärke der Parteien blieb jedoch dieselbe wie in der dritten Duma.

Die allgemeine Mißstimmung im Lande aber wuchs. Die Zahl der Streiks wuchs in geometrischer Progression, wobei die neupolitischen Streiks besonders beunruhigend zunahmen. Wiederum versuchte die Regierung dasselbe Mittel, das ihr 1904/05 solche Gefahren gebracht hatte. Je mehr die Erregung im Lande zunahm, desto aggressiver wurde sie gegen Österreich-Ungarn. Paul Miljukow hat es selber ausgesprochen, daß die russische Regierung knapp vor dem Ausbruch des Weltkrieges einer Aufstandsbewegung gegenüberstand, die sich bereits in Arbeiterausständen mit lärmenden Demonstrationen angekündigt hatte. Die russische Regierung habe dann geschickt, behauptet Miljukow, die ganze aufgespeicherte Energie gegen den äußeren Feind abgelenkt. Man fühlte sich seiner Sache so sicher, daß man den linken bürgerlichen Parteien keine Konzessionen machen zu müssen glaubte. Allerdings verlautete aus Dumakreisen, daß die Veröffentlichung eines Manifestes, das über das Oktobermanifest noch hinausgehen sollte, nach dem raschen Eingreifen Englands in den Krieg als überflüssige Konzession an das eigene Volk betrachtet wurde, um so mehr als die bürgerliche Opposition anglophil aus Berechnung und Überzeugung war. Nur der radikale Flügel der Sozialdemokratie ließ sich auch durch den Krieg nicht abhalten, in schärfster Weise weiter gegen die Regierung Stellung zu nehmen. Seine fünf Vertreter büßten dies bald mit der Aburteilung und der Verschickung nach Sibirien. Solange die Erfolge auf dem Schlachtfelde sich wenigstens durch die Besetzung Ost- und Mittelgaliziens äußerlich kundtaten, war die Lage für die Regierung und den Zaren noch immer nicht gefährlich. Als aber nach dem Durchbruch bei Gorlice Rußland nicht nur diese anfänglichen Erfolge, sondern überhaupt ein Achtel seines europäischen Gebiets, ungeheuere Ländergebiete, einbüßte, nachdem sich alle Blutopfer als umsonst erwiesen hatten, und durch die Desorganisation des ganzen Wirtschaftslebens eine immer fühlbarere Not ausbrach, da trat die allgemeine Unzufriedenheit in ihre Rechte. Gerade jene Parteien, die die eifrigsten Anhänger der Kriegspolitik waren, wie die Kadetten und Progressisten, glaubten nun den Zeitpunkt für gekommen, die prekäre Lage der russischen Regierung auszunützen und sie zu Konzessionen, die vor allem ihnen zugute kommen sollten, zu zwingen. Trotz des Rücktrittes der unbeliebtesten Minister, wie des Kriegsministers Suchomlinow, des Ministers des Innern Maklakow, des Justizministers Schtscheglowitow, des Oberprokurors des Heiligen Synod wollte der Lärm nicht verstummen. Die bisherige Majorität der Regierung zerfiel, weil selber ein Teil der Nationalisten, die einen guten Teil des Systems Stolypins und die Kriegshetze auf dem Kerbholz hatten, ausschied und sich mit dem Zentrum, Oktobristen, Kadetten und Progromisten im September 1915 zusammenschloß und mit ihren 250 Stimmen eine oppositionelle Majorität

bildete. Dieser Block einigte sich auch auf ein neues Programm und verlangte vor allem ein Ministerium des öffentlichen Vertrauens. Die Blockführung lag in den Händen der Kadetten und vor allem Miljukows. Der Block verkörperte zugleich das imperialistisch gesinnte Bürgertum, das in engem Bunde mit England nicht nur die Erlangung der Macht im Innern anstrebte, vor allem auf dem Wege eines aus ihrer Mitte gebildeten Ministeriums, und zugleich Englands Hilfe, die Expansion Rußlands nach außen auf Kosten Österreich-Ungarns, der Türkei und teilweise auch Deutschlands zu erreichen hoffte. Da es zudem für die Regierung und den Zaren nur einen Ausweg aus dem Dilemma gab, namentlich die rasche Beendigung des Krieges, und sei es durch einen Separatfrieden mit den Zentralmächten, so war der Block eifrig darauf bedacht, den bloßen Gedanken daran als Landesverrat hinzustellen. Der Zar war in seiner Unfähigkeit und seinem Eigensinne nicht der Mann, diesen Ausweg zu betreten. Im Gegenteil, auch er betonte immer wieder den festen Entschluß zu einem vollen Siege, d. h. bis zur Niederwerfung der Zentralmächte zu kämpfen. Alle Warnungen der Rechten waren vergeblich. Aus dem Konflikt mit dem Block half man sich mit Dumavertagungen und ständigem Ministerwechsel. Stand die Lage auf dem Schlachtfeld besser, wie z. B. nach den ersten Erfolgen Brussilows im Juni und Juli 1916, dann konnte man wieder im Innern energischer auftreten. Aber dieser Erfolg war ephem, und auch das Eintreten Rumäniens führte nur zu einer großen Niederlage. Dazu kam die wachsende Lebensmittelnot in den Städten. Die großen Massen waren zudem des opferreichen Krieges satt.

So wurde der Ansturm in der Duma im November 1916 wieder heftiger. Der Ministerpräsident Stürmer war sein Opfer, aber auch sein Nachfolger Trepow konnte sich nicht behaupten. Dazu lehnte man das Friedensangebot der Zentralmächte mit Hohn ab, und der Zar betonte wieder die Fortsetzung des Krieges bis zum vollen Siege. Trepows Nachfolger Fürst Golicyn, und der Minister des Innern Protopopow sahen wohl das Gefährliche der Lage, aber augenscheinlich ist jede Aktion von ihrer Seite an der Unentschlossenheit des Zaren gescheitert. Hungerkrawalle in Petersburg, die am 8. März größeren Umfang annahmen, waren nun das letzte Signal zu dem schon von langer Hand vorbereiteten Aufstande. Der Block bediente sich dabei des Proletariates als Sturmbock, und England und Frankreich waren mit diesem Vorgehen einverstanden. Am 10. März ruhte in Petersburg bereits die Arbeit, und die Straßenbahn hatte jeden Verkehr eingestellt. Die Regierung vertagte an diesem Tage mit einem Ukas des Zaren die Duma, diese aber ging nicht auseinander. Nach viertägigem Straßenkampf zwischen den revolutionären Massen und der Polizei und Gendarmen siegten die ersteren augenscheinlich durch den Übertritt der Truppen. Am 12. März war der Sieg des Proletariates besiegelt, die Peter-Paul-Festung, das Arsenal und die politischen Gefängnisse waren mit Sturm genommen. An diesem Tage bildete sich nach dem Muster von 1905 der „Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten", der zum eigentlichen Machthaber in Rußland wurde. Daneben hatte das Exkutivkomitee der Duma nur eine zweite Rolle. Die Revolution war also am 12. März im Besitz der vollen Gewalt. Sie war es, die der „provisorischen" Regierung unter dem Vorsitze des Präsidenten der Semstwoorganisation Fürsten G. E. Llow die vorläufige Macht überantwortete, unter der Bedingung, daß eine konstituierende Versammlung die Neueinrichtung des russischen Staatswesens beschließe. Die Revolution in der Person des Arbeiter- und Soldatendeputiertenrates beharrte aber nicht nur auf der Absetzung des Zaren, sondern verlangte auch ausdrücklich die Einführung der Republik. Klug geworden durch den Mißerfolg von 1905 wird das revolutionäre Proletariat der von ihm eingesetzten Regierung genau auf die Hände sehen. Wer in diesem Kampfe zwischen Proletariat und imperalistisch gesinnter Bourgeoisie den Endsieg davontragen wird, wird die Zukunft zeigen. Sicher aber ist es, daß ein konstituierende Versammlung eine Zusammenstellung aufweisen wird, die der zweiten Duma ähnlicher ist als etwa der der dritten und vierten Duma. Allerdings sucht das imperalistisch-liberale Bürgertum durch die Fortsetzung der Kriegshetze die Aufmerksamkeit der Massen abzulenken. Aber es ist sehr zu bezweifeln, daß dies jetzt, wo sich das dritte Kriegsjahr dem Ende zuneigt, noch möglich sein wird.

Ringsum der Feind

Nun ward die halbe Erde feind und fremd
Einem einzigen Mann.
Nun zog die deutsche Seele Kettenhemd
Und Harnisch an.

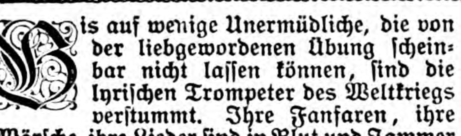
Nun lernte Liebe Haß und Milde Mord.
Der Tag ward rauh.
Nun sprach mein Kind sein erstes scheues Wort:
Wau — wau — —

Kurt Arnold Findeisen (z. Z. im Felde)

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Elf Versbücher: Alfons Petzold, Der stählerne Schrei — Eleonore Kalkowska, Der Rauch des Opfers — Isolde Kurz, Schwert aus der Scheide — Otto Crusius, Die heilige Not — Franz Karl Ginzkey, Lieder — Hermann Hesse, Musik des Einsamen — Will Vesper, Der blühende Baum — Dora Stieler, Erdhauch — Ilse Franke, Das heilige Geheimnis Frida Schanz, Balladen — Vlaemische Dichtung



Bis auf wenige Unermüdliche, die von der liebgewordenen Übung scheinbar nicht lassen können, sind die lyrischen Trompeter des Weltkriegs verstummt. Ihre Fanfaren, ihre Märsche, ihre Lieder sind in Blut und Jammer erstickt. Die Völker singen nicht mehr, sie leiden nur. Was hier und da noch an Dichterversen zur Zeit hervortritt, ist randvoll von Entsetzen über den düsteren Wahnsinn unsrer Tage. So ist es bei uns, so wird es in Frankreich, in Rußland und anderswo auch sein. Wir hören ja im ganzen von allen Seiten nur wenig. Gerade das Leidenschaftlichste, was die Weltdichtung heute schafft, bleibt naturgemäß in der Schublade. Und diese ungedruckte Kriegslyrik, die erst nach dem Kriege zu uns sprechen wird und in der sich vielleicht in dämmerhaften Umrissen die Ideale des 20. Jahrhunderts ankündigen werden, sie dürfte in ihrer Art mindestens so interessant, wenn auch lange nicht so allgemeingültig sein wie jene von 1914, die noch einmal alle bestimmenden Ideale des 19. Jahrhunderts zusammenfaßte.

Jedenfalls also stehen wir bei der diesjährigen lyrischen Frühlingsschau etwas zwischen zwei Türen. Ein paar bemerkenswerte Versbücher, die noch ganz aus Kriegseindrücken schöpfen, sind noch zu erwähnen, aber man hat vor ihnen leicht das Gefühl, als wären sie inzwischen schon überholt. Und andre wieder, die bisher zurücktreten mußten, weil sie keine Beziehung zu den uns allein ausfüllenden geschichtlichen Ereignissen hatten, haben es auch jetzt noch schwer, sich in der Unruhe ringsum zu behaupten. Wir wollen hier und dort proben; es mag sich dann jeder selber die Birne für seinen besonderen Durst aussuchen.

Hören wir zuerst, was uns **Alfons Petzold** zu sagen hat. Er ist der österreichische Arbeiterdichter des Krieges. Zwar ist er selber nicht ins Feld gekommen, aber von der Heimat, oft wohl von der Krankenstube aus hat er in glühendem Herzen alle Bewegungen und Ereignisse der gewaltigen Jahre durchgebraust und mitgelitten. Erfreulicherweise hat ihm die Stadt Wien, der er ein inniges Heimatlied gewidmet hat, vor kurzem einen jährlichen Ehrensold ausgesetzt. Schon aus dem Titel „**Der stählerne Schrei**“ verrät sich der Charakter seiner neuen Gedichtsammlung (Warnsdorf, Ed. Strache). „Wir sind nicht mehr Glut wie einst im Anfang des weltumlohenden Brandes,“ sagt er in einigen Versen; „wir sind nur mehr ein Gesicht der steinernen Qual.“ Die Steine selber beginnen schon zu schreien über diesen Krieg, und erschütternd bannt er den Schrei der schmerzensreichen Mütter. Sie alle, die den Sohn auf blutigem Felde verloren, sieht er in prachtvoller Vision um Mitternacht einherziehen. Unzählbar kommen sie aus allen Weltgegenden und knien hin:

„Mutter Gottes, du gebenedeite Frau,
Siehe her aus deiner himmlischen Schau,
Siehe her aus dem Raum deiner seligen Gnaden:
Wir haben dich heute hierher geladen,
Wir Heere der Mütter, die dieses verfluchte Jahr
Erntearm machte und unfruchtbar.“

Nur wenn Mutter Maria ein wilderes Weh getragen hätte als sie, dann möge sie in ihrem Himmel bleiben und der Ladung nicht folgen.

Aber siehe ... das strahlende Tor öffnet sich, und ganz „in die Schwärze der Demut gekleidet“ tritt die Gottesmutter hervor. Sie kniet unter den weinenden Frauen. Da schreien sie alle von neuem empor:

„Jesus Christus, der du hängst an allen Kreuzen der Welt,
Höre, was aus uns jammert und gellt!
Wenn du ärgere Qual wie wir Mütter erlebt,
Von ärgerem Grausen wurdest durchbebt,
Dann bleibe in deiner Gloria,
Den hymnenden Engeln und betenden Heiligen nah.“

Doch auch Christus schreitet „die Stiege der erloschenen Sterne“ hinab und kniet mit brennendem Kleid und frisch blutenden Wunden unter den Müttern. Die Gefühlsmacht, die sich hier befreit, reißt selbst über die Steine im Weg, über verschiedene starre Prosaismen fort. Nur schade, daß die große Vision keinen großen Abschluß fand.

In einer „Legende“ wird sehr herzlich erzählt, wie die deutschen Soldaten im Himmel sich von Jesus Urlaub erbitten, um noch ein einzigesmal über Wälder und Ströme, Berge und Täler der deutschen Heimat zu ziehen.

Hier ist viel Schlichtheit, Wärme, Innigkeit; es scheint, als ob Petzold Spielraum brauchte, um sich entfalten zu können. Und in einem dritten Gedicht sieht Jesus, wild und weh erbebend, ein Kreuz am Berge Golgatha; es flammen die Worte darüber: „Umsonst gelebt!"

Wie man bemerken wird, berührt sich der Wiener Dichter oft eng mit Heinrich Lersch. In dem einen oder anderen Falle mag wohl auch eine direkte Beeinflussung vorliegen. Überhaupt zeigt sich Alfons Petzold literarischen Einflüssen verschiedener Art zugänglich. Und wie er im einzelnen mit ein paar Zeilen oft aus reinster Poesie in die barste Prosa hineinholpert, so unterscheidet er im ganzen nicht, was nur angeflogen und was eigen gewachsen ist. Aber über künstlerische Schwächen siegt seine starke Gefühlskraft.

Es ist selbstverständlich, daß auch die Arbeiternote in der neuen Sammlung nicht fehlt. Gleich das Einleitungsgedicht schlägt sie an. Von seiner „Tage Not gewürgt" hat der Arbeiterdichter oft über Heimat und Vaterland gespottet.

„Hab' keinen Acker und mein Feld
Ist einer Kammer Dielenholz,
Mir wuchs aus keiner eignen Welt
Der Scholle harter Bauernstolz."

Vor dem hochgepriesenen Grund der Heimat hat er immer nur das böse Gefühl gehabt: „Es ist nicht dein!"

„Es ist nicht dein, was ringsum blüht,
Es ist nicht dein, was ringsum wächst,
Bist aus dem nächtlichen Geblüt,
Das nur für andre schafft und ächzt.
— — — — — — — — — —
Da kam des Krieges rote Flut —
Ich hörte wie die Erde schrie:
„Du bist mein Fleisch, du bist mein Blut!
Steh auf, steh auf und banne sie!"
Ein Rauschen sprang in meiner Brust
Empor und wurde wilder Brand —
Auf einmal wurd' es mir bewußt,
Was Heimat heißt und Vaterland."

Trotzdem die beiden Schlußzeilen nur logisch gedacht, nicht lyrisch gedichtet sind, hat das Gedicht als Denkmal des „Eisbruches" in den großen Augusttagen von 1914 seinen Wert. Aber Petzold schaut nicht nur zurück; er schaut gleich allen Arbeiterpoeten auch vorwärts; er spricht aus, was er und alle seine Kameraden vom Tag des Friedens für sich erhoffen: daß sie fröhlicher und freier vor Werktisch, Bank und Rad stehen können, daß sie nicht mehr zu verkümmern brauchen, daß die Erde ihnen mehr an Daseinsfrucht reichen wird als bisher ...

Ein bedeutendes „Frauenbuch zum Kriege" hat uns Eleonore Kalkowska in ihren Gedichten „Der Rauch des Opfers" gegeben (Jena, Eugen Diederichs). Man wird sie nicht zu den naiven Dichtern, zu den Sängern stellen, sie hat mehr stürmischen Rhythmus, als eigentliche Melodie, aber ihre Verse brausen oft in leidenschaftlicher und bildstarker Rhetorik über uns hin und rütteln wie mit Fäusten. Vom Persönlichen drängt sie überall zum Allgemeinen; ihr eigenes Leid erweitert sich zum Kriegsleid aller ihrer Schwestern auf dem Erdenrund.

„So gingen in mich ein Leid, Schmerz und Grauen
Und Tränenflut von viel Millionen Frauen.
— — — — — — — — — —
Schwill auf, schwill auf, mein Strom, und künde
Dein brausend Lied. Mit deinem breiten Lauf
Befruchte die verdorrten Seelengründe,
Nimm Tränen auf, nimm Qual und Kampf und Leid —
Und münde
Sie alle, alle in die Ewigkeit."

Das besondere Erleben ist für Eleonore Kalkowska also nur ein Sprungbrett. Die Gedichte verflechten sich und runden sich zyklisch ab; sie geben die ganze Folge des vom Schicksal Krieg getroffenen Frauenempfindens in wirksamer Steigerung. Erst die beklommene Ahnung; das Gefühl, daß es heißt, sich wie die Klinge vor dem Stoß zu spannen; die Nachtwache der Liebe in der letzten Nacht vor dem Ausmarsch; der lautlose Schrei: „Kehre mir wieder!"; die Leere des Hauses; die Verzagtheit. Keine ertrüge dies Leid allein, aber überall, wohin die Füße auch hetzen, das gleiche Schicksal. „Zusammen in einer Wolke von Leid — als Einheit gehn wir durch unsre Zeit." Doch des Nachts bricht die mühsam aufrechterhaltene Fassung zusammen. Unaussprechliches Grauen kriecht aus der gräßlichen Stille. Man ersehnt den Tag und zittert doch vor ihm; man drängt auf „die guten Straßen", in die „guten, schicksalsfernen Wohnungen anderer", denn „zu Haus, zu Haus geht unser Schicksal um". Wieviele hat es schon getroffen! Sie werden aufgerufen: diese und jene, die von der schrecklichen Nachricht schon ereilt wurden und nun ein fruchtleeres Leben hinschleppen. Aber andre harren noch, und dies ist das Schrecklichste: immer nur so zu sitzen, tagein, tagaus, und zu warten ... zu warten. Selbst Maria hat keine ärgere Pein getragen, und gäb's einen Gott da droben, er hätte die tränengetränkte Erde längst mitleidsvoll zerschmettert. Doch wir fordern jetzt Rechenschaft, wir Frauen ... von ihm und von denen, die diesen Krieg beschlossen. Niemand hat uns gefragt, als ob nicht wir es sind, die dem Leben als einziges Tor dienen, nicht wir es sind, die in unserem Leibe das Werk erbaut haben, das jetzt millionenfach vernichtet wird. Zu lange haben wir geschwiegen, „doch heute war's zuviel!" Wir wollen uns von Land zu Land an den Händen fassen und eine Kette bilden, die keine Männerfaust sprengt.

„Wir wollen es mit Hand und Mund verhindern,

Daß solche Blutzeit unsern Kindeskindern
Noch einmal wird!"
Und inbrünstig tönt der Schrei: „Laß es genug sein, Herr!" Auch hier die glühende Auseinandersetzung mit Gott, auch hier die in der Lyrik der Zeit unzähligemal wiederholte Klage, daß Christus umsonst gestorben ist, auch hier endlich die Erlösung in der tieferen Erfassung des Opfergedankens, der uns näher zu Gott reißt.

Wie gesagt, ein leidenschaftliches, oft kühn ansteigendes, wuchtig und pathetisch orgelndes Buch mit vorschlagender Reflexion, aber nicht mit kalter, sondern heißer und stürmischer. Man wird kein einzelnes Gedicht daraus hervorheben wollen, doch man spürt eine das Ganze tragende starke Schwungkraft.

Umgekehrt bestimmen bei Isolde Kurz ein paar Einzelgedichte den Wert der ganzen Sammlung, und der Schlußakkord des bekanntesten hat deshalb erklärlicherweise auch den allgemeinen Titel gegeben: „Schwert aus der Scheide" (Heilbronn, Eugen Salzer). Es wäre falsch zu sagen, daß die Sammlung enttäuscht, aber sie nimmt doch nicht so hin, wie man es nach schönen Proben erwartet. Vielleicht liegt es zum Teil daran, daß das Buch zu spät erschienen ist. Es wurzelt durchaus in den Erschütterungen und Stimmungen des ersten Kriegsjahres, aber seitdem ist unendlich viel Neues und Schweres über uns hinweggegangen. Aus der Veränderung der Zeit ergibt sich so ein gewisser Widerstand, der noch von einer andren Seite her verstärkt wird. Isolde Kurz ist nämlich so sehr mit Bildern und Werten der Vergangenheit getränkt, daß sie die Gegenwart unwillkürlich daran mißt. Sie ruft die germanische Mythologie, Heldensage und Heldensang, die deutsche Geschichte und noch dies und jenes zu Hilfe, als brauchte sie Stützen oder Maße. Wodan, Balder, Nanna, Frô und Forseti, Walhall, das Schwert Balmung, Siegfried, Volker, die Nibelungen, Cherusker, Disen, Wikinger, Armin, Karl der Große, Kaiser Rotbart — sie fallen links und rechts wie Späne. Diese Dichterin sagt nicht Bremen, sondern die Rolandstadt, nicht Essen, sondern die „Stadt des Mars, in der Wielandsöhne zaubermächtiges Gewaffen schaffen". Ihr Lieblingsvergleich, ihr höchster Schwur lautet, daß etwas gewaltig sei wie „Bilder der Heldensage" oder „Recken der Vorzeit".

Das riecht vielleicht etwas nach Bildungsdichterei und bedeutet wohl in der Tat eine Einschränkung der Ursprünglichkeit, obwohl Isolde Kurz alles in ihrem Herzen gewärmt hat. Es bleiben ein paar schöne, durch Anthologien schon weitverbreitete Lieder: „Schwert aus der Scheide," „Junge Liebe," „Nach zwanzig Jahren," „Die Totenklage um Weddigen;" daneben ein paar umfangreichere Bekenntnisgedichte aus persönlichstem Erleben, wie das an den italienischen Freund.

Auch der klassische Philologe der Universität München, der bald sechzigjährige Otto Crusius, ist durch die großen Augusttage auf den Plan gerufen worden, und ein Quell, der sonst wohl versickert wäre, sprudelte allen sichtbar empor. Es ist ja von jeher gute Tradition unserer Hochschullehrer gewesen, nicht zurückzustehen, wenn die Glocken stürmen. Anno Siebzig haben Heinrich von Treitschke und Ernst Curtius wacker vorangesungen, und der „Grieche" Curtius würde heute seinem Kollegen Crusius herzlich die Hand schütteln. Überhaupt: was ist das für eine törichte Ansicht, daß die klassische Bildung unser nationales Lebensgefühl und Bewußtsein jemals unterdrückt oder abgestumpft hätte! Sie hat es im Gegenteil vertieft und getragen. Aber das nur nebenbei, weil wir gerade bei dem Altphilologen Crusius stehn. Das prächtige „Reservistenlied", das er 1914 in die erregte Zeit warf, wurde sofort allgemein aufgenommen und sprach zu jedem Herzen:

„Der gleiche Rock, das gleiche Recht,
Und Rottennachbarn Herr und Knecht,
Derselbe Lohn, dasselbe Brot,
Dasselbe Bett in Schlaf und Tod,
Einer wie der andre."

Er selber scheint ein zweites, fast ebenso bekannt gewordenes Gedicht höher zu stellen: „Die heilige Not", nach dem die ganze Sammlung heißt (München, C. H. Beck). Aber das Reservistenlied ist in der Formgebung doch noch natürlicher und zwingender. Muß ich sagen, daß man auch sonst viel Erfreuliches in dem Bande findet? Nicht alles ist auf den Krieg bezüglich; es gibt da auch anmutige Naturbilder, beim Wandern so mitgenommen, Jugenderlebnisse, spät erst ausgemünzt, frische Strophen an Männer und Helden der Geschichte, an Dichter und Künstler der Zeit. Jene tiefere Eigenart, die dichterischen Gebilden erst den höchsten Nachdruck verleiht, fehlt wohl ohne Frage. Otto Crusius hat immer Muster im Ohr, nach denen er bewußt oder unbewußt formt. Er besingt preußische Helden fontanisch, er legt alten Liedern einen neuen Text unter, er gerät in den „Prinz Eugen" hinein, aber er bleibt dabei frisch und zeigt angeborenes Klanggefühl. Deshalb soll es nicht mißverstanden werden, wenn ich ihn einen Dilettanten nenne: er ist es im allerbesten Sinne und will auch selber nicht mehr sein. Seine Verse nennt er „bunten Wildwuchs neben dem Lebensweg". Als dieser edle, in Deutschland leider so seltene Dilettant ist er am glücklichsten in Gelegenheitsgedichten. Auch die Kriegslieder gehören ja dazu, und wenn man ein anderes haben will, so lese man das letzte, in dem er erzählt, wie er als hannoverscher Bub, damals noch als „Mußpreuß", in Bandels Werkstatt vor dem Hermannsdenkmal steht. Als ich das Buch zuklappte, dachte ich nicht an die deutsche Dichtung. Ich dachte daran, welch ein Glück es für einen jungen Menschen sein muß, einen so für alles Schöne empfänglichen, Großes groß fühlenden Lehrer zu haben.

Wir sind inzwischen schon halb aus der



Hochzeitsreise. Gemälde von Hans Licht



Kriegslyrik herausgeraten und wollen den Karren nun ganz auf friedlichere Geleise schieben. Alle Gemeinschaftsideale in Ehren, aber auf die Dauer kommen Persönlichkeiten und Künste dabei zu kurz. Franz Karl Ginzkey mag uns mit einem Büchlein „Lieder" (Konstanz, Reuß & Itta) in eine Welt- und Seelenstille locken, in die noch kein Laut der aufgeregten Zeit drang. Auf dem Einband reißt ein Vogel sein Schnäbelchen auf, als wolle er sich das Herz aus dem Leibe singen, und wenn dies eine Anspielung auf die schlichte Natürlichkeit des Wiener Poeten sein soll, so wollen wir sie gelten lassen. Mit seiner Prosa scheint es nichts Rechtes zu werden, aber sowie er den Vers als Ausdrucksmittel benützt, erkennt man die eingeborne Sprache seines Wesens. Unverkünstelt trägt sie den ihm eigenen sanften und weichen Empfindungslaut. Niemals versucht Ginzkey mehr zu scheinen, als er ist und durch künstliche Aufplusterung etwas vorzutäuschen. Ein reines, schönes, inniges und grunddeutsches Talent singt er still sein Lied. Macht gar keinen Lärm dabei, wird von Richtungsliteraten wohl ein wenig über die Achsel angesehen, aber darf sicher sein, daß ein paar Gedichte von ihm alle diese hochmögenden Herren des Tages überleben werden. In ein paar schönen Strophen seines neuen Büchleins erzählt er, wie er im Moose liegt, während ein Wandersmann mit jubelndem Lied drüben den Pfad entlang schreitet. Er braucht nur eine Spanne das Haupt zu heben und er kann den Wanderer erblicken.

„Aber kein Verlangen treibt mich, ihn zu sehn,
Der da kommt gegangen mit des Windes Wehn.
Staunend spricht die Seele, ganz im Rausch des Lichts:
Ist das Lied nicht alles und der Wandrer nichts?"

Man kann das Wort auf ihn selbst anwenden: seine Lieder reizen nie dazu, der Persönlichkeit nachzugehn, die sie gebar. Es geht uns so ähnlich mit Uhlands, auch mit Eichendorffs Gedichten, und hier und da glaubt man wirklich einen Hifthornklang aus Eichendorffs grüner Sehnsuchtswelt zu vernehmen. Den Preis unter den neuen Liedern möchte ich dem „Wandrer" erteilen:

„Ihn hat der Ewigkeit Gebrause
Verlockt mit sehnsuchtsvollem Ton.
Ein mitternächtig Sturmgesause
Entriß der väterlichen Klause
Auf ewig den verlornen Sohn.

Er fragt sich nicht: Was soll nun werden?
Es taugt ihm keine Heimat mehr.
Sein Heim ist überall auf Erden,
Ihm winkt mit seligen Gebärden
Der Sterne unermeßlich Heer.

So schreitet er, ein Auserkorner,
Das Haupt umkränzt von Firnenglanz,
Als ein zur Wanderschaft Geborner —
Den Brüdern gilt er als Verlorner,
Die Ewigkeit gewann ihn ganz."

Der sechs Jahre jüngere Hermann Hesse, der in diesem Jahr zum erstenmal unter den Vierzigern erscheint, ist reicher und reizbarer, aber auch künstlicher und innerlich unkräftiger als Ginzkey. Das ist kein Wunder: man kann es fast an den Jahreszahlen abzählen. Die in den sechziger Jahren geborenen Dichter, die in der Hauptsache die letzte Literaturrevolution machten, sind stärker auf den Willen gestellte Naturen von männlicher Haltung, im rein Poetischen deshalb leicht etwas spröde. Die nach ihnen kommenden Begabungen aus dem folgenden Jahrzehnt werden (fast in der Aufeinanderfolge ihrer Geburtsjahre) immer weicher, farbiger, romantischer, aber auch immer haltloser, schwächlicher, schwankender. In den neuen Gedichten von Hermann Hesse: „Musik des Einsamen" (Heilbronn, Eugen Salzer) lebt viel von der Müdigkeit, der Unkraft, der sich ziellos verzehrenden Sehnsucht dieses deutschen Geschlechtes. Es fühlt sich dem Leben nicht mehr recht gewachsen, es mißtraut sich heimlich selber, es zerfasert und bespiegelt sich, es ist schon mit zwanzig Jahren ein wenig resigniert, es flieht vom Tag in den Traum, es verläßt die Plastik und ihre sicheren festen Umrisse und verschreibt sich der auflösenden und aufwühlenden Musik, es drängt aus dem herben Norden in den weichen Süden, von den kräftigen Dichtern der Tat und des hellen Tages zu den schwächlichen, unendlich feinen Künstlern des Traumes und der Dämmerung. Hölderlin wird ein Abgott dieses Geschlechts, Mörike desgleichen. Man kann bei Hesse Seite für Seite die Belege finden; der Übereinstimmung seiner Anlagen mit denen seiner Generation verdankt er zum guten Teil seinen Erfolg. In einem der schönsten Gedichte seines neuen Buches, der „Ode an Hölderlin", redet er diesen „Freund seiner Jugend" liebend an. Mit einem Seitenhieb auf das „nüchterne Volk" spricht er von der „Schar innig Versunkener", die sich sehnlich, vom Tag ermüdet, der „ambrosischen Nacht deiner Gesänge" zuwenden und ewiges Heimweh nach den Tempeln der Griechen haben. Die Melancholie der Unrast verfolgt ihn zu allen Stunden, ziellos wandert er hin, voll unklarer Sehnsucht in fremde Fenster spähend, durch Straßen fremder Städte irrend, schwermütig fast ohne Grund, müde und dem Weinen nahe wie ein verlassenes Kind.

Er hat aus der Stimmung solcher romantischen Schwermut ab und zu einen feinen, reinen Ton voll weher Süße gefunden, aber es ist klar, daß er den härteren Kindern früherer oder späterer deutscher Geschlechter oft eintönig und etwas gehaltlos erscheinen wird. Sie finden nicht genug Substanz in seinen Gedichten; sie haben — wenn sie viel davon hintereinander lesen — die Empfindung, als ob die Lampe hier ohne rechte Nahrung brennt, als ob die Steine nicht mehr Korn mahlen, sondern leer gehn und sich selbst zerreiben. Von hier aus versteht man auch, daß Hermann Hesse, obwohl er

selber die Literaten verachtet, unwillkürlich doch mit einem Ärmel das Literaten- und Ästhetentum streift. Aber das können natürlich nur diejenigen empfinden, die etwas weiter von ihm abstehen . . .

Der aus Barmen stammende **Will Vesper** hat neue Lieder und Gedichte unter dem Titel „**Der blühende Baum**“ vereinigt (München, C. H. Beck). Wenn ich richtig zähle, ist es sein sechstes Gedichtbuch in elf Jahren, und wenn man es liest, begreift man, daß er schließlich in dieser Zeit auch zwölf Gedichtbücher hätte schreiben können. Er ist der typische Nachempfinder, stammt ja auch aus jener deutschen Landschaft, die seit alten Zeiten Poesie weniger geschaffen als vermittelt hat, erklärt selbst, daß sein Lebensquell **Überlieferung** ist und hat sich früh an die Übertragung und Neudichtung mittelhochdeutscher Literatur gemacht. Hier wird man ihm immer gern begegnen. Als Eigenschöpfer fehlt ihm jede Nachdrücklichkeit. Durch liebenswerte menschliche Eigenschaften unterstützt, hat er gewiß eine Menge hübscher, anmutiger Gedichte geschrieben, deren jedes angenehm zu lesen ist, aber sie laufen mit gleichmäßiger Freundlichkeit von einem ab. „Wenn wir lieben,“ sagt er einmal, „ist es, als schrieben wir in das Wasser mit spielender Hand.“ So dichtet er auch. Es ist im Grunde Spieltrieb; man hört alle möglichen älteren und neueren Lyriker heraus, von Hartmann über Paul Gerhardt und Matthias Claudius bis zu den Romantikern. Dabei hält er alles in der Form äußerster Einfachheit; „innerlich“ ist sein Lieblingswort; seelenvolle Schlichtheit seine Hausmarke; treuherzige Einfältigkeit bei Liedmäßigkeit sein Streben. Er versucht also so etwas wie der Wandsbecker Bote der Gegenwart zu sein. Aber schon der gute Claudius ist dabei in die Manier geraten, und **Will Vesper** entgeht ihr erst recht nicht. Kein Zweifel, daß er von Gemüt „blond und evangelisch“ ist, aber aus diesem guten, wenn auch würzlosen Ding hat er sachte ein Kunstprogramm gemacht, und nun hat man allzuoft das peinliche Gefühl, daß er bewußt ein wenig nachhilft und sich allmählich nicht zu einem Dichter, sondern zu einem Artisten der Innigkeit, Einfältigkeit und Treuherzigkeit entwickelt.

Drei Frauenbücher, die reich genug sind, um Anlaß zu längeren Betrachtungen zu geben, kann ich leider, des bösen Raummangels halber, nur kurz anzeigen. **Dora Stieler** hat neue Gedichte „**Erdhauch**“ erscheinen lassen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — Gedichte, geboren aus tiefstem Naturgefühl, geworden in Einsamkeit, der lust- und leidvoll geliebten, Gedichte, die Herzenskämpfe ausschöpfen und wie Blätter eines Tagebuches sich lesen: Bekenntnisse, Stimmungen, Seufzer. Ein tapferes und rechtes Herz, das gar nicht umzubringen ist, steht dahinter, eine Kraft, die allem einen vollen Klang und feste Prägung gab. Reisebilder, Märchenstimmen u. dgl. folgen — doch fast scheint es, als ob Dora Stieler sich hüten müßte, zu tief in das „Zwielicht steter Stille“ zu tauchen. Sie selber fleht: „O starkes Leben, schaffe selber Rat und laß mich deine schwersten Lasten heben — **ich glaub' mich manchmal unbelastet schon.**“

Den Segen der „Last,“ um die Dora Stieler in ganz richtigem Instinkt fleht, erkennt man in der lyrischen Entwicklung von **Ilse Franke**. Ihr schon vor einiger Zeit erschienenes „Buch vom Ehesommer“: „**Das heilige Geheimnis**“ (Berlin, E. Fleischel & Co.) zeigt Blatt für Blatt das Wachsen und Reifen der dichterischen Persönlichkeit unter der Gewalt neuen und höheren Erlebens. Ihre etwas schmächtige Jungmädchenlyrik hat Gehalt und Fülle bekommen, alle weiblichen und mütterlichen Instinkte sind in der Ehe gelöst worden, ihre Verse tragen nun schön an menschlicher Schwere, und in den ihr gesteckten Grenzen hat sie alle ihre Kräfte höher entwickelt. Ein reiches und reifes Buch der Kameradschaft, der Weib- und Mutterschaft, der „verschlungenen Hände“, des früchtereifenden Sommers, ein Buch der Liebe und Treue. Man sollte es in die Hand junger Frauen legen.

Frida Schanz endlich bietet ihren Freunden eines ihrer besten Bücher, die ‚**Balladen**‘ in zweiter, vermehrter Auflage (Bielefeld, Velhagen & Klasing). Ihre große formale Gewandtheit zeigt sich darin, vor oft sehr glücklich gewählten Stoffen, von der schönsten Seite; ihr Vers kann leichtbeschuht tanzen und mit Schelmenglöckchen klingeln oder schwer ausschreiten und in verhaltnem Pathos läuten. Die Gefahr, zu breit zu werden und in Schilderung auszurutschen, wird um so sicherer vermieden, wenn ein starker Stoff sein Recht verlangt. ‚Die Drei vor der Himmelstür‘, ‚Die Marketenderin‘, ‚Die Armringe‘, ‚Der Fakir‘, ‚Lea weint um Rahel‘ und vieles andere ist deshalb seiner Wirkung sicher — nicht zuletzt auch ‚Die Seiltänzerin‘, die im Jahre des Reformationsjubiläums auf besonders empfängliche Herzen hoffen darf.

Zum Schluß sei auf eine zeitgemäße Anthologie aufmerksam gemacht: „**Vlaemische Dichtung**“. Eine Auswahl im Urtext und in Übersetzung (Jena, Eugen Diederichs). Die besten vlämischen Lyriker sind darin mit Proben vertreten, und da vlämischer und deutscher Text sich gegenüberstehen, so wird uns die Verwandtschaft in Sprache und Empfindungsart sinnfällig vor Augen geführt. Ob die vlämische Lyrik über starke Eigenwerte verfügt, ob sie nicht wie ihr erster Meister Heinrich von Veldecke mehr eine Vermittlungsrolle zwischen romanischer und germanischer Dichtung zu spielen hat, das läßt sich schwer entscheiden. Aber das große Schicksal dieser Zeit hat uns überraschend zusammengekoppelt — so mag es für viele wertvoll sein, das Herz der Stammverwandten in ihren Liedern zu belauschen.

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 10. April 1917



Das erste Ergebnis eines Monats des uneingeschränkten U-Bootskrieges ist höchst befriedigend: 782000 Tonnen versenkten Schiffsraumes. Handelt es sich doch um den kürzesten Monat, von dem außerdem die Tage der Schonzeit abgehen. Die Zahl von Tonnen neutraler Schiffe, die aus Furcht vor den deutschen U-Booten in den Häfen zurückblieben, ist nicht zahlenmäßig zu erfassen, aber als direkter Erfolg dieser Kriegführung noch dazu zu buchen. Der deutsche U-Bootskrieg steht heute, trotz der gewaltigen Kämpfe zu Lande und trotz der großen politischen Ereignisse, die sich vollziehen, im Mittelpunkt des ganzen Weltgeschehens; die Frage, wie er England zum Frieden zwingt, entscheidet den Ausgang des Krieges.

Seine Zone hat Deutschland am 24. März noch erweitert, indem die nordrussischen Gewässer als Sperrgebiet bezeichnet worden sind, für das dieselben Bestimmungen gelten wie für die anderen beiden Sperrgebiete um England und im Mittelländischen Meere. Mit diesem Entschluß stößt Deutschland energisch hinein in die Verhältnisse in Rußland. Denn gerade jetzt, wo wegen der inneren Umwälzungen Rußlands die Munitionserzeugung ins Stocken gekommen ist, ist der Entente die Verbindung Rußlands mit seinen Bundesgenossen doppelt und dreifach wertvoll. Nunmehr sperrt Deutschland mit dieser Erklärung die Einfuhr über die beiden Häfen von Archangelsk und Alexandrowsk, die immer mehr gewachsen war und zu einer Lebensnotwendigkeit für das russische Volk geworden ist. Die norwegischen und amerikanischen Handelsdampfer, die diese Einfuhr und diesen Verkehr in erster Linie vermittelten, haben sich jetzt aus dieser Zone ebenso zurückzuziehen wie aus den beiden anderen.

⁂ ⁂ ⁂

Im Westen haben die entscheidenden Kämpfe jetzt begonnen. Die Lage ist auch dort durch die Entschlüsse unserer Heeresleitung bestimmt worden. Wie erinnerlich, wurde am 1. März bekanntgegeben, daß an den beiden Ufern der Ancre ein Teil unserer Stellung planmäßig geräumt worden sei. Diese Verkürzung der Front ist weiter durchgeführt worden, so daß Ende März die Front in einer ziemlich geraden Linie von Arras nach Soissons läuft entlang der Orte Croisilles—Beaumetz—Bertincourt—Villers—Faucon—Vermand—Etreillers—Montescourt—Vendeuil—La Fère—Amigny—Leuilly—Vregny. Sieht man das geräumte Gebiet im Verhältnis zum überhaupt besetzten an, so ist der damit zugestandene Gebietsverlust verschwindend gering. Sieht man die alte und die neue Frontlinie gleichzeitig auf der Karte an, so erkennt man, daß die neue Linie große unpraktische Ausbauchungen mit schwer zu verteidigenden Punkten beseitigt und eine fast gerade Linie von Arras nach Soissons zieht, die nach allen Regeln der Befestigungskunst ausgebaut ist und als uneinnehmbar bezeichnet werden kann.

Diese Bewegungen nach rückwärts haben sich mit größter Ordnung, ohne Verlust von Material und Gefangenen vollzogen und eine glänzende Probe der Feldherrnkunst geliefert. Der Kaiser hat das in einer Order an den Feldmarschall von Hindenburg und durch eine Auszeichnung des Generals Ludendorff besonders anerkannt. Der große Vorteil dieser glänzend durchgeführten Operation lag ja nicht nur darin, daß die Linie verkürzt wurde, sondern daß damit auch die Angriffsabsichten der Engländer und Franzosen auf dieser großen Strecke vereitelt wurden. Wochen- und monatelang ist dort eine Offensive vorbereitet worden, die schwere Artillerie eingegraben und alles so durchgeführt worden, was an methodischer Vorbereitung zu einem großen Frontangriff notwendig ist. Indem die Deutschen teilweise bis 50 Kilometer und mehr zurückgingen und das ganze Gelände, das sie aufgaben, planmäßig unbrauchbar machten, wurden alle Angriffsabsichten der Gegner auf dieser langen Front vereitelt. Die Überraschung ist daher bei unseren Gegnern nicht gering und nicht sehr angenehm gewesen.

Seit dem 1. April meldete ferner der Heeresbericht, daß an der Front, die von Arras nach Norden geht, zwischen Arras und Lens Vorstöße starker englischer Erkundungsabteilungen gescheitert seien und seitdem folgten sich die Nachrichten, daß der Geschützkampf an dieser Front, die zunächst nicht länger als 22 Kilometer ist, stärker und stärker werde. Daraus war zu erkennen, daß, nachdem der Angriff auf die Stellung zwischen Arras und Soissons unmöglich geworden war, die Engländer den Flügelpunkt der neuen Aufstellung im Norden angreifen wollten, also die Gegend um Arras. Das bestätigte die Meldung des Heeresberichts vom 9. April, die besagte, daß seit diesem Tage nach mehrstündigem stärksten Trommelfeuer die Schlacht bei Arras im Gange sei. Zugleich wurde mitgeteilt, daß von Soissons bis in die westliche Champagne die Artillerien in erhöhtem Maße einander bekämpften. Das besagt, daß die Franzosen den anderen Flügel-

punkt dieser neuen Aufstellung bei Soissons anzugreifen versuchen. Die Gegner haben also nicht eine Durchbruchsschlacht wieder versucht, wie die Sommeoffensive im letzten Jahre, war diese doch nach diesen Erfahrungen und Erfolgen unserer Frontveränderung unmöglich geworden. Sie versuchen es jetzt auf andere Weise. Ob die Feuertätigkeit östlich von Soissons bis hin zur burgundischen Pforte zugleich auch die Einleitung neuerer größerer Kämpfe ist, ist noch nicht abzusehen. Jedenfalls hat eine Schlacht begonnen und zwar im Norden.

Den Plänen der Gegner ist die Heeresleitung auch durch eine neue Gruppierung entgegengetreten. Denn der gleiche Heeresbericht meldete zum ersten Male die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht, des deutschen Kronprinzen, Herzog Albrecht in dieser Reihenfolge, wonach also Kronprinz Rupprecht den Norden der Front kommandiert und die Schlacht von Arras zu befehligen hat, der Kronprinz des Deutschen Reiches in der Mitte steht und die Offensive der Franzosen bei Soissons aufzunehmen hatte, während der Herzog Albrecht von Württemberg die Front weiter östlich davon bis zur burgundischen Pforte, bis dahin, wo neutrales Gebiet weitere Kämpfe unmöglich macht, unter sich hat. Mit gespannter Aufmerksamkeit, aber mit ruhigem Vertrauen sehen wir auf die ungeheuren Ereignisse hin, die sich in den damit angekündigten Kämpfen vollziehen. Wir wissen, daß unsere Heeresleitung seit langem darauf vorbereitet war, daß alle Kräfte darauf gespannt sind und die Pläne der Gegner nicht zur Verwirklichung kommen werden.

⁂ ⁂ ⁂

Auf dem Balkankriegsschauplatz ist im März zwischen Ochrida- und Prespasee und bei Monastir gekämpft worden. Vom 12. bis 21. März wiederholten sich täglich die Angriffe der Franzosen; die Höhen im Berggelände westlich und nördlich von Monastir, die das Ziel der Franzosen waren, blieben aber in der Hand der Deutschen und Bulgaren. Der Kaiser telegraphierte am 23. an den Zaren der Bulgaren, daß sich Deutsche und Bulgaren in diesen Kämpfen glänzend geschlagen haben; die Führung der deutschen Truppen liegt in der Hand des Generals von Below. Weitere Kämpfe sind seitdem auf der ganzen langen Linie des Balkankriegsschauplatzes nicht gemeldet worden. Auch der Rücktritt des französischen Ministerpräsidenten Briand hat auf das Unternehmen von Saloniki noch nicht die Einwirkung gehabt, die man erwartete.

Dafür sind die Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatze der Türkei weitergegangen. Der zehnmonatigen methodischen und zähen Vorbereitung der Engländer gelang am 11. März die Eroberung von Bagdad. Danach strebt der englische Vormarsch weiter nach Norden zu einer Vereinigung mit den Russen, die von Kermanschah heranrücken, eine Vereinigung, die in Chanekin gesucht wird. Sechzehn Monate liegen zwischen der Prophezeiung Asquiths im November 1915, daß der Einzug der Engländer in Bagdad unmittelbar bevorstünde, und ihrer Erfüllung. Es wäre verkehrt, den großen Erfolg, den England damit errungen hat, verschleiern zu wollen. Damit ist zunächst Persiens Schicksal besiegelt; England hat dort erreicht, was es anstrebt. Es hat weiter seine Stellung am Persischen Golf gesichert und beherrscht nunmehr nach der Eroberung Bagdads und mit dem Vormarsch weiter nach Norden Mesopotamien. Diesen militärischen Erfolg sucht es auch möglichst politisch auszunutzen. Es beabsichtigt, ein Fürstentum Mesopotamien mit Bagdad als Hauptstadt zu organisieren und hat den Bruder des von England eingesetzten Sultans von Ägypten, Hussein Kemal, in Aussicht genommen, der die Namen Achmed Fuad trägt. Ob die Engländer in der Lage sind, den Vormarsch von hier, wie sie es wohl planen, weiter nach Norden bis zu einem Stoß nach Syrien hinein voranzutragen, hängt ganz von der türkischen Gegenwehr ab und der Zeit, die diese gewinnt. Sobald die heiße Jahreszeit einsetzt, wird diesen Operationen ja von vornherein ein Ende gesetzt.

Es liegt auf der Hand, daß mit diesen Erfolgen die Gegensätze zwischen Türken und Arabern wieder stärker hervorgetrieben werden und daß England die arabische Bewegung auf alle Weise zu unterstützen bemüht ist. Damit gewinnt der Aufstand des Emirs von Mekka wieder größere Bedeutung, der ja vollständig noch nicht niedergeworfen war und an dem, wie bekannt, die Frage hängt, ob England, was es schon lange erstrebt, einen Einfluß auf das Kalifat bekommt, das mit den heiligen Städten Mekka und Medina verbunden ist.

Zugleich ist ferner am 26. März von England die langvorbereitete Angriffsoperation von der Sinaihalbinsel her mit dem Ziel der Eroberung von Jerusalem begonnen worden. Die weitergehenden strategischen Pläne gehen wohl darauf aus, die Operationen von Mesopotamien und von der Sinaifront her zusammen nach Syrien vorstoßen zu lassen und damit der Türkei einen tödlichen Stoß zu versetzen, weil damit diese Kämpfe auch zugleich vom Meere her durch die Flotte unterstützt werden könnten. Noch weiter greift dieser Operationsplan, indem er die Russen einbezieht, die gleichzeitig aus Persien und vom Kaukasus her in der Gegend von Mossul mit den Engländern sich vereinigen sollten. Diese großen Pläne werden ja nicht verwirklicht werden. Immerhin haben die Engländer ihre Truppen, die sie zum Schutz Ägyptens und des Suezkanals zur Verfügung hatten, jetzt vorgeschoben. Sie haben Ende November 1916 El Arisch, das 160 Kilometer östlich des Suezkanals liegt, erreicht und kamen weiter bis Rifaa an der ehemals türkisch-ägyptischen Grenze. Dort wurde ihr Vormarsch durch den Widerstand der Türken aufgehalten. Am 26. März begannen die Engländer darüber hinaus den An-

griff, und in der Umgegend von Gaza kam es zu einem großen Kampfe, der an dem Nachmittag des 27. mit dem Sieg der Türken endete. Die am Kampfe beteiligten englischen Streitkräfte wurden auf vier Divisionen mit schwerer Artillerie geschätzt; auf dem Schlachtfelde wurden mehr als 3000 tote Engländer gezählt. Die Tapferkeit der Türken hat also einen großen Sieg davongetragen. Seitdem sind keine Nachrichten über erneute Versuche der Engländer gekommen; zunächst ist dieser Angriff abgeschlossen. Aber das methodische Vordringen, das in diesen Kämpfen schon auf 85 Kilometer der Stadt Jerusalem nahegekommen ist, ist damit noch nicht erledigt. Und die Sinaihalbinsel haben die Engländer sich in dieser Zeit bereits im ganzen gesichert wie den Suezkanal und Ägypten selbst.

Auf diese Ereignisse muß man besonders deshalb den Blick richten, weil es sich hier um die eigentlichen territorialen Kriegsziele handelt, die England erstrebt. Bekanntlich will es, daß dieser Krieg mit der Türkei ihm eine Landverbindung über Persien, Mesopotamien, Arabien nach Ägypten hin bringt. Dieses Programm hat Lord Curzon schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, als er noch Vizekönig war, ausgesprochen und nach diesem ist die Politik der Engländer gegen die asiatische Türkei jetzt vollkommen orientiert. In dieser Politik hat England heute große Erfolge davongetragen. Denn mit diesen Siegen in Persien, Mesopotamien, Arabien, der Sinaihalbinsel — zugleich müssen wir die Erfolge gegen unsere Kolonien im östlichen Afrika noch dazu nehmen — ist diese Landbrücke gerade in der letzten Phase des Krieges von England erobert worden. Zugleich hat es seine Position im östlichen Mittelmeer gefestigt; es hat Kreta in der Hand und sich die den Dardanellen vorgelagerten Inseln gleichfalls gesichert. Wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß die englische Politik an diesen Erfolgen von Persien bis zum Nil absolut festhalten wird. Daran ist weder ein Zweifel in bezug auf das Programm Lord Curzons wie in bezug auf die afrikanischen Kolonien. Diese Erfolge Englands richten sich ja im Osten auch gegen Rußland, sowohl das mesopotamische Unternehmen, wie vor allem die persischen Erfolge, und die englische Diplomatie wird gerade auf diesem vorderasiatischen Boden die russische Revolution ausnutzen, die den Bundesgenossen hindert, seine asiatischen Interessen tatkräftig zu verfolgen. Zunächst aber sind diese territorialen Erfolge der englischen Kriegführung gegen Deutschland gerichtet. Sie berühren ja die Achse des ganzen Krieges, die unversöhnbaren Gegensätze der deutschen Orientpolitik und jener englischen Türkenpolitik. Die Erfolge des U-Bootkrieges und die Kämpfe im Westen haben auch diese Passiva für uns mit wieder hereinzubringen.

⁂

Während dieser großen militärischen Vorgänge ist bei dem einen unserer großen Feinde die Revolution im Innern ausgebrochen und es ist zum Bund unserer Gegner ein neuer starker Genosse hinzugetreten. In den Tagen vom 12. bis 15. März hat sich in Rußland eine Umwälzung vollzogen, deren weltgeschichtliche Bedeutung wir heute noch gar nicht übersehen können. Die Revolution beseitigte im ersten Anlauf das alte Kabinett, den Absolutismus und den Zaren. In dem Sinne, wie die Revolution zu Anfang des Krieges bei uns erwartet wurde, ist diese Erhebung nicht. Das absolut Entscheidende für den Ausbruch war die Hungersnot der Stadt Petersburg, vornehmlich der Fabrikarbeiter der Rüstungsindustrie und der Garnison. Und diese wieder war die Folge einer Transportnot, an der mehr oder weniger alle kriegführenden Staaten leiden, die aber in Rußland die Form einer Katastrophe annahm. Hierin lag ja von Anfang an sein schwächster Punkt. Die russischen Eisenbahnen haben weit mehr geleistet, als gute Kenner annahmen. Heute aber zeigte sich, daß Rußland nicht imstande war, einen solchen Krieg durchzuführen; auch hierin sind wir die Stärkeren geblieben!

Seit Monaten deuteten die endlosen Versuche, des Eisenbahnwirrwarrs Herr zu werden, an, daß ein Augenblick kommen mußte, in dem die Maschine stillstand. Im Februar haben große Schneeverwehungen, die drei Wochen lang anhielten, diesem Zustande den Rest gegeben. Die Massen hungerten und froren, in der Woche vom 9. bis 12. März brachen in Petersburg Hungerrevolten im großen Maßstabe aus.

Der Schrei klang in die Verhandlungen der Duma hinein, die seit dem 27. Februar wieder tagte. Der progressive Block der Duma stand gegen die Regierung, vor allem gegen Protopopow, aber deshalb hat diese Opposition der Duma, die das Bürgertum und die Intelligenz vertritt, nicht auf die Revolution hingearbeitet. Sie ist ja gerade das Haupt der Kriegspartei schlechthin. Miljukow, der heute an der Spitze des Revolutionsministeriums steht, wiederholt immer wieder die bekannten russischen Kriegsziele, die Zerstörung der Türkei, die Eroberung von Konstantinopel, die Auflösung von Österreich-Ungarn. Er und seine Richtung wollten zur Macht, aber die Mächte der Tiefe wollten sie nicht entfesseln. Denn, wie sich jetzt schon zeigt, eine solche Revolution muß die Kräfte zum Angriff lähmen. Aber die Liberalen Rußlands hatten nur die Wahl, entweder von den hungernden und frierenden Arbeitermassen überrannt zu werden, oder sich an ihre Spitze zu stellen. Sie haben darum das zweite getan, und seit dem 14. März steht an der Spitze Rußlands ein Revolutionsministerium, in dem die Oktobristen und Kadetten, also bürgerliche Liberale, weitaus die Mehrheit bilden und nur ein einziger Vertreter der Linken sitzt.

Am 15. wurde der Zar in Pskow zur Abdankung gezwungen. Ursprünglich sollte an seiner Statt der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch den Oberbefehl über das Heer übernehmen und der Bruder des Zaren, Großfürst Michael Alexandrowitsch, die Regentschaft für den Thronfolger Alexei. Aber am 16. schon mußte auch Michael abdanken und erklären, daß er auf den Thron verzichte, und die Bestimmung der künftigen Regierungsform Rußlands einer konstituierenden Versammlung überlassen, die nach dem allgemeinsten und demokratischen Wahlrecht gewählt werden soll. Am 23. wurde dem Großfürsten Nikolai mitgeteilt, daß die Führung des Oberbefehls durch ihn „nicht erwünscht" sei; er hat ihn niedergelegt und sich auf ein Gut in der Krim begeben.

Die beiden letzten Vorgänge zeigten schon, daß die bürgerliche Opposition das Heft nicht vollständig in der Hand hat. Hinter ihr stehen die Massen der Arbeiter und der Truppen, die sich in einem Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten eine Art Regierung gegeben haben. Diese sind auf das äußerste demokratisch, wollen die Republik und die extremsten sozialistischen Reformen, vor allem aber den Frieden. Miljukow, der bekannte Führer der Kadetten, hat gewußt, was für die Fortsetzung des Krieges die zarische Gewalt und ein so populärer Mann wie der Großfürst Nikolai bedeutet. Aber seine Richtung hat vor dem Drängen der äußersten Linken nachgeben müssen, die die Beseitigung des Hauses Romanow fordert und auf den Frieden hindrängt. Im Neben- und Gegeneinander der beiden Regierungen, der provisorischen Regierung und dieses Arbeiter- und Soldatenrates, spielt sich gegenwärtig die innere politische Entwicklung Rußlands ab.

Es ist keine Frage, daß eine solche Erhebung mitten im Kriege und noch dazu in dieser entscheidenden Phase die offensive Kraft und Fähigkeit der russischen Armee nicht festigt und stärkt. Ferner ist keine Frage, daß durch eine solche Politik und soziale Umwälzung die eigentlichen grundlegenden Fragen, die die Revolution hervorriefen, auch nicht gelöst sind. Es fährt kein Eisenbahnwagen besser von dem Süden nach Petersburg, weil Miljukow Minister ist, und Petersburg hat nicht mehr zu essen, weil statt der alten Bureaukraten liberale Semstwomänner diese Dinge behandeln. Die Verpflegungs- und Transportkrisis dauert fort, während zugleich der ganze Umsturz die Armee und die Bauernschaft revoltiert und auflöst.

Niemand kann prophezeien, wie sich die Verhältnisse in Rußland entwickeln werden. Noch steht die Haltung der Bauernschaft nicht fest. Die Führer der Armee sind zur neuen Regierung übergegangen. Einzelne, wie der General Rußki, waren sogar maßgebend an der Abdankung des Zaren beteiligt. Äußerlich scheint sich auch alles gut zu vollziehen: in der Provinz die neuen Einrichtungen der Gewalt, die von den Gouverneuren auf die Semstwos übertragen sind, bei der Armee die Vereidigung auf die neue Regierung. Aber eine Revolution hat ihre eigenen Gesetze. Sie läuft nicht so, wie die, die sie zum Ausbruch bringen, es wollen, und niemand kann wissen, ob sie Rußland in das Chaos oder zu einer Gegenrevolution der alten Gewalten oder zur Befestigung einer liberal-sozialistischen Republik nach dem Vorbilde von Frankreich führt.

Der Unterschied gegen die Revolution von 1905 liegt auf der Hand. Damals begannen die Liberalen, das Proletariat folgte, dann kamen die Bauernunruhen, die Meutereien in der Armee. Diesmal haben Proletariat und Armee zusammen begonnen. Die schon längst revolutionierten Massen in den Städten haben in den Garnisonen Bundesgenossen gefunden, wie das wohl kaum zu erwarten war. Der Übergang der Truppe vom 12. März, der den raschen Sieg der Revolution zur Folge hatte, ist erstaunlich. Nichts ist dem Zaren in diesen Tagen treu geblieben; außer einem fast lächerlichen Versuche des Generals Iwanow, mit einem Bataillon von 700 Georgsrittern den Zaren zu retten, hat sich niemand aus seiner Armee für ihn eingesetzt. Die Kosaken, die 1905 die treue Stütze waren, sind schon in den Straßenkämpfen am 11. März in Petersburg auf die Seite der Masse getreten, und kurz danach sind sogar die Treuesten der Treuen, der sogenannte kaiserliche Konvoi übergegangen, jene düsteren und stolzen Gardekosaken in dem Scharlachrot ihrer Uniform, die jedem in der Erinnerung geblieben ist, der einmal einen durch die Straßen von Petersburg oder Zarskoje Selos hat reiten sehen. Dieser Zusammenbruch ist das Wichtigste und gibt am meisten zu denken. Noch 1905 hatte der Zar ein großes Kapital persönlicher Treue, heute hat er nichts davon. Fast niemand ist ihm in die Gefangenschaft nach Zarskoje Selo, wohin er am 22. März gebracht wurde und wo er die am 21. verhaftete Gemahlin vorfand, gefolgt. Die Einzelheiten der Verhaftung und der Abdankung, die in den russischen Zeitungen ausführlich behandelt wurden, sind erschütternd für diesen Zusammenbruch der Treue an dem Monarchen. Nikolai II. hat sein Unglück durch die Starrheit und Entschlußlosigkeit selbst verschuldet, die er bis zur letzten Minute gezeigt hat und die es auch den treuesten Anhängern unmöglich erscheinen ließ, bei ihm auszuhalten. Wollte er ohne Zugeständnisse an die Opposition weiterregieren, so mußte er Frieden schließen. Wollte er dies nicht, so mußte er, wie das auch die englische Politik wollte, die Führer der Opposition zu seinen Ministern machen, um mit ihnen zusammen zu gehen, zusammen vor allem auch gegen die hungernden Massen der Städte. Er hat nichts von beiden getan. Er hat die Minister, die den ersteren Plan verfolgten, wie Protopopow, nicht bis zum

äußersten und letzten gehen lassen und fand sich mit einem Male von allen verlassen, zur Abdankung gezwungen. Ob das Haus Romanow noch einmal zurückkehren wird, wird niemand sagen können; Nikolai II. wird wohl auf immer von der geschichtlichen Bühne verschwunden sein.

Man hat bei uns vielfach geglaubt, diese Vorgänge seien ein Werk der englischen Politik. Doch darf das nicht übertrieben werden. Gewiß hat der englische Botschafter die Liberalen unterstützt, aber was er wollte, war eben nur ein Kabinett aus ihnen mit dem Zaren, so daß England beide zugleich in der Hand hatte. Die proletarische Erhebung aus der Tiefe kann England nicht gewollt haben, selbst wenn es in der Lage gewesen wäre, sie zu entfesseln, denn diese ist direkt gegen sein eigenes Interesse. Sie führt Kräfte in die Höhe, die die Beendigung des Krieges fordern. Sie kann den Englandhaß, der im russischen Volke ungeheuer verbreitet ist, zu furchtbarem Ausbruch bringen und sie kann diesen großen Bundesgenossen ganz von der Entente lösen. Es wird auch nicht helfen, daß man jetzt offensichtlich versucht, die ganze Wut der Volksstimmung gegen die Zarin zu richten. Diese unglückliche Fürstin, deren Leben nichts als eine Kette von Unglücksfällen gewesen ist, soll der Mittelpunkt der verhängnisvollen Politik gewesen sein, die den Zaren stürzte.

Wir werden gut tun, die weitere Entwicklung in Rußland nicht allzu schnell zu erwarten. Das Schwergewicht eines solchen Reiches, einmal nach einer bestimmten Seite eingesetzt, ist so groß, daß die Wirkungen derartiger Vorgänge erst allmählich zu Bewußtsein kommen. Es kann noch eine Weile dauern, ehe sie die russische Front vollständig desorganisieren und auflösen. Zunächst liegen die provisorische Regierung, die den Krieg weiterführen will, und die Arbeiter und Soldaten, die ihn beendigen wollen, miteinander im Kampf, und zunächst wird man zu warten haben, wie sich die Versorgungs- und Transportfrage weiterentwickelt, von deren Lösung alles abhängt. Auf die möglichen, noch ferner liegenden Folgen dieser Revolution in bezug auf Finnland und die anderen Grenzmarken, die nicht großrussischen Völker usw. gehen wir nicht ein. Die Stellung, die das Deutsche Reich zu diesen Vorgängen einnimmt, ist in der Reichstagssitzung vom 27. März unzweideutig und klar bezeichnet worden. Der Kanzler hat entschieden ausgesprochen und alle Parteien haben zugestimmt, daß Deutschland sich in keiner Weise in diese innerrussische Entwicklung einmischt. Denn sofort war die Lüge verbreitet worden, daß Deutschland nun die Gelegenheit benutzen werde, um in großen militärischen Stößen das Zarentum und den alten Absolutismus wieder auf den Thron zu bringen. Innere Angelegenheiten unserer Feinde sind ihre Sache, wir kämpfen gegen Rußland, nicht gegen den Zarismus, wie in manchen deutschen Äußerungen gesagt wurde, und wir kämpfen ebensowenig für seine Wiederherstellung. Wir kämpfen auch nicht für die Befreiung der Fremdvölker, die sich damit anbahnen kann, sondern nur für die Verteidigung und Sicherung unserer Ostgrenzen, die wir aus diesem Kriege festhalten wollen. Im übrigen ist Deutschland zum Frieden mit Rußland bereit und wartet ab, ob Geneigtheit von der anderen Seite dazu ausgesprochen wird. Einstweilen ist das noch nicht der Fall. Denn die Kriegszieläußerungen Miljukows bewegen sich in denselben Bahnen der Kriegsleidenschaft und Eroberungssucht wie bisher. Dem Standpunkt Deutschlands haben sich seine Verbündeten, der österreichische Minister, der ungarische Reichstag, der türkische Großwesir und der Ministerpräsident Radoslawow angeschlossen. Unzweideutig und klar ist die Stellung genommen worden, in der Deutschland zunächst einmal diesem Hexenkessel der Revolution zusieht. Der Kanzler deutete ja auch an, daß schon die Witterung jetzt große Operationen an der russischen Front von unserer Seite ausschlösse.

⌘ ⌘ ⌘

Zur gleichen Zeit mit diesen Vorgängen ist der Konflikt zwischen uns und den Vereinigten Staaten zum Abschluß gekommen, der mit dem Abbruch der Beziehungen am 3. Februar eingeleitet war und mit den Kongreßbeschlüssen vom 4. und 5. April zum Krieg übergeleitet wurde. Wilson hat die Entscheidung hingezögert. Er hatte Schwierigkeiten im und mit dem Kongreß und auch mit der Stimmung im Lande, die zwar deutschfeindlich geworden war, aber noch keineswegs im ganzen den Krieg wollte, wie der Osten der Union. Auch hier bedurfte es einiger Zeit, bis die ganze Stimmung über das Riesenland hinaus bereitet war, damit diese letzten Kongreßentschlüsse gefaßt werden konnten, und auch dann hat es noch Opposition gegeben, wenn auch zahlenmäßig sehr gering. Im Senat haben 6, im Repräsentantenhause 50 Mitglieder gegen die Erklärung des Krieges gestimmt. Aber schon die Formel, die Wilson faßte, zeigte, daß er seiner Sache nicht unbedingt sicher war. Warum haben die Vereinigten Staaten uns nicht direkt den Krieg erklärt, wenn ihre Vorwürfe so berechtigt sind, wie Wilson in seiner Ansprache vom 2. April es ausspricht, und wie sie sich den Anschein geben, es zu glauben? Einer formellen Kriegserklärung hätte sich wahrscheinlich eine größere Zahl von Kongreßmitgliedern entgegengesetzt. So hat Wilson diese Form gewählt, daß der Kriegszustand als schon längst bestehend angenommen und nun formell erklärt wurde, wonach alle Mittel eingesetzt werden sollen, nicht nur zum Verteidigungs- sondern zum Angriffskrieg gegen uns.

In der Ansprache vom 2. April hat Wilson zum soundso vielten Male die alten Vorwürfe gegen den deutschen U-Bootskrieg

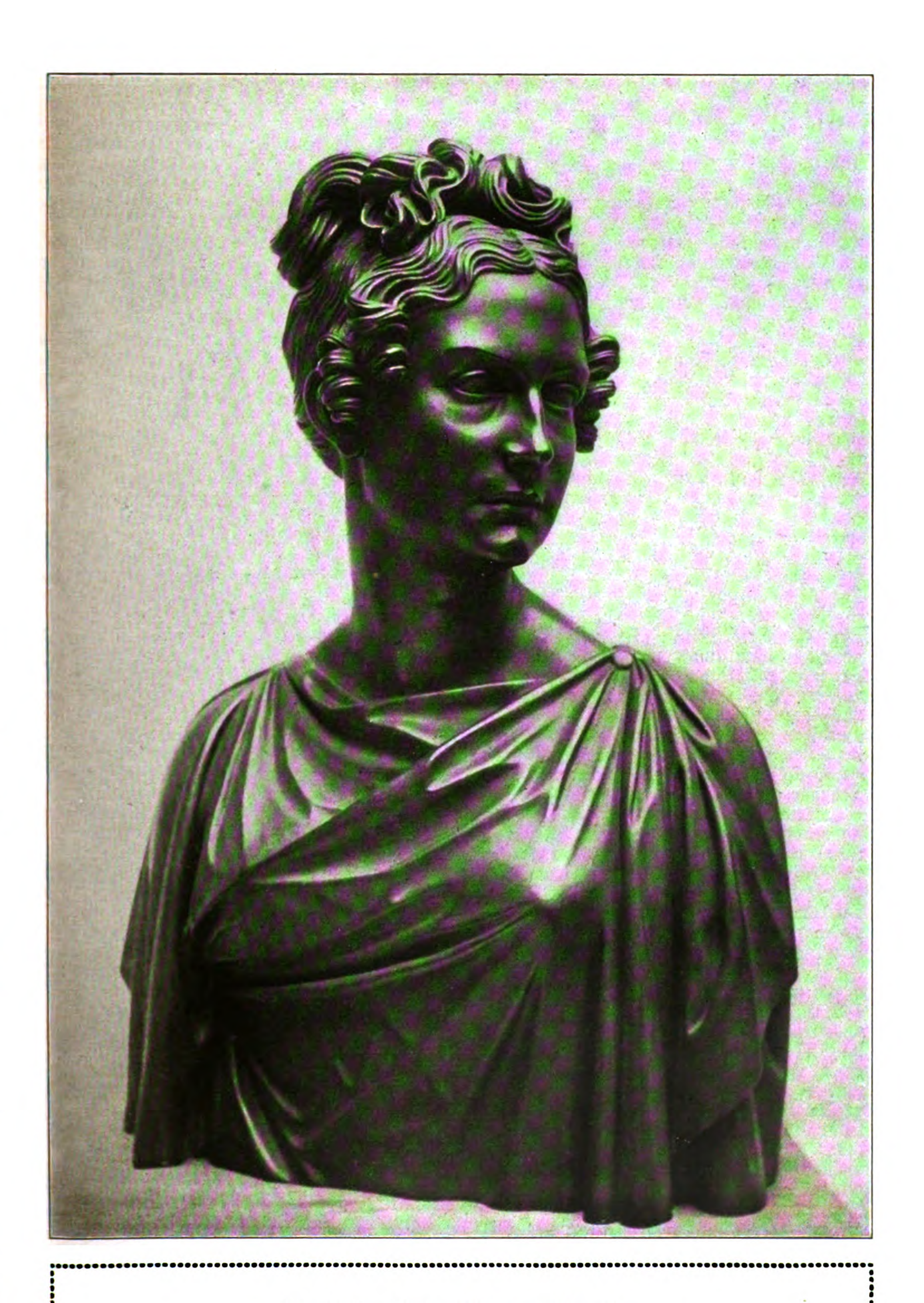
wiederholt. Seine Rede war ganz auf den moralischen Ton der Anklage gestellt. Im Namen der Menschheit und des Friedens der Welt will Amerika gegen uns kämpfen, bis wir seine Bedingungen annehmen. Dabei ist unter wir von ihm gemeint die Regierung, während Wilson Feindschaft gegen das deutsche Volk nicht zu haben erklärt: dieses wisse von den Handlungen und Beschlüssen seiner Regierung gar nichts. Diese Autokratie, die bekämpft werden müsse von den großen Demokratien der Welt, denen Amerika mit dem Kriegsentschluß auch die Hand reichte und zu denen Rußland als neues Mitglied nach China mit tritt. Da haben wir wieder die Weise, die jetzt über den ganzen Erdball erklingt. Die ganze Welt kämpft gegen uns, weil wir eine autokratische Regierung hätten, die die Gesetze der Menschlichkeit und des Rechts mit Füßen träte. Daß wir ein Reichstagswahlrecht haben, so frei und allgemein wie wenig Staaten sonst, weiß das Ausland überhaupt nicht. Daß das Wahlrecht in den Bundesstaaten zumeist auch sehr frei ist, desgleichen nicht. Daß wir eine ausgebildete Selbstverwaltung haben in Stadt und Land wie kein Land der Welt, weiß niemand und will niemand wissen. Man starrt auf diesen preußischen Militarismus und meint damit unsere monarchische Staatsform, die die Bürgschaft unserer Erfolge und unsere Behauptung im Kriege nach außen ist. Darüber wollen wir uns ganz klar sein. In Deutschland selbst bestehen Verschiedenheiten der Meinung, wie wir den Bau unseres Reiches und der einzelnen Staaten politisch einrichten. Das ist unsere Sache. Wenn die Gegner im Namen solcher Gedanken gegen uns im Felde liegen, so weisen wir das zurück. Der Krieg wird nicht um Verfassungsformen geführt, sondern um Macht und die Gegner, vor allem England, umkleiden ihre Machtgier und Zerstörungswut gegen die deutsche Weltstellung mit diesen allgemeinen Redensarten, weil sonst der Widerspruch aus allen diesen Ländern gegen den Krieg stärker und stärker werden müsse.

Wir haben lange damit gerechnet, daß die Vereinigten Staaten auch in den Krieg gegen uns eintreten würden, sie, die ja unsere Gegner waren, so daß wir durch diesen Kongreßbeschluß der ersten Aprilwoche nicht überrascht worden sind. Wir unterschätzen diesen neuen Gegner nicht, aber in der jetzigen Phase des Krieges kann er weder militärisch noch maritim, noch wirtschaftlich dem Krieg eine entscheidende Wendung geben. Er kann nicht, während die Entscheidungsschlacht auf Frankreichs Boden tobt, Hunderttausende von ausgebildeten Soldaten zur Verfügung stellen. Und er kann auch nicht der bedrängten Nahrungsmittelversorgung England Getreide zur Verfügung stellen. Denn seine eigene Versorgung ist knapp und schwierig und der Schiffsraum fehlt, mit dem Vorräte herübertransportiert werden sollten. Es kann vielleicht mit seiner Flotte die englische im Kampf gegen unsere U-Boote unterstützen und es kann dem finanziellen Bau der Entente mit seinen ungeheuren Mitteln Halt geben. In der Zeit aber, die für die Entscheidung des Krieges gegeben ist, können ihm die Vereinigten Staaten keine entscheidende Wendung geben.

Warum sie im Grund den Kriegsentschluß faßten, ist mit wenigen Worten zu sagen. Um sich Englands Unterstützung in der imperialistischen Politik, die die Union treibt, zu sichern, will sie, daß England keine Niederlage erleide, will sie, daß Deutschland vor England kapituliere. Darin liegt auch, daß dieser Bund zwischen England und Nordamerika von Dauer sein wird. Früher galt, ohne daß es je laut gesagt wurde, die Union als gefährlicher Handelsgegner Englands; wenn man in England in der Agitation Deutschland sagte, so meinte man im Grunde Amerika. Heute sieht England, daß es allein den Krieg nicht gewinnt. So will es lieber in Abhängigkeit von der Tochternation jenseits des Ozeans geraten, als Deutschland als gleichberechtigt anerkennen. Und die Union hatte, je näher die unausweichliche Auseinandersetzung mit Japan für sie rückt, ein um so größeres Interesse, dem englischen Liebeswerben im Kriege entgegenzukommen. Das ist der große weltpolitische Zusammenhang, um den Wilson seine Phrasen hängt, an die er selbst und an die ein großer Teil der Amerikaner glauben, die aber im wesentlichen nur Phrasen sind und den Kern der Weltgegensätze, um die es sich handelt, bloß verschleiern.

Die Millionen von Deutschamerikanern haben den Entschluß ihres Staates nicht ändern und aufhalten können. Damit verfliegt wieder eine Hoffnung, eine Illusion, wie wir deren in unseren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten so viele gehegt haben und verfliegen sahen. Die Deutschen in Nordamerika sind viel zu unorganisiert, als daß sie in einem solchen Konflikt ein wirkliches Gewicht in die Wagschale werfen konnten. Wir verstehen die schwere Lage und niemandem wird es einfallen, anzuklagen. Aber auch sie müssen das Gefühl der Enttäuschung verstehen, mit dem wir diesen großen Außenposten des Deutschtums jetzt endgültig verloren geben.

Es scheint, als wenn die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten noch weitere Kreise ziehe, in die südamerikanischen Staaten hinein, obwohl diese unserem Ringen recht fern stehen. Beglaubigtes ist noch nicht bekannt. An der Kriegslage werden auch weitere Feinde nichts ändern; die wird zu Wasser durch das U-Boot und zu Land durch Hindenburg bestimmt. Obwohl jetzt, die Einwohnerzahlen gerechnet, die Gegner zu uns stehen wie 10 zu 1, werden diese beiden Schwerter, die das deutsche Volk verteidigen, nach wie vor der Feinde Herr werden und uns den Frieden sichern, den wir für unsere und unserer Kinder Zukunft brauchen.



Charlotte, Prinzessin von Preußen,
spätere Kaiserin Alexandra von Rußland

Eisengußbüste aus der Berliner Kgl. Eisengießerei
nach einem Modell von Christian Daniel Rauch (1816)

Illustrierte Rundschau

Künstlerische Arbeiten, Büsten und Statuetten, aus Eisenguß — Von den Versteigerungen und dem Kunstmarkt der Kriegszeit — Der Bayerntaler — Zu unsern Bildern



König Friedrich Wilhelm III.
Büste in Eisenguß aus der Berliner Kgl. Eisengießerei nach einem Modell von Christian Daniel Rauch

Von der Wiederbelebung des Eisengusses als bildhauerischen Werkstoff ist in diesen Kriegsjahren vielfach, auch in unseren Heften schon die Rede gewesen. Es ist dem Eisen genau so ergangen wie dem Holz. Sie sind von der Plastik der Gegenwart recht stiefmütterlich behandelt worden, und der Faden einer ehemals auf künstlerischer und handwerklicher Höhe stehenden Entwicklung war bis in die Jetztzeit hinein so gut wie abgerissen. Diesen Faden gilt es vornehmlich beim Eisen wieder aufzunehmen. Um ganz zu verstehen, welche Überfülle künstlerischer Schönheit durch den Eisenguß ans Licht gebracht werden kann, braucht man in seiner Geschichte nicht einmal allzuweit zurückzugehen, man braucht nicht damit anzufangen, daß man in China sieben Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung dreizehn Meter hohe gußeiserne Pagoden hergestellt hat. Es genügt, wenn wir unsre Blicke um wenig mehr als ein Jahrhundert weit zurückschweifen lassen. Es war die Zeit der Freiheitskriege, eine Zeit, die man die eiserne nannte, so wie man die unsrige auch einst nennen wird, auf der wir den Eisenguß in seiner höchsten künstlerischen Entfaltung erblicken. Es mag dahingestellt sein, ob damals wie heute eine kriegsgemäße Notwendigkeit zum Eisenguß trieb; die Annahme liegt näher, daß es ebensosehr eine innere, stimmungsmäßige Notwendigkeit war, die jene Unmenge künstlerischer und kunstgewerblicher Schöpfungen des Eisengusses erzeugte. In der Berliner Eisengießerei am Neuen Tor erreichte die Eisengußkunst damals einen ihrer Höhepunkte. Sie verdankte das vor allem der Mitarbeit der hervorragendsten Bildhauer der Zeit, eines Schadow, Rauch, Tieck und eines Schinkel, Berlins unvergeßlichem Baumeister. Die eiserne Zeit gab ihnen Arbeitsstoff in Hülle und Fülle. Aus der Berliner Eisengießerei gingen die Gedenktafeln für die Kirchspiele mit den Namen der Gefallenen von 1813 bis 1815 hervor, die Eisernen Kreuze nach Schinkels Zeichnung, die heute wieder so manche deutsche Heldenbrust schmücken, ferner die eisernen Ringe, die Männer und Frauen für die goldenen Ehe-



König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise
Relief in Eisenguß aus der Berliner Kgl. Eisengießerei nach einem Modell von Posch

ringe gaben, die Halskreuze für Frauen, die sich in der Verwundetenfürsorge ausgezeichnet hatten, und zahlreiche Erinnerungsstücke und Gedenkmedaillen. Kriegergrabmäler, meist nach Entwürfen Schinkels, wurden in Eisen gegossen; von Schinkel stammten das gußeiserne Monument der Königin Luise in Gransee und das Berliner Kreuzbergdenkmal. Das Vollendetste, was die Werkstätten der Eisengießerei verließ, waren aber die kleineren und größeren Büsten und die Plaketten, auf denen wir Züge oder Gestalt der Großen aus jener Zeit erblicken. An keinem dieser Werke spürt man mehr, ein wie sprödes Metall hier der Werkstoff war. Die klassisch-schöne Bildnisbüste der Prinzessin Charlotte von Preußen, die nach einem Modell Rauchs entstand, weist eine Zartheit der Oberfläche auf von hinreißender Wärme. Mit zu den besten Schöpfungen gehören die Feldherrnstatuetten des Modellmeisters Stilarsky, der 1804 aus der Gleiwitzer Eisengießerei, der Mutteranstalt der Berliner, berufen wurde. Schadows Büste Friedrich Wilhelms III. ist meisterlich in der Bildnisbehandlung, und



Gneisenau. Statuette in Eisenguß aus der Berliner Kgl. Eisengießerei nach einem Modell von Stilarsky



Blücher. Statuette in Eisenguß aus der Berliner Kgl. Eisengießerei nach einem Modell von Stilarsky

auch aus der Plakette mit den Köpfen des Königs und der Königin Luise spüren wir die Meisterhand eines der berühmtesten Bildhauer seiner Zeit. —

Daß es in Deutschland während des Krieges überhaupt einen Kunstmarkt gegeben hat, davon wollen wir nicht weiter Aufhebens machen. Die ruhige Zielbewußtheit, mit der sich nicht nur unser Wirtschaftsleben auf den Krieg eingestellt hat, sondern mit der man auch in deutschen Landen keinen Stillstand des Bildungsstrebens duldete, gewinnen nur, wenn man sie als Selbstverständlichkeit betrachtet. Zwar ist der Ausbruch des Weltkrieges am deutschen Kunstmarkt auch nicht ganz spurlos vorübergegangen. Die vom Berliner Kunst-Auktionshaus Rudolph Lepke für den Oktober 1914 angesetzte und in unserem Septemberheft 1914 in einer Voranzeige bereits erwähnte Versteigerung der Sammlung des verstorbenen Kölner Barons Albert von Oppenheim — eine Sammlung, deren Versteigerung zu den wenigen überragenden Ereignissen auf dem deutschen

Kunstmarkt gehört hätte —, wurde auf unbestimmte Zeit verschoben. Und es hat leider nicht den Anschein, als ob sie noch während des Krieges zum Angebot kommen würde, was um so mehr zu bedauern wäre, als die deutschen Kunstsammler und Kunsthändler bewiesen haben, daß sie auch im Kriege Preise zahlen können, die mit den früher von den Amerikanern gezahlten wohl wetteifern können. Denn es ist ja gerade eine eigenartige Begleiterscheinung der Kriegsversteigerungen, über die an sich man zwar sehr verschiedener Meinung sein kann, daß wertvollstes Kunstgut nicht mehr wie früher über den großen Teich in die Hände amerikanischer Dollarfürsten wandert, die sich mehr mit dem gezahlten Preise als mit dem Kunstwerk brüsten. Der deutsche Kunstmarkt hat die lähmende Bestürzung der ersten Kriegszeit inzwischen völlig überwunden, und die im Mai 1916 bei Lepke erfolgte Versteigerung der Sammlung Beckerath, über die an dieser Stelle eingehend berichtet ward, zeigte, daß er inzwischen aber noch erstarkt ist. Es hat sich auf ihm mittlerweile auch ein Ereignis vollzogen, das von zukünftiger Bedeutung sein dürfte: Paul Cassirer in Berlin und Hugo Helbing in München, zwei unserer bedeutendsten Kunsthändler, hab'n eine Gemeinschaft zur Versteigerung von Kunstsammlungen geschlossen. Die erste Frucht dieses zwar rein kaufmännischen, in seiner Wirkung auf das deutsche Kunstleben aber auch nicht zu unterschätzenden Zusammengehens war die Versteigerung der Sammlung des verstorbenen Berliner Bankdirektors Stern, ebenfalls im Mai 1916. Auf sie sei hier auch noch zurückgegriffen, weil sie einigen Staub aufgewirbelt hat. War sie doch so etwas wie der Austrag eines Kampfes zwischen deutschem und französischem Impressionismus. Die Kunst, die in der Stille des Ateliers gereift war, wurde auf den lauten Kampfplatz des Kunstmarktes gezerrt. Und als die Versteigerung beendet war, wurden hüben und drüben die erregten Stimmen laut, die einen, die verkündeten, daß die für die Franzosen bezahlten Preise eine Überschätzung der französischen Kunst bedeuteten, die in einem Augenblick, wo wir mit dem Geburtslande dieser Maler im Kampfe liegen, geradezu beschämend wäre, und die andern, die meinten, daß trotz alledem die Versteigerung gezeigt habe, daß auch die Wertschätzung deutscher impressionistischer Kunst im eigenen Lande ganz bedeutend gestiegen sei. Betrachtet man die beiden „Höchstpreise" der Versteigerung, 40000 Mark für ein „Tulpenstilleben" Paul Cézannes', und 41000 Mark für eine frühere Arbeit Max Liebermanns, die „Kaiser Friedrich-Gedächtnis-



Windspiel. Eisenguß aus der Berliner Kgl. Eisengießerei nach einem Modell von Johann Gottfried Schadow



Cézanne, Stilleben
Sammlung Stern: 40000 Mk. (!)



Max Liebermann, Kaiser Friedrich-Gedächtnisfeier bei Kösen. Sammlung Stern: 41000 Mark

feier bei Kösen", also fast der gleiche Preis für einen Franzosen und für einen Deutschen, so muß allerdings der für das Cézannesche Stilleben gezahlte Preis als recht hoch bezeichnet werden, weil die viel reichere Arbeit Liebermanns — Liebermann ist übrigens Menzel vielleicht niemals näher gekommen als damals — nur etwas höher bewertet wurde. Immerhin zeigt die Versteigerung, deren Gesamtergebnis rund 700 000 Mark betrug, wie hoch gerade Liebermann heute im Preise steht, während Corinths einziges in der Sammlung vertretenes Bild „Frau mit Blumen" nur 3500 Mark brachte.



Wilhelm Leibl, Bildnis Reindl
Sammlung Schmeil: 42000 Mark

Nun darf man aber eine Versteigerung nicht als einen untrüglichen Gradmesser für den Wert eines Kunstwerks und für die Stellung eines Künstlers innerhalb der Kunstgeschichte betrachten. Es geht im Versteigerungsraume oft zu wie in der Börse. Die Stimmung und damit die Lust der Bieter wechseln oft unvorhergesehen, hängen von unberechenbaren Einflüssen ab, unter denen sogar — man lache nicht — der Umstand, ob während der Versteigerung geraucht werden darf oder nicht, eine Rolle spielt. Es gibt — fast hätte ich geschrieben ‚Papiere' — Bilder, die wider Erwarten stark anziehen, andere die völlig ‚lustlos' lassen. Manch ein Preis wird hochgetrieben, weil der dreifache Wetteifer eines Museums, eines vermögenden Kunstsammlers oder eines ehrgeizigen Kunsthändlers dahintersteht. Daß die deutsche neuzeitliche Kunst jenseits aller börsenmäßigen Versteigerungsstimmungen ihre volle Anerkennung im Urteile der Gegenwart findet, ja, daß ihre Wertschätzung in der letzten Zeit erst festgewurzelt ist, bewies die zweite der Cassirer-Helbingschen Versteigerungen, die der Sammlung des Dresdener Kommerzienrats Schmeil. Mit dieser Versteigerung ging eine der besten deutschen Kunstsammlungen den Weg so vieler anderer. Überraschend war nicht nur das Gesamtergebnis von nahezu 1 200 000 Mark für die 144 Gemälde, überraschend war fast jeder erzielte Preis für die Werke der deutschen Meister. Namentlich die Bilder Wilhelm Leibls und seines Kreises standen im Zeichen höchster Wertschätzung: 42 000 Mark wurden für das prachtvolle Bildnis des Bezirkstierarztes Reindl gezahlt — eines der schönsten Leibls, — 41 000 Mark für das Bildnis der Frau Rieder mit dem überaus zarten Fleischton und 30 800 Mark für das Bildnis des jungen Reindl. Für Karl Haiders feines oberbayrisches Charaktergemälde „Der neue Stutzen" gab man 23 000 Mark — die Dresdener Galerie erwarb das Bild —, und den außerordentlich hohen Preis von 40 000 Mark brachte Karl Schuchs, eines der intimsten Leiblfreunde, berühmtes „Matteo-Stilleben". Landschaften Karl Hagemeisters, des treuen Freundes Schuchs, zugleich sein liebevoller Biograph, erzielten Preise von 9100 und 6300 Mark. Liebermann stieg hier auf eine kaum geahnte Höhe. Für die erste im Jahre 1873 entstandene Fassung der „Konservenmacherinnen", ein Bild von prächtiger und glühender Farbe trotz des dunklen Gesamttones, gab man 61 000 Mark. Daß des jungen Franz Eichhorst ganz aus Leiblschem Geiste heraus geschaffenes Gemälde „Schwälmer Spinnstube" mit 10 000 Mark

Karl Haider, Der neue Stutzen
Sammlung Schmeil: 23000 Mark



Karl Schuch, Matteo-Stilleben
Sammlung Schmeil: 40000 Mark



Karl Spitzweg, Der Urlauber
Sammlung Schmeil: 19500 Mk.

bezahlt wurde, verdient besonders angemerkt zu werden, ebenso wie die Preise für Spitzweg-Bilder: 19500 Mark für den „Urlauber", 12000 für das kleine Bild der Gewitterstimmung. Corinths Bilder kamen auch hier nicht recht hoch.

Die dritte von Cassirer und Helbing gemeinsam veranstaltete Versteigerung moderner Gemälde, die der Sammlung von Otto Herrmann Claaß, bedeutete dann aber für Lovis Corinth so etwas wie eine Ehrenrettung. 31500 Mark den höchsten Preis des Tages, der für die 1908 entstandene „Totenklage" gezahlt wurde, 28000 Mark brachte „Simsons Gefangennahme" aus dem Jahre 1906, während die „Malerfamilie",



Ludwig Dettmann, Am Gangspill. Zeichnung für das Danziger Aulabild. Sammlung Claaß: 2700 Mark

die den Künstler selbst im Kreise der Seinen darstellt, nur 10000 Mark erzielte. Erwähnenswert sind noch hier der Preis von 20000 Mark für Klingers „Nymphe", die der Meister 1892 in Rom malte, und die 17500 Mark für die erste Fassung des „barmherzigen Samariters" von Liebermann. Die zahlreichen in der Claaßschen Sammlung vertretenen Handzeichnungen Adolf Menzels brachten Preise von 1000 bis 2700 Mark, ein kleines Blatt Liebermanns „Holländisches Dorf" (Kohle und Tusche) erzielte 2250 Mark, Ludwig Dettmanns kraftvolle farbige Zeichnung der „Männer am Gangspill auf der Schiffswerft", ein Studie zum Danziger Aulabild, wurde sehr hoch, mit 2700 Mark, bezahlt, — ein Beweis, wie hoch im Werte die Kriegszeit diesen Künstler gebracht hat.

Die vierte der Cassirer-Helbingschen Versteigerungen bereicherte Berlin zugleich um ein neues Kunstversteigerungshaus. Das alte Sezessionsgebäude am Kurfürstendamm, in dem einst die Kunst des Impressionismus wie eine neue Offenbarung aufging, wird in Zukunft auch vom Hammerschlage des Versteigerers widerhallen. Hier wurden am 8. März dieses Jahres die Sammlungen Heymel und Pickenpack versteigert. Diese Versteigerung, sie fiel in die Zeit der bittersten Kälte, hatte ein wenig unter lustloser Stimmung zu leiden. Zwar brachten es die Franzosen auch hier wieder auf recht hohe Preise, — so wurden 20000 Mark für die reichlich bizarre „Bank" Paul Gauguins bezahlt; aber auch hier wieder zogen — um in der Börsensprache zu reden — Corinthsche



Lovis Corinth, Totenklage
Sammlung Claaß: 31500 Mark



Lovis Corinth, Gertrud Eysoldt als Salome
Versteigerung Heymel-Pickenpack:
5000 Mark



Meister Wilhelm von Köln, Altarbild
Sammlung Hölscher: 100000 Mark

Gemälde nicht recht an. Das schon wegen seines Motivs fesselnde Bildnis der „Gertrud Eysoldt als Salome" brachte es nur auf 5000 Mark. Besonders niedrig waren die Preise für Hagemeistersche Bilder. Ein seltsames Zusammentreffen war es, daß für einen Ausländer, den verstorbenen Belgier van Gogh, der übrigens, wie nebenbei bemerkt sei, sich in den Briefen an seinen Bruder (deutsch in zwei Bänden 1914 bei Paul Cassirer in Berlin erschienen) auch ohne Kriegspsychose



Höchster Porzellangruppe
Sammlung Michel: 5000 Mark

als ein Schmäher deutschen Wesens erwiesen hat, daß für ihn und für Liebermann die gleichen Höchstpreise gezahlt wurden, und zwar je 30000 Mark.

In München war man natürlich in diesem Winter auch nicht müßig; Helbing hat allein eine Reihe bemerkenswerter Versteigerungen veranstaltet. Zuerst war es Kunstgewerbe, das hier — am 25. Oktober vor. J. — unter den Hammer kam: Altes Edelglas aller Zeiten. Des Sammlers, Architekt Philipp Schwarz, Heimat ist Böhmen, das klassische Land der gläsernen Kunst. So versteht man, daß seine Sammlung uns das köstliche Bild der böhmischen Glaskunst — und nicht nur der böhmischen — vor Augen zauberte. Gleichzeitig mit der Schwarzschen wurde die Sammlung Karl Nestel-Stuttgart versteigert: Altes Zinn und alte Holzskulpturen in erlesener Auswahl. So brachte hier eine süddeutsche Holzskulptur des 15. Jahrhunderts 15500 Mark. Am 28. November folgte die Versteigerung der Sammlung eines Toten, der zu den eigenwilligsten und stärksten Persönlichkeiten der Gegenwart gehörte: Georg Hirth, der Hirth der ‚Jugend'. Sie brachte zum Teil Preise, die sich selbst die besten Kenner nicht hatten träumen lassen; einzelne Preise, so 18000 für eine keineswegs gut erhaltene Nymphenburger Porzellanfigur, 14000 für eine italienische Lackgarnitur des 18. Jahrhunderts bedeuteten einen Gipfel. — Daß Emil Hirsch in München mit der Sammlung Arthur Rümann am 27. und 28. November wertvolle Graphik des 19. Jahrhunderts versteigerte — die dabei erzielten Preise dürften für einige Zeit maßgebend sein —, daß bei Max Perl in Berlin am 20. und 21. Oktober moderne Graphik und Handzeichnungen aus dem Besitz eines Münchener Kunstfreundes und am 1. und 2. Dezember u. a. eine umfangreiche Sammlung Chodowieckischer Radierungen unter den Hammer kamen, sei des knappen Raumes wegen ebenfalls nur in dieser Form erwähnt.

Groß ist auch die Zahl der Versteigerungen gewesen, die das rührige und älteste Berliner Kunstauktionshaus, das von Rudolph Lepke, veranstaltet hat. Mit alle während des Krieges auf Kunstversteigerungen bis dahin gezahlten Summen übersteigendem Preise konnte dabei die Versteigerung der Sammlung E. Hölscher-Mülheim a. Rh. auf-



Pieter de Hooch, Wachtstubenszene
Sammlung Michel: 76800 Mark

warten: für ein Altarbild des Meisters Wilhem von Cöln (um 1380) gab man volle 100 000 Mark. Eine weitere bedeutende deutsche Sammlung kam am 27. Februar 1917 bei Lepke unter den Hammer, die des Geh. Kommerzienrats Carl Michel-Mainz, die sich fast ausnahmslos aus niederländischen Meistern des 17. Jahrhunderts zusammensetzte. Aus dem Gesamtergebnis von 750 000 Mark verdient der höchste erzielte Preis von 76800 Mark für die „Wachtstubenszene“ Pieter de Hoochs, ein feines lichtvolles Frühwerk dieses Meisters, herausgegriffen zu werden.

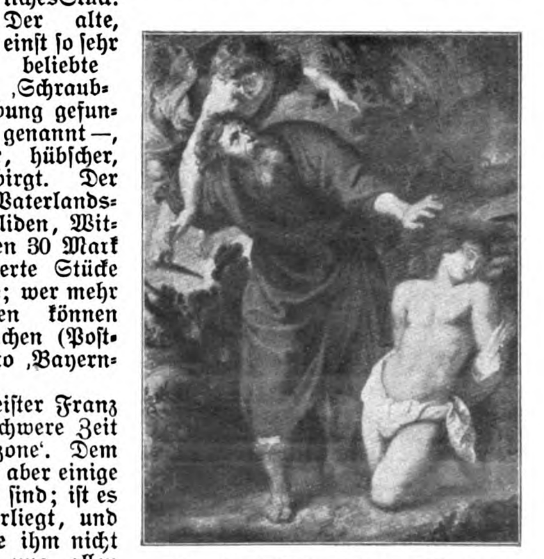
Am bedeutendsten aber als Sammlung alter Meister war die des Wiener Malers Carl Moll, der, wenn wir recht unterrichtet sind, der Kunsthandlung Miethke in Wien nahe stand oder noch steht. Cassirer-Helbing versteigerten sie am 20. März. Sie enthielt nur 37 Werke der altitalienischen Kunst vom Trecento bis zum Cinquecento, aber ein jedes Stück war hier eine Perle, ein jedes wert begeisterten Bewunderns. Das kostbarste Stück dieser Sammlung war eine in der Leuchtkraft der Farben herrliche „Madonna“ Giovanni Bellinis, die für den außerordentlich hohen Preis von 240 000 Mark einen Käufer fand. Ein prachtvoller Giorgione, das „Bildnis eines jungen Ritters“ darstellend, erzielte 42 000 Mark, eine unvergleichlich schöne „Pietà“ des Correggio erbrachte 50 000 Mark. Für Tintorettos prachtstrotzende „Kreuztragung“ gab man 56 000 Mark. Anschließend an die Mollsche Sammlung wurde die Sammlung Unger-Cannstatt versteigert, die jener an Bedeutung wohl nachstand, aber doch mit Namen wie Anton van Dyck und Rubens aufwarten konnte. Auch hier seien einige Preise angeführt, so die 30 000 Mark für Anton van Dycks schönes Gemälde „Hero und Leander“ und die 47 000 Mark für das „Opfer Abrahams“ von Peter Paul Rubens. — —


Giovanni Bellini, Madonna
Sammlung Moll: 240 000 Mark


Coreggio, Beweinung Christi
Sammlung Moll: 50 000 Mark

Nach hoher Kunst ein allerliebstes kunstgewerbliches Stück. Der alte, einst so sehr beliebte ‚Schraubtaler‘ hat in Bayern eine Wiederbelebung gefunden in einem Medaillon — ‚Bayerntaler‘ genannt —, dessen Hohlraum eine Anzahl runder, hübscher, patriotischer Bilder im Farbendruck birgt. Der Bayerntaler ist eine Schöpfung der im Vaterlandsdienst tätigen Fürsorge für Kriegsinvaliden, Witwen und Waisen. Silberne Stücke kosten 30 Mark (Vorzugsstücke) und 20 Mark, versilberte Stücke 5 Mark. Diese Preise sind Mindestpreise; wer mehr geben kann, gebe mehr. Zahlungen können an die Königliche Filialbank in München (Postscheckkonto München 120) auf das Konto ‚Bayerntaler‘ gerichtet werden. — —

Das Titelbild des Heftes gab uns Meister Franz v. Stuck: ein kraftvolles, in unsere schwere Zeit passendes Blatt, eine ‚kämpfende Amazone‘. Dem fast feierlich ernsten Gemälde reihen wir aber einige Bilder an, die dem Frühling gewidmet sind; ist es doch unser Maiheft, das diesmal vorliegt, und auch der Mai verlangt seine Rechte, die ihm nicht verkümmert werden dürfen. Lebt in uns allen doch die Hoffnung, daß der Frühling uns diesmal


Peter Paul Rubens: Opfer Abrahams
Sammlung Unger: 47 000 Mark

Besonderes und Gutes bringen soll! Wahrhaft lachendes Land bringt Prof. Franz Hoch in dem schönen Bilde, das er mit Recht einfach ‚Frühling' nannte (zw. S. 8 u. 9); Frühlingslandschaft breitet sich vor der fleißigen jungen Frau ‚Am Fenster', die Prof. Carl Albrecht in ein anheimelndes Stübchen setzte; es ist stets der beste Geschmack, der aus den Bildern des Königsberger Meisters spricht (zw. S. 16 u. 17). — Vom Frühlingstreiben auf der Münchener ‚Dult', dem großen Krammarkt der Isarstadt erzählt (zw. S. 24 u. 25) auch August Herzog, mit dessen kräftig aufstrebender Begabung wir unsere Leser gern bekannt machen wollten. — Einen breiten Raum nehmen im Heft die Einschaltbilder zu dem schönen Aufsatz über Leben und Wirken von Prof. Robert v. Haug ein: prachtvolle Blätter, die im Rahmen des Gesamtbeitrags schon nach Gebühr gewürdigt wurden. — Dann wieder ein echtes, rechtes Lenzbild: ‚Frühlings Erwachen' von dem alten Freunde und Gönner unserer Hefte, von Prof. Adolf Hengeler (nach S. 64). — Von dem allzufrüh reichem Schaffen entrissenen Prof. Karl Palmié in München schalteten wir zw. S. 100 u. 101 ein hinterlassenes Werk ein, das eine frühlingsduftende, dem Sommer entgegenreifende Landschaft, mit dem Hintergrund der bayerischen Berge, fast greifbar widerspiegelt. — Von Hans Licht in Berlin stammt das farbig wiedergegebene Blatt ‚Hochzeitsreise' (nach S. 136). Der bekannte Kallmorgenschüler waltet hier, in diesem Stilleben, mit köstlichem Humor: die ‚Hochzeitsreise' bleibt sozusagen hinter der Kulisse; das junge Paar ist daheim eingetroffen — und hat sehr eilig die Reisekleidung abgelegt; immerhin hat die Zeit gereicht, von dem schönen Napfkuchen noch ein gut Stück abzuschneiden und aller Wahrscheinlichkeit nach hat Frauchen wenigstens das feine Näschen in den Begrüßungs-Rosenstrauß gesteckt. — Eine ernste, würdevolle Radierung mag (auf S. 93) den Schluß bilden ... auch ein Frühlingsbild, aber von schmerzlicher Trauer erfüllt. Einen ‚Sterbenden Krieger' stellt das Blatt dar, der, gebettet zwischen hochstrebenden Blumen, dem ewigen Frieden entgegenschläft. Ein Münchener Künstler, der lange vor Verdun lag, Hubert Wilm, führt sich mit diesem eigenartigen Werk bei uns ein. H. v. Sp.



Aus dem Inhalt des Schraubtalers

Prägung der Rückseite

Prägung der Vorderseite

Der „Bayerntaler", ein neuzeitlicher Schraubtaler als Kriegsgedenkzeichen zum Besten Bayerischer Kriegsinvalidenfürsorge

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



König Ludwig III. von Bayern
Gemälde von Prof. Walter Thor

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
XXXI. Jahrgang 1916/1917 Heft 10. Juni 1917

Erschlossene Pforten

Roman von Ida Boy-Ed

(Fortsetzung)

Siebold hatte den Kommerzienrat Lermer früher schwer ertragen, hatte aber diese Hochmutsleiden stumm hinuntergeschluckt. Denn, sie aussprechen, hätte geheißen, in Doris einen Kummer aufwecken, weil er sich doch um ihretwillen in dieses Verhältnis begeben hatte, in dem der Vorsitzende eines Aufsichtsrates für ihn eine Macht bedeutete. Jetzt sah er der Begegnung kaltblütig entgegen. Größere Mächte hatte er am Werk gesehen. Und mehr noch, ganz anders noch als in den Friedenszeiten bei militärischen Übungen, erfahren, daß Befehlen und Gehorchenkönnen über Tod und Leben zu entscheiden hat. Auch auf dem Gebiet des Geldes und der Industrie schlug man jetzt siegreiche Schlachten für das Vaterland. Dort also kam den Männern das Befehlen zu, die es am sichersten und kräftigsten beherrschten. Was konnte einfacher sein, als diese Erkenntnis? Der Kommerzienrat mochte inzwischen auch durch allerlei Erfahrungen gegangen sein. Oder er brachte dem Gelehrten, der sich als Hauptmann im Felde ausgezeichnet hatte, die dankbare Hochachtung des Patrioten entgegen. Kurz, die Begegnung war vom ersten gewechselten Blick und Wort an sehr angenehm, und der Professor begriff nicht, daß es Zeiten gegeben hatte, wo er sich hier mit heimlichem Zähneknirschen abfand. Wunderlich! Alles hatte sich verändert. Auch die Wirkung der Menschen, mit denen er zu tun hatte, auf seine Stimmung. Früher würde ihn diese großartige Haltung des Kommerzienrats gereizt haben. Jetzt dachte er entschuldigend: Nun, er muß sich ja schließlich bewußt sein, daß er ein Mann von volkswirtschaftlicher Bedeutung ist!

Sozusagen in Denkmalsstellung stand Lermer, mit der Linken ein riesenhaftes, elfenbeinernes Papiermesser haltend, das er, gleich einem Marschallstab, mit der Spitze auf die braune Tuchplatte des Schreibtisches aufstemmte. Wohlbeleibt war er und nur mittelgroß. Die weiße Weste war seine Gewohnheitstracht und blühte immer schneeig zwischen den Vorderteilen des schwarzen Rockes heraus. Das kluge Haupt war eindrucksvoll. Er trug einen Kneifer ohne Ränder, den dünnen, goldenen Bügel über dem Nasenrücken sah man kaum. Aber ein sehr auffallendes, schmales schwarzes Band hing vom Glase herab und schnitt als scharfe Linie über die linke Wange herunter. Er hielt einen Vortrag. Über den mit einer großen Sprengstoffgesellschaft abgeschlossenen Vertrag; über den Umbau der Fabrik, der schon in vollem Gange sei unter der vorläufigen Aufsicht des Direktors einer gleichen Fabrik, den jene Gesellschaft bis zur Rückkehr

des Professors von Siebold beurlaubt habe; über die Aufgabe, sich mit dem Herstellungsprozeß genau und unverzüglich bekannt machen zu müssen.

Die Ansprüche, die an seine Intelligenz und Tatkraft gestellt wurden, waren stark. Gottlob! Ihm war, als sei das was Rettendes. In diesem Augenblick kam ihm nicht einmal ein Staunen an und nicht die Frage: wovor er denn sich retten müsse... In Rede und Gegenrede mit dem klugen Mann wurden ihm die Nerven ruhiger. Er war auch sofort bereit, den Wunsch Lermers zu erfüllen und mit hinauszufahren — das Auto hatte man dem, mit all seinen Unternehmungen für den Heeresbedarf arbeitenden Kommerzienrat belassen. Nun sauste es durch die Straßen. Wie schon in Berlin, wie auf der ganzen Herreise, sah Siebold jetzt in das Wunder des scheinbar unberührten Heimatslebens hinein. Nichts in diesen Straßen hatte sich verändert. Vielleicht war nur die Bevölkerung, die sich in ihnen bewegte, in ihrer Zusammensetzung etwas bunter. Viel Feldgraue. Und manche unbekannte Gestalt. Mit freundlich belebten Gesichtern standen die Häuser da, in der Gewöhnlichkeit ihrer Fronten nur selten einmal unterbrochen durch einen charaktervollen Neubau oder ein schüchtern noch sich in der Reihe der Nützlichen behauptendes altes Haus im Biedermeierstil. Straßen, wie in tausend andern Städten auch, Läden, wie allerwärts. — Aber der Fluch der einförmigen Häßlichkeit, der ehedem die Art Straßen belud, war wie weggewischt. Über sie hin strahlte ein Glanz, aus ihrem Anblick wirkte etwas unbestimmbar Erhebendes hinüber auf den Menschen. — Wie ergriff es den Mann! Er fühlte, was das für ein heiliger Zauber war, der zu ihm sprach. All diese Mauern, all diese Fenster, all die Dinge des alltäglichen Bedarfs in den Auslagen der Geschäfte jubelten förmlich. Im Glück des Bestehens! Des bloßen Bestehens an sich — in der Tatsache, daß das Bürgerleben im Vaterlande sicher atmete... Und vor seinem Geist breiteten sich die Trümmer zerschossener Wohnstätten. Die trägen Rauchwolken sah er, die in regenschwerer Luft kriechend sich aus den Ruinen fortschlichen...

Der Stolz der Stadt, ihre einzige Sehenswürdigkeit, die uralte Kirche, trat aus dem Häusergedränge hervor. Oben, auf ihrem kunstvoll durchbrochenen Turmdach, stand allzuschwer ein Kreuz. Vor dem blauen Himmel prangten seine dicken Linien, die sich an den Enden noch vielfach spalteten, als zweige es sich zu Blättern auseinander. Aus dem Glockentürmchen auf dem grünspanfarbenen Dach scholl Geläut. Ein Ton wogte eilends hinter dem andern her, wie um sich an die Schallwellen des Vordermanns anzuschließen. Dankgottesdienst war eben gewesen, noch für den Fall von Brest-Litowsk... Die Menschenmenge strömte aus dem Portal, das sich innerhalb eines Spitzbogens öffnete, in dem oben, als Füllung, eine figurenreiche Kreuzigung aus verwittertem Sandstein sich befand.

War da nicht Amalie? Mit dem weißen Rosenkranz auf breitem, schwarzen Hut? Ein Frösteln lief über seine Haut.

Vorüber — — nicht umsehen —

„Eisenröhren für die Abwässer?" sprach er weiter. „Die Säuren werden sie bald zerfressen. Es ist richtiger, von vornherein Tonröhren..."

Aber das eine mußte er wissen! Einmal, einmal sie fragen! Fünf Minuten nur ohne Maske, ohne Scham, ohne Zweifel, mit brutaler Offenheit sie fragen...

„Da!" sagte der Kommerzienrat.

An ihrem nördlichen Ende schob sich die Stadt in den Halbbogen hinein, den der Fluß gerade zu bilden begann, wo ein Kanal in ihn mündete, durch ein Schleusensystem von den Willkürlichkeiten des Wasserstandes getrennt. Und da war, an beiden Kanalseiten, wie am diesseitigen Flußufer, all die Industrie angesiedelt, die der Stadt ihre Bedeutung gab. Bauten reihten sich aneinander und schoben sich scheinbar planlos durcheinander. Rote, mächtige Backsteinpaläste sah man, mit soviel großen Fenstern, daß der Eindruck nicht mehr Wucht, sondern Zerbrechlichkeit war. Schneeweiß überkalkte, niedrige Gebäude, alle gleichmäßig, schlossen sich, wie im militärischen Aufmarsch fest gereiht aneinander; auf dem blinkenden Rillenglas, das sie deckte, brannte die Sonne. Und Schornstein erhob sich unfern an Schornstein. Schlanke, von schwärzlichem Rot, dunkel geworden in den vieljährigen Strapazen der Hitze, die Tag und Nacht durch sie

emporwirbelte; stolze von breiterem Rund, aus hellen Backsteinen, den hochragenden Leib in Abständen von der Zier bunter Ziegel umgürtet; kleinere, die von bescheidenen Betriebszeiten übriggeblieben schienen; alle aber wie überlebensgroße Fakkeln, steil aufgerichtet, oben rauchend. Und da der Wind ihnen allen den Rauch gleichmäßig westwärts strich, sah es aus, als sei ein Riesenfestzug der Arbeit gerade zum Stehen gekommen —

Dahinter spannte sich das ebene Land. Man sah Pfluggespanne ziehen. Der Himmel lachte blau. Das stille Kanalwasser stand wie braungrünes Glas um die flachen großen, bedeckten Kähne aus dem Oberland, die vor der Schleuse warteten. Aber das gelbe Wasser des Stromes schuppte sich lebhaft mit blauen und spiegelnden Reflexen. Seine romantischen Fahrten an Wäldern, Bergen und Städten vorbei hatte das emsig strömende Wasser längst vergessen; es breitete sich schon mächtig, als ahne es, daß nun bald die Zeit für es käme, wo die Flut des Meeres bis tief ins Land hinein, innerhalb seiner Ufer ihm entgegendringen würde.

Der Professor schloß die Augen. Um sich zu besinnen, um in sein Gedächtnis hineinzusehen — Das war noch überfüllt von Bildern des Grauens und des Todes ... Und hier? Zwei Welten waren das, durch unüberbrückbare Kluft getrennt? Nein, heilig und wundervoll verbunden, eine ohne die andere nicht möglich ... Die Stimme des klugen Mannes neben ihm sagte viel Schönes darüber ...

Aber durch seine Brust ging ein Riß. Er hätte aufschreien mögen: laßt jeder Welthälfte ihre Streiter! Zwingt die nicht, die an Blut und Zerstörung gewöhnt sind, zu Stilleben und Aufbauen — —

„Nun will ich Sie mit Direktor Schaffganz bekannt machen, und dann nehmen wir ihn gleich mit in die Stadt zurück, denn inzwischen ist es schon weit über Mittag geworden."

Nur vor diesem Manne mit der ewigen weißen Weste sich nicht haltlos zeigen! Nur kein Erstaunen hervorblitzen sehen aus den braunen Augen hinter den Gläsern, von denen über die linke Gesichtshälfte das auffallende schwarze Bändchen herabhing. Gegen dies Bändchen spürte der Professor plötzlich einen förmlichen Haß.

Und er faßte sich gewaltsam — —

Bei der Rückkehr kamen sie, weil der Direktor Schaffganz vor seinem Hotel abgesetzt werden mußte, am Bärmannschen Hause vorbei. Es lag in einer stillen Nebenstraße und war einer jener farblosen und stummen Bauten, davon die Zeit des Schinkelgeschmacks allerwärts tausende hinterlassen hat. Glatte Front, mit blanken Spiegelscheiben in stattlicher Fensterreihe. Er sah es schon von weitem. Über die Schwelle dort war er einst geschritten, Doris am Arm, gläubiger Zuversicht voll, daß dieses holdeste, weiblichste Geschöpf, das er je gesehen, ihn zur Harmonie führen werde — ohne selbst je zu ahnen, daß sie führen solle ... Ob diese Amalie mit ihren dreisten, großen Augen wohl zufällig oben am Fenster stand?

Das Auto huschte vorüber, alle Fenster oben waren verhangen. —

Er kam zu spät zu Tisch. Am ersten Tage. Doris würde weinen, schelten. Oh, sie hatte dazu ein Recht. Er hätte nicht so lange bei der Mutter bleiben oder den Besuch bei Lermer auf morgen verschieben sollen — — Doch Doris bereitete ihm keine Szene. Diese liebenswürdige Fügsamkeit machte ihn waffenlos. Er aber hatte ein dumpfes Gefühl, als würde eine Explosion ihm Wohltat werden. Er begehrte nach der Gelegenheit, sich ins Unrecht zu setzen.

Aber für Doris schien es, als knüpfe sich der heutige Tag unmittelbar an den 31. Juli 1914. Früher machte sie auch keinen Aufwand von Vorwürfen und Fragen und Klagen, wenn er zu spät zu Tisch kam.

„Mutter hat telephoniert, ob wir sie zum Empfang Malidens an den Bahnhof geleiten möchten. Ploth hat heute abend seinen L'hombre und kann nicht."

„Was Mutter sich für kuriose Gesellschaft einlädt, wenn sie ihre Kinder nach solchen Trennungen vom Bahnhof holt. Gestern ausgerechnet Amalie, heute den alten verrückten Ploth," sagte er voll Hohn.

„Ploth kennt Malide ohngefähr von ihrer Geburt an, er ist doch kein Fremder — Und ‚ausgerechnet Amalie?‘ Als hätte Mutter es mit Vorsatz getan, dich zu

ärgern! Wahrscheinlich ahnt sie gar nicht, daß es mit dir und Amalie nicht recht geht — Ich habe nun vorgestern eine Aussprache mit ihr gehabt."

„So?! Worüber denn?" fragte er mit dem spöttischsten Ton. Aber die Schlagadern an seinem Halse pulsten.

„Daß wir immer eine gewisse Kälte zwischen uns spürten. Ohne Grund. Sich darüber klar werden, heißt doch, fortan einen andern Ton finden. Ich habe mir vorgenommen, falls du mit deinem Widerwillen gegen sie es nicht verbietest, sie öfters heranzuziehen."

„Meinetwegen. Vor allem, wenn ich nicht da bin. Und das wird oft genug vorkommen. Denn in der Fabrik — das gibt Arbeit — Arbeit! Viel allein wirst du sein, mein armer Liebling."

Sie legte ihre Hand auf seine große, grob gewordene Linke. Sie wollte ihn beruhigen.

„Nein. Ich werde mich nicht allein fühlen. Und kannst du mir auch nur knappe Minuten gönnen — Du bist doch da! Wie allein ich war, wie allein — trotz Mutter und meiner Verwandten, das kann ich dir niemals ganz deutlich machen. Denke doch: in dieser ungeheuerlichen Zeit! Und all die Fragen, die einem jeden Tag aus den Ereignissen entgegenwuchsen, und auf die man keine Antwort fand! Angst allein tragen. Stolz allein tragen. Bald zittern. Bald jubeln — und niemand da als Halt, um sich mitzuteilen! Dazu die Not um dich — du warst verwundet, ich durfte dich nicht pflegen! Nachts lag ich und dachte: kommt er mir wieder?"

Und jetzt mit einem Male wollten die Nerven ihr Recht. Seit gestern abend hatten sie das äußerste an Beherrschtheit ausgehalten. Nun zerrissen sie, überlastet vom Druck. Doris brach in Tränen aus.

Er sprang auf, zog sie an sich. An seiner Brust weinte sie weiter. Es erschütterte ihn ganz und gar. Weinte sie vor Glück, nun aus der Qual der Einsamkeit erlöst zu sein? Vor Freude, daß die Not liebender, unbefriedigter Sehnsucht ein Ende habe? Oder vor Enttäuschung, daß ein anderer zurückkam, als der, den sie tapfer damals hatte ziehen lassen? Wenn er das wüßte! Frauentränen hatten für ihn etwas Undeutliches, selbst wenn ein Grund scheinbar klar zutage lag — es verbarg sich doch noch immer eine Fülle von durcheinandergewirrten Empfindungen darin, die ein Mann kaum erraten konnte.

Eine wußte er, eine, die weinte nicht, als er von ihr heiße Tränen erwartet und gefürchtet hatte — Er empörte sich dagegen, daß ihm diese Erinnerung in diesem Augenblick kam. Aber es war geschehen. Die elektrische Leitung des Gefühls, das ihn heiß und nah zu seiner Frau gedrängt, war unterbrochen: Er wollte dem trotzen; er preßte Doris heftiger an sich. Er flüsterte zärtliche Trostworte, begehrliche, verheißende.

Aber dieser Ton war es nicht, nach dem ihre Seele verlangt hatte. Und keusche Naturen fühlen sich verletzt, wenn er im unrechten Augenblick angeschlagen wird. Jäh endeten Tränen und Aufregung. Sie versuchte ein Lächeln. Und ihm blieb die zornige Erkenntnis, daß man eben Frauentränen nie verstehe. Denn er sah wohl: ein Lächeln des Glücks war es nicht — —

‚Armes Kind,' dachte er, ‚armes Kind — nein, ich bin dir noch nicht wiedergekehrt ...'

Er schwor sich, zurückzufinden ...

Am späteren Nachmittag holten sie die Mutter ab. Der Sohn hatte sie am Abend der Ankunft gesehen in der unsicheren Beleuchtung des Bahnhofs und in Begleitung einer, die ihm immer die Freiheit der Beobachtung störte. Und heute vormittag hatte er sie gesehen in ihrer nicht sehr lichtvollen Wohnstube, wo die alten dunkelgrünen Stoffgardinen die Fenster teilweise verhängten. Nun stand sie auf der Schwelle des Hauses und erwartete den Wagen, in dem Sohn und Schwiegertochter vorfahren wollten. Die Abendsonne umleuchtete sie. Auf ihren Sonnenschirm stützte sie sich wie auf einen Stock, mit der Rechten den gebogenen Griff fest umklammernd. Ihre Samtmantille, die sie Sommer und Winter trug, war wohlerhalten; daß sie aus verschollenen Zeiten stammte, errieten nur Frauenaugen an dem Schnitt und den seidenen Fransen, die das Stück umrandeten. So voll Würde stand sie da, alt, doch sich behauptend.

Der Sohn aber und die Schwiegertochter fühlten zugleich, daß ihr Herz erschrak; sie mußten sich auf das äußerste beherrschen,

um keinen Blick zu wechseln, so verfallen wirkten die Züge der alten Frau. Großlinig, bedeutend noch in der Zerstörung — aber wie gezeichnet von einer geheimen Schrift, gegen die ihr Wesen antritt, die eine Lüge sein sollte! Kraft der Lebensenergie ihres Temperaments. Mit Behagen saß sie neben Doris im Wagen. Wie wunderhübsch Doris wieder sei. Ja, hellblau war eben ihre Farbe, und die feine, dünne Seide des festlichen Kleides war wie gewoben für die mädchenhafte Erscheinung. Und der hellblaue Strohhut mit dem kräftigen, dunkellila Stiefmütterchen. Wie leicht und flott er auf dem etwas krausen, braunen Haar saß. Das machte ihr nun Spaß: eine so elegante Schwiegertochter zu haben. Was? Doris lehne ab elegant zu sein? Freilich, Gewohnheiten und Ansprüche waren anders geworden, und die Sieboldschen Begriffe von Putz und Schmuck seien aus nur zu begreiflichen Gründen immer 'n bißchen unentwickelt geblieben. — Was für Augen Malide machen werde! Von Kattes Rückkehr habe sie noch keine Ahnung, und nun stehe er auf einmal da. Sehr gespannt war sie auch auf das Bild Raimunds. Malide werde doch wohl Photographien von ihm bei sich haben. Und mit ihrem Katte war sie unzufrieden. Er habe so wenig Freude über diese außerordentliche Wandlung in Malidens Dasein geäußert. Aha — vielleicht war er ein wenig in eifersüchtigen Ängsten! War bisher der Alleinherrscher gewesen, mit Frau, Mutter, Schwester als Götzendienerinnen um sich herum. Ja, nun hieß es, sich dazuhalten, Behauptung des Absolutismus war unmöglich; zur Herrschaftsteilung müsse Katte sich bequemen. Denn was sie, die Mutter, anlange, so sei sie vorweg aus Dankbarkeit von Raimund begeistert, weil er ihre Malide glücklich mache: Malide, die bisher nur Entsagungen gekannt habe.

So plauderte die Mutter, wunderbar kindlich und froh, wie so oft, wenn neue Lebensumstände vor der Schwelle warteten.

Gerade heute griff das dem Sohn ans Herz. War diese ihre Kraft zur Freude, zum Genuß der Ereignisse nicht ein Segen ihrer Art, machte ihr äußerlich bescheidenes Dasein farbig und reich? Warum um Gottes willen war er nur einst so voll Besorgnis vor dieser Art gewesen? Hatte seinem eigenen ererbten Blut davonlaufen wollen? Wer den Gefahren seiner Natur sich zu entziehen trachtet, verliert er nicht auch ihre Segnungen?

Hatte er nicht im tiefsten Grunde gegen das Gesetz gesündigt: werde wie du bist?!

Zu spät. Da saß Doris. Sein Weib. Der er die Bestimmung gegeben hatte, ihn zu zähmen — —

Am Bahnhof sagte die Mutter, daß es ihr gestern zu bänglich im Gedränge gewesen sei und daß sie im Wagen bleiben wolle. So gingen denn die Eheleute allein. Und der Mann schob seinen Arm in den der Frau. Es sah so zärtlich und so verbunden aus. Er tat es sonst nie. Fand es früher immer unmännlich. Aber er hatte sich ja geschworen, sich zurückzufinden. Solange die Empfindungen noch gärten, mußten es die Gebärden besorgen — Doris war still. Seit sie heute mittag empfunden hatte, daß ihre Tränen völlig mißverstanden wurden, lag ein Druck auf ihr; ganz stumpf kam sie sich vor, das Leben ohne Glanz. In diesem Augenblick aber war sie vor allem mit Malide beschäftigt.

Es gibt weibliche Wesen, die man sich durchaus nicht strahlendem Liebesglück hingegeben denken kann. Eine bräutliche Malide, das klang zu unwahrscheinlich. Vielleicht konnte Doris' Phantasie sich solches Bild deshalb nicht vorstellen, weil sie Malide schon als Verzichtende kennen gelernt. Es sah so aus, als ob Malide, wenn sie jemals irgendwelche Hoffnungen gehabt habe, längst mit allen abgeschlossen hatte. Irgend etwas Herbes, in sich Versenktes war in ihrem Wesen. Sie glich weder äußerlich noch innerlich der Mutter und dem Bruder, und es hieß immer, sie arte dem Vater nach, den Doris nicht mehr am Leben gefunden, als sie in die Familie trat. Sie hatte nicht das Stürmische und Laute ihrer Mutter. Aber doch sollte es auch ihr nicht an dem Temperament zu jähen Entschlüssen fehlen, in denen dann niemand und nichts sie beeinflussen könne. Hiervon hatte Doris aber noch keinerlei Proben gesehen. Ihr Herz war warm von Neigung zu Malide, die soviel Schwestertreue bewiesen und an des Bruders Eheglück selbstlos sich freute. Gott-

lob, daß sie nun zu völlig von eigenem Erleben hingenommen war. Darüber würde es ihr hoffentlich entgehen, daß dieses Glück verweht war, der Sturmwind des Krieges hatte es davongetragen!

Katte war als ein ganz Veränderter zurückgekehrt!

Auf Mühseligkeit für ihn und für sich war sie ein wenig gefaßt gewesen. Es konnte keine ganz glatte Aufgabe sein, aus Rauheit, Gefahr, schauerlichen Eindrücken so unvermittelt in die stille, zierliche Hausenge sich zurückzufinden. Aber freilich: sie hatte bei dieser Einsicht, die der Verstand ihr gegeben, doch zugleich geglaubt, daß die kleine, wunderhübsche, einst von ihm so heißersehnte und so liebevoll aufgebaute Garten- und Hauswelt rasch und stark zu ihm sprechen werde. Nun ließ ihr Gefühl sie erkennen: dies war mehr, als nur Verwirrtheit infolge unerhörten Szenenwechsels. Es war, als sei ein Mann, den sie noch gar nicht gekannt hatte, hinter einem Bilde, das sie sich bisher von ihm gemacht, hervorgetreten . . .

Da kam der Zug heran. Schnell, dunkel aus der schon dämmerigen Ferne. Mit Sicherheit in starker Biegung den blanken Linien seines vorgezeichneten Stahlweges folgend. Er glitt am Bahnsteig dahin, ein Eiliger, dessen Lauf die Bremse für Minuten hemmte. Und mit Ruck und Stoß und Gegenstoß hielt er plötzlich. Gleich sahen sie Malide und umfaßten sie von beiden Seiten. Sie ließ sich küssen und küßte wieder. Und als die Unruhe mit den beiden Handkoffern und ihrer Loslösung aus überfüllten Gepäcknetzen überstanden war, ließ sie sich auch betrachten. Kein Zweifel: das Glück hatte ihr die Jugend zurückgegeben. Das schwarze Schwesternkleid mit dem weißen Kragen und das diademartige Häubchen kleideten sie ganz unvergleichlich. Niemals, auch in ihrer ersten Mädchenzeit nicht, hatte sie so hübsch ausgesehen, wie in dieser Tracht. In ihren schönen grauen Augen war ein tiefes Leuchten. Sie feuchteten sich, als Doris bewegt sagte: „Mutters Glück ist ergreifend!“

Die Schwester nahm des Bruders rechten Arm und fragte gleich nach seinem Zustand und wie es mit dem Sitz des Geschosses sei. Doris blieb bei den Koffern zurück, bis ein Träger sich fände. Denn Katte, er erklärte es voll Ingrimm, durfte nichts Schweres heben; die Muskeln durften sich nicht spannen.

Doris trat dann nach Minuten aus dem Bahnhofsgebäude und fand die Ihren als Zuschauer und Teilnehmer einer großen Bewegung.

Auf dem Platze war inzwischen ein Bataillon Infanterie angerückt. Feldmarschmäßig! Die Rücken belastet, die Gürtel behängt, ausgerüstet mit allem, was Heeresfürsorge dem Soldaten mitzugeben hat; und die braune Rolle der Zeltbahnen schlang sich um alle Tornister. Von den grauen Helmspitzen nickten Blumen, vor jeder Brust blühten sie, mit ihren Stengeln zwischen die Knöpfe hineingeschoben. Die dunkelroten Rosen auf dem feldgrauen Tuch sahen wie Blutflecke aus, es leuchteten die glühenden Orangefarben der Ringelblumen wie Siegesgewißheit. Schwerer Ernst war auf allen Gesichtern. In weitem Viereck hatte die Truppe Aufstellung genommen. Die Militärmusik, zu schmaler Linie auseinandergezogen, stand mit dem Rücken gegen den Bahnhof, die vierte abschließende Seite des Vierecks bildend. In der ziemlich weiten Mitte, gerade im Schein, den eine Bogenlampe über das Pflaster warf, stand eine kleine Gruppe Offiziere. Zwischen ihnen ein Geistlicher im schwarzen, kirchlichen Kleid. Vor ihr der Platzkommandant. Er hielt eine Abschiedsrede. Seine Stimme hatte tragenden Klang. Und sie bebte in Erregung. Er gab den Hinausziehenden die Wünsche der Heimat mit. Und er sagte, daß die Stunde von anderer Stimmung erfüllt sei, als jene, da vor dreizehn Monaten das Stammregiment mit jubelnder Begeisterung hinauszog. Im heiligen Ernste, der Schwere aller Aufgaben sich bewußt, die unerhört gesteigerte Bedrohung des teuren Vaterlandes kennend, gingen sie nun in den Kampf. Aber auch in der Gewißheit, daß Gott die nicht verlassen werde, die für Deutschlands Ehre und Bestehen ihr Leben einsetzen wollten. Als seine Worte mit dem Kaiserhoch ausklangen, dröhnte dreimal das mächtige Hurra durch die Luft — es rauschten die Stimmen und die Nerven erbebten von der Wucht des Schalles. Dann trat der geistliche Mann einige Schritte aus der Gruppe vor und hob die gefalteten

[illegible], sich reckend, in die Höhe. Zugleich [illegible]lndes Geräusch durch die Reihen, [illegible] griff nach dem Helm, um ihn [illegible]or de[illegible] Brust zu halten, während die Häupter sich neigten. — Eine flehende Bitte zum Höchsten zitterte über den Platz. Und über die Menge hin, durch die ungleich von weißem, künstlichen Licht durchwirkte blaue Dämmerungsluft, zogen jetzt die strengen Klänge des Dankgebetes: „Wir treten zum Beten . . .“ Menschenstimmen schwollen hinein. Tausende sangen. Der Platz, Stätte des Hastens und Lärmens sonst, ward zum Tempel . . . Und jedes Herz fühlte sich himmelan getragen . . .

Im Wagen stand die alte Frau, weinend, singend mit der schättrigen, falschen Stimme des Alters; von heiliger Freude, heiliger Not fast die Brust gesprengt. Stützend und besorgt hielt die Tochter sie. Daneben wartete der Sohn, stand auf der Kante des Bürgersteigs und starrte auf die Soldaten. Leichenblaß war sein Gesicht; seine Nasenflügel bebten. — — Die Glückseligen! Die tausendfach Beneidenswerten! Sie durften hinaus! Dem Feinde begegnen, ihn schlagen, schlagen! Und er? Eingesperrt. Verflucht dazu, von fern zu stehen. — Eingesperrt! Und voll ohnmächtigen Zornes und mit gebundenem Mut an den Pforten rüttelnd.

Doris sah in sein Gesicht. Und erschrak tief vor seinem Ausdruck. Es war der eines Verdammten. —

Nun wechselte der Gesang, nach der knappen Pause kaum einer Sekunde. So unmittelbar hob ein anderer Sang an, nach dem Gebet das teure Lied der Lieder. —

Und immer noch sang die alte Frau weinend mit. Malide sagte dem Bruder ein Wort. Er kam zu sich. Ja, natürlich, Mutter mußte heim. Ein Augenblick der Ratlosigkeit: die Handkoffer neben dem Kutscher, im Wagen nur drei Plätze? Das Rücksitzbänkchen schon fast zu klein für den Mann . . .

Doris fühlte mit jedem Pulsschlage: es wäre ihrem Manne in diesem Augenblick fast unmöglich gewesen, sich von Mutter und Schwester zu trennen. Und sie selbst — sie selbst? Sie ängstigte sich vielleicht uneingestanden davor, jetzt mit ihm allein zu sein. Voller Freundlichkeit bestimmte sie: „Ich denke, du bringst Mutter und Malide nach Haus.“ Und da sie ihn zögern sah, sprach sie noch ein paar Worte. Vielleicht die Elektrische. — Vielleicht noch zu Bärmanns . . . Ob Amalie den erwarteten Brief aus Bahia habe . . .

So fuhren sie denn. Und die junge Frau stand noch lange auf dem gleichen Fleck. Man konnte meinen, sie lausche dem Gesang des Volkes. Oder sähe dem Einmarsch der Truppen in den Bahnhof zu. Dumpf klappten die marschierenden Füße auf dem Pflaster. Straff und klirrend schwenkte Kompagnie auf Kompagnie in die Vorhalle ein. Der Platz wurde still. Die Höhe dunkel. Es war Abend, der Abend, der eigentlich schon Nacht ist.

Langsam ging Doris dann des Weges. Voll Staunen. Unfähig noch, sich und ihn und alle Veränderungen zu begreifen.

⌘ ⌘ ⌘

Mütterliche Sorge hatte die junge Frau um die zehn Jahre ältere Schwägerin, dachte für sie an all diese kleinen Dinge, die nun einmal zum Weibswesen gehören. Malide legte nicht den allergeringsten Wert auf Kleidsamkeit ihres Anzuges. Das war im Sieboldschen Hause stets die letzte Sorge gewesen, wie man aussah, ob man modisch oder vorvorjährig erscheine. Von strenger Ordentlichkeit war Malide, das schien ihr genug. Woher hätte sie denn auch jetzt Geld zu neuen Kleidern, Hut und all den Überflüssigkeiten sonst nehmen sollen! Ihre Ersparnisse, die sowieso nur knapp waren, denn erst seit der Bruder eine Anstellung mit festem Gehalt hatte, kam er ohne mütterlichen Zuschuß und die Mutter ohne Malidens Hilfe aus — ihre Ersparnisse verausgabte sie bei Kriegsbeginn völlig für die Schwesternausrüstung und Spenden an die Kriegshilfen. Nun sah die junge Frau: als die Schwesterntracht abgelegt war, erschien Malide in einem Kleide, das im Frühling vor dem Kriege schon durch ungeschickten Schnitt und ungünstige Farbe sie nahezu entstellt hatte. Wie gern wollte sie da helfend eingreifen. Malide so kleiden, daß all ihre Vorzüge recht zur Geltung kamen: die hohe Gestalt, das kluge Gesicht, die schönen Augen, das hübsche, dunkle Haar. Aber hierüber war mit ihr nicht zu verhandeln.

„Schlimm, wenn Raimunds Liebe von Äußerlichkeiten abhinge.“

Doris sprach mit ihrem Manne. „Du mußt ihr sagen, daß ihr Männer gern ein wenig Freude auch an der günstigen Erscheinung eurer liebsten Frau habt — Sie wußte doch noch, in wie staunender Bewunderung, in welch köstlicher, entzückender Unerfahrenheit Katte ihre Kleider betrachtete. Und sie waren gar keinerlei Aufwand gewesen. Nur frisch und gefällig gewählt. Denn Doris hatte einen anmutigen und sicheren Geschmack. Wenn er auch in künstlerischen Dingen noch sehr unentwickelt war, als sie heiratete und als sie dann bauten, traf sie für ihre persönliche Erscheinung doch immer das Richtige und Vorteilhafte. Obgleich der Professor nichts davon bemerkt hatte, daß seine Schwester plötzlich wieder recht altjüngferlich und ohne Anmut erschien, trug er Doris' Bedenken doch seiner Mutter vor. Die nächste Wirkung war: Die Mutter geriet in laute Begeisterung über Doris' Güte. Ja, so war die süße Doris! Und welch ein Beweis echter schwesterlicher Gesinnung für Malide. Er saß und hörte ...

Und er kam mit gar keinem andern Erfolg heim, als der Rührung der Mutter. — Sie hatten im Gespräch rasch vergessen, von wo es ausging. Die alte Frau schwelgte, der Mann trank gierig das Lob seiner Gattin in sich hinein, wie einen Stärkungstrank. — Das konnte er Doris nicht alles genau erklären ...

So sprach Doris noch einmal auf Malide ein. Sie gingen Arm in Arm in dem überwölbten Rosengang auf und ab.

„Was ist mit Katte?" fragte die Schwester kurz. Sie sah immer in das Wesen aller Zustände um sie herum tief hinein, und es war ihrem raschen Verstand und ihrer entschlossenen Natur gemäß, geradezu darauf loszugehen.

„Er ist noch nicht zum Heimkehrglück gekommen," sagte Doris. Denn sie wußte, daß jede vertuschende Redensart hier ganz unnütz gewesen wäre.

„Ja, das seh' ich. Das ist kein Heimkehrglück, wenn man ängstlich sich bewacht, einander nur nicht weh zu tun ... So geht ihr miteinander um!"

„Du hast scharfe Augen," meinte Doris mit schmerzlichem Lächeln. „Ich hoffe — nach ein paar Tagen — vielleicht. — Wer weiß: mancher Mann mag als ein anderer heimkommen! Wie klein i[illegible] Geduld haben. Wie g[illegible] im Felde leistete. D[illegible] merkt!"

„Gott — Mutter!" s[illegible] zärtlich-nachsichtigem Ausdruck. „Ihr himmlischer Idealismus macht sie blind. In ihm ist sie der reichste Mensch, den ich kenne. In keiner einzigen Sache möcht' ihr den erschüttern. — Ihr ist es auch nie völlig aufgegangen, in welchem Maße Katte ein anderer geworden war. Mir schien's oft: er trägt eine Maske. Und will sie so fest halten, daß sie ihm auf der Haut anwächst. Nun sieht man doch: er ist eben Mutters Sohn. Ohne Maß — —"

„Nein, nein," wehrte Doris ängstlich ab, „das sind jetzt nur die Nachwehen der wilden Zeit voll Schrecken. Was für Blut klebt an ihren Händen. Was für Taten waren ihnen notwendig geworden. Davon müssen ihre Seelen erst heilen. Ihr Gedächtnis etwas einschlafen. Und dein Raimund ...?"

„Als Schwerverwundeten lernt' ich ihn kennen. Sah ihn erst langsam wieder zum Manne werden. Ich hab' den festen Glauben: er ist, wie ich ihn sehe!"

Sie stand still. Sie sah zu Werner hinüber. Der unterhielt sich mit seinem Kaninchen, dem er die Tugenden des Vorgängers auseinandersetzte. Und Pips, müffelnd wie eine zahnlose, alte Frau, die vorn zwischen den Kiefern kaut, schob sein Maul hin und her hinter den Stäben der Kiste, die sein Stall war.

„Hört Werny uns? Nein. Ich will dir sagen ..."

Sie ließ Doris' Arm los. Schwerer Ernst lag auf ihrem Gesicht. Es war mühsam für sie zu sprechen, das merkte man ihr wohl an. Sie besah ihre Hände, besann sich, rang mit sich und brach auf einmal mit dem heraus, was sie drückte: „Es ist unerhört verantwortlich für mich. Doris, Kind — soviel jünger bist du. Und kennst doch das Leben von einer anderen Seite her, besser als ich — wenigstens: Frau sein, Mutter sein ... Welch ein Entschluß, das mit Fünfunddreißig noch werden! Fühlst du's nach?"

„Ja, Malide. Nein, Malide. Vor zwei Wochen noch, vor acht Tagen noch hätte ich gesagt: was will Alter, was wollen



An der Amper. Gemälde von Prof. Hermann Stockmann

äußerliche Umstände bedeuten? Sich lieb haben ist alles! Aber seit dieser einen kurzen, ewig langen Woche, die Katte wieder hier ist: Nichts weiß ich, Malide! Stehe hilflos — —"

„Zweifelst du an seiner Liebe?" fragte sie erschrocken.

‚An seiner? Nur an seiner!' dachte Doris verzweifelt; ‚das wäre wenig Not — könnt' sie mir vielleicht zurückerobern. Aber an der eigenen zweifeln...'

Nein, das sollte nicht über ihre Lippen.

„Es wird alles wieder ins alte Geleise kommen. Langsam," sprach sie leise vor sich hin. Malide glaubte es auch. Mußte es in dieser Stunde wenigstens hoffen. Denn die Fragen, die vor ihr standen, trugen gespanntere Züge. Sie konnten nicht lange sich gedulden, mußten bald ihre klare Antwort haben.

„Er sagte mir: keinen Schritt im Leben möge, könne er sich mehr denken, ohne meine Geleitschaft. Doris — Welch ein Augenblick! Zum erstenmal hören, daß man einem Menschen alles ist! Sehen, wie eine ganze Zukunft voll Wärme, Pflichten, tiefster Gemeinsamkeit sich auftut! Wie sah vorher meine Zukunft aus? Mutter bald wohl nur Erinnerung — wir wissen ja — sie kann es nicht mehr lange aushalten, auch ihr Wille muß zerbrechen an dem Leiden, das an ihr zehrt. Ihr? Glücklich. Euch selbst genug! Vielleicht in wenig Jahren von einer Kinderschar und tausend Pflichten beansprucht —"

Erschüttert lehnte sie ihre Stirn gegen einen der Träger, die die Drahtbögen stützten. Sie wollte sich fassen — wollte! Sie verabscheute die Hingegebenheit an starke Aufwallung. Zu oft hatte sie bei Mutter und Bruder gesehen, daß man darin jeden klaren Blick verliert... Sie fühlte sich leise umfaßt. Doris wollte ihr mit dieser innigen und doch zarten Umarmung sagen: ich verstehe dich! Es gelang ihr, sich zu bezwingen. Seltsam: ganz allein mit sich, zerbrach ihr nie die Fassung; ein Zeuge war ihr gefährlich, als raube ihr Mitgefühl die Festigkeit — —

„Und wie konnte ich nein sagen! Der Gedanke, daß die Pflege einmal enden, die Stunde des Auseinandergehens kommen müsse — Nachts machte mich das oft schwindelig, als wollte mir die Kraft wegsinken. Warum sollte ich nein sagen! Alles schien natürlich. Ein Glück. Ein Wunder. Unter dem Donner der Geschütze — wir hörten sie immer — der Front noch so nah. — Das war wie die rechte Musik — wie schreckliche, tödlich ernste Segensworte... O mein Gott, ist es wohl auszudenken! Seit ich fort bin von da, heraus aus der Umwelt von Leiden, Soldaten, fremdem Volk, ist alles anders... Zweifel kamen. Ich bin Fünfunddreißig. Er ist ebenso alt. Doris, süße Doris! Welch ein Wagnis! Ich bin so fest in mir. Keine Werdende mehr. Eine früh schon Gewordene. Mußt' ich wohl. Neben Mutter! Mutter, die immer in allerstärksten Akzenten lebt — Fünfunddreißig. Das kann ganz jung sein! Alles kommt auf den Mann, alles auf das Wesen der Frau an. Meins ist alt!"

Sie war sehr bleich und sah vor sich nieder. Was konnte die junge Doris ihr zum Trost sagen? Sie stand selbst im ungewissen vor schwerer Überraschung. — Wie würde ihr Geschick aus ihr hervorgehen?...

„Ich habe in diesen Tagen oft gedacht," hob Doris, nach den Worten vorsichtig suchend, an, „daß der Krieg draußen die Menschen ganz aus der Form bringt. Alles Konventionelle ist vorbei: alles Gewollte, Anerzogene, Angeeignete fällt ab. Das Ursprüngliche kommt heraus. Bei Hunderttausenden ist es größer, als sie selbst wußten, auch anders, als sie selbst wußten. Wer kennt sich? Mir ist doch jetzt gerade, als gäb's tief in einem noch ganz verborgene Dinge — sie waren mir verschlossen . . . Das ist beängstigend . . . Aber du, Malide, du hast dich gar nicht verändert. Kann dir's nicht recht klarmachen, warum mich das tröstet. Es tut so wohl — auch in diesen deinen Sorgen bist du: du!"

„Und dann willst du versuchen, mich mit Putz und Tand zu verändern? Willst mir lustige Kleider anhängen? Etwa blaue, wie deine meisten? Oder nach der allerletzten Mode, wie Amaliens?"

„Nicht Putz, nicht Tand, nicht lustige Kleider. Nur so ein bißchen, ein kleines bißchen Gefälligkeit, weiche Linie..." bat Doris.

Da errötete Malide.

„Bin wohl ein ganz plumper Mensch,"

sagte sie vor sich hin. Darüber war Doris nun ganz unglücklich.

„O nein!“ rief sie. „Nur so sehr strenge. Und ich dachte... ich kenne ja Raimund nicht... Aber es freut ihn vielleicht. Ich weiß noch wie Katte anfangs...“

Sie wußte nicht mehr recht, was sie sagen konnte. Denn Malide schüttelte den Kopf. Mit einem so bestimmten Ausdruck, daß jedes weitere Wort zudringlich gewesen wäre.

Nach einer Weile sagte Malide noch: „Kind, was bist du vorangekommen! Reif geworden. Schwer von Gedanken... Ja, so eine Zeit macht ganze Menschen! Zerbricht die halben. Was wird das für ein Geschlecht, das den Krieg ungebrochen übersteht! Ein durch tausend Schmerzen gestähltes!“

Andacht klang aus ihrer Stimme, die ganz leise geworden war, wie unter geheimnisvollem Schauder von noch verhüllten Dingen, deren Größe man nur ahnen kann. Sie ging ein paar Schritte hin und her, die Hände auf dem Rücken, wie Männer tun, wenn sie im Gehen lebhafter denken können.

„Niemals ist es wichtiger gewesen, daß Hans die Grete freit, als jetzt,“ begann sie.

„Und doch hast du soviel Bedenken.“

„Wir sind nicht Hans und Grete. Leider nicht. In heiliger Einfalt, mit gesunder Einfachheit soll sich finden, was nun Familie gründen will. Frische! Kraft! Lieber Unbesonnenheit als zuviel Bedenken. Unbedingter Wille zur Vereinigung. Ja — elementares Zueinanderstreben! Das ist die starke Stimme, die jetzt vor allem sprechen muß. Daraus allein kann eine Generation entstehen, wie wir sie brauchen. Der natürlichste Zwang soll sein Recht fordern. Nur keine Bündnisse, die von vornherein mit seelischen Zweifeln beladen sind. Sie sollen nicht geschlossen werden; wo sie bestanden, sollen sie enden. Und Sicherheit in der Liebe — wenigstens für den Rausch des Entschlusses! Für das Wagnis der Tat! Was Wagnis? Es darf keins scheinen! Das ist es!“

„Aber die Sicherheit in der Liebe hast du doch,“ sagte die junge Frau.

„Ach Kind... Was ich da eben sprach, hab' ich oft und oft am Schwesternmittagstisch verfochten. Und hab's dann in mir erlebt, daß man Erkenntnissen entgegenhandelt. — Aber nein: den eigenen Fall betreffend, sind's noch keine. Nur erst Unruhe. Unruhe. Die ist meinem ganzen Wesen ein so entgegengesetzter Zustand, daß ich von ihr leide, wie andere vielleicht von einem Unglück.“

Doris hatte es sich wohl vorher gedacht: Malide als Braut, das konnte kein alltägliches Ereignis sein. Aber sie hoffte: wenn Raimund nur erst da sei. Gegenwart ist alles in der Liebe! Ist nicht gerade sie es, die verführt und täuscht? Vielleicht gab es gar nicht die ‚Sicherheit‘, von der Malide sprach. Und was für eine starke Forderung: Bündnisse sollen enden, die mit Zweifel beladen sind... Man hat doch Pflichten übernommen vor Gott und Welt.

Wie schwer das alles! Aber wie begreiflich auch. Es konnte ja gar nicht anders sein, als daß der Krieg auch aufwühlend hinüberwirkte auf die Beziehungen der Geschlechter zueinander. Vielleicht mußten sie durch neue Gärungen sich kämpfen, durch erhöhte Unruhen zu tieferen Erkenntnissen kommen. Man hatte früher so leichten Herzens geheiratet. Jetzt aber sah es oft aus, als heirateten die Menschen ohne Besinnen noch leichtfertiger darauf los. Aber vielleicht klammerten sich die Männer nur an das Weib, als dem Gegengewicht der Schrecknisse im Kriege. Vielleicht warf das Weib sich so ohne Bedenken dem Manne entgegen, aus der dumpfen Angst, sonst um ihre Bestimmung betrogen zu werden. Aus diesem allen aber würde später eine gereifte und tiefernste Bewertung der Ehe kommen.

‚Wie war es denn, als ich mich band?‘ dachte Doris. Und verbot sich, diese Frage nachzuprüfen. —

Es war bestimmt worden, daß Malidens Verlobter bei dem Ehepaar im munterhellen Hause wohnen solle. Da gab es oben, im Giebel nach vorne ein Fremdenzimmer, mit der gleichen Loggia, wie die Schlafstube der Gatten nach der Gartenseite. Auf der Brüstung blühte alles in der Pracht, zu der sich in der ersten Septemberhälfte noch einmal Efeugeranien, Petunien, Kapuzinerkresse und Lubelien entfalten. Es war eine Unterkunft, die man auch einem verwöhnten Mann wohl anbieten durfte. Auf der Loggia konnte

er sitzen, wenn er lesen und schreiben wollte; auch einen Liegestuhl stellte Doris dort noch hin. Und die Möbel, noch nie benutzt, denn einen Wohngast hatte man noch nicht beherbergt, waren von freundlich blankem Birkenholz; geräumige Stücke, vollständig und behaglich, machten sie sich einladend zwischen den hellen Wänden, die zarte lila Streifen zeigten. Auf den fast weißen Vorhängen, Sitzpolstern und Bettdecken sah man Veilchensträuße als Muster. Doris vergaß über Hausfrauenstolz und Freude an Gastlichkeit, die sie üben durfte, ein wenig den schweren Druck auf ihrem Gemüt und wirtschaftete eifrig herum in diesem Raum, den sie wunderhübsch fand, auch noch durch Ankauf einer Tischdecke und einer ganz neuartigen Hanfmatte für die Loggia verbesserte. Auf den Tisch selbst dachte sie Herbstveilchen in die dunkelgrüne Tonschale zu setzen. Doch da fiel ihr ein: die Blumen zum Willkommengruß würde wohl Malide bringen wollen; das war ihr Vorrecht und würde sie beglückend beschäftigen. Aber als Braut und Mutter kamen, die Gastwohnung zu besichtigen, zeigte es sich, daß sie an Blumen nicht gedacht hatten. Dergleichen lag ihnen nicht. Doris hätte es vorher wissen können. Sie verlor aber kein Wort darüber und nahm sich vor, noch morgen früh die Veilchen zu besorgen.

Die alte Frau von Siebold erklärte, daß sie die Mühe des Weges nicht bereue. Sie fand alles entzückend, freute sich aber für ihre Person, daß sie nicht zwischen solchen zarten Stoffen zu wohnen brauche, und pries den Geschmack von Doris als unvergleichlich. Sie saß im Sonnenschein der offenen Veranda am Kaffeetisch und war in großem Eifer mit Werner, der vier ganz kleine Papierfähnchen geklebt hatte. Die wollte er zwischen die Blumen auf der Loggia einstecken, dem neuen Onkel zu Ehren. Sie konnte mit ihm sprechen und sich mit ihm verstehen, als sei sie selbst gerade vierundeinhalbes Jahr alt. Und alles war herrlich heute. Der Tagesbericht beglückend. Der Brückenkopf von Friedrichstadt erstürmt, siebenunddreißig Offiziere, dreitausenddreihundertundfünfundzwanzig Mann gefangen, fünf Maschinengewehre erbeutet. Sie wußte immer alle Zahlen aus dem Kopfe. Auch bei den kleinsten Vorkommnissen, die an der Front selbst nur eine Nebenerscheinung bildeten. Was, Werny hatte die Landkarten vom Kriegsschauplatz noch nicht erklärt bekommen? Gleich her damit. Sonst könne er nicht vor dem neuen Onkel bestehen. Schade, daß Katte draußen, beim Ausbau der Fabrik sein müsse, sie hätte ihn gern gefragt, ob er wohl noch daran denke, was der Monsieur Hanotaux vor einem Jahr geschrieben habe, in dem schuftigen Blatt, dem Figaro: „Noch vierzehn Tage und die russischen Heere werden den Osten Deutschlands überflutet haben und in Berlin stehen. Dann ist es aus mit dem Deutschen Reich.“ Ja, so einen frechen Blödsinn. Und das nach Tannenberg! Und voll leidenschaftlicher Unzufriedenheit war sie, wegen der Instruktionen, die die U-Boote bekommen hatten, mit einer Verbeugung vor Amerika? Was sagte Katte, wie? Er kam oft mittags nicht nach Hause vor Arbeit? Und sei abends abgespannt? Nun, nun — das gäbe sich bald. Die Pflege von seiner süßen Doris... Und die Freude, nun in Malidens prächtigem Verlobten einen Bruder zu bekommen... Kindermagen seien anders beschaffen als die der Erwachsenen. Und wenn Großmutter mal hier sei, bestehe sie darauf, daß Werner nicht mit leiser Hand vom Kuchenkorbe fortgeschoben werde, wenn er bittend hinlange. Wie man solchem Bettelblick aus Kinderaugen denn überhaupt widerstehen könne! — Was aber unsere Kolonien anlange. — Und Gibraltar — darüber geriet sie in Flammen. Sie ordnete die Weltkarte nach ihren gerechten und einzig richtigen Forderungen um...

Tochter und Schwiegertochter wechselten einen frohen Blick. Welche Lebendigkeit des Temperaments in dieser alten, fast unterhöhlten Hülle. Alles war Kraft, alles war Bewegung, und ihre Natur strahlte auf die Umwelt hinüber, daß auch dieser das Dasein mannigfaltiger zu werden schien.

Etwas von der Frische blieb noch bis zum Abend in Doris. Sie erzählte ihrem Manne von Mutters Besuch. Da kam ein leises Lächeln um seinen Mund. Sie wünschte ihm das fertig hergerichtete Fremdenzimmer zu zeigen. Er sagte: „Das ist wie für ein Frauenzimmer. Nicht für einen Mann, der aus dem Felde kommt.“

„Raimund kommt ja nicht unmittelbar von der Front.“

„Dann wirst du ihn wohl nicht so unerträglich und so verwildert und dir gemäßer finden.“

„Gebe ich dir das Gefühl, daß du mir unerträglich bist?“ Wie konnte sie verhindern, daß eine leise Bitterkeit mitklang! Sie bewachte sich, gab sich Mühe vom Morgen bis zum Abend, nie verletzt zu scheinen.

„Nein — Verzeih — —“ Und es war ihm selbst unleidlich, daß kein Gespräch mehr ohne dieses Wort schloß. Aus dem ungezählte Male wiederholten bildet sich zuletzt dem Mannesstolz so etwas wie eine Kette, eine selbst aufgebürdete. —

Sie saßen am Tisch im Eßzimmer. Die angenehm umkleideten elektrischen Birnen gaben Helle herab, auf Handarbeit und Papiere. Es sah sehr traulich aus. Und doch saßen sie nur hier zusammen, weil Doris nicht gewagt hatte, aufzustehen und sich im Wohnzimmer zur Abendsitzung niederzulassen. Denn — würde er wie einst ihr nachkommen? Und er blieb, weil er nicht wagte, in sein Zimmer zu gehen. Denn — vielleicht käme sie ihm nach und säße wie einst ihm gegenüber an seinem Schreibtisch. Er fürchtete sich davor. Er lechzte nach Einsamkeit und fand doch nicht den Mut, das offen zu sagen, vielleicht weil er sie sich zu glühend ersehnte! Draußen konnte man niemals allein sein — nie. Das war zuerst für gedankenvolle Menschen das Schwerste gewesen. — Nur Teil sein. Nie ein einzelner mit Eigenleben, sich nie wehren können gegen das Hineindringen von tausend Ansprüchen und Störungen, wenn man geistig an irgendeiner Frage herumtastete, vielleicht das Kreisen einer Idee spürte, sich schwer fühlte vom Werden einer Klarheit. — Bis man endlich lernte sich wie mit undurchdringlichen Hüllen zu umwappnen, bis es heilige Stunden wurden, nachts auf dunkel umfährdeten Vorpostenstellungen zu wachen, schweigend, mit den schweigenden Kameraden. Und wenn etwas ihm den Zwang zur Heimkehr erleichtert hatte, war es die Hoffnung auf einsame Stunden gewesen. Nun war er auch hier nie allein. Sein Gedächtnis sagte wohl: Du warst es seit deiner Verheiratung nicht mehr, auch vor dem Kriege nicht; suchtest, wolltest die Nähe der holden Frau für jede Stunde außerhalb deiner Berufsarbeit. Aber da war eine andere Stimme, die, vor Unglauben heftig, behauptete, das könne nicht gewesen sein, denn warum sollte es gewesen sein? —

Nun saßen sie da, die Figuren eines häuslichen Idylls. Er rauchte und las den Bericht einer Fabrik durch, die der nun von ihm geleiteten durch Ergänzung der Erzeugung verbunden war. Doris strickte an einem Soldatenstrumpf. Und dachte: ‚Wer sagt mir das Zauberwort, mit dem ich die Vergangenheit zurückrufen kann?‘ Sie kannte es nicht, sie würde es niemals finden. — — ‚Unser Sohn‘ — das verklang fast am Ohr des Mannes. Er war freundlich mit dem Kinde. Aber niemals mehr sah sie in ihm jenen leuchtenden Stolz auf sein Vaterglück wie einst... Und der arme kleine Kerl dauerte sie, der so scheu und enttäuscht um seinen Vater herumschlich, von dem er sich irgendwelche ganz neuen, großartigen Unterhaltungen versprochen, weil er doch nun ein Hauptmann war und einen grauen Rock trug und wirkliche Kanonen hatte schießen hören.

Was soll die Seele einer jungen Mutter noch suchen, wenn dies höchste Wort ‚unser Sohn‘ nur ein leerer Laut geworden?

In diese Stille hinein, die wie Frieden nach Tagesmühen war und hinter deren harmlosem Gesicht sich alle Qualen des Unbegreiflichen bargen, kam eine jähe Unterbrechung. Die Tür öffnete sich.

Amalie trat ein.

Sie schloß die Tür aber nicht, denn draußen waren ihre Eltern und legten ab.

Hatte sie nicht diese eine Minute warten können? Wollte sie den Genuß der Überraschung haben? Der Mann fuhr empor. Er war ganz erglüht. Wie eine aufsiedende Welle stieg sein Blut. Doris sah es nicht, denn sie war selbst überrascht, hörte auch gleich vom Flur her die bekannten Stimmen. Denn wo Amaliens Mutter war, war auch Gespräch. Mit einem erstaunten: „Amalie! Ihr?!“ huschte sie an der Eingetretenen vorbei und hinaus.

Der Mann und das Mädchen sahen sich in die Augen. Als wollten sie dem anderen bis in seine tiefsten Gedanken hineinsehen. Ein paar Herzschläge lang. Keine Muße blieb zu einer Frage. —

Da brach auch schon das Gerede der vom Flur her sich Nähernden herein in diese schweren, von unerhörter Spannung erfüllten Sekunden ... Und er atmete tief auf und schluckte, als tränke er Luft ... Über ihre Lippen kam kein Laut. —

Amaliens Eltern waren keine alten Leute.

Sie hatten sehr jung geheiratet. Viele fanden die Mutter anziehender als die Tochter, da die Mutter mehr Wärme habe und von geselligem Wesen sei. Ihr war aber, wie allen Gesprächigen, eine Neigung zu Vorreden eigen, bei denen sie aus Mangel an Atem schließlich lauter kurze Sätze bildete, und es ging den Zuhörern, wie es ihnen einem Sänger mit schlechter Atemtechnik gegenüber gehen kann: man bekam selbst Luftbeklemmungen. Und nun stehenden Fußes noch, verbreitete sie sich erst ausführlich darüber, daß es geboten gewesen sei, gleich noch heute abend zu kommen; so rasch als möglich hätten sie deshalb gegessen; denn morgen sei hier das neue Familienmitglied der Siebolds schon als Gast. Und da mochten sie denn nicht gleich stören. Dürften vielleicht auch keine gesammelte Aufmerksamkeit verlangen. Eben vorm Abendessen, gerade noch mit der letzten Post, halb acht, war die Nachricht erst gekommen, denn sonst wären sie natürlich vor dem Essen gekommen ...

Doris nötigte ins Wohnzimmer. Und da sank Frau Bärmann, das Ende ihrer Vorrede durch eine Erschöpftheit andeutend, in einen Sessel mit breit gepolsterter Rundlehne. Sie streckte beide Arme von sich und gönnte ihnen ein Ruhelager auf diesen breiten Lehnen. Ihr Trauerkleid, die vom Hut herab sie umwallenden Schleier gaben ihr eine gewisse ernste Pomphaftigkeit des Ansehens. In ihrem weißen Gesicht bemerkte man vor allem die dunklen, lebhaften Augen. Ihr Gatte nahm mitlerweile schon vom Professor eine Zigarre an und hob sie zwischen zwei Fingern mit lässiger Bewegung in der Richtung auf Doris, was soviel heißen sollte als: erlaubst du? Dann setzte er sich in einen ebensolchen rundlehnigen Sessel, seiner Frau ohngefähr gegenüber. Er wußte sich so sehr das Haupt der Familie, daß er allen Erörterungen gelassen ihren Lauf ließ, gewiß, zum Schluß doch allein die Entscheidung zu geben. Er war eine von jenen Erscheinungen, die man niemals wiederkennt. Doris und Amalie setzten sich zusammen auf das Sofa und schlossen damit den Kreis der Beratenden, denn es sah so aus, als solle irgendein Fall hier erwogen werden. Der Sessel aber zwischen den Bärmannschen Gatten, dem Sofa gegenüber, blieb leer, denn der Professor schritt im engen Zimmer hastig hin und her. Es war so hell, so peinigend hell. Wozu hatte Doris denn beim Eintritt der Besucher die sämtlichen Birnen des Kronleuchters zum Erstrahlen gebracht?

Daß Amalie die Blumenschale von der Tischmitte zu sich heranzog und während der Reden mit ihren weißen, langen Fingern unter den Rosen herumgriff, ohne ihrem Tun zuzusehen, das reizte ihn unerhört. Denn ihre Blicke ließen nicht von ihm ab ...

Ja, also. Es war südamerikanische Post gekommen. Schon alt. In Kirkwall unverschämt lange aufgehalten von den Engländern. Dringend erwartete Geschäftsbriefe fehlten. Wohl unterschlagen. Aber Generalkonsul Wölffrich in Bahia und F. H. Bärmann hier hatten sich schon bald nach dem Mord von Serajewo verständigt und miteinander die Richtlinien festgelegt, nach denen Wölffrich in Bahia die Bärmannschen Interessen dort wahrnehmen solle, wenn einträfe, was sie beide voraussahen. Sogar der Brief von Frau Jüly Wölffrich, verwitwet gewesenen Bärmann war „opend by censor in London". Die Entrüstung darüber hielt nochmals die Mitteilung auf, worum es sich denn eigentlich handle.

Aber der ruhelos auf und ab Schreitende wußte es auf der Stelle.

„Deine Mutter, Doris, schreibt so rührend," fuhr Frau Bärmann fort. „Ihr ist Amalie willkommen. Sie würde glücklich sein, sie zu umarmen. Eine Deutsche. Ein Familienmitglied! Welche Wohltat! Die Wahrheit über den Krieg zu hören! Zu reizend schreibt sie. Du kannst den Brief noch lesen. In der Aufregung haben wir vergessen, ihn mitzubringen. Amalie kommt mal heraus und zeigt ihn euch."

Amalie hatte den Brief in der Tasche, doch sie sagte nichts.

„Aber ich kann mich in den Gedanken,

Amalie herzugeben, nicht finden. Und die Reise im Kriege! Wo die Nordsee voller Minen ist. Ich weiß es bestimmt, daß die Engländer mit Vorsatz die ihren nicht verankern. Der Onkel meiner Bekannten Lütgens — du weißt, Doris, sie ist Mexikanerin — ist vor kurzem herübergekommen. Er hat gesagt, daß es eine ewige Angst gewesen sei. Jeden Moment dachten alle, sie flögen in die Luft. Und als der Steward bei Tisch einen Stoß Teller fallen ließ, schrien alle. Meine Freunde van Straaken in Rotterdam schrieben . . ."

Doris sah besorgt zu ihrem Mann hinüber; sie wußte, die hundert Beispiele von Tante Bärmann machten Katte immer nervös. Er sagte einmal: sie denkt nur in den Erlebnissen anderer — — aber das tun die meisten, ist die billigste Art Gedankenbewegung ... Und da sah sie, daß er stand und Amalie anstarrte ... War das Feindschaft? Nein. Liebe? Nein. Welch ein Blick! Rätselvoll. Aber ihr Herz klopfte nicht schneller deshalb. Keine Aufwallung von Eifersucht beschleunigte ihren Puls. Katte war jetzt unberechenbar. Wer konnte noch ergründen, was sein Auge sprach? Sprach doch sogar oft sein Mund, was er rasch zurücknahm. —

Und was die Freunde in Rotterdam und hier und da und dort bekannte Menschen an Schrecken erlebt oder gefürchtet, ließen die Anwesenden an ihrem Ohr vorbeigehen, lange Minuten. Dann erhaschte Doris eine Pause, um die Bemerkung zu machen: „Aber es ist doch Amaliens Wunsch und Wille. Und was sagst du denn?"

Hiernach hatte bisher Frau Bärmann selbst ihren Mann noch nicht gefragt. Aus dem uneingestandenen Gefühl heraus, daß dann ja nichts mehr über die Sache zu sprechen sei.

„Amalie ist über vierundzwanzig. Also sehr mündig. Das Reisegeld läßt ihr dein Stiefvater anweisen, der für seine Frau die Gesellschaft Amaliens gerade in dieser für Auslandsdeutsche so schweren Zeit sehr willkommen heißt. Ich bin demnach vollkommen einverstanden!"

Herr Bärmann war Realist. Er dachte so: in den letzten Jahren hatte seine Tochter eine ihm etwas zu schlagfertige Intelligenz gezeigt, oder eine wunderbare Schweigsamkeit, die bei ihr als Tochter der gesprächsfrohen Mutter doppelt auffiel. Demnach stimmte etwas mit ihr nicht. Der Augenblick zum Heiraten würde wohl verpaßt worden sein. Das rächte sich. Mußte also wieder ins Lot kommen. In Brasilien gab es manchen deutschen Mann von bestem Einkommen, der sich dringlich ein deutsches Weib ersehnte. Und schließlich, wenn's denn auch ein Spanier oder Amerikaner ward — half cast kam nicht über Wölffrichs Schwelle. — Die schöne Amalie würde drüben eins, zwei, drei eine Auswahl von annehmbaren Bewerbern um sich sehen. Nach Kriegsende kam sie als reiche, geliebte, glückliche Frau zum Besuch! Er hätte seiner Tochter, um so mehr da sie nun sein einziges Kind war, leicht eine schöne Mitgift bewilligen können. Aber erstens konnte man das nicht als Lockung ins Wochenblättchen setzen lassen, und zweitens hatte er die Politik des Klagens immer befolgt. Wer aber eine ansehnliche Mitgift auszahlen kann, dem glaubt kein Mensch mehr Jammer über schlechten Geschäftsgang. Nur ganz Eingeweihte wußten, daß F. H. Bärmann gar nichts zu klagen hatte, sondern gesund und kapitalkräftig war. Also mochte sie mit Gott reisen. Mehr Geld in der Familie und neue Verbindungen drüben waren immer angenehm — 'n bißchen wehmütig wurde einem wohl bei dem Gedanken ihres Fortgehens — war aber der Welt Lauf. Kinder, die ihrem Glück nachjagen, soll man nicht aufhalten.

Wenn Herr Bärmann sich einverstanden erklärte, war alles entschieden. Amalie hatte vorher gewußt, daß er es sein werde. Sie erriet auch ziemlich seine Gedanken. Aber schweigend saß sie, als handle es sich nicht um sie.

„Wann wirst du reisen?" fragte Doris. Ihr Gatte stand regungslos. Das nächste Wort — das nächste Wort — es verkündete das Ende aller Spannung und allen Zorns . . .

Amalie beschäftigte sich mit den Rosen, nahm eine gelbe heraus, roch daran und sprach: „Am 1. Oktober mit ‚Frederik VIII.' von Kopenhagen. Oder, wenn der Dampfer schon besetzt ist, einige Tage später mit ‚Bergensfjord' von Norwegen."

Nun war es gesagt. Dann hatte all diese heimliche Erregung ein Ende!

Die Mutter prophezeite noch, daß Amalie ihren Entschluß bereuen und in letzter Stunde rückgängig machen werde. Und dann ging die Familie Bärmann, im Gefühl erfüllter Pflicht. Denn Frau Bärmann hatte gefunden, daß man Doris sofort Nachricht geben müsse; waren es doch ihre Eltern, zu denen Amalie reisen wollte.

Er habe noch zu arbeiten, äußerte der Professor. Doris ließ es sich schweigend sagen. Und lag wach in ihrem Bett und hörte das dumpfe Wandern seiner Schritte unten in den Zimmern, hörte ihn endlich in die Nacht hinaustreten, in den Garten gehen, den er bei Tag nie mehr beachtete. — Die Sohlen unter seinen Füßen knirschten auf dem Kies. Er dauerte sie... Eine tiefe Barmherzigkeit mit seinen Leiden erhob sich in ihrer Brust, es war eine ganz weiblich-mütterliche Empfindung. — Und mit einem Male wußte sie auch gewiß: in diese Leiden spielten irgendwelche Schwebungen, Gärungen hinein, die mit Amalie zusammenhingen ... Wie konnte das sein? Wann war das entstanden? In diesen wenigen Tagen nach seiner Heimkehr? War da seine von Unrast gepeitschte Seele für irgendeinen andern Frauenreiz empfänglich gewesen? Nun gottlob: Amalie ging. Und er würde von der flüchtigen Verirrung seiner Phantasie genesen. — Denn mehr, mehr konnte es gar nicht sein. Es wäre zu viel der seelischen Not für ihn gewesen, wenn sich ihm der mühsame Rückweg zur bürgerlichen Arbeit und dem hausväterlichen Stilleben noch dadurch erschwert hätte, daß eine neue Leidenschaft ihn lockte. — Ja, gottlob, daß Amalie ging. So brauchte die junge Frau sich nicht das Herz mit der Frage zu beschweren: Wie kann ich ihm daran vorbeihelfen? Was da im Werden schien, welkte von selbst ab. —

Der Mann, der ruhelos durch das enge Haus und den offenen Garten wanderte, der von der Straße her etwas Laternenschein empfing, breitete einmal und bald noch einmal die Arme aus ... Um die Freiheit und das weit Ausholende dieser Bewegung auszukosten ... Sie ging! Er brauchte diese unerträglichen Augen nicht mehr zu sehen, die keine Lider zu haben schienen, um sich vor seinen Blicken zu verhüllen.

Sie ging! Aber unmöglich, sie gehen zu lassen ohne Worte der Wahrheit und Klarheit zwischen ihnen. Fragen mußte er sie — fragen, ob ihr jene Stunde nichts gewesen sei, wie ein Spiel der Sommernacht, zu verzeihlich, zu töricht, um nicht rasch mit einem Lächeln darüber wegzugehen. — Zwingen wollte er sie, sie sollte, sie mußte Rede stehen, bekennen, sich nicht hinter Weiblichkeit, Stolz oder andere Masken verstecken.

Verwunderlich, toll — ein paar Jahre lang hatte die Erinnerung an jene Stunde kaum Macht über ihn gehabt. Er war glücklich, wollte es sein! Zuweilen nur kam ein leise Unruhe über ihn, schon im Entstehen ängstlich abgewehrt, wenn er das schöne Mädchen in seinem Hause traf. Er wünschte sie nicht darin zu sehen. Es reizte ihn ärgerlich, daß sie nicht heiratete. Aber das blieb doch so fern von allem, was sein Leben, das vorsätzlich zurechtgebaute, friedvoll machte ... Und schließlich hat wohl jeder Mensch irgendeinen verborgenen Mißton in seiner Vergangenheit, der nur im eigenen Ohr manchmal leise nachhallt. Bis die Zeit ihn ganz verklingen läßt. — —

Aber dann, draußen im Krieg, in jenen langen Tagen, wo man in diesen Stellungen lag, die halb Höhle, halb Wohnung waren — ein groteskes Durcheinander von urzeitlichen Behelfen mit Bruchstücken von irgendwie zurechtgezimmerter Bequemlichkeit. Der Schnee umgab diese schmalen, sich tief im Erdboden hinziehenden Gassen der Kriegswacht mit hohen Wällen. Im Offiziersunterstand glühte ein eisernes Öfchen, der Wasserkessel darauf blies mit Eilfertigkeit kräuselnden Dampf aus seiner Tülle. Eng um den Tisch gedrängt saßen ein paar Kameraden, sprachen vom Weibe und tranken Grog. Er selbst lag auf seinem Bette, wie betrunken von der dunstigen Hitze des kleinen Raums. Seine Haut brannte nach dem langen Rückmarsch aus einer Vorstellung. Vierundzwanzig Stunden hatten er und seine Leute mit scharfgespannten Nerven da zwischen einer dünnstämmigen, kleinen Tannengruppe gewacht — schußbereit. Und ringsum die unabsehbaren weißen Flächen, deren Horizont auch vor dem Fernglas noch in Dunst verschwamm. Am Tage hatte diese weiße Endlosigkeit ein tödliches

Entsetzen ausgestrahlt. Die Nacht spannte sich weit und groß über sie; mit der Feierlichkeit ewigen Schweigens. Nun lag er schwer [illegible] Bett, vor Übermüdung erreg[illegible]chte in allen Adern. Er sch[illegible] Augen. Hörte den Worten lei[illegible]haftlicher Sehnsucht zu, die einer [illegible]ch — den eindeutigen Wünschen, die ein anderer, sich reckend, ausrief.

Er wollte schlafen, wollte. — Und auf einmal war ihm, als küßte ihn ein Weib — nicht das seine. — — Und zwei große, helle Augen schienen sich in süßer Hingegebenheit halb zu schließen. Wie damals, in jener Sommernacht. — Er war entsetzt, lag schlaff und elend, wie ein Geschlagener. Woher kam das? Aus welchen verschlossenen Tiefen seines Wesens brach das herauf? Konnte nur herauf sieden, weil es da still weitergelebt hatte ... War denn damals eine Wahrheit gewesen, was ihm nur ein bißchen trügerische Poesie geschienen? Furchtbar, wenn es sich so verhielt. —

Und um dieser Traumminuten willen, die ihn quälten wie eine Schuld, verbot er Doris zu ihm zu kommen, als er verwundet lag. Er fürchtete sich davor, daß sie, um nicht allein zu reisen, Amalie mitbringen würde, und zitterte noch mehr, daß sie allein käme.

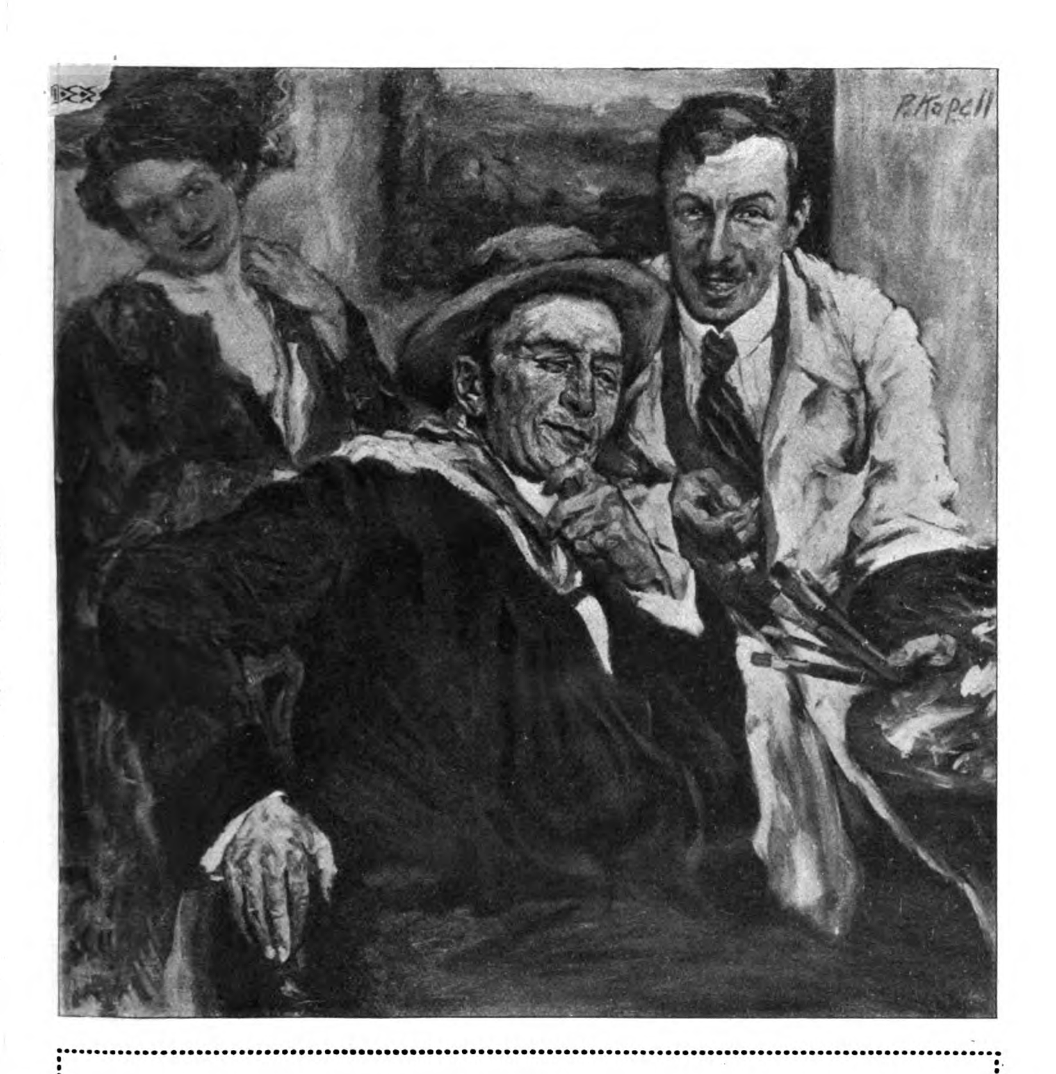
Denn die hellen Augen ließen ihn nicht mehr los. — —

Gut, daß sie ging! Erlösend, daß die Stunde kam, mit einer Frage in ihr Herz hineinzuleuchten. — — Und dann sich Doris offenbaren, beichten! Nur die krank gewordene Ehe nicht zum völligen Hinsiechen bringen; nur nicht der Frau Vertrauen vorenthalten. — Man muß einander helfen in Krisen. Aber was hieß das denn: sich vertrauensvoll der Frau offenbaren? Hieß in den meisten Fällen: an einer anderen unritterlich handeln. In diesem Fall gewiß. — Also allein und stark alles überwinden. Die Aussprache war sicher auch zugleich Heilung! Gespenster muß man fest anpacken. Dann sind sie verjagt. —

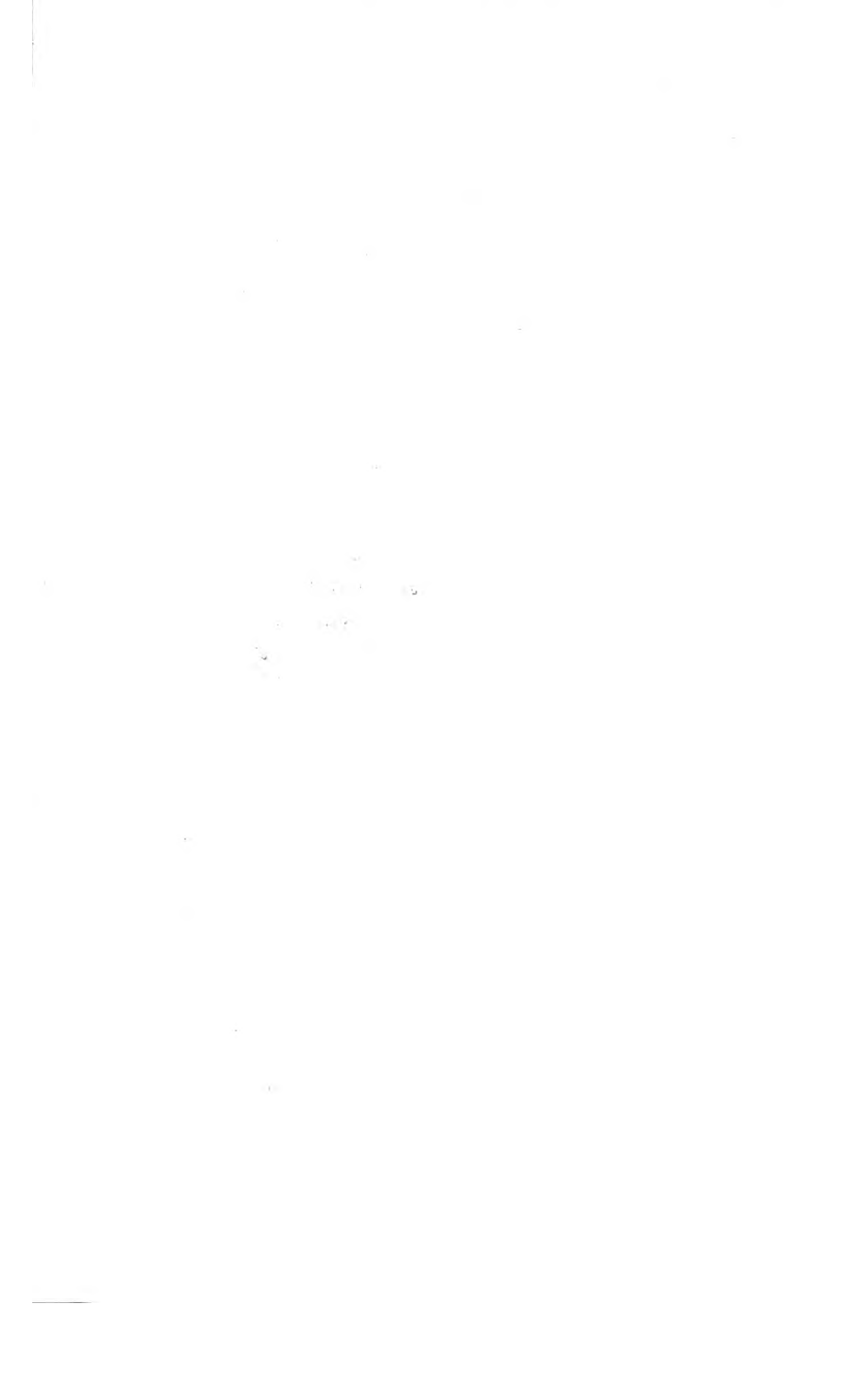
Aber die nächste Zeit umschloß ihn mit Unfreiheiten. Es war, als sei sie überfüllt von Ansprüchen, Sorgen, Drohungen. Ganz selten nur, inmitten all der Dinge, die sich, wie Gefängniswärter über einen Widerstrebenden, auf ihn warfen, durchzuckte ihn die Angst: Die Tage rinnen — werd' ich ihnen noch die ersehnten Minuten abzwingen können? Wann? Wo?

Der Verlobte seiner Schwester trat in sein Leben, in den kleinen Kreis der Seinen. Welch eine Freude, diesen Mann als Bruder zu gewinnen! Ganz und gar überließ sich der Professor mit der Mutter zusammen dem Enthusiasmus, der ihre Art war. Mit feierlichem Ernst war der Hauptmann Raimund Koler von Kolershoff vom Professor Cajetan von Siebold empfangen worden. Aber die beiden Männer im feldgrauen Offiziersrock lächelten sich gleich in heller Freundlichkeit an. Fanden, daß Malide, die Mittlerin, trefflich schildern könne, denn was Raimund Koler betraf, so gestand er, daß er selbst aus noch größerem Menschengedränge heraus sofort Malidens Bruder erkannt haben würde. In der Tat war Siebold ein auffallender Mensch, war es noch mehr, seit er die hohe Gestalt ein wenig nach links geneigt trug, da immer das Geschoß, das da steckte, mahnte: Ich bin noch da! Sein rötlichblonder Bart war wieder zurechtgeschnitten, wie es die Bilder aus der Zeit vor dem Kriege zeigten, sein Schädel mit jungem Haar schon wieder bewachsen. Und das waren die braunen, flimmernden Augen, die sogleich fesselten, weil man nachdenken mußte, was sie denn eigentlich ausdrückten: Leidenschaftlichkeit oder Herrentum?

Es war bestimmt worden, vor allem weil doch Raimund im Hause des jungen Paares absteigen wollte, daß die Mutter und Malide ihn dort empfingen. Doris hatte ein festliches Mahl, so gut es die Kriegsumstände nur gestatteten, vorbereitet. Sie dachte sich dieses Zusammensein als kleine Verlobungsfeier. Und es war selbstverständlich, daß man das erste Wiedersehen Maliden ohne Zeugen gönnte. Hinter dem Vorhange des nach vorne gelegenen Herrenzimmers lauerten die Mutter und Doris. Doris entsann sich des Abends, als sie an eben diesem Platze auf ihren Mann fiebernd gewartet ... war das Jahre her? Wirklich erst vierzehn Tage? Die Mutter, sitzend, vor Erregung noch grauer als sonst im Gesicht, hielt die Hände gefaltet. Es hätte scheinen können, als bäte sie stumm für das Glück ihrer Tochter.



Die Kritik
Gemälde von Paul Kapell



Nein — was wäre dann da zu bitten! Es war ja schon da. Die Tochter besaß es. So hoch schwoll die Freude in der Brust der alten Frau, daß Sorgen gar nicht mit emporgenommen werden konnten in die Jubelhöhe. Sorgen war nie ihre Sache gewesen. Irgendwie wurde doch immer alles starkes Leben und interessant.

Nun kam der Wagen und hielt. So können nur Frauenaugen erfassen: in Sekunden und doch mit der photographischen Treue, der keine Einzelheit entgeht. Die Mutter war auf der Stelle von Raimund Kolers Erscheinung begeistert. Wie männlich. Wie ernst. Wie ritterlich: es gab gar nicht soviel preisende Worte, wie ihr ein Schwall über die Lippen gemocht hätten. — Aber auch Doris war betroffen, als erschrecke sie — oder sei sehr verwundert. Sie wußte selbst nicht: aber ihr schien: diesen Mann kenne sie seit langem. Rasch jagten ihre Gedanken herum in ihrem Leben. Aber das war so übersichtlich, ganz in Klarheit, nicht reich an Menschen und Ereignissen — — Nein, gewiß, ganz gewiß: sie hatte ihn nie und nirgend gesehen. Er war nicht ganz so groß wie Katte, aber was er auch an Verwundungen überstanden haben mochte: Gestalt und Haltung zeigten soldatische Festigkeit. Vornehm sah er aus in der feldgrauen Uniform mit den Bändern des Eisernen Kreuzes und anderer Kriegsauszeichnungen im Knopfloch. Und seinen Kopf, dunkelhaarig und ausdrucksvoll, trug er hoch. Daß seine Augen voll freundlichen Lichtes seien und einen sehr weichen Ausdruck von Innigkeit annehmen konnten und daß dieser Ausdruck das eigentlich Verführerische in seinem Gesicht war, konnten die Frauen erst später feststellen. Aber Doris umarmte die Mutter froh, als wolle sie ihr Glück wünschen zu dem neuen Sohn.

Dann wurde es sehr aufregend und deshalb anstrengend für die alte Frau. Sie weinte fast vor Freude und wußte gar nicht: sollte sie Raimund danken, weil er Malide liebte und wählte — sollte sie ihm sagen, daß er sich keine edlere, hingebendere, klügere Frau als Malide hätte erringen können?

Raimund kam ihr und Doris mit herzlicher Natürlichkeit entgegen. Er fand auch die beiden Frauen ganz so wie Malide sie ihm schon nahegebracht. Über Doris' Erscheinung aber war er doch betroffen, soviel Anmut glaubte er noch nie gesehen zu haben. Für den eigentlichen Zauber, der sie umfloß, mußte Malide doch kein Auge oder kein Verständnis gehabt haben. Der lag in den Bewegungen dieser holden jungen Frau, in der entzückenden Art, wie ihr ein wenig krauses Haar an den Schläfen, im Nacken, ansetzte, wie das Haar über der reinen Stirn lag. Überhaupt in vielen Unbestimmbarkeiten, die man fühlt, ohne sie recht beschreiben zu können —

Und wie liebenswürdig das Zimmer war, das sie ihm bereitet hatte. Gerade als seien die Hände seiner Mutter hier tätig gewesen, die sich auch nie genug tun konnte, wenn es galt, der Häuslichkeit etwas Strahlendes zu geben.

Die ersten Stunden gingen fast wie ein Schauspiel hin, in dem jeder Mitspielender und auch Zuschauer war, in dem er die Haltung und Reden der anderen aufmerksam in sich aufnahm, um sich darauf einzustimmen. Man gab sich von der liebenswürdigsten Seite, suchte nach der Form von Mitteilsamkeit, die am angebrachtesten sein konnte, um die eifrig angestrebte Annäherung zu bewirken. Raimund hatte von seinen Eltern viele Grüße zu überbringen und für Malide ein kostbares Geschenk. Sie hofften bald die Braut ihres nun einzigen Sohnes zu umarmen, dessen Genesung sie ihrer Pflege zu danken hatten. Malide lächelte gerührt und verlegen auf das Armband herab, das Raimund ihr umlegte. Und sie lehnte es ab, die Verdienste einer Retterin auf sich gehäuft zu sehen; jede ihrer Mitschwestern würde das gleiche geleistet haben. Dies Armband, sie fühlte es deutlich, paßte nicht von fern zu dem schlichten grünen Wollkleid, das sie trug; hob für sie die Behaglichkeit und Sicherheit auf, die sie in ihrer Gewandung empfand. Und plötzlich kam sie sich unbeholfen vor. Das war aber ihrem sonst so sicheren Wesen derart zuwider, daß sie mit einer entschlossenen Gebärde den Schmuck abnahm und in seinen kleinen Lederbehälter zurücklegte. Sie sah Raimund herzlich an sagte: „Bei festlichen Gelegenheiten . . ."

Er nickte, ebenso herzlich. Gewiß, gewiß. Und seine Eltern wußten ja nicht,

wie schlicht Malide war. Warum sollte sie denn im bürgerlichen Leben anders sein, als wie er sie in ihrer Schwesterntracht gekannt.

Das Tischgespräch mündete, wie konnte es anders sein, in Kriegserlebnissen. Die Mutter verlangte von Raimund Urteile und Beschreibungen von der Westfront. Er erzählte. Hielt sich dann wieder zurück, um nicht hier allein als der Vielerfahrene, Hartmitgenommene zu erscheinen und fragte Katte nach seiner Verwundung, nach den innegehabten Stellungen. Aber der wich aus. Und Doris sagte, wozu sie unter vier Augen mit ihrem Manne niemals die Unbefangenheit gehabt hätte: „Aus dem Felde erhielt ich ausführliche Beschreibungen. Jetzt aber schweigt Katte sich aus."

Sie fühlte: in Raimunds Gegenwart würde sie viel, alles aussprechen können! Das machte ihr das Herz leichter. Es muß wohl Menschen geben, die eine klare Sicherheit um sich verbreiten. So ein Mensch war Raimund.

„Aber Kind! Süße Doris!" rief die Mutter. „Verstehst du denn nicht: der arme Katte ist krank vor Sehnsucht nach der Front, sein Zorn macht ihn stumm. Nur davon sprechen, hieße schon ins Rasen kommen!"

Raimund lächelte. Er wußte es von Malide: ihre Mutter fühlte nur gesteigert. Malide hatte gesagt: Mutter ist ein geniales Wesen, die Natur gab ihr aber kein Talent als Ausströmung. Das Schicksal gab ihr keine Stellung zur Betätigung.

„Mutter!" mahnte der Professor. Sein Ausdruck wurde plötzlich finster.

„Wenn es so wäre, liebe Mama," sagte Raimund, „würden Sie mich vielleicht für weniger kampffreudig halten, wenn ich mich mit einer Verwendung hinter der Front einverstanden erklärte?"

Das war nun ein schlimmer Zwiespalt! Denn die alte Frau war doch kritiklos begeistert von Raimund und allem, was er etwa tun und denken möge. Malide lachte hell auf. Das war so selten bei ihr. Und es lag eine so zärtliche Neckerei in dem Ausdruck, mit dem sie die greisenhafte Hand streichelte, daß es Raimund im tiefsten Gemüt beglückte. So zärtlich und ein wenig überlegen neckisch war sie seinen düsteren Stimmungen auch begegnet. Und solch Lachen, solch leises Streicheln seiner Hand half ihm immer — damals, als er noch mutlos lag.

„Aber — verzeihen Sie! — Ich glaube doch, Sie irren, obschon ich den Herrn Schwager nur erst flüchtig kenne. Flüchtig? Nein, aus vielen, vielen Erzählungen Malidens kenne ich ihn! Wir haben draußen zu viel erlebt. Die schwersten Geschehnisse mag man wohl schreiben, aber es ist, als ob sie das laute Wort nicht vertrügen — noch lange nicht. Mit mir liegen die Dinge anders. Ich war ein Vierteljahr im Lazarett, da bekam ich nach und nach die seelischen Standfernen."

„Ja," sprach der Professor hastig, „ja, so ist es —"

Es war ihm so erleichternd. Ein Wohlmeinender stellte sich mit zutreffenden Erklärungen schützend vor ihn. Das konnte Gutes stiften.

„Ich denke so: natürlich möchte jeder in der Front stehen! Auch ich! Wer brennt nicht vor Begierde dem Feind wieder ins Gesicht zu sehen. Aber wenn man mir eine Aufgabe in der Heimat gibt, nehme ich sie mit der Tapferkeit der Selbstüberwindung auf mich. Es hat sich herausgestellt, daß zur vollkommenen Ausbildung der Neueinberufenen erfahrene Berufsoffiziere herangezogen werden müssen — das gewährleistet gründlichere Vorbereitungen. Man nimmt dazu gern die, die noch ein wenig zermürbt von überstandenen Verwundungen oder andern Schädigungen sind. Wahrscheinlich, daß ich so ein Kommando bekomme — dann tun wir das gleiche, stärken unsere Verteidigung. Sie fabrizieren Munition. Ich bilde Soldaten aus. Sind wir nicht vom selben Wert für unser Vaterland? Nicht alle können draußen sein."

Als man aufstand, es war unmittelbar nach diesen Worten, schwankte die Mutter. Malide und Doris waren sofort neben ihr. Aber sie klammerte sich an den Arm des Sohnes und sagte, es sei nichts. Nur ein bißchen Mittagsruhe — Und in Kattes Zimmer ein Stündchen ausgestreckt liegen.

Er geleitete sie in sein Studierzimmer. Da gab es diese große, breite Chaiselongue mit den vielen Kissen und der bunten Lu-

ganeser Decke, die sie sich damals von der Hochzeitsreise mitgebracht hatten, als sie noch so bescheidene und glückselige Menschen gewesen waren. Liebevoll bettete er die angebetete Mutter, deckte sie zu und sah in verzehrender Angst in das gefurchte Gesicht. Sie aber hatte schon wieder ein zärtliches Lächeln. Es war so beglückend, wie ihr großer Junge, der Professor, neben ihr kniete und ihre beiden Hände hielt. Diese Stellung tat ihm weh, er spürte dies verwünschte Geschoß. — Aber Mutter vergaß es diesen Augenblick. Und er hätte lieber unerhört gelitten, als nun ihre Hände lassen, als sich nun mühsam erheben.

„Er ist herrlich!“ sprach sie leise. Aber nicht etwa leise aus Furcht, daß man sie nebenan hören könne, sondern weil ihr die Kraft fehlte. „Was er von der Tapferkeit der Selbstüberwindung sagte, war wunderschön — für ihn! Für Malide! Denn wenn er solch Kommando bekommt, weiß sie ihn außer Gefahr. Aber wir, mein Katte — nicht wahr — wir sind von anderer Art Tapferkeit? Ich weiß, was du leidest — wie du leidest. — Aber der Tag wird kommen, du wirst mit dabei sein, wenn die letzten Schlachten geschlagen werden — ich weiß es! Raimund ist aber auch herrlich! Gott, wie wird Malide glücklich werden . . .“

Sie lebte schon wieder auf. Stimme und Blicke wurden kräftiger.

„Ja, er ist herrlich. So, Mutter, so, wie ich werden wollte — mir lange einbildete werden zu können . . .“

Sie lachte. Es klang förmlich leichtsinnig und triumphierend. So lachte sonst nur Jugend.

„Du, Katte?! Mein Junge — du? Von meinem Blut?“

Plötzlich neigte er sein Gesicht tief auf ihre Hände.

„Mutter,“ raunte er, „Mutter, sprich mir von Doris . . .“

„O du verliebter Ehemann, was soll ich dir von der süßen Doris erzählen? Ich? Bin nur die Mutter! Du weißt doch genauer alle ihre Schätze . . .“

Aber ihre Stimme plauderte weiter und umspielte liebkosend das Wesen, das Wirken, die holde Anmut der jungen Frau. Und der Mann trank förmlich all diese preisenden Worte in sich hinein. Er wollte, wollte sie hören, so völlig hingegeben an ihre Wahrheiten, daß alle die andern Stimmen in seiner eigenen Brust scheu verstummen müßten, verstummen sollten.

Das Zimmer war ganz im Schatten und dies halblaute Sprechen der Alten, dies Horchen des Mannes, der mit geneigtem Kopf, das Gesicht versteckt auf den Mutterhänden, regungslos kniete, hatte etwas Gespenstisches. —

Draußen aber brannte die Sonne, nach all den Regenwochen des Juli und August, als müsse sie die Sommerglut nachholen. Doris bereitete in der Veranda den Kaffee, neben ihr war Werner, stolz und vom neuen Onkel entzückt: eben hatte er Pips bewundert und sehr schön gefunden und gesagt, Pips sei zu allein, morgen wollten sie, Onkel Raimund und Werner, zusammen ausgehen und für Pips einen schwarz und weiß gefleckten Bruder kaufen.

Doris hörte nur mit halbem Ohr zu. Ihr schien: dies sei der erste frohe Tag seit der Rückkehr ihres Mannes. Sie hatte eine gläubige Aufwallung: Raimund werde ihm helfen. Wie schön war das gewesen, was er von der Tapferkeit der Selbstüberwindung sagte. Auch Katte mußte sie sich erobern. Vielleicht war sie seelisch in manchen Stunden schwerer, als die Tapferkeit des Dreinschlagens. Jeder Rausch fiel fort. Aber freilich auch das Grauen und die Gefahr blutiger Leiden. Man mußte nicht abwägen und messen und wünschen. Da wo die Pflicht einen hinstellte, mußte man ohne Murren bis zur äußersten Anstrengung alle Kraft einsetzen. Es war unmöglich, daß alle Männer ihren Frauen so bedrohlich verändert aus dem Kriege heimkehrten. Gewiß: tausend Ehen würden gelockert und zerrissen. Aber auch ungezählte neu befestigt und vertieft. Was war es nur mit Katte? Immer hatte sie es von sich gewiesen, daß er von seiner Mutter Art sei. Nun schien's doch als spuke ihr rasches, heißes Blut auch in ihm herum. — Gottlob: wie unruhig das auch war, es war doch edles Blut. Und vielleicht geschah es aus dieser Unruhe heraus, daß seine Blicke sich plötzlich an Amalie hängen. Vielleicht lockte sie ... bildete sich ein, daß sie es besser als seine Frau verstehen würde, ihn in dieser seiner Krise zu be-

handeln. Sie war ja so klug. — Doris wußte: überhaupt sind die andern Frauen immer alle klüger und wissen, wie man es hätte anfangen sollen, wie sie an dieser Stelle es gemacht haben würden ... Doris dachte ganz ohne Zorn an Amalie, gab sich zu, daß dazu keine greifbare Veranlassung sei. Aber gut war es doch, daß sie bald weit, weit hinauszog in die Welt. Dann losch das Fünkchen von selbst wieder aus, das zu glimmen schien. Zu viel wär's für ihres Mannes Nerven geworden, jetzt auch noch durch die Versuchung einer verbotenen Leidenschaft sich kämpfen zu müssen. Diese ungezügelte Verzweiflung über seine Ausschaltung aus der Schar der Kämpfer verzehrte schon genug von seiner Kraft. Aber dabei würde nun Raimund helfen. Wie konnte man sich der gütigen Festigkeit seines Wesens entziehen? Glückliche Malide!

Doris sah hinaus. Wie merkwürdig steif gingen sie denn nebeneinander her? Malide war offenbar verlegen vor den Ihren. Ihre keusche, innerliche Natur mußte erst Sicherheit im neuen Zustand gewinnen. Sehr begreiflich! Mit Achtzehn ist man unbefangener Braut als mit Fünfunddreißig. —

Im Garten blühten die ungefüllten Dahlien, die früher des Hausherrn Liebhaberei gewesen waren. Vor der ganzen Gebüschumrandung, die später einmal ein Dickicht werden sollte, standen sie entlang, und ihr hochaufgeschossenes Grün war von bunten und weißen Farbenflecken besternt. Das Brautpaar spazierte an ihnen vorbei auf dem um das ganze Gartenviereck führenden Weg; zuweilen durchschritten sie auch den noch halbkahlen Rosengang.

Dieses Umherwandern, wo man fast überall von der Straße her oder dem Nachbargarten aus gesehen werden konnte, war für beide eine Qual. Sie hätten sich gern Arm in Arm aneinander geschmiegt. Es war Maliden, als ob sie damit ihr ungeschicktes Kleid und ihre festen Stiefel verstecken könne, denn plötzlich kam ihr das Gefühl, daß sie wohl Doris' Rat hätte folgen sollen. — Sie hatte einen Blick von Raimund aufgefangen. War nicht Erstaunen darin gewesen? Ein Suchen? Wonach? Um Gottes willen, wonach? Gewiß nicht nach Stoff und Schnitt des dummen Kleides. Aber vielleicht nach Zügen, die ein anderes Gewand besser verborgen oder besser gezeigt hätte.

Und er? Ja, er wünschte, sie fest am Arm halten zu können, ganz eng neben sich — diese verarbeiteten und doch so sanften Hände in heißer Dankbarkeit mit den seinen zu umschließen. Tief in diese Augen sehen, aus denen ihm eine Welt von Trost und Zuversicht in schweren Nächten entgegenstrahlte. Ihm war, als müsse er diese eigentliche Malide sich erst wiedersuchen. Wie sie in edler Sicherheit in ihrem Berufe stand; die stille, schöne Weiblichkeit auch in den schwersten und peinlichsten Augenblicken der Pflege nie verlor; wie sie ihn stützte, wenn seine Seele erbebte unter der Wucht nie zu vergessender Schrecken. Wie sie eigentlich seine ihm Vorgesetzte war, in jenem rührenden Verhältnis, das das Weib zur Herrin des Leidenden beruft. — Vielleicht war es dies: Der Wandel in ihrer Stellung zueinander! Mehr als ein Vierteljahr war er ihr untertan gewesen. Nun, gesundet und ihr künftiger Gatte, sollte er wieder der Führende, der Verantwortliche sein. Ja, das war's. Diese Lösung leuchtete ein, beruhigte. — Denn daß sie mit der Schwesterntracht, als sei's ein Zaubergewand, auch ihr tiefstes Wesen abgelegt habe, war doch unmöglich.

Aus diesen Gedanken heraus sagte er: „Und du hättest doch meinen Wunsch erfüllen sollen ..."

Eine Kriegstrauung wollte er; der Lazarettpfarrer konnte sie einsegnen, alle Formalitäten ließen sich vollziehen — all die lieben Schwestern, der prächtige Oberstabsarzt, der lustige Assistenzarzt, der mit nassen Augen seine Ergriffenheit wegwitzelte — nicht zuletzt auch sein treuer Bursche, dieser blonde Dithmarsche, mit der Ruhe und dem Mut ohne Mienenzucken und der ganz selbstverständlichen höchsten Opferfähigkeit. — Ja, aus diesem Kreise wollte er sein Weib hinwegführen. Mit diesen allen waren Malide und er durch schwere und erhebende Erinnerungen verbunden, ein Geist der Liebe und der unverbrüchlichen Zusammengehörigkeit im Feindesland verband sie. — Aber Malide hatte sich geweigert.

„Es gibt nicht nur Verführungen im Taumel der Freude. Auch das Leid ver-

führt. Und so wollen wir uns erst da heiraten, wo wir in Zukunft zu stehen haben: in der bürgerlichen Welt der Heimat," sagte sie damals mit Entschiedenheit. Und in jener Umwelt war er so gewohnt gewesen, daß ihr Wille bestimme.

Jetzt, plötzlich, aus schweigendem Nachdenken heraus, kam er darauf zurück? Sie erschrak. Was sagte das? War er von Zweifeln befallen? Von irgendeiner Unsicherheit? Nicht fragen . . . Das zu genaue Nachfragen führt so oft zu Unzartheiten. Sie sprach mit freundlich festem Ton.

„Und ich hatte doch recht. Der Anfang, mit all den neuen Menschen für dich und für mich, wär' wohl leichter gewesen, bequemer. Und so diese ganz neue Lebenslage. Das Schauspiel, das auch der zartesten Umwelt ein Brautpaar bedeutet. — Über vielerlei wär' man glatt hinweggekommen. Zwischenzustände haben immer was Mühsames. Aber die Sicherheiten für die Zukunft finden sich gerade auf diesen mühsameren Wegen."

Er nahm ihre Hand. Drückte sie innig. Wie klar und großzügig sie immer dachte... Und wie seltsam das war, nun auch im Leben ein Weib neben sich zu haben, wie am Leidenslager: eines, das ganz gereift war und einer Manneshand zur Führung nicht mehr bedurfte. —

⌘ ⌘ ⌘

Raimund konnte keine vierundzwanzig Stunden im Hause sein, ohne zu durchschauen, daß entweder Malide die Ehe ihres Bruders früher falsch beurteilt habe oder daß diese Ehe in einen trüben und unsicheren Zustand geraten sei. Er spürte wohl, die junge Frau verbot sich Klage und Gram, sie würde nie in rascher Vertraulichkeit mit ihm offen sprechen. Aber die verriet sich fortwährend im Zwange der Wahrhaftigkeit ihrer Natur. Fast jede ihrer Äußerungen nahm unwillkürlich die Form der Vergangenheit an.

„Als Katte noch Freude am Garten hatte." — „Wir mochten früher gern weit wandern; die Gegend scheint nur reizlos, auf jedem Knickweg gab es so viel zu sehen." — „Ich lernte viel Schönes kennen, Katte las mir abends vor." — „Wir waren glückselig über das Haus." — „Werner ist ganz stolz. Sie verstehen es auch so reizend mit ihm umzugehen — früher war Werner auch immer strahlend, wenn sein Vater sich um ihn kümmerte." So ging es in einem fort. Sie war offenbar so erfüllt vom Wandel der Dinge, daß sie gar nicht selbst wußte, wie sehr sie ihn bezeugte.

Er sprach zu Malide davon. Und sie sah mit klaren Augen auf den Grund der traurigen Veränderung.

„Katte hat seiner eigensten Natur zu lange Gewalt angetan. Das ist es. Er suchte sich für seine Ehe einen Gegensatz, anstatt eine Ergänzung. Solche Angst hatte er, zu verbrausen wie Mutter, die sich und meinen Vater ja eigentlich über jedes Stückchen Lebensweg wegriß, bloß aus innerer Notwendigkeit zur Bewegung. Aber Mutter hatte dazu eine hinreißende Liebenswürdigkeit und eine großartige Heiterkeit mitbekommen. Das fehlt ihm doch etwas..."

„Aber du sprachst früher von ihrem Glück?"

„Sie waren glücklich! Aber der Krieg brach die Dämme fort, die Katte um seine inneren Gefahren gebaut. Zugleich reifte Doris still für sich, ohne es zu wissen. Bei ihrer Wiedervereinigung finden sie sich nun einander gegenüber als zwei, die sich nicht verstehen, vielleicht nicht einmal mehr lieben. Das freilich wird sich keiner von beiden zugestehen wagen — oder doch nicht so bald."

„Sie müssen, sie werden sich wiederfinden!" sprach er voll Nachdruck. „Und wenn es kein Glück mehr ist, so kann es doch eine Würde sein."

Der Gedanke war ihm unerträglich, daß diese lieblich waltende Frau, von der Natur mit einer Fülle zarter Reize begnadet, vor einem verfehlten Dasein stehe, im Schatten verkommen solle.

„Eine Würde?" fragte Malide langsam und das Wort schwer betonend. „Kann das Würde sein, ein Bündnis festhalten, in dem es keine Liebe mehr gibt?"

Irgend etwas in dieser Frage und vor allem in dem schweren Ton berührte ihn, als verbärgen sich geheime Unruhen darin, die an seine eigene Seele pochten. — — Er dachte: Das ist die schnell erwachte und starke Teilnahme an den beiden Menschen, zu denen er doch in ein geschwisterliches Verhältnis treten sollte. Er be-

schloß, sich mit brüderlicher Wärme beiden zu nähern und zwar dem Manne für sich, der Frau besonders.

Malide war in den nächsten drei, vier Tagen sehr an die Mutter gefesselt, die der Pflege bedurfte. Der Besuch ihres Verlobten war in der mütterlichen Wohnung nur für ein Nachmittagsstündchen willkommen; Malide konnte ihn im Hause ihrer Schwägerin nur abends sehen. So blieb ihm viel Zeit, sich vertraulich zum Professor zu stellen und manche Stunde, um mit der jungen Frau zu sprechen.

Das große, feurige Auge des Professors leuchtete auf, wenn ihm der Hauptmann von Koler gemeldet wurde. Nichts tat ihm in diesen Tagen so wohl, wie die besonnene, sichere Art Raimunds. Sie gingen zusammen in den weiten Räumen der Fabrik umher, deren Ausbau und Neueinrichtung fast vollendet war. Raimund ließ sich alles erklären und wollte seinem Verstand ein völliges Bild einprägen von den Prozessen, in denen Baumwolle und todbringende, von Geheimnissen umgebene Chemikalien zusammen zu Nitroglyzerin umgeschaffen wurden. In einer gewissen Entfernung von all den Gebäuden lag ein düsterer, plumper Hause gewaltiger, schwarzer Behälter, rund länglich, aneinander gedrängt, aufeinander gelegt. Sie enthielten Säuren von solcher verderberischen Gewalt, daß ihre Entzündung alles ringsum vernichtet haben würde. In den Räumen selbst, wo in einigen schon gewisse Vorarbeiten betrieben wurden, schien der Atem bis in die Brust hinein zu verbrennen, und die Leute trugen Drahtmasken oder das Auge völlig abschließende Schutzbrillen. Die Trockentrommeln sah Raimund, deren Umdrehung in der Sekunde über Vorstellungskraft ging und für den verfolgenden Blick nicht mehr erkennbar blieb und von deren Wänden dann sahnenfarbig und pulvrig das unfaßlich schnell getrocknete Nitroglyzerin herabgestrichen werden konnte. Frauen, verständige und mutige, waren ausersehen, diese in wahnwitziger Schnelle kreisenden Trommeln zu bedienen. Durch das Maschinenhaus führte der Professor, und all die transmotorischen Anlagen erklärte er und die Hochspannung der elektrischen Kraft. —

Im Freien nachher stand Raimund aufatmend. Das war doch teilweise eine Luft gewesen, wie draußen im Schützengraben bei einem Gasangriff. Und eine nervenerregende Spannung bebte durch all diese Räume. Ja, weiß Gott, daran mußte man auch gewöhnt sein. Wie verhundertfacht nun noch die unbestimmbare Witterung von Gefahr werden mußte, wenn der Betrieb erst voll begann!

Sie standen am Ufer. Der Fluß strömte in lebendiger Kraft, Schleppdampfer ankerten, alt und schwarz, vom lehmfarbigen, sonnbeglänzten Wasser emsig umspült, das sich immerfort gegen den Bug der Schiffe ein wenig emporwarf. An den Borden drängten sich die Oberländer Kähne. Eng nebeneinander lagen sie auch im Schleusenbecken drüben, der Durchfahrt harrend. Und der Blick konnte dem aus zahlreichen Essen fröhlich entwickelnden Rauch folgen. Die Arbeit sprach mit tausend Stimmen. Sie polterte mit krachenden, stoßenden Tönen; sie schwatzte breit mit ölig sich umschwingenden Rädern, sie plauderte emsig mit den zierlichen, eiligen Lauten kleiner, klappernder Maschinen. Dahinter lag in Sicherheit die weite Ebene. Stoppelfelder zogen graugelbe Streifen zwischen saftgrünen, noch voll bestandenen Kohl- und Rübenfeldern; irgendwo hatte ein Stoppelfeld schon einen breiten braunen Rand, und zwei Pfluggespanne zogen in wundervoller Gelassenheit an ihm entlang; er wuchs ins Breite unter ihrem Zuge.

Für diese Männer, die ein Jahr lang den Krieg gesehen hatten, mußte das Bild jeder Nüchternheit entkleidet sein und gewaltiger wirken als die großartigste Hochgebirgslandschaft. Denn es zeigte, daß das Vaterland lebe . . . Aber nur Raimund hatte die rechte Empfänglichkeit dafür. Und stark sprach auch der Gegensatz zu ihm: hier sah er die mannigfaltige Emsigkeit blühender Friedensarbeit; drinnen sah er die Wissenschaft am Werke des Todes und des Krieges.

„Und fordert dein Dienst hier denn weniger Mut als der draußen?“ fragte er. „Wer da mit dir, bei dir arbeitet, hat die Gefahr immer neben sich. Was ihr da leistet, ist große Mannestat.“

„Wir können in die Luft fliegen,“ sprach der Professor mit verächtlichem Ton. „Das ist alles. Ein Ende in einem Augenblick

des Schreckens. Widerstandsunfähige Geschöpfe des Zufalls sind wir. Ohne Schwert in der Faust."

„Unter solchem Wissen kalten Blutes zu arbeiten, erfordert auch Heldentum."

„Du willst mich trösten und beschämst mich nur. Denn du hast es ja schon gehört: ich bäume mich auf gegen die Verbannung von der Front."

Und nun brach in wilden Tönen aus ihm heraus, was im Idyll seines Hauses nicht laut werden durfte, nicht zu Worte kommen sollte vor den Ohren seiner Frau: der vollkommenen, lieblichen, sich vielleicht in Sehnsucht nach seiner Liebe verzehrenden Frau.

„Hat der Krieg denn anders zu dir gesprochen als zu mir?! Hast du denn all dies ungeheuer Gesteigerte nicht in deinen Nerven gespürt? Nie empfunden, daß das allein die höchste Kraft des Lebensgefühls ist, wenn der Tod immerfort neben dir lauert? Wenn du all deine geistigen, all deine körperlichen Möglichkeiten bis zum äußersten anspannst, um dich gegen ihn zu verteidigen, um ihn hohnvoll zu betrügen, während er dich schon fest gepackt hat? O Gott! Und man haßt, man liebt, wie man nie geahnt hat, daß das eine Menschenbrust könne. — Es geht zum Angriff, die Nerven sind bis zum Wahnwitz aufgepeitscht, jede Fähigkeit in einem unerhört vertausendfacht — Dinge, Erscheinungen, Empfindungen drängen sich zusammen in dem Bruchteil der Sekunde — alles ist roter Nebel. Und mitten drein ein Bild, wie ein Ausschnitt — klar, grell... Du siehst die Mutter erschlagen — oder dein Weib mißbraucht — dein Haus brennen — und schon blitzt das vorbei. — Vielleicht bildest du dir's auch nachher ein, daß du diese Vision hattest. Alles ist unbestimmt und doch höchste Macht. — Eine Raserei — dein Wesen kocht [illegible] Widerspruch in sich: und war doch nie so ganz gesammelt. — Oder neben dir sinkt ein Kamerad. Vielleicht kanntest du ihn erst seit Wochen. Aber du liebst ihn, nun da er fällt, mit der Wucht übermenschlicher Liebe. Wir graben sein Grab — wir legen ihn hinein. Geliebter, Nievergessener, Ewigbeweinter — fahr wohl! — Die Erde deckt ihn, in einer halben Stunde war alles geschehen: Tod — Bestattung. — Vorbei. Und doch: nicht Mutter, nicht Weib, nicht Kind wirst du so beweinen, wie du in dieser halben Stunde deinen Kameraden beweintest. Es drängte sich in deinem Herzen aller Gram und Jammer der Welt zu ungeheuerlicher Wucht zusammen — denn du hast nur diese kurze Spanne, dem Toten noch Liebe zu geben. — Die Maschinengewehre plappern mit ihren knöchernen Stimmen und die Erde birst unfern von dir. — Weiter heißt es, weiter! — Oder du bist auf dem Marsch. Die Stunden dehnen sich furchtbar. Der Tag endet. Die grauenvolle Nacht ist da, und Tritt um Tritt, ohne Aufhören geht es weiter. Keine Stätte am Wege, Schnee, Schnee, Schnee. — Wieder Tag. Die Reihen lichter — Schauder fliegen über dich hin — Entsetzen. Aber weiter, weiter, immerfort, solange noch ein paar Füße sich heben können — wir müssen unsern Truppenteil finden. Nur nicht rasten! Ausruhen heißt Tod. Du hast noch ein letztes Restchen Kognak in deiner Flasche — er soll dich beleben, vielleicht retten, wenn vielleicht diese endlose, weiße Öde sich auch über deine Nerven wirft, wenn auch dich die Begier anwandelt, nur endlich, endlich dich in den Schnee zu stürzen und schlafen zu können. Da siehst du, daß dem jungen Soldaten dort im ersten Zug, dessen Milchbartgesicht dich immer so gerührt hat — da siehst du, daß er nicht mehr kann. Er sinkt — er muß, muß, muß der höllischen Begier sich ergeben, im stillen weißen Schnee sich ausstrecken. Selig, erlösend deucht es schon lange allen, sich dort hinzulegen, um nie mehr zu erwachen: du gibst dein letztes Restchen aus deiner Flasche, flößt es dem lieben Milchbart ein, ihm, der allen ans Herz gewachsen war. — Er belebt sich, kann sich noch einmal aufraffen. — Ein Wunder geschieht — mit ihm beleben [illegible] alle. Denn sie sahen es alle: Du gabst her, gabst [illegible] dem Kameraden, was für dich selbst vielleicht das Dasein sicherte. — O Seligkeit solchen Augenblicks! Keine Güte, die ich je erwies oder noch einmal in meinem Leben erweisen könnte, kann so überwältigend beglücken. Nie geahnte Himmelslust des Opferns!"

Er hob die gefalteten Hände gegen die Augen. Faßte sich rasch und sprach mit

aufleuchtendem Ausdruck: „Und wenn Gefahr und Not für eine kurze Weile verrauscht — wenn diese unbegreiflichen Pausen kommen, in denen man nicht recht an das eigene Sein glauben kann — man ist in Ruhestellung, der Geschützdonner wird zum fernen Grundbaß, den man überhört, weil die Melodie des Tags so übermütig klingt. — Hast du jemals, jemals so gelacht, wie im Rahmen solcher Stunden? Sag', ist das Leben? Meine Worte sind arm. Fülle sie, weite sie mit deinen Erfahrungen. Sag', ist das Leben? Gibt es noch eines gleich diesem? Selbst die Raserei der Liebesleidenschaft, die sich das ihre nur durch Verbrechen und im Tode zu erringen sucht, selbst sie ist zahm gegen die gesteigerte Lebensfülle, die der Krieg gibt."

Raimund fühlte, welches Ungestüm ihm aus dem Wesen des andern Mannes entgegenrauschte. Gegen dieses Hervorbrechen [illegible] Sehnsucht nach Gefahr und [illegible]schaft konnten Reden nichts ausrichten. Jeder Versuch zur Beeinflussung würde vergeblich sein. Man durfte nur hoffen, daß die Liebe zu Frau und Kind — wenn er sie noch liebte! — ihn allmählich zur Ruhe zurückführen möge. Arme Doris! Der Krieg hatte ihren lächelnden Ehetraum zerschlagen. Denn er konnte nur ein Traum gewesen sein. Eine Wirklichkeit, eine aus heiligsten Notwendigkeiten gewordene Wahrheit war sie nie gewesen. Aber ohne den Krieg wäre das Erwachen vielleicht nie gekommen.

Er fühlte jetzt: eine Antwort mußte er geben. Den Maßvollen ist es immer schwer, Stürmischen zu antworten. Man hat ihnen gegenüber immer unrecht; entweder sie finden einen lau und den [illegible] von kleinerem Zuschnitt, oder sie fühlen [illegible] gemaßregelt und den Widersprechenden [illegible] bescheiden.

„Ich glaube nicht," sprach [illegible] mit einer gewissen Vorsicht, „daß ich den Krieg anders empfunden habe. Niemand [illegible] der ungeheuerlichen Überein[illegible] nen Art entziehen. [illegible] immer das Bewußtsein [illegible] erlangt, daß es eben [illegible] Zustand ist. Gottlob, daß [illegible] deutschen Mann an der zor[illegible] Kraft des Hasses, an der Kraft der [illegible]e gefehlt hat oder je fehlen wird, sich zu diesen Leistungen zu steigern. Nicht jeder wird rasch die Sammlung aufbringen, die nötig ist, um sich wieder auf die bürgerliche Moral und Arbeitsforderung zurückzustimmen. — Aber gelingen wird es schließlich allen."

Ein unbestimmtes Achselzucken war alles, was der Professor darauf zu zeigen hatte.

Mit Doris konnte der Hauptmann ohne Vorsicht reden. Es war merkwürdig: sie gaben sich voll Zuversicht der frohen Empfindung füreinander hin. Sie waren reicher geworden, seit sie durch das Gefühl einer Art von Familienzusammengehörigkeit sich verbunden sahen. Ihre Gespräche machten nur vor jenen keuschen Grenzen halt, die ihr geheimstes Herzensleben betraf. Raimund vertraute der jungen Frau auch an, daß er alle Aussicht habe, das Ersatzbataillon zu bekommen, das hierorts ausgebildet werden solle. Er selbst habe sich bei dem in Frage kommenden, stellvertretenden Generalkommando darum bemüht. Nach Lage der Umstände konnte es diesem ganz gleich sein, ob der Hauptmann von Koler nach X, oder der Hauptmann Glockner nach Z käme. Gleichwertige Männer, gleicher Rang, gleiche Aufgaben. Da habe er denn Familieninteressen geltend gemacht. Und trotz fester, ihm gegebener Zusicherung wolle er noch drüber schweigen, bis die Kommandierung heraus sei, was in wenigen Tagen möglich. Er denke so: die leidende und dennoch von steter geistiger Lebendigkeit erfüllte Mutter stelle man besser nur vor Tatsachen; gäbe ihrer Phantasie nicht zu viel Stoff. Sowie diese Sache klar sei, wolle er Malide bitten, den Tag der Hochzeit zu bestimmen. Und zwar so nahe gerückt als möglich!

Doris hatte das ganze Gemüt voll Sonnenschein, als sie dies hörte. So behielt sie den herrlichen Mann als Freund, als Trost in ihrer Nähe. Und wie glücklich Malide sein [illegible] [illegible] hatte sich vierundzwanzig [illegible] nie von ihr getrennt. Ein schwerer Schmerz wär' es ihr wohl geworden und eine Sorge dazu, Mutter nun für ihr letztes Lebensstreckchen verlassen zu müssen. Mutters Freude wollte Doris gar nicht erst ausmalen.

„Dazu fehlen mir die starken Farben," sagte sie lächelnd.

Gerade kam Werner gelaufen. Und sie kniete vor ihm nieder, drückte ihn fest an



Mein Haus zur Zeit der Rapsblüte. Gemälde von Prof. Hans P. Feddersen

sich und rief: „Ich weiß etwas Wunderschönes!"

„Von Weihnacht?" fragte der Kleine neugierig.

„Ja. Von etwas weiß ich, das so schön ist, als ob Weihnacht wäre!"

‚Wie muß sie sich einsam fühlen, wenn ihr der Gedanke, Malide und mich in der Nähe zu behalten, solche Freude bedeutet,' dachte er.

Diese Frau sein eigen nennen und sie nicht hegen und hüten wie einen kostbaren Schatz! Unfaßlich! Aber die Zeit würde ihre segensvolle Arbeit tun und den Sturm im Wesen des Mannes zur Ruhe kommen lassen . . .

Raimund hatte noch mehr mit ihr zu besprechen. Am nächsten Morgen, als sie noch nach des Hausherrn Fortgang lange zusammen am Frühstückstisch saßen, kam er damit heraus. Er sah an Doris vorbei, in den Tag, der sich in grauen Tönen auf Herbstesvorstimmung einzurichten schien. Ja, meinte er, es gäbe so allerlei — Dinge die sich schwierig aus den Gedanken in Worte hinüber verfrachten ließen. Sie sollten da nicht so schwer wiegen, als komme ihnen großes Gewicht zu. Aber ganz leicht sollten sie auch nicht genommen werden. Es handelte sich um Malide. Um Äußerlichkeiten. — Sie des Erwähnens wert halten, kann gleich den Verdacht erwecken, als sei man selbst äußerlich. Aber wie Mütter so sind. Und man mag ihnen gern ein wenig die kleinen Schwächen streicheln. —

Nach diesen Einleitungen ahnte Doris schon, auf welches Gebiet sie sich nun mit Raimund zu begeben haben werde. Aber ihm den Weg dahin erleichtern konnte sie auch nicht. Schon die entgegenkommende Frage: ‚Meinen Sie dies und das?' kann eine Kränkung sein, einerlei, ob sie vorbei oder zutrifft — sie ist Kritik, in jedem Fall.

„Meine Mutter," sagte Raimund, „hatte allen ihren drei Söhnen schon Frauen ausgesucht. Die schönen Töchter eines benachbarten Großgrundbesitzers und das einzige Kind eines schlesischen Kohlenmagnaten. Ob nun Dietz die blonde Thea Plotow, Detlef die noch blondere Mimi Plotow gewählt haben würde, lasse ich dahingestellt. Meine Brüder sind gefallen. Um so dringlicher haben sich die Hoffnungen meiner Eltern, nun die auch meines Vaters, an mich gehängt. Ich bin der letzte. Der Stammhalter. Der Erbe. Ich allein — zu meinem Schmerz. — Nur allein noch. Aber — schon von meinem Leidenslager aus schrieb ich's, weil Mama mich zu oft und zu absichtlich von Fedora Gleschheim grüßen ließ . . . Bei den Plotows war sie mal wieder zum Besuch, um Thea und Mimi zu trösten. Offenbar hatten sie sich schon als die zukünftigen Bräute meiner Brüder betrachtet. Die beiderseitigen Mütter mochten deutlicher als sie durften Zukunftsbilder ausgemalt haben. Mich packte die Angst, daß Mama nun ebenso deutlich mit ihren Wünschen in bezug auf Fedora Gleschheim und mich werden könne. Das durfte nicht sein. Auch ohne Malide: die Baronesse Gleschheim würde ich niemals wählen. Ich schrieb also: Vorsicht, um Gottes willen Vorsicht! Und teilte deshalb schon früh, noch ehe ich mich mit Malide ausgesprochen hatte, meinen Wunsch mit, die edle Frau, die mich gepflegt, für das Leben als Gefährtin zu erringen."

„Ihre Eltern waren gleich einverstanden?"

„Ja. Und ohne jedes Bedenken. Die alte Militärfamilie der Siebolds war ihnen dem Namen nach bekannt. Der Mangel an Vermögen kommt gar nicht in Betracht. Von dem Bild Malidens waren sie gerührt. Es war dieses . . ." Er holte aus seiner inneren Brusttasche einen Umschlag, der allerlei Papiere zusammenfaßte. Zwischen ihnen mußte er die unaufgezogene Photographie heraussuchen.

Zwei kleine Figuren sah man auf ihr. Vor einem Hintergrund, auf dem eine Baumgruppe sich aus Gebüsch erhob, stand Raimund, die Linke auf einen Stock so fest gestützt, daß man aus der Haltung erkannte, wie sehr der Körper noch unfähig war, sich ohne Hilfsmittel aufrecht zu behaupten. Seine Rechte hatte er in Malidens Arm geschoben. Die Gesichter waren klein, aber deutlich. Malidens kluge, angenehme Züge, ihr dunkles Auge, die bedeutend geformte Stirn unter dem Haar, das gefällig vor dem Diadem der Haube lag —, das gab in dieser Winzigkeit des Bildes den Eindruck, als sei sie, die Pflegerin, jung und schön. Da in den meisten Fällen solche Photographien eher entstellen als schmeicheln, mochte jeder Beschauende noch oben-

ein annehmen, die Wirklichkeit sei noch günstiger als dieses Abbild.

„Wir waren damals noch nicht verlobt. Mama hatte aber schon manchen Brief mit Malide gewechselt, von der sie aufrichtige Mitteilungen über meine Zustände erbat. So lernten sich beide schon seelisch etwas kennen."

Doris fühlte wohl, nun kam der Umstand, der ihn ein wenig bedrückte. Er schwieg noch. Denn seine Gedanken mußten an einer peinlichen Erinnerung vorbei, die er nicht mitteilen konnte. Und die doch der hauptsächlichste Anlaß für die vorzubringende Bitte war. Die junge Frau konnte ihn, ohne Kenntnis dieser kleinen Szene, doch für äußerlich halten. Der Gedanke ließ sein Herz klopfen. Sie, gerade sie, sollte nicht gering von ihm denken ... Die Erinnerung war: als seine Eltern ihn umarmt; als Tränen geflossen über die gefallenen Söhne; als in den Gram sich das Glück mischte, diesen einen, den Ältesten nun doch noch zu besitzen; als heiße Dankesworte ausgerufen waren, gerichtet an die noch ferne Pflegerin und künftige Tochter — da kam die eine, ganz natürliche Frage: „Wie alt ist Malide eigentlich? Das hast du vergessen zu schreiben."

„Fünfunddreißig Jahr. Einige Monate älter als ich." Und eine schwere Pause entstand. Die Eltern wechselten einen Blick. Dieser Blick entging dem Sohne nicht, sein Puls jagte — er war eben noch nervös. Das Alter Malidens war doch allein seine Sache! Es hatte schon Mühe gekostet, ihr selbst die Bedenken darüber auszureden. Welch ein gleichgültiges Papier ist eine Geburtsurkunde, wenn man sie nur auf Jahreszahlen hin einschätzen will. Und warum sollte die Weiterblüte des Geschlechtes nicht auch durch ein gleichaltriges Ehepaar gesichert sein? — Die Eltern faßten sich. Sie glaubten: rasch. Dem Sohn aber deuchten die paar Herzschläge lang eine qualvolle Pause. Und er fand, daß das Lächeln der Mutter etwas blaß und künstlich sei, als sie dann beschönigend sagte: „Das hat man ja oft, daß Gatten gleich alt sind. — —"

Er fühlte wohl: sie waren bescheiden geworden, waren so demütig in ihrer Dankbarkeit, noch den einen zu besitzen, wollten mit allem, allem zufrieden sein, nur weil er lebte. — All seine Ritterlichkeit wallte auf und stellte sich vor Malide. Da war nichts zu beschönigen. Da gab es kein Vorliebnehmen, weil man zu viel verloren hatte! Er hatte sich ein Weib von edler Art erkoren: klug, charaktervoll, selbstlos, von einer herben Keuschheit. Und die Eltern errieten, daß er verletzt war. Sein ernster Blick, die Falte oberhalb der Nasenwurzel, seine Blässe mochten es ihnen verraten haben. An seinem Halse hing die Mutter und schmeichelte: „Bring mir bald meine liebe, liebe Tochter!" Und der Vater legte kräftig seine Hand auf des Sohnes Schulter: „Willkommen ist sie uns! Aus tiefstem Herzen!"

Er wollte nicht noch einmal den Peitschenschlag erfahren, der dieser Blickwechsel, dies jähe Verstummen, dies Beschönigen für ihn gewesen war. Er staunte ja selbst die Veränderung an, die mit Malidens Erscheinung vorgegangen war. Die Schwesterntracht schien in einer Hinsicht doch ein Zaubergewand gewesen: sie hatte Malide verjüngt und verschönt. Nun, im bürgerlichen Leben erwies es sich, daß sie eine förmliche Sucht hatte, sich durch nüchterne Kleidung zu entstellen. Ihm war es gleich. Der hohe Wert ihrer Persönlichkeit blieb ihm unerschüttert, trotzdem er als Mann nicht unempfänglich für ästhetischen Reiz war. Aber solche junge Anmut wie Doris, solche feinen Linien des Wuchses, solche zarte Leichtigkeit im Schreiten war selten. Zu Malidens Gaben gehörten diese Schönheiten nicht. Sie besaß andere, seelische, von höchstem Wert.

Als er das dachte, wallte etwas in ihm auf. Als tue er der jungen Frau unrecht, spreche ihr die seelischen Vorzüge ab. Was für eine Verwirrung — was hatte Doris mit diesem allem zu tun? Und so kam es, daß er nach langen Vorreden und Zögerungen nun doch geradezu aussprach: „Könnten Sie auf Malide einwirken? Ich sähe sie gern ein wenig, ein wenig — gemäßer gekleidet. Für ihre ernste, schöne Erscheinung vorteilhafter. — Mama ist vorweg ein wenig eitel auf die ersehnte Tochter. Wie Mütter sind, in der rührenden, zärtlichen Schwäche — —"

„Ich habe schon in dieser Richtung einige Versuche gemacht, vor Ihrer Ankunft," sagte sie offen.

„Ach!“ Er war sehr überrascht, ob mehr von Doris' fürsorglichem Verständnis oder von Malidens Ablehnung, wußte er selbst nicht.

„Das kommt allmählich,“ tröstete Doris; „es war groß von Malide, auf allen Schmuck der Jugend zu verzichten, zu arbeiten, zu sparen, damit die Mutter den Sohn stützen könne in der erwählten Laufbahn. Nachher war sie's nun so gewohnt, bei ihrer Kleidung nur auf das sehr Dauerhafte Gewicht zu legen. Alles, was Malide tut, ist stark und klar. Man kann sie nie genug bewundern. Ich denke mir, später, als Ihre Frau, wird sie sich auch mit den äußerlichen Anforderungen ihrer Stellung abzufinden wissen. Sie hat solchen tiefen Stolz. Ich glaube aus diesem heraus widerstrebt es ihr, viel aus sich zu machen.“

Er küßte schweigend die Hand der jungen Frau. Es bewegte ihn sehr, gerade aus ihrem Munde Malidens weiblichste Eigenschaft so gewürdigt zu hören.

Nachher gingen sie zusammen zur alten Frau Oberst von Siebold, ihrer gemeinschaftlichen Schwiegermutter. Malide hatte telephonisch gerufen. Mutter wolle durchaus heute abend an dem kleinen Kreis teilnehmen, den Doris geladen. Auf die Anwesenheit der Mutter war dabei gar nicht gerechnet worden. Sie schien so schwach. Aber sie wünschte durchaus dabei zu sein — es gehe ihr besser, sie werde sich einen Wagen spendieren. Dies sah Malide als ein zu gewagtes Unternehmen an und bat Doris und Raimund zum Abraten herbei.

Ein paar Menschen bei sich zu sehen, kostete Doris selbst Überwindung. Aber sollten denn die Menschen ihrer engsten Umwelt durchaus spüren, daß in ihrer Ehe keine Freude mehr herrschte? Stutzig werden und sich fragen: Weshalb lehnen Katte und Doris ab, seine Heimkehr von uns feiern zu lassen? Weshalb werden wir nicht mit Malidens Verlobten gemütlich zusammengeführt? Daß Tante Bärmann diese Betrachtungen schon anstellte, durfte man für gewiß annehmen. Und Amalie? Was auch immer zwischen ihr und Katte vielleicht zu beben schien in beklemmenden Beunruhigungen, in drei Wochen reiste sie ab! Sollte sie Doris' Mutter sagen: Ich sah deine Tochter und ihren Mann kaum mehr, sie schienen menschenscheu. Diese qualvollen Regierücksichten im Schauspiel, das die Menschen zusammen aufführen! Aber Doris sah ein: es würde klug sein, den häuslichen Zustand ein paar Stunden lang unter Lächeln, Blumen und Licht zu verbergen.

Unterwegs erzählte sie nun von den Bärmanns, in deren Hause sie von ihrem zwölften Jahre bis zu ihrer Heirat gelebt. Den alten Ploth, Mutters kameradschaftliche Lebenshälfte, wenn man dies rührende Verhältnis so umschreiben dürfe, den kenne Raimund ja schon. Sonst käme nur noch der Direktor Doktor Schaffganz, Kattes Kollege von einer der Schwesterfabriken des Unternehmungsringes. Von ihm wußte Doris nichts zu sagen, da sie nicht zu Hause gewesen war, als er Besuch machte. Also neun Personen.

Wie gut sie Schritt hielten! Nun tröpfelte der leise, feine Regen erster Herbstmelancholie herab. Nein, noch sei der Herbst weit, meinte Doris. Sie wünschte so, daß das grüne Laub dauern möge. Es sollte Sommer bleiben — eine heimliche, unerklärliche Furcht war in ihr vor dem Winter. Das dünne Geräusch der fallenden Tropfen auf der Schirmseide machte traurig. Neben ihr, stattlich und mannhaft im grauen Radmantel, ging Raimund. Über Stimmungen sprachen sie, die aus irgendeiner unerklärlichen, geheimnisvollen Verbundenheit mit der Natur aus ihr herüberwirke in das Gemüt. Es waren keine bedeutenden Gespräche. Kein wichtiges Wort fiel. Sie steigerten sich nicht voreinander, um als Gast, als Gastgeberin gut zu unterhalten. Gerade als ob sie von jeher zusammengehört hätten war es. Die Stimmung des völligen Vertrautseins beherrschte sie. Daß darin etwas Unerklärliches und Geheimnisvolles sei, kam ihnen gar nicht zum Bewußtsein.

Bei der Mutter ging es lebhaft zu. Malide in der großen weißen Schwesternschürze, die sie bei häuslichen Verrichtungen und pflegsamen Handreichungen jetzt manchmal trug, kam ihrem Verlobten plötzlich wie eine Zurückgekehrte vor. Wie machte es ihm das Herz warm, diese weiße Schürze wiederzusehen! Tausend Erinnerungen schwerster, inniger, erhebender Art waren damit verknüpft. — ‚O liebe Trösterin,‘ dachte er.

Der alte Ploth war da. Sein täglicher Morgenbesuch erregte nie irgendwelche Umstände oder Störungen; er gehörte wie zum Leben auch zum Haushalt seiner alten Freundin. Sie stritten sich heute nicht. Die Obristin schwelgte in Glück. Nikolai Nikolaiwitsch war abgesetzt. Das machte sie gesund. Gab ihr Riesenkraft. Sie brannte vor Eifer in der Ausdeutung aller nun denkbaren militärischen und politischen Wendungen. — Was? Und man wollte sie gewissermaßen ausladen heute abend? Solche Ungastlichkeit hätte sie der süßen Doris nicht zugetraut! Sie denke nicht mehr an Krankheit und Sterben.

„Was sollte wohl meine alte Exzellenz machen? Ploth ist mir, seit er außer Diensten ist, überallhin nachgezogen. Was blieb' ihm übrig, als mir auch nachzuziehen, wenn ich das gewisse Haus aus den vier Brettern erst bewohne? Was übrigens eine dumme Redensart ist. Denn wenn ich mich auf diese Sorte Tischlerei nur von fern verstehe, braucht's zehn Bretter zu dem bewußten Stück Möbel. — Nicht wahr, Ploth: wir lieben das Leben! Nach der Siegesfeier gern!"

Und am Abend fuhr sie richtig vor. Eine halbe Stunde zu früh und von Ploth und Malide geleitet. „Denn," sagte sie, „Tante Bärmann als Zeugin für meine etwas umständliche Ausschiffung ist mir fatal. Ich würde auf ihren Lippen die unausgesprochene Prophezeiung lesen, daß mir dieser Leichtsinn schlecht bekommen müsse." In ihrer umfransten Sammetmantille und dem grauen Atlaskleid, das allermindestens dreißig Jahre ehrenvoll ausgehalten hatte, sah sie wie eine Königinmutter im Exil aus. Ihr Freund Ploth schien in den letzten Tagen noch magerer geworden; von seinem Gesicht hatte man nur einen allgemeinen Eindruck, als bestehe es hauptsächlich aus Augen und wehendem Schnurrbart. Er flüsterte Doris in einer Zimmerecke zu, daß er sich vor Angst verzehre. Sie gefiele ihm nicht! Es hatte ja in seinem Leben nur eine ‚Sie' gegeben; einen Namen brauchte er nicht zu nennen. ‚Wunderlich,' dachte Doris, ‚können denn so alte Leute noch leiden?" War das nie endende Grausamkeit des Lebens? War es des Lebens unerschöpflicher Reichtum?'

Der Hausherr war noch nicht zur Stelle. Gut so, meinte Ploth. Je mehr Arbeit, desto besser. Nein, sagte die Mutter, je mehr Ruhe, desto besser. Denn dann könne er rascher wiederhergestellt sein und an die Front zurück; die leitenden Arbeiten in den Fabriken sollten die älteren Herren machen oder die von Grund aus unkriegerischen. Zum unendlichsten Male stellten Malide und Raimund ihr vor, daß die Senkung eines Geschosses bis zu einer Stelle, die das Herausnehmen erlaube, Zeit haben wolle. Je langsamer das vor sich gehe, desto besser.

Nun kam die dreiköpfige Familie Bärmann. Der merkmallose Vater zerstreut, noch mit den Gedanken bei wichtigen Geschäften. Die ansehnliche Mutter in kleidsamer Trauerpracht und mit eifrigsten Gesprächen über die Obristin herfallend. Amalie in einem weißen Seidenkreppkleid von der höchsten Einfachheit, ihre herrliche Gestalt stolz tragend.

„Donnerwetter," sagte die alte Frau von Siebold. „Ihre Amalie ist doch eine großartige Erscheinung."

Frau Bärmann lächelte froh. Jeder Neid auf die Schönheit der Tochter lag ihr fern. Sie dachte: ‚Wenn sogar die Obristin das sieht ...' Das schien wie eine förmliche Bestätigung dafür, daß Amalie in Bahia ihr Glück machen werde. Auch Doris fiel es auf, daß Amalie schöner als je sei. Hatte sie das berechnend herbeigeführt durch dieses ausgeklügelte Gewand, das wie eine Ausstellung all ihrer vollkommenen Linien war? Oder leuchtete diese Schönheit von innen heraus? War es die Vorfreude auf die weite, weite Welt? Wer konnte wissen, mit was für Plänen dies undurchsichtige Wesen hinauszog? Wie würde diese Erscheinung, gerade so, wie sie heute leuchtete, auf Katte wirken? Da war er: gerade kam er herein, dem Gast den Vortritt lassend. Und weil Doris sich diesem widmen und ihn dem Kreise vorstellen mußte, konnte sie nicht den ersten Blick zwischen ihrem Mann und Amalie beobachten.

Direktor Doktor Schaffganz war ein Mann von Welt, Wissen, Stellung und Vermögen. Einer von diesen Männern des neuen Deutschlands, die arbeiten können mit der Kraft und Zähigkeit von Stieren, die aber doch, von schönen Korpszeiten her, von der Stimmung studentischer Le-

bensfreude umgeben sind und die im geschäftlichen Verkehr mit Ministerien, Handelsfürsten und Konkurrenten des In- und Auslandes sich eine derartige gesellschaftliche Kaltblütigkeit angeeignet haben, daß ihnen niemand und nichts aufregend erscheint. Seine grauen Haare standen wie ein Fell aufrecht auf seinem bedeutenden Schädel.

Frisch glänzte sein gesundes Gesicht in glattrasierter Bartlosigkeit, und seine hellen Augen erfaßten mit einem Blick die Anwesenden. ‚Was,' dachte er, ‚so 'n Lockvogel hat Siebold an seinem Tisch und erzählt vorher keinen Ton? Wenn man seinen Gästen solche Juno vorführen kann, prahlt man doch ein wenig damit ...' Dies sein Entzücken über Amaliens Anblick trat aber nicht einmal in sein Auge. Er verbeugte sich vor ihr ebenso höflich und ernst, wie vor ihrer Mutter. Doris fand er übrigens bezaubernd. Gewissermaßen dem Mann menschlich näher. Der Abend konnte also sehr nett werden. Besonders, da nicht musiziert wurde, wonach er sich vorher beim Professor erkundigt hatte. Er fand es immer überwältigend anmaßend, wenn Dilettanten ihre Kunst andern Leuten aufdrängten. Seine Zeit war zu kostbar, dabei den Hörer zu spielen. Wenn er ein paar Stunden der Geselligkeit hingab, wollte er auch irgendwas davon haben. So unter anderem den Anblick schöner Frauen. Er hatte solche immer so sehr bewundert, daß er darüber nicht dazu gekommen war, eine zu wählen. Malide von Siebold kannte er schon. Sie hatte zweimal den Bruder besucht und sich die Fabrik zeigen lassen. Famose Person. Prächtig. Gewiß zuverlässig wie Gold. Aber verblüht, verblüht! Diese Frau Bärmann war doch mindestens acht bis zehn Jahre älter und sah jugendlicher aus. Alte Erfahrung. Was um sein Naturrecht betrogen wird, welkt schneller ab. Und nun noch heiraten? Na ja, an so 'nem Leidenslager gibt's Sentimentalitäten; Dankbarkeit und Mitleid sind Geschwisterkinder mit Liebe. Solche Art Eheschließungen wie diese geplante würde der Krieg wohl noch zu Dutzenden anzetteln. Gut so. Geheiratet mußte werden. Er selbst hatte Anwandlungen der Einkehr. Wenn man zum Beispiel solche Amalie in sein Haus führen könne, wäre es nicht übel, dem Vaterland das Opfer zu bringen und auch noch ins Ehejoch zu kriechen.

Dies alles dachte er nebenbei und sprach dabei mit Herrn Bärmann sehr gesammelt.

„Ja. Richtig dreißig Prozent. Wir verdienen enorm. Aber wir geben auch enorm. Darin ist Kommerzienrat Lermer gottlob von fürstlicher Großzügigkeit. Die andern Herren stimmen zu. Kann sein, der eine und andere bloß der Kleidsamkeit wegen. Ohne das wär's auch unerträglich. Für 'n anständigen Kerl mit sozialem Gefühl ist das was Zweischneidiges: durch den Krieg reicher werden. Aber andererseits: das Geld bleibt im Lande. Zirkuliert. Abertausende leben davon, die sonst in wirtschaftlichem Kriegselend verkämen. So ist das zu nehmen. Und es muß sein. Muß. Die Industrie kommt mir jetzt vor wie 'n kühner Fahrer, der mit festem Zügelgriff sein Sechsgespann vor einer jäh abfallenden Kurve sicher auf einen andern Weg lenkt. Was mich anlangt: ich komme mir ziemlich was vor — leiste, was ich kann. Und man kann ja ziemlich viel. Hat seine Portion Zähigkeit und Frische von Muttern her mitgekriegt. Sag' mir immer so: Ohne uns können se ooch nischt an der Front. Geht alles Hand in Hand. Unser verehrter Hausherr freilich, der würdigt und will bloß eins: selbst dreinschlagen."

„Temperamentssache," meinte Bärmann.

„Freilich. Etwas Landsknechtsnatur. Organ für wilde Abenteuer. — Aber da kommt die reizende Hausfrau ... Wir sollen zu Tisch gehen? Ich bitte ..."

Das Wort blieb ihm im Munde. Und alle standen und sahen. Die Tür ward aufgerissen. Ein Feldgrauer erschien auf der Schwelle. Und der Professor stieß einen Ruf aus — fast einen Schrei. Schon lagen sie sich in den Armen und umschlossen einander. Die Zuschauer wußten nicht, ob in Erschütterung oder in Freude. Ein Musketier war das, in sauberer, aber abgetragener Uniform, wie geradeswegs vom Felde her. Sie preßten sich Brust an Brust und legten ihre Wangen aneinander ... Und alle spürten es wohl: das war ein Wiedersehen zwischen zweien, die wohl viel zusammen erlitten und erlebt hatten.

„Wie schnei' ich dir da 'rein — hast Ge-

sellschaft — Gott, und ich?! Aber entlaust bin ich schon, Herrschaften. Nee, wirklich — bin ungefährlich — durchaus — Das ist deine Doris? Oh, gnädige Frau! Sie kennen mich von manchem Gruppenbild der Borussen . . .“ Da sah er mitten in seinen Worten den Hauptmann von Koler und stand stramm, die Finger an den Bisen. Raimund trat auf ihn zu.

„Musketier Brennert. Vierhundertachtes Reservebataillon zweite Kompagnie, sechsundzwanzigste Reserve-Infanterie-Division, in Rückkehr von Heimaturlaub auf der Durchreise nach dem Osten,“ meldete er.

Der Professor legte schon zugleich den Arm um die Schulter des Musketiers Brennert.

„Mein Korpsbruder. Mein Freund!“ sagte er, glänzend vor Glück. „Oberlandesgerichtsrat, Kriegsfreiwilliger Musketier in meiner Kompagnie. Mensch. Junge. Altes Haus. Das nenne ich Freude bringen über einen armen Ausgestoßenen.“

Brennert lachte über das ganze Gesicht. Er hatte mehr Bart, als zu seiner untersetzten, stämmigen Gestalt zu passen schien. Und ungemein vergnügte Augen hinter goldumfaßter Brille. Nachdem er Raimunds herzlichen Händedruck mit pressender Heftigkeit erwidert hatte, schüttelte er allen Anwesenden freundschaftlich die Hand, sofort mit ihnen bekannt, als sei man zusammen in die Schule gegangen. Und auf eine eiligst von Frau Bärmann vorgebrachte Anfrage erklärte er, es sei ihm immer pudelwohl ergangen. Hunger, Kälte, Schnee — wurscht. Sumpfschwüle, Schrapnells, Granaten, Läuse — wurscht. Nie verwundet. Nie krank. Also kein Schimmer von Kriegsromantik um ihn ’rum. Überhaupt von Vorbestimmung aus gänzlich unmilitärisch. Aber wenn es so hergeht übers Vaterland! Na, da erinnert man sich denn, daß man als Duellant ’n gewisses Ansehen hatte. Auch mit ’ner gewissen Unverfrorenheit begabt ist — Utopisten nennen es kleidsam Mut. Aber Aufhebens sei nicht davon zu machen. Was ihm, angesichts so schöner Frauen, ja nun beinah ärgerlich sei. Sich so ’n bißchen von zärtlichen Trostblicken streicheln zu lassen, wär’ immerhin nicht unangenehm. Indessen: käme ihm leider glücklicherweise nicht zu.

„Der fleischgewordene Geist der Heiterkeit in der Kompagnie!“ sagte der Professor von ihm. „Und eine Verwegenheit!“

Raimund wunderte sich: noch nicht einmal Gefreiter.

„Nee! Siebold wollte mich mal in ’nem Anfall von Begeisterung über mich zur Beförderung vorschlagen. Um Gottes willen! Ich bat mir ’n kleines außerdienstliches Gespräch aus. Bloß keine militärische Karriere! Fühl’ mich außerstande, ’ne Rotte zu führen! Und denn immer mehr Verantwortung. So sachteken bis zum Leutnant ’rauf kommen? Nee. Wenn Sie wollen, gleich ’n Vortrag aus ’m Handgelenk über die kniffiichsten juristischen Fragen. Stelle mich als Leuchte meiner Fakultät vor. Wenn die Feinde es nicht anders beschlossen haben im Rate des blödsinnigen Zufalls, denke ich noch eine aufsehenerregende Laufbahn zu machen. Allermindestens Gerichtspräsident in Posemuckel zu werden, falls Seine Majestät mich nicht vorher glühend bittet, doch Beselers Nachfolgschaft anzunehmen. Aber im Heer will ich lieber bloß Instrument sein. Nicht Spieler. Es muß auch so ’ne Käuze geben. Denn aus Gemeinen ist das Heer gemacht. Und die Gewohnheit nennt es seine Amme — —“

Der Professor war wie im Rausch. Seine leidenschaftlichen Augen flimmerten, seine Stimme war laut. Und das Wort flog hin und her, das die Vergangenheit auferstehen läßt. — „Weißt du noch . . .“ Die Tore seiner Seele taten sich auf. Und unzählige Gestalten brachen daraus hervor. Übermütige Soldatenfiguren purzelten mit derben Späßen heraus. Ernste Männer, die Stirnen gefurcht von schwersten Gedanken, schritten dahin. Bleiche Verwundete, von Kameraden getragen, wurden sichtbar. Heeressäulen marschierten, und ihre Spitze verschwamm mit dem Horizont in eins. Der Feldprediger stand an einer noch offenen Gräberreihe und seine Stimme bebte weit hinaus — man sah im Viereck das Bataillon um die Grüfte stehen in dünnen, furchtbar ergreifend dünn gewordenen Linien. Soldaten kamen triumphierend ins Quartier und brachten zugelaufene Schweine und Hühner, die sich zwischen Ruinen gefunden hatten, wo Lebendiges nicht mehr zu atmen schien. —

Alle hörten gern zu. Zahlreiche Typen des Krieges lebten vor ihnen auf. Die Mutter war kaum weniger vom Nacherleben erhitzt, wie der Sohn vom Heraufbeschwören. Exzellenz Ploth versank in stillem Jammer. 1870 hatte er mitgemacht. Und er durfte mit stolzer Genugtuung an jene Tage zurückdenken. Aber dieser Krieg, dies allergewaltigste Erleben, das Männern beschieden war, das blieb ihm verschlossen. Das zerriß einem das Herz. — Direktor Schaffganz saß und dachte: ‚Ei — Ei —‘ Denn er bemerkte wohl, wie die Blicke des Professors immer wieder das fast unbewegliche Angesicht des schönen Mädchens suchten, mit raschen, kurzen Blitzen, als spräche er im tiefsten Gefühl nur für sie und wolle sich unmerklich überzeugen, ob sie höre . . . Und er sah, daß diese hellen Augen mit einer unheimlichen Stetigkeit den erregten Mann anschauten, als sei er und sein Gebaren ihr ein Schauspiel, davon sie keinen Zug verlieren dürfte . . .

Doris aber geriet langsam in eine Art Unruhe. Immer ungerechter schien es ihr, daß Katte und Brennert allein sprachen. Hatte denn nicht auch Raimund Schweres erlebt? Ernsteres noch als vielleicht diese beiden. Und sie sagte rasch in den Bruchteil einer Sekunde hinein, den Redefluß der anderen Männer störend: „Und Sie, Raimund? Von Ihren Erlebnissen hörten wir noch gar nichts.“

Malide legte rasch und besorgt ihre Hand fest auf die seine. Aber er antwortete ruhig: „Gelegentlich erzähle ich Ihnen . . .“

Malide fühlte: er sagte es ohne nervöse Erregung. Das war vor kurzer Zeit noch nicht möglich gewesen. Man konnte ihn nicht fragen, ohne daß ein Schauder durch ihn hin bebte. — Und sein Blick blieb hell, mit dem er Doris, die Fragende, herzlich ansah.

Durch die Stimmung, die Brennert mitgebracht und im Hausherrn aufgeweckt hatte, nahm das Zusammensein viel mehr Schwung an, als vorauszusehen gewesen. Brennert erkundigte sich nach Tisch, ob Gelegenheit sein werde, als Künstler im Bowlenansetzen zu glänzen, und Doris lief [illegible] t und konnte schöne Pfirsiche [illegible] e sie heute, nebst mancherlei andern guten Dingen, aus den Treibhäusern von Kolershoff erhalten hatte. Eine Aufmerksamkeit von Raimunds Eltern für das Ehepaar, bei dem er gastliche Aufnahme gefunden. Es war Doris ein wenig leid, die auserlesenen Früchte hergeben zu müssen. Sie anzusehen, ihre malerische Farbensattheit zu bewundern, hatte ihr viel Freude gemacht. Den grünen Binsenkorb, in welchem die Früchte auf schön getönten Blättern lagen, in der Hand, betrat sie wieder die heiß gewordenen Räume, die von nur acht Gästen schon fast überfüllt schienen. Sie öffnete die Tür zum Herrenzimmer, denn dort, auf dem zu ihr gehörenden, kunstvollen Tischchen stand ja die Bowle, die Brennert ihnen zur Hochzeit gestiftet — welch anderes Geschenk hätte gerade er wählen können! Sie trat ein.

Und ein Schreck zuckte durch all ihre Adern und ließ das Blut zu Blei werden, das ihr schwer in die Füße sank und den ganzen übrigen Körper schlaff machte, zum Hinsinken.

Da stand Amalie. Ganz allein mit Raimund. Sie unterhielten sich lebhaft . . . Auch er? . . . Auch ihn? . . . Nein. Das sollte nicht sein, das war unerträglich! Glühender Haß auf Amalie zerbrannte ihr fast die Besinnung. — Sie wollte lächeln. Ihre Lippen wurden ihr ganz eng. Als zöge unermeßliche Bitterkeit ihr den Mund zusammen. Unsicher, bebend ging sie an beiden vorüber. Hinein in das volle Zimmer nebenan, wo Brennert sie mit großer Handbewegung willkommen hieß . . .

Er versammelte dann ein Publikum um sich, und alle sahen zu, als nähmen sie das größte Interesse an diesem edlen Gebräu und wie es zustande käme.

Das half Doris. Sie stand, an Malidens Arm gelehnt, hatte das bängliche Verlangen sich an sie, vor allen Menschen an sie zu klammern, wie an eine Leidensgenossin. Hatte sie nicht einen knappen Augenblick lang die tolle Vorstellung gehabt, als wäre Malide betrogen, bestohlen — als koche deshalb in ihrem Herzen dieser wahnwitzige Zorn empor? Lüge — nichts als Lüge und Selbstbetrug . . . Wo war Malide in jenen entsetzlichen Sekunden? Es gab gar keine Malide. Gab nur die eine einzige rasende Empfindung . . .

Sie fühlte die ganze Wahrheit. Sie begriff: die Eifersucht war über sie hergefallen und hatte ihr die Besinnung genom-

men. Ähnlich, nur kindisch, unreif, unbewußt, war jener Haß gewesen, den sie als Kind gegen ihrer Mutter zweiten Gatten empfunden ... O, sie entsann sich nur zu genau jenes Elends. Und spürte es vertausendfacht als reif gewordenes Weib. Auf wen?! Sie fror — als schleiche ihr Fieber durch den Körper. Eifersüchtig auf einen Mann, der nicht der ihre war. Die Erkenntnis war ein Todesurteil ...

Und sie konnte sich nicht verstecken in Nacht und Einsamkeit — und nicht denken — nicht mit dem Entsetzen ringen. —

Da waren Menschen. Und zwei Männer, die brausten. Der ihre — den sie nie so gesehen! Sie hatte nicht gewußt, daß er sein könne wie ein loderndes Feuer. —

„Doris sieht aber jammervoll aus," sagte Frau Bärmann plötzlich. ‚Ja,' dachte Doris, ‚das muß ich wohl.' Sie spürte die Hohlheit ihrer Augen — die Enge ihres Mundes. Ihr Gesicht müsse ganz eingefallen sein, dachte sie. Und sie lächelte und sagte: es sei nur die Beleuchtung.

Es wurde der Mutter zu heiß, auch wartete der Wagen draußen. „Nein, Ploth, bleiben Sie nur da. Genießen Sie Katte. So völlig er selbst war er seit Jahren nicht mehr. Und dann so ein Bowlchen."

„So völlig er selbst war er seit Jahren nicht mehr?" Das hallte in der jungen Frau nach, als sie die Mutter und Malide noch in den Wagen hineinküßte. ‚Hab' ich ihm denn eine Maske aufgezwungen?' Sie fühlte: ‚Nein. Ich nicht. Unmöglich! Wenn sie ihn anders kannten als ich, wollte er vor mir oder mit mir ein anderer sein.' — Was war das alles? Brach ihr bisheriges Leben zusammen? Von allen Seiten her?

Und noch einmal küßte sie Malide. Als könne ihr das helfen. Als sei da aller Halt. —

Dann gab es ein paar kleine Pflichten. Katte hatte ihr zugeraunt: „Schaffe ein Bett für Brennert." Und sie lief auf leisen Sohlen hin und her, damit Werner nicht erwache, und bereitete sich neben ihm auf einem Liegestuhl ein Lager, während ihr eigenes Bett dem Gast überlassen werden sollte. Sie schleppte Decken, Kissen, Wäsche. In wenigen Minuten war alles getan. Dann war es kein Vorwand mehr — sie mußte wieder zu den Gästen. Mit leeren Augen sah sie über Amalie und ihren Mann fort. — Ganz nah standen sie voreinander. Es schien, Katte wollte mit ihr anstoßen. Und ihre Blicke wurzelten ineinander, durchbohrend, mit schneidenden Fragen, brennend in der ungesättigten Begier zu wissen — —

„In vierzehn Tagen reise ich," sagte sie. Hochaufgerichtet stand sie vor ihm, in all ihrer zu sehr prangenden Schönheit. —

„Nicht ohne das —" aber er brach ab. Da war Doris. Plötzliche Ermattung nach all der heißen Lebendigkeit dieses Abends kam über ihn. Seine linke Seite schmerzte.

Bärmanns wollten gehen. Tante Bärmann sagte zu ihrem Manne, sie könne es nicht länger verantworten. Doris möge es aus Höflichkeit noch so sehr leugnen: elend zum Sterben sähe sie aus.

„Aber was? Wir bleiben noch 'n Stündchen — Schaffganz, seien Sie kein Frosch — Exzellenz hält mit, ich seh's ihm an. — Endlich sitzt man mal wieder gesittet um 'ne anständige Bowle. Mich kriegt Siebold vorderhand noch nicht ins Bett. Die holde Hausfrau verzeiht heut alles und läßt uns rauhes Mannsvolk mit dem übrigen noch anwesenden Femininum allein. — D i e Bowle. Tiefer Sinn in dieser Geschlechtsbestimmung ..." Und Brennert goß dem Freund und Hausherrn das Glas voll und zwang den Direktor Schaffganz wieder in den Lehnstuhl.

Doris war erlöst. Die Marter für ihre armen Kopfnerven endete; sie durfte der Hitze, dem Zigarettenrauch und den lauten Stimmen entfliehen. Sie lechzte nach einem Atemzug reiner Luft. So, [illegible] mit all dem Tabaksdunst in ihren Kleidern mochte sie nicht zum Kinde hinaufgehen. Und in ihr war ein dumpfes Drängen: hinaus. Der Himmel über ihr, die nächtige Stille um sie draußen in der Natur: das mußte ihr wohltun. —

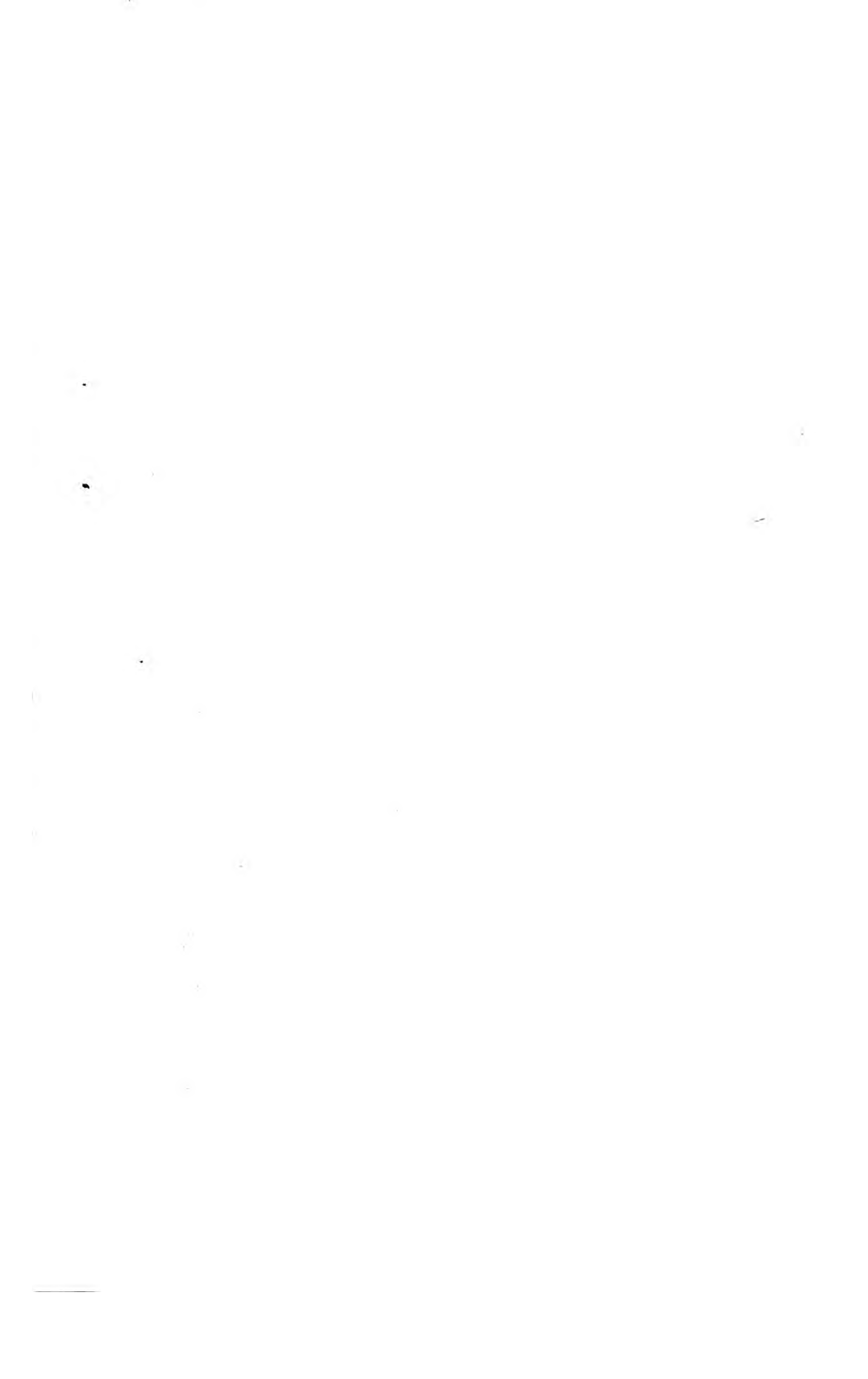
Sie verließ das Eßzimmer, wo die Herren um den Tisch saßen, durch die Verandatür und schritt so in den Garten hinein. Er war auch in der Nacht niemals voll dunkler Verborgenheit und schützender Winkel. Da stand doch diese Gaslaterne vorn ganz nah am Gitter in ihrer entsetzlichen wachsamen Ordnung, an Straßenpflaster, Schutzleute, Vorübergehende und nüchternstes Bürgerleben weise mahnend.



Bildnis der Gräfin Bellegarde

Gemälde von Friedrich Heinrich Füger

(Im Besitz der K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien)



Unermüdet überglänzte sie die nächsten Strecken des Gartens bis zum Morgen. Die Dahlien vor den werdenden Gebüschen hatten immer künstlichen Tag. Und der Hintergrund des Gartens eine Art von frostiger und poesieloser Dämmerung.

Doris ging mit eilenden Schritten im Rosengang hin und wieder. Ihre Gedanken rasten. Der Körper folgte ihnen, indem all seine Bewegungen hastig wurden.

Es gab gar keine Zweifel mehr in ihr. Kein Grübeln, in dem sie sich etwas vorzutäuschen suchte. Nur die Frage: Wie rette ich mich, meinen Mann, meine Ehe? Auf Unerfahrenheit und auf Selbstbetrug war erbaut gewesen, was nun zusammengestürzt am Boden lag! Sich darein widerstandslos ergeben, wäre ein Frevel gewesen. Ein Unrecht auch an dem Kinde. Eine Feigheit. Man tauscht keine Schwüre am Altar, um kampflos sie zu brechen ... Es hieß aufrichten, sich bezwingen — tapfer sein. Bessern Grund für zukünftiges Glück suchen ... Wo? Wie?

Zu den Ausgängen zurück? Und auf einmal wußte die junge Frau, wie sie handeln müsse. Der Wege Gefahren zu besiegen, sind viele. Der der Flucht ist nicht immer der feigste. — Sie faltete die Hände und preßte sie gegen ihre Stirn, mit einer Gebärde verzweifelten Druckes, als könne sie damit Gedanken abtöten.

Schritte? Sie horchte auf, wagte nicht sich umzuwenden. Sie stand, mit dem Rücken gegen das Haus am Ende des Rosenganges. Ja, Schritte. Auf dieser außerordentlich dicken, sauberen Silberkiesbeschüttung der Wege knirschten immer die Sohlen... Wie tat es den Nerven weh...

„Ich sah, daß Sie in den Garten gingen ...“ sagte eine Stimme hinter ihr.

O, sie brauchte sich nicht umzuwenden. Diese liebe Stimme kannte sie. Es war solche ruhevolle Festigkeit in ihr.

Doris konnte noch nichts sprechen. Sie quälte sich um ein wenig Festigkeit.

„Ich möchte mich zurückziehen, bin solchen trinkfrohen Sitzungen noch nicht ganz gewachsen. So darf ich gute Nacht sagen.“

Und während er sprach, dachte er schon: ‚Was ist ihr? . . .‘

Denn er erkannte im Halblicht, daß sie sich anklammernd mit der Linken an einen der Eisenträger hielt.

„Die Nacht ist so milde,“ flüsterte sie, um nur endlich etwas zu sagen.

„Liebe Doris,“ begann er, „ich mochte nicht schlafen gehen, ohne... Mir ist, als müßten gerade Sie zuerst davon wissen, weil Sie sich doch über die Aussicht so zu freuen schienen. —“

Plötzlich schritt sie eilig dahin, den Rosengang hinauf, dem Hause zu. Er blieb neben ihr.

„Wovon wissen? Ich? Warum ich?“ fragte sie voll Unruhe.

„Ich habe meine Kommandierung bekommen. Sie erfüllt meinen Wunsch. Ich erhalte das hier zu bildende Ersatzbataillon. —“

„Was sagt Malide?“ fragte sie weiter — streng — ja streng.

„Malide weiß es noch nicht. Sie zuerst sollten . . .“

Die junge Frau blieb stehen. Sie starrte ihm ins Gesicht. So hell war sie überlichtet, daß einer dem andern in die Augen sehen konnte.

„Sie bleiben hier? Immer bleiben Sie — hier?“

Bebende Angst klang aus ihrer Stimme.

„Und Malide weiß es noch nicht?! Und warum vorher mir? . . .“

Er erblaßte. Die Erkenntnis kam auch über ihn als unseliger, seliger Schreck. — Er suchte sich mannhaft zu fassen... Aber eine Antwort fand er nicht.

Ganz entrückt stand er, horchte gedankenlos dem lauten, raschen Pulsschlag zu, der in seinem Hirn zu rasen schien, war wie betäubt von einem unklaren Wissen höchsten Glückes — grenzenlosen Elends.

Und die Kraft, die schon vorher klar in der Seele der jungen Doris gewesen war, erhob sich an der Ahnung seiner Liebe zum heiligen Mut.

Leise und fest sprach sie, feierlich und scheu, wie man Unantastbares, Geweihtes nennt: „Es gibt nur Malide . . .“

Über sein Gesicht flog das Erschrecken des völligen Erwachens.

Er riß sich zusammen.

Und mit ehernem Ausdruck wiederholte er: „Es gibt nur Malide!“

❈ ❈ ❈

Eine vollkommene Stille kam über Katte. Seit die Dämme zerbrochen waren, hinter denen er sein unruhig loderndes Wesen

einige Jahre lang zurückgestaut, seit seine Natur im Kriege frei geworden und die ursprünglichen starken Töne wieder gefunden hatte, konnte es ihm zuweilen geschehen, daß eine Art totenhafter Ruhe ihn jäh befiel. Als mache sein Leben eine Pause. Nicht einmal nachdenken konnte er dann. Stumpf war alles in ihm. Solcher Zustand befiel ihn, als er vor etwa einem Monat erfuhr, er sei von seiner Gesellschaft als unabkömmlich reklamiert und auch von seinem Regiment daraufhin freigegeben worden, vor allem im Hinblick auf das Geschoß, das ihm in der linken Seite steckte und neuerdings anfing ihn zu behindern.

Und jetzt schaltete wieder eine Überraschung, die für ihn voller Bedrohlichkeiten war, alle Bewegung in ihm aus. Er stand, die Lider geschlossen, vor seiner Frau. Sie hatte zu ihm gesprochen, einfach, warm, bittend. Nicht mehr die, die allen Willen von ihm empfing und als Echo seines Lebens lebte — dieses Lebens, das gar keine innerste Wahrhaftigkeit gehabt. Sondern als eine Verantwortliche: für sich, das Kind und ihn. —

Der eine Gast war schon in aller Morgenfrühe weitergefahren. Das Ehepaar teilte diese letzte Stunde am Frühstückstisch mit ihm, während draußen der erste weiße Nebel des nahenden Herbstes vor den Fenstern stand. Es gab zwischen den alten Korpsbrüdern und Kriegskameraden einen Abschied, der sich von den heftigen und frohen Gebärden des Wiedersehens deutlich unterschied. Doris sah es: ihr Mann litt bis zur Qual, weil er den unberührbar Kriegsfrohen allein ziehen lassen mußte ... Der andere Gast war zu dieser ungewöhnlichen Zeit noch nicht unten zu erwarten. Werner lag noch in seinem Bettchen.

Und da, während er sein Gesicht, mit aufgestütztem Ellbogen, in der Rechten barg — da trat Doris hinter seinen Stuhl, legte leise den Arm um seine Schultern und sprach zu ihm. Schon bei ihren ersten Worten fuhr er auf. Kampfbereitschaft kochte in ihm. Aber sie sank vor der Schlichtheit ihrer Rede gleich in sich zusammen.

„Sieh, Katte — wir wollen uns gar nichts vormachen. An nichts blind uns vorüber schleichen, als wär's nicht da. Deine Rückkehr hat uns das alte Glück nicht zurückgebracht. Wir sind andere Menschen geworden. Oder sind immer andere gewesen, als die, die wir ineinander sahen. Aber die ernstesten Pflichten binden uns aneinander. Wir dürfen weder mit ihnen noch mit uns selbst schlecht umgehen. Und da hab' ich mir gedacht, daß wir uns doch alle Mühe geben wollen, das Glück wieder zu suchen. Wenn man solch kostbares Verlorenes aber nicht wieder finden kann, dann doch vielleicht die Freude zu den Aufgaben, die wir haben. — Ich brauch' ja nur an Werner zu denken, dann weißt du, wie ich das alles meine. Und deshalb bitt' ich: laß uns eine kurze Zeit fort von hier gehen. Noch kannst du den dir angebotenen Urlaub haben. Noch ist die Vertretung da. Nur zwei, drei Wochen, still für uns allein. Nur du und ich ..."

Zwei, drei Wochen fort! Jetzt! Gerade jetzt! Und wenn man wiederkehrte, war unterdessen die eine gegangen — die für ewig ging. Und er konnte sie niemals fragen — nie — nie ... Da stockte sein Blut, da sanken all seine Gedanken in sich zusammen. Er stand und ihm war, als sei die ganze Welt von totenhafter Stille überfüllt ... Er hatte das dumpfe Gefühl, als seien Stunden vergangen, wie sein Ohr wieder ihre Worte aufnahm. Langsam erwachte er dann. Und er verstand wohl: sie nahm ihm nun alle Vorwände fort, mit denen er sich hätte Schilder vorhalten können ... Alles war schon von ihr bedacht.

Malidens Verlobter blieb vorerst noch im Hause, was sehr gut angehe; während ihres Fortseins würde er dann zweifellos sich eine eigene Wohnung suchen und einrichten. Denn er bekomme das hierorts neuzubildende Ersatzbataillon. Werner konnte die ganzen Tage bei Großmutter sein, ihr und Maliden ein willkommenster kleiner Gesellschafter.

Und unter diesen nüchternen Reden fand er die Besinnung wieder, die ihm ihre ernste Innigkeit, die ihm ihr Vorschlag geraubt.

Er begriff, daß er ihr die Bitte nicht abschlagen durfte!

Und wenn es sein Tod wäre!

Mit ihren reinen Händen suchte sie das Zusammengestürzte aufzubauen.

Er wurde zum Verbrecher an ihr, seinem Knaben und sich, wenn er verweigerte ihr zu helfen. — —

(Fortsetzung folgt)



Russische Bäume

Von Alfred Richard Meyer (z. Zt. im Felde)

Fichten

Der Fichtenwald, der eben noch, Stamm neben Stämmen, stand,
Knallt nieder wie eine Wand,
Schwankt schon auf unsern Schultern, entzweigt.
Sechs, sieben Meter hin streckt sich die schlanke, harzige Länge.
Und Gesänge sind darin,
Eine Schwermut, die nun bald schweigt.
Wir gehen wie in einem Grabgeleit.
Wir stehen und blicken über die Wiesen weit,
Über das zarte Seidenhaar des jungen Roggens, das die Winde wellen
und wehen.
Unser Schritt hat Zeit.
„Halt!" schreit der erste der Kameraden.
Ein Ruck. Ein Wurf. Gewalt gegen Gewalt.
Unsere Schultern, eben noch gewichtig beladen, sind befreit.
Meine Fichte muß mir hart auf die Füße fallen
Und entrollen.
Sie liebt Rußland am meisten von allen.
Deutsch werden sollen!
Teil eines deutschen Schützengrabens sein gegen den Feind!
Damit ist Rußland gemeint!
Hört niemand das Holz, das zwischen dem Beil und der Säge weint?

❖ ❖ ❖

Buchen

O, ihr solltet die jungen glatten, entzweigten Buchen sehn,
Die wir in unseren Schützengräben um die Traversen drehn,
Die wir zu einer Erdbasilika zwingen,
Die noch wochenlang stöhnen, in die alten Wälder zu springen!
Fichtenstämme halten den strengen romanischen Bogen zusammen
Und fühlen noch den mächtigen Schlegel aus märkischen Fäusten auf sich
herunter rammen.
Bändigung, die aus allem neue Gewalten schafft!
O, das Eisen der Krammen!
O, der Verankerung Gegenkraft!
Nägel und Hammer!
Bandeisen und Klammer!
Durch Schwimmsand gereinigt,
Durch Lehm vereinigt:
Buchen, durch dazwischen gestopftes Waldmoos beinah schon wieder Wald —
Bald, bald . . .

❖ ❖ ❖



Eichen

— Jung bin ich! Du bist alt! — Kern bin ich! Du bist hohl!
Frozzelten sich früher die russischen Eichen wohl.

— Auch für euch kommt das Jahr, da das Fleisch verfault!
Auch für euch kommt das Jahr, da in euch die Eule jault!

— Traf dich der Blitz, so trifft er vielleicht mich nie.
Jeder hat sein Schicksal. Jeder hat seine Philosophie. —

Krieg war da. Feuer fraß Dörfer und Wald wie Papier.
Alle Eichen sagten: Vaterland Rußland, wir dienen dir!

Viele brachen unter der Wucht deutscher Äxte zusammen,
Hatten ihre letzte und rote Stunde unter eines Kochkessels Flammen.

— Apostaten! schrie die alte Eiche. Dafür wuchs euch der Gott ins Leben?
Euer Sterben muß dem Feinde neue Stärke geben!

Seht mich an! So hohl ich auch bin, ich stehe hochgereckt.
Bauern haben in mir dreißig Gewehre und viele Patronen versteckt.

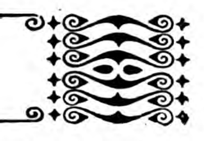
Aber an meinen Wurzeln rüttelt ein Sturm, reißt eine unheimliche Kraft;
Die hat Deutschland auch mit über die Grenzen geschafft.

Ich muß meine Wurzeln krampfhaft tiefer ins Erdreich schlagen,
Um meine Größe, um den Schatz in mir aufrecht zu tragen
Und in die Wolken alle die Tage zu ragen.

Man blickt mich und mein Alter mit Ehrfurcht an.
An mich wagt sich keiner heran! —

Aber welches Grauen sie vor der Dunkelheit hatte, verriet sie nicht.
Da sah niemand ihr altes, verzweifeltes, müdes Gesicht.
Und wenn ein Gewitter kam, Donner sie mächtig umbrüllten,
Alles in ihren schwülen, regenklingelnden Mantel hüllten,
Hielt sie ihre steinerne Maske unbewegt in das gelbe Licht
Für Sekunden
Und wußte: Auch der Blitz hat sich mit Deutschland verbunden.
Einer hatte ihr vor Jahrzehnten den einen Ast dorrend gemacht.
Einer würde sie einmal vollends zu Boden schmeißen
Und ihr das innerste Innere jäh auseinander reißen.
Aber die Gewehre, aber die Patronen
Wären dann irgendwo in anderen Zonen. —

Mit dieser Gewißheit stand die alte Eiche, stramm wie ein Soldat auf der Wacht.
Sie starb ohne ein Wort. Aber durch den Wald hat es wie von einer Mine gekracht.

Deutschland und Amerika

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin



Mit den Beschlüssen des Kongresses vom 4. und 5. April sind die Vereinigten Staaten offen auf die Seite unserer Gegner getreten. Dieses Ende eines sich zwei Jahre hinschleppenden Konfliktes ist weniger für den Krieg, als für die Zeit danach von so außerordentlicher Bedeutung, daß ein Rückblick noch einmal gerechtfertigt ist, zumal es in den ungeheuren Ereignissen des Weltkrieges oft ganz unmöglich ist, den richtigen Abstand von den einzelnen Vorgängen zu gewinnen.

Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten jetzt offen unsere Feinde geworden sind, ist darum so bedeutungsvoll, weil sie es auf lange hinaus bleiben werden. Man sagt zwar, daß die Beziehungen der Staaten zueinander rasch wechseln, aber unwillkürlich werden damit Vorstellungen aus der älteren Kabinettspolitik in die Gegenwart hineingetragen. Heutzutage sind, was wir gerade an unseren Beziehungen zur Union gesehen haben, solche Wendungen von viel mehr einzelnen Faktoren abhängig als früher, wo der Wille eines Monarchen oder eines Ministers sie allein bestimmte. Darum vollziehen sich diese Wendungen auch heutzutage langsamer und die gewonnenen Verhältnisse dauern länger. Hier aber gilt im besonderen, daß ein Verhältnis von Dauer angebahnt ist, weil mit dem Entschluß der Vereinigten Staaten die Entscheidung gefallen ist, daß die zweite angelsächsische Weltmacht ihre nächste weltpolitische Zukunft in der engsten Verbindung mit der ersten angelsächsischen Weltmacht suchen will, und da der Gegensatz zwischen Deutschland und England voraussichtlich diesen Krieg überdauern wird, wird auch der Gegensatz Deutschlands zum Bundesgenossen Englands den Krieg überleben.

An sich war dieser Ausgang weder notwendig, noch hat er im Sinne früherer amerikanischer Politik gelegen. Als der Begründer der amerikanischen Freiheit, die gegen England erfochten wurde, Abschied von seiner Stellung nahm, hat er in seiner berühmten „Lebewohladresse" vom 19. September 1796 seinen Mitbürgern ein politisches Testament hinterlassen, das bis in unsere Zeit hinein Richtschnur für die politische Haltung der Union war: „Bewahrt Treue und Glauben gegen alle Nationen; kein leidenschaftlicher Haß, keine leidenschaftliche Zuneigung gegen eine Nation! Seid tatsächlich unabhängig von allen, mit einem Worte, seid eine Nation, seid Amerikaner und seid treu euch selbst!" Mit diesen Worten schied Washington von seinem Volke. Die berühmte Botschaft James Monroes vom 2. Dezember 1823 hat eigentlich nichts anderes getan, als diese Richtlinie tiefer zu ziehen, aus ihr ein politisches Programm herauszukristallisieren, das sich allerdings als biegsam genug erwies, um schließlich selbst den weitausgreifenden Imperialismus von heute zu decken.

Über ein Jahrhundert haben die Vereinigten Staaten an der Richtlinie Washingtons und Monroes festgehalten, sich in die europäischen Angelegenheiten nicht einzumischen. Das bedeutete gegen alle europäischen Nationen eine gewisse Gleichgültigkeit. Trotzdem bestanden Beziehungen freundlicher Art zu Deutschland von Anfang an. Nur flüchtig erinnern wir an die erste, als König Friedrich im Oktober 1777 den in Hessen für England gemieteten deutschen Soldaten die Durchfahrt sperrte. Danach ist 1785 zwischen Preußen und der jungen Union ein Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen worden, derselbe, der, 1799 erneuert, trotz des heutigen Kriegsausbruches die Grundlage für die Behandlung der Untertanen des anderen Staates bieten sollte — Nordamerika hat sich nicht daran gekehrt, sondern den Wunsch Deutschlands, die Behandlung der beiderseitigen Untertanen trotz des Krieges nach diesem Vertrage zu regeln, abgelehnt.

Diese ersten Berührungen indes waren nur flüchtig. Was sich drüben in Amerika entwickelte, interessierte in Deutschland wenig. Auch als die große Wanderflut aus Deutschland ihre erste Welle an die Atlantische Küste warf, stellte sie gegenseitiges Verstehen nicht her. Die geistig hochstehenden Einwanderer hatten ihr altes Vaterland zumeist im Groll verlassen und die anderen, die Bauern und Handwerker, die sie an Zahl immer mehr überwogen, waren nicht imstande, eine Brücke über den Ozean zu schlagen. Bis 1860 blieb die Stimmung Amerikas kühl gegen Preußen und Deutschland, während die Sympathien Frankreich galten, aus dem man die höhere Kultur und Lebensart bezog.

Die Wendung begann mit der Entscheidung über die Sklavenfrage. Die eingewanderten Deutschen im Norden und Süden traten unbedingt für die Union ein, und während in England und Frankreich die Sympathien für den Süden groß waren, stand die öffentliche Meinung Deutschlands unbedingt auf seiten des Nordens und bewahrte Preußen eine strenge Neutralität. Nach der Gründung des Deutschen Reiches aber flammte der Stolz der Deutschamerikaner mächtig auf, deren Reihen die immer anschwellende deutsche Einwanderung verstärkte. Jetzt traten sich die beiden Länder wirtschaftlich und geistig immer näher, die Verflechtung der beiden Wirtschaftsleben setzte ein, und an den Fäden des Verkehrs wurde der Austausch des geistigen Lebens immer größer. Deutsche Forschungs- und Erziehungsmethoden traten an die Stelle

der französischen, das ältere Land teilte dem jüngeren von seiner Kultur, von seiner Wissenschaft und Kunst mit; an den Erfolgen der amerikanischen Technik hat es großen Anteil. Unendlich viel näher kamen sich Amerika und Deutschland so, und in den neunziger Jahren sah es so aus, als seien diese beiden Staaten, wenn nicht zu einem Bundesverhältnis, so doch zu enger Freundschaft bestimmt, weil einer dem anderen viel zu geben hatte, weil beide voneinander viel zu lernen hatten, weil sie einander wirtschaftlich ergänzten, und weil sie beide das gemeinsame Interesse daran hatten, neben der welt- und seebeherrschenden Macht Englands sich gleichfalls ihre Stellung in der Welt zu gewinnen.

Ohne Zweifel ist diese Lage in den neunziger Jahren auf beiden Seiten nicht klar genug erkannt worden. Das Verstehen war auf beiden Seiten gering, Mittel, es zu fördern, fehlten so gut wie ganz. In Deutschland machte man sich kein rechtes Bild davon, daß die Union in den Jahrzehnten zwischen dem Ende des Sezessionskrieges und den ersten neunziger Jahren ein wirtschaftlich reifes Land geworden war, das zur Ausfuhr drängte und dessen Stellung in der Welt sich damit veränderte. Noch weniger hatte Amerika eine deutliche Vorstellung davon, was aus dem Deutschen Reiche seit 1870 geworden war und welche innere Kraft sich in ihm gerade zur gleichen Zeit regte, um eine ähnliche Entwicklung einzuschlagen. Dabei lebten in der Union Millionen deutscher Abstammung und Herkunft; gut ein Drittel der Einwohner in den Vereinigten Staaten hat deutsches Blut in den Adern. Dieses Deutschamerikanertum hat der Union sehr viel gegeben, aber seine Aufgabe, Verbindung und Brücke zwischen dem Reich und der Union zu sein, hat es nicht erfüllt, nicht erfüllen können. Bis zum Weltkrieg haben die Deutschamerikaner auf die Beziehungen beider Staaten nur einmal stärkeren Einfluß ausüben können: 1898, als unter Mac Kinley die Spannung zwischen der Union und Deutschland geradezu zum Krieg drängte.

Woher kam diese Spannung? Der nächste Anlaß war eine Begegnung der beiden Flotten vor Manila, deren Einzelheiten bekannt sind. Aber das war nur einer aus einer Reihe von Vorfällen, die die Beziehungen der beiden Staaten verschlechtert hatten. Sie lagen vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Die wirtschaftlichen Interessen beider Staaten waren nicht in das rechte Verhältnis zueinander gebracht worden; man hatte die nötige handelspolitische Regelung nicht gefunden. Diese Dinge und die beim spanisch-amerikanischen Krieg eintretende Spannung verschlechterten die Beziehungen so, daß A. D. White, als er das zweitemal als Vertreter der Union nach Berlin kam, erstaunt war, wie stark die Abneigung gegen Amerika schon war. Diese Spannung wurde nun ungemein durch eine systematische englische Preßarbeit gefördert.

Die Stimmung England und der Union zueinander war vom Befreiungskriege bis in die neunziger Jahre hinein eher feindlich und gespannt als freundlich gewesen. Noch die „Alabama“-Frage, die im Verfolg des Sezessionskrieges lange hin- und hergeschoben wurde, zeigte dies, und die Erinnerung an die Unterstützung, die England den Südstaaten in diesem Kriege gewährt hatte. Sehr früh ist indes auf der englischen Seite erkannt worden, welche Gefahr für England darin liegen mochte, wenn die Vereinigten Staaten, nun einmal auf dem Wege zur Weltmacht, die eigentlich natürlichen Beziehungen zu den nicht angelsächsischen Weltstaaten, also in erster Linie zu Deutschland, in den Vordergrund stellten. Jene Mißverständnisse und Spannungen der ausgehenden neunziger Jahre zwischen Deutschland und Amerika sind darum bereits mit aller Macht von der englischen Agitation und Presse ausgenutzt worden, damit die Beziehungen zwischen England und der Union als die gegebenen und notwendigen erscheinen sollten. Selbst ein Buch, wie das von W. T. Stead, „Die Amerikanisierung der Welt“, das zu Beginn dieses Jahrhunderts großes Aufsehen erregte, hat dazu mitgewirkt. Stead wollte England aufstacheln, indem er die Gefahr des amerikanischen Wettbewerbs übertreibend ausmalte, und hat im Grunde nur die Stimmung auf beiden Seiten aufeinander zugeführt. Denn der Amerikaner war von dieser Beurteilung geschmeichelt, in England aber war man klug genug, diese Agitation gegen den amerikanischen Wettbewerb gerade nicht in den Vordergrund zu schieben. Als Chamberlain die Bewegung für einen britischen Zollverein begann, meinte er im Grunde ja immer die Vereinigten Staaten als gefährlichen Gegner. Aber seine Agitation wurde gegen Deutschland gerichtet wegen der Gefahren, von denen man in England glaubte, daß sie am nächsten lägen, wegen der deutschen Konkurrenz, von der man überzeugt war, daß sie einmal mit Gewalt totgemacht werden müsse.

Es bleibt ein dauerndes Ruhmesblatt für unseren Kaiser, daß er sehr früh die Bedeutung der deutsch-amerikanischen Beziehungen erkannt hat. Was er, als sie sich verschärften, tat, ist damals nicht immer richtig verstanden worden, die Reise des Prinzen Heinrich 1901 und alle Versuche, die Beziehungen beider Staaten dadurch zu bessern, daß man zunächst einmal einander besser kennen lernte. Kaiser Wilhelm hat die Gefahr einer fortwährend drohenden englisch-amerikanischen Union sehr früh erkannt, seine Schuld ist es nicht, wenn sie nicht verhindert worden ist, wenn sie heute fertig vor uns steht.

Was hat letzten Endes zu ihr geführt? Präsident Wilson spricht heute fortwährend davon, daß die Vereinigten Staaten für die Freiheit der Welt, für die Demokratie usw. in den Krieg eingetreten seien. Er glaubt in dieser Auffassung, deren innere Unwahr-

heit auf der Hand liegt, ehrlich zu sein und sein Volk glaubt es auch. Wäre es anders, so hätte Wilson nicht diese Mehrheit im Kongreß gefunden, um den Beschluß zum Kriege durchzudrücken, für den an sich nicht die leiseste Notwendigkeit vorlag. Diese Wilsonsche Anschauung ist vornehmlich durch die englische Preßverhetzung gegen Deutschland gerichtet worden, von der ja während des Krieges oft genug gesprochen worden ist. Schade, daß wir nicht vor dem Kriege oft genug davon gesprochen haben. Im Anfang des Krieges konnte man die Lage noch so bezeichnen, daß ein Drittel der Nordamerikaner für England, ein Drittel für Deutschland und ein Drittel gleichgültig gestimmt war. Die unausgesetzte Bearbeitung der öffentlichen Meinung hat die Stimmung aber schließlich so verändert, daß Wilson für den letzten Kriegsentschluß auf einen nennenswerten Widerspruch nicht stieß, daß er nicht einmal auf die Deutschen und Iren irgendwelche Rücksicht zu nehmen brauchte, die sich im Anfang des Krieges in leidenschaftlicher Bekämpfung der Engländer geradezu überboten haben.

Aber diese Stimmungsmache konnte zu den Erfolgen nur kommen, wenn in den die Union wirklich leitenden Kreisen — und diese sind viel enger, als man denkt — die Neigung und der Wille zum Bruch da waren. Das war der Fall. Amerika wird heute beherrscht wirtschaftlich von den großen Trusts, politisch von der republikanischen Partei, und die Arbeitermassen, die eine eigene große Partei nicht bilden, folgen dieser Richtung, weil sie ihre Vorteile dabei finden. Es ist die Richtung eines entschlossenen Imperialismus, die mit dem Ende der neunziger Jahre zum Durchbruch kam. Die Union hatte den Kapitalismus bis zu seinen äußersten Formen entwickelt und die gewaltigen Naturschätze des eigenen Landes gaben nicht nur die Möglichkeit, mit einer Schutzzollpolitik nach außen fremden Wettbewerb zurückzuschieben, sondern auch über die Grenzen hinauszugehen, auf den in Frage kommenden Märkten wirtschaftlich erobernd vorzugehen. Diese Gebiete sind Mittelamerika, Südamerika, der Stille Ozean und der ferne Osten. Drang daneben das amerikanische Wirtschaftsleben auch in Europa ein — wir erinnern an das amerikanische Fleisch, den amerikanischen Schuh, die amerikanische Lebensversicherungspolice —, so wurde das als angenehm empfunden, aber entscheidenden Wert legen die wirtschaftlichen Führer der Union auf diese Ausdehnung nach Europa nicht. Dagegen suchten sie immer entschiedener das früher phantastisch aussehende panamerikanische Ideal zum Wirtschaftsprogramm und zum politischen Programm zu machen. Schon vor einem Jahrhundert ist der Gedanke geträumt worden, die Kontinente Amerikas, Nord-, Mittel- und Südamerika, zusammenzufassen zu einer großen Einheit mit gemeinsamen Zöllen, Eisenbahnen, Münze und allen ähnlichen Einrichtungen und davon den fremden Wettbewerb auszuschließen. Bis in die Gegenwart hinein sind die Vereinigten Staaten selbst mit ihrem Reichtum nicht dazu in der Lage gewesen. Diese Länder sind dünn besiedelt und brauchen Geld. Ansiedler vermochte die Union nicht abzugeben; sie wird es auch in Zukunft nicht können. Denn die natürliche Vermehrung der Unionsbevölkerung ist sehr schwach, besonders in den angelsächsischen Kreisen, und die Einwanderung aus Europa mit ihrem Kinderreichtum wird nach den ungeheuren Menschenverlusten dieses Krieges gewaltig abnehmen. Wirtschaftlich diese Märkte erobern, war die Union auch nicht imstande. Da standen der deutsche und der englische Gewerbfleiß durchaus im Vordergrund, wie überhaupt die Staaten Südamerikas Europa viel mehr zugewendet sind als dem Norden. Der Krieg hat aber dem Norden die Möglichkeit gegeben, mit finanziellen Mitteln in den Süden einzugreifen und ihn dadurch stärker für sich zu erobern.

In alledem läge noch kein Grund dazu, daß sich die Vereinigten Staaten entschlossen feindlich gegen Deutschland stellten. Dafür ist das Wesentliche, daß der drohende Gegner für die zukünftige Weltentwicklung der Union nicht von der europäischen, sondern von der asiatischen Seite kommt. Der japanische Imperialismus ist ungeheuer an Macht gestiegen und, was ihm an Menschenzahl fehlt, ersetzt er durch die Gunst der Lage und durch die fabelhafte Zähigkeit und einseitige Begabung seines Volkes. Das Kaiserreich Japan nimmt für seine Zukunft in Anspruch: die Vorherrschaft längs der Küste Chinas und den Stillen Ozean mit den Inseln, die in ihm vorhanden sind, demnächst Hinterindien, vielleicht auch Vorderindien. Der Krieg hat Japan darin ungemein vorangebracht. Indem es im Kriege selbst nur soviel tat, als seinem eigenen Vorteile diente, hat es sich darin nicht verblutet, und indem es sich auf Kriegslieferungen an seine Bundesgenossen beschränkt, die bar bezahlt werden müssen, hat es seine wirtschaftliche Kraft und seine Finanzen gekräftigt. Die chinesische Frage war vor dem Kriege ein Problem zwischen den großen Weltmächten Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Japan; die Vereinigten Staaten trieben nur eine laue ostasiatische Politik. Während des Krieges ist China, in sich machtlos und durch innere Unordnung zerrüttet, ein Objekt des japanischen Ehrgeizes geworden. England muß zusehen, wie Japan dort eindringt, Rußland unterstützt das, Frankreich und Deutschland können nichts darin sagen, — blieb die Union, die immer mehr die Gefahr wachsen sah. Denn sie will im Stillen Ozean die wirtschaftliche Vorherrschaft, sie braucht diese Märkte Ostasiens oder behauptet sie zu brauchen. Sie hat dazu trotz Monroe eine ausgreifende Politik getrieben seit Jahrzehnten mit dem Panamakanal, mit ihrer westindischen Politik, mit Haiti, Samoa und den Philippinen usw. Noch mehr:

die Japaner greifen unmittelbar in die Interessensphäre der Union ein, in Mexiko und an der Westküste Südamerikas und längs der ganzen Westküste der Union selbst.

Nur wer diese ostasiatischen und pazifischen Dinge und den amerikanischen Imperialismus richtig einschätzt, versteht die Haltung der Union in diesem Kriege bis zuletzt. So wichtig die englische Agitation ist, früher wurden beide Länder doch durch allerlei Gegensätze auseinandergehalten. Wäre dieser Krieg nicht ausgebrochen, so wären die Gegensätze an dieser Stelle der Weltpolitik sicherlich noch lange labil geblieben. Der Krieg hat auch hier die Entwicklung sehr beschleunigt. Er hat Japan gerade durch dessen Beteiligung am Kriege und die Art, wie sie sich vollzog, gestärkt und damit die Gefahr Japans für Nordamerika gesteigert. Der gegebene Bundesgenosse Amerikas gegen Japan aber ist England aus allen Gründen, wie der gegebene Bundesgenosse Japans in diesen Fragen Rußland ist. So war die Erwägung für die nüchternen Geschäftsmänner der Union einfach. Mußte man die Auseinandersetzung mit Japan in absehbarer Zeit in Rechnung stellen, so lag es im eignen Interesse, sich den gegebenen Bundesgenossen zu sichern und dafür diesen Bundesgenossen gegen eine Niederlage zu schützen. Auf diese Formel können wir schließlich die Lehren und Erfahrungen bringen, die der Krieg für unser Verhältnis zu den Vereinigten Staaten bis zu ihrer Kriegserklärung uns gezeigt hat: die Union will in ihrem Interesse eine Niederlage Englands und damit der Entente verhindern, damit sie ihre künftige Stellung und Konflikte damit sichert.

Ist das die Lage, so braucht es keiner weiteren Begründung für den eingangs ausgesprochenen Satz, daß die Stellungnahme der Vereinigten Staaten gegen uns auf absehbare Zeit dauernd sein wird. Die Bemühungen von unserer Seite, bessere Beziehungen herzustellen und im Kriege den Konflikt zu vermeiden, sind vor den harten Machtgedanken unterlegen, die heute die Union beherrschen. Was Sprachen- und Kulturgemeinschaft nicht zustande brachte und was Wirtschaftsstreit auseinanderhielt, hat der Krieg herbeigeführt: die Union der beiden angelsächsischen Weltmächte. Für diese Entwicklung, die zwei Staaten und Völker auf verschiedene Seiten trieb, einzelne Menschen, einzelne Politiker dafür ausschließlich verantwortlich zu machen, ist unmöglich. Es ist eine Summe von politischen Machtgedanken und allgemeinen Anschauungen, von Stimmungen und Abneigungen, die schließlich zu dieser Entscheidung geführt hat. Wir fürchten uns auch vor ihr nicht. Was wir heute bedauern, ist, daß die Führung unserer Politik während des Krieges den Zwang der Dinge hier nicht früh genug eingestellt hat. Im Sommer 1915 mußte klar sein, daß die Entwicklung nicht anders laufen konnte, als sie gelaufen ist: entweder gab Deutschland im U-Bootskrieg unbedingt nach und gewann dadurch die Vermittelung Amerikas für einen Frieden, der ganz gewiß nicht die deutschen Interessen gewahrt hätte. Oder es führte den Kampf mit dieser neuen Waffe rücksichtslos durch, auch auf das Risiko eines Krieges mit den Vereinigten Staaten, das von vornherein klar war und das man laufen mußte.

In der entscheidenden Phase des Krieges, in der wir stehen, ist dieser Ausgang nicht von der Bedeutung, daß er den Krieg zu unseren Ungunsten wendet. Für die Zukunft aber bedeutet er eine weltgeschichtliche Entscheidung, die uns immer klarer werden wird, je weiter wir uns von ihr entfernen. Wir haben nun die Aufgabe, alle Folgerungen daraus zu ziehen und vor allem Illusionen rücksichtslos über Bord zu werfen, die uns gerade in den Beziehungen Deutschlands und der Vereinigten Staaten zur Genüge getäuscht haben.

Die Glocken

Sie zogen hinaus. Und dumpf und schwer
Liegt's auf den Herzen: Jetzt kämpft das Heer!
Da kommt Kunde nach langer Weile
Und jubelnd reißt sie am Glockenseile,
Hoch in den Lüften ist Klingen und Schallen,
Als donnerten Hämmer auf erzene Hallen.
Hört, wie es weit in die Lande fliegt:
Wir haben gesiegt, wir haben gesiegt!
Das sind die alten Glocken nicht mehr,
Das ist eine Stimme vom Himmel her;
Durch der Geschütze fernes Grollen,
Über des Schicksals Würfelrollen,
Künder der Schlachten, Herold der Helden,
Tönt sie, Erlösung und Gnade zu melden.

Carl Hagen-Thürnau



Bauernblumen
Gemälde von Prof. Rudolf Nißl



Rudolf Nißl



Von Fritz von Ostini in München

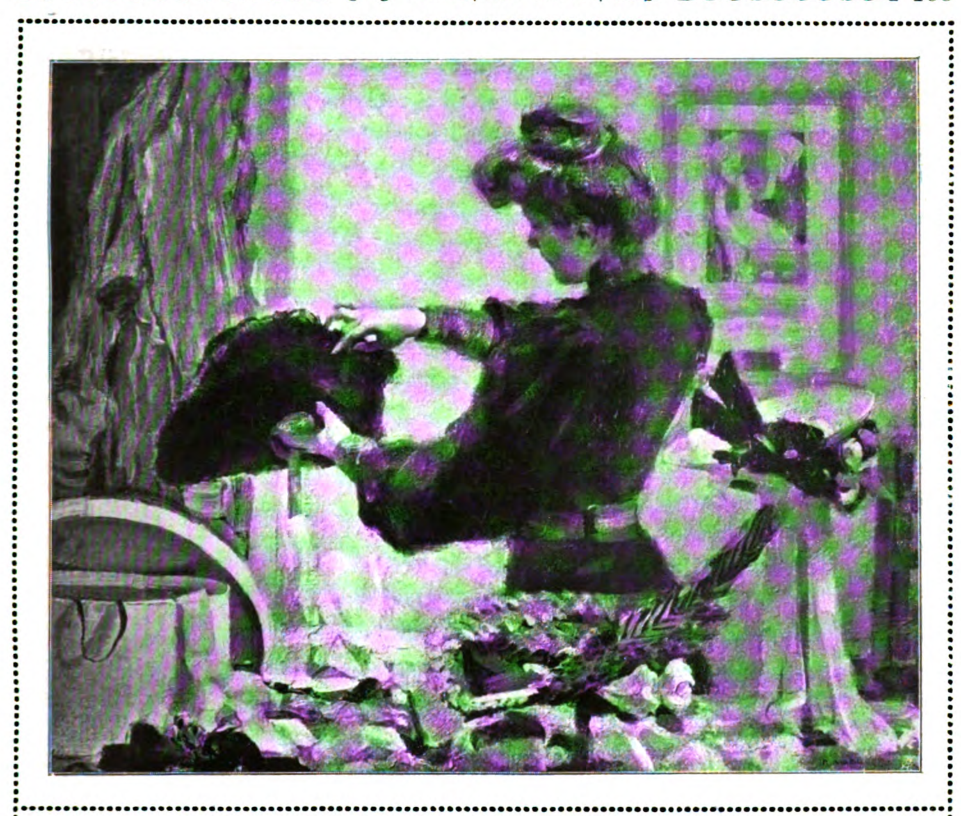


Vielleicht liegt es tief im Wesen der Kunst begründet, daß in einer Zeit, in der jene durchaus nicht gerade eine Blüteperiode durchlebt, am meisten über ihre ewiggültigen Grundsätze geredet, geschrieben und gestritten wird. Und vielleicht war das nie so arg wie jetzt. Noch in den achtziger Jahren, in denen unendlich viel mehr Bedeutendes geschaffen wurde als heute, gab es ein ruhiges, duldsames Nebeneinander der verschiedensten künstlerischen Meinungen, und die, die Kunst zu genießen wußten, hatten an dieser Verschiedenartigkeit ihre Freude. Heute soll es nur mehr ein Links oder Rechts geben; ein Ding, das mit konfessionellem Haß verzweifelte Ähnlichkeit hat, ist ins Künstlerleben eingezogen, und gar viele sehen darin nur mehr durch eine Parteibrille. Es ist ihnen nur das eine gut, alles andere schlecht. Und doch ist es eine Binsenwahrheit, daß im Hause der Kunst ungezählte Wohnungen sind, daß nichts „ewiggültig" ist als eben die Güte der Kunst selber, daß die Götter von heute morgen nicht mehr auf ihren Altären stehen, und daß das, was vorlaute Jungen heute als das Ewiggestrige verhöhnen, spätestens übermorgen wieder neu entdeckt wird. Dieselben Ästheten, die einst den Philister verspotteten, wenn er sein „Die Kunst soll . . ." und „Von der Kunst verlange ich..." hören ließ, wollen heute der Kunst selber ohne jede Duldsamkeit ihre Richtung vorschreiben, ihr vorschreiben, was sie wollen darf! Sie darf aber immer alles wollen, was sie kann, und dieser Grundsatz muß wieder ein Gemeingut werden, um das uns das Geschrei keines Klüngels bringen kann. Stoff und Ausdrucksmittel hängen unabtrennbar mit dem Wesen des einzelnen Künstlers zusammen, ein „Zeitwille" wird immer nur die Äußerlichkeiten bestimmen. Er wird heute vielleicht das große, dekorative Format bevorzugen, morgen die intime Schilderung, heute die Erfindung anekdotischer Szenen und ein andermal romantische Gestaltung. Der einzelne aber, der ehrlich ist, wird, je nach seiner Natur und Seele, nach Belieben auf Farbe oder auf Tonwerte, auf kühnen Strich oder liebevolle Durcharbeitung, auf Feinheiten der Zeichnung oder der Stimmung ausgehen; der eine durch schlagenden Ausdruck, der andere durch sinnige Bildgedanken wirken, oder auch einfach ein beliebiges Stück Natur, das ihm schön dünkt, ohne Phrase so treu und gut wiedergeben wollen, als er kann.



⊠ Selbstbildnis des Künstlers ⊠

Dieses letztere Streben, die wenigst komplizierte von allen jenen und noch vielen nicht genannten Möglichkeiten, braucht zu keinem öden Abschreiben der Natur zu führen und läßt dem Temperament des einzelnen den weitesten Spielraum. Es bestimmt auch die Kunst des Münchener Ma-



Putzmacherin. Gemälde. (Im Besitz der Stadt Bielefeld)

lers Rudolf Nißl, der in seinen Innenräumen, Stilleben, Aktbildern usw. die Wirklichkeit in einer frischkräftigen, gesunden und farbenfrohen Malerei abkonterfeit, von keiner dogmatischen Redensart geleitet, sondern von der Liebe zur Schönheit der Dinge. Er hat die glückliche Gabe, diese Schönheit überall zu finden, nicht nur in dem, was man früher so im allgemeinen für „pikant" hielt, sondern ebenso in einem Strauß Bauernblumen, im Innern einer reichen, alten Kirche, wie in der Stimmung einer sauberen, weißgetünchten Stube oder in der Anmut eines Frauenkörpers. Alles, was Farbe hat, ist ihm lieb, und für ihn hat so ziemlich alles Farbe. Er ist aber nicht Kolorist nach irgendeinem Rezept, das vorschreibt, was für Tuben im Malkasten Platz finden dürfen, sondern durch die Gabe, farbig zu sehen. Mit dem Wort „koloristisch" werden oft sehr verwickelte Begriffe bezeichnet; Nißls Farbigkeit aber ist die unkomplizierteste, die man sich denken kann, die unmittelbarste, wenn man will. Dem Lehrsatz, daß der moderne Maler nur die Farben des Spektrums anwenden dürfe, folgt er nicht, aber alle trüben oder gar schmutzigen Töne vermeidet er, weil er sie in der Natur nicht sieht; eine überlegene Reinlichkeit der Arbeit ist ihm beim Malen selbstverständlich, und die Kunst durch ein klug gewähltes Nebeneinander die Farben zu steigern, einzelne Farben wie Juwele aufleuchten zu lassen in einem sonst bescheidenen Zusammenklingen der Töne, übt er mit einer Sicherheit, die das Wohlüberlegte als etwas Selbstverständliches erscheinen läßt. Am erfolgreichsten natürlich in seinen Stilleben. Im Stilleben läßt sich schließlich das Vorhandensein jeder gewünschten Farbe durch einen eingeschobenen Gegenstand leicht begründen, und ist dieser nun auch mit prickelnder Malerei naturtreu gebildet, so empfindet ihn der Beschauer eben als ein Ding, das da sein muß. Er wird nicht fragen, warum die

Falten eines leuchtend blauen Vorhangs gerade an dieser Stelle niederfließen, oder im Blumenstrauß etwa eine azurne Ritterspornähre neben einem gelben Löwenmaul steht — er wird nur die anspruchslose Schönheit der Dinge selbst fühlen, nicht ihre Absicht merken. Im Stilleben findet der Maler unerschöpfliche Gelegenheiten, mit den Wundern der Farbe zu spielen, sie rein zu genießen, wie der Tonkünstler einen Griff in seine Saiten; hier kann seine Farbenfreude schier ohne jede Hemmung durch den Stoff sich ausleben und hier, ‚schließlich und nicht zuletzt‘, kann er als Maler sich selbst erziehen. Der unübertroffene deutsche Meister des Stillebens, Karl Schuch, hat seine zahlreichen Stilleben selbst als Vorstufen für die Landschaftskunst, die ihm vorschwebte, bezeichnet, und so ähnlich scheint mir auch bei dem, der Palette und



Näherin. Gemälde

der Malweise nach, mit Schuch durchaus nicht verwandten Nißl, das Stillebenmalen immer wieder Vorstufe zu sein für seine übrigen Bilder, Figürliches und Innenräume. Mit jeder Sprosse der Leiter, die er dort erklimmt, wird er auch hier klarer und bestimmter in der Farbe, immer mehr verschwinden aus seinen Tafeln die grauen und braunen Zwischentöne, immer gewandter löst er seine reine Farbe auf. Allerdings nicht nach den Anweisungen des Impressionismus. Sein Strich ist breit und flächig, fühlt die Formen nach, zerteilt die Flächen nicht in ein Gewimmel von Strichlein und Tönchen. Auch er hat seine Zeit der Freilichtmalerei gehabt, die mit solchen Mitteln arbeitete; er hat damals Dinge gemalt, die gewiß den Beifall derer fanden, die in einem ‚Impressionismus‘, wie ihn etwa Liebermann übt, das einzige Ziel der Kunst sahen. Sein „Bayerischer Biergarten“, der „Spaziergang“ (gemalt 1907) in Tittmoning und der zu gleicher Zeit am gleichen Ort entstandene „Kinderspielplatz“ sind Proben dieser Technik, die er glänzend handhabte, aber wieder verließ, weil sie ihm offenbar nicht gab, was er suchte. Neben seinen neueren, viel flächiger und einfacher gemalten Bildern wirken jene doch matter in ihrer Farbe trotz allen prickelnden Lichtspiels. Wenn der Künstler jetzt Figuren ins Freie stellt, so sucht er dabei als Maler ersichtlich andere Wirkungen, stellt sich weniger die Aufgabe flimmerndes, vielfach zerstreutes und zurückgeworfenes Licht zu schildern, sondern geht auch hier einfacheren farbigen Aufgaben nach, wie etwa in den „Trauernden Frauen“ (S. 201), wo ihn das Zusammenklingen der Töne am Hausrand — Gelb und Weiß — grünen Fensterladen und schwarzen Trauerkleidern anregte. Und so sucht er auch in seinen Innenräumen heute einfachere, freilich nicht leichter zu malende Vorwürfe auf als früher; er malt z. B. gern sehr helle Stuben, in denen nicht viele Gegenstände stillebenartig zusammengestellt sind, in denen eine stille, feiertägliche Sauberkeit herrscht. Die „Försterstube“ (S. 199 dieses Heftes), noch mehr das Bild „Aus Ottobeuren“ (gegenüber S. 198) geben einen Begriff solchen Strebens. Zum schönsten Gelingen führt ihn dies in dem sonnigen Bilde eines

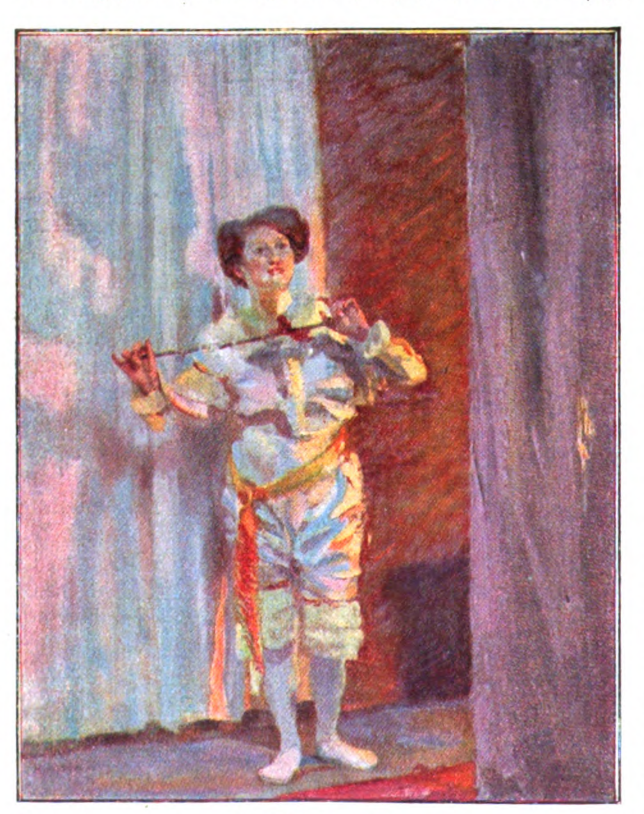


Biergarten in Bayern. Gemälde

„Weißen Zimmers", das Nißl 1908 in Tittmoning malte. Nicht viele hätten dieses weißgestrichene Gemach mit den frischgewaschenen Mullgardinen und sehr wenig Hausrat malerisch gefunden. Nißl schuf aus diesem Zusammenklang in Weiß ein Idyll voll Reiz, ein Idyll kleinstädtischen Friedens, das jeden anheimelt. Es war nicht ‚tonig' im alten Sinn, es war rein farbig gesehen, in verhältnismäßig wenigen und breiten Flächen hingestrichen und doch nicht leer. Auch in seinen figürlichen Bildern, die meist schöngezeichnete Mädchenakte im Innenraum darstellen, stehend, liegend, sitzend, Bildern ohne anekdotische Spitze und ohne andere Absicht als die, etwas Schönes zu zeigen, ist der Künstler vom komplizierteren immer mehr zum einfachen, aber stärkeren Ausdruck gekommen.

Der ruhigen Klarheit seiner künstlerischen Absichten entspricht ganz die abenteuerlose und folgerichtige Entwicklung seines Lebens. Rudolf Nißl ist von Geburt ein Tiroler, geboren am 13. April 1870 zu Fügen, im Zillertal. Seine Eltern siedelten als er noch klein war, nach Innsbruck über, und hier besuchte er die Volksschule, dann das Gymnasium in dem nahen Hall. Dies Städtchen, das in seinen alten Bauten Perlen der Renaissance und der Gotik umschließt, regte schon den Knaben an, dort malerische alte Winkel zu zeichnen, und dabei wurde ganz von selbst in ihm der Wunsch wach, einmal ein Maler zu werden. Die Vorliebe für malerische alte Winkel, die er schließlich im ganzen Bayerlande aufsuchte, hat er sich denn auch bewahrt. Nachdem er das Gymnasium besucht hatte, kam er an die Staatsgewerbeschule in Innsbruck und mit siebzehn Jahren nach München, zunächst in die Privatschule seines Landsmanns Schmidt-Reutte, eines sehr merkwürdigen Malers und anregenden Lehrers, dem es leider nicht gegeben war, zu Leistungen zu kommen, die seiner bedeutenden Begabung entsprachen. Hier wurde der Jüngling für die Münchener Akademie vorbereitet, in der er zu-

nächst die Zeichenklasse Johann Herterichs und dann die berühmte und für viele so gefährliche Löfftz-Schule besuchte. Sie mag ihm, der nach farbigem Ausdruck suchte, besonders wenig zugesagt haben — Löfftz lehrte Technik und wieder Technik, Technik geradezu als Selbstzweck und in einem sehr enggefaßten Sinne, und wie er sie selber, selbstquälerisch und nie zufrieden, übte, unendlich lange an ein Bild hinarbeitend, so quälte er auch seine Schüler, die wohl gelegentlich ein Vierteljahr an einem Kopf oder ein Jahr an einem Akt hinmalten, um schließlich eine verdorbene Leinwand mißmutig in die Ecke zu stellen. Bezeichnend ist, daß er selbst erklärte, bei ihm könnten die Schüler nur in den zwei ersten Jahren etwas lernen. Eben nur das Handwerk, nicht das, was aus dem Handwerk die Kunst macht! Die Pforte zu dieser tat dem jungen Adepten erst Paul Hoecker auf, nachdem Löfftz, der Akademiedirektor geworden war, seine Lehrtätigkeit eingestellt hatte. Hoecker hat sich ein außerordentliches Verdienst erworben dadurch, daß er seine Schüler in Freiheit erzog. Er zwang keinem ein Farbengesetz, ein künstlerisches Dogma auf — er hatte nur Geschmack, gab fruchtbaren Rat, zog die jungen Leute aus dem Staub der Schulstube hinaus in die Natur und ließ dort jeden malen, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Es ist bekannt, daß es auch ein großer Teil seiner Schüler zu etwas gebracht hat; so waren fast alle Mitglieder der ‚Scholle‘, dann Angelo Jank u. a. bei Hoecker gewesen. Die Fähigkeit, das Malerische überall zu finden und auch das anspruchloseste Stück Wirklichkeit zum Bilde gestalten zu lernen, verdankt Nißl wie viele andere sicherlich zunächst Paul Hoeckers Anregungen, und sie wurde gestärkt und vertieft durch den Verkehr mit Gleichgesinnten. Nißl war viel mit den Gründern der Münchener ‚Sezession‘ zusammen, trat dieser bald — seit 1894 hatte er dort ausgestellt — als Mitglied bei, und seitdem fehlten in keiner ihrer Ausstellungen die Bilder Nißls, die von Jahr zu Jahr ein stetiges Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege, eine sichere Klärung der malerischen Mittel kundtaten.



Artistin. Gemälde

Wie schon erwähnt, ist der Maler, nachdem er der Schule entwachsen war, mit wenig Abirrungen nach ‚zeitgemäßen Richtungen‘ seinem Ziele zugeschritten: einer phrasenlosen, ihrer Wirkung auf dem ehrlichsten Wege erreichenden, guten und reinlichen Malerei. Ganz unbeeinflußt bleibt natürlich keiner in seinen Werdejahren, irgendwie wirkt der Tag auf jeden. So hat auch Nißl im Geschmacke jener Zeit 1894 sein „Altmännerhaus“ — es ist in Landshut entstanden — gemalt, so hat er später in Trostberg seinen, als Freilichtstudie ganz ausgezeichneten Bierkeller, einen schattigen, mit Son-



Försterstube. Gemälde

nenkringeln überstreuten Wirtsgarten und in Tittmoning den „Kinderspielplatz" und den „Spaziergang" vollendet, die ähnliche Lichtfragen behandelten. Die Anerkennung, die er gerade mit diesen Bildern fand, verlockte ihn aber nicht, dauernd bei solcher Besonderheit zu verweilen. Im großen und ganzen zog ihn der Innenraum immer stärker an als die freie Natur, und er fand malenswerte Räume in allen Winkeln des bayerischen Königreiches. Sein Lieblingsproblem aber war und blieb die ‚Figur im Raume' und den alten Meistern dieser Sonderheit galt auch immer seine besondere Bewunderung. Er hat nie versucht, etwa Pieter de Hoogh oder gar den herrlichen Vermeer van Delft nachzuahmen, aber ihre Bilder wiesen ihm doch die Höhen, die dem Maler der Gestalt im Raume erreichbar sind. Diese Besonderheit macht es ihm auch möglich, viele seiner Bilder in der eigenen Werkstatt zu schaffen, ohne daß, was er schuf, Ateliermalerei der bekannten, abgetanen Art geworden wäre. Er stellte sich eben auch zu Hause seine Innenräume her, wie er sie brauchte, und konnte unbehindert seinem Grundsatze folgen, möglichst alles nach der Natur fertig zu malen. Trotz des bescheidenen Umfangs, den er fast immer wählt, kam Nißl so nicht zu dem komponierten kleinlichen und ausgetüftelten ‚Genrebild', sondern gab immer ein frisch gesehenes Stück Natur. Die blonde „Näherin" von 1894 (S. 196), die in Londoner Privatbesitz gelangte, die „Dame und Dienerin" vom gleichen Jahre, ein Innenraumbild, das ihm in Paris eine Auszeichnung eintrug, die „Dame vor dem Spiegel", die sich die Halsschleife bindet, 1902 gemalt, die „Putzmacherin" von 1906, die ihr Werk mit weit abgestrecktem Arm betrachtet, und ihre Kollegin mit dem „neuen Hut", die unsere Leser a. S. 195 dieses Heftes finden, das in Ton und Farbe vorzüglich geratene „Lesende Mädchen" von 1907 und die malerisch noch pikantere „Lesende Dame" vor einem Bücherschrank (1909) — das sind bezeichnende Früchte dieser Darstellungsweise, die so

ungesucht als möglich Leben, Licht und Farbe schildern, aber nicht Geschichten erzählen will.

Auch Nißls zahlreiche Bilder von weiblichen Akten im Raume sind schlichte Naturschilderungen, keine pikanten Geschichtchen. Die Reihe begann wohl um 1910 mit jener Schilderung eines zierlichen weiblichen Modells im Atelier, das in der Sitzungspause stehend in einem Buche blättert. Das Bild, das der bayerische Staat erwarb, ist noch toniger, schummriger gemalt als die meisten späteren solcher Darstellungen, auf denen das jugendlich frische Fleisch meist leuchtend gegen irgendeine starke Farbe, mit Vorliebe gegen ein buntgeflecktes Fell, gestellt ist. Zweck ist auch hier fast immer nur die Erscheinung, nur ausnahmsweise tun Nißls nackte Frauen irgend etwas, was zu einer näheren Bildbezeichnung, einem Titel, wie „Nach dem Bade" — 1913 — Anlaß gäbe. Sie ruhen, sitzend, liegend; irgendeine farbige Draperie auf dem Diwan, ein Vorhang von starkem Blau etwa oder eine Pelzdecke geben den Kontrast, und das Ganze ist immer überaus bildmäßig und doch weder ein gestelltes Bild, noch eine nüchterne Aktstudie. Ganz selten spitzt der Maler seine figürlichen Darstellungen auf etwas Bestimmtes zu, wie etwa in der „Judith" (Abb. a. S. 202), die ja ein sphinxhaft lächelndes Weib mit einem Schwert, aber doch wohl keine Judith ist, oder in der „Artistin" von 1913 (S. 198) in ihren weißen Seidenhöschen, bei der dem Künstler die verwickelte Beleuchtung durch Saal- und Rampenlicht wohl den Kern der Aufgabe gebildet hat.

Am wohlsten fühlt sich Nißl ganz offenbar immer da, wo die Aufgabe klar und bestimmt gestellt ist. Er ist kein Himmelsstürmer, der in schönem Wahn Unmögliches begehrt — er will nur das ihm Erreichbare so gut wie möglich machen. Und es wäre ein Glück, wenn dies ernste, gründliche Hinarbeiten auf positive Ziele in der deutschen Malerei wieder allgemeiner würde, denn es entspricht tatsächlich dem germanischen Wesen; es hat die alte deutsche, holländische, flämische Kunst groß gemacht und galt in der guten neuen Kunst, bis das Jahrzehnt der Phrasen und Theorien anhub. Mit diesen Dingen haben sich ja viele Nichtskönner einen Tagesruhm, die Beachtung der Snobs erobert und — hat sich gar mancher Berufene seine Begabung verdorben. Möchte ihre Zeit bald dahin sein! Sie sind unfruchtbar, können zu keinem Ziele führen, weil aus der Theorie



Bauernblumen. Gemälde



Aus Ottobeuren

Gemälde von Prof. Rudolf Nißl



Trauernde Frauen. Gemälde

dazu fand er überall, auch in München selbst, zum Beispiel in unserm prächtigen Bayrischen Nationalmuseum, in den klassisch-kühlen Räumen der Glyptothek. Aus dem ersten stammt das Motiv zum „Rokokospiegel", 1909 gemalt, a. S. 204 abgebildet, und das reiche Stilleben aus einem der gotischen Säle mit dem „Sankt Georg", das der österreichische Staat für die ‚Moderne Galerie' Wien erworben hat. In dem Kloster Ottobeuren im Allgäu, einer ebenso großartigen wie reichen Barockanlage, die, ziemlich wohlerhalten, einen Prunk aufweist, wie vielleicht kein zweites deutsches Kloster, aus dem malerischen Dinkelsbühl, aus Tittmoning und anderen Orten, in denen er seine arbeitsreichen Studiensommer zubrachte, holt sich Nißl dann immer neue Vorwürfe.

Es sind meist schlichte helle Räume, die er malt; dem scheinbar Nüchternen einen intimen Reiz abzugewinnen — das reizt

heraus keine Kunst lebendig wird, weil den verwirrten Grüblern wie den gaukelnden Machern die Möglichkeit gegeben ist, jeden Tag wieder eine andere, bizarre Theorie aufzustellen. Das könnte ins Endlose fortgeführt werden, und seltsamerweise erzeugten die vielen tollen ‚Ismen' der letzten Jahre bei ihren Jüngern eine öde Gleichförmigkeit und Phantasiearmut, wie sie auch der nüchternste Naturalismus nie zur Folge hatte. Die Natur sieht eben jeder anders, und malt er sie ehrlich, wie er sie sieht, so ist von vornherein auch für eine gesunde Mannigfaltigkeit in bezug auf Form, Farbe, Stoff, Bildaufbau und Technik gesorgt. Zur Ehrfurcht vor der Natur muß die Malerei auf allen Wegen und Irrwegen immer wieder zurückkommen, nur der Unehrliche kommt auf die Dauer ohne sie aus. Fragt mich nur nicht, wie!

Nißls Stilleben- und Innenraummalerei geht, wie wir sehen, auf eine Neigung aus Kindertagen zurück. Stoff



Mädchenakt. Gemälde

ihn mehr, als die Darstellung aufgestapelter Pracht und prunkender Merkwürdigkeit.

Gelegentlich scheut er aber auch vor einer reicheren Gegenständlichkeit nicht zurück, was z. B. eines seiner trefflichsten Innenraumbilder aus Dinkelsbühl beweist: das Innere eines Trödlerladens mit allem erdenklichen Kram, den der Maler im ehemaligen Hause des Jugenddichters Christoph von Schmid dort entdeckt hat. In seinen neueren Stilleben zeigt Rudolf Nißl eine immer lockere und, wenn man so sagen darf, vornehmere Malerei, die Absicht einen bestimmten farbigen Akkord mit ruhevoller Tonigkeit zu verbinden. Er malt jetzt gern lichtes Porzellan und Glas, leuchtende farbige Stoffalten dazu und viel Weiß, stellt etwa eine elfenbeinfarbene Terrine mit einer scharlachroten Dose auf ein weißes Tischtuch, oder eine weiße Nymphenburger Vase vor kornblumenblauen Brokat usw.

Bunte, fröhliche Sträuße, wie man sie nicht zuletzt in bäuerlichen Gärten pflückt, sind ebenfalls eine seiner Liebhabereien, von der hier auch drei schöne Proben gezeigt seien (S. 193, S. 200 und gegenüber S. 208). Das Frische, Unangekränkelte und die lachende Farbenfreude, die diese schönen Blumenbilder kennzeichnet, das ist alles zusammen wie ein Symbol von Rudolf Nißls ganzer Malerei.



Judith. Gemälde



Die Sängerin. Von Georg Freiherrn von Ompteda



Jedes Jahr wenn die Blätter fielen, wechselte auch das Personal des Stadttheaters. Es war nicht eben schade um das alte, und in dem kleinen Nest sah man auch gern neue Gesichter. Das um so mehr, als alle die Hoffnung trugen, es möchte unter den frisch geworbenen Mimen endlich der Stern leuchten, nach dem man Ausschau hielt, seitdem die Stadtväter das viele Geld aufgenommen hatten, um den Musen einen eigenen Tempel zu weihen. Jahr auf Jahr ward aber die Hoffnung begraben: kein Stern ging auf. Immerhin hatte der Herr Direktor den Vorteil, daß die ersten Vorstellungen das nette, kleine Haus zum Brechen füllten — bis alle neuen Kräfte aufgetreten waren. Dann ebbte es freilich ab, und der stille Wunsch des Bühnenleiters, vierteljährlich das Personal zu wechseln, schien daher nicht außer Vernunft. Aber das ging denn doch nicht, und das Publikum mußte schon die Darsteller bis zum Frühjahr, wenn der Tempel der Thalia seine Pforten schloß, ertragen.

Wie nun im Herbst regelmäßig die Blätter von den Bäumen fallen, so fielen todsicher — nicht gerade die komische Alte — aber doch die Naive, die Sentimentale, die Heroine, den Herren Theaterabonnenten anheim, etwa wie es Abonnements gibt auf Kleidungsstücke, die man nach Ablauf des Jahres, wenn auch ein wenig mitgenommen, dem Schneider zurückstellt.

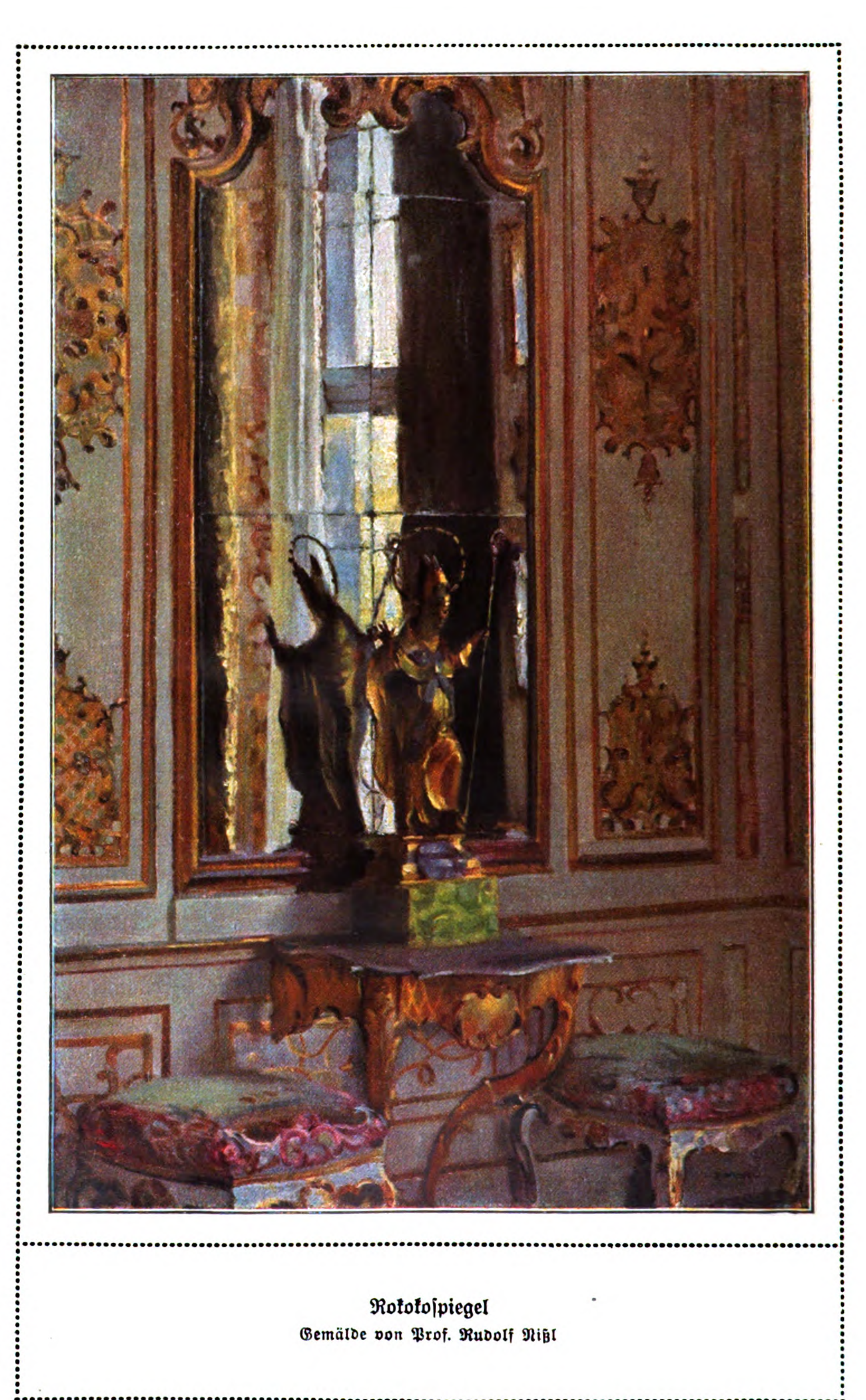
Das Seltsame schien aber dieses: die Herren Abonnenten blieben als höchst harmlose Verehrer grundsätzlich bei dem Fach, das ihnen einst am Beginn ihrer Verpflichtung zugefallen war. So dürfte es fast undenkbar gewesen sein, daß der Inhaber der Altistin etwa hätte einem Auftrieb seiner Seele zu höherem Register, also zum Beispiel zur Koloratursängerin, folgen können. Das würde einmal Anlaß zu ernsten Verwicklungen gegeben haben, dann aber schien es rechtlich ebensowenig begründet wie unter Jagdpächtern ein Pirschgang auf fremdem Revier; vor allem hätte es Herkommen und Ordnung aus der Gleichwage gebracht. In der Tat waren die Leute im Städtchen in so hohem Maße an die rechte Verteilung der Theaterdamen gewohnt, daß jede Änderung in dieser Beziehung unliebsames Aufsehen hätte erregen müssen.

So stand zum Beispiel Herrn Ziffer, Inhaber des Bankgeschäftes Ziffer & Co., am Markt, solange das neue Stadttheater sich erhob, mit seinem Abonnementsplatz in der Proszeniumsloge rechts, zugleich auch die Soubrette zu, eine heute schon fast ehrwürdige Überlieferung.

Von wilden Zechgelagen konnte schlechterdings keine Rede sein. Das würde weder Herrn Ziffers Jahren noch seinem allem Aufsehen abholden Wesen, vor allem aber nicht seinem, wenn auch recht angenehmen, so doch keineswegs erschütternden Mitteln entsprochen haben. Ziffer & Co. hatten nie mit großen Umsätzen zu rechnen gehabt und waren sogar in den letzten Jahren durch zwei Filialen großer Banken ein wenig in den Schatten gerückt.

Im Hinterzimmer des Hotels „Zum blauen Reiter“, nicht in der immerhin kostspieligeren Weinstube von Spund & Kretzer fanden denn auch nach der Vorstellung die Taumelfeste statt, deren irdischer Teil in kaltem Aufschnitt und einem Glas Pils zu bestehen pflegte. An Tagen seelischer Steigerung kam es zu einem Naturschnitzel. Sonnabends aber pflegte es paniert zu sein und dann ward es, da der Bankherr am anderen Morgen ausschlafen konnte, mit leichtem Mosel begossen. Nur an besonderen Festtagen aber wäre es ohne Übertreibung statthaft gewesen, von einer Ausschweifung zu reden, denn dann erhielt das Schnitzel durch ein, gleich einem Orden mit Schwertern, darauf geheftetes Setzei und zwei Sardellen die Anwartschaft, sich sozusagen des Adelsprädikates „à la Holstein“ zu bedienen.

Es versteht sich von selbst, daß auch das



Rokokospiegel

Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

Getränk aufgehöht ward zum Schaumwein. Aber man blieb damit hübsch im Lande: deutscher Sekt.

Er pflegte das einzig Prickelnde dieser Abende zu sein, denn Herr Ziffer, von Natur keineswegs zum Redner bestimmt, war ein trüber Gast.

Doch noch immer hatten die Soubretten mit herzlichem Dank seine Aufmerksamkeiten angenommen, die ihnen wenig Verpflichtungen auferlegten, es ihnen dagegen möglich machten, bei der beschämend niedrigen Gage wenigstens der Sorge um die Garderobe einigermaßen enthoben zu sein.

Nun begab es sich eines Jahres wieder, daß im Herbst die Blätter fielen und die Damen des Stadttheaters zu gleichem Schicksal jäh bestimmt schienen, denn abends sollte die erste Vorstellung sein. War es da anders möglich, als daß ein platzend volles Haus den neuen Gesichtern der Spielzeit entgegensah? Kurz vor Beginn — schon erklang die Ouvertüre — nahm Herr Ziffer seinen Platz ein. Als über dem Rund reifer Mannesjahre seine weiße Weste aus dem Dunkel der Proszeniumsloge, gleich einem Kometen in Erdnähe, im Lichtkreis des Orchesters auftauchte, schielte die B-Trompete hinauf und die Baß-Tuba blickte dermaßen nach oben, daß es Nebenluft gab und statt der wuchtigen Grundtöne des Marsches ein leises Wimmern scholl. Erschrocken sah der Kapellmeister hinüber, doch als er den Bankherrn erblickte, mit beruhigtem Gruß.

Der Vorhang stieg empor. Eine beschränkte Zahl von Chorherren zeigte sich entrüstet über irgendeinen rätselhaften Vorgang und teilte den nach sinniger Regievorschrift tropfenweise aus den Gassen des Bühnenaufbaues sich mit ihnen vermischenden Chordamen ihre unbegreifliche Gemütsstimmung mit. Spannung ward erzeugt, weil niemand die eigentliche Ursache solch schrecklich ungeordneter Seelenzustände faßte, am wenigsten das Personal. Während dieser Ungewißheit trat der Direktor in die Proszeniumsloge, beugte sich zu Herrn Ziffers Ohr und flüsterte, nicht ohne ein Lächeln, das überspannte Menschen sardonisch genannt hätten: „Ich denke, Sie werden zufrieden sein."

Der Bankherr muß geschmunzelt haben. Fest steht es nicht, denn niemand hätte jetzt darauf acht gehabt, da just in diesem Augenblick die Soubrette auftrat. Gleich dem Aufflattern eines Krähenschwarmes hoben sich dunkle Augengläser, und einen Augenblick darauf wandten sie sich in gleicher Bewegung förmlich mit einem Ruck nach rechts zu Herrn Ziffer, der sich breit aus der Loge beugte, ein Bild der Erwartung. Seelendeuter meinten angenehme Enttäuschung auf seiner hohen Stirn zu lesen. Nicht eben verwunderlich, denn dort auf der Bühne stand ein — vielleicht nicht mehr ganz junges — immerhin noch annehmbares Geschöpf, dessen Stimmchen zwar nur klein schien, das aber zu singen verstand und nicht schrie wie die bedrückendste Mehrheit seiner Vorgängerinnen.

Der dritte Akt erhob durch ein Ballkleid alle Ahnungen, die Soubrette könne hübsch gewachsen sein, in das Reich der Gewißheit. Es verschlug auch nichts, daß die Toilette der Fürstin eben jenes Schlußaktes einen nur bescheidenen Eindruck hervorrief, sagten manche sich doch mit verständnisvollem Schmunzeln, der Bankherr würde gewiß künftig besorgt sein, höfischen Glanz glaubhafter zu gestalten. Er hatte sich denn auch schon in den Hintergrund der Loge zurückgezogen, um auf seine Karte jene Worte zu werfen, die ihm aus langjähriger Gewohnheit sozusagen aus dem Bleistift glitten: Er bäte höflichst das Fräulein nach der Vorstellung mit ihm im ‚Blauen Reiter' ein ‚frugales Abendbrot' einnehmen zu wollen.

Als nun ein zufälliger Blick der Sängerin die Loge streifte, kann man nicht anders sagen, als daß diese erste öffentliche Sicherstellung gewohnter Beziehungen vom Publikum beifällig aufgenommen ward. Nach Schluß der Vorstellung drückten denn auch verschiedene Leute Herrn Ziffer die Hand, gewissermaßen als Glückwunsch für die zu erwartende, bescheidene Seligkeit gedoppelten Schnitzels und Pilsners im ‚Blauen Reiter'.

Er ging sofort in das Hotel, das er in wenigen Minuten erreichte, indem von irgendwelchem Überschwang, sei es auch nur der räumlichen Entfernung im Städtchen, schlechterdings nicht die Rede sein konnte. Im ersten Glück augenscheinlich annehmbar erfüllter Erwartungen bestellte er bei Schorsch, dem Kellner, alle Grad-

stufen überspringend, gleich Schnitzel à la Holstein, ja in einer gewissen Regung von Leichtsinn, die bei einem Bankherrn nicht anders als bedenklich erachtet werden muß, hielt er das eine übliche Ei kaum für ausreichend und verlangte zwei. Doch sobald er sich gesetzt hatte, kam mehr Bedacht über ihn, und um die Dame nicht von Anfang an zu verwöhnen, ließ er es bei panierten Schnitzeln, die schließlich in wohlweislicher Überlegung, daß er sich dadurch aller Steigerungsmöglichkeiten glatt begab, zu Naturschnitzeln abflauten.

Herr Ziffer rieb sich wohlig die Hände. In durchaus begreiflicher Regung leerte er einen Pils, und seine ruhigen Augen bekamen einen flüchtigen Glanz. Die Weste war frisch geplättet, das an den Schläfen ergraute Haar hatte er sich nachmittags stutzen lassen — eine Eitelkeit, die verzeihlich erscheint, denn es machte jünger und darin lag eine zarte Rücksicht gegen die Dame. Ab und zu äugte er in den Spiegel über dem Rohrsofa, an dem das Quecksilber abgeblättert war, als sei er blind geworden vor langjähriger Rücksichtnahme. Doch obwohl schon eine halbe Stunde seit Schluß der Vorstellung verstrichen war, zeigte sich die Sängerin noch immer nicht. Da tat sich die Tür auf, aber es war nur der Schorsch, dem, wie immer wenn er längeres mitzuteilen hatte, das linke Auge allmählich aus der Sehrichtung glitt, was dann Böswillige schielen zu nennen pflegten. Er meinte, die Schnitzel würden ganz austrocknen und welch üblen Eindruck hätte das gemacht.

Herr Ziffer fühlte sich peinlich berührt. Er lief an das Fenster, zur Tür, abermals ans Fenster, halb vor Ungeduld, halb vor — nun, es muß gesagt werden, so wenig es eigentlich auch der Lage angemessen scheint eines Mannes, der dem ersten Zusammentreffen entgegensieht — also halb vor — Hunger.

Als nun der Schorsch abermals erschien mit der Meldung, die Schnitzel sähen langsam dem Feuertode entgegen, entschloß sich der Bankherr immer zu essen, wenn auch natürlich nur sein Schnitzel, und da es nun später und später ward, ohne daß die Erwartete eingetroffen wäre, sandte er den Hausdiener aus, nach dem Verbleib der Soubrette Erkundigungen einzuziehen. Endlich kehrte der Mann mit der grünen Schürze zurück und meldete ernst, wie es die Lage erforderte und bedeutsam seiner Sendung entsprechend: das Stadttheater läge dumpf und tot, es wisse auch schon deswegen niemand, wo das Fräulein wohne, weil auf der Straße zu dieser Stunde im Städtchen kein Mensch mehr zu treffen sei.

Da faßte Herr Ziffer einen Entschluß und verzehrte auch das zweite, nun gegenstandslose Schnitzel. Auch das Pilsner trank er, das für die Soubrette bestimmt gewesen war, ja in Ärger und nicht geringer Beschämung tat er ein übriges und leerte noch einige Gläser, bis er einen ganz roten Kopf bekam.

Dieser ungewöhnliche Vorgang wurde Schorsch zum Anlaß, seine Entrüstung auszusprechen, denn er sah schon den drohenden Verlust des Trinkgeldes für Sonderbedienung. Auch des Hausdieners Seele schien erschüttert, hatten doch sonst seine auffallend großen, doch durchaus verschwiegenen Hände manches Brieflein befördert. Selbst der Wirt trat eigens ein, sein Beileid auszudrücken, aber er war voll bestimmter Hoffnung für die Zukunft: ein Irrtum, nichts weiter, die Dame sei gewiß nicht aus dem Holze, alte Überlieferungen umzustoßen und Gesetzestafeln zu zerbrechen.

Endlich mußte Herr Ziffer an den einsamen Heimweg denken. Als er nicht ohne leise Beschämung die Gaststube durchschritt, denn dort spiegelte den Oberspießern des Städtchens (Honoratioren entschieden nur von Überschwenglichkeit geheißen), das Deckenlicht auf den Glatzen, folgte ihm — zu Ehren der alten Herren sei es anerkannt — manch bedauernder Blick. Auch die Büfettdame, die schon seit grauen Jahren Zuckerstückchen verteilte und Bier einlaufen ließ, sah ihn unsicher besorgt an, in der Ahnung bedrohter Ordnung, und als der Bankherr den ‚Blauen Reiter‘ verließ, kam ihm just die Kellnerin entgegen, mit dicken, schwarzen Brauen und Kohlenaugen, die ihr Feuer gleichsam nach innen zu verzehren schienen. Biergläser in beiden Händen stieß sie mit der Fußspitze die Tür auf und funkelte Herrn Ziffer an, als wollte sie sagen: „Es kann ja nur ein Irrtum sein!“

In der Tat, anders war es nicht zu erklären, hätte es doch sonst sichere Regeln und gefestigte Tradition durchbrochen!

Herr Ziffer schrieb daher am nächsten Tage einen freundlichen Brief, worin er seinem Bedauern Ausdruck gab, sogar leise Mißbilligung anklingen ließ, einem Manne gut stehend, dem das Recht ein Übergewicht verleiht. Dabei wiederholte er die Einladung für den übernächsten Abend, denn im Stadttheater wurde nur viermal wöchentlich gespielt, und bestellte in anständiger Regung wirklich ein Holsteiner Schnitzel. Ja in einer Art Rührung ließ er sich verleiten, zuvor etwas Büchsenkaviar auftragen zu lassen (gesalzen, schwarz, kleinkörnig, offenbar von einem falschen Fische).

Hier muß nun gesagt sein, daß der Bankherr begründeten Anlaß fand, sich unzufrieden zu fühlen. Es begab sich nämlich, daß mit dem Herbstblätterfall ein neuer Referendar ans Amtsgericht geweht wurde. Dieser war weißblond und trug eine so wilde Reihe von Schmissen im Gesicht, daß es den Eindruck erregte, als sei er einmal zu unseliger Stunde mit erheblicher Gewalt in die Scheiben eines Frühbeetes geschleudert worden. Außerdem lächelte er grundsätzlich, wiewohl jener stehende Ausdruck auch durch die erstaunliche Menge der Narben erklärt werden konnte. Hätte dies nun schon genügt, Dritte zu erregen, so kam noch hinzu, daß besagter Vertreter des öffentlichen Rechtes im Stadttheater in der Proszeniumsloge links, ausgerechnet Herrn Ziffer gegenüber saß. Mit gekreuzten Armen. Lächelnd. Erblich lächelnd. Und am beunruhigendsten war ohne Zweifel, daß man unter seinen spiegelnden Augengläsern niemals wußte, wohin der Herr Referendar blickte. Immer wenn die Soubrette — sie hieß auf dem Zettel Minna Stick — auftrat, lächelte er. Freilich: er lächelte eingewurzelt. So war die Berechtigung nicht völlig von der Hand zu weisen, daß, als die Sängerin Herrn Ziffer im Hinterzimmer des ‚Blauen Reiters' wiederum vergeblich warten ließ, der Bankherr dies mit dem Referendar in urpersönlichen Zusammenhang brachte. Es ist daher auch nicht weiter erstaunlich, wie dem Enttäuschten vor Ärger dermaßen der Appetit verging, daß er dem zweiten Holsteiner unmöglich gewachsen und, den Wert des Geldes kennend, trachtete, es noch abzubestellen. Als dies nicht angängig schien, schenkte er es dem Schorsch, und im geheimen Gefühl gräßlicher Bitterkeit überließ er der untadeligen Büfettdame den Kaviar. Die Bevorzugten zeigten sich dankbar, indem sie mit überlegen lächelnder Gewißheit Herrn Ziffer das Erscheinen der Sängerin nach der nächsten Vorstellung in sichere Aussicht stellten.

Doch als die Stick abermals sich nicht blicken ließ, der Referendar noch immer lächelte und Herr Ziffer nun völlig beschämt allein im Hinterzimmer des ‚Blauen Reiters' saß — diesmal, durch Erfahrung gewitzigt, nur bei kaltem Aufschnitt und einem Pilsner —, beschloß er, solch unleidlichem, auch unwürdigem Zustande ein Ende zu bereiten und schrieb dem Fräulein von neuem einen Brief. Man wird es erklärlich finden, daß jenes Fernhalten angestammter Rechte den Ton dieser Zeilen ein wenig beeinflußte, nicht etwa nach der Seite heftiger Ausbrüche hin, die dem abgeklärten Wesen des Herrn Ziffer völlig fremd gewesen wären, sondern etwa wie ein Onkel seine Nichte auf das Unstatthafte ihres Benehmens aufmerksam macht, sie warnend vor ewig lächelnden Irrwegen zur Proszeniumsloge links. Bei solchem Unternehmen schien jedes Wort, jeder Ton, die kleinste Schwebung, so oder so, von entscheidender Wichtigkeit. Darum feilte Herr Ziffer den ganzen folgenden Tag an den wenigen Zeilen, wozu ihm die Kontorstunden, dank den Filialen großer Banken, ausreichend Zeit ließen.

Am nächsten Tage vor Beginn der Vorstellung erhielt er ein Briefchen. Weißes Papier. Es duftete nicht. Die Schrift schulmäßig. Einfach bürgerlich. Der Inhalt:

Werter Herr!

Obwohl mich Ihre freundliche Einladung ehrt, so bin ich doch nicht in der Lage derselben Folge leisten zu können. Einmal habe ich nicht das Vergnügen Sie zu kennen, dann aber bin ich nach der Vorstellung müde und pflege ich nach Hause zu gehen.

Mit Hochachtung grüßt
Ihre ergebene
Minna Stick.

Nach solcher Ablehnung scheint es nicht im mindesten erstaunlich, daß Herrn Ziffer eine tiefe Mißstimmung überfiel, um so abgründiger, als der Referendar von bester Laune schien, denn er lächelte. Er lächelte dauernd. So konnte denn auch der Bank-

herr nichts anderes denken, als daß er sich in des Fräuleins Herz hineingelächelt hatte. Eines freilich mußte ihr auch der Übelwollendste zugestehen: wenn sie schon der sozusagen geeichten Blicke in die rechte Proszeniumsloge sich begab, so äugelte sie doch ebensowenig nach links. Ja, sie konnte offenbar nicht äugeln. Das Äugeln lag ihr einfach nicht. Wenn man es sich recht überlegt: kein Vorzug für eine Soubrette. Man sah es ein, mehr und mehr, von Vorstellung zu Vorstellung. Auch Herr Ziffer ward sich dessen bewußt. An jedem Theaterabend saß er auf seinem Stammplatz. Einmal des Abonnements wegen, das gerade ein Bankherr nicht vernachlässigen durfte, ohne sich dem für seinen Beruf doppelt schädlichen Verdachte auszusetzen, er sei ein Verschwender. Dann aber weil er nicht gewillt war, den Leuten seine Schande noch augenfälliger zu machen, indem sie sich an seiner Mißstimmung hätten weiden können. Nein, es war recht eigentlich Ehrenpflicht nicht vom Platze zu weichen. Nur zum Beifall konnte ihn niemand zwingen, und wenn jetzt Fräulein Stick auftrat, lehnte er sich mit finster gerunzelter Stirn leblos in den Schatten der Loge zurück.

Es ist offenbar, daß Herr Ziffer auch unmöglich das Hinterzimmer des ‚Blauen Reiters' etwa jüngeren Kräften, seien sie nun Referendare oder anderweitig für die Menschheit sich Opfernde, überlassen konnte. Jeden Abend erschien er denn auch, saß dem Rohrsofa gegenüber und aß kalten Aufschnitt oder ein Schnitzel. Einmal Natur, dann wieder paniert, endlich mit dem Adelsprädikat von Holstein. Sintemalen es nur ein Lediges war, konnte man es dem Bankherrn keineswegs als unstatthaften Luxus auslegen. Aber wie er so mutterseelenallein Abend für Abend im abgeblätterten Spiegel sein Antlitz hagerer und älter werden sah, kam ihm erst die ganze Öde seines Daseins zum Bewußtsein.

Doch wie betrübend es auch sein mag für die Bilanz der Moral, so soliden Werten traurige Folgen nachsagen zu müssen, es läßt sich nun einmal nicht verschweigen, daß Herr Ziffer allmählich im Hinterzimmer des ‚Blauen Reiters' vollkommenem Trübsinn anheimfiel. Auch Schorschs Trost, des Wirtes lächelndes Vertrauen in eine Erholung der Theaterkurse, der Büfettdame mitfühlendes Augenfolgen mochte nichts helfen. Herr Ziffer verzog sich mehr und mehr im Hinterzimmer, nur um die tief beschämenden Blicke der Oberspießer in der Gaststube nicht ertragen zu müssen, und bald standen die festen Bestandteile des frugalen Abendbrotes nicht ganz mehr im rechten Verhältnis zur Flüssigkeit, die sein einsam arbeitender Körper verbrauchte. So peinlich es auch ist, die Wahrheit muß gesagt sein: gekränkt, gedemütigt, um sein ersessenes Gewohnheitsrecht betrogen, wie weilend Esau um die Erstgeburt, verlustig eines Servitutes, das ihm unzweifelhaft zustand, Kohlhaas-Gefühle wälzend in der Brust, ergab er sich stillem Trunke.

Und nur dadurch, daß er durch solches Gebaren seinen bedächtigen Geist allmählich in Unordnung versetzte, dürfte es zu erklären sein, daß Herr Ziffer eines Abends den Herrn Direktor des Stadttheaters gröblich verantwortlich machte. Der drückte sein tiefstes Bedauern aus wegen des offenbar völligen Versehens, das ihm bei der Verpflichtung der Dame entschlüpft war, ließ aber unzweifelhaft erkennen, wie gerade ihm aus Gründen der Manneszucht und Amtsbrüderlichkeit, in dieser peinlichen, höchst bedauerlichen und ohne Zweifel geradezu ungerechten Sache die Hände gebunden seien.

Doch Helfer wuchsen allerorten. Herrn Ziffers Mißgeschick konnte unmöglich im Dunkel bleiben. In der Tat war es in aller Munde, und es zeugte zweifellos für die Beliebtheit, deren sich Herr Ziffer erfreute, daß ihm von ernstester wie würdigster Seite, durch Wort und Blick, bedauernde Teilnahme, Mitgefühl, Verständnis, kurz alle menschliche Regung ausgedrückt ward.

Der Hausdiener des ‚Blauen Reiters' überwachte die Sängerin aus freiem Antriebe, der Schorsch forschte seinen Kollegen von Spund & Kretzer heimlich aus, ob das Fräulein etwa dort verkehre. Nichts kam ans Licht, keiner wurde entlarvt, auch nicht der Referendar! Die Sängerin blieb ein Rätsel.

Immerhin, je untadliger sie schien, desto berechtigter war die Entrüstung über ihr Gebaren. Eine Unstimmigkeit lag da vor. Das Publikum fing an zurückhaltend gegen die Soubrette zu werden. Man tat wie Herr Ziffer, lehnte sich zurück und ver-



In der Gartenlaube
Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

mied es, für ihre Leistungen durch Klatschen zu danken. Und wirklich, es war nicht gar viel an ihr. Die Stimme doch recht schwach, die Kostüme, es ward offenbar mehr und mehr, kaum in den Rahmen des neuen Stadttheaters passend. Dazu fehlte eines ganz: die Keckheit, die von einer Soubrette nicht wohl zu trennen war, und da man von Fräulein Stick nichts anderes in Erfahrung gebracht hatte, als daß dies nur ihr Theatername war und sie im Grunde Stickfluß hieß, so begann man das Übelste zu denken. Es war offenbar eine ganz verworfene Person.

Bald begann das Interesse an der Operette sichtlich abzuflauen, und das Haus zeigte größere Lücken als je in Spielzeiten zuvor. Nur Herr Ziffer saß jeden Abend an seinem gewohnten Platz, Proszeniumsloge rechts. Doch sozusagen seine äußere Erscheinungsform allein, denn sein Geist schien weit fort. Ihm gegenüber der Referendar. Er lächelte aus Grundsatz, nur wußte man nicht wohin, denn unter den blitzenden Gläsern sah man keine Augen.

Inzwischen begann Herrn Ziffers Weste einzusinken wie ein Segel, das, einst der süße Wind gleichmäßig mild wehender Liebe gebläht, schlaff niederhängt in plötzlich gleichgültig unbewegter Luft. Ja, es kann nicht verheimlicht werden, daß der Bankherr erschreckend auszusehen begann.

„Sie sollten mehr ausgehen," sagten ihm alle, die den Verfall des einst noch immer stattlichen Mannes miterlebten.

Herr Ziffer aber nahm sein Schicksal auf sich wie ein Mann und beschloß eine andere Lebensordnung. Wirklich, er wollte seinen sinkenden Körper aufhöhen und spazieren gehen. So und nicht anders ist es zu erklären, daß er eines Tages lustwandelte im Stadtwald, dessen Ankauf und Anlage er einst als Säckelwart des Vereines für Volksgesundheit und Heimatschutz als unerläßlich bezeichnet hatte, den, außer am Einweihungstage zu betreten, ihm jedoch bisher einfach jede Veranlassung gefehlt.

Und siehe, es geschah etwas, das ihm bis zu dem Tage in der Stadt noch nie zuteil geworden war, es sei denn im Theater. Er sah Fräulein Stick vor sich stehen. Vor sich, denn sie kamen gleichzeitig, natürlich von verschiedenen Seiten um eine Biegung des Weges. Entschlossen, mit völlig ernsten Zügen vorüberzuschreiten, fand es sich dennoch plötzlich, daß er sie gegrüßt hatte und sie den Gruß erwiderte. Sie besaß aber nichts von einer Theaterprinzessin, es sei denn die durch Schminke im Berufe ein wenig grau gewordene Hautfarbe.

Am nächsten Tage traf es sich, daß Herr Ziffer zum zweiten Male in seinem Leben im Stadtwald lustwandelte; desgleichen tat auch Fräulein Stick. Da nun der Stadtwald trotz aller Förderung von Volksgesundheit sehr wenig besucht ward, so konnten die beiden einander nicht gut übersehen.

Herr Ziffer trat also an die Soubrette heran, lüftete den Hut und nannte um anzuknüpfen das Wetter recht freundlich. Da es nun aber just ein trüber Herbsttag war und ein förmlich bösartiger Wind, Sand mit sich führend, die letzten gelben Blätter von den Bäumen wirbelte, so blickte ihn die Sängerin in so hohem Grade erschrocken an, daß er, um nicht für geistig verwirrt gehalten zu werden, seinen Namen nannte. Im Grunde erwartete er eine Wirkung, sei es merkliche Beschämung oder schüchterne Freude, und war über die Maßen erstaunt, als das Fräulein die Vorstellung entgegennahm wie eine Dame, die solches erwarten kann.

Wie sollte es anders möglich sein, als daß er bald vom Theater begann. Es kann nur seltsam genannt werden, daß sie wenig Interesse daran zu finden schien. Da nun aber der ‚Blaue Reiter' keinesfalls erwähnt werden konnte, ohne die peinlichsten Stunden in Herrn Ziffers Leben erbarmungslos ans Licht zu zerren, anderseits aber das Wetter bereits abgetan und sichtlich falsch behandelt worden war, so blieb notgedrungen nichts anderes übrig, als der Stadtwald, dessen geistigen Teilvater sich der Bankherr stolz nennen durfte. Es war kein Zaubergarten, mit nichten ein Ort schattiger Lust, keine Wasserstrahlen rauschten in breiten Becken, nirgends träumte eine Marmornymphe zwischen Taxusgängen. Nein, all das lag ferne von ihm, denn seine Pflanzungen grünten erst seit einem Dutzend Jahren und über Roßkastanien, Akazien, Flieder und Schneeballen kam es nicht weit hinaus. Aber das fast einzige Grüne bedeutete er immerhin in der erbarmungslos nüchternen, kleinen Stadt.

Und über diesem armen Erdenfleck schien

die Sängerin alle Zurückhaltung abzutun. Sie sprach mit so zärtlicher Liebe von ihm, dem sie die einzigen schönen Stunden des Tages verdanke, daß Herrn Ziffer ein Gefühl überkam, fast wie Eifersucht.

Dann brach sie ab. Ein Lächeln, ein Neigen, wie wenn sie in der Operette im dritten Akt als Soubretten-Naturkind mit tralala und zerrissenen Strümpfen, vom Königssohn-Tenor ins Schloß geführt würde zu Thron und Hand (leider nur bis gegen dreiviertel zehn).

Der Bankherr setzte allein seinen Weg fort, unbegründet hastig, als habe er es sehr eilig. An diesem Abend aber bestellte er ein Schnitzel höherer Stimmung, jenes mit dem Orden zum Setzei und gekreuzten Sardellen.

Es möchte ermüden zu berichten, wie oft nun Herr Ziffer im Stadtwald umherstolperte, nur eins kann nicht verheimlicht werden, daß Fräulein Stickfluß, genannt Stick, erste Soubrette für Opern- und Operetten-Partien des Stadttheaters, sich gleichfalls unter den nur mehr besengleichen Bäumen erging. Und es hieße Tatsachen völlig verkennen, wollte hier der Versuch unternommen werden, es so hinzustellen, als sei dies blinder Zufall gewesen. Nein, Herr Ziffer konnte bald ohne die Spaziergänge nicht mehr sein. Mochten auch darunter die Geschäfte leiden, das hielt er nämlich in ganz vertieften Augenblicken für möglich, während es sich in Wahrheit doch nur als Überschätzung darstellte, indem Herr Veesenmeier, der Einzelprokura besaß, die geringe Last der Kontorarbeit förmlich spielend allein trug.

Und jene Spaziergänge bei brauenden Nebeln, unter klatschenden Regenschauern, von stechendem Ostwind umtost, im knöcheltiefen Matsch durchweichter Wege, schienen Herrn Ziffer, obwohl auch nur des ärmsten Sonnenstrahles entbehrend, gleich Gängen im Garten Eden. Er brauchte die Wärme nicht, die ja nur äußerlich blieb, brannte doch ein inneres Feuer in dem jetzt unter Glück und Hoffnung sich wiederum leise wölbendem Teil unter dem Busen. Besagtes Feuer, warum es leugnen, hieß — Minna.

Das Fräulein glich so wenig den Damen, die je einen Winter hindurch das verschwiegene Glück im Hinterzimmer des „Blauen Reiters" genossen, daß Herrn Ziffer nicht einmal der Gedanke anwehte, das frugale Abendbrot in irgendeiner der durch lange Übung feststehenden Klassen anzubieten. Ebenso höflich als bestimmt wie das erstemal hätte sie es zurückgewiesen, war sie doch nicht hinter der Hecke gefunden worden, sondern in einem Rennstall zur Welt gekommen. Mag dies nun auch erstaunlich klingen oder gar den Wert ihrer Abkunft scheinbar herabdrücken, es ist nichts als lautere Wahrheit. Leider, denn so recht eigentlich kennzeichnend war es für ihre Eltern, und trug an sich bereits den Keim zum späteren Niedergang ihrer Familie. Ihr Vater nämlich, ein geachteter Landwirt, der spät geheiratet hatte, beschränkte sich leider nicht darauf Vollblut zu ziehen, sondern hielt es für wirtschaftlich richtiger, die Draufzahlungen, die ein Rennstall zu erfordern pflegt, falls er nicht durch glückliche Wetten geheilt wird, selbst zu übernehmen, statt sie den Käufern seiner Zuchtprodukte zu überlassen. Die Mutter, weniger rechnerisch veranlagt, kämpfte, dank weiblichen Instinktes das Ende solch uneigennütziger Gesinnungen ahnend, dagegen an. Um so eifriger als sie darauf gefaßt sein mußten, binnen kürzester Frist ein Kind in der Wiege zu sehen. Das hätte nun fast in der Krippe gelegen, denn bei einer erbitterten Meinungsverschiedenheit über dieses unerschöpfliche Thema, — im Stalle, des begeisterten Züchters vornehmlichster Aufenthalt — kam die kleine Minna unerwartet zur Welt. Sozusagen im Dialog zuerst aufgetreten, kann es gewiß nicht als erstaunlich bezeichnet werden, daß nach erwartetem Zusammenbruch demzufolge der Vater freiwillig aus seinem nun zucht- und pferdelosen Dasein schied, Minnas hübsche Stimme ausgebildet ward und sie zur Bühne ging, sich und ihre Mutter zu erhalten.

Es ist ungemein bedauerlich zu nennen, daß sich der jungen Künstlerin Mittel nicht als groß genug erwiesen für ein geräumiges Haus und sie daher um des täglichen Brotes willen — die Mutter war inzwischen gestorben — sachte niederglitt bis zum Stadttheater. Und wie nun einmal auf dieser auf den Brettern meist bitteren, nur in der Proszeniumsloge einigermaßen vergnüglichen Erde, ein Herabsteigen das andere mit sich zieht, hatte sie sich zu der

früher von ihr verachteten Operette bequemen müssen, für die sie doch nur die Wohlwollendsten geschaffen wähnen konnten.

So die Geschichte ihres Lebens, wie sie Herr Ziffer erfuhr, nachdem die Schönheiten des jetzt — ehrlich gestanden — nahezu verzweiflungsvoll trostlosen Stadtwaldes erschöpft schienen. Es blieb ihm auch keineswegs verborgen, daß Fräulein Stick, oder wie sie, da sie einander rein menschlich begegneten, bedauerlicherweise genannt werden muß, Fräulein Stickfluß, kaum imstande war mit ihrer Gage auszukommen, obwohl sie ihre Toiletten selbst zuschnitt und nähte.

Aber welche bankmäßigen Möglichkeiten hätte Herr Ziffer der Sängerin eröffnen können, die Theaterbesucher mehr zu blenden? Man darf wohl ohne Übertreibung sagen: keine, beantwortete doch das Fräulein eine Andeutung nach dieser Richtung hin damit, daß sie sich eine Woche lang den katarrhalischen Bedrohungen des Stadtwaldes entzog, sie dem Bankherrn allein überlassend, zweifelsohne nichts Bedenkliches, da er weder zu singen brauchte noch überhaupt musikalisch war.

Trotz solch freiwilliger Entsagung waren die gemeinsamen Spaziergänge der beiden verlassenen armen Seelen nicht unbemerkt geblieben.

Eines Tages erhielt Herr Ziffer einen Brief der Sängerin, so leid es ihr sei, zwinge sie doch fortan die Rücksicht auf Grundsätze und guten Namen (Stickfluß), dem Stadtwalde fernzubleiben, wenigstens zu einer Stunde, wo sie nicht gewiß sein könnten allein zu sein.

Was da in der Seele des Herrn Ziffer vorging, wer mag es deuten? Tatsache ist, daß sein Platz in der Proszeniumsloge rechts leer blieb. Eine Handhabe, den wahren Stand der Dinge zu ergründen, könnte vielleicht ein Brief bieten, den der Bankherr dem Fräulein schrieb, in jenem leise geschäftlich gefärbten Stile, den, bei vorgeschritteren Jahren noch zu bekämpfen, außerhalb der Tragweite seines Ehrgeizes lag. Es fand sich darin, buchmäßig erwiesen, der Satz: „und bin ich zur Überzeugung gelangt, eine weitere Liierung mit meiner Person könnte Ihrem Personalkredit beim Publikum nur hinderlich sein, weshalb ich trachten werde, mein Abonnement im Theater für diese Spielzeit abzustoßen. Ohne mehr . . .“

Eine Antwort von Seite der Sängerin lag nicht vor, was durchaus nur ihrem ernsten Charakter entsprach. Doch Herrn Ziffers Schritt fand nirgends Billigung. Mochte der schlechte Theaterbesuch des Jahres nun Gründe dieser oder jener Art haben, vielleicht auf unglücklicher Wahl des Personals und übel angebrachter Sparsamkeit an Gagen beruhen, man machte das Paar verantwortlich: die Soubrette, die nicht verstanden hatte, Herrn Ziffer im Theater festzuhalten, und Herrn Ziffer, dessen alternde Künste die Soubrette nicht in den ‚Blauen Reiter‘ gelockt. Ja, der Herr Direktor erklärte unter sotanen Umständen, bei gleichen Bedingungen die Leitung des Stadttheaters nicht wieder übernehmen zu können. Er hätte aus eigener Tasche darauf zahlen müssen. Wenn letztere Behauptung nun auch den Stempel der Übertreibung an der Stirne trug, sintemalen der Herr Direktor im Herbst den Offenbarungseid geleistet hatte, so trieb es doch den Bürgern das Zornblut in die Wangen. Ein Sturm der Entrüstung fuhr durch die Gassen des Stadttheaters, die wenigen Prospekte, die man besaß, hinauf, um sich an den Soffiten zu brechen, und alles ward der Soubrette in die Schuhe geschoben.

So kam es, daß Fräulein Minna Stickfluß, genannt Stick, erste Soubrette für Opern und Operetten, im Frühjahr, als der Stadtwald eben sich mit dem ersten holden Grün zu schmücken begann — so wenig angenehm das Bild auch ist, muß es doch als zutreffend bezeichnet werden — abfuhr.

Damit schien das Zwischenspiel abgetan, und die Schleier tiefster Vergessenheit sanken über die Sängerin, die, durch empörende Nichtachtung ihrer Pflichten, das Stadttheater an den Rand des Zusammenbruches geführt hatte.

Seltsame, ja ungeheuerliche Dinge begaben sich jedoch mit Herrn Ziffer. Er, der sonst immer einen stillen, heißen Sommer daheim verträumt, der neuen Soubrette entgegenharrend, die der Herbst zu bringen die liebe Gewohnheit besaß, wälzte mit einem Male Reisepläne im Kopf und war eines Tages sang- und klanglos verschwunden. Nun war aber einesteils die Hitze zu

groß, um sich den Kopf zu zerbrechen wegen dieses Umstoßes aller Ordnung, anderenteils aber hatte, ehrlich gestanden, des Bankherrn Ansehen durch sein wenig männliches Benehmen des vergangenen Winters insofern Einbuße erlitten, als er mählich begann aus dem Munde der Leute zu kommen.

Das Hinterzimmer des ‚Blauen Reiters‘ lag verdunkelt und unbenutzt. Im Kontor des Bankhauses Ziffer & Co. kritzelte nur des Einzelprokuristen Veesenmeier Feder. Das Stadttheater lag regungslos.

Ja, Herr Ziffer war fort. Keiner wußte, niemand ahnte wohin.

Da gab es nun, verloren in tiefster Provinzöde, weiter entfernt noch von den Strängen des Lebens als das Städtchen, ein kleines Bad. Es hatte kein Meeresrauschen, keine Eisgipfel starrten rundum, auch der träge, sandige Boden war nicht mit Heilquellen begnadet; kein Park warf Schatten, keine Wälder nahmen die Lustwandelnden auf. Es hatte nichts, rein gar nichts als „ozonreiche Luft“. Nach Versicherung des Badearztes drängte sich nirgends im Lande das Ozon mit so erstaunlicher Bosheit auf einem Fleck zusammen. So konnte dem Bade nichts fehlen. Es ward besucht von bescheidenen Familien, die gegen die Bequemlichkeit des häuslichen Herdes gern Zusammengepferchtwohnen, heiße, niedrige Zimmer und schattenlose Wege eintauschten: man mußte doch in eine Sommerfrische gehen, schon wegen der lieben Freunde. Das einzige, das es dort für Regentage gab, war ein kleines Theater im Saale des Kurhauses. Und dort erschien genau wie in des Städtchens Proszeniumsloge jeden Abend Herr Ziffer und saß auf Nr. 7, dem Eckplatz der ersten Stuhlreihe. Aber nur in der Woche, denn Sonntags wurden die Sessel zur ‚Reunion‘ entfernt.

Kein Mensch kannte den Bankherrn, nur eine mitfühlende Seele gab es, die Soubrette, die dort auf Sommer-Engagement jeden Abend gegen dreiviertel zehn dem Tenor in die Arme sank. Rein äußerlich, denn wenn er sie küssen wollte, senkte sie züchtig das Haupt, so daß seine rot geschminkten Lippen nur ihr Haar streiften.

Und jedesmal vor diesem Augenblick rückte Herr Ziffer unruhig auf seinem Stuhle hin und her, bis beim Fallen der geliebten Stirn ein beruhigtes Strahlen über seine Züge ging. Aber er sah die Sängerin nur selten. Kein Hinterzimmer eines ‚Blauen Reiters‘ hätte gelockt (sie wäre ja auch nicht gekommen), kein noch so bescheidenes Stadtwäldchen unterbrach die trostlose Öde des ozongewaltigen Bades, denn die schattigen Wälder, von denen der Prospekt träumte, waren kecke Reklameübertreibungen der Kurverwaltung.

Und doch trafen sie sich ab und zu, wie von ungefähr. Sie gingen im glühenden Sonnenbrand den Hauptspaziergang des Bades, die schnurgerade Chaussee, auf der man die alten blitzgefährlichen und ertraglosen Pappeln gefällt hatte, um statt ihrer raupenzerfressene, bei ihrer unschuldigen Jugend noch ebenso ertraglose Kirschbäume zu pflanzen. Und all der glühende Sonnenschein lachte dem Bankherrn in das alternde Herz hinein. Eine Stimmung kam über ihn, als könnte er dichten. Zum erstenmal in seinem Leben begriff er jene Phantasten, denen bei ‚Schmerz‘ chronisch ‚Herz‘ einfiel und die bei ‚Tränen‘ grundsätzlich ein seltsames ‚Sehnen‘ überkam. Ja, er fühlte sich ihnen verwandt. Gehöht, gesteigert schritt er federnd einher, seine Augen hatten ungewöhnlichen Glanz, er hätte die Arme breiten mögen, um irgend etwas damit zu umschließen. Und eines Tages, als er das Fräulein auf der Straße nicht getroffen hatte, kam es wie eine Erleuchtung über ihn, und er kehrte heim ins Kurhotel. Einen Umschlag nahm er aus seiner Reisetasche, mit dem Firmendruck links, wiederholte auf dem Bogen in alter Geschäftsgewohnheit die Adresse und begann:

„Wir gestatten uns Ihnen mitzuteilen, daß unser Herr Ziffer —“

Er hielt inne. Schon wollte er den unpassenden Anfang auf neuem Bogen verbessern, als ihn seine Gefühle übermannten und er, um sie festzuhalten, die Feder weitergleiten ließ. Er schilderte die völlige Unmöglichkeit, ohne das Fräulein länger seine Tage zu verbringen und wie sie ihn gefesselt habe, nicht durch lächerlichen Operettenüberschwang, nein, eben durch das ein wenig nüchterne, vielleicht könnte man sogar sagen ‚Unkünstlerische‘ ihres Wesens, das ihm geschäftlich solider schien als blendendes Theaterprinzessinnentum.

Als er den Brief noch einmal las, regte sich doch die ernstere Grundlage seines

Wesens, und er fand sich ein wenig beschämt ob solcher Überschwenglichkeit. Da riß er kurz entschlossen den Bogen entzwei und warf auf einen anderen die wenigen, aber geschäftlich sicheren Worte hin:

„Im Verfolg unserer Gespräche der letzten Tage gestatte ich mir Ihnen Eintritt in die Firma Ziffer & Co. unterm 1. September zu proponieren. Daß Sie sozusagen eine Kaution zu stellen nicht imstande sind, darüber sehe ich hinweg, indem ich Ihnen vorschlage, meine Frau zu werden. Ohne mehr für heute, zeichnet

hochachtend Ziffer."

Zur Rechtfertigung des Bankherrn darf aber die Tatsache nicht unterschlagen werden, daß er alle Vorsicht walten ließ, die in solchem Falle geboten erscheint und den Brief eingeschrieben schickte. Den Empfangsschein in der Tasche ging er spazieren.

Die Sonne triefte an dem Tage nur so vom Himmel herab, und nach wenigen Schritten hielt Herr Ziffer inne. Eine Bank stand am Wege. Er ließ sich nieder und wie die Sonnenstrahlen ihm auf die jetzt voll gespannte weiße Weste fielen, darunter das unnützeste Ding pochte (wenn auch nicht eben wild erregt), das Menschen ihr eigen nennen, sein Herz, überkam ihn eine unendlich süße Seligkeit. Er streckte die Glieder, legte rechts und links die Arme auf die Rücklehne der Bank, schloß die Augen und überdachte sein vergangenes Leben. Da schüttelte es ihn förmlich. Die trostlosen Abende im ‚Blauen Reiter' waren vor seiner Erinnerung aufgetaucht; er sah die lange Reihe der Soubretten vorüberziehen, mit denen er bei Schnitzeln und Pils gesessen, und sie schienen ihm plötzlich so grausig, daß ihm die Schamröte ins Gesicht stieg. Was waren sie gegen die eine, die kein Pils getrunken und den einfachsten kalten Aufschnitt verschmäht hatte? Sie schien ihm wie ein Engel. Doch nicht ein Theaterengel mit struppig zerzupften Flügeln. Nein, sie mußte fort von den Himmeln bemalter Leinwand, auf die Erde in rechnerisch sicheres Haus.

Große Pläne kamen ihm, nun, wenn er erst eine Frau erhalten mußte, das Geschäft zu heben. Hoho, die fremden Banken sollten vor ihm knien! Herr Prokurist Veesenmeier mußte verdoppelt und verdreifacht werden, und auch er selbst wollte jetzt tätig sein: für seine Frau. Wenn er dann heimkehrte, machten sie sich zurecht ins Theater zu gehen, und dann saßen sie in der Proszeniumsloge rechts, er und sie, mochten drüben dann auch alle Referendare lächeln. Er freute sich schon auf die erste Vorstellung. Würden sie da alle Augen machen! Er hörte schon in der Zwischenpause die Glückwünsche der Freunde und Bekannten! Und nach der Vorstellung ging er dann in den ‚Blauen Reiter', um endlich im Hinterzimmer mit ihr zu sitzen, vom Wirt bedienert, vom Schorsch bedient, vom Hausknochen betreut, von der Büfettdame beglückwünscht.

Mit einem Male sprach eine Stimme neben ihm. Er schlug schwer die Augen auf, er tupfte sich die schweißperlende Stirn. Irgend jemand lag ihm in den Armen, und nachdem er aus Gründen der Gewohnheit, des Schönheitssinnes, der Reinlichkeit sich erst das glänzende Gesicht gewischt hatte, fühlte er ein Paar Lippen auf seiner Wange. Das Fräulein war es, das neben ihm saß und seine Hand hielt, völlig verändert, ihm zugetan, als hätten sie den ganzen Winter im Hinterzimmer des ‚Blauen Reiters' gesessen.

Wie nun die Blätter fielen im Herbst und mit ihnen die Damen des Stadttheaters, gedachte wieder alles dankbar des Herrn Ziffer, der jetzt der neuen Soubrette, man möchte sagen, den Giftstachel ausbrechen sollte, mit dem sie zweifelsohne Gatten, Brüder und Söhne bedrohte. Von der im stillen vollzogenen Vermählung wußte noch kein Mensch.

Die Ouvertüre erklang, das Haus war wie jedes Jahr noch, um die neuen Sterne zu sehen, brechend voll. Der Direktor hatte trotz bestimmter Weigerung die Direktion gern wieder übernommen. In der Proszeniumsloge links saß der Referendar, erblich lächelnd mit seinen grinsenden Schmissen, und unter den spiegelnden Augengläsern sah man nicht, wohin er blickte. Noch immer war die Proszeniumsloge rechts leer, nicht nur der Platz des Bankherrn, sondern auch ein zweiter daneben. Alle Augen zwinkerten hinüber, das ständige Schauspiel zu erleben, ob er zufrieden sein würde mit der Soubrette.

Da, endlich, tauchte aus dem Dunkel gleich einem Kometen in Erdnähe, im Lichtkreis des Orchesters eine weiße Weste

auf, aber nicht über dem Rund reifer Mannesjahre, sondern lose, ein wenig hängend, als hätte irgendeine Regung der Menschlichkeit ihm Fülle gekostet. Die B-Trompete schielte wieder hinauf, und die Baß-Tuba blickte dermaßen nach oben, daß es diesmal nicht nur Nebenluft gab, sondern statt der Grundgewalt ein so markerschütterndes Wimmern erscholl, daß der Kapellmeister erschrocken herumfuhr. Erst als er Herrn Ziffer erblickte, mit beruhigtem Gruß.

Der Vorhang stieg empor, aber niemand sah auf die Bühne, das ganze Haus blickte zur Proszeniumsloge. Sogar des Referendars spiegelnde Augengläser blieben einen Augenblick in gleicher Sehrichtung hinübergestellt.

Was war das? Auf den zweiten leeren Platz neben Herrn Ziffer ließ sich eine Dame nieder, der er strahlend den Zettel zuschob und in rührender Aufmerksamkeit sogar das Opernglas ein Stück herausschraubte.

Die B-Trompete tat vor Staunen nicht mehr mit, und die Grundgewalt der Baß-Tuba blieb aus, wie ab und zu die Rohrwasserleitung des Städtchens. Alles drohte außer Rand und Band zu gehen. Schon waren die zweiten Geigen einen viertel Takt voraus, denn auch der Kapellmeister ließ seinen Stab sinken. Mit offenem Munde starrte er zur Loge hinüber. Ein Lispeln ging durch das Haus, daß die neuen Mitglieder, die eben bei irgendeinem höchst mäßigen Feste auf der Bühne mit Blechbechern anstießen, es als Zischen auffaßten, ihren Leistungen geltend, denn alle Mütter, Tanten, soubrettenbedrohten Väter, Brüder, Söhne, kurz alles, alles sprach zum Nachbar: „Die Sch . . . sch . . . sch . . . schtick!"

Inzwischen hatte das Orchester rettungslos jede Fühlung mit den bechernden Festgästen auf der Bühne verloren. Die Streicher waren schon auf der anderen Seite, die Holzbläser noch sieben Takte zurück, und nur der Baß machte unentwegt im gleichen Tempo, von den Proben her gewohnt: schrumm, schrumm, — schrumm, schrumm. Da blieb dem Kapellmeister nichts anderes übrig als abzuklopfen. In den Wirrwarr, der nun entstand, klang das Durcheinander der Instrumente aber fast wie ein Tusch, so daß Herr Ziffer notgedrungen annehmen mußte, es gelte ihm. Er erhob sich ein wenig von seinem Platz und wie beim Herausrufen ein Sänger wohl den Beifall auf Komponist, Regisseur oder Kapellmeister ableitet, deutete er auf seine junge Frau, ja im Überschwange seiner alternden, durchaus gesetzlichen Gefühle, legte er ihr, sie leise an sich ziehend, den Arm um die Schulter.

Aber da war es, als wiche das Publikum im Hause beinahe erschrocken zurück, und während des ganzen Aktes hörte das Wispern und Begucken mit dem Glase nicht auf. Im Zwischenakte führte der Bankherr seine junge Frau am Arm. Stolz wie ein Hahn schritt er den Wandelgang auf und ab, wo er konnte, machte er Frau Ziffer, geborne Stickfluß, mit Kunden und Freunden bekannt.

Nun ist etwas Erschreckliches zu melden: Statt daß die anderen den Jubel geteilt hätten, der die entrückte Seele des Herrn Ziffers durchtoste, sah man muffige Gesichter, spitze Bemerkungen fielen, ja ein paar Damen machten augenblicklich kehrt und ergriffen das Hasenpanier. Kaum waren sie aber davon, so begann ein Ausbruch der Empörung, wie er bei manchen Vorstellungen des Stadttheaters berechtigt, aber nie dagewesen war.

Herr Ziffer, fassungslos, begriff nicht. Im Hintergrunde der Loge sagte die junge Frau einfach zu ihm: „Siehst du, weil ich vom Theater bin!"

Er aber meinte, — und es sei nicht verschwiegen, daß er unzweifelhaft das Richtige damit traf: „Mir scheint eher, weil du n i c h t vom Theater bist."

Bis zum Schluß saßen sie nebeneinander, bescheiden die junge Frau, Herr Ziffer sie absichtlich mit Artigkeiten überhäufend. Keinen Blick hatte er für die Bühne, keinen Blick aber auch ins Publikum.

Sie wollten heim, doch Herrn Ziffer kam ein Gedanke. — Es ging in den ‚Blauen Reiter'. Schorsch kam dienstfertig an und beguckte, während das Essen besprochen wurde, heimlich schmunzelnd die junge Frau, denn er meinte nicht anders, als es sei die jahresfällige Soubrette.

Herr Ziffer bestellte ein Naturschnitzel. Die Serviette des Kellners wehte zur Tür hinaus. Nun, zum ersten Male allein, begann der Bankherr zu reden über das Benehmen der Leute. Aufgeregt schimpfte

er, und bald steigerte sich derart seine Wut, daß er klingelte: „Schorsch, paniert.“

Die Serviette wehte.

Drohend klang abermals ein Klingeln: „Schorsch, Holstein.“

So rasend lief der Kellner jetzt hinaus, daß im Luftzug die Serviette nicht mehr flatterte, sondern in einem geraden Striche hinter ihm herzog. Das Bier ward verächtlich weggestellt. Herr Ziffer ließ Mosel anfahren, Herr Ziffer verlangte Kaviar, und bald schäumte sogar Sekt im Glase. Das Festmahl wurde zur Prasserei, daß die Grundfesten des Bankhauses zu beben schienen. Da kam der Wirt und angesichts des speisenbedeckten Tisches, der geleerten Flaschen rieb er sich die Hände: „Sehen Sie, Herr Ziffer, mit seiner Frau muß man sich auch mehr gönnen!“

Feuerrot von Wein und junger Liebe führte der Bankherr seine Frau davon. Die Büfettdame nickte. Sie hatte nur durch die Gewohnheit der Jahre die Ausschweifungen des Hinterzimmers billigen können. Allein der Hausknecht machte ein schiefes Gesicht: Nun gab es keine Briefe mehr zu bestellen.

Was nun folgt ist seltsam, höchst seltsam, im Grunde traurig, höchst traurig zu nennen. Wer soll die Rätsel des Gesellschaftsspieles: ‚Menschen untereinander‘ deuten? Ließ es das junge Paar etwa an Aufmerksamkeiten fehlen? Mit nichten! Sie machten Besuche überall, aber man erwiderte sie nicht. Herr Ziffer dachte an die Zeiten, da er die jährlich fällige Soubrette in den sicheren Gewahrsam des Hinterzimmers und seines bedächtigen Herzens geleitet hatte, an die zwinkernden Augen all der guten Hausväter, die sich Rat holten über Anlage von Papieren, oder wenn es galt ein Schwätzchen im Geschäft. Wo waren sie hin? Heiratete man die vom Theater nicht? Nein, mit einer Operettenprinzeß konnten die Damen nicht verkehren. Das verbot Stand und Moral. Und die fremden Banken heimsten das Geschäft ein. Herrn Veesenmeiers Federkritzeln hörte man kaum. Die neuen Prokuristen, von denen Herr Ziffer geträumt, wären sträflicher Luxus gewesen. Die Einsamkeit des Hinterzimmers im „Blauen Reiter‘, die er einst gepriesen hatte, bedrückte ihn nun. Der Stadtwald, den er doch selbst mit gegründet, erschien ihm abends unpassend für einen Ehemann und mittags unmöglich. Die Operette war übel, zum Weinen. Als nun gar eines Tages, da Herr Ziffer nur noch selten in den ‚Blauen Reiter‘ gekommen war, der Schorsch abends nach dem Theater verlegen meldete, das Hinterzimmer sei besetzt, da schien es dem Bankherrn, als müsse er ein Ende machen. Er fragte erregt, wer ihm den Raum genommen, in dem er bald die silberne Hochzeit hätte feiern können. Da — es ist leider nicht mehr in Abrede zu stellen — schielte der Schorsch fürchterlich: jetzt lächelte der Referendar mit Schmissen und Augengläsern die Soubrette grundsätzlich an.

Das war des Hinterzimmers Sendung! Wer soll ankämpfen gegen Recht und Überlieferung? Herrn Ziffer blieb nichts anderes übrig als aus gesellschaftlichen wie moralischen Gründen die Stadt zu verlassen.

Frühlingsritt

Gertrud, in duftender Flut
Weißer Blütenbäume
Reit' ich und schwenk' den Hut
Jauchzend durch Träume:
„Gertrud!“

Gertrud, raubte Teufelsbrut
Fern dich in Drachenhöhlen,
Ritt ich durch Höllenglut,
Dort dich zu stehlen,
Gertrud.

Gertrud, einen zarten Schnee
Singender Kirschblütenfeen
Bring' ich dir jubelnd — geh,
Willst du sie sehen,
Gertrud?

Gertrud, im jauchzenden Blut
Tönt helles Klingen,
Alles, was in mir ruht,
Dich will's besingen,
Gertrud.

Franz Robert



Die Wölfe

Wie gierig Wolfes Augen funkeln,
Wenn drin des Hungers Lampe glüht!
Sie überfielen uns im Dunkeln,
Von Wirbeln wilden Schnees umsprüht.
Ihr Angriff schien uns ungeheuer,
Da andres Wild im Sinn uns lag.
Der Russe war's, dem unser Feuer
Wir zugedacht an diesem Tag.

Den Russen wollten wir beschleichen,
Den Hügel aufwärts, waldentlang,
Und ihn auf ein gegebnes Zeichen
Bedrohn mit Feuers Überschwang.
Indessen wälzte sich dazwischen
Des Wolfsgerudels tolle Brut.
Da ließen wir die Kugeln zischen
Und trafen unsre Beute gut.

Wie mochte Hunger ganz verblenden
Die Bestie in der irren Not,
Daß sie die ausgefrornen Lenden
Uns zum Soldatenschusse bot!
Und horch — der Bruder Feind dort drüben,
Auch er blieb jagend nicht zurück.
Sein wildes Weidwerk scharf zu üben,
Schoß er die Wölfe Stück für Stück.

Die letzten sah man heulend hinken
Waldwärts auf Nimmerwiederkehr.
Da ließen wir die Büchsen sinken
Und schossen diesen Tag nicht mehr.
Es ward von wunderlicher Bürde
Die dumpfe Seele uns beschwert.
War's etwa, weil uns Menschenwürde
Die wilde Bestie Wolf gelehrt?

Franz Karl Ginzkey



Angriff der von Korvettenkapitän Schultz geführten Torpedoboots-Flottille in der Seeschlacht vor dem Skagerrak. **Gemälde von Ludwig Kath**

Finnland in seinen Beziehungen zu Schweden und Rußland

Von Dr. Fritz Arnheim



Das schicksalsschwere Drama, das sich gegenwärtig auf russischem Boden abspielt, hat die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes wieder einmal auf das Großfürstentum Finnland gelenkt, das hoch oben im Norden Europas seit uralter Zeit als äußerster Vorposten germanischer Kultur treue Wacht hält.

Unendlich weit liegen die Jahre zurück, in denen Finnland, das in seiner herben Schönheit so reizvolle „Land der tausend Seen“, zum erstenmal in nähere Berührung mit der germanischen Kultur trat. Bereits im grauen Altertum scheint, wie aus mehreren prähistorischen Funden erhellt, ein ziemlich reger Tausch- und Handelsverkehr zwischen der Bevölkerung Ostskandinaviens und den lappischen Ureinwohnern Finnlands bestanden zu haben. Diese Beziehungen steigerten und vertieften sich seit Beginn der historischen Zeit zusehends. Während der schwedischen Wikingerzüge, denen das russische Reich, der künftige Hauptfeind Schwedens und Finnlands, seine Entstehung verdankte, suchte und fand mancher nordgermanische Stammeshäuptling mit seinen Gefolgsleuten an der Küste des „Ostlandes“ eine neue Heimat. Eine planmäßige Kolonisation der schon damals von finnischen Stämmen bewohnten Gebiete nahm indessen erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts ihren Anfang. In drei Kreuzzügen gelang es den schwedischen Königen, bis zum Ende des 13. Jahrhunderts den gesamten Süden Finnlands mit Waffengewalt unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Dem Schwerte des Kriegers folgte der Krummstab des Bischofs. Fromme Geistliche und Mönche, zumeist germanischer Abkunft, unterwiesen die heidnische Bevölkerung im rechten Glauben und in den Künsten des Friedens. Bald darauf erschien auch der Kaufmann. In die neugegründeten Küstenstädte pilgerten aus Lübeck, Danzig und Reval viele hanseatische Bürger, die mit deutschem Fleiße die reichen Naturschätze des Landes nutzbar zu machen anfingen.

Es zeugt von dem kernigen und stählernen Charakter der nationalfinnischen Einwohner, daß dieser kulturelle Aufschwung sich verhältnismäßig schnell vollziehen konnte, obwohl Finnland damals fast beständig in blutige Kämpfe mit den slawischen Nachbarstämmen verwickelt war. Unendlich groß ist die Zahl der russisch-schwedischen Grenzfehden und Kriege, von denen die alten Chroniken uns berichten und unter denen weite Gebiete des Landes wiederholt empfindlich zu leiden hatten. Allein ihr Endergebnis bedeutete einen vollen Sieg des Germanentums über das Slawentum. Dank der stetigen Berührung zwischen den Seite an Seite fechtenden schwedischen und finnischen Kriegern schlugen schwedische Gesittung und Gesinnung sowie schwedische Rechts- und Gesellschaftsordnung immer festere Wurzel auf finnländischem Boden. Vor allem aber dehnten sich, dank vorteilhaften Friedensschlüssen, die Grenzen Finnlands immer weiter nach Osten und nach Norden aus. Mit berechtigtem Stolze durfte der nordische Heldenkönig Gustav Adolf nach Abschluß des Friedens zu Stolbowa (1617) den in Stockholm versammelten Reichsständen verkünden, daß es ihm nunmehr gelungen sei, das russische Zarenreich, den gefährlichsten Gegner Schwedens, ganz und gar von der Ostsee abzusperren und den Finnländern eine durch starke Festungen, undurchdringliche Urwälder und große Seebecken, vor allem den gewaltigen Ladogasee, gesicherte Ostgrenze zu verschaffen; „und wird es“, äußerte er wörtlich, „den Russen künftig wohl schwer fallen, über den Bach zu hüpfen“.

Vom frühen Mittelalter bis zum Jahre 1809 waren die Geschicke Finnlands, das 1581 zum Range eines Großfürstentums erhoben wurde, unzertrennlich mit denen Schwedens verflochten. Besonders seit Einführung der Reformation bewegte sich seine politische, kirchliche, soziale, wirtschaftliche und geistige Entwicklung in genau denselben Bahnen. Es besaß die gleichen Rechte und Pflichten, die gleichen Gesetze und Freiheiten, erfreute sich derselben Förderung und erlebte denselben kulturellen und materiellen Aufschwung wie das schwedische Mutterland, mit dem es früh zu einer vollkommenen Einheit verschmolz. Und es zeigte sich keineswegs als eine undankbare Tochter! Staatsmänner, Feldherren und Gelehrte finnländischer Abstammung haben ihren Namen mit leuchtenden Buchstaben in die Geschichte Schwedens eingetragen, finnländische Söhne für Schwedens Ruhm und Ehre gestritten und an der Seite germanischer Glaubensgenossen auf den deutschen Schlachtfeldern des Dreißigjährigen Krieges ihr Blut für die Sache des Protestantismus vergossen. Gerade aus jenen Tagen stammen die markigen Klänge des „Finnländischen Reitermarsches“, der auch auf deutschem Boden fast zu einer Volksmelodie geworden ist.

Erst während der Regierung Karls XII. nahm der uralte Kampf zwischen Schweden und dem slawischen Nachbarreiche um die Vorherrschaft am südlichen Ostseeufer eine

für das Germanentum ungünstige Wendung. Nach dem Siege Peters des Großen bei Poltawa (1709) ging das Großfürstentum, das nahezu ein Jahrhundert lang von den Schrecken des Krieges so gut wie verschont geblieben war, kummervollen Tagen entgegen. Sengend und plündernd überschritten die Russen die Grenze, bemächtigten sich, trotz verzweifelter Gegenwehr der finnländischen Truppen und Einwohner, allmählich fast des gesamten Landes und führten dort eine russische Zivil- und Militärverwaltung ein. Schaudernd spricht der Finnländer noch heutigen Tages von jener Zeit des „Großen Unfriedens". Nur mit schweren Opfern vermochte Schweden 1721 den Frieden zu erkaufen. Außer Ingermanland, Estland und Livland mußte es auch den größten Teil Südostfinnlands, darunter die wohlhabende und von vielen Deutschen bewohnte Stadt Wiborg, an Rußland abtreten, das fortan als nordische Großmacht den ersten Platz unter den an die Ostsee grenzenden Staaten einnahm.

Die innere Umwälzung, deren Schauplatz das schwedische Reich unmittelbar nach dem Tode Karls XII. (1718) war, hatte für das Großfürstentum recht bedenkliche Folgen. Die Ersetzung der bisherigen absoluten Königsmacht durch eine ebenso unumschränkte Ständeherrschaft bewirkte lediglich, daß das schwedische Mutterland immer mehr zu einem gefügigen Werkzeug in den Händen des Auslandes und zu einer gehorsamen Dienerin fremder Interessen herabsank. Auf Anstiften des Versailler Hofes und in der Hoffnung auf schnelle Wiedererlangung der verlorenen Ostseeherrschaft erklärte die 1741 am Ruder befindliche schwedische Reichstagsmehrheit den Russen den Krieg. Allein die Zeiten, in denen der schwedische Löwe in raschem Sprunge den russischen Bären zu Boden gestreckt hatte, waren endgültig vorüber. Das von mittelmäßigen Generalen geführte Heer, dessen Offizierkorps in Franzosen- und Russenfreunde gespalten war, räumte beinahe ohne Schwertstreich den ganzen Süden Finnlands und kapitulierte schließlich unter schimpflichen Bedingungen vor dem nur wenig stärkeren Gegner. Abermals wurde das Großfürstentum von feindlichen Truppen überschwemmt. Zwar hielt die russische Okkupationsarmee, die von dem Schotten Jakob Keith, dem späteren Freunde Friedrichs des Großen, befehligt wurde, diesmal gute Mannszucht. Allein trotzdem schien den Finnländern eine sehr trübe Zukunft bevorzustehen, da am Petersburger Hofe zeitweise ernstlich der Plan erwogen wurde, ihr Land in eine russische Provinz oder wenigstens in einen russischen Schutzstaat zu verwandeln. Lediglich durch willfähriges Eingehen auf alle sonstigen Forderungen und Wünsche der Zarin Elisabeth konnten die schwedischen Reichsstände es 1743 erreichen, daß sie sich im Frieden zu Åbo „aus Edelmut" mit der Einverleibung eines neuen Stückes von Südostfinnland begnügte.

Seitdem nahm die „Finnländische Frage" den Charakter einer chronischen Krankheit an, die öfters sogar in das Stadium einer akuten Krisis zu treten schien. Die hochbegabte Schwester Friedrichs des Großen, Luise Ulrike von Schweden, der zu Ehren das finnländische Städtchen Degerby seit 1752 den Namen „Lowisa" trägt, ließ als Kronprinzessin wie als Königin kein Mittel unversucht, um ihr Adoptivvaterland von dem lästigen russischen Freundschaftsjoche zu befreien und durch Wiederherstellung eines starken Königtums den auf eine vollständige Lostrennung des Großfürstentums abzielenden Umtrieben Rußlands und dessen schwedischen Helfershelfer ein wirksames Gegengewicht zu bieten. Aber alle ihre Bemühungen scheiterten an den unversöhnlichen inneren Parteigegensätzen und an der klingenden Macht des russischen Rubels. Glücklicher war ihr Sohn Gustav III. Durch den kühnen, unblutigen Staatsstreich vom 19. August 1772 bereitete er der vaterlandsfeindlichen, innerlich bereits morsch gewordenen Ständeherrschaft ein schnelles Ende. Die von ihm erlassenen Staatsgrundgesetze von 1772 und 1789 bilden noch heute einen wichtigen Bestandteil der finnländischen Staatsverfassung. Allein den unseligen Oppositionsgeist im Innern, der den Einmischungs- und Einverleibungsplänen des slawischen Nachbarreiches so sehr Vorschub leistete, vermochte auch er nicht dauernd zu bannen. Im August 1788, kurz nach Ausbruch eines neuen russisch-schwedischen Krieges, ließen mehr als hundert schwedische und finnländische Offiziere, die mit der Politik Gustavs unzufrieden waren, sich auf finnländischem Boden zu einer Meuterei wider ihren obersten Kriegsherrn hinreißen, indem sie in einer drohenden Note die sofortige Einberufung eines außerordentlichen Reichstags und den sofortigen Abschluß eines Friedens mit Rußland verlangten. Ja, ein Teil der Unterzeichner der sogenannten „Anjala-Bundesakte" ging noch weiter und trat mit der Zarin Katharina II. in landesverräterische Unterhandlungen wegen einer Selbständigkeitserklärung des Großfürstentums unter russischem Schutze. Nur der besonnenen Haltung Gustavs, der mangelhaften Unterstützung der Verschworenen durch den Petersburger Hof und der königstreuen Gesinnung der bürgerlichen Kreise Finnlands und Schwedens war es damals zu verdanken, daß die Aufruhrbewegung schon nach wenigen Wochen im Sande verlief, und daß Schweden 1790 im Frieden zu Wärälä vor einem Gebietsverlust bewahrt blieb.

Erst zwanzig Jahre später reifte die Finnländische Frage endlich ihrer Entscheidung entgegen. Anfang 1808 überschritten die Russen ohne vorherige Kriegserklärung plötzlich die Grenze des Großfürstentums. Blutenden Herzens mußten die vom schwedischen Mutterlande durch Schnee und Eis abgeschnittenen finnländischen Nationalregimenter auf Geheiß ihres unfähigen Oberbefehls-

habers Klingspor den größten Teil Süd- und Mittelfinnlands fast ohne Schwertstreich dem Feinde preisgeben. Und nicht genug damit! Anfang Mai kapitulierte die mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehene und für „uneinnehmbar" geltende Felsenfestung Sveaborg (bei Helsingfors), die noch jetzt als das „nordische Gibraltar" bezeichnet wird, nach einer kurzen Scheinbelagerung infolge schmachvollen Verrats einiger durch russisches Gold bestochenen Offiziere. Zwar leuchtete den unglücklichen Bewohnern des Großfürstentums im Sommer ein neuer Hoffnungsstrahl. Kleinere, von umsichtigen Unterfeldherren geleitete Heeresabteilungen unternahmen siegreiche Vorstöße nach Süden, und auch der von der einheimischen Bauernbevölkerung geführte Freischärlerkrieg bereitete den Russen manche sorgenvolle Stunde. Aber alle diese Teilerfolge vermochten an dem Schicksal Finnlands nichts mehr zu ändern. Nach heldenmütigem Kampfe mußten die finnländischen Vaterlandsverteidiger immer weiter nach Norden zurückweichen und hier im Spätherbst eine Konvention unterzeichnen, die sie zur Räumung des Landes und zum Abzug auf schwedisches Gebiet verpflichtete.

Angesichts dieser verzweifelten Sachlage sahen sich die in der Heimat zurückgebliebenen finnländischen Vaterlandsfreunde genötigt, selbständig vorzugehen und mit dem russischen Sieger Unterhandlungen anzuknüpfen, um von ihrer Rechts- und Gesellschaftsordnung zu retten, was noch zu retten war. Bezüglich der dem Großfürstentum künftig zu verleihenden politischen Stellung herrschten am Petersburger Hofe lebhafte Meinungsverschiedenheiten. Die einen begehrten dessen Einverleibung als Provinz, während die anderen ihm eine innere Selbständigkeit unter Beibehaltung der bisherigen schwedischen Verfassung, aber unter russischem Zepter zugestehen wollten. Schließlich siegte die versöhnlichere Richtung. Am 1. Februar 1809 berief Kaiser Alexander I., der sich damals zum erstenmal den Titel „Großfürst von Finnland" beilegte, die vier Stände des Großfürstentums in verfassungsmäßiger Ordnung zu einem „allgemeinen Landtage" in die südfinnländische Bischofsstadt Borgå. Hier huldigten die Ständevertreter am 29. März dem persönlich anwesenden Kaiser als ihrem „Großfürsten", nachdem er zuvor in einer Handfeste schriftlich gelobt hatte, „die Religion und die Grundgesetze des Landes samt den Rechten und Gerechtsamen, die ein jeglicher Stand in besagtem Großfürstentum für sich besonders und alle seine Einwohner, hoch wie niedrig, bisher gemäß der Verfassung genossen" hätten, „fest und unverbrüchlich in ihrer vollen Kraft zu bewahren". Die solchergestalt von Alexander I., wie er selbst sagte, mit der „finnländischen Nation" geschlossene Übereinkunft wurde im Frieden zu Fredrikshamn (17. September 1809) von Schweden anerkannt, das damals Schwedisch-Lappmarken, einen Teil Westerbottens, das finnländische Festland und Küstengebiet und auch die politisch zu Finnland, geographisch und völkerschaftlich aber zu Schweden gehörigen Ålandsinseln — den Schlüssel zur mittelschwedischen Ostseeküste — an das Zarenreich abtreten mußte.

In den nächsten Jahren wurde das höhere Verwaltungswesen Finnlands neu geregelt. An die Spitze des Landes traten ein russischer Generalgouverneur und ein finnländischer Regierungskonseil, der seit 1816 den Namen „Kaiserlich Finnländischer Senat" führt. Ferner erfolgte die Errichtung eines eigenen Finnländischen Staatssekretariats, eines ständigen Petersburger Ausschusses zur Prüfung und Vorbereitung finnländischer Angelegenheiten usw. Die Landesresidenz und die im Jahre 1640 errichtete Landesuniversität wurden von Åbo nach Helsingfors verlegt. Von großer Wichtigkeit für die kulturelle und materielle Entwicklung des Großfürstentums seit 1809 war endlich auch die Anfang 1812 verfügte Wiederangliederung der in den Jahren 1721 und 1743 abgetrennten finnländischen Landesteile. Durch alle diese Maßregeln wurde bald zwischen den Finnländern und ihrem neuen Großfürsten ein festes Vertrauensverhältnis hergestellt. Als im Herbst 1812 der Kampf zwischen Napoleon I. und Rußland gerade am heftigsten tobte, konnte es Alexander I. ohne Bedenken wagen, den Schutz seiner Hauptstadt St. Petersburg finnländischen Soldaten und Offizieren anzuvertrauen.

Die politische Reaktion, die kurz vor dem Tode Alexanders I. (1825) im Großfürstentum einsetzte, erfuhr unter seinem Nachfolger Nikolaus I. eine weitere Verschärfung, obwohl dieser bei seiner Thronbesteigung ebenfalls die Grundgesetze und Privilegien Finnlands feierlich beschwor. Fast ein Menschenalter lang hatten die Finnländer oftmals unter rücksichtslosen Eingriffen der russischen Machthaber in die innere Selbständigkeit des Landes zu leiden. Doch vermochte der von Petersburg aus geübte Druck nur wenig das Aufblühen des Großfürstentums zu hemmen. Ein wirtschaftlicher Niedergang trat erst während des Krimkrieges ein. Englische und französische Flottengeschwader erschienen in der Ostsee, zerstörten 1854 die von den Russen auf den Ålandsinseln angelegten Befestigungen, bombardierten die Felsenfestung Sveaborg, unternahmen an verschiedenen Stellen einen Landungsversuch, blockierten einzelne Hafenstädte und beraubten Finnland eines großen Teiles seiner Handelsflotte.

Nach den Stürmen des Krimkrieges war dem schwergeprüften Großfürstentum eine lange Periode ruhigen und stetigen Fortschreitens auf allen Gebieten beschieden. Alexander II., der 1855 seinem Vater folgte, suchte die von ihm beschworene finnländische Verfassung, in völligem Einklang mit den Landesbewohnern, erfolgreich in neuzeitlichem Sinne auszugestalten. Mit Zustimmung des Ständeland-

tags, der 1863, nach fast fünfzigjähriger Pause, zum ersten Male wieder zusammentrat, erließ er 1869 ein neues Grundgesetz, das eine regelmäßige Einberufung der Volksvertretung verfügte, die fortdauernde Rechtsgültigkeit der schwedischen Grundgesetze von 1772 und 1789 festlegte und außerdem bestimmte, daß künftig keine Verfassungsbestimmung ohne Genehmigung aller vier Landtagsstände „gegeben, verändert, interpretiert oder aufgehoben werden" dürfe. Ein weiterer langjähriger Wunsch der Finnländer ging 1878 in Erfüllung, indem ein vom Landtage beschlossenes Gesetz, das die Errichtung eines finnländischen Nationalheeres auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht anordnete, die Zustimmung des Kaisers fand. Die Ermordung desselben (1881) durch russische Nihilisten rief bei allen Finnländern aufrichtige Betrübnis hervor. Von ihrer Dankbarkeit gegen ihren „Wohltäter" zeugt noch heute das schöne Denkmal, das sie ihm 1894 in Helsingfors errichteten und dessen Sockel mit den allegorischen Gestalten des „Gesetzes", des „Lichtes", des „Friedens" und der „Arbeit" geschmückt ist.

Auch in den ersten Regierungsjahren Alexanders III., der, wie alle seine Vorgänger, die unverbrüchliche Beibehaltung der finnländischen Staatsverfassung schriftlich gewährleistete, nahm die gedeihliche Entwicklung des Großfürstentums ungestört ihren Fortgang. Der Landtag, der seit 1882 alle drei Jahre einberufen wurde, erhielt das Recht zur Einbringung von Gesetzentwürfen. Ferner wurde durch kaiserliche Erlasse das Finnische, die Mutter- und Umgangssprache von ungefähr 86 Prozent der Gesamtbevölkerung, als gleichberechtigte Amts- und Verwaltungssprache neben dem Schwedischen anerkannt und dadurch eine innere Streitfrage ihres schroffen Charakters entkleidet. Erst gegen Ende der 1880er Jahre vermochten die panslawistischen Kreise Rußlands, denen die kulturelle und materielle Blüte des Großfürstentums von jeher ein Dorn im Auge gewesen war, einen maßgebenden Einfluß am Petersburger Hofe zu gewinnen. Infolgedessen erließ der Monarch mehrere Verfügungen, die einen bedenklichen Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte Finnlands bedeuteten. So wurde 1890 das finnländische Postwesen unter russische Oberaufsicht gestellt, 1892 ein griechisch-orthodoxes Erzbistum in Wiborg errichtet, ein vom Landtage 1889 genehmigtes neues Strafgesetz plötzlich von den russischen Behörden beanstandet und erst 1894 in veränderter Form bestätigt.

Der erste planmäßige Angriff der Panslawisten auf die innere Selbständigkeit des Großfürstentums aber erfolgte unter dem vor wenigen Wochen entthronten Zaren Nikolaus II., obwohl auch er bei seinem Regierungsantritt (1894) in einer Handfeste die „Grundgesetze, Rechte und Privilegien" des Landes feierlich beschworen hatte. Ein nicht leicht mißzuverstehendes Anzeichen des herannahenden Sturmes bildete im Spätsommer 1898 die plötzliche Ernennung General Bobrikows, eines nationalrussischen Fanatikers, zum Generalgouverneur. Die Befürchtungen, die auf Grund dieser Personenwahl und auf Grund anderer Vorgänge entstanden, bewahrheiteten sich, als Anfang 1899 in Helsingfors ein außerordentlicher Landtag zusammentrat. Die den Ständen übermittelten Militärvorlagen erstrebten offenbar eine Einverleibung der finnländischen Nationaltruppen in das russische Heer. Gleichzeitig erließ Nikolaus II. das sogenannte Februarmanifest, das mit Rücksicht auf die „allgemeinen Reichsinteressen" eine vollständige Beseitigung der finnländischen inneren Autonomie und die Umwandlung des gesetzgebenden finnländischen Landtages in eine begutachtende Ständeversammlung in Aussicht nahm. Weder eine von 525 000 Männern und Frauen unterzeichnete finnländische Massenpetition noch eine von mehr als 1000 hervorragenden Vertretern des europäischen Kulturlebens veranstaltete schriftliche Kundgebung gegen eine politische Vergewaltigung des Großfürstentums vermochten den Kaiser zur Zurücknahme seines Manifestes zu bewegen.

Die Durchführung des neuen finnländischen Wehrgesetzes von 1901, das, ungeachtet des Einspruchs des Landtages, auf dem verfassungswidrigen Verwaltungswege erlassen wurde, stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da viele Zivilbehörden ihre Mitwirkung versagten und viele Gestellungspflichtige bei der Musterung ausblieben. Im übrigen aber gelang es den panslawistischen Elementen, einen nicht geringen Teil ihres politischen Programmes auf finnländischem Boden in die Tat umzusetzen. Die Zügel der Zensur wurden straffer angezogen, das finnländische Nationalheer nach und nach aufgelöst, das seit 1816 stets mit einem Finnländer besetzte wichtige Amt des Ministerstaatssekretärs einem der einflußreichsten Führer der nationalrussischen Partei übertragen, die verfassungstreuen Beamten durch Russen oder durch Russenfreunde ersetzt, die Versammlungs- und Redefreiheit beinahe völlig aufgehoben, die Russifizierung des Schulwesens eingeleitet usw. Noch schlimmer gestaltete sich die Lage der einheimischen Bevölkerung, nachdem Generalgouverneur Bobrikow 1903 durch kaiserliche Verfügung nahezu diktatorische Befugnisse erhalten hatte. Eine Art Schreckensregiment erging fortan über Finnland, und viele seiner besten Söhne mußten ihre Vaterlandstreue mit Kerkerhaft, Landesverweisung oder gar Verbannung in das Innere des Zarenreiches büßen.

Die Ermordung Bobrikows und mehrerer seiner Helfershelfer, der unerfreuliche Verlauf des russisch-japanischen Krieges und die wachsenden inneren Schwierigkeiten in Rußland selbst veranlaßten die Petersburger Regierung, seit dem Sommer 1904 den Finnländern gegenüber mildere Saiten aufzu-

ziehen. Ein etwas geschmeidigerer Nationalrusse wurde zum Generalgouverneur ernannt, den meisten finnländischen Verbannten die Rückkehr in die Heimat gestattet, dem Ständelandtage die Aufhebung oder Milderung einiger verfassungswidrigen Verordnungen in Aussicht gestellt und das nur auf dem Papier stehende Wehrgesetz von 1901 „vorläufig" außer Kraft gesetzt. Allein das finnländische Volk wollte sich mit diesen halben Zugeständnissen nicht begnügen, sondern forderte gebieterisch eine Wiederherstellung aller seiner verfassungsmäßigen Rechte.

Die im Lande herrschende Gärung und Erbitterung machten sich schließlich gewaltsam Luft. Am 30. Oktober 1905 brach plötzlich ein politischer Generalstreik aus. Wohlfahrtsausschüsse wurden gebildet, die Grenzen gesperrt, die im Lande befindlichen russischen Gendarmen entwaffnet, vor allem aber die russischen oder russenfreundlichen Staatsbeamten zum sofortigen Rücktritt aufgefordert. Da gleichzeitig auch in Rußland die Revolution tobte, hielt Nikolaus II. es nunmehr für geraten, den Finnländern gegenüber einzulenken, um deren vollständigen Abfall zu verhüten. Er hob alle seit 1899 von ihm erlassenen Verordnungen auf, ernannte einen hochgebildeten russischen Zivilbeamten zum Generalgouverneur, besetzte den Senat wieder ausschließlich mit verfassungstreuen Elementen, ließ einem sofort von ihm einberufenen Landtage mehrere Entwürfe zu wichtigen freiheitlichen Verfassungsreformen zugehen und genehmigte 1906 zwei von der Volksvertretung beschlossene Grundgesetze, von denen das eine die finnländischen Staatsbürgerrechte festlegte und das andere, anstatt des bisherigen Ständelandtages, eine aus allgemeinen Wahlen nach dem Proportionalsystem hervorgehende, alljährlich zusammentretende Abgeordnetenkammer mit aktivem und passivem Wahlrecht auch für Frauen einführte.

Eine vollkommene Beseitigung der Spuren der früheren Russifizierungsarbeit erwies sich allerdings als unmöglich. Kaum war im Jahre 1907 die Reaktion abermals in Rußland zur Herrschaft gelangt, so tauchten auch im Großfürstentum die Vorboten eines erneuten panslawistischen Ansturms auf. Ihren ersten Erfolg erzielte die nationalrussische Partei bereits im Juni 1908, wo sie den Kaiser zum Erlaß einer Verordnung bestimmte, die dem russischen Ministerrat ein wirksames Einmischungs- und Mitbestimmungsrecht bei allen finnländischen Verwaltungs- und Gesetzgebungsfragen zuerkannte. Alle Adressen, in denen die finnländische Abgeordnetenkammer um Aufhebung dieser und anderer verfassungswidrigen Verfügungen ersuchte, wurden vom Kaiser ablehnend beschieden. Unverdrossen arbeiteten der russische Ministerpräsident Stolypin und dessen Gesinnungsgenosse, der Ende 1907 zum Generalgouverneur des Großfürstentums ernannte Generalleutnant Seyn, darauf hin, mit Hilfe des inzwischen wieder völlig russifizierten finnländischen Senats und der in reaktionärem Fahrwasser segelnden parlamentarischen Körperschaften Rußlands die finnländische „Grenzmark" nach und nach in eine lediglich privilegierte russische Provinz zu verwandeln. Ihr Versuch, das finnländische Staatsgebäude zu unterminieren, gelang schneller als sie zu hoffen gewagt hatten. Schon am 30. Juni 1910 bestätigte Nikolaus II. eine kurz zuvor von der russischen Reichsduma und vom russischen Reichsrat angenommene Vorlage, der zufolge alle wichtigeren finnländischen Angelegenheiten — die Staatssprache, das Wehrpflichts- und Steuerwesen, die Gerichts- und Prozeßordnung, das Schul- und Postwesen, der Schiffahrts- und Geldverkehr, das Münz- und Zollwesen, die Kriminal- und Preßgesetzgebung, die Rechte der in Finnland lebenden Russen und Ausländer, das Vereinsrecht, das Eisenbahnwesen usw. — künftig ausschließlich der russischen Reichsgesetzgebung unterliegen sollten.

Die Durchführung dieses weitumfassenden Russifizierungsprogramms ward in den nun folgenden Jahren auf finnländischem Boden energisch in Angriff genommen. Viele Millionen finnländischer Staatsgelder wurden, trotz der wiederholten Proteste der finnländischen Bevölkerung und Volksvertretung, auf Geheiß des gefügigen Senats als Militärkontribution an die russische Reichsschatzkammer abgeführt, viele höhere und niedere Staats- und Gemeindebeamte wegen ihrer Vaterlandstreue ohne Pension entlassen oder gar in russische Gefängnisse gesteckt, viele Ämter mit russischen Untertanen besetzt. Ferner wurden die verfassungsmäßige Rede-, Koalitions-, Versammlungs- und Preßfreiheit aufgehoben, das Eisenbahn- und Lotsenwesen russischen Behörden untergeordnet, die Russifizierung der Schulen und der Behörden in die Wege geleitet, Vorbereitungen zur Beseitigung der finnländisch-russischen Zollgrenze getroffen und im Widerspruch mit dem deutsch-russischen Handelsvertrage, finnländische Getreidezölle eingeführt.

Nach Ausbruch des Weltkrieges steigerten sich noch die Leiden der unglücklichen Bewohner. Die sofortige Verkündigung des Belagerungs- und Kriegszustandes bot den russischen Machthabern einen bequemen Vorwand, um ihre politische Zerstörungs- und Verfolgungstätigkeit auf finnländischem Boden in beschleunigtem Tempo fortzusetzen. Das von Nikolaus II. im September 1914 unterzeichnete Programm für einen „näheren Anschluß" Finnlands an das Zarenreich stand nicht nur auf dem Papier. Die Annäherung des finnländischen Zollwesens an das russische und die Russifizierung der Behörden und Schulen schritten schnell vorwärts. Der finnländische Landtag ward überhaupt nicht mehr einberufen und das freie Wort durch eine strenge Präventivzensur völlig geknebelt. Gleichzeitig hausten die im Großfürstentum stehenden russischen Truppen ähnlich wie ihre

„Kameraden" in Ostpreußen. Schlimme Ausschreitungen und Roheitsvergehen gegen die einheimische Bevölkerung gehörten zur Tagesordnung. Zehntausende von finnländischen Bauern und Arbeitern wurden zusammengetrieben, um bei der Anlage von Verteidigungswerken gegen den befürchteten Einbruch deutscher Heere mitzuhelfen. Kein Finnländer war mehr seines Lebens und seiner persönlichen Freiheit sicher. Viele der tüchtigsten Landesbewohner wurden wegen angeblicher reichs- und regierungsfeindlicher Propaganda eingekerkert, hingerichtet oder nach Sibirien verschickt.

Und zu diesem Schreckensregiment im Innern gesellte sich bald auch noch die wachsende Sorge vor äußerer Kriegsnot. Schon hatten die „blauen Jungens" der deutschen Ostseeflotte ihre Streifzüge wiederholt bis in den Bottnischen und Finnischen Meerbusen ausgedehnt. Schon hatte man auf den zahllosen Felseninseln, die wie ein aus Birken, Föhren und Granit gewirkter Kranz die Küsten Finnlands umsäumen, wiederholt von fernher den rollenden Donner deutscher Schiffsgeschütze vernommen, so daß die Bewohner des Großfürstentums sich die bange Frage vorlegen mußten, ob ihrer Heimat im weiteren Verlaufe des Weltkrieges wohl eine Wiederkehr der schlimmen Tage von 1808 und 1809 erspart bleiben könnte.

So standen die Dinge, als plötzlich ein Ereignis eintrat, das mit einem Schlage die politischen Zustände in Osteuropa von Grund aus änderte und dessen Folgen niemand heute vorauszusehen vermag. Am 13. März 1917 — demselben Tage, an dem sechsunddreißig Jahre zuvor der von den Finnländern hochverehrte „Zarbefreier" Alexander II. in Petersburg auf der Fahrt nach dem jetzt mit einer blutroten Fahne geschmücktem Winterpalais einem nihilistischen Attentat zum Opfer gefallen war — stürzte das von seinem Enkel Nikolaus II. bis in seine letzten Folgen durchgeführte autokratische Regierungssystem des Zarenreiches unter den ratternden Flinten- und Maschinengewehrsalven russischer Revolutionäre zusammen.

Der „Koloß auf tönernen Füßen" bebte in allen seinen Fugen. Vor allem drohte eine unmittelbare Absplitterung der finnländischen Nation, die weder durch Rassen- oder Kulturgemeinschaft noch durch das Bindeglied der Sprache mit dem Kern des Reiches verknüpft war. Unter solchen Umständen sah sich die neue russische Revolutionsregierung veranlaßt, in einem neuen Manifest den Bewohnern des Großfürstentums weitgehende Zugeständnisse zu bewilligen. Sie bekräftigte die alten Grundgesetze, Rechte und Privilegien Finnlands, erklärte die dort seit 1890 von der russischen Staatsmacht erlassenen verfassungswidrigen Gesetze und Verordnungen nahezu sämtlich für aufgehoben, verkündete eine beschränkte politische Amnestie und verfügte die Einberufung des Landtages zur Prüfung von Vorschlägen betreffs einer umfassenden Neuregelung der im Großfürstentum gültigen Staatsverfassung und Rechtsordnung. Gleichzeitig wurde der Generalgouverneur Seyn verhaftet, während die Provinzialgouverneure und Senatsmitglieder, sowie einige andere Hauptstützen des alten Regierungssystems ihren Abschied einreichen mußten. Den Posten des Generalgouverneurs erhielt der Dumaabgeordnete Stachowitsch, den des Ministerstaatssekretärs ein finnländischer Staatsbürger, der Direktor und Ingenieur Endell. An die Spitze der Landesverwaltung trat eine Koalitionsregierung, die sich aus je sechs sozialistischen und bürgerlichen Senatoren zusammensetzte. Der neue russische Justizminister Kerenski, der am 29. März als Abgesandter der Revolutionsregierung in Helsingfors eintraf, legte nach einer Ansprache, in der er den berühmten finnländischen Dichter Johann Ludwig Runeberg als National- und Freiheitshelden feierte, an den Stufen des Runebergdenkmals einen roten Tulpenkranz nieder.

Wenn die hervorragendsten Führer der finnländischen Nationalpartei trotz alledem eine mißtrauische Haltung beobachten und sich in bezug auf die künftige Gestaltung des politischen Verhältnisses zwischen dem Großfürstentum und dem russischen Reiche vollständige Handlungsfreiheit vorbehalten, so erscheint dies durchaus verständlich. Durch eine mehr als hundertjährige Erfahrung gewarnt, wissen sie den Wert russischer Versprechungen nach Gebühr einzuschätzen und verlangen, daß die staatliche Selbständigkeit Finnlands nicht durch die schwachen Bürgschaften einer provisorischen Regierung, sondern durch internationale Garantien vor neuen russischen Eingriffen gesichert werde. Vor allem aber betonen sie nachdrücklich, daß die breite und feste Grundlage, auf der das „neue" Finnland aufgebaut werden müsse, keine andere sein könne als die germanisch-skandinavische Rechtsauffassung, die dem finnländischen Volke vor vielen Jahrhunderten von Westen her über die Ostsee zugeführt worden sei.

Mit herzlicher Teilnahme hat das deutsche Volk von jeher die Schicksale der finnländischen Nation verfolgt, die während eines fast ununterbrochenen Kampfes um ihr staatliches Dasein, dank ihrem treuen Festhalten an germanischer Art und Gesittung, die schwersten Prüfungen siegreich zu überstehen vermochte. Möge dem Großfürstentum bald eine so glückliche Zeit beschieden sein, wie sie Johann Ludwig Runeberg, Finnlands unsterblicher Dichter, schon vor mehr als zwei Menschenaltern für sein Vaterland in den Worten herbeisehnte:

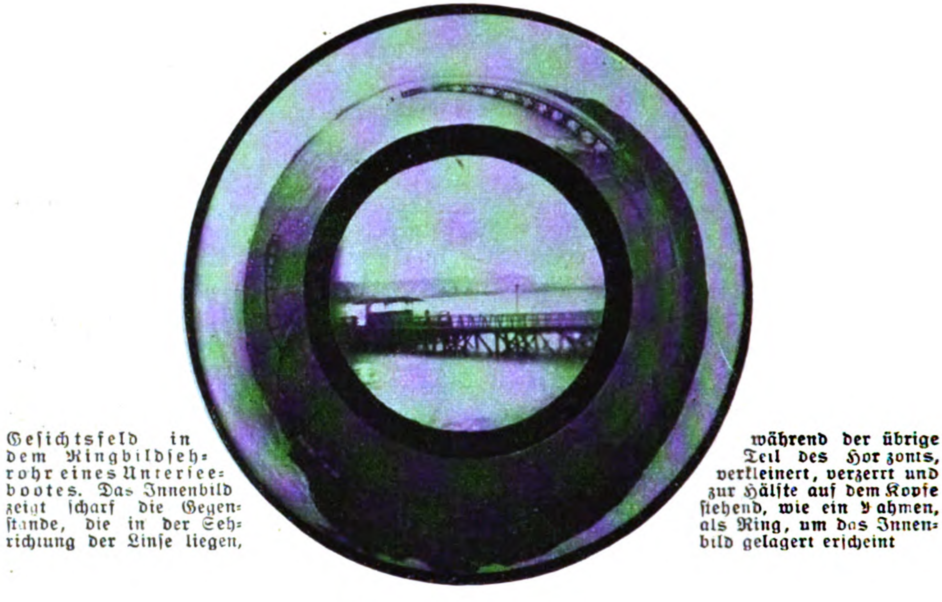
Du Knospe, in der Blütezeit
Reißt du aus deinem Zwang;
Aus unsrer Liebe dringt befreit
Dein Glanz und lichter Hoffnung Freud',
Und höher dann ertönt der Klang:
Des Landes Volksgesang.

Aus unserer Kriegsmappe:



Soldat einer Sturmabteilung in voller Ausrüstung

Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann



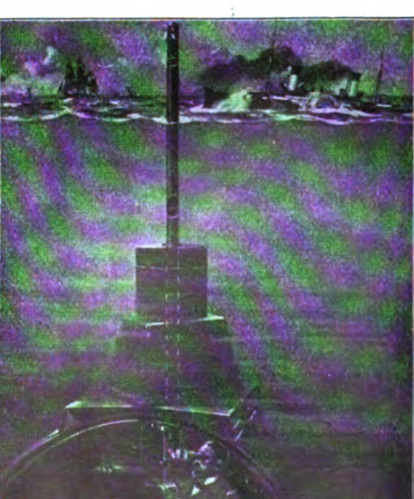
Gesichtsfeld in dem Ringbildsehrohr eines Unterseebootes. Das Innenbild zeigt scharf die Gegenstände, die in der Sehrichtung der Linse liegen, während der übrige Teil des Horizonts, verkleinert, verzerrt und zur Hälfte auf dem Kopfe stehend, wie ein Rahmen, als Ring, um das Innenbild gelagert erscheint

Am Sehrohr!

Von Kapitänleutnant Georg=Günther Frhr. von Forstner

Die Überschrift „Am Sehrohr" wurde mir nahegelegt, und ich glaube, daß gerade über dieses kurze Wort viel Interessantes sich sagen läßt zur jetzigen Zeit. Auch für mich selbst liegt unendlich viel Stimmungsvolles in dem Worte. Viele, viele alte, schöne und ernste wie auch frohe und stolze Erinnerungen birgt es in sich.

Ja, mit unser aller teuerstes Kleinod bist du, liebes Sehrohr an Bord unseres U=Bootes! Du kommst gleich hinter unseren Torpedos, derentwegen wir selbst ja überhaupt nur da sind, derentwegen schließlich ja unser ganzes Boot nur gebaut ward. Nur um euch, ihr stählern und goldig blinkenden Aale — so nennen wir unsere Torpedos — sicher und geschützt bis zu der Stelle durch die Fluten fahren zu können, von wo ihr selber alles Weitere in emsigem Laufe übernehmen wollt zur Vernichtung des Feindes, ist unser ganzes liebes Boot entstanden. Ihr seid und bleibt natürlich unsere Hauptlieblinge und ihr merkt dieses gewiß auch täglich selber an der liebevollen, sorgsamen Pflege, die wir euch angedeihen lassen! Doch ihr erwiest euch auch auf allen unseren Booten immer als hierfür dankbare Kinder und wenn ihr selbst auch stets nach todesmutigem Laufe mit hinuntersankt in die unergründliche Tiefe des Meeres, nachdem ihr euch mit lautem Krachen und Bersten hineingefressen hattet in den Bauch des verhaßten Feindes, so nahmt ihr euern Siegespreis, euern Lebenszweck ja immer zu euch mit hinab ins kühle Grab. Euere Brüder aber, die noch im blinkenden Ausstoßrohre ihrer Aufgabe harren, sie werden's euch nachtun!



Absuchen des Horizonts mit dem Sehrohr

Doch was wäret ihr ohne unser Sehrohr, das euch erst sicher die Bahn zeigen und wählen lassen soll, nachdem ihr aufgestört aus euerer tagelangen Ruhe im naßkalten bronzenen Bette des Ausstoßrohres?!

Ja, ohne dich ging's nicht, du glitzerndes Sehrohr, in schlankem, stählernem Leibe! Ohne dein hellsehendes, strahlendes Auge wäre es unmöglich, mit unserem U=Boote überhaupt etwas Vernünftiges anzufangen. Ohne dich müßten wir blind durch die Fluten des Meeres dahinfahren. Du bist auch das Allereinzigste, was uns

auf unserer Fahrt in der Tiefe der See, wenigstens für kurze Augenblicke, in Verbindung treten läßt mit der Oberwelt. In dir spiegelt sich wieder der lachende Sonnenschein, oder du zeigst das zürnende Dunkel der dicht zusammengeballten Sturmeswolken an, wenn wir nach langer Zeit uns vom kalten Grunde des Meeres lösen und nach oben schauen, um uns Gewißheit zu verschaffen, wie's denn da über uns inzwischen jetzt geworden ist.

Vor allem aber bist du es ja, das uns den Feind erblicken läßt, wie er, oft ahnungslos im Übermut, sich uns in schneller Fahrt nähert, um seinem Verderben entgegenzueilen. Du bist es, das uns dann den immer näher herangekommenen Feind als Opfer erkennen läßt, und du bist's dann, das uns die Versicherung gibt, daß unser Feind, nachdem uns schon der helle Klang des Torpedos die frohe Siegesnachricht fest erhoffen ließ, vom Meere verschwand.

Es liebt der Reitersmann sein Roß. Der echte, rechte Kanonier läßt nimmer sein Geschütz im Stich. Der Jäger hegt und hütet seine Flinte. Weshalb sollen wir U-Bootsleute nicht auch einmal an unsere wackeren Kumpane und Begleiter denken und ihnen einige Worte widmen, die vielleicht zunächst manch einem etwas zu pathetisch klingen. Laß nörgeln, wer da nörgeln will!

Sonst ist's zwar nicht unsere Art, „viel Schmuß" um unsere technischen Einrichtungen zu machen, wir nehmen sie zur Hand so wie sie uns geboten werden. Doch denkt man einmal wirklich in Ruh' und Frieden nach, was alles wir unseren einzelnen Einrichtungen an Bord verdanken, so ist es eigentlich fast Dankespflicht, einmal ihrer zu gedenken.

Unsere prachtvollen Torpedos sprechen meist durch den äußeren Erfolg genugsam schon für sich, darum möge heute auch einmal das Sehrohr zu Worte kommen, von dem wir hier und da zwar etwas hörten, von dessen Wesen und Wirken uns aber trotzdem wohl vielfach keine rechte Darstellung machen konnten.

Oben durch die Decke des Kommandoturmes ragt es viele Meter weit hinaus, als harte, stählerne Röhre, und innen birgt es all die feinen, geschliffenen Gläser unserer hochentwickelten deutschen Optik.

Nur winzig klein erscheint, von außen sichtbar, die Linse, die uns Ausblick verschafft auf unterseeischer Fahrt, an der höchsten Stelle des langen, schlanken Sehrohres. Sie ist das einzige kleine Fenster zur Ermöglichung des Sehens dessen, was über uns vorgeht, wenn wir unsere Pfade in den Fluten dahinziehen. Ein gleiches Glas sitzt an dem unteren Ende im Inneren des Kommandoturmes. Zwischen beiden Gläsern bewirken im Leibe des Sehrohres liegende Linsen die nötige Strahlenbrechung, so daß wir, mit dem einen Auge in das Okular hineinsehend, viele Meter unter dem Meeresspiegel befindlich, genau dasselbe Bild erblicken, das oben von dem Objektiv aufgenommen wird.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß wir nicht um den ganzen Horizont zugleich her-



Das U-Boot dampft gegen schwere See an

umsehen können, sondern daß uns auch hier, wie bei einem Opern- oder Fernglase, nur ein gewisser Teil des Horizontes, ein beschränkter Sektor, gleichzeitig im Bilde erscheint. Unser Sichtwinkel ist immer noch klein, gerne würden wir ihn vergrößert sehen, doch Gründe der Optik sprechen dagegen.

Nicht immer darf das lange Sehrohr nun 'lends aus der Decke des Kommandoturmes herausgesteckt werden, denn leicht würde es uns dann verraten, wenigstens sobald es in nennenswerter Höhe über die Wasseroberfläche hinausragte. Wir haben deshalb elektrisch betriebene Antriebsmotoren im Turm aufgestellt, die mit starker Kettenübertragung ein Auf- und Niederbewegen, ein Aus- und Einfahren des Sehrohres, in beliebige Höhe gestatten.

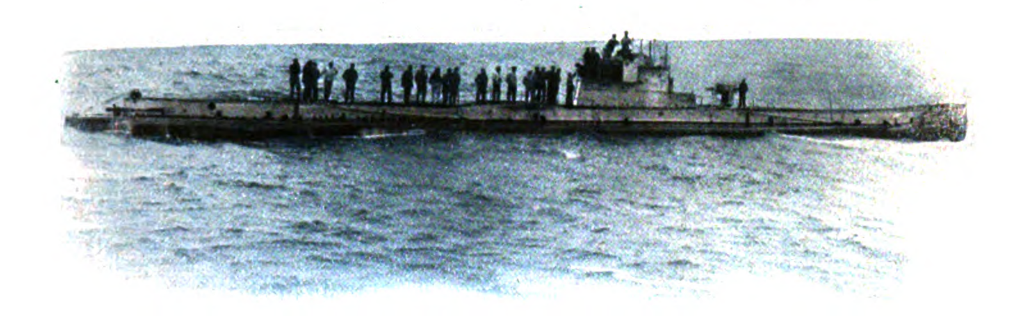
Lange Stopfbüchsen in der Turmdecke lassen diese Bewegungen des Sehrohres zu, ohne daß hierbei Wasser in den Turm hineingelangt. Gut müssen diese Dichtungen durch tadelloses Material verpackt sein, und scharf müssen ihre Dichtungsflächen angezogen werden, sonst wäre ein Durchsickern von Wasser in das Innere des Bootes auf großen Tiefen nicht zu vermeiden. Durch einen Druck auf den Knopf eines elektrischen Anlassers betätigt, führt der Sehrohrmotor dieses schnelle Auf- und Niederlassen des Sehrohres aus. Stets hat es Eile vorm Feinde. Entweder will ich schnell die Möglichkeit der Ausschau haben, oder eilends muß das verräterische Rohr den Blicken des Feindes wieder entzogen werden nach genommener Sicht.



Einschlagender Warnungsschuß vor dem Bug eines italienischen Seglers

Den Rundblick erhält man nun bei nach oben ausgefahrenem Sehrohre durch Drehen mittelst Handgriffen an dem unteren Ende im Turme. Langsam folgt der U-Bootskommandant dieser selbst nur durch eigene Muskelkraft betätigten Drehung, und ständig muß er hierbei ein Auge an dem Sehrohrglase lassen, damit kein sich ihm näherndes Schiff beim Absuchen des Horizontes etwa übersehen wird.

Diese Arbeit des Drehens des Sehrohrs ist nicht leicht und strengt auf die Dauer recht an, denn man muß es ja in der fest angezogenen Pakkungshülse herumdrehen. Zu leicht darf es, wie gesagt, nicht gehen, denn sonst würde das salzige Seewasser an dem Rohre herunterrieseln und vermischt mit der fettigen Schmiere, die zur Verhinderung der Rostbildung an dem ständig im Wasser befindlichen Stahlkörper stets aufgestrichen sein muß, bald ein beißendes, brennendes Schmerzgefühl im Auge des Kommandanten erzeugen, der ja ganz dicht an dem Glase des Sehrohres sein Auge halten muß. Leicht kommt das auf langen Reisen, trotz sorgfältigster Behandlung, immer noch vor, sobald sich das Dichtungsmaterial ausgeleiert hat. Schwer wird es uns dann, mit dem trüben, brennenden Auge hinzuzielen zum Gegner und einen guten, sicheren Schuß abzugeben. Wer dies einst erleben mußte, den reizt es sicher nicht, es nochmals durchzumachen.



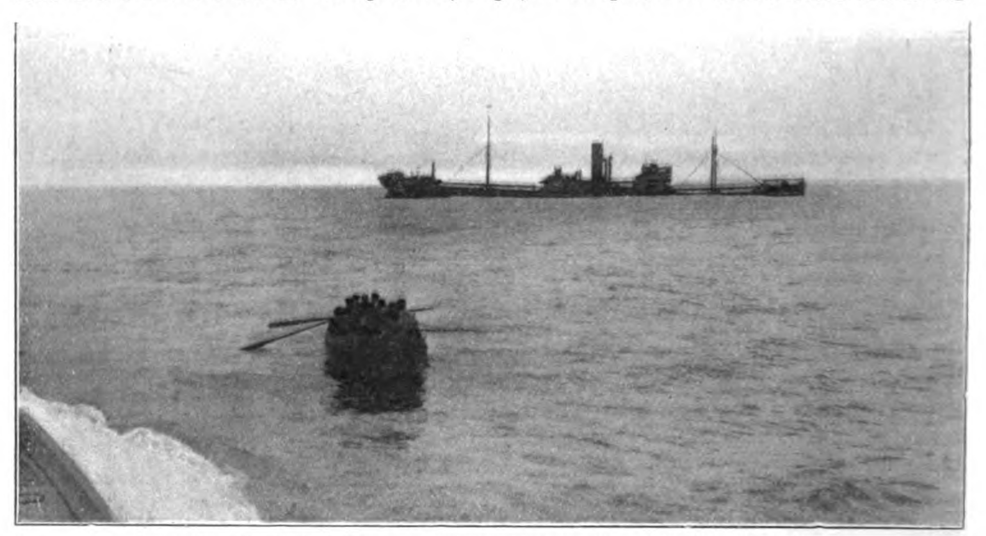
Zufällige Begegnung mit einem anderen U-Boot im Mittelmeer

Manchen Tropfen Schweiß kostet ein längerer Unterwasser-Angriff mit dem fortgesetzten Drehen des Sehrohres, und besonders das eine Auge, das nur durch das Glas hinauf zum Feinde schauen kann, wird sehr angestrengt. In Schweiß gebadet muß der U-Bootskommandant seinen oft viele Stunden Zeit beanspruchenden Angriff durchführen. Man muß hierbei bedenken, daß im Kommandoturm oft Temperaturen von 40 Grad und mehr vorhanden sind, denn hier hinauf in die höchste Stelle des U-Bootes strömt die ganze Wärme, die die elektrischen Antriebs- und Hilfsmaschinen sowie das Licht und die gleichfalls elektrisch betriebenen Kocheinrichtungen ausstrahlen. Besonders in den Gewässern des Mittelmeeres und noch weiter südlich in den tropischen Gegenden, die ja auch schon zum Arbeitsfelde unserer U-Boote geworden sind, geht's heiß her bei langer Unterwasserfahrt. Die Temperatur des uns umgebenden Wassers von oft über 30 Grad Wärme kann uns keine Abkühlung der Wände und Minderung der Wärme im Boote verschaffen.

Anders ist's dagegen zur Winterszeit in unseren Gewässern oder oben in den kalten Fluten des Eismeeres. Hier werden die



Die Kameraden begrüßen sich



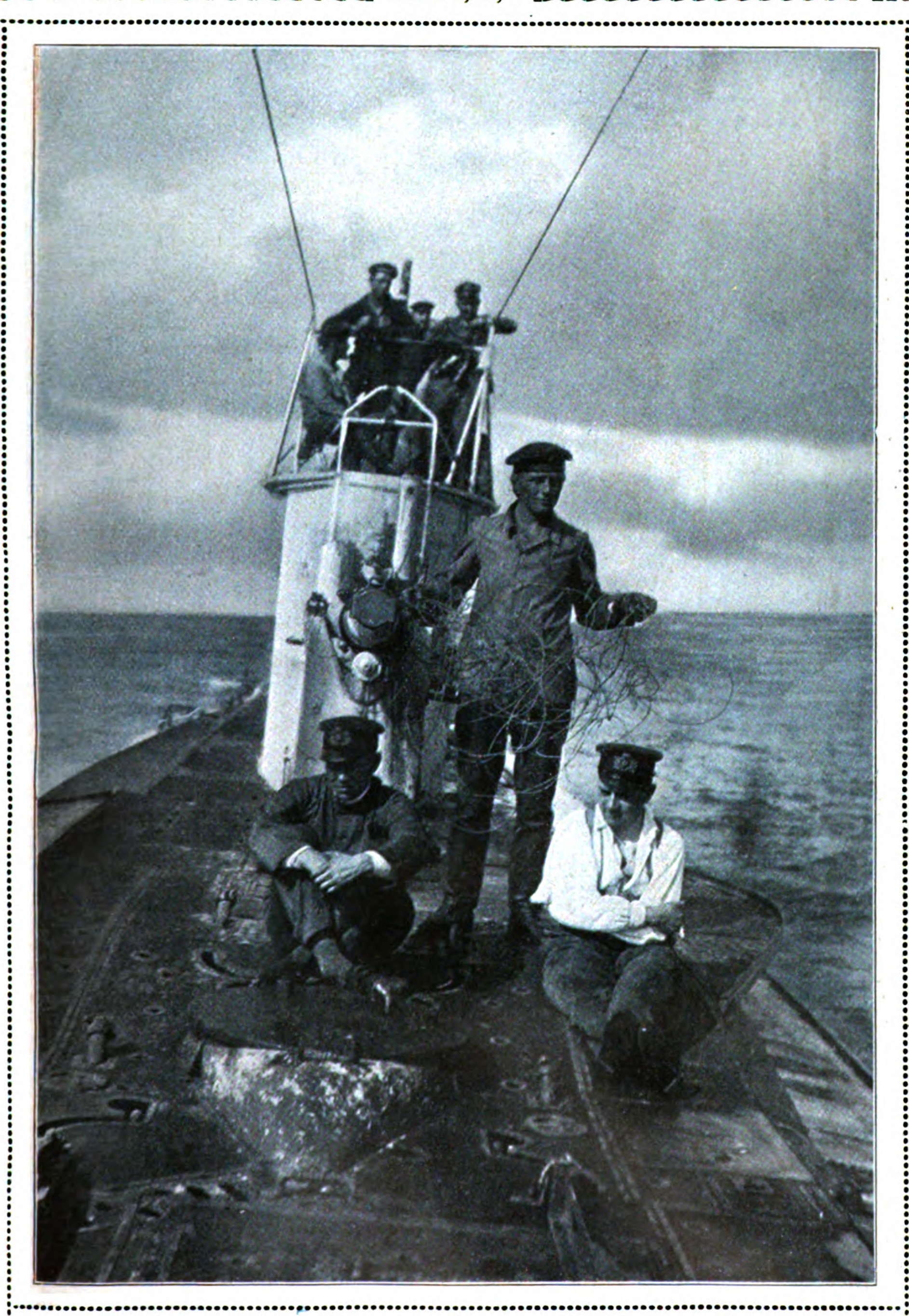
Das Beiboot des U-Bootes kommt nach Untersuchung eines Dampfers zurück

Wände des Turmes vom Außenwasser stark abgekühlt, und von innen kommt die hochsteigende Wärme in den Turm gezogen, so daß eine starke Tropfbildung zu verzeichnen ist durch das sich bildende Schwitzwasser. Es regnet sozusagen oben im Turme, und jede Berührung unseres erhitzten Körpers mit den naßkalten Turmwänden läßt uns vor Kälte und Nässe erzittern. Um hiergegen geschützt zu sein, müssen wir stets starkes Lederzeug tragen, das uns die Nässe des tropfenden Schwitzwassers und der an den Wänden herniederrieselnden Feuchtigkeit fernhält. —

Rettungsboot eines sinkenden Dampfers

Während ich nun im Turme das Sehrohr nach genommener Ausschau über das Meer wieder eilends in den schützenden Schacht hinunterfahren lasse, ist nichts von alledem zu sehen, was über uns vorgeht. Schnell kann sich das Bild da oben verändern.

Denkt man nur daran, daß die heutigen Torpedoboots-Zerstörer, die wir ruhig als U-Boots-Jäger bezeichnen können, Geschwindigkeiten von fast 40 Seemeilen (zu je 1852 Meter) in einer Stunde zurücklegen können, so wird man einsehen, daß in gar kurzer Zeit die sich uns nähernden Rauchwolken der nach uns fahndenden feindlichen Fahrzeuge gefährlich nahe gerückt sein können. Als Gedächtnisregel möchte ich hier anführen, daß ein Schiff in einer Sekunde halb soviel Meter zurücklegt, wie es Seemeilen in der Stunde läuft. Ein 40 Seemeilen fahrendes Schiff macht also 20 Meter in der Sekunde: haben wir nur eine Minute lang nicht nach oben geschaut, so kann dieser gefährliche Freund inzwischen bereits 1200 Meter näher gekommen sein! Da heißt es eben einfach häufig und fleißig den



Im Netz gefangen gewesen und wieder befreit

Horizont nach schnellen Fahrzeugen abzusuchen, sonst kann es leicht vorkommen, daß man plötzlich mitten in einer feindlichen Torpedoboots-Flottille auftaucht, die uns munter knallende Granaten und Wasser-Sprengbomben als Willkommensgruß entgegenschleudern würde. —

Es dürfte auch von Interesse sein, einmal zu hören, wie weit wir mit unserem Sehrohr zu sehen vermögen.



Italienischer Segler kurz vor dem Versinken

Bekanntlich kann man von einem hohen Standpunkte aus weit höher sehen als von niedriger Erde. Befinden wir uns daher in dem Überwasserzustande auf der Decke des hohen Kommandostandes stehend, so haben wir eine verhältnismäßig weite Aussicht rings über den Horizont.

Da plötzlich wird ein feindliches Schiff gesichtet! Langsam kommen zuerst die immer höher wachsenden Mastspitzen über dem Horizonte in Sicht. Gleich müssen die höchsten Kränze der Schornsteine erscheinen. Zeit ist's daher, eilends unterzutauchen, damit die Ausgudsposten des Feindes uns nicht erblicken können. Leicht würde uns sonst das Schiff entfliehen und zum rettenden Hafen oder in die schützende Kette der eigenen Bewachungs=Streitkräfte enteilen und alle benachbarten Schiffe auf funkentelegraphischem Wege vor uns warnen: dann aber wäre alle Mühe für heute mindestens umsonst getan.

In fast nie abbrechender Folge durchschwirren jetzt die Notrufsignale feindlicher angegriffener Dampfer die Luft, die sie durch die Funkentelegraphie an alle benachbarten Fahrzeuge abgeben. Die kurzen Zeichen SOS sind international hierfür verabredet als Abkürzung von „safe our souls" (rettet unsere Seelen). Diese von weither kommenden Zeichen, die wir auf unserem U=Boote mit ablesen können, wenn wir selber weit und breit noch kein Schiff oder keine sich uns nähernde Rauchsäule erblicken, bringen uns wenigstens als Trost die frohe Kunde, daß unsere Kameraden in der Nachbarschaft heute besseren Anlauf haben als wir. Vielleicht ist's morgen umgekehrt. —



Senussen und Angehörige anderer befreundeter Stämme auf einem deutschen U=Boot

Sind wir nun in schnellen Sekunden in die Flut hinabgetaucht, so gehen wir zunächst in der Richtung weiter, in der wir das feindliche



Landung der Gäste an der afrikanischen Küste

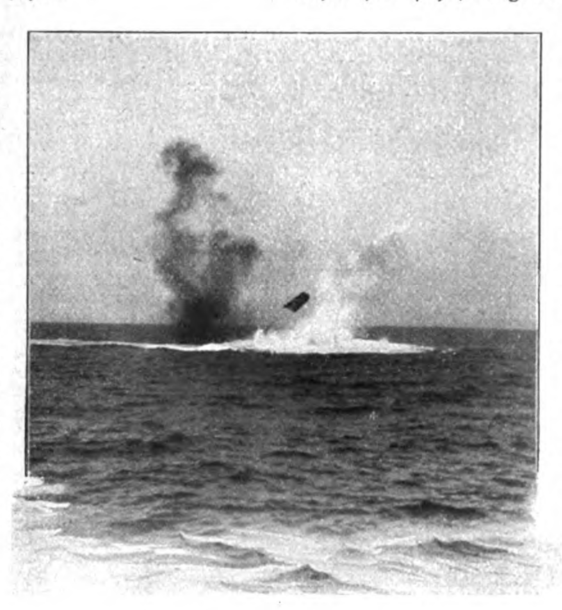
Schiff erblickten. Nach einiger Zeit müssen wir dann wieder einmal ausschauen, um zu sehen, ob der Feind auch wirklich noch näher kommt. Das Sehrohr dürfen wir hierbei aber nicht himmelweit nach oben in die Luft hinausstecken, da es sonst zum Verräter würde. Ganz niedrig nur darf es über die Wasserfläche ragen, wir haben also nur eine sehr geringe Augeshöhe und können nicht weit sehen.

So kann es kommen, daß wir noch geraume Zeit warten müssen, bis wir nach dem Tauchen von unserem niedrigen Standpunkte das vorher schon ganz deutlich gesehene Schiff wieder erblicken können. Daß diese Sekunden erwartungsvollsten Hoffens zur Ewigkeit werden, brauche ich nicht zu erwähnen. Endlich aber entringt sich der erregten Brust der erste Freuderuf: „Da ist er noch! Er kommt!"

Ingespanntester Aufmerksamkeit hatte ein jeder auf dieses leise Wort des Kommandanten gewartet, und wie ein Alp fällt es nun jedem einzelnen im Boote vom Herzen. Mit fieberhafter Eile werden die schnellen Griffe ausgeführt, um die Torpedos für ihren letzten schweren Gang vorzubereiten.

Immer größer wächst das feindliche Schiff bei jedem neuen Ausschauen des Kommandanten aus dem Wasser hervor, immer deutlicher hebt sich sein gewaltiger Rumpf über die Fluten hinaus, immer sicherer rennt es in sein Verderben hinein. —

Ich wollte, ich könnte sie beschreiben, die hoffnungsfrohe Stimmung, die bei solchen unvergeßlichen Augenblicken den Kommandanten im U-Bootsturme ergreift. Wie gerne würde er seinen Offizieren und all seinen Leuten den Genuß dieses erhabenen Augenblickes gönnen. — Es kann nicht sein, nur er allein darf selbst nur sekundenlang dieses Schauspiel genießen, um



Über dem Grabe eines Dampfers schwebt die losgerissene Flagge

schnell hieraus seine Berechnungen für die Einstellungen des komplizierten Torpedo-Zielapparates zu errechnen. Dann aber ist es auch gleich so weit, daß durch ein lautes Kommandowort der Torpedo zum Feinde losgesandt werden kann. Ein lauter Knall in der Tiefe des Meeres kurz darauf, und die Arbeit ist getan. —

Stets habe ich mit besonderer Freude, wenn die Umstände es erlaubten, versucht, einige Aufnahmen von sinkenden Schiffen machen zu lassen. Eine ganze Reihe hiervon ist geglückt, und so kann ich diesen Zeilen einige Bilder beifügen, die ich in kurzen Worten noch erläutern möchte.

Ferner stellte mir ein Kamerad, der ein hauptsächlich im Mittelmeer mit großem Erfolge tätig gewesenes U-Boot befehligt, eine Reihe prächtiger photographischer Aufnahmen eines Unteroffiziers seines Bootes zur Verfügung.

Das Bild auf Seite 225 zeigt uns ein gegen hohe See andampfendes U-Boot auf dem Anmarsche zu seinem Tätigkeitsfeld. Unten in der Mitte des Bildes ist die Oberkante eines Geschützes sichtbar. Mächtig wühlt sich der Bug des Bootes in die brandende See hinein, die mit ihrer ganzen Macht und Schwere das Vorderteil des Bootes herunterdrückt. Stets ist es ein herrlicher Anblick, das niedrige Deck eines U-Bootes in die wühlende See sich eingraben zu sehen.



In Brand geschossene englische Dreimasterbark

Der vor dem Bug des italienischen Seglers einschlagende Warnungsschuß (Seite 226) läßt dessen Kapitän wohl sogleich erkennen, um was es sich handelt und daß fernerer Widerstand nutzlos ist.

Die ganze Besatzung eines U-Bootes, die wochenlang kein deutsches Schiff zu Gesichte bekommen hat, ist immer besonders erfreut, wenn sie zufällig auf hoher See deutschen Kameraden begegnet (Seite 227). Wie ein Lauffeuer spricht sich die frohe Kunde in den unteren Räumen herum, und wem es sein Dienst nur irgendwie erlaubt, der eilt an Deck, um einen Gruß zu wechseln und Neues zu erfragen.

Mir selbst ward einst auf der Rückfahrt von einer mehrwöchigen Unternehmung oben an der norwegischen Küste von einem gerade ausgelaufenen anderen U-Boote die frohe Nachricht von dem Falle Warschaus übermittelt, nachdem noch tags zuvor der Kapitän eines angehaltenen amerikanischen Dampfers versichert hatte, Warschau würden wir niemals bekommen. —

Das (Seite 228) zurückgekehrte kleine Beiboot des U-Bootes hat bei der Untersuchung des Dampfers festgestellt, daß es sich um ein feindliches Schiff handelte. Freudig wird diese Nachricht auf dem U-Boote begrüßt, denn nichts ist



Feuergefecht mit einem bewaffneten Dampfer

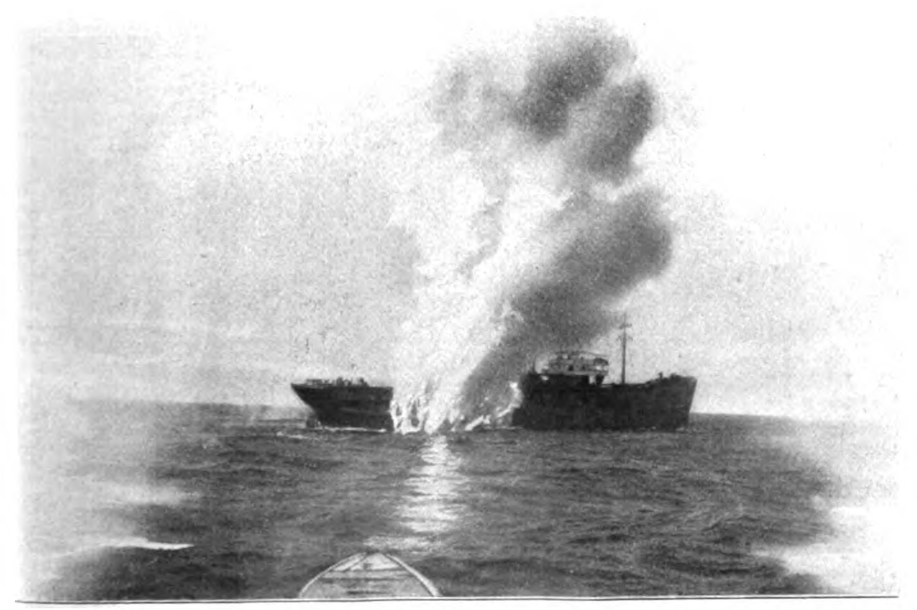
ärgerlicher, als wenn die ganze Mühe des Anhaltens eines gesichteten Schiffes und seine Untersuchung umsonst geschehen, „wenn es wieder man bloß so ein Neutraler war," den man laufen lassen mußte.



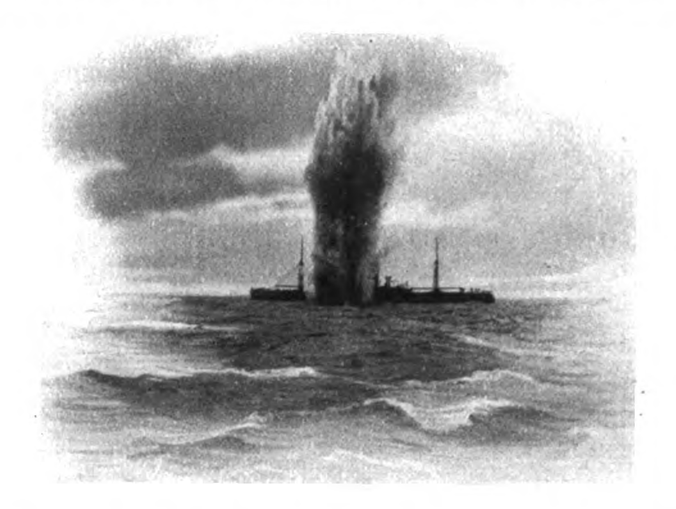
Engländer rudern die deutsche Mannschaft zur Sprengung ihres eigenen Schiffes

In unserem Falle ist es zum Glück anders gewesen, und so zeigt uns das nächste Bild (Seite 228) die verrichtete Arbeit des U-Bootes. Schon fast bis zum Oberdeck ist der schwer mit Weizen beladene englische Dampfer gesunken, nachdem ihm der Torpedo die klaffende Todeswunde gerissen hatte. Nicht lange mehr wird die davon rudernde Mannschaft ihr altes, liebes Schiff auf dem Wasser schwimmen sehen. Wie viele Erinnerungen und persönliche Habe eines jeden wird es mit sich herunterziehen in die unergründliche Tiefe! Wenn man nun eigentlich annehmen muß, daß dieser Augenblick die ganze Besatzung tieferust und traurig stimmen sollte, so trifft dieses in sehr vielen Fällen nicht zu. Ich habe viele englischen Besatzungen bei der Versenkung ihres Schiffes in ihren Booten längseit gehabt, und fast alle jubelten mit uns vor Freude über den schönen Anblick des Schiffsunterganges. Der englische Sportsgeist war erwacht. Mit der Zeit ist das freilich anders geworden. Auch das niedere Volk in England hat wohl mittlerweile begriffen, daß es sich hierbei um mehr als um die Versenkung eines einzelnen Schiffes aus ihrer unermeßlichen Handelsflotte handelt. — —

Ein schönes Bild (Seite 229) zeigt uns die Teile eines englischen U-Bootsnetzes, aus dem sich das U-Boot in stundenlanger



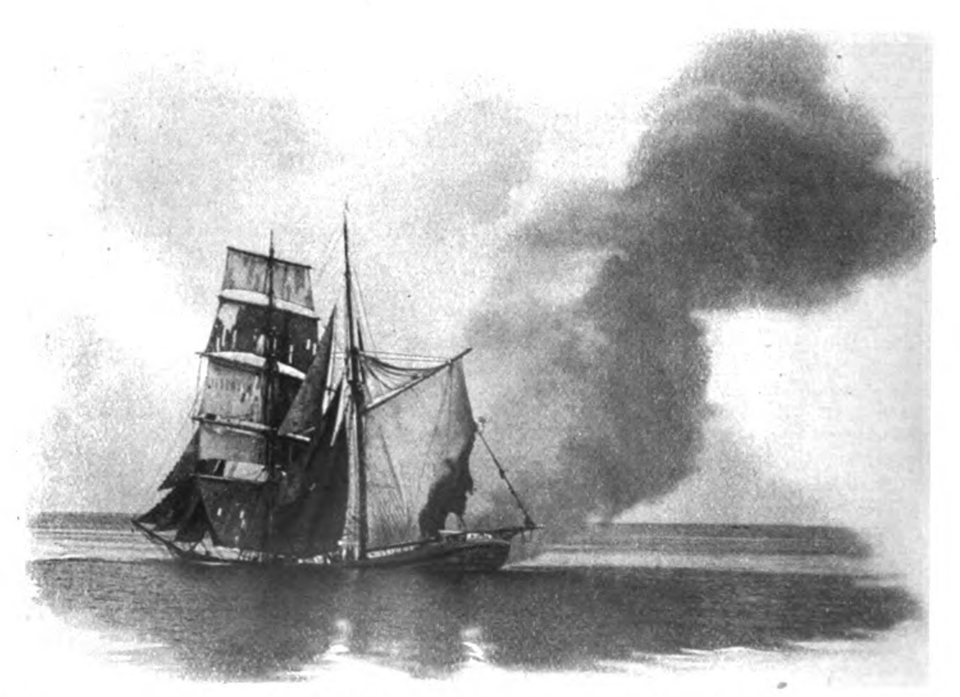
Torpedoschuß auf den englischen Dampfer „Clintonia", am 1. August 1915 bei Ouessant (Nordwestecke Frankreichs) versenkt



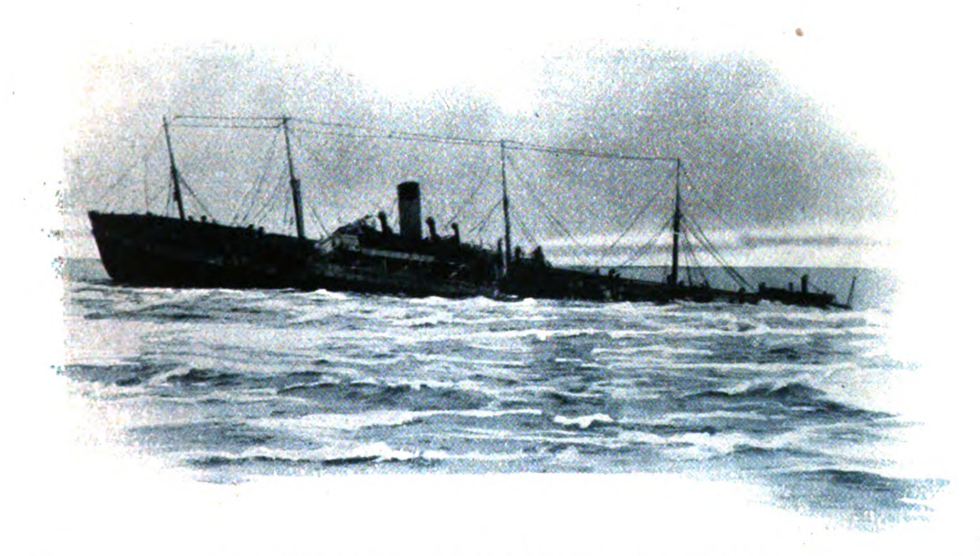
Torpedotreffer beim englischen Dampfer „Flaminian", März 1915 im Golf von Biscaya versenkt

nächtlicher Arbeit befreit hat. Die geborgenen Teile des Netzes werden von der Besatzung sicherlich als teueres Andenken an die Gefahr heilig gehalten werden; die Mannschaft freut sich in berechtigtem Stolze, der britischen Hinterlist wieder einmal ein Schnippchen geschlagen zu haben.

Ein Bild auf Seite 230 zeigt uns die letzten Augenblicke eines italienischen Vollschiffes. Manch Beschauer steht vor den Bildern versinkender Segelschiffe voll innerer Rührung. Wer aber behauptet, daß auch uns U-Bootsleute gleichfalls so teilnahmsvoll ums Herze würde, wenn wir einen feindlichen Segler in die Tiefe sinken sehen, der kennt die Stimmung unserer



In Brand geschossenes französisches Segelschiff kurz vor dem Versinken



Der englische Dampfer „Iberian“ kurz nach dem Torpedoschuß

U-Bootsbesatzungen denn doch nicht recht. Ganz abgesehen davon, daß mit dem Schiffe viele Tausend Tonnen, für den Feind bestimmter wertvollster Güter, vernichtet werden, freut uns alle natürlich der neue Erfolg.

Auf dem Vorderdecke des U-Bootes (Seite 230) stehen Senussen und Angehörige anderer befreundeter Stämme, die als Gastfreunde eine Passagierfahrt auf einem deutschen U-Boote zur Kriegszeit vollführen durften. Sie werden sicherlich ihr Leben lang an diese romantische Überfahrt gerne zurückdenken, und dankerfüllt sind sie dann nach vollbrachter Fahrt in die Boote gestiegen, um an der felsigen heimischen Küste zu landen (Seite 231). —

Ein einzigartiges Bild 231) stellt die über dem Grabe eines versunkenen norwegischen Dampfers flatternde Nationalflagge des Schiffes dar. Durch den beim Springen der Ladeluken freigewordenen Luftdruck riß sie sich los und wehte lange Zeit über der Untergangsstelle, bis auch sie sich müde auf die nasse Grabesdecke niedersenkte. —

Ein Bild auf Seite 233 zeigt die Besatzung eines englischen Ruderbootes, gerade im Begriff, die deutsche Sprengmannschaft zu ihrem Dampfer hinüber zu rudern, um dieser die Anbringung von Sprengbomben an ihrem dem Untergange geweihten Schiffe zu ermöglichen. Wundervolle Typen englischer Seeleute jeden Alters sind hier im Bilde zu erkennen. In frohester Stimmung hält der deutsche Leutnant, hinten im Boote stehend, sein Kleinod, die Sprengpatrone, die er selbst gleich darauf an dem Schiffe anbringen will. —

Äußerst gelungen ist die Aufnahme der Geschützbedienung beim Kampfe mit einem bewaffneten Dampfer (Seite 232). Erwartungsvoll wird der Aufschlag der noch in der Luft dahinfliegenden, eben abgeschossenen Granate verfolgt. Auf den Seiten 232



„Iberian“ geht schlafen!

und 234 sehen wir noch in Brand geschossene Segelschiffe; besonders auf dem ersten Bilde tritt wirkungsvoll die hohe Feuersäule hervor, die an den Masten emporzüngelt und sich wundervoll in der glatten Meeresfläche widerspiegelt.

Die Seiten 233 und 234 bieten auch äußerst gelungene Aufnahmen von der Explosion auftreffender Torpedos. Gewaltig, bis zu 200 Meter hoch, türmen sich die Wassermassen an der Sprengungsstelle gen Himmel, um kurze Zeit darauf das ganze Schiff von oben wie mit einer Sturzsee zu überschütten. Die dunkele Farbe auf dem Bilde auf Seite 234 oben rührt daher, daß der Torpedo genau bei einem Kohlenbunker des Schiffes auftraf und nun mit den Wassermassen den feingemahlenen Kohlenstaub nach oben schleuderte.

Die nächsten Bilder (Seite 235) dürften insofern besonders interessieren, als sie einen großen sinkenden Dampfer gleich nach dem Schuß und dann kurz vor dem Versinken zeigen. Dieser ganze Vorgang spielte sich innerhalb von vier Minuten ab, da der Torpedo in den großen leeren Maschinenraum getroffen hatte.

Oft dauern aber die Schiffsversenkungen nach dem Augenblicke des Treffers noch geraume Zeit. Trifft nämlich der Torpedo bei voll angefüllten Laderäumen auf, so kann nur wenig Wasser nachströmen, oder die Ladung besteht vielleicht aus schwimmendem Material z. B. Holz, so daß das Schiff gewissermaßen auf seiner Ladung schwimmend bleibt und die Kanone nachhelfen muß. Die Besatzungen haben dann noch reichlich Zeit, sich und ihre Habe in den Booten in Sicherheit zu bringen.

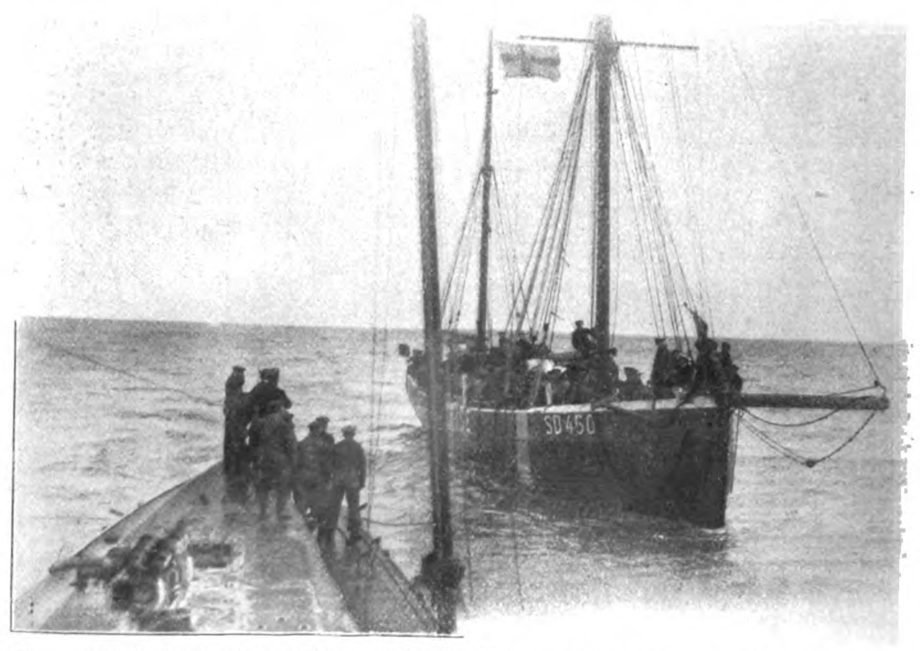
Ich habe dieses absichtlich einmal hier zur Sprache gebracht, um die vielverbreitete Ansicht zerstreuen zu helfen, als ob jetzt immer alle Leute auf einem Schiffe nach dem Auftreffen eines Torpedos ertrinken müßten. Sehr oft werden sie gerettet.

Im Schlußbilde dieser Seite ist ein Augenblick festgehalten worden, wo es uns vergönnt war, nicht vernichtend und zerstörend aufzutreten, sondern wo uns die glückliche Heimbringung vieler deutscher Kameraden vergönnt war.

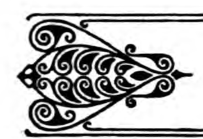
Im August 1915 trafen wir auf der Rückkehr von einer langen Unternehmung ganz zufällig in einem schwedischen Fischerfahrzeuge in der Nordsee die Besatzung des deutschen Hilfskreuzers „Meteor", der nach siegreicher, kühner Fahrt durch seine eigene Mannschaft, von englischen Kreuzern umstellt, versenkt worden war. Bis auf den letzten Mann konnte die deutsche Besatzung von dem herbeigerufenen schwedischen Fischerboote aufgenommen werden.

Nachdem wir uns durch Signale verständigt hatten, wich die anfänglich gegen das verdächtig aussehende Fahrzeug gezeigte Scheu, und um so herzlicher war die gegenseitige Freude, als wir Nachrichten von unseren beiden erfolgreichen Fahrten austauschen konnten.

Dann nahmen wir das schwedische Fahrzeug schnell ins Schlepptau und eilten nach getaner Arbeit frohen Herzens dem nächsten deutschen Hafen zu. — —



Ein U-Boot nimmt die Besatzung des deutschen Hilfskreuzers „Meteor" ins Schlepptau



Die goldene Maske

Erzählung von Helene Raff





Der Zug hielt. Ein einziger Ankommender stieg heraus, ein schlanker Mann etwa Mitte der Dreißig. Er trat an den rotmützigen Stationsvorsteher heran und erkundigte sich um den Weg nach Rilgendorf. „Die Straße dort — Sie können nicht fehlen. Aber wollen Sie nicht mit dem Postomnibus fahren?" Das lehnte der Fremde ab, übergab nur dem Omnibuskutscher sein Gepäck zur Beförderung. Auch den Vorschlag des Beamten: ob man einen Wagen herbeitelephonieren sollte, erwiderte er verneinend. „Ich habe mich absichtlich nicht angemeldet. Ich gehe gern zu Fuß."

Rings umgab den Wandernden grünes Wiesenland; die ersten Herbstzeitlosen sproßten da und dort. Zur Linken, einen Berghang hinauf, zog sich groß und dunkel der Wald. Geradeaus ward der Blick begrenzt durch eine bläulich verschwimmende Hügelkette. Ein großer Friede herrschte, den der Mann wohltätig empfand. Von den feinen Glitzerfäden in der Luft streifte bisweilen einer kühl sein Gesicht. Er hatte immer diese Jahreszeit, das letzte Ausklingen des Sommers, besonders geliebt und freute sich, daß er eben sie zu seiner einsamen Fahrt gewählt. Insofern nicht einsam, als der Tote, um dessentwillen er die Fahrt unternahm, ihm fortwährend ungesehen zur Seite schritt. Der Zugereiste fühlte seine Nähe so deutlich, daß er fast meinte, einen Atem neben dem seinigen zu vernehmen und das Antlitz zu schauen, das ihm aus Bildern so wohl bekannt war.

„Es ist wie ein Gang nach Emmaus," sagte er für sich.

Der Gedanke erfüllte ihn mit feierlicher Fröhlichkeit; er genoß ordentlich jedes Stück Weges, das er zurücklegte, im Bewußtsein der Spur, auf die er trat. Es war schön, der Erfüllung eines alten Lieblingswunsches so nahe zu sein.

Naturgemäß schweiften seine Gedanken zu der hinüber, die ihm dabei Hilfe leisten sollte. Sein freundlicher Gönner, Geheimrat Herdegen, hatte ihm die Beziehung zur Tochter des heimgegangenen Dichters vermittelt, obschon er selbst ihr nur ein einzig Mal persönlich begegnet war: bei der Bestattung seines Fachgenossen, des Literaturhistorikers Professor Wolff, der Rolf Wittichs vertrautester Freund gewesen. Der wäre auch sein Biograph geworden, hätten nicht Siechtum und Tod seiner Arbeit ein Ziel gesetzt. Und seither ruhte der Plan. Wohl waren einzelne Aufsätze, auch einzelne Veröffentlichungen von Briefen erschienen, aber kein solches Buch, wie es der junge Fußwanderer in Gedanken trug. Da hatte er, gestützt auf Herdegens Empfehlung, die Erbin des Dichters gebeten, das Werk Arnold Wolffs fortsetzen zu dürfen. Er hatte daraufhin von Renate Wittich einen Brief empfangen, den Brief, in dem sie ihn einlud zu kommen. Stil und Handschrift waren von einer höflichen Knappheit, die undurchdringlich wirkte. Vollends die Karte, die sie ihm noch geschrieben, ließ gar keinen Rückschluß zu. So trachtete der junge Mann sich aus der Phantasie eine Vorstellung von der Dichterstochter zu bilden. Er malte sich eine schlanke Gestalt in schwarzen Kleidern aus, die mit leisen, edlen Bewegungen in dem Erinnerungstempel schaltete, dessen Hüterin sie war. Verblüht, aber voll geistigen Reizes: eine Art Vestalin, die ihre Lebensaufgabe darin findet, das Heiligtum zu bewachen! Dann fiel ihm ein, daß Rolf Wittich in voller Manneskraft geschieden und daß erst ein Jahrzehnt seit seinem Tode verstrichen war — also konnte sein Kind noch jung sein. Da nahm das Antlitz der Vestalin vor dem inneren Auge des Reisenden weiche Züge an und einen verträumten süßen Blick, der von Sonnensehnsucht erzählte. Ehe er sich's recht versah, hatte er sich die Heldin eines Herzensromans zurechtgedacht.

Er lächelte über seine eigene Romantik; doch konnte er nicht verhindern, daß sein Herz im Weiterschreiten schneller schlug. Während er seiner Einbildungskraft so die Zügel hatte schießen lassen, war er den von der Landstraße abzweigenden Fußweg gewandelt und überschritt eine Brücke, unter der ein heller Bach dahinschoß. Ein paar Hängebirken, die eine Bank beschatteten,

bildeten einen lauschigen Ruheplatz; entfernt ragte aus den Wiesen eine größere Gruppe von Laubbäumen: Birken und Buchen, mit vereinzelten Fichten untermischt. Zwischen dem vom Herbste schon übergüldeten Laube schob sich ein Giebel hervor in Form eines Hirsch- oder Pferdekopfes. Dem Herannahenden schlug das Herz: das mußte Rilgendorf sein! Es schien ihm so vertraut: beinahe meinte er, daß er es schon irgendwo zuvor gesehen hätte.

Er stand still und betrachtete ehrfürchtig das Ziel seiner Sehnsucht. Er gedachte der Einsamkeit des Genius und des tiefen Zusammenhanges aller schöpferischen Menschen mit der Natur. Auch der Treue dachte er, die dem Toten, der seine Welt in sich trug, hierher gefolgt war, und die sein Vermächtnis in der Stille bewahrte.

Eine Bäuerin, die des Weges kam, zeigte ihm gefällig das etwas verborgene Läutwerk an der Pforte des Gartenzaunes. Da er schrillen Glockenton drinnen vernahm, durchfuhr es ihn, fast als hätte er die Ruhe eines Friedhofs gestört.

Eine ältliche Dienerin tat ihm auf. „Ach, gewiß der Herr Doktor!“ sagte sie, höflich grüßend. „Das gnädige Fräulein hat schon davon gesprochen.“ Er gab ihr, mit der Bitte, ihn zu melden, seine Karte. „Dr. Justus Klar“ stand darauf.

Die knirschenden Kieswege entlang ging es zu einer Veranda, von der man in einen geräumigen Gartensaal trat. Hier verließ ihn die Dienerin; er sah sich um — und wich unwillkürlich einen Schritt rückwärts. Denn das erste, was er erblickte, war ein lebensgroßes Bildnis des Verstorbenen, um dessentwillen er kam. Das hatte an sich nichts Verwunderliches, aber fremd, fast verletzend traf Justus die Art der Auffassung und Wiedergabe. Die Bildnisse Rolf Wittichs, die er kannte, zeigten sämtlich ein ernstes, noch jugendliches Grübler-antlitz: sie hatten nicht diesen fast spöttischen Zug um den beweglichen Mund, den der Schnurrbart nur wenig verdeckte. Auch die Augen hatten hier mehr scharfen als tiefen Blick. Das Bild mußte von einem realistischen, ja prosaischen Beobachter in der letzten Lebenszeit des Dichters gemalt sein. Übrigens von einem, der nicht viel konnte: mit derben, unbeholfenen Pinselstrichen war es hingeschmiert. Dennoch besaß das Machwerk — man durfte es kaum anders nennen — einen fast unheimlichen Anschein von Wirklichkeit. Es blickte dem Beschauer gerade ins Gesicht, nicht als hieße es ihn freundlich willkommen, sondern skeptisch ablehnend: ‚Warum drängst du dich in meinen Kreis?‘ —

In diesem Augenblick versunkener Betrachtung geschah etwas, das dem Besucher beinahe einen lauten Überraschungsausruf entlockt hätte. Eine Tür in der Wand, ihm gegenüber, tat sich auf, so daß die Gestalt der Eintretenden gerade neben das Bildnis zu stehen kam. Eine weibliche Gestalt in kurzem Lodenrock und heller, anliegender Hemdbluse, das Gesicht von kurzgeschnittenem lockigem Haar umrahmt. Diese jünglingshafte Haartracht, noch mehr aber die Form des Kopfes, die Bildung der Züge und vor allem der abwehrende Ausdruck machten ihre Ähnlichkeit mit dem Bildnis des Vaters so groß, daß ihn der Beschauer zweimal vor sich zu sehen meinte.

Justus Klar hatte sich schnell gefaßt. Er trat der Dame entgegen und verneigte sich. „Ich habe die Ehre, Fräulein Wittich —“ Sie nickte. „Seien Sie willkommen.“ sagte sie mit etwas belegter Stimme und bot ihm die Hand. Dann wandte sie sich nach dem Nebenzimmer zurück, dessen Tür sie offen gelassen hatte und lud ihn durch eine Gebärde ein, ihr zu folgen.

Nebenan war ein Teetisch gedeckt; die Spiritusflamme flackerte lustig unter dem Kesselchen. „Wenn Sie sich zuvor Gesicht und Hände ein bißchen erfrischen wollen, wird das Mädchen Ihnen droben Ihr Zimmer zeigen,“ sagte Renate Wittich. „Auch Ihr Gepäck kommt hinauf, sobald die Post es bringt.“

Er befolgte das Geheiß. Sein Zimmer lag im Oberstock: nicht groß, aber behaglich, bot es einen schönen Ausblick über die rauschenden Gartenwipfel. Als er, gesäubert und gebürstet, wieder hinabstieg, fand er vor seinem Platz die Teetasse eingeschenkt und seinen Teller mit allerhand guten Dingen beladen. Er dankte seiner Wirtin für die sorgende Gastlichkeit und schloß daran den wiederholten Dank, daß sie ihm überhaupt gegönnt hatte zu kommen, daß sie ihm dies Haus erschloß.

„Bitte!“ erwiderte sie in so gleichmüti-

gem Ton, als hätte sein Dank einer geliehenen Stecknadel gegolten. „Unsere Bahnverbindung ist so unpraktisch, daß man unmöglich in einem Tage die Her- und Rückreise machen kann. Zumal man dazwischen Wichtiges zu besprechen hat. Ich hoffe also, Sie lassen es sich hier ein paar Tage gefallen!“

Er murmelte wieder eine Danksagung. Sie fiel ihm schwer angesichts dieser nüchtern geschäftsmäßigen Art. Er entsann sich, daß Geheimrat Herdegen irgend etwas über Fräulein Wittich geäußert hatte, so etwa: man käme mit ihr nicht vom Fleck.

Dennoch bestellte Justus nun die mündlichen Empfehlungen des Geheimrats, die das Fräulein mit leichtem Nicken hinnahm. „Sie waren sein Hörer? Er scheint Sie sehr zu schätzen?“ — „Ich habe auch bei Professor Wolff gehört, leider nur in den ersten Semestern. Gern hätte ich bei ihm promoviert — da hatte er sich schon vom Lehramt zurückgezogen.“ — „Sie sind ihm nicht näher getreten? In den letzten Jahren nicht?“ fragte Renate mit einer gewissen Hast. Als er verneinte, schwieg sie.

Wenn sie so die Lippen aufeinander schloß, bekam das Antlitz einen herben Zug. Wirklich: es war nicht leicht, eine Anknüpfung zu finden!

Der Gast kehrte zum Nächstliegenden zurück, lobte das trauliche Zimmer, das sie ihm eingeräumt hatte. „Es war mein ehemaliges Stübchen,“ versetzte sie. „Jetzt schlafe ich in Mutters Zimmer.“

„Und — die Zimmer Ihres Vaters?“ Er brachte es nicht über sich „Ihr Herr Vater“ zu sagen. Wenn man so einer war, ist man nicht „Herr“.

„Die sind unberührt, so wie er sie verlassen. Das Schlafzimmer wie das Arbeitszimmer. Sie dürfen natürlich hinein.“

Damit schien auch das erledigt. Sie sah freundlich, nicht ohne Genugtuung zu, wie er seinen Hunger stillte; dann stand sie auf. „Sie machen vielleicht noch einen Spaziergang? Der Abend ist so schön.“

„Ja, ich — ich möchte auf den Friedhof.“ Einen Augenblick reute ihn das Wort, da er sah, wie die Röte ihr von den Wangen zur Schläfe stieg. Aber schon gab sie gelassen Bescheid. „Sie können nicht fehlen: die Straße links von der Gartentür hinunter — man sieht von weitem den kleinen Kirchturm. Das Grab ist an der Kirchhofsmauer, das einzige größere Denkmal auf unserem kleinen Friedhof.“ — Wieder neigte sie den Kopf gegen ihn. Justus holte vom Kleiderhaken seinen Hut. Er war verstimmt, denn er hatte gehofft, daß sie sagen würde: „Ich will Sie hinführen.“ Doch sah er das Anmaßende dieser Hoffnung ein; wie viele Menschen ertragen es nicht, mit Anderen, Fremden, am Grabe ihrer Liebsten zu stehen!

Allmählich gesellte sich ihm wieder die Stimmung, mit der er gekommen war. Von jeher hatten ihm ländliche Friedhöfe etwas Poetisches und Rührendes gehabt; diesem eignete beides in so hohem Maße, daß er wie geschaffen schien zu eines Dichters letzter Ruhestatt. An der Eingangspforte stand ein gnomenhaft verkrüppelter, vom Blitzschlag ausgebrannter Weidenbaum: ein einfaches Kreuzbild war daran befestigt. Auf den Gräbern funkelte bunte Herbstblumenpracht, und über die niedrige Mauer blaute von allen Seiten weites duftumsponnenes Hügelland herein. Justus fand unschwer die ihm bezeichnete Mauerstelle, wo er auf schwarzer Granitplatte den bedeutsamen Namen las. Es war ein Doppelgrab; von hohen Zypressen umfriedet, barg es die Hülle des Dichters und die seiner Gattin, die ihn nur um wenige Jahre überlebt hatte.

Die Gräber waren schön gepflegt: ein Körbchen mit frischen Blumen stand zu Füßen eines jeden — eine rankende Rose, freilich vom Herbst entblättert, schlang sich durch das Zypressendunkel. Justus dachte, wie viel die jungfräuliche Herrin von Rilgendorf schon hatte hingeben müssen — und sie war doch noch nicht alt: um die Dreißig herum. Das stimmte ihn wieder weich gegen sie: er tadelte sich dafür, daß ihre scheinbar kühle Sachlichkeit ihn verdrossen hatte. Wieviel Unzartheit mochte sich von je an sie herangedrängt haben!

Von dieser Empfindung durchdrungen begann er, als er sie am Abendtische wiedersah, mit Vorsicht die Unterhaltung zu führen. Er rühmte den schönen, friedsamen Eindruck, den er empfangen, und den Reiz der Gegend überhaupt. Das Knabenantlitz Renates belebte sich etwas. „Ja, unsere Gegend ist sehr malerisch,“ sagte sie. „Wenn

Sie Sinn dafür haben, könnte ich Ihnen einiges sehr Hübsche zeigen."

„Bitte, von wem ist das Bild Ihres Vaters, das nebenan hängt?" fragte Justus plötzlich. „Es scheint mir technisch ungeschickt — aber es hat soviel Lebendigkeit."

„Es ist eine Anfängerarbeit. Eigentlich eine Patzerei. Aber von Mama haben wir ein gutes Bild — sehen Sie da!" — Sie wies nach dem Brustbild einer anmutigen Frau in reifem Alter, das an der Wand des Teezimmers hing.

„Welch ein schönes Gesicht! Mehr als das: ein beseeltes Gesicht. Und sie ist verhältnismäßig früh gestorben?"

„Ja. Das macht wohl, weil sie ein schweres Leben gehabt hat."

Justus meinte: die Lebensaufgabe einer Dichtersfrau sei freilich schwer, aber reich und lohnend. Renate schwieg.

Er beobachtete sie, wie sie ihm so gegenüber saß. Sie hatte eine warme bräunliche Hautfarbe und feingeschnittene, wennschon nicht regelmäßige Züge. Die Augen waren von hellem, grünlichem Grau und dunkel bewimpert. Ihren Lippen traute man trotzigen oder lachenden Übermut weit eher zu, als die höfliche Gemessenheit, die ihnen nur aufgezwungen schien.

Justus hielt nun den Augenblick für gekommen, ihr mündlich darzulegen, was er schon schriftlich getan. Nämlich wie der heiße Wunsch, ihres Vaters Biographie zu schreiben, in ihm entstanden war. Er schilderte seinen eigenen Jugendkampf als Sohn eines kinderreichen, vermögenslosen Beamten; schilderte, wie mächtig ihn schon als Gymnasiasten die Schöpfungen des gleichfalls aus Dunkel und Armut aufgestiegenen Dichters ergriffen hätten. Es wäre ihm wie Fügung erschienen, später durch Professor Wolffs Kolleg noch ganz neue Lichter über seinen Helden zu erhalten, in dem Augenblick, da dieser nach kurzen Jahren des Ruhmes und Glanzes von hinnen schied.

„Ich habe ihn so heftig betrauert. Mein brennender Wunsch, ihn nur einmal zu sehen und zu sprechen, war nun auf immer vereitelt. Und ich war noch nicht in der Lage, meine Treue wenigstens an seinem Andenken zu beweisen. Jetzt aber kann ich es, glaube es zu können. Und ich bitte herzlich um Ihre Unterstützung dabei."

Ein Mann, der eine Frau in seine Seele blicken läßt, erwartet, daß ihre Seele ihm antwortet. Um so erkältender empfand Justus Renates Entgegnung. In ihrem Antlitz bewegte sich kein Zug. Sie äußerte artig das Vertrauen, das Geheimrat Herdegens Empfehlung und seine eigenen literarischen Arbeiten, die er ihr gesandt, ihr einflößten. Sonst nichts.

Er fühlte sich enttäuscht. Ihm deuchte, sie habe für das, was ihn herführte, gar kein eigentliches Verständnis.

Renate Wittich, da sie sein Verstummen gewahrte, bemerkte, er werde von der Fahrt ermüdet sein. „Bitte, sagen Sie es Martha, wenn Sie noch irgend etwas wünschen! Und nicht wahr: morgen früh entschuldigen Sie, wenn ich Sie die ersten Stunden sich selbst überlassen muß? Ich habe da mancherlei zu tun. Recht gute Nacht!"

Er wünschte gute Nacht. Während er die Treppe hinaufstieg, hörte er noch, wie sie der Dienerin in die Küche herunterrief: „Martha, bringen Sie mir die Falläpfel herauf! Ich kann sie heute noch schneiden; das Gelee muß morgen gekocht werden."

Justus verspürte etwas wie Galgenhumor. Das war der Abschluß seines ersten Abends im Dichterheim! —

⌘ ⌘ ⌘

Justus erwachte früh. Durch die Ritzen der Läden drang weißliches Tageslicht herein. Er hatte viel wirres Zeug geträumt. Immer hatte er sich mit Renate Wittich um irgend etwas gestritten, und sie hatte ihm eine Schüssel mit Falläpfeln an den Kopf werfen wollen. Dann schnitten sie einen der Äpfel mitten durch, und der Apfel hatte ein richtiges Herz wie ein Mensch. — Er belächelte noch nachträglich den Unsinn, erhob sich und stieß den Laden seines Fensters auf. Draußen schwamm ein feiner grauer Nebel über den Wiesen; nur ganz oben leuchtete schon sieghaftes Blau hinein.

Martha kam und fragte, ob sie dem Herrn Doktor das Frühstück bringen dürfte? Auf seine Bejahung erschien sie alsbald wieder und setzte ein appetitlich hergerichtetes Frühstücksbrett vor ihn hin. Der Herr Doktor solle recht zugreifen — nötigte sie — die Landluft mache Appetit!

Er fragte die Martha gesprächsweise, wie lange sie schon im Hause sei. „Zwölf Jahre!" gab sie Bescheid. Plötzlich be-

trachtete er sie mit einem erhöhten, fast ehrfürchtigen Anteil. „Dann haben Sie ja den verstorbenen Herrn noch gekannt?“

„Will's meinen!“ nickte sie.

Justus konnte es nicht lassen, ihr ein paar behutsame Fragen zu stellen: wie der Herr denn so im Umgang gewesen sei? Ob sie öfter mit ihm gesprochen habe? Und dergleichen. „Ja, geredet hat er freilich mit mir. Namentlich dann, wenn ihm irgend was nicht recht gewesen ist. Sonst, von seiner Dichterei, weniger. Da hätt' ich ja doch nichts verstanden.“

„Wirklich nicht? In solchem Falle, denkt man, müßte das Gefühl dafür sich allen Hausbewohnern mitteilen — bis zu einem gewissen Grade.“

Marthas Miene ward tiefsinnig: sie arbeitete daran, ihrer Ansicht einen klaren Ausdruck zu verleihen. „Wissen Sie, Herr Doktor, das Dichten — na ja, es mag wohl so eine Angewohnheit sein. Ich hab' sie nicht.“

Justus biß sich krampfhaft auf die Lippen. „So? Aber dann kam Ihnen die — Angewohnheit bei Ihrem Herrn wohl sonderbar vor?“

„Gott bewahre! Das war doch seine Sache. Bloß aus dem Weg hat man ihm gehen müssen, wenn er grad' gedichtet hat. Denn da war er recht zuwider. Aber sonst ist er ein gemütlicher Herr gewesen — sehr lustig hat er sein können.“

„Lustig?“

„Und ob! Lachen hat er können, grad' wie unser Fräulein. Die sieht ihm überhaupt ganz gleich. Von der Frau Mutter hat sie wenig.“

Dies Mädchen mit dem eigensinnigen Bubenkopf und die geistige Gestalt seines Dichterhelden! — Aber dann fiel ihm wieder ein, wie ihre Ähnlichkeit mit des Vaters Bildnis sein Auge getroffen hatte.

Die Martha hantierte währenddessen in der Stube, ordnete dies und das, munterte den Gast auf, seinem Frühstück besser zuzusprechen. „Das feine Brot heißen wir ‚Platz‘ und backen es selbst. Der Herr selig hat es so gern gegessen. Nimmt der Herr Doktor gar nichts mehr?“

Nein, er war fertig. Aber er bat sie, ihm die Zimmer des Verstorbenen aufzuschließen, wie es das gnädige Fräulein ihm für heute verheißen hätte. Martha hatte von ihrer Herrin schon die Weisung empfangen. Sie schritt dem Gaste voraus über den Gang: dabei kamen sie an einer halbgeöffneten Tür vorbei. Justus warf unwillkürlich einen Blick hinein. Es war eine vollständig eingerichtete Malerwerkstatt mit hohem Nordfenster, ein paar Rollstaffeleien und einem Tisch in der Ecke, auf dem allerhand Malgerät sich herumtrieb. Justus blieb überrascht an der Schwelle stehen. „Wer haust denn hier?“

„Ja, das gnädige Fräulein!“ Marthas Ton verriet ihr Erstaunen, daß er das nicht wußte.

„Das Fräulein ist Malerin?“

„Versteht sich! Da schauen der Herr Doktor nur hin!“ Sie stieß die Türe auf, daß sich ihm der Reichtum von Skizzen und Studien darbot, der die vier einfach geweißten Wände zierte, zum teil auf Blendrahmen gespannt, teils nur mit Reißnägeln angeheftet. Auf einer der Staffeleien stand ein größeres, schon nahezu fertiges Bild: die Bank mit der Birkengruppe am Bach, im Traumlicht eines dunstigen Mondaufgangs. Es kam Justus doppelt bekannt vor: einmal von seiner Ankunft her, doch zugleich, weil er nun genau wußte, daß er das schon früher gemalt gesehen hatte. Je mehr er dies Bild und die übrigen betrachtete, desto mehr empfing sein, freilich nicht sehr geschultes Auge den Eindruck, daß Renate Wittich eine wirkliche Künstlerin sei.

‚Wahrscheinlich hat sie auch ihren Vater gemalt!‘ fiel ihm ein.

Wie seltsam, daß sie ihm das gestern abend verschwiegen hatte! Noch seltsamer, daß sie überhaupt ihrer Kunst mit keinem Worte gedachte. Hielt sie die geheim oder schien es ihr einfach der Mühe nicht wert, ihm von sich zu erzählen? Er war schon drauf und dran gewesen, sie für eine prosaische Natur zu halten, die nur notgedrungen an geistigen Dingen Anteil nähme — und nun —

„Heut malt das Fräulein da drüben; man kann sie von hier sehen!“ sprach Martha. Sie führte ihn zu einem kleinen Seitenfenster, neben dem ein behaglicher Erkersitz angebracht war, und zog den kleinen Vorhang zurück. Da sah Justus die biegsame Gestalt vor einer Feldstaffelei stehen, eine dunkelblaue Malschürze über dem

Kleide, das Antlitz durch einen breitrandigen Hut vor der Sonne geschützt.

Er erschien sich als Eindringling in das persönliche Tun dieses verschlossenen Geschöpfes. Deshalb wandte er dem Fenster den Rücken. Martha, die „emsige Schaffnerin“, wie er sie innerlich nannte, klirrte ohnehin schon ungeduldig mit ihrem Schlüsselbund. Schräg dem Malerstübchen gegenüber tat sie ihm die Pforte auf, die zu durchschreiten er solange gewünscht hatte. Einen Augenblick kam ihm wieder die Empfindung, mit der er zuerst im Hause eingekehrt war: die Empfindung, als beträte er ein Heiligtum. Seine Führerin mochte das aus seiner Haltung erkennen, denn sie verließ ihn, nur halblaut bittend: der Herr Doktor solle, wenn er wieder hinuntergehe, die Schlüssel dem Fräulein selbst abgeben!

Nun war er allein. Er suchte die Stimmung des Augenblicks zu halten, recht auszukosten. Rolf Wittichs Arbeitszimmer!

Er ging mit sachten Schritten überall umher, betrachtete jeden Gegenstand, vom Stehpult am Fenster bis zum Bücherregal. Aber merkwürdig: dies Zimmer, zu dem er wie ein Mekkapilger gewallt war, blieb ihm stumm.

Jedes Ding stand an seiner Stelle; alles war tadellos gehalten und geordnet. So ordentlich, wie ein bewohnter Raum niemals sein kann. Es fehlten die kleinen Zufälligkeiten: der gerückte Stuhl, die hingeworfene Feder, das aufgeschlagene Buch. Spuren des Lebens und der Arbeit. Vielleicht, weil er aus einem Zimmer kam, wo das alles vorhanden war, traf der Gegensatz ihn so. Er schritt am Bücherbrett entlang, besah die Rücken der Bücher, machte sich Notizen, nahm endlich mit ehrfürchtiger Hand eines und das andere heraus. Bisweilen stieß er auf eine mit Bleistift unterstrichene Stelle, ein paarmal sogar auf hingekritzelte Randbemerkungen. Das Verkritzeln eines Buches war eine ihm mißfällige Gewohnheit: es kränkte ihn ein wenig, sie an einem verehrten Menschen zu gewahren. Übrigens waren es nur spärliche Worte meist von sarkastischem Klang. Justus stellte die Bücher wieder zurück.

Mit einmal schreckte ein Geräusch ihn auf. Renate Wittich stand neben ihm.

Sie hatte die Malerschürze abgelegt und die dunkle Arbeitsbluse gegen eine von weißem Krepp mit bulgarischer Stickerei vertauscht. Ihre Augen ruhten kurz auf ihm und durchstreiften dann gedankenvoll den Raum, aber nichts von Rührung war in dem hellen Blick. „Sie haben sich schon umgesehen?“ Er nickte nur, weil er sich hier zu reden scheute. Aber er folgte ihr hinaus. Unwillkürlich richtete sein Blick sich wieder auf das Schreibpult, dessen Schubladen mit starken Schlössern versehen waren. „Die enthalten wohl den literarischen Nachlaß?“ fragte er gedämpft.

„Ja. Vaters Skizzenblätter und Tagebücher. Ich halte sie unter besonderem Verschluß.“

Es war selbstverständlich, daß er dieser Skizzen, dieser Bücher bedurfte, wenn seine Arbeit werden sollte, was sie werden mußte. Ob die kühl aussehenden Mädchenhände ihm den Schatz anvertrauen würden?!

Er hatte ihr gestern die ganze Wärme gezeigt, die ihn für seine Aufgabe erfüllte. Und sie hatte jetzt eben seine Ergriffenheit gesehen! Wenn das sie nicht bestimmte, so besaß er eigentlich kein Mittel mehr.

Renate sagte, daß es Zeit zu Tisch sei. Sie nahm die Zimmerschlüssel, die ihr Justus übergab, und schloß sorglich ab, ehe sie mit ihm die Treppe hinabschritt.

Sie waren beide schweigsam gestimmt. Justus hatte fortwährend gegen einen unbehaglichen Bann zu kämpfen, der von diesem sonderbaren Frauenwesen ausging. Endlich aber durchbrach er gewaltsam den Bann und erzwang einen scherzhaften Ton.

„Ich bin heute in Ihr Allerheiligstes eingedrungen; hoffentlich erteilen Sie mir Absolution?“ — „Wieso denn? Ich hatte Ihnen doch selbst die Schlüssel durch Martha geschickt,“ sprach Renate erstaunt, während sie die Suppe ausgab. Er klärte das Mißverständnis auf. „Ach so, Sie waren im Atelier? Ich habe natürlich an die Zimmer oben gedacht.“

Er nahm den Anlaß wahr, ihr einiges Schmeichelhafte über ihr Talent und ihr Können zu sagen. „Sie scheinen ganz ernsthaft gearbeitet zu haben?“

Renates Lippen schürzten sich spöttisch. „Ich habe mit meinem Vater etwas gemein. Den Wahlspruch: ‚Ganz oder gar nicht.‘ Außerdem bin ich nicht in der Lage, eine Kunst nur als noble Passion oder wie man das nennt, zu betreiben.“

Nun war er vollends überrascht. Er hatte an ihre äußeren Lebensverhältnisse noch keinen Gedanken gewendet. Sie fuhr ruhig, in geschäftsmäßigem Tone fort: „Vater war, wie Sie wissen, von Hause aus nicht reich. Meine Mutter auch nicht. Die Zeit, da die Verleger ihn druckten und gut bezahlten, beschränkte sich auf die letzten zehn Jahre seines Lebens. Und Vater, der sich von jeher ein Heim auf dem Lande gewünscht hatte, legte den größten Teil seines Erworbenen in diesem Haus an. Das Haus ist aber mangelhaft gebaut und darum ein fressendes Kapital. So oft langer Regen eintritt — wir sind von moosigen Wiesen umgeben — haben wir die Keller voll Wasser. Die Reparaturkosten verschlingen viel; so ist es gut, daß ich zu meinem Einkommen hinzuverdiene."

„Nun weiß ich auch, wo ich das Bild mit den Birken früher gesehen habe," sagte Justus plötzlich. „In einem Kunstsalon in Berlin. Kann das sein?"

„Doch: ich habe das Motiv schon einmal gemalt und dorthin verkauft."

„Und ich dachte noch, wie ich den Namen R. Wittich las: ob das wohl ein Verwandter des Dichters sei? Nicht wahr: Sie haben auch das Bild Ihres Vaters gemalt?" Sie nickte nur. Sie war eben beschäftigt, das Fleisch zu zerschneiden.

„Mich wundert, daß es nie vervielfältigt worden ist."

„Das hätte ich nicht erlaubt," versetzte Renate frostig. „Es ist eine Stümperei. Bildnisse sind mein Fach nicht."

„Daß mir indes niemand von Ihrer Kunst gesprochen hat!"

„Aber Herr Doktor!" Renate zog die Schultern hoch. „Die hierher kommen, und die mit Ihnen verkehren, fragen doch nach meinem Leben und Treiben nichts. Ich war von jeher bloß das Kind meiner Eltern und bin auch heute nichts anderes." Es klang nicht empfindlich. Nur wie eine Feststellung.

„Ich sehe jetzt, was Sie sonst sind," sprach Justus verbindlich. Ihre Miene zeigte ihm, daß sie seine Worte nur für Höflichkeitsphrase nahm. Wenn ihr Mund abweisend lächelte, wie jetzt, sah sie ihrem Vater geradezu gespenstisch ähnlich. —

⁂ ⁂ ⁂

Nach dem Kaffee fragte Renate, ob er Lust habe, sich ihr auf einem Spaziergange anzuschließen. Natürlich sagte er ja.

Die schwermütige Pracht des Herbstes umfing sie beide. Renate ging barhäuptig, einen Stock als Stütze benutzend, deren ihr leichter und doch fester Tritt nicht zu bedürfen schien. Auf einer der schattiger gelegenen Wiesen ward das letzte Heu hereingebracht. Renate blieb stehen und sprach freundlich mit den Leuten, mit ein paar barfüßigen Bübchen zumal, die den Eltern halfen. Justus sah überrascht, wie fröhlich sie scherzen konnte; sie besaß eine große Anmut der Gebärde, und das hübsche Lächeln, da sie sich zu den Kleinen herabneigte, ließ sie ganz jung erscheinen. Ihm kam sie plötzlich wie ausgetauscht vor; die Kinder aber mußten ihrer Art schon gewohnt sein, denn sie lachten zu ihr empor und gaben zutraulich Bescheid, während Renates Hand die runden Köpfchen streichelte. —

„Hat Ihr Vater die Gegend sehr geliebt?" fragte Justus im Weitergehen.

„Ihre Stille und Abgeschlossenheit, ja! Die Bilder, die sie bietet, weniger; er lebte gar nicht durchs Auge. Und zu den Menschen hatte er kein Verhältnis. Im Wesentlichen kann man sagen: er hat außer seinem Schaffen nichts geliebt."

„Das heißt: Ihre Mutter und Sie."

„Er hat Mama eine leidenschaftliche Jugendglut gewidmet. Mit mir konnte er manchmal sehr zärtlich sein. Wenn er dazu aufgelegt war." Wieder hatte Justus das Gefühl, als würde ihm kaltes Wasser in seinen Wein geschüttet. Renate las seine Verstimmung aus seinen Mienen. „Sie müssen nicht etwa denken, daß ich meinen Vater darum tadle," ergänzte sie. „Im Gegenteil! Wer sein Empfinden nicht konzentriert, erreicht nichts."

Sie waren an eine Stelle gekommen, wo Renate deutend den Arm erhob. „Sehen Sie: da haben wir die Birken!" Sie nickte vertraulich zu ihnen hinüber wie zu alten Bekannten. Justus sah sich jenseits der Brücke stehen, wo er gestern den Bach überschritten hatte, und wunderte sich, wie verschieden das Heute vom Gestern war. —

In Rilgendorf brannte schon die Lampe: sie sahen den Lichtschein durch die geschlossenen Läden. Als sie eintraten, war unter der Lampe der Abendtisch gedeckt. Justus

nahm sich vor, das Gespräch heute unbedingt auf die Briefe, Skizzen und Tagebücher zu bringen. Ehe er jedoch die schickliche Einleitung gefunden hatte, fing Renate selbst davon an. „Sie werden jedenfalls den Einblick in Vaters nachgelassene Papiere wünschen," begann sie langsam.

„Ich muß darum bitten. Meine Arbeit steht und fällt damit."

„Das begreife ich. Nur möchte ich Sie auf etwas vorbereiten — auf eine Enttäuschung nämlich."

„Oh, ein ärmlicher Inhalt ist doch da kaum vorauszusetzen."

„Ärmlich! Nein. Aber in anderer Weise — ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen das deutlich machen soll. Es ist nicht leicht, Wahrheit und Pietät zu vereinigen. Sehen Sie: mein Vater hatte die Gewohnheit, sich schriftlich sehr anders als mündlich zu äußern, auch anders in Briefen als in seiner Dichtung. Dadurch kommt in das Gesamtbild ein Bruch, die verschiedenen Stimmungen widersprechen sich — verstehen Sie?" — Sie redete hastig, wie jemand, der etwas Unangenehmes mit vielen Worten beschönigen will.

Justus beteuerte, daß er nicht danach geartet sei, dergleichen mißzuverstehen, und daß alles, wovon er keinen Gebrauch machen dürfe, bei ihm begraben sein werde. Er äußerte auch, daß er nun begreife, warum mit einem Gesamtbild des Dichters solange zurückgehalten worden. Das Vorhandensein mißverständlicher Züge erhöhe natürlich die Verantwortlichkeit der Nachgebliebenen.

„Ja, sie drückt oft sehr schwer."

„Ich kann es mir denken. Namentlich seit sie allein auf Ihnen ruht. Hat wohl Ihre Frau Mutter auch so schwer daran getragen?"

„Mit Mama war es anders. In jedem Sinne. Denn sie ging völlig in ihrem Manne auf. Nach seinem Tode noch mehr als während seines Lebens; denn nun wollte sie es nicht mehr Wort haben, daß sie manchmal unter seiner Art gelitten hat. Was man Trauer nennt, besteht ja zum Teil aus Sehnsucht, zum Teil aus Reue."

Justus horchte auf. Die Bemerkung hätte auch in einem von Rolf Wittichs Büchern stehen können. „Ihre Frau Mutter war jedenfalls eine echt weibliche Natur." Diesen Stich konnte er sich unmöglich versagen. „Solche Naturen leben das Leben des geliebten Mannes mit und verzichten auf alles Eigene."

„Mutter hatte nichts Eigenes," berichtigte Renate. „Sie hatte ein starkes Gefühlsleben, innig und leidenschaftlich, aber sie besaß nichts, dem sie unter Schmerzen hätte entsagen müssen — keinen Lebenszweck, meine ich."

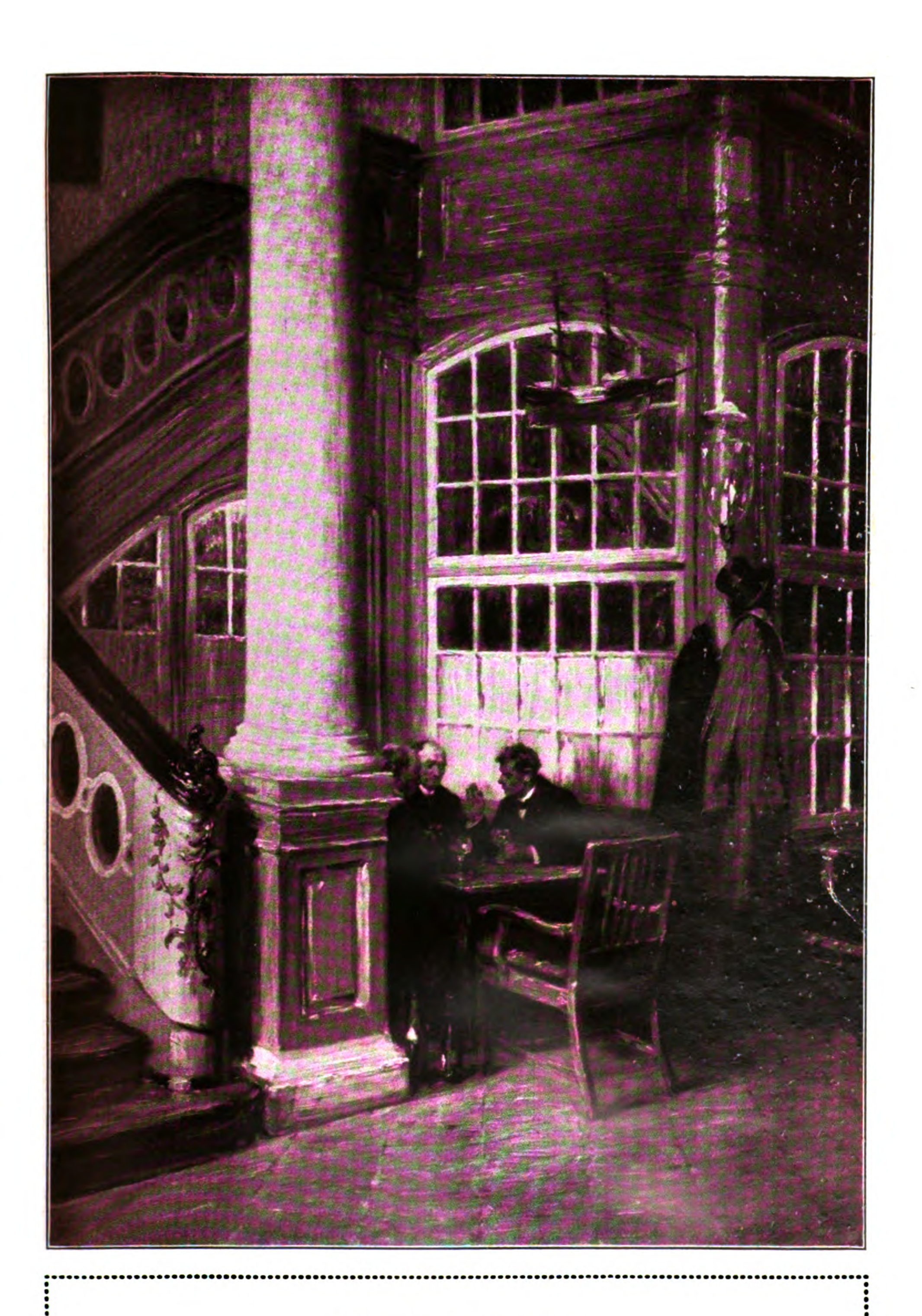
„Bisweilen beruht ein derartiger Zweck auf Einbildung."

„Mein lieber Herr!" Nun lachte Renate ihm geradeswegs ins Gesicht. „Jeder Mensch überschätzt doch die Wichtigkeit dessen, was er tut. Und man wird zu einer Tätigkeit nicht bloß durch ihren Nutzen gedrängt, sondern durch das innere Muß."

„Es sollte so sein." Er mußte ihr das zugeben.

„Sie können also mit gutem Grund sagen: es komme nichts darauf an, ob ich meine Landschaften pinsele oder nicht. Für die Allgemeinheit ist das belanglos, für mich selbst aber leider nicht. Sehen Sie zum Beispiel: im Frühling vor zwei Jahren war die Obstbaumblüte so wundervoll wie selten. Lauter weißrosige Riesensträuße in einer träumerisch weichen Luft, ungefähr so wie die jetzige! Das muß ich malen! nahm ich mir vor und freute mich — kaum auf Weihnachten als Kind habe ich mich so gefreut! Da kam die Herausgabe von meines Vaters Briefen an seinen Hauptverleger — und man wendete sich an mich, um meine Zustimmung und die Antwortbriefe des Verlegers zu erlangen. Also las ich erst die Kopien durch, die man mir schickte, ich begutachtete und strich; dann suchte ich die Antworten heraus, sah sie auch durch, natürlich sehr gewissenhaft — wenn schon, denn schon! Als die ganze Arbeit erledigt war, da war die Blütenpracht vorbei. Da habe ich vor Kummer ordentlich geheult."

Justus hörte ihr mit widerstreitenden Gefühlen zu. Einerseits flößte das seltsame, selbstische Geschöpf ihm einen gewissen Anteil ein; zugleich aber empfand er ihre unbekümmerte prosaische Ausdrucksweise fast als körperlichen Schmerz. Zu denken, daß eines Dichters Tochter Wendungen brauchte, wie: ‚wenn schon, denn schon!‘ und ‚ich habe ordentlich geheult!‘



Lübecker Stammtisch

Gemälde von Prof. Wilhelm Claudius

„Sie müssen sich nur sagen, für wen Sie das Opfer gebracht haben — für Ihren Vater: einen solchen Vater!“ sprach er nachdrücklich.

Renate schüttelte leicht den Kopf. „Derjenige von allen Menschen, der die Zumutung derartiger Opfer am unsinnigsten fand, war mein Vater.“

„Wirklich?“

„Ja, wirklich! Wissen Sie, was Vater zu sagen pflegte? ‚Der einzig unersetzliche Verlust ist verlorene Arbeitszeit.‘ Einen Menschen an der Arbeit zu hindern, nach der seine Seele drängt, erschien ihm als unerhört grausam.“

Justus meinte, die Grausamkeit werde gemildert, wenn man einem Tätigen dafür andere würdige Aufgaben stelle. Plötzlich stockte er mitten im Satze, weil ihm einfiel, daß Renates Schaffen ja zugleich ihr Erwerb sei. Es war ein peinlicher Gedanke, Rolf Wittichs Tochter nicht vor dem Kampfe ums Dasein bewahrt zu wissen.

Renate hatte wieder den nachlässigen Ton, der ihn in dieser Umgebung als stillos verletzte. „Mag sein: ich bin nicht hingebend genug veranlagt, nicht unpersönlich genug. Ich habe kein rechtes Verständnis dafür, wie man ganz widerstandslos auf sein Selbst verzichten kann, bloß weil es von einem verlangt wird. Man hat schließlich den Eintritt in das Leben nicht begehrt; sollte man nicht das Recht haben, sich das Verweilen darin zu erleichtern, indem man seine eigene Entwicklung fördert?“

Justus hörte das mit etwas grimmigem Humor. „Aber, verehrtes Fräulein, wie muß ich Ihnen dann eigentlich vorkommen? Wie ein sehr großer Esel — vermute ich! Denn ich wünsche mir nichts Besseres, als das Leben eines anderen zum Inhalt des meinigen zu machen. Und wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich meine eigene Entwicklung dadurch zu fördern denke, so erscheint es mir zugleich als ein wunderschönes Daseinsziel, mich, der ich nicht groß bin, an etwas Großes hinzuschenken.“

„Das ist eben groß,“ sagte sie, ihn ernsthaft anblickend. „Es geschieht ja freiwillig, und der, für den Sie das tun, kann es Ihnen nicht vergelten. Es ist keine Pflicht und wird nicht wie eine Steuer von Ihnen gefordert. Das Wort ‚schenken‘, das Sie selbst gebraucht haben, bezeichnet das Großmütige und Königliche daran.“

Er traute seinen Ohren kaum. Wie völlig anders sprach sie nun! Und über ihr Antlitz ging ein milder Glanz.

„In ganz jungen Jahren habe ich selbst heiß gewünscht, mich an etwas hinzugeben, mich für etwas Hohes zu opfern. Ich war damals schwärmerisch veranlagt — man sollte es nicht denken. Vor allem war ich sehr fromm: eine Freundin, die ich in der Stadt hatte, wo wir früher lebten, war es auch. Was für Gespräche wir zusammen führten! Wir reformierten alle Daseinsformen, das Christentum, die gesamte Menschheit. So kindlich alles war, kann ich doch heute nicht darüber lachen. Es war uns so heilig ernst damit, besonders dem älteren Bruder meiner Freundin, zu dem wir als unserem Lehrer und Vorbild aufsahen.“

‚Da ist er!‘ dachte Justus.

In jedem Frauenleben steht ein „Er“. Nun hatte er also die Stelle gefunden, wo Renate Wittich Weib war. Und zugleich quoll aus ihrem Wesen etwas von der Romantik hervor, die sich in ihren Bildern verriet, die sie vom Vater ererbt hatte: die Dichterstochter.

„Wie stellte sich Ihr Vater dazu?“ fragte er unwillkürlich.

„Zu Anfang hatte er Heinz — so hieß mein Freund — sehr gern: er nannte ihn eine ungewöhnlich geistige Natur. Nachher faßte er geradezu eine Abneigung gegen ihn. Er mißgönnte ihm meine Anhänglichkeit und schalt es töricht, daß ein Mensch mit solchen Gaben nichts erstrebte als eine opferreiche Tätigkeit unter ungebildeten Menschen. Denn Heinz wollte Priester einer Dorfgemeinde werden oder Missionar. Er sehnte sich, ein Helfer für viele zu sein.“

„Und das sollte Ihr Vater — gerade er — nicht begriffen haben?“

„Weil er nicht begreifen wollte. Wie gesagt, er war eifersüchtig auf meine Neigung zu dem Kindheitsfreund, der meine ersten Stümpereien im Malen ermutigte und mein religiöses Empfinden weckte. Wer meinem Vater angehörte, sollte sein stärkstes Gefühl nicht anderswohin wenden. Er bekämpfte deshalb auch meinen Hang zur Frömmigkeit mit allerhand skeptischen Reden. Er bezeichnete alle Überlieferung

als Mythe und gab mir Bücher von materialistischer Weltanschauung, die er, so glaube ich, selbst nicht gelesen hatte."

Justus meinte das auch, denn nirgends fand sich in den Werken Wittichs die leiseste Spur von Materialismus. Im Gegenteil: seine Dichtung enthielt wunderbare Stellen, die von der Ahnung des Unbegreiflichen handelten. Etwas wie Angst überfiel ihn. War er nach Rilgendorf gekommen, um an seinem Toten irre zu werden?

„Besteht jene Freundschaft noch?" fragte er ablenkend.

„Nein. Mit Klotilde, meiner Freundin, kam ich allmählich auseinander. Sie soll übrigens ganz Weltdame geworden sein. Heinz dagegen blieb seinem Jugendvorsatz treu und ging als Missionar übers Meer. Drüben ist er am Fieber gestorben — kurze Zeit nach Vaters Tod. Ich habe ihn sehr betrauert."

Sie schwieg. Nach einer Weile nahm Justus das Gespräch wieder auf, indem er auf den Zweck seines Hierseins zurückkam. „Sie hatten mir den Einblick in Ihres Vaters Nachlaßpapiere gestatten wollen. Darf ich meine Bitte erneuern?"

Renate sah ihn an, mit einem unbestimmbaren, verschleierten Ausdruck.

„Morgen!"

❖ ❖ ❖

„Haben Sie schlecht geschlafen? Oder fehlt Ihnen etwas?" fragte Justus beim Eintritt in das Teezimmer, wo ihn Renate Wittich erwartete. Ihr müdes, bleiches Aussehen überraschte ihn.

„Nein, danke. Mir ist wohl. Das heißt —"

Sie wies auf den Tisch, der mit etlichen Mappen und einer Anzahl schwarzgebundener kleiner Heftchen bedeckt war.

„Wir müssen doch zusammen sprechen, ehe ich Ihnen das da übergebe."

Wirklich: sie war heute ganz anders als sonst. Wie jemand, der eine schwere Überwindung zu üben hat.

Justus dankte ihr warm für das ihm bewiesene Vertrauen. Er wiederholte ihr die Versicherung, es verdienen zu wollen. Sie sah an ihm vorbei.

„Oft und oft bin ich auf dem Punkte gewesen, dies alles zusammenzuraffen und einfach zu verbrennen."

Justus fuhr erschrocken empor. „Ich bitte Sie; solch ein Mangel an Pietät!"

„Ach, das verstehen Sie nicht! Ich versichere Sie, das wäre vielleicht die einzig richtige Pietät gewesen. Denn diese Aufzeichnungen — mein Gott, was müssen Sie von mir denken, daß ich das sage! — gereichen meinem Vater keineswegs nur zur Ehre. Ich hätte natürlich aussondern können — das schien mir wieder so verlogen Ihnen gegenüber. Bisher habe ich ja jede Einzelveröffentlichuug überwacht, habe redigiert und gesiebt. Und nun —"

„Sie nehmen das gewiß zu schwer. Es ist Ihnen peinlich, einen Fremden in die kleinen Menschlichkeiten Ihres Toten blicken zu lassen. Sie vergessen, wie sachlich unsereins dergleichen liest und betrachtet."

„Ich weiß, daß Sie zum Glück nicht persönlich berührt sind. Aber verlieren werden Sie beim Lesen doch etwas."

Eine kurze Pause — dann fügte sie stockend hinzu: „Erst ein einziger hat die Papiere ganz gelesen: Onkel Wolff. Und sein Verhältnis zu meinem Vater ist daran zerbrochen."

„Mein Himmel: darum ist sein biographisches Werk nie zustande gekommen?"

„Ja. Er entdeckte, namentlich in den Tagebüchern, Stellen, die sich auf ihn bezogen, die ihm unvereinbar schienen mit der Freundschaft, die zwischen meinem Vater und ihm bestand. Es war schrecklich: ich sah zum erstenmal einen Menschen, der seinen Lebensinhalt verloren hat."

Während sie erzählte, nahmen ihre Züge einen kindlich klagenden Ausdruck an. Die großen Augen glänzten feucht. Wie sie so dasaß, mit dem braunlockigen kurzen Haar und den hilflos im Schoß ruhenden kleinen Händen, gemahnte sie ihn an Mignon.

„Er war Mutter und mir doch so vertraut, als Vaters bester Freund, als unsere treue Stütze nach Vaters Tod. Nun wußten wir nicht, wie wir gutmachen, ihn trösten sollten! Ich fürchte: die Erregung von damals hat sein Leiden in gefährlicher Weise verschlimmert. „All die Vorstudien zur Biographie, ja die schon niedergeschriebenen Kapitel hat er verbrannt. Er könnte den Inhalt nicht mehr vertreten — sagte er."

Justus entsann sich nun, daß man in Fachkreisen gelegentlich die nervöse Art besprochen hatte, mit der Arnold Wolff jede

Erwähnung seines biographischen Werkes abzulehnen pflegte. Man hatte darin nur ein Krankheitssymptom erblickt.

„Mich nimmt es wunder, daß er durch persönliche Dinge so zu beeinflussen war. Eine unfreundliche kritische Äußerung verringert doch nicht den Wert und die Bedeutung dessen, der sie getan hat."

„Meinen Sie? Wenn man seine beste Kraft daran setzt, der Vorkämpfer für einen noch wenig bekannten Poeten zu werden, berührt es doch einigermaßen seltsam, sich in seinen heimlichen Herzensergießungen als ‚Schwachkopf' bezeichnet zu sehen."

Justus war so betroffen, daß er kein Wort fand. Sie maß ihn mit hellfunkelnden, fast bösen Blicken; die weiche Anwandlung war vorbei. „Sie haben überhaupt — das sehe ich — von meinem Vater als Menschen keine rechte Vorstellung. Er kannte sich oft selbst nicht, und dann ließ er andere leiden — wie sehr! Sein Argwohn, seine Heftigkeit, seine jähen Stimmungsumschläge haben sogar meine Mutter nicht verschont — und mich. Wie ich mich als Kind vor ihm gefürchtet habe! Vor den Ausbrüchen willkürlicher unverschuldeter Härte! Und hernach sollte man gleich wieder heiter und zärtlich sein. — Meine Begabung freute ihn, er überschätzte sie sogar. Sein von mir gestümpertes Abbild hat er rahmen und aufhängen lassen. Und dennoch fand er es selbstverständlich, mich aus der Malschule zu nehmen, als wir hierher zogen. Um die paar Monate sogar, in denen ich unter die Zucht meines Meisters zurückkehrte, mußte ich kämpfen, wenn Vater mich eben bei sich haben wollte.

„Ich hätte das alles so gern vergessen, mir sein Bild reiner bewahrt, aber man erlaubt es mir ja nicht. Die Leute kommen, um alles Persönliche auszuspüren, darin zu wühlen. — Wenn Sie wüßten, wie beklommen ich Ihrer Ankunft entgegensah! Gerade weil ich aus Ihren Briefen erkannte, wie ehrlich Sie sind. Ich wollte Ihnen abschreiben: ich dachte daran, daß einem Kinde die Hand, die es gegen seine Eltern erhebt, zum Grabe herauswächst. Aber die Wahrheit läßt sich ebensowenig begraben: immer wieder steckt sie einen Finger heraus. Da entschloß ich mich, offen mit Ihnen zu reden; ich sagte mir: einmal muß es sein."

In Justus ging etwas Seltsames vor. Er hatte Lust, ihr den Mund zu schließen, mit brutaler Gewalt. Einmal, weil ihre Worte ihm soviel nahmen — und zugleich aus grenzenlosem Erbarmen mit ihr.

Sie schien gar nicht für ihn zu sprechen: es klang wie eine laute Abrechnung mit sich selbst. „Oft hab' ich mir gewünscht: könnt' ich doch alles hier aufgeben, nichts mitnehmen als mein Malzeug und irgendwo in ein bescheidenes Stübchen ziehen! Wo mich niemand kennt, wo ich den Leuten nichts bin als ein harmloser, strebender Mensch ohne Vergangenheit. Aber die Pietät, wie man das nennt, bannt mich hierher, wo jedes Möbel mich daran erinnert, was meine Eltern beide gelitten haben unter meines Vaters Natur! Meine Arbeit, die mir zweifach notwendig ist, muß ich unterbrechen, so oft jemand etwas wissen will aus der Zeit, deren Gedächtnis mir so schmerzhaft ist. Und ich streite nicht nur gegen das, was war, nein auch gegen das Lebendige in mir selbst. Denn ich bin Vaters Tochter, ihm viel ähnlicher als meiner Mutter und spüre die Keime gerade seiner verhängnisvollen Eigenschaften in mir. Ich bekämpfe ihn in mir — oft vergeblich."

„Ich bitte Sie: nicht weiter!" sprach Justus gebieterisch. Nicht die heftige Aufwallung von vorhin ließ es ihn sprechen, sondern die Pein, Zeuge der Selbstentblößung zu sein, die sich dies sonst spröde Mädchen auferlegte.

Renate verstummte und sank auf ihren Sessel zurück. Ihr Atem ging rasch; man sah das Zittern ihres Herzens bis zu dem schlanken Halse hinauf.

Justus raffte die Mappen und Hefte, die zwischen ihnen auf dem Tische lagen, zusammen, schichtete sie sorgsam und nahm sie in die Arme.

„Haben Sie Dank für Ihr Vertrauen! Und sagen Sie nichts mehr, sondern lassen Sie mich selbst mir mein Urteil bilden! Denn Sie stehen zu nahe; darum — verzeihen Sie — fehlt es Ihnen an Überblick."

Er grüßte und trug, an ihr vorbei, die kostbare Last in sein Zimmer hinauf.

⌘ ⌘ ⌘

Er war noch nicht lange droben und hatte mit dem Lesen der Tagebücher begonnen — da klopfte Martha an seine Tür. Sie wollte fragen, ob der Herr Doktor etwas dagegen

hätte, wenn sie ihm heute auch das Mittagbrot auf seine Stube brächte. Andernfalls könnte er drunten essen, aber allein: das gnädige Fräulein habe so arges Kopfweh.

Die Einsamkeit seines Zimmers war ihm zu dem, was er vorhatte, eben recht; er bat die Alte, ihm sein Mahl heraufzubringen. „Ist das gnädige Fräulein öfter leidend?" fragte er beiläufig.

„Nicht oft. Sie nimmt sich auch für gewöhnlich so zusammen, daß man nichts merkt. Darin ist sie recht das Widerspiel von unserm Herrn selig: der hat es nicht leiden können, wenn jemand im Haus krank war — und bei sich selbst hat's ihn furchtbar aufgeregt. Das Fräulein ist geduldig und freundlich, wenn ihr was fehlt und gegen die anderen, wenn die was haben, noch mehr."

„Das hätte ich nicht gedacht," entfuhr es ihm unwillkürlich.

„Sie meinen: weil sie sonst so was Resches hat? Das macht nichts: deshalb ist sie doch gut."

‚Ist sie das?' dachte Justus. ‚Ist jemand, der den Namen Wittich trägt, einfach gut?'

Dann blieb er allein. Und nun kam der Augenblick, wo er, ungestört von aller Welt, Rolf Wittichs Tagebücher aufschlug.

⁂ ⁂ ⁂

Er hatte die Speisen, die Martha ihm gebracht, kaum angerührt. Hunger verspürte er nicht: er las und las. Das Tageslicht begann zu schwinden. Er las und las. —

Erst als die Buchstaben vor seinen Augen völlig verschwammen und die Augen selbst ihn zu schmerzen begannen, hörte er auf.

Er schloß das Buch, mit einem tiefen Seufzer, der mehr von seelischer als von körperlicher Ermüdung herrührte. Denn nun er so viel gelesen, fand er Renates Worte bestätigt.

Er war mit einem festen Bilde hierhergekommen. Einem Bilde, das seine Vorstellung sich aus den Werken des Verstorbenen, aus den vorhandenen Lebensabrissen und einzelnen Briefen erschaffen hatte. Nun löste sich dies Bild in lauter widersprechende Einzelzüge auf. Wo er zu verstehen geglaubt hatte, stieß er auf Unverständliches, auf Züge, die ihm widerstrebten. Dies sprunghafte Sichhingeben und kalte Zurückziehen, das Auflodern eines Schwärmers und die spöttische Weisheit eines Skeptikers! Vor allem das allzu Menschliche: das Mißtrauen gegen Freunde, die Empfindlichkeit gegen Tadel, die Unruhe über fremden Erfolg —

Die Geschlossenheit der Dichtergestalt war dahin. Was sich dem Leser hier enthüllte, war ein unharmonischer Mensch.

Eine förmliche Wehmut überfiel ihn. Er trauerte um das, was ihm versank. Wäre er lieber nicht hergekommen!

Unruhigen Schrittes durchmaß er das verdämmernde Zimmer. Durchs Fenster schien ein grellgelber Nachglanz der Sonne herein und ließ den Schnörkelrahmen eines altväterlichen Spiegels goldig aufglänzen. In Justus' erregte Gedanken wob sich eine Studentenerinnerung.

In seinem dritten Semester war es geschehen, daß er die Goldfunde aus Mykene besichtigt hatte. Die goldenen Totenmasken aus den Königsgräbern — noch sah er sie deutlich vor sich. Es waren Gebilde des Aberglaubens, gemeint als Schutz und Abwehr gegen die Dämonen der jenseitigen Welt. Das hatte er schon damals gewußt — und doch! Die Vorstellung, ein Antlitz, dem das Leben und der Tod verheerende Spuren aufgedrückt hatten, mit solch einer phantastischen Form aus edelstem Stoff zu verhüllen, hatte ihn seltsam angezogen. Das Stück vom Poeten, das ihm innewohnte — seine Kommilitonen zogen ihn bisweilen damit auf — war geschäftig gewesen, sich einen ruhenden Helden zu erschaffen, die erstarrten Züge von der goldenen Maske bedeckt. Er hätte sie in Wirklichkeit jedem Verstorbenen mitgeben mögen, so schön und würdevoll erschien ihm die geheimnisvolle Symbolik daran.

Und war es auf geistigem Gebiete anders? War es nicht zu Schutz und Ehrung des Toten, daß die Pietät der Überlebenden sein Menschliches zu verhüllen strebte, sein Andenken vor harter Wahrheit behütete, es lieber mit unbestimmtem legendärem Glanze umhüllte? Handelte der nicht brutal, der sich dawider erhob?

Die Hand der Tochter hatte in richtigem Gefühl davor gescheut, die goldene Maske zu entfernen. Er aber hatte sie dazu gedrängt. Nun reute es ihn. —

Und wieder mußte er Renates gedenken. Ein tiefes Mitleid mit ihr begann ihn zu er-

füllen. Denn er gestand sich, daß sie in vieler Hinsicht ein Opfer war. Ihre Kindheit und Jugend waren hingegangen unter dem steten Drucke der väterlichen Eigenart, neben der das, was sie selbst bedurfte, nicht in Frage kam. Als um des ruhebegehrenden Vaters willen nach Rilgendorf übersiedelt ward, fragte sich niemand, was der jungen Tochter damit geschah. Die Sorge der Mutter um ihr einziges Kind trat zurück vor der Sorge für ihren Mann. Er beschäftigte sie ganz, durch die Ansprüche, die er an sie stellte, durch die fast kleinliche Eifersucht auf jede Regung, die sie ihm entzog.

Wohl: dergleichen Entbehrungen teilte Renate mit vielen Kindern. Aber noch über seinen Tod hinaus griff er beständig in ihr Leben ein — Er, unter dem sie zuviel geduldet und die anderen hatte dulden sehen, um reine, natürliche Blutliebe für ihn zu fühlen.

Was an ihr unweiblich oder unkindlich erschien, sah sich verzeihlich an in diesem Licht. Nur wo man überzeugt und schrankenlos liebt, kann man freudig sein Ich zum Opfer bringen.

War Renate Wittich dessen überhaupt fähig — hätte sie es für einen andern gekonnt? Er wußte es nicht; aber was sie gelitten hatte, wußte er jetzt.

Und doch! Der ihr Leiden verschuldete, dem war jedenfalls selbst weh dabei gewesen. ‚Richtet nicht!‘ hieß ein großes Gebot.

Auch sein Amt als Wahrheitsforscher heischte von ihm, er solle nicht richten, sondern zu erkennen suchen: ‚Warum ist das so geworden? Wie werden wir ihm gerecht?‘

Er sah das Mädchenantlitz mit dem klagenden Ausdruck vor sich. Er gedachte des alten Mannes, den er als Gelehrten verehrt und zu dessen Füßen er horchend gesessen hatte. Der hatte so Bitteres an dem einst verherrlichten Dichter erlebt, daß er in Groll gegen ihn gestorben war. Aber er, Justus, vermochte über seinem Empfinden für beide nicht der geistigen Wohltaten zu vergessen, die er von jenem, dem Ungekannten, empfangen hatte. Daß er ihn nicht lebend gekannt, war vielleicht ein Glück. —

Noch sah er nicht, wie er seinen Weg zwischen Anklage und Verteidigung hindurchfinden sollte. Allein, daß er es mußte, war gewiß. — — —

⁂

Als Justus Klar wieder hinunter kam, saß Renate Wittich an eben der Stelle, wo er sie gestern verlassen hatte. Sie hielt den Kopf auf die Hände gestützt und beantwortete seine mitleidige Frage, ob es ihr besser gehe, nur mit einem leisen Nicken.

„Sie haben gelesen?“ fragte sie.

„Ja — ein Stück weit. Der erste Eindruck ist natürlich verwirrend. Immerhin kann ich schon verstehen, was Sie bedrückt.“

„Das ist mir lieb,“ sagte sie ernsthaft. „Gestern, das sah ich wohl, kam ich Ihnen abscheulich vor.“

„Nur befremdlich. Auch das, was ich nun kennen gelernt habe, ist mir noch fremd. Ich muß mich erst hineinleben.“

Er brachte die wenigen Tage seines Aufenthaltes beinahe völlig mit Lesen zu. Renate sah er nur bei den Mahlzeiten oder etwa auf einem kurzen gemeinsamen Spaziergang. Er bemerkte, daß sie dann, was sie zu Anfang nicht getan, allerhand anmutige Züge ihres Vaters aus der Erinnerung hervorsuchte und ihm erzählte. Das rührte ihn. Sie strebte offenbar, ihrem Heimgegangenen die vielleicht im Schwinden begriffene Verehrung zu erhalten.

„Wollen Sie mir eine große Gunst gewähren?“ fragte er sie.

„Die größte habe ich Ihnen ja schon gewährt. Was möchten Sie noch?“

„Geben Sie mir die Bücher und Briefschaften mit. Ich brauche Zeit, um alles durchzudenken, muß während meiner Arbeit immer wieder vergleichen können. Werden Sie mir glauben, daß jedes Blatt unbeschadet an Sie zurückkommt? Daß kein Auge außer dem meinigen je hineinsieht?“

„Doch! Ihnen glaube ich.“

⁂

Nun war Justus Klar wieder daheim. Ganz, wie er gehofft hatte, war das Ergebnis seiner Fahrt, und doch anders. Denn er brachte alles Material mit sich, dessen er bedurfte; aber die Einheit seiner Gedanken war zerstückt.

Er hatte wohl gelegentlich einem befreundeten Archäologen zugesehen, der mühsam ein edles Gebilde antiker Kunst, das in tausend Splittern ans Licht gefördert worden war, wieder zu ergänzen strebte. Eine Arbeit von Monaten — wenn sie überhaupt gelang! So war auch die seine.

‚Aber ich will!‘ sagte er sich. ‚Ich will

und es muß.‘ Wieder fiel die goldene Maske ihm ein. Deren Zauber war zerbrochen: so mußte er zum Ersatz dafür dem Toten ein neues Antlitz schaffen. Eines, das Geist geworden und doch dem Leben glich. —

Er schaltete sich zunächst völlig aus. Ganz meinungslos begann er dem Lebensgang des Mannes, dessen Bildnis er hinstellen wollte, nachzugehen.

Eine Kindheit in Armut, ohne Farbe und Licht. Aber die heiße Sehnsucht nach beiden. Eine harte Umgebung, die von der Begabung des Knaben eben genug versteht, um zu hoffen, daß er frühzeitig für sich selbst sorgen könne. Eben darum wird er für die sonderbaren Einfälle, die er hat, angefahren und geschlagen. Aus sogenannter guter Meinung, damit er kein Faselhans wird. Das Kind lernt dadurch denen mißtrauen, die behaupten, es gut zu meinen. Und es lernt schweigen, sein Eigenstes verheimlichen. Was der Kleine denkt und nicht sagen darf, schreibt er. Aber weil er sich damit verstecken muß, kommt ein unfreier Zug in ihn hinein — und ein bitterer Zug. Schlimmer noch als der Knabe hat es der Lehrling, der junge Angestellte, der seine Gedanken auf die tägliche Fronarbeit richten soll und nicht kann. Allerhand wundersame Gestalten und Dinge umgeben ihn, sobald er allein ist; und er soll auf sie verzichten! Das fordern, die ihm Lohn und Brot geben; seine Eltern fordern es, die auf den Sohn ihre Hoffnung gesetzt haben. —

Justus Klar sah deutlich das schmalwangige Jünglingsgesicht vor sich, das Gesicht mit der schöngewölbten Stirn und der schmerzlichen Falte um den eigenwilligen Mund. Menschen mit solcher Stirn und solchen Lippen sind nicht gemacht, sich willenlos zu opfern; sie müssen ihr Selbst behaupten, auch unter Leiden für die anderen und für sich.

Plötzlich, wie Justus dies Antlitz im Geiste näher anblickte, nahm es verweiblichte Formen an.

‚Das bist du!‘ sagte er halblaut vor sich.

Die weiche leidende Schwermut in Rolf Wittichs ersten Dichtungen — und mit welch rücksichtsloser Kraft hatte der Mann zur selben Zeit den Kampf gegen Lebensnot und Verständnislosigkeit durchgestritten! Fortwährender Druck auf eine weiche Stelle erzeugt Verhärtung: so war es mit dem Herzen seines Helden geschehen. Nachdem Justus den Vorgang einmal begriffen hatte, fand er dessen Spuren überall in den Büchern, die er so gründlich durchforscht hatte und dennoch jetzt neu kennen lernte.

Zu Rolf Wittich war das Glück erst gekommen, als seine Seele ganz mit Schroffheit umpanzert war. Er nahm die späten Erfolge, sowie die Bewunderung, die ihm entgegendrängte, scheu, mit zweifelnder Zurückhaltung, auf. Dagegen wirkte jeder Mißklang heftig auf seine reizbare Natur. Und um sich von dem Eindruck zu befreien, schreibt er ihn nieder. Seltener in seinen Werken, denn sein Künstlerinstinkt mahnt ihn, seine Dichtung vom klein Persönlichen rein zu halten. Aber in Briefen und Tagebüchern strömt er sich rücksichtslos aus. —

Es mochte eine herbe Entdeckung für Arnold Wolff gewesen sein, daß der Mann, der ihm mehrmals bewegt für seine Freundschaft gedankt, ihn mit gutem Grunde seinen Treuesten genannt hatte, fast zur selben Zeit abschätzige Urteile über ihn niederschrieb. Er mußte sich tief davon verletzt fühlen — und dennoch! —

Er kannte doch seinen Freund! Er würde jedenfalls die gleichen Worte, wenn sie der andere in lebhaftem Gespräch, bei einer Meinungsverschiedenheit, ihm ärgerlich lachend entgegengeworfen hätte, ganz gut aufgenommen haben. Dazu war aber Rolf Wittich zu schwerblütig: er schwieg im Augenblick, da ihn etwas verdroß und ließ die Wunde durch nachträgliches Grübeln und heimliches Grollen sich immer mehr vergiften. Und weil er sich Luft schaffen mußte, vergaß er das warnende Sprichwort: ‚Was man schreibt, immer bleibt!‘

‚Wann werden wir lernen, Briefe und Aufzeichnungen, zumal von sensitiven Schreibern, richtig einzuschätzen?‘ dachte Justus Klar. ‚Es sind Stimmungsniederschläge — nichts weiter! Aber der Leser empfängt sie als ein Aktenstück.‘

Sogar Arnold Wolff hatte von dieser verhängnisvollen Regel keine Ausnahme gemacht. Er hatte den Dichter, dessen Vorkämpfer er sich mit Stolz genannt, nach sich selber beurteilt, als einen, der nur zu Papier bringt, woran er fest glaubt und was er verantworten kann. Sah und wußte er nicht, wie anders sein Freund beschaffen

war? Kannte er dessen Schwächen und Stärken nicht? Justus Klar sann bekümmert darüber nach, wie wenig groß der verehrte Lehrer und Fachgenosse empfunden hatte, da er seine Lebensarbeit an seiner persönlichen Empfindlichkeit scheitern ließ.

Dadurch war sie ihm, dem Jungen, anheimgefallen. Seine Hand umspannte den Pflug da, wo sein Vorgänger sie hatte sinken lassen.

‚Ich will und ich kann!' — —

✠ ✠ ✠

Viele Monate waren vergangen, bis, in großen Zügen wenigstens, die Arbeit vollendet war.

Er hatte sie mit der Sicherheit eines Nachtwandlers gefördert, Schritt für Schritt. Nachdem er sich einmal seine Auffassung gebildet hatte, wäre nichts mehr imstande gewesen, ihn irrezumachen.

Man hat große Macht, wenn man liebt. Justus Klar fühlte das an sich; denn die innere Wärme für seinen Gegenstand hatte ihn dem Toten so nahegebracht, daß dieser gleichsam aus seinem Herzen wiedergeboren ward. Vielleicht empfand er ihn so lebendig, weil zum mindesten ein Stück seines Lebens ihm vertraut war. Denn oftmals meinte er unterm Schreiben: Renate stehe neben ihm und sehe ihm zu.

✠ ✠ ✠

Zu Weihnachten langte aus Rilgendorf eine ziemlich umfangreiche Kiste an. Justus war nicht erstaunt; denn er war mit der Dichterstochter in stetem brieflichen Verkehr geblieben. Er mußte ihr gelegentlich Fragen stellen, die sie stets bald und so ausgiebig, als sie konnte, wennschon in knapper Form, beantwortete. Es war ein ganz unpersönlicher Briefwechsel; desto gespannter war Justus' Erwartung auf das, was die Kiste enthalten möchte.

Ein Bild mit mattgetöntem Goldrahmen. Eine Wiederholung des Mondaufgangs über der Birkengruppe am Bach. Das Format war geschickt auf einen nicht großen Raum berechnet; am Rahmen hing ein Zettel: „Die Rilgendorfer Birken lassen grüßen und wünschen gesegnete Weihnacht."

Seit seiner Kindheit hatte ihn kein Weihnachten so gefreut. Er saß lange davor und sah den feinen silberigen Feuchtigkeitsdunst um die schlanken Stämme weben, durchflimmert vom friedlichen Mondlicht. ‚Füllest wieder Busch und Tal' — zitierte er in Gedanken. Die Birken von Rilgendorf! Wenn er jetzt hätte dort sein können!

In den Feiertagen erhielt er den Besuch des Geheimrats Herdegen. Dem lebhaften alten Herrn fiel das mitten im Zimmer stehende Bild alsbald in die Augen. „Was ist denn das?" rief er, stellte sich in einige Entfernung davor und betrachtete es prüfend. „Wer hat das gemalt? Der Kerl kann was."

„Es ist kein Kerl," sagte Justus lächelnd. „Fräulein Wittich hat es gemalt." — Der Geheimrat entsann sich, daß Renate ja Malerin sei; er beglückwünschte Justus, daß er es also verstanden habe, sich bei ihr in Gunst zu setzen. Währenddessen gewahrte er den Zettel am Bilde. „Sehen Sie, wenn jemand so schreibt, ist es nicht einfach, ihn richtig zu behandeln. Da steckt Klaue darin und ein starker eigener Wille. Die gibt anderen was zu raten auf."

Justus antwortete nicht. Er nötigte seinen Gast auf das Sofa und begann ein paar Fragen hinsichtlich seiner Arbeit, mit ihm zu erörtern. Der Geheimrat bewies ebensoviel kritische Schärfe, als wohlwollendes Eingehen; über einen Punkt jedoch gerieten sie in Meinungsverschiedenheit. Das war, da Justus die Äußerung tat: es sei ihm unbegreiflich, wie Arnold Wolff aus persönlicher Gekränktheit einer langersehnten Aufgabe habe entsagen können.

„Nein, lieber Freund," sagte der Geheimrat, „das beurteilen Sie doch von einer zu hohen Warte aus. Nehmen wir den Fall: Sie hätten einen Busenfreund oder wären verliebt — was ich beiläufig immer für Sie gewünscht habe! Und sie, die Geliebte, Begehrte, zeigte Ihnen alle Herzenswärme — bis Sie eines Tages dahinter kämen, daß sie irgendwas recht Schnodderiges, Abfälliges über Sie geäußert hätte. Etwa: Sie wären ein ganz guter, unbedeutender Mensch oder ein langweiliger Narr — was weiß ich! Würden Sie da noch objektiv bleiben? Ich glaube doch nicht."

Justus biß sich auf die Lippen. Die Worte des väterlichen Freundes berührten ihn wie eine vom Schicksal gesandte Warnung. Der Geheimrat in seinem Eifer bemerkte die Wirkung, die er hervorbrachte,

nicht. „Darum lassen Sie mir meinen alten Wolff in Ruhe! Sein Fehler war, daß er das Menschliche mit dem Sachlichen verwechselte. Ich kann einen für durchaus geeignet halten, der Gegenstand einer ernsthaften Arbeit zu sein und mich doch hüten, ihm, so wie Wolff das machte, mein Herz völlig in die Hände zu geben. Was nun Ihre Fassung der Einleitung betrifft — —"

Die sachgemäße Unterredung währte noch beinahe zwei Stunden. Als der Geheimrat gegangen war, trat Justus wieder vor das Birkenbild und beschaute es lange.

„Es ist schon so," sprach er laut vor sich. „Du bist vom Stamme derer, die anderen etwas zu raten aufgeben. Man soll sein Herz hüten vor euch."

Er war nahe daran gewesen, sich einspinnen zu lassen in etwas, das seinem Selbst Gefahr drohte. Zuvor hatte er stets von einer klaren, schlichten und innigen Natur geträumt, die er sich zur Genossin suchen wollte . . .

Nächsten Tages schrieb er an Renate einen warmen, aber kurzen Dank. Sie möge ihm die mangelnde Ausführlichkeit verzeihen; sie wisse ja, was ihn völlig in Anspruch nehme. Auch etwas Selbstgeschaffenes, durch das er ihr das Geschenk ihres Kunstwerks einigermaßen zu vergelten hoffe. „Zu Ostern, wenn ich darf, denke ich mich in Rilgendorf sehen zu lassen. Dann erstatte ich Ihnen das Material zurück und bringe Ihnen das Manuskript von Ihres Vaters Biographie." —

❀ ❀

Grüne Saatenschleier über der braunen Erdkrume, Bäume mit langwehenden gelben Kätzchen oder mit silbergrauen, die sich anfühlen wie Seidensamt. Rosablühende Pfirsiche und duftende Veilchen, Vogelgezwitscher hoch droben in der blauen, sehnsüchtigen Luft. —

Diesmal hatte Justus Klar sein Kommen in Rilgendorf vorher angemeldet.

Er lehnte am Fenster des Eisenbahnwagens und sah unverwandt hinaus. Es ärgerte ihn beinahe, daß sein Herz zu klopfen begann, als das Stationsgebäude in Sicht kam.

Dort drüben führte der Pfad, den er damals gegangen. Und da — wahrhaftig — da stand Renate Wittich auf dem Bahnsteig. Sie trug ein kleidsames Jackenkostüm, dessen Farbe an die weichen grauen Weidenkätzchen erinnerte, dazu einen kleinen Filzhut mit kecker Feder. Ihre Wangen schienen runder, das ganze Gesicht schien belebter und weicher. Jetzt hatte sie Justus erspäht und winkte ihm freundlich zu, so wie man einen guten Bekannten empfängt.

Er war schon aus seinem Abteil gesprungen, hatte ihre Hände gedrückt. Sie leitete ihn durch das Gebäude hindurch zur Stelle, wo ein schmuckes Bauernwägelchen ihrer beider harrte. Da er sie wegen der Großartigkeit des Empfanges neckte, lachte sie.

„Seine biografliche Gnaden mußten doch würdig eingeholt werden!" — Der Scherz verdroß ihn sonderbarerweise. Er wollte keine spöttische Feierlichkeit von ihr: er wollte — ja was denn? Hatte er nicht aus gutem Grunde beschlossen, hier nichts zu erwarten, noch zu begehren?

Im übrigen war Renate ganz so, wie er eigentlich verlangen konnte: um ein paar Grade vertraulicher. Sie plauderten unbefangen, während das leichte Gefährt mit ihnen dahinrollte. Und trotzdem —

Mit bestimmten Menschen und Dingen erlebt man immer das Gleiche. Rilgendorf schien nun einmal eine Stätte der Enttäuschung für ihn zu sein.

Martha, die Getreue, bewillkommte ihn mit unverhohlener Freude. Sie hatte ein gelindes Feuer in seinem Zimmer angemacht — zuviel, wie ihn deuchte.

Er war reizbar, gegen seine Gewohnheit; das empfand er selbst. War es der Rückschlag der langen strengen Arbeitszeit? Oder Folge des inneren Zwiespalts?

Dann saß er drunten am Teetisch, der Herrin des Hauses gegenüber. Es war scheinbar alles wie das erstemal, ganz als sei er nie fort gewesen. „Ich bringe Ihnen das Manuskript," begann er.

„Ich habe oft daran gedacht," gestand sie. „Manchmal habe ich mich darauf gefreut, manchmal davor gefürchtet."

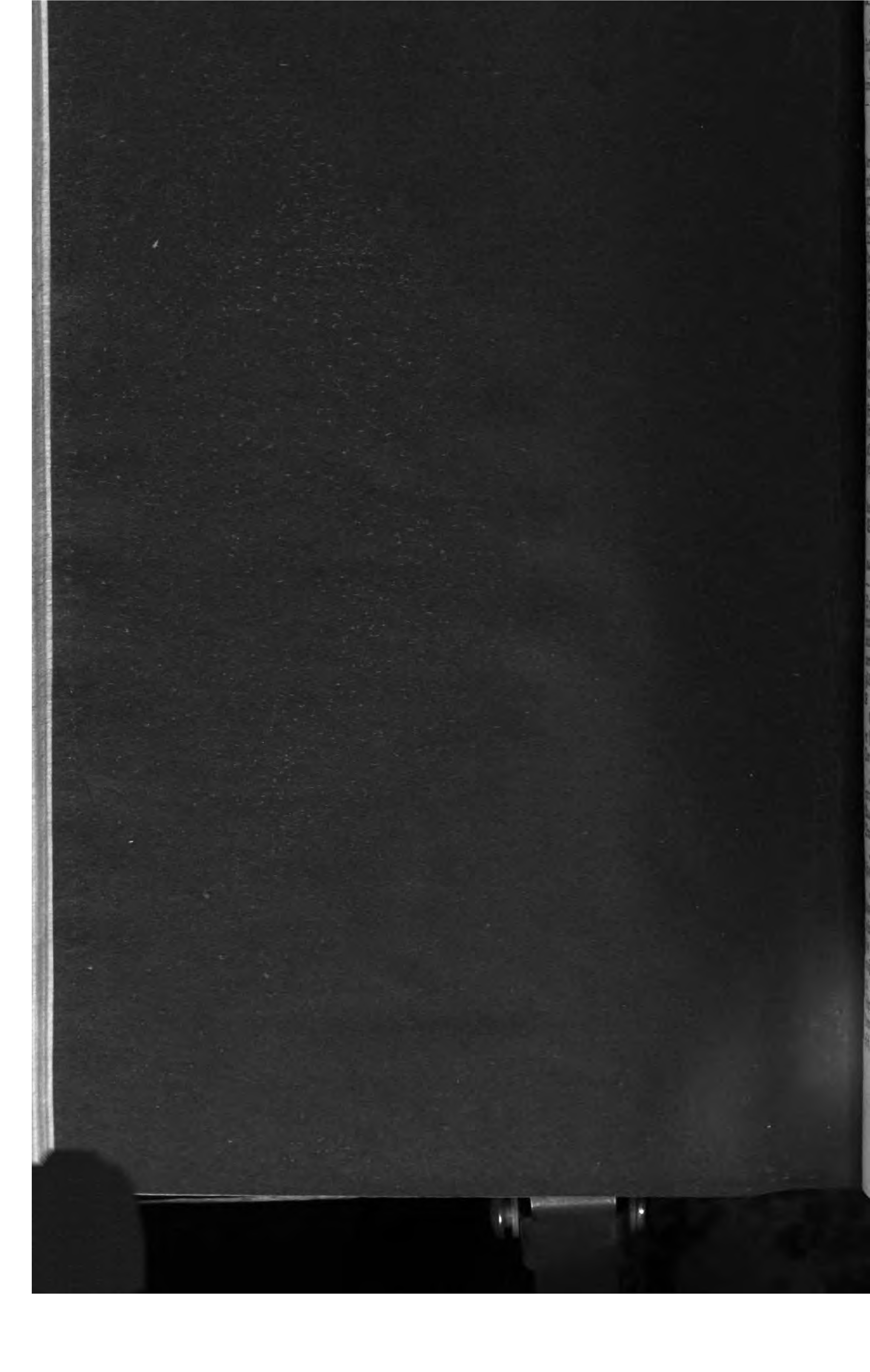
„Das wird sich ja nun entscheiden, welches Gefühl das richtige war."

Dann sprachen sie von anderem. Er dankte ihr nochmals für das Bild; sie versetzte, daß es im Gegenteil ein Ausdruck ihres Dankes gewesen sei.

Sie erschien ihm höflicher und weltgewandter als ehemals. Trotz der kurzen Locken eine Dame und ein Weib.



Bildnis der Frau N. von Seemann
Gemälde von J. Q. Adams



‚Was für Proteusnaturen diese Wittichs sind!' dachte er halb ingrimmig.

Am Abend übergab er ihr das umfangreiche Paket, das sein Manuskript enthielt.

— — — — — — — — — — — —

Justus konnte die Nacht nicht schlafen. Er wußte nicht, was ihm die Ruhe nahm, denn er wollte sich den Grund nicht eingestehen. Solch ein Wiedersehen nach langer Trennung hat immer etwas Erregendes! Er erhob sich endlich, warf die Kleider über und trat auf den kleinen Holzbalkon, der an sein Zimmer stieß. Der Mond war eben im Untergehen: er schwamm als blasse Scheibe in dem schon ein wenig gelichteten Äther. Von der hereinströmenden Kühle durchschauert, trat Justus zurück und wollte die Tür des Altans schließen — da gewahrte er einen zweiten schwächeren Lichtschein, der keine Widerstrahlung des Mondes war. Er drang aus dem Fenster Renates, das schrägüber von dem seinigen lag. Sie schlief also auch nicht. Sie liest! Sie hat bis jetzt gelesen. —

Es hatte einen eigenen Reiz, zu denken, daß sie gewacht und sich mit ihm, mit seinem Werke beschäftigt hatte.

Wieder zur Ruhe gegangen, fand er dennoch den Schlaf nicht. Er lag und sann — dann, in aller Frühe, erhob er sich. Draußen glomm das erste Morgenlicht empor: er trat nochmals auf den Balkon und blickte hinüber. Da sah er den Schein von drüben noch als mattes Pünktchen glänzen, im Augenblick, ehe es erlosch.

⌘ ⌘ ⌘

Es hatte ihn nicht im Zimmer gelitten: er stieg in den taufunkelnden Garten hinab. Dort begegnete ihm Renate.

„Ich habe die ganze Nacht gelesen," sprach sie. Man wußte nicht: waren ihre Augenlider vom Lesen gerötet oder von Tränen?

„Sind Sie einverstanden?" fragte er, ihre Hand festhaltend.

„Einverstanden! Ach, das ist gar nicht das Wort. Sie haben mir etwas Ganzes beschert an Stelle von hundert Einzelheiten, die ich besaß, aus denen ich nichts zu machen wußte. Wie wenn man beim Malen einen zu nahen Standpunkt einnimmt: dann sieht man auch lauter Nebensachen und bekommt keinen Überblick. Ist es nicht närrisch, daß ich, weil ich zu nahe stand, meinen Vater nicht sah, und daß Sie, ein Fremder, mich lehren, ihn zu sehen?"

Sie wollte lachen — da wurden ihre Augen wieder feucht. Er betrachtete sie lange. Sie erschien ihm neu in dieser Bewegtheit.

„Und doch habe ich Ihnen nichts gegeben, was ich nicht zuvor von Ihnen empfangen hätte. Schauen Sie mich nicht staunend an! Ich meine nicht nur das schriftliche Material, das ich Ihrer Güte verdanke. All die Einzelzüge, mit denen Sie nichts anzufangen wußten, wie Sie sagen, die schenkten Sie mir. Und noch mehr: ich fand durch Sie, die Erbin seines Blutes und teilweise seines Wesens, einen lebendigen Zusammenhang mit ihm. An Ihnen habe ich ihn verstehen gelernt."

„Aber nein!" sagte Renate, wie ungläubig. Sie lachte sogar ein wenig. Das mochte Verlegenheit sein, aber es verletzte ihn. Geheimrat Herdegens Warnung fiel ihm ein. —

Er fragte noch, ob es ihr also nicht leid tue, daß die goldene Maske verloren gegangen? Als sie nicht verstand, erklärte er ihr, was er meinte. Sie verzog das Gesicht. „Ach so! Ja, vom klassischen Altertum weiß ich wenig. Und Masken für Tote? Ich finde es schlimm genug, daß Lebendige sie tragen."

Sie hatte wieder ihre spöttisch absprechende Art. Die Art, mit der ihr Vater seinen besten Freund so tief getroffen hatte.

Gut, daß er sie nicht in sein Inneres hatte schauen lassen, wie er vorhin fast gewollt! Nun sagte er nichts mehr, als daß sie das Manuskript natürlich zu eingehender Durchsicht behalten könnte. Er selbst müsse nach drei Tagen wieder fort: seine Zeit sei knapp bemessen.

„Nur drei Tage!" — Renate schien enttäuscht. Er wartete gespannt, ob sie nicht in ihn dringen würde, länger zu bleiben. Aber sie tat es nicht. Sie suchte auch nicht, seine Gegenwart nach Möglichkeit auszukosten. Ja sie schien ihn zu vergessen über seinem Werk. Sie malte nicht, ihre Stunden waren nur damit ausgefüllt, zu lesen und das Gelesene zu durchdenken. Wenn sie Justus antraf, lag in ihrem Begegnen etwas von Dank und zugleich Abbitte. „Was für ein guter Mensch Sie sein müssen!" sagte sie einmal.

„Wieso?" — Ein guter Mensch zu sein, schien ihm aus Frauenmund ein zweideutiges Lob.

„Es gibt ein Verstehen, zu dem der Kopf nicht mehr ausreicht, das mit dem Herzen zusammenhängt. Für gewöhnlich sagt man es uns Frauen nach, was oft gar nicht stimmt. An einem Mann ist es vollends überraschend."

‚Sie bewundert an mir die halb weibliche Gabe des Einfühlens', dachte Justus. ‚Ich bin ihr nur das Glas, durch das sie ihres Vaters Bildnis sieht.'

Gerade weil es ihn schmerzte, machte er sich den Unterschied völlig klar. Wie verschieden die Dankbarkeit, die sie ihm als Tochter weihte, von hingebender Frauenliebe war! Und dabei fesselte, erregte sie sein Empfinden wie nie zuvor. Die Wärme und Weichheit ihres Wesens hatte einen rührenden Reiz. Jetzt war sie wieder Mignon. —

Die paar Tage schwanden rasch. Am Morgen seiner Abreise dankte Renate ihm nochmals für das, was sein Werk ihr gab. „Ich habe meinen Vater vorher sozusagen wider besseres Wissen geliebt; an jeden zärtlichen Gedanken hing sich ein Aber. Nun kann ich es mit Überzeugung tun — das vergess' ich Ihnen nie."

Dann sprachen sie von rein geschäftlichen Dingen. Der Verleger von Rolf Wittichs Werken wollte das Buch erscheinen lassen, schon bald, im bevorstehenden Herbst. Er versprach sich Erfolg davon.

„Sie hätten ihn verdient!" Renate nickte dem Biographen zu.

Unbedingt mußte er über Mittag bleiben. Gegen Abend ging noch ein bequemer Zug für ihn. Der Tisch war in dem Gartenzimmer gedeckt worden, wo Rolf Wittichs Bildnis von der Wand auf sie beide niedersah. Justus blickte bisweilen verstohlen hinauf. Nun führten ihre Wege wieder auseinander, wahrscheinlich für immer. Die Herrin von Rilgendorf blieb in ihrem Atelier zurück und atmete auf im Gefühle, sich selbst wiedergegeben zu sein. Sich selbst, wenn nicht vielleicht doch ein anderer sie eines Tages heimholen würde. Dann ging das Haus in fremde Hände über; nur dies Bild hier und die anderen Erinnerungszeichen nahm die scheidende Tochter mit. Mit dem Biographen ihres Vaters aber würde sie stets in freundschaftlichem Verkehr stehen: wenn er außerordentlicher Professor wurde und später, so oft er eine Staffel weiter auf der Leiter akademischer Ehren erklomm, würde ein Brief, ein Glückwunsch von ihr eintreffen. Desgleichen zu seiner Verheiratung — falls er sich je verheiraten sollte! Es war ja möglich, daß auch ihm eine andere begegnete, die ihm gefiel, um die er warb.

Dennoch! Kein Glück würde imstande sein, ihn den Traum von Rilgendorf vergessen zu machen! Den Traum, der nun unwiederbringlich zerstob!

Die Trennungsgedanken beherrschten ihn allmählich so, daß er auf Renates freundliches Plaudern immer einsilbigere Antworten gab. Dies empfand sie und wurde dadurch unfrei auch an ihrem Teil; so schleppte gegen Ende des Mahles die Unterhaltung sich nur noch mühsam hin.

Er sah Renates Augen forschend auf sich gerichtet, als wollte sie fragen: ‚Hab' ich dich irgendwie gekränkt?' Das ertrug er nicht. Zeitiger, als er gemußt hätte, brach er auf. Er wolle recht gemächlich nach der Bahn zu Fuße gehen — erklärte er. Das Manuskript ließ er einstweilen in Renates Hand und bat sie, es an seinen Wohnort zu senden.

Renate wollte ihm ein Stück weit das Geleite geben; er schien damit einverstanden. Als sie aber nebeneinander bis zu der kleinen Gitterpforte des Gartens gelangt waren, blieb er plötzlich stehen.

„Gehen Sie nicht weiter mit!" sprach er. „Ich möchte hier Abschied nehmen."

Renate war blaß geworden. „Was haben Sie?" fragte sie langsam. „Sie sind so wunderlich."

Er sah sie unverwandt an. Und plötzlich, unter einem inneren Zwang, sagte er ihr das, was er um jeden Preis in sich verschließen gewollt. Daß er für immer fortging und nie mehr herkommen würde. Weil er sie liebte!

Er bekannte ganz offen, daß er anfänglich von dieser Empfindung weit entfernt gewesen sei. Damals, vor anderthalb Jahren, da nur die verehrende Liebe für den toten Dichter ihn hergeführt, hatte es ihn an ihr gestört, ihn verdrossen, daß sie den Mut besaß, etwas Eigenes zu sein. Und dann — unvermerkt — hatte dies trotzig behauptete Ich ihn gefangen genom-

men, so daß in das Bild des Vaters, das er gestalten wollte, das Bild der Tochter sich hineinwob. —

„... mein Buch ist nur zur Hälfte das Denkmal dessen, dem es gilt: es ist zugleich das Denkmal meiner Liebe zu Ihnen, Renate —“

Sie regte sich nicht. Wie angewurzelt stand sie, das Antlitz von brennender Röte bedeckt, in den weitgeöffneten Augen einen Ausdruck hilflosen Staunens.

Es fiel ihm nicht ein, an sein Geständnis eine Hoffnung oder Bitte zu knüpfen. Die große Sehnsucht in ihm hatte sich Luft gemacht wider seinen Willen. Weiter nichts.

„Möchten Sie glücklich werden, liebe Renate! Leben Sie wohl!“

Damit wandte er sich und ging. Er blickte kein einziges Mal zurück, denn was zu sagen war, hatte er gesagt. Ihn lüstete nicht danach, vor einem starken Mädchen schwach zu erscheinen. Doch empfand er sein Bekenntnis nicht als Beschämung, sondern als Erleichterung. Nach seiner Meinung ehrte jede echte Empfindung ihren Träger, um so mehr, wenn sie ihm keinen Lohn verhieß.

Nun schritt er über den kleinen Bach, der vom Frühjahrsregen hoch geschwollen war. Auf der Brücke stehend, umfaßte er noch einmal die liebliche Ruhe der Landschaft mit einem langen Blick. Er wollte sich das Bild tief einprägen, daß es seiner Erinnerung nie verloren ginge.

Rief ihn nicht jemand beim Namen? Durch das Rauschen des Wassers hatte er es zu vernehmen gemeint. Jedenfalls eine Täuschung! — Aber nein: jetzt wieder — ein angstvoller Ruf!

Über das kaum angegrünte Wiesenland eilte eine Gestalt daher, im lichten Kleide, die krausen Löckchen vom Winde bewegt.

Ehe er noch bedacht hatte, ob das wahr und möglich sei, schlangen sich ihre Arme um seinen Hals: „Geh nicht fort, Justus! Du darfst nicht fortgehen von mir — — Ich hab' dich ja lieb!“

Er hatte sie sacht von sich weggeschoben und legte die Hände auf ihre Schultern, um ihr fest in die Augen zu sehen. „Du?“ fragte er, schwankend zwischen Staunen und Jubel.

Da sah er, daß sie die Wahrheit sprach. Offene, rückhaltlose Hingabe leuchtete ihm aus ihren Blicken an.

„Ich hab' zuerst gar nichts sagen können — hab' immer noch geglaubt: das gilt dem Toten, nicht mir. Versteh' doch: ich bin ja so gar nicht gewohnt, daß man mich selbst sucht und meint.“

„Also ist es dir ernst? Daß dein Leben nun in meinem aufgehen soll?“

Sie lächelte, hell und sicher. „Ich habe dir schon gesagt: was man freiwillig schenkt und tut, ist kein Opfer. Trau' mir nur! Ich bin nicht so schlimm, wie du mich hältst.“

Was für ein spitzbübisches Bubengesicht sie dabei hatte! Justus Klar hätte wahrhaftig kein Mann sein müssen, wenn er sie nicht in seine Arme genommen und ein paar feste Küsse auf dies Gesicht gedrückt hätte. Sie litt es, ebenso, daß er im Gehen den Arm um sie legte. „Du denkst gewiß: weil wir Wittichs so wunderliche Leute sind, gäbe es keinen Bund mit uns? Wart' nur getrost, ob deine milde Beharrlichkeit mich nicht zähmt!“

„Liebling!“ sagte er und küßte sie nochmals.

Eng aneinander geschmiegt, schritten sie nach Rilgendorf zurück. Als sie den Gartensaal betraten, lag eben ein später Sonnenstrahl auf dem Bildnis des verstorbenen Dichters. — „Die Schmiererei tu' ich nun sicher weg,“ sagte Renate. „Durch das Bild, das du von ihm geschaffen hast, ist sie mir vollends unleidlich.“

„Laß sie hängen!“ sagte Justus. „Sie ist mir das Wahrzeichen dessen, was uns beide vereinigt hat.“

Das Bild sprach nichts dazu. Aber es sah in diesem Augenblick nicht spöttisch, sondern entschieden freundlich aus.





Der Erste

Skizzen aus dem Beginn des Kampfes

Von Erich Wentscher





In jedes Sterben stürmen Siegesglocken. Und es ist auch kein Sieg ohne Tod. Sie sind beide ineinander verschlungen. Daß niemals ein Sieg gefeiert werden wird, niemals ganze, lange Straßen lachen werden von blitzenden Fähnchen, niemals die Glocken im ganzen Lande den großen, schwerwiegenden Namen einer fremden, in unsere Hand gegebenen Stadt ausrufen werden, ohne daß das Schwert der Feinde einen mähenden Schnitt in die Frühlingspracht unseres Volkes getan hätte, wir wußten's wohl.

Wir wußten's am ersten Tage. Wir hatten alle einmal gebebt vor der seltsamen Schwermut der Soldatenlieder. Wie endigte doch der Jubelsturm auf den edlen Ritter Prinz Eugen? Ganz leise, ganz trauerverhangen: Belgrad ist ja nun genommen, aber den Freund, ‚den er so sehr geliebet', ‚ließ er bringen nach Peterwardein'. Steht der Tod nicht überall wie ein großes, wehvolles Aber, wie ein Sensenwink hinter der bunten, jungen Lust der Soldatenlieder?

⌘ ⌘ ⌘

Wir wußten's am ersten Tage. Als in den Stunden der Entscheidung das junge Berlin unter den Linden wogte, als jeder Jünglingsleib nach der grauen Montur und dem enggeschnallten, schwerbehängten Koppel schrie, als die unzähligen, in der Sonne blitzenden Strohhüte, die das bunte Gewimmel fleckten, jubelnd in die Höhe flogen, um den schweren, graubezogenen Helmen Platz zu machen, sahen wir dennoch wissend einander an. Wer wird der Erste sein?

Und als mit Wink und Federstrich das Volk in Waffen stand und alle Ketten und Spaliere brach und über den eben noch leeren Schloßplatz hin sich an des Kaisers Haus warf, wie ein Junge seiner Mutter in die Arme fliegt, als sie da bebend standen und zärtlich an den ernsten, grauen Mauern emporsahen, emporbrandeten, als die Glocken vom Dom her zu reden begannen und nun auch das Volk reden, sagen, singen mußte, was sangen sie da? Keine schwellende Paradehymne, kein Preußenlied, keinen deutschen Stolzgesang. Zärtlich strich, wie aus Kate und Schmiede, von Weinberg und Imkergarten ein altes Volkslied an den Mauern hoch und schlug gegen die stolzen Fenster wie mit Rosenzweigen, die der Wind bewegt. Das Lied vom Kameraden war's, der mir die Hand noch reichen wollte, dieweil ich eben lad'. Nicht Treue schwur das Volk, es bekannte keinen lauten Glauben an Sieg, es schrie nicht nach Rache, es rief nicht Gott zum Zeugen an. Aber die tiefste Tragik der nächsten Zukunft, die spürte es mit feinem Gefühl heraus, und mit den Opfern nach denen unsichtbar der Tod langte, wurde es still und freudig fertig, während es das alte Lied sang. Da brachte jeder seine Kameraden dem Kaiser. Da führten die Mütter ihre Söhne zum Schloß. Da erfaßten Mädchenherzen die lebenumspannende, kinderhandzarte Größe der Worte: ‚Als wär's ein Stück von mir.' Ganz klein, ganz schlicht wurden die klugen Männer und schönen Frauen. Wie Kätner und Hufschmied, wie Winzer und Imker — so sangen sie. Denn neben der großen Wiedergeburt stand der Tod und fragte Opfer und Opfernde: Wer wird der Erste sein?

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Tag, da hatte ich meine Kameraden. In einem kleinen Schulhof in der Rigaer Straße, da trat ich mitten unter sie. Es waren nur Namen von R bis Z. Es ging nach langen, papierenen Listen. Die die letzte Nacht gebetet und die sie vertrunken hatten, sie alle wurden in dem kleinen Hof, auf dessen Mauern mit großen Augen Knaben saßen, zu einem Ganzen zusammengeschweißt. Ich kannte keinen von ihnen, während der Kellner halbrechts von mir den kleinen Friseur am linken Flügel „Louis" nannte. Alle Parteien und alle Bekenntnisse streiften einander mit den Ärmeln. Und die Fahne, die unsichtbar in unserer Mitte flog, dämpfte das letzte Murren des trunkenen Petroleumkutschers, wie sie den hochkragigen Übermut des jungen Prokuristen dämpfte. Heiß und durstig war uns. Mancher saß auf seinem Pappkarton. Ein Major rief auf, zählte, sein Adjutant strichelte in blaugehefteten Listen. Der kleine Schulhof, mitten im Osten Berlins, schmolz uns in den langen Stunden des sommerlichen Vormittags zur Kriegsmannschaft zusammen. Ich war ein Glied dieser Mannschaft, mehr nicht. Und jedem von ihnen sollte ich ein Kamerad sein, ein Stück von ihm. Der Maschinenschlosser Wilke, dem der rote Schlips bis über den Bauchnabel hing, und der Bierfahrer Siebert, der sein zähneklapperndes Heulweh unter lauten Witzen begrub, die sollten meine Gefährten auf einsamen Patrouillen sein. Und ich saß auf meinem Karton, ruckte in den Schultern und räusperte mich und fand für keinen das erste Wort. Mit meinen griechischen Vokabeln kam ich mir so unbeschreiblich dumm vor. Da legte mir Schmidt V, der Briefträger aus der Elsenstraße, der gestern abend noch mal im Prälaten Eisbein gegessen hatte, die Hand auf die Schulter. Es gab ein kurzes Ringen zwischen uns. Schmidt V zog seine Hand nicht fort.

„Jetzt sitzte noch auf deinen Möbelwagen wie so 'ne Lorelei auf'n Müggelbergen! Aber wenn wer erst zusammen ins Massenjrab

liegen, da baut dich mit deine schöne Krawatte auch keener mehr 'ne Extrakiste mit elektrische Beleuchtung."

Ich packte meine Stullen aus und den kalten Kaffee.

„Ick nenne mir Erich!" — „Ick Justav."

Händedruck. Auf meinem „Möbelwagen" saßen wir beide.

ꕥ ꕥ ꕥ

Wenn nur die Straße nicht gewesen wäre! Der Schulhof war ein Stück Kaserne, ein tiefhängendes Zelt, aber die Straße zum Bahnhof war Berlin, Freiheit, buntscheckiges Leben, Vergangenheit. Da waren Schaufenster und Schenken, und aus manchem Fenster sahen verdutzt in weißen Kleidern geschminkte Dirnen. Blumen und Tränen fielen in die Kolonne wie Reif in junge Beete. Mütter, die mitzusingen versuchten und es nicht konnten und immer wieder den alles andere ausschließenden, betenden Kehrreim ihres Mütterliedes schluchzten: „Kommt wieder! Kommt wieder!"

Wir waren das Bild, auf das alle sahen, das Antwort gab auf das drohende Waffenklirren der Feinde. Wir sangen und gossen damit Stahl ins Blut der Mütter, daß sie das trotzige, dahinbrausende Leben für unzerstörbar hielten und fest und freudig wurden. Väterstolz und Kindertränen flogen auf dem Bürgersteig an uns vorüber; wir hielten den Damm geradeaus, uns gehörte der Weg.

Acht Mann im Abteil. Wohin wird's gehen? Wirklich nach Osten? Oder wird der Zug noch eine Schlinge um Berlin ziehen und uns dennoch nach Westen führen?

Leise wiegend fuhr der Zug an, und die Straßen wurden neuer und weiter. Lücken und Bauplätze und leere Giebel mit großen Reklamebildern. Dann Laubenkolonien, Kartoffelfelder, Kiefernwald. In der Nachmittagssonne zog langsam das Bild von Küstrin an uns vorüber. Also Osten! Ich suchte über den Dächern der Stadt nach den grauen Mauern, in denen das Drama Preußens schläft. Dort, dort beugte Katte sein Haupt.

Ja, Opfern ist Liebe.

Oder ist nicht gar Liebe Opfern?

Nun ging's durch die deutsche Ernte. In allen Dörfern Kinder mit Fahnen, wassertragende Mädchen, Bauern, die uns Birnen ins Fenster warfen. Wir sangen ihnen Stahl ins Blut, und ihre leuchtenden Augen und zitternden Hände dankten. Dankten, wie mir noch nie ein Mensch gedankt.

Als der Abend einfiel, rückten wir enger aneinander und sprachen gedämpft. Einer achtete die Worte des andern. Keiner neckte und scherzte mehr. Der Lichtstumpf, für den einer Feuer schlug, brannte schnell herab. Alle Augen bohrten sich in den Schein; die kleine, warme, atmende Flamme war der Brennpunkt der Acht, ihr Herd. Dann flackerte der Schein noch zweimal stöhnend auf und zerging als blauer Hauch in der Dunkelheit.

Draußen war Nacht. Wir lagen in den Fenstern und begriffen die Heiligkeit der Heimat. Dumpf polterte es über Brücken, und schwarze Wasser mit silbrigen Ringen schlichen zwischen nassen Wiesen dahin. Wolkengebilde, vom Monde belichtet, schlangen rätselhafte Reigen am Himmelszelt.

„Das Wölkchen, flink wie ein Segler, hat's nicht die Form von Deutschland?"

„Und der dicke Petz von Wolke, nach hinten zu breit und endlos sich weitend, schaut er nicht gerad wie Rußland aus?"

„Habt acht, der Wind treibt beide aufeinander zu. Sie sind in fliegender Fahrt."

„Das Wölkchen faßt den Riesen —"

Nun schlafen!

Mit den Extrablättern vom Gefecht bei Soldau wird der schmutzige Boden ausgelegt, der Mantel zum Kissen gerollt. Drei liegen unten und ich dabei. Durch die Tür pfeift der Wind. Draußen deckt die Nacht das erwachte Deutschland zu. Draußen brauen die Nebel das wachsende Gespenst der Worte zusammen: Einer von euch muß der Erste sein! —

ꕥ ꕥ ꕥ

Auf dem Wege vom Bahnhof in unsere neue Garnison begegneten wir am nächsten Nachmittag Arbeitstrupps in frischen Uniformen. In einen Trupp jubelten unsere vordersten Reihen hinein. Und mit dem Jubel pflanzte sich die Kunde weiter nach hinten fort: Ein siebzigjähriger Freiwilliger, ein weißhaariger Förster, die blauen Augen noch ganz voll Wald und See!

Mitten in dem Trupp sah ich den schlichten, stämmigen Greis. Die roten Backen lachten über unsere Freude. Alles kommt, alles tritt zum großen Altar. Das alte Herz und das junge gibt sich den Kugeln frei.

Auf dem Kasernenhof wirbelte feldgraues Leben. Kolonnen standen zum Abmarsch bereit, ohne Musik und ohne Fahnen, Reserven. Wir bekamen Kantinenessen, die Tische gehörten allen zugleich, in jeden Stuhl teilten sich zwei Fremde, und alle hatten die weißen Näpfe zwischen den Knien. Dann wurden Kompagniereviere bezogen, die Kartons unter den Betten verstaut. Heute blieben wir noch in Zivil. In den unverschlossenen Spinden standen noch die halbvollen Eßnäpfe des über Mittag abgerufenen aktiven Regiments. Der Abend ging über der kleinen, Stadt und über den wimmelnden Kasernenhöfen nieder. Als die Uhr des Wachtgebäudes dreiviertel neun schlug, schlich ich mich aus der rauchgefüllten Kantine mit ihren tiefhängenden Petroleumlampen und den Tischen voll zechender Reservisten.

Draußen verhallte klar und rein der Lockruf des Spielmanns. In der Augustnacht, über den Gäßchen der kleinen Stadt, über Wiesen und Wäldern erstarb der Zapfenstreich. — —

ꕥ ꕥ

Von der Kammer herab flogen von Hand zu Hand die Stücke des Kriegskleides. Auf den Kopfsteinen des Kasernenhofpflasters saßen und standen wir und tanzten einen Eiertanz zwischen unsern Kragen und Schnürschuhen. In der hellen Vormittagssonne erwarben wir

seltsames Eigentum. Wo wird nun die Kugel das graue Tuch durchschlagen? Durch wieviel Blut und regenzerwühlte Erde sollen die ungeschwärzten Stiefel waten? Werden die Patronentaschen einmal in Stunden der Bedrängnis so leer sein wie heut? Wir lachten und probten und berieten uns. Keinen quälten die Totenhemdgedanken. Statisten in der Garderobe sind nicht stolzer und vergnügter, als wir es waren.

Dann wurden wir eine schmale Treppe empor in einen dunklen, dumpfen Bodenraum geführt. Dort standen auf langem Gestell unsere Gewehre.

Am Nachmittag siedelten wir in den Rathaussaal über und saßen am Abend im Hof auf weitgeschüttetem Stroh, packten das abgeschuppte Zivilzeug in unsere Kartons und schrieben unsere Heimatadressen darauf. Rechts von uns füllte ein Obstgarten eine tiefe Schlucht, die jenseits in hängenden Gärten steil anstieg und oben, in Bäume und Sträucher verschmolzen, das braune, spitzgiebelige Ordenskirchlein trug. Vor unsern Augen sprangen Bläschen auf im weiten See, und wenn der Wind darüberfuhr, spülten die Wellen gegen die Fischerkähne ein Abendlied. Ab und zu reckte sich einer aus dem faulen Stroh und sah verwundert in den tiefen Frieden der zackigen Kirche über der breit um den See gelagerten Stadt. In blasser Ferne war der alte Friede versunken, und der Wind des Abends und sein schluchzendes Plätschern war ein vergessenes Wiegenlied. Krieg! Überm andern Ufer zwischen Schilf und Weiden und den Backsteingiebeln neuer, weit hinausgebauter Kasernen brannte das Abendrot. — —

⌘ ⌘ ⌘

Aus dem Rathaussaal zogen wir in ein Schaufenster, in das große, aller Welt offene Schaufenster eines leeren Ladens. Die Landleute, die aus dem Rosenberger und Löbauer Kreise zu Markte gefahren kamen, starrten auf die Auslagen hinterm Glas, die vergnügt ausgestreckten Ostberliner, die beim Gewehrputzen Schnurren jagten und sich dann hinausschlichen und hinter der Waschküche schwermütige Lieder sangen. Eine Welt von verständiger, gerührter, reifer Überlegenheit lachte durchs Glas den verwunderten Peitschenträgern entgegen.

Dort schliefen wir noch drei oder vier Nächte, immer voll jagender, weltumspannender Gedanken, voll seltsam zerhackter, neuer Träume, voll erwartungsvoller Zufriedenheit. Wir schliefen die Nächte schwer und alarmlos bis auf eine, da sich eine Koppel Pferde losgemacht hatte und um den See sprengte. Vorm Einschlafen betete jeder offen vor dem andern, und die klugen Demokraten vergruben sich in kleine, schwarze, zierliche Postillen, wie sie auf unserer Großmütter Arbeitstischen zu liegen pflegten.

Des Morgens steckten wir die Köpfe in den See. Dann ging's hinaus zum Exerzieren. Auf seinem Streitroß hielt der Hauptmann, in friedfertigen Zeiten ein Gymnasialprofessor und versteckte hinterm Sattelknopf die aufgeschlagene Felddienstordnung. Wie man Fühlung hält, und wie man schwärmt, wie man Deckung nimmt und einen Sturmangriff ausführt, das alles gewann im Gedächtnis wieder feste Form.

Nur ging Emil Redlich aus der Landsberger Allee, mein Richtungsmann, niemals auf das ‚kleine, weiße Haus mit den zwei Schornsteinen halb links', sondern immer auf den dunklen Einschnitt im Kiefernwald zu, wo der Schienenstrang nach Westen führte.

Nach der Mittagsrast und dem Appell in eisernen Portionen, Patronen oder Soldbüchern ging es noch einmal hinaus. Am späten Nachmittag spielte auf dem Marktplatz die Kapelle. Freundschaften wurden geschlossen, vornehmlich mit schüchtern ausweichenden Töchtern von Kuchenbäckern, und die dicken Reservisten von außerhalb des Rosentaler Tors tanzten zur ‚Wacht am Rhein' einen armumschlungenen, krummbeinigen Wackeltanz, daß der feiste Musikmeister seinen kurzen Hals entrüstet in dem viel zu hohen Kragen rieb.

Und abends überstürzten sich in klingenden Schenken unter warmen Lampen die Nachrichten aus der großen Welt. Tollwutkranke Gerüchte schwirrten durch den dicken Zigarrenrauch; es war eine alles auf den Kopf stellende Unklarheit, ein heißer, jeder Verantwortung barer, jeder Überlegung müder Rausch.

Nur wenn wir zu später Stunde durch die leeren Gassen ins Quartier heimkehrten, und der kalte Nachtwind blies in der alten Linde, und zwischen Bohlen und Masten blitzte im Mondlicht ein totenstiller Streifen See, dann braute der Dunst der Sommernacht das wachsende Gespenst der Worte zusammen: Mitten in eurem Behagen schlägt es Einen von euch zuerst! Einer wird als der Erste aus eurer Kette gerissen und hört den Wind nicht mehr und liegt da wie der kalte, silberne See!" Tief, tief ins Stroh wühlten wir uns.

⌘ ⌘ ⌘

Aus dem kriegsfremden Rausch des faulen, geschwätzigen Garnisonlebens riß uns in einem Abendrot ein Lokomotivenpfiff. Vor den vollen Abteilen standen die Töchter der Kuchenbäcker. Dann fuhr der Zug uns in den Sommerabend hinein, durch weite, ebene Wiesen, an schwermütigen Seen vorbei, die von der letzten Glut des Tages wie Blutlachen dalagen, durch graue, dunkle Wälder, in denen der Wind sang. In tiefer Nacht stiegen wir in Graudenz aus. Das Wiegenlied der Eisenbahn hatte uns müde gemacht, und eh' wir marschierten, lagen wir still auf Schienen und Steinen und sahen die Sterne an. Keiner sang, keiner scherzte, als die scharfen Befehle zum Abmarsch durch den Dunst halbwacher Schlafgedanken schnitten, als die Trinkbecher klirrten, die Sohlen schmerzten, die Riemen drückten. Durch lange, gepflasterte Straßen, die schon still geworden

waren, trugen wir unsere schweren Tornister. Ins Land hinaus ging's, durch Dörfer, von deren stillem Quartierfrieden wir vergeblich träumten, weiter und weiter, jeder Schritt ein ermüdendes Tasten.

Vor einem großen, einsamen Hof rauschten die Gewehre zur Erde. Die halbe Kompagnie kam in den Hof, in eine lange, hölzerne Scheune. Die Tornister fielen ins Stroh, an den Balken schwankten die drahtumschlungenen Stallaternen, und zu essen konnte nichts mehr gegeben werden. Im Hof war das Vieh wieder wach geworden, und der Hornist ging vor die Tür, lehnte sich an die Scheunenwand und blies den Zapfenstreich durch das fremde Dorf. Das war das Lied, das uns zusammenhielt, dem wir folgten, und das uns weiter und weiter führte.

Um Schritt und Schritt in den Krieg!

Das Kauern unter verschlungenen Hecken, das Lauern in fremden Gräben, Patrouillen durch weglosen Wald, Rückzüge über bruchige Wiesen, nächtelange Strohrast, auf dem Kartoffelacker hinterm Stall gekochtes Mittagsbrot und die Stampfkartoffeln zum Abend, das alles war schon ernsteres Spiel.

Zeitung gab es nicht, wir wirbelten mitten im Sturm und sahen nichts.

Und einen Morgen, da war alles klarer und sonniger um uns, es war kein Ausmarsch befohlen, und einer rechnete, daß es Sonntag war. Sonntag? Wir lagerten auf dem Hof und putzten, so gut es ging. Die Halstücher hingen trocknend überm Pumpenschwengel, und die Gewehre standen blitzend an der Mauer. Als das Stroh, in dem wir saßen, ganz warm und goldig war von der steigenden Sonne, rief über die zerstreuten Höfe, die strahlenden Straßen, die geschnittenen Felder ein helles Glöckchen.

Auf allen vierspurigen Wiesenpfaden zogen langsam und plaudernd und ohne Gewehre graue Kolonnen einem in Ulmen versteckten Mittelpunkte zu. Züge und Kompagnien des Bataillons trafen und grüßten sich, und die äußeren Rotten ließen Mohn und Kornraden durch die braunen Hände gleiten. In den Ulmen lagen eine ziegelrote Dorfkirche und ein efeuumsponnenes Pfarrhaus, und in das Verklingen des Glöckchens mischte sich vor den gotischen Türen mit kunstvollen Kehlen die Kunde: Morgen geht's weiter, in raschen Märschen nach Rußland! Morgen!

Über Fliesen und Wendeltreppen, Schiff und Emporen ergoß sich die laute, graue Flut und wartete. Die bunten Scheiben glühten von Sommerlicht und warfen wandernde Sonnenflecke auf die kunstvoll bemalten Wände. Wir sahen die tiefen Farben und rochen den kühlen Steingeruch und fühlten durch Mark und Bein, wie plötzlich, allen polternden Lärm erstarrend, ein leiser, inniger Ton von der Orgel brach. Eine Rückkehr war es für alle, ins Leben, in den Frieden, in die Kindheit und in den Glauben.

Das Abendmahl wurde gereicht. Um den Altar kniete auf langer Stufe in dichter, doppelter Kette die feldgraue Mannschaft, Arbeiter und Studenten, Fremdlinge des Glaubens, Spötter, Helden des Scheins und des Anzugs, mit bebenden Lippen den Kopf gehoben und in dem getriebenen Kelch lag der Wein so kühl und duftig wie der Schatten einer Burg im Rhein.

Und morgen ging es weiter, nun alle Tage. Lange, staubige Straßen, durch Dörfer mit Eimern klaren Wassers vor den Türen und mit vollen Pflaumenästen, an Gütern vorbei, die hinter weißen Mauern in dichtem, dunklem Grün lagen, am halbbergs eingeschmiegten Schloß Roggenhausen vorbei, dessen Fenster von der Abendsonne glühten, durch das Städtchen Neumark mit seinem holperigen Marktplatz und dem alten, trotzigen Wehrturm, bei schlichten Büdnern mit Kaffee und Butterstullen und soldatenfrohen Jungens im Quartier, in Bretterscheunen und Ställen zu immer kürzerer, müderer Nachtruh, an Dorfteichen mit fliehenden Gänsen, in schmalen Gräben zwischen weißer Straßenspur und kühlen, ahnungsvollen, ganz verwobenen Wäldern zu kurzer Mittagsrast, Feuer in den Füßen und Frost um die Schläfen. Lieder und Gespräche starben im Staub der trockenen Zunge und Kehle, und die Gedanken wühlten sich eigene, verkreuzte Stollen in Vergangenheit und Zukunft.

Unsere Sehnsucht ist der Wald; wir recken uns mit den Buchen, lockern mit den Daumen die ins Fleisch gewachsenen Tragriemen und atmen wieder, wir fühlen das Moos unter den brennenden, wunden Zehen wie gischtbespülten Ufersand. Wir denken an Märchen mit todstillen Hainen und Weihern, an regenzerkörnte Burgruinen, abendliche Lauben, kühle Keller. Wir saugen das Wunder des Waldes in alle Sinne ein; aber je tiefer wir in das lichtdurchspielte Geschling von Rasen, Farn, Dornranken und tiefhängenden Zweigen blicken, um so ernster sehen uns die großen Augen des Waldes an, um so beklemmender legt sich seine Hand auf unsere Stirnen. Denn wir sind ja Soldaten! Einer von euch — —

Unsere Sehnsucht ist die Wiese, kühl und hell zugleich. Da werfen wir uns hin, das Genick auf hartem Tornister gebettet, die Gewehre zwischen Füßen und Fäusten. Ein Windstoß streichelt das Gras und löst alle verhaltene Spannung in uns, die Augen wollen zufallen, und wir betten uns zur Seite. Da sieht uns unter der grünen Schminke des Rasens die dunkle Erde an und faßt mit nassen Händen nach unsern Wangen, und wir riechen, wie in einer andern Welt, den noch vom Duft triebhafter Pflanzen halb verkappten, fremden Erdgeruch. Weiter! Weiter im Sternenschein! Denn wir sind ja Soldaten. Und einer von uns wird der Erste sein!

❧ ❧ ❧

Am 20. August bezogen wir in Usdau Alarmquartiere.

In unserer Bauernstube hatten wir Raum und wulstige Wolken von Federbetten, aber wir legten Tornister, Gewehre und Koppel-

zeug sorgsam zurecht und zogen uns nicht aus, denn der Feind war nah. Als es schummrig wurde und wir still lagen, ward das Ticken der Wanduhr vernehmbar. Wie etwas ganz Fremdes, Beunruhigendes. Die Stube dünkte uns eng und die Kopfkissen zermürbend weich, wir hatten uns gewöhnt, beim Einschlafen den Himmel über uns zu fühlen und die Erde unter uns und zwischen den gesenkten Lidern bis zum Horizont in Nacht getauchte Straßen, Wiesen und Felder mit den schwarzen Schattenrissen rauschender Bäume schimmern zu sehen.

Bevor der erste Hahn im Dorf krähte, wurden wir alarmiert. Draußen stampfte der Dorfplatz von Schritten, Rädern und Hufen und leuchtete von schattenwerfenden, dumpfen Laternen. Ohne Abschied fiel die Tür hinter uns zu, die letzte Stubentür für lange. Wir fanden uns draußen in atemloser Hast zusammen. Kolonnen schoben sich nebeneinander, bald jagend, bald wartend, zum Dorf hinaus. Kalt fiel die Nacht auf die Haut, kalt würgte uns die stumme, in einen dunklen Zwang verkettete Ungewißheit. Vorwärts ging es in dicht gepferchten Haufen an Hecken vorbei, über schlafende Schienen, unter gestaltlosen Bäumen hin. Alles lag in kühlem, farblosem Schlaf.

Dann kamen der herbe Tau und der bläuliche Silberfluß überm östlichen Horizont, und als die Sonnenstrahlen eben die feuchte Starrheit lösten und in Hecken, Schienen und Bäumen das farbige, flimmernde Leben weckten, hielten wir dicht am Bahnhof Tauersee. Von Osten her, aus Mlawa, fauchte ganz lichtgeblendet der erste Zug heran, voll bis zu Türen und Fenstern mit Flüchtlingen, die auf ihrer Habe hockten und aus dem haltenden Zug abgerissen von ihren Erlebnissen erzählten. Der Feind war nah!

Ein Kosakenstreich auf den Bahnhof Tauersee wurde erwartet. Die Ebene, über die die Staubwolke von blutfordernden Feinden heranpreschen mußte, wurde unsichtbar von den Kompagnien unseres Bataillons eingeschlossen und in einen friedlich dreinschauenden Kessel feuergesegneten Verderbens verwandelt. Wir selbst besetzten die Tiefe des Kessels; ein am Eisenbahndamm entlangführender Zaun von alten Eisenschwellen war unsere Stellung. In dem schmalen Spalt zwischen je zwei Schwellen lagen die Gewehre, die fieberhaft wartenden Augen. Die Morgenstunde schien groß und bestimmungsvoll. Man ging lächelnd und prophezeiend umher und spürte, warm aneinandergedrängt, wie der Reiz gemeinsamer Abenteuer, die seltene Lust, das Leben auf eine schmale Lücke zwischen zwei Panzerplatten zu setzen, ins Blut stieg. Die Lücken wurden noch bis zur Augenhöhe mit Sand und Steinen verstopft, die Patronen lagen im Lauf; das Sehnen nach Ehre, bewiesener Tapferkeit, geflüsterter Bewunderung stieg phantastisch mit dem Licht und entfesselte die erste Gier, den Feind zu treffen. Wir warteten den ganzen, sonnig brütenden Tag hinter unseren Scharten auf die Kosaken wie die Butterfly hinter ihrer Papiertür auf den englischen Kapitän. Wir knieten sogar auch. Als der Tag vorüber war und uns ein Dorf zugewiesen wurde, gähnte aus den emporgereckten Leibern fahle Nüchternheit wie nach Rausch. Wir waren herzlich unzufrieden mit uns und den Kosaken. Wir fühlten uns zurückgesetzt, unterschätzt und unwichtig. Wir träumten neugierig vom nächsten Abenteuer und von der nächsten Gefahr. Denn in der Stunde der wortlosen Selbstbezwingung zur Ruhe war der Saft des Jägers in unser Blut getreten.

Als wir im Abenddunst unseren Quartieren zumarschierten, rief mich mein Hauptmann neben sein Pferd. Er sprach leise und freundlich mit mir von der drohenden Nähe des Feindes und von dem Ernst der Wachtpflicht. Während die Kameraden ins Stroh krochen, zog ich mit einer Mannschaft, die ich mir selbst hatte wählen dürfen, auf Feldwache in die Nähe des Bahnhofs Grallau. Ich war ohne Müdigkeit glücklich. Am Waldrand dicht vor einer weiten Lichtung schlugen wir das Zelt für unsere abgelösten Schläfer auf. Ich verteilte die Posten. Einer sollte weit draußen an der Waldecke stehen unter einer verhutzelten Kiefer. Er hatte den weitesten Blick. Als ich nach ihm sehen ging und aus dem Walde auf den Hügel mit der Kiefer hinaustrat, sah ich, daß der Himmel vor uns rot war von der Glut flammender Dörfer. Dicht vor unseren Füßen schien es zu brennen, zu sengen, zu morden. Das Abenteuer war uns ganz nahe gerückt. Ich empfand das Vordringen der russischen Flut, ich spürte den Atem jagender Gäule, die fremdsprachige Todeswut das ungedämmte Waldland überschwemmender Horden. Ich und meine Posten, wir waren ein Stück Deich, ein Fetzen Schanze. Wir hatten im Rücken das Land und vor der Stirn den Feind. In den dunkelwerdenden Kiefern sah ich schleichende, mongolische Tücke, Augen voll Mordgier und zwischen Zähnen Messer voll Mondglanz. So umschlich es diese Nacht vielleicht meine Patrouillen und meine Posten, meinen Deich, den ich hüten mußte. Im Weggehen sah ich noch einmal den Posten an, der nun zwei Stunden lang kalten Blutes wachen sollte; er stand auf sein Bajonett gestützt, die Augen zielten hoch über den wispernden Sträuchern mitten in die Glut des brennenden Ostpreußens.

So verging die Nacht mit Lauschen und Spähen und von Furcht und Lust gemischter Gier, endlich das unentrinnbare Neue, das kitzelnde Abenteuer, das knöcherne Würfelspiel um Ruhm und Leben zu schmecken, zu sehen. Und als der Morgen kam und schmutzige Rauchschwaden in die feurigen Tinten der Brandnacht flossen, trieben der nüchterne Ekel und die Enttäuschung den Saft des Jägers höher und heißer in unser Blut.

Das Bataillon sammelte sich auf einem Bergrücken, vor der Niederung gegen Sicht

gedeckt. Der kalte Morgen wob einen silbernen, feuchten Dunst, in den die Vorahnung der hinterm Horizont reifenden Sonne mildfarbenen Rosenstaub streute. Die ersten übers Land schießenden Strahlen wandelten unmerklich das Rot in Gold. In dieser aus Silberdunst und Goldstaub gemischten Schicht standen die grauen, hohen Gestalten der Soldaten, die klammen Mäntel hochgezogen, die Kragen über die Ohren geschlagen, die Hände in die Manteltaschen gewühlt, in enggedrängten Gruppen, und sahen schweigend der Sonne entgegen. Das goldene Licht umfloß bis zu den Helmen die grauverhüllten Körper und verwischte mit seinem Schimmer die Umrisse. Der ganze Hintergrund der zart verschmelzenden Zeichnung wuchs zur goldenen Füllung alter Tafelbilder, und auf dem lichten Grund waren die Soldaten wie Heilige gemalt. Morgenrot!

Wir lagen lange Stunden mühsamen Wartens auf unserm Bergrücken, feindliche Flieger wurden mit steil in die Luft geklemmten Gewehren verjagt, die erste Feldpost kam, noch tastende, fragende, der Ankunft ungewisse Karten und Briefe, Zeitungen voller Siegesjubel, voll Ruhm und Lob für andere, und die Sonne wuchs groß und reich, und wir waren ihrer so gewiß wie unseres Atems, unseres Pulsschlags, unserer Schritte.

Da wurden plötzlich die Schatten so lang, als zöge ein Unwetter herauf. Wir duckten uns an die Erde. Das Licht verblaßte immer mehr, als wollte die Sonne sterben. Aller Blicke hingen atemlos am grauen Himmelszelt, wir krochen dicht zueinander, atmeten tief und fühlten eine große, schwere Hand über uns, die uns zudeckte wie Staub. Was für ein Feuerzeichen zog durch die Welt? Wer schleuderte die Erde aus ihrer Bahn? Nun stand die Sonne ganz hinter schwarzen Schleiern. Um die dritte Stunde deckte eine Finsternis das ganze Land. Jedem von uns steht einmal die Sonne hinter schwarzen Schleiern mitten über Tag, und die Finsternis deckt die Augen und lähmt die Hand. Lehrbuben des Todes sind wir, unsere Heere zuckende Sonnenstäubchen.

Das war unser erster Feldgottesdienst: die Sonnenfinsternis!

Am Nachmittag rückten wir um ein paar Kilometer weiter und hoben auf einer Anhöhe die erste Stellung aus. Die Spaten einstechend und hebend, sahen wir auf Wiesen mit verstreuten Büschen, langgestreckte, von Obstbaumreihen umsäumte Straßen, im Mittelpunkt die Stadt Soldau mit kräftigen Türmen. Dunkle Kolonnen krochen die Straßen entlang wie geschmeidige Raupen. Über den Sandhügeln zur Linken lag ein feiner Rauch; sechs schwarze, gleichmäßig getrennte Flecken waren die Geschütze einer versteckten Batterie. Ab und zu irrte ein hastiges Pünktchen durch das Bild, ein Meldereiter. Der Horizont in bleigrauem Dunst wie in verwehendem Brandrauch redete in rollenden Stößen eine dumpfe, fremde Sprache.

Wir erwarteten den Feind vergebens.

Wir warteten auch den ganzen nächsten Tag. Eine Kosakenpatrouille jagte durchs Tal. Aus unsichtbaren Schlünden kamen die ersten Granaten. Sie durchschnitten auf langer Fahrt die Luft mit lautem, wachsendem Rauschen, querten über uns und schlugen irgendwo mit dumpfem Ächzen ein, eine dunkle Wolke von Staub und Erde aufwirbelnd. Die Sehnsucht nach Lösung wuchs.

Wir übernachteten zum ersten Male im Graben. Nur einige wachten als Posten. Gegen Mitternacht fuhr ich empor, ließ schlaftrunken den Helm liegen, warf mich an die Brustwehr vor mein Gewehr und visierte in die Nacht. Eine endlose Kette von Fünkchen blitzte über den Gewehren den Graben entlang. Das Knattern und Knallen erfüllte die Nacht, lähmte die Ohren und rief die letzten, tiefsten Schläfer empor. Brandrot war die Nacht. In schwarze Rauchsäulen gerahmte Feuerzungen leckten am Horizont ins Dunkel. Wir fühlten uns umklammert, wir fühlten Gefahr. Wir spürten den Feind dicht vor unsern Gräben, wir spürten endlose, todverachtende Kosakenschwärme mit geschwungenen Säbeln unsichtbar heranpreschen. Wir hörten feindliche Kommandos, Sturmsignale; von rechts her, wo die Erde am Hochofen der Himmelsglut zerschmolz, kam das jähe Trommeln, Brüllen und Stürmen bis in unsere Höhe, wir fühlten Bajonettgeklirr, eindringenden, in den Graben springenden Feind, wir fühlten uns von der rechten Flanke aufgerollt wie sengender Kiefernstrich im Juli. Wir konnten nichts als schießen, ziellos schießen. Ins Holz der Kolben verbissen, schossen wir uns einen Rausch ins Blut.

Nüchtern wie morgens nach langem Trunk ließen wir die heißen Gewehre liegen. War nichts gewesen. Kein Feind vor uns die ganze Nacht. Nur in den Nerven einiger Posten eine die letzte Kraft überlastende Spannung, ein Ausbruch mühsam verhaltener Energien und dann eine durch den ganzen Graben geworfene Pulverschnur, von Mann zu Mann ein Überströmen der Reizung. Wie der schale Rest einer Bowle am andern Morgen, so schmeckte allmählich die Enttäuschung, die erlogene Lösung.

Am andern Tag gegen Abend ließen wir wieder die rastlos ausgebaute Stellung im Stich. Der Aufbruch war anders, der Marsch war anders, schneller, strammer, zielbewußter. Wir spürten plötzlich den neuen, großen Namen über uns, den wir noch nicht kannten. Wir fühlten uns unbewußt in der wägenden Hand eines Feldherrn. Am abendlich schimmernden Städtchen Gilgenburg mit flachen, regungslosen Wassern vorüber bogen wir in eine lange, gerade, aufgedämmte Straße ein. Wir waren so müde, und in den Knöcheln, die sich im Stiefel wundgerieben hatten, tat jeder Schritt so weh, daß wir sehnsuchtsvoll nach Dörfern und Biwakplätzen ausschauten. Aber rechts und links

nur Stoppelfelder. Rechts sah ein kleiner, spitzer Kirchturm über die nahe Feldhöhe wie ein Stück Thüringen. Im Marschieren wurde eine Karte entfaltet, unser Weg verfolgt und das Dorf gesucht. Da stand: „Tannenberg“! Und daneben zwei gekreuzte Schwerter. Ich starrte lange auf die in Abendglut getauchte Spitze. Es war nicht lange her, daß ich's ahnungslos auswendig lernen mußte: 1410 — Vernichtung der Deutschritter durch die Slawen! Unter meinen Füßen war uralte Walstatt, Erde voll grauser Vorbedeutung, voll Todesverheißung. Vielen war der Name nur ein Name, mir war er ein Schicksal, das vor uns in den Abend ragte wie der Finger der schuldlosen Dorfkirche.

In der jäh hereinbrechenden Nacht wurden vor uns Kolonnen sichtbar, denen wir im Eilmarsch näher kamen, doppelte Kolonnen, in die wir uns einschoben. Von hinten kamen Kraftwagen mit weißglühenden Augen und warnenden Hupen heran. Auf einem Dorfplatz rastete, eng zusammengepfercht, Train, eine Wirrnis von Wagen, Zeltdächern, Pferden, Krippen und durch das Gerümpel wimmelnden Kutschern. Im Graben rastete, bleich und todmüde, eine Pionierkompagnie und bat mitsamt ihrem Leutnant um Brot; ihr schweres Handwerkszeug lag erdbeschmutzt an ihrer Brust, und sie streckten die verbeulten Hände aus. In klapperndem Trab jagte eine Dragonerschwadron seitlich vorüber. Wir rasteten mit wunden Füßen, in denen das Blut tickte, wir warfen uns an den Grabenrand, schleppten uns weiter, wir wurden auseinandergerissen und klatschten uns aufrennend die Gewehrläufe um die Ohren. Scheinwerfer suchten von vorn das Gelände ab.

Wir fühlten uns in einen Verband gestellt. Wir merkten, wie das Rauschen des Krieges wuchs, wie der Saft in uns trieb, die Spannung sich dehnte. Wir sogen den Atem der kommenden Schlacht ein.

Ganz spät kamen wir auf einem Gutshof zu kurzer Ruhe. Zwischen den langgestreckten Gebäuden verhallten die letzten Kommandos. Gedanken brausten durch die erhitzten Stirnen — zwei gekreuzte Schwerter — Tannenberg.

Alles war nun ein Tanz. Wir waren Herbstblätter im Wirbelwind. Das Blut fing leise zu singen an und besann sich auf Melodien. In allen Bauerngärten blühten Sonnenblumen und kletternde Wicken; die Schlucht, die zur Wassermühle niederführte, war voll duftender Moose und roter Korallensträuße von Ebereschen. Von unserer Stellung über der Mühle aus hörten wir das dunkle Wasser durchs Wehr schießen, die Enten schreien und die kühlen Silberpappeln knistern. Die Stunden jagten sich, lustige Kerls zogen zum Requirieren ins nächste Dorf, bargen Äpfel und gackernde Hühner unter ihren Wämsern. Der Abend kam, gemischte Reiterpatrouillen jagten ins Vorgelände und riefen uns zu, daß der Feind eine Meile vor uns stände. Die Nacht kam ohne Nebel und Dunst, mit klaren Sternen und scharfrandiger Mondsichel. Und der Morgen kam, der Hochzeitsmorgen!

Ein leises, kicherndes Krachen zitterte durch die Morgenluft. Wir marschierten langsam eine weiße Waldstraße entlang. In der Ferne knatterte es wie tausend dumpfe, einförmige Trommeln. Der Brautmorgen war's mit gestreckten Armen, gereckten Leibern, geschärften Sinnen und mit singendem Blut. Über die Lippen glitt ein Summen und Pfeifen, leicht und abgerissen, wie der Gischt übers Seegras spült. Ein paar Töne folgten sich immer wieder wie eine Spielerei. Plötzlich wurde ich mir der Melodie bewußt. Wie kam ich nur auf das schwerblütige, sinnliche Schumannlied? Ich suchte mir im Marschieren die Eichendorffschen Reime zusammen. Wie war's doch gleich?

‚Auf einer Burg sitzt — in schwarzen Efeu eingesponnen — der alte Ritter.‘ — ‚Und der Wind rauscht durch das Gitter.‘ Unten fährt — im Sonnenscheine — eine Hochzeit den Rhein entlang, lustig spielen die Musikanten — ‚und die junge Braut, die weinet.‘ — Ich hatte das kleine Lied sehr geliebt und nie gewußt, warum. Ich hatte seine Schwermut getrunken und seinen Sinn nie voll verstanden. Was die zerfallene Burg und die im Sonnenschein weinende Braut miteinander sollten, hatte ich nie voll erfaßt und sollte es nun erleben.

Wir waren Bräute der Schlacht, des Todes. Nach langer Begierde gingen wir endlich der unbekannten, bebend geahnten Lust entgegen. Heiß stieg es in den Hals und brauste in den Ohren und flimmerte vor unsern Augen. Wir tasteten uns willenlos vorwärts und fühlten einen Arm, der sich immer stärker und mächtiger um uns legte. Musikanten und Sturmwind, Schiff und Burg, Glitzern und Schatten, Sonne und Tod, Angst und Glück, Wonne und Schmerz, Lachen und Weinen! Ja, Bräute waren wir, Bräute, denen zerpuffende Schrapnells und heulende Granaten das Geläute gaben.

In einem Walde, dicht am Rande eines ebenen Feldes, über das Batterien jagten, Nachschübe ausschwärmten und weiße Geschoßwölkchen hinschwammen, blieben wir in Reservestellung liegen. Unterholz und Farn umwucherten uns, und die Sonne blitzte durch Laubschlitz und vergabelte Äste und fand uns doch. Des Feindes Granaten fühlten plötzlich näher und näher über das Hochfeld her. Wir saßen und lauschten. Eine neue Granate rauscht heran und schlägt schwirrend über uns durch die Buchenwipfel. Blätter und Äste stieben zur Erde. Die hochgerichteten Köpfe ducken sich wie Schilf im Wind. Neue, sich jagende, johlende, kreischende Granaten. Immer dicht über uns, die Baumkronen zerfetzend. Ein Mann steht auf, hält mit der linken Hand die blutüberströmte Rechte, beißt die Lippen, lächelt zum Ab-

schied und geht nach hinten. Wir sehen ihm nach wie einem Heiligen.

Dann läßt der Granatenhagel langsam ab von uns, und wir gehen in eine neue Reservestellung vor. Wir quellen geduckt aus dem Waldrand und rennen übers freie, bleiern bestreute Feld. Wir tauchen lautlos in einen versteckten Kessel nieder, vielleicht einen alten Steinbruch, nun grün verkleidet. Haselsträucher und Birken mit blonden Schöpfen und graziösem Gehänge säumten und querten die Schlucht, und der Grund war ganz angefüllt mit üppig struppigem, sonnheißem Heidekraut.

Da lagen wir still. Keine Silbe bewegte die dicke, satte Mittagsluft. Wir schlossen die Augen und wühlten die Gesichter in die duftende Heide. Durch die Wimpern schimmerte das leuchtende Weiß der Birken, vor den Lidern fühlten wir rötliches Licht. Wir hörten schwergehenden Atem und den Lärm der Schlacht. Über die Finger kletterte ein Johanniskäfer. Wir träumten uns auf einer Treppe ohne Geländer stehend, die Treppe führte endlos tief, und das Gehen war schwer. Wir erwachten und atmeten einmal tief auf, wir streckten die Ellenbogen und zogen die Knie an, wir preßten die Pulsadern ans Ohr, wir knieten und kosteten das Gleichgewicht, die Speise der Luft und den Trunk des Schattens.

Hunger. Wir kletterten aus der Schlucht, machten Kochgeschirre los, gruben Löcher, öffneten Fleischbüchsen und ließen Wasser holen. Wir wollten eben Feuer zünden, da schlägt wie gepeitschtes Rohr eine unsichtbare Waffe durch die Luft, fegt uns über die Fingerknöchel, fächert um die Schläfen. Ein unentrinnbar schnelles Schwirren. Aus dem Loch eines Kochgeschirrs rinnt das Wasser nutzlos in den Sand. Ein kurzer Befehl wirft uns alle in die Schlucht und zieht uns langsam ihren jenseitigen Hang empor. Wir sehen über den Schluchtrand, wie vorn das Feuer der Feinde steigt, wie unsere vordere Linie von Lücken klafft.

Wir riechen Erde, von keinem Grasduft mehr gemilderte Erde.

Wir müssen! Müssen übers Feld, durch den unheimlich unsichtbaren Bleiregen, die hohen Leiber über die deckungslose Ebene tragen. Wir müssen nach vorn!

Und die junge Braut, die weinet ...

„Gruppenweise springen!“

Ein Sprung. Ein Aufraffen alles Körperlichen, ein geisterhaft wehendes Flitzen nach vorn, ein Niederwerfen.

Vorn am Bahndamm dicht beim Bahnhof Mühlen stoßen wir in die vorderste Linie ein, schießen und laden wieder, lachen und sprechen, sehen, hören, denken, knien.

Durch den Graben den Damm entlang kommen Verwundete. Bleiche Köpfe mit rot durchnäßten Verbänden. Ein Hauptmann mit zerfetzter Brust wird von zwei Leuten geführt und gestützt. Verdämmernder Stolz aus Frieden und Garnison wehrt sich noch gegen die leitende, haltende Kraft der schlichten Musketiere und strafft mit letzter Mühe den Leib. Aber der arme Hauptmann wird immer blasser und sein Gang immer gleitender; bald werden sie ihn tragen.

Und die junge Braut, die weinet ...

Lieblich und lachend wie der Tag kam das Abendrot. Der Feind ging niedergekämpft zurück, wir sammelten uns. Augen grüßten, und Hände schüttelten sich. In den gewohnten Gruppen klafften ein paar Lücken. Wir ließen sie unausgefüllt und marschierten, von unsern Abenteuern plaudernd.

Und einer von uns sei tot.

Der Erste! —

Wer ist es denn?

Stübe! — Ein Name, dunkel, unbekannt, einer von uns dreihundert Mann, einer von R bis Z!

Wir gingen schweigend auf den alten, sträucherdurchwucherten Steinbruch zu. Von fern sahen wir Leute mit Spaten, die unter der schlankſten, mädchenhaftesten Birke werkten. Daneben lag ein graues Etwas. Einer trat hinter die Schultern des andern zurück. Wir klommen in langer Reihe den Heidehügel hinan.

Ich dachte zitternd: nun sollte ich meinen ersten Toten sehen, das letzte, ungelöste Rätsel meiner Kindheit schauen, einen Menschen ohne Leben!

Ich fürchtete mich. Ich dachte an die kleine Fischerhütte an der Ostsee zurück, in der mein toter Lieblingsbruder lag. Ich hatte als Knabe bebend vor der Tür gekämpft und mich nicht hineingetraut. Ich wollte mich in seine kalten Ärmchen werfen, aber das Rätsel des Menschen ohne Leben war so unerschöpflich groß und schrecklich. Ich mußte mir einen Flitzbogen aus der Totenkammer holen und wollte ihn dabei noch einmal schlafen sehen. Aber wie ich die Tür aufzog und hörte keinen Atem durch die lilienweißen Nüstern gehen, da sah ich lieber rechts nach der andern Seite hin, durch die Fenster auf Meer und Sonne, und nur verschwommen schimmerte im linken Auge das Weiße seines Lakens.

Sollte ich auch heute feige sein? Nach der andern Seite sehn, wo allenthalben rote Biwaksfeuer erglommen? Was half's? Morgen ging es durch Wälder voll Toten, über Stellungen voll Toten den Feinden nach. Nein, sehn wollte ich den toten Kameraden, sein Bild in mich aufsaugen wie einen Schwur!

Und ich sah hin. Keine Rockfetzen, kein Blutgerinnsel, nur ein kleines Loch im Tuch überm Herzen, da war die Kugel eingegangen und hatte ihn mitten im Sprung ohne Laut und ohne Schmerz ins Gras gestreckt. Die steifen Finger hatten noch vor Stunden Patronen in die Kammer seines Gewehrs gedrückt, der schmale, leidenschaftslose Mund hatte eben noch das kühle Wasser im Kochgeschirr durstig angesehen, und die dunklen, sehend scheinenden Augen, die keine Frauenhand zuzudrücken kam, hatten noch im Liegen

vor seinem letzten Sprung die blaßrote Erika geliebkost. Was er gelernt in Schule und Handwerk, sein Geschick und seine Erfahrung, sein Sprechen und Singen, Sinnlichkeit und Leidenschaften und tausenderlei mehr waren ausgelöscht in der Spanne Zeit, in der ein Licht erlischt. Ich kannte das Antlitz nicht, und doch war es sicher hundertmal in diesem erwartungsvollen Augustmond vor mir aufgetaucht und lächelnd an mir vorübergegangen. Nun verkörperte der schmale Leib, in dem das Blut stille stand, die Entspannung unseres Bogens.

Der Erste!

Wir warteten seitab, während andere Kameraden sein Grab gruben. Haselsträucher und Heidekraut standen wie vorhin, als wir im Mittagsglast darinnen träumten, er ungesehen und ungewußt mitten unter uns. Nun waren in der Dämmerung die Birkenstämme silberblaß geworden und der Glanz der Heideblüten dumpf, als wollten sie verblühen.

Wir standen und sahen, wie sein willenloser, nachgiebiger Leib in die Tiefe gelassen wurde. Wir sollten noch einmal daran vorübergehen und Erde auf ihn werfen, der Hauptmann mit bloßem Haupt voran.

Ich stand überm Grab und nahm Erde von einer Schaufel. Ich roch die Erde in meiner Hand. Sie fiel auf seinen Ärmel und drückte das Tuch nieder. Ich warf Erde über sein Gesicht.

Ich glaubte, daß ich etwas für ihn beten, etwas Schönes für ihn denken müsse. Aber nur Melodien gingen unausweichbar durch meinen Kopf wie heute den ganzen Tag. Ich suchte. Da wehte mir plötzlich das heilige Schweizer Soldatenlied durchs Herz: ‚Zu Straßburg auf der Schanz.‘ Die erdbeschmutzten Hände gefaltet, sang ich innerlich die letzte Strophe:

> ‚O Himmelskönig, Herr,
> Nimm doch mein' Seel' zu dir,
> Nimm sie zu dir in'n Himmel ein
> Und laß sie ewig bei dir sein
> Und vergiß nicht mein!‘

Auf dem Hügel zimmerten wir aus zwei weißen Birkenzweigen sein Kreuz und rankten Heidekraut darum. Dann saßen wir noch ein Weilchen, aneinandergedrängt wie Vögel im Gewitter, auf einem gefällten Baum und standen seufzend auf wie Zecher, die sich zürnen.

Der Hornist ging zum Hügel, lehnte sich an die wispernde Birke und blies den Zapfenstreich. Wie einst in der Kaserne und vor der ersten Scheune, nun zum dritten Male! Er deckte unsere Sehnsucht zu.

Dicht unterm Hügel schliefen wir, die Arme auf den Tornistern und die Köpfe auf den Armen. Manchmal richtete sich einer auf und sah nach Hügel und Kreuz. Der Erste ließ unsere Gedanken nicht los. Eigentlich war er doch noch unter uns und schlief ganz nahe bei uns, nur anders als wir.

Ich lag auf dem Rücken und sah die blaue, gestirnte Glocke des Himmels sich über die dunkle Erde spannen.

Irgendwo brauste Berlin. Der Fernschreiber lief. Plötzlich läuteten Glocken, und Menschen strömten zusammen. Trotz der Nacht fuhren die Fahnen aus den Luken. Automobile mit wehenden Tüchern sausten die Linden entlang. Radler warfen Extrablätter aufs Asphalt. Menschen hielten im Gehen inne, rissen sich um ein Blatt, jauchzten, kannten sich, duzten sich und zogen in singenden Ketten durch das Meer von Licht, von Buntheit, von Leben. In den Weinhäusern klirrten die Römer und Kelche aneinander, die satten Festsaalmenschen rissen die Fenster auf und lauschten auf die von allen Türmen stürmenden Glocken.

Und die Herzen, zage und weichlich, fanden sich langsam zu uralter Freude zurück, zu verhöhnten Begriffen von Vaterland und Opfertod, zur deutschen Liebe. Und zur Hand des Allmächtigen!

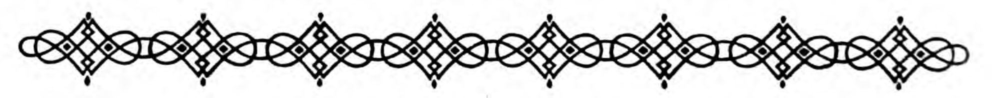
Ostpreußen frei! — Tannenberg! — Völkerschlacht! — Die Deutschen haben die Slawen vernichtet! Nach einem halben Jahrtausend hat Gott gerichtet!

Das brannte in Blut und Wein, flammte in den Myriaden greller Lampen und Lichter und brauste fortreißend durch die engummauerten Gassen hin.

In einer häßlichen, gleichförmigen Straße des Ostens aber kletterte Vater Stübe, müde vom Werkeltag, die Treppe empor. Auf halber Höhe — der Bengel hatte nicht Zeit gehabt fürs Dachgeschoß — fand er das Extrablatt. Er nahm es mit der zermürbten Hand auf und legte es oben auf den groben Tisch vor sein Weib. Etwas Bittendes, Fragendes lag in seinem Blick, als sollte ein alter Mißklang versöhnt werden. War auch ihr die Erde, die sie verspottet und beschimpft, verflucht und verraten hatten, nun heilig geworden? Und als sie noch nichts sagte, setzte er zärtlich, ruckweis hinzu: „Vielleicht — war er dabei — der Junge!"

Da schauerte es sie leise, und sie ging, ihrem Manne Abendbrot holen. In der Küche brauchte sie kein Licht. Sie stellte Brot aufs Brett, den Schmalznapf und Speck und nahm mit dem Topflappen vorsichtig die Kaffeekanne vom Herd. Sie trug das Brett hinaus. Als sie, die Hände gefesselt, mit dem Fuß die Tür hinter sich zuziehen wollte, mußte sie noch einmal auf den traurigen Hof sehen, dessen enggerückte Mauern das Land hatten vergessen lassen. In dem Spalt Nachthimmel, den das Gerage der Nachbarhäuser freiließ, blinkte ein Stern wie ein Auge in Tränen.

Und sie meinte, den hätte sie noch nie gesehen.



Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 5. Mai 1917

Im Westen spielen sich jetzt Kämpfe ab, derengleichen die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat, deren Umfang und Größe die hinter der Front sich überhaupt nicht vorstellen können. Alle unsere Gedanken sind auf dieses gewaltige Ringen gerichtet, auf das Engländer und Franzosen sich monatelang auf das äußerste gerüstet haben. Ihren Angriffen war im vorhinein durch jene geniale Rückzugsbewegung die Spitze abgebrochen, die am 19. April ihren Abschluß gefunden hat; an diesem Tag war die nunmehr auch öffentlich so genannte Siegfriedstellung erreicht. Durch Flügeloffensiven an den beiden Drehpunkten dieser neuen Front versuchen die Gegner, das glänzende strategische Manöver unserer Heeresleitung doch noch unwirksam zu machen und entscheidend durchzubrechen. Seit dem 9. April tobt die Schlacht von Arras, seit dem 16. die an der Aisne, die sich am 17. in die Champagne hinein erweitert hat. Drei Riesenangriffe der Engländer bei Arras hat die Heeresleitung gemeldet, den letzten am 28. April; sie sind sämtlich aufgehalten worden. Am Anfang, am 9. April und danach, ist es den Engländern gelungen, in unsere Stellungen an den Straßen, die von Arras ausgehen, einzudringen und dabei auch Gefangene zu machen. Aber nach diesen ersten Erfolgen war der Angriff bereits zum Stehen gebracht. In einer ganz neuen Form der Verteidigung begegnete unsere Führung meisterhaft diesen Angriffen, in denen die englische Infanterie die furchtbarsten Verluste und Niederlagen erlitt. War es die Absicht der Engländer, von Norden her die Siegfriedstellung zu umfassen, so ist sie vollständig mißglückt.

Rechts von den Engländern haben auf der Schlachtlinie zwischen Lille und Reims die Franzosen — diese zwischen Soissons und Reims und darüber hinaus nach Osten in die Champagne hinein — angegriffen. Am 16. April wurde von ihnen ein gewaltiger Infanterieangriff angesetzt; auch er hat zu Erfolgen nicht geführt. Es ist kein Wunder, daß das fürchterliche, Tage und Wochen dauernde Trommelfeuer der Artillerie schließlich vorderste Stellungen unhaltbar macht und daß bei diesen Kämpfen Gefangene und Material in die Hand der Feinde fallen. Aber unendlich wichtiger ist es, daß hier der Angriff schon am zweiten Tage nicht weiter durchgeführt werden konnte. Engländer und Franzosen haben wieder die Erfahrung gemacht, daß ein Durchbruchsversuch, wenn er nicht gleich zu Anfang glückt, dann trotz stärkster Vorbereitung und Beschießung nicht möglich ist. Noch nicht wieder ist im Krieg das große Beispiel des Durchbruchs von Gorlice-Tarnow, dessen zweijährigen Gedenktag wir gerade jetzt begehen, erreicht worden.

⁂ ⁂ ⁂

Im Osten hat die russische Revolution beinahe einen Stillstand der Kämpfe herbeigeführt. Die Front ist dadurch entlastet, was besonders für unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen von Vorteil ist. Auch an der italienischen Front sind irgendwie wesentliche Ereignisse nicht eingetreten. Auf dem Balkankriegsschauplatze ist zwischen Wardar und dem Doiransee gekämpft worden, doch sind auch diese Kämpfe nur von lokaler Bedeutung. An der Irakfront hat die englische Armee Samarra, die nördliche Endstation der hier bereits fertig gestellten Bagdadbahn, besetzt und treibt ihre Vortruppen in der Richtung auf Mossul zu. Dagegen ist der Angriff auf Jerusalem nicht weiter gekommen: am 19. April hat zwar abermals bei Gaza eine Schlacht stattgefunden, aber die Engländer sind ihrem Ziele auch damit nicht näher gekommen.

⁂ ⁂ ⁂

Die Kämpfe im Westen zu Lande tragen heute auf unserer Seite noch rein defensiven Charakter. Offensiv wird der Kampf im Westen von Deutschland mit den U-Booten geführt, und deren Erfolge sind gewaltig und großartig. Im März sind 925 000 Tonnen durch den U-Bootkrieg versenkt worden. Seit Kriegsbeginn bis 31. März 1917 sind im ganzen fast fünfdreiviertel Millionen Brutto-Registertonnen feindlichen Handelsschiffsraumes verloren gegangen. Davon sind 4,3 Millionen englischen Schiffsraums, gleich 23 vom Hundert der Gesamttonnage der englischen Heimatshandelsflotte zu Anfang des Krieges. Die Erfolge des U-Bootkrieges sind so gewaltig, seine Verluste so gering, daß wir mit allergrößtem Vertrauen auf den Ausgang dieses Kampfes zur See blicken. Man braucht nur in eine englische Zeitung hineinzusehen, um die Belege zu haben, wie dieser Krieg England an das Leben geht. Immer besorgter wird man über die wachsende Lebensmittelnot des Reiches. Die Preise steigen ungeheuer. Die Steigerung der Produktion im eigenen Lande ist verhältnismäßig nur gering möglich. Seit dem 27. Januar ist auch die Veröffentlichung der Zufuhren von fremdem Weizen eingestellt. Die Reden des Ministerpräsidenten Lloyd George am 23. Februar

und am 27. April zeichneten unverblümt die bedrohlichen Schwierigkeiten, vor denen England steht, und nennen eine ganze Menge von Maßnahmen, mit denen man unserer U-Bootsoffensive begegnen will. Aber kann England bei aller Großzügigkeit und Hartnäckigkeit in der zur Verfügung stehenden Zeit diese Maßnahmen durchführen? Die Verluste folgen sich so schnell, die Versorgungsnot steigt in derartigem Tempo, daß es nahezu unmöglich erscheint, durch Beschränkung anderer Einfuhr, vor allem aber durch Neubau von Schiffen die Lücken auszugleichen. Vor Mitte des Sommers, so schrieb eine englische Zeitung, würde durch neue Schiffe keine Erleichterung erwartet werden können.

Darum blickt man mit solcher Freude auf den neuen Bundesgenossen Amerika. Freilich ist von dessen Unterstützung eigentlich nur die Zahl deutscher und österreichisch-ungarischer Dampfer in den amerikanischen Häfen von reellem Wert, die überhaupt für den überseeischen Lastenverkehr verwendet werden können und diese auch erst, nachdem ihre von der Mannschaft zerstörten Maschinen wieder hergestellt sind — dafür rechnet man eine Zeit von Monaten. Und das ist auch der Hauptgrund, warum England die südamerikanischen Staaten in den Krieg hereinziehen möchte; ein englisches Blatt rechnete 205 deutsche und österreichische Schiffe mit fast einer Million Tonnen in Lateinisch-Amerika heraus. Aber es hat doch gute Weile, ehe diese südamerikanischen Staaten gewonnen sind. Zwar hat Brasilien am 11. April, genau nach dem nordamerikanischen Vorbilde, die Beziehungen mit Deutschland abgebrochen und die in seinen Häfen liegenden deutschen Schiffe, 46 an der Zahl, sofort beschlagnahmt. Aber bisher ist ihm in diesem Vorgang nur Guatemala gefolgt — ein Feind, über den wir uns wohl keine Sorge zu machen brauchen. Argentinien, Chile und die anderen südamerikanischen Staaten stehen durchaus neutral da. Aus Mittelamerika haben Kuba und die Republik Panama sich in der Erklärung des Kriegszustandes den Vereinigten Staaten angeschlossen, was auch nichts bedeutet; Mexiko will seine strikte Neutralität weiter einhalten.

Wir lassen heute die Betrachtung dieser südamerikanischen Verhältnisse, so wichtig sie für die Zukunft sind, beiseite. Selbst wenn es England und den Vereinigten Staaten gelänge, noch mehrere dieser Staaten auf ihre Seite zu zwingen, so würde das an der Hauptfrage recht wenig ändern. Sie haben selbst eigenen Schiffsbau und eigene Handelsschiffahrt fast nicht, und von unseren Schiffen kommen, wie gesagt, nur die in Frage, die überhaupt für Lastenverkehr verwendbar sind. Darüber hinaus setzt man nun in England große Hoffnungen auf die amerikanische Handelsflotte. Aber diese soll in großem Umfang überhaupt erst entstehen. Denn bekanntlich haben die Vereinigten Staaten eine nennenswerte ozeanische Handelsflotte nicht. Ihr Verkehr mit Europa wurde in der Hauptsache durch englische und deutsche Dampferlinien, sowie durch die Dampferlinien der kleineren Staaten besorgt. Die Handelsflotte Amerikas auf den großen Seen aber ist nicht verwendbar. Nun lesen wir zwar fortwährend, daß Hunderte von Schiffen gebaut werden sollen, aber auch das kostet Zeit. Der Vertreter der „Times" in Washington hat gesagt, daß vor sechs Monaten, gerechnet vom April an, die amerikanische Handelsflotte nicht vermehrt werden und daß auch Amerikas Anteil an der Bekämpfung der U-Boote vor dieser Zeit kaum wirksam in die Erscheinung treten könne. Mit großen Worten, mit denen die Amerikaner niemals sparen, lassen sich diese Schwierigkeiten nicht überwinden. Dazu kommt noch ein weiteres.

Lloyd Georges hat am 12. April eine Begrüßung an Amerika gerichtet, die zeigt, wie hoch die Erwartungen Englands auf die amerikanische Hilfe sind. Gewissermaßen die Antwort Wilsons darauf war ein Aufruf an das amerikanische Volk vom 16. April. Dieser klang aber erheblich anders. Von Flotte und Armee war nur nebenbei die Rede; daß die Union die Verbündeten in Europa militärisch unterstützen wolle, davon sagte Wilson nicht ein Wort. Er forderte zur Herstellung von Schiffen, Kriegsmaterial usw., vor allem aber zur Versorgung mit Lebensmitteln auf. Abgesehen von den Schwierigkeiten des Tonnenraumes ist indes die Frage, woher diese Lebensmittel zu nehmen seien; sagt doch Wilson selbst, daß die Lebensmittelreserven der Welt sehr gering sind. Amerika selbst ist infolge schlechten Standes seiner Ernte heute in einer Lage, daß es 1917 an eine Weizenausfuhr überhaupt nicht denken kann. Dabei hat England 1916 nicht weniger als 65 v. H. seines Weizens aus den Vereinigten Staaten bezogen. Es ist also nicht zu sehen, wie, selbst wenn die nötigen Schiffe da wären, Amerika in einem solchen Maßstabe an England abgeben könnte, daß England seine augenblickliche Krisis herabmindern und überwinden könnte. Dazu ist Ende März weiter das längst geplante Ausfuhrverbot für Getreide aus Argentinien gekommen. Man hat berechnet, daß Argentiniens Mißernte und Ausfuhrverbot der Entente zusammen soviel an Getreide und Futtermitteln entziehen, als die U-Boote innerhalb 28 Monaten vernichten könnten. So ist durch U-Boot und Witterungsverhältnisse zugleich die Lage für England sehr kritisch geworden. Nach allen Nachrichten, die bisher darüber vorliegen, ist zu befürchten, daß die Welt überhaupt einem allgemeinen Getreidemangel entgegengeht. Aber dieser braucht nicht an sich zur Beendigung des Krieges zu zwingen. Wir leben ganz von unseren eigenen Vorräten, zu denen, wenn die Verkehrsschwierigkeiten geordnet sind, die rumänischen Vorräte auch

noch hinzutreten werden. Die Gegner aber, d. h. unter ihnen vor allem England, sind durch diese Lage der Weltgetreideproduktion und der Weltgetreideverschiffung auf das äußerste bedroht. Im englischen Unterhause ist die Äußerung gefallen, daß der Juni d. J. der kritische Monat sein würde. Das können wir natürlich nicht mit Bestimmtheit so sagen, aber wir entnehmen solchen Äußerungen, daß die Einsicht in England wächst: es handelt sich nur um eine relativ kurze Zeit der Entscheidung, und in ihr stehen die Aussichten für uns so, daß wir, wenn wir die Nerven nicht verlieren, des günstigen Ausganges sicher sind. Dann wird der deutsche U-Bootskrieg, wie man es ausgedrückt hat, zum Friedensbringer.

⌘ ⌘ ⌘

Während sich England bemüht, den Bund mit den Vereinigten Staaten schon jetzt so fest wie möglich zu ziehen und so der angelsächsische Block, auf dessen Kommen Weitblickende bei uns immer hingewiesen hatten, schon vor uns steht, lockert sich unter allen Umständen die Stellung Rußlands in dem Kreise unserer Gegner. Das alte Regime ist dort vollständig beseitigt. Zar und Zarin sitzen als Gefangene in Zarskoje Sselo. Die Großfürsten haben ihre Ämter niedergelegt und die neue Regierung anerkannt. Von ihnen befinden sich Großfürst Nikolai Nikolajewitsch unter Aufsicht in der Krim. Auch er hat nicht den leisesten Versuch zu einem Gegenstoß gemacht, für den nirgends aus dem Lande ein Ansatz zu erkennen ist. Bis in alle Äußerlichkeiten, wie Wappen, Straßennamen usw., ist heute die Dynastie der Romanows beseitigt und mit der Beseitigung ihrer Minister und der Gouverneure in der Provinz das alte Regime überhaupt.

Gefestigt sind die Verhältnisse aber in keiner Weise. Zwei Machtgruppen stehen nebeneinander und kämpfen miteinander: die provisorische Regierung, die die bürgerliche Opposition und nur ein Mitglied der sozialistischen Revolutionäre umfaßt, und der Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten, der die Sozialisten, namentlich die Sozialdemokratie, umfaßt und vertritt. Regierung und Nebenregierung, Exekutive und Kontrolle stehen so nebeneinander und reiben sich aneinander. Wenn die Vertretung der Arbeiterschaft am Anfang nicht stark genug war, gleich die Macht in die Hand zu nehmen, so ist sie jedenfalls stark genug, auf die Regierung zu drücken, und in dieser Beziehung hat sie bereits einen Sieg errungen, der möglicherweise von entscheidender Bedeutung für den Krieg wird.

Der Hauptgegensatz zwischen den beiden Regierungen liegt in ihrer verschiedenen Stellung zum Kriege. Die bisherige bürgerliche Opposition, die namentlich mit Miljukow das Heft in die Hand bekam, war zur eifrigsten, ja fanatischen Vertreterin der Angriffsgedanken und der imperalistischen Kriegsziele Rußlands geworden. Die hungernde Arbeitermasse aber, die die Revolution im Bunde mit den Truppen überhaupt so rasch möglich machte, will den Frieden, wobei auch in ihr die Strömungen gegeneinander kämpfen. Die einen wollten die Waffen sofort niederlegen, die anderen einem Angriff der Deutschen unter allen Umständen begegnen, der, wie zahllose Äußerungen in russischen Zeitungen zeigen, auf allen Seiten erwartet wurde. Die Furcht vor diesem deutschen Angriff auf Petersburg wurde so oft ausgesprochen und so aufdringlich verwendet, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, daß man die Absicht, d. h. die englische Mache und das englische Geld dabei auch merkte. Dieser Kampf um Krieg und Frieden innerhalb der Revolutionsregierung hat am 9. April eine vorläufige Etappe erreicht. Miljukow hatte sich am 22. März zum ersten Male ausführlicher über seine Kriegsziele geäußert und dabei seinen alten Standpunkt gewahrt. Er forderte die Zertrümmerung Österreich-Ungarns, die Verjagung der Türken vom Boden Europas und fügte diesmal noch, wie er sich ausdrückte, die Liquidierung des Deutschen Reiches und der Herrschaft der Hohenzollern hinzu. Dagegen haben sich die Massen gewehrt. In einer Riesenversammlung am 27. März hat der 3000 Mitglieder zählende Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten ein Manifest angenommen, das sich gegen jede russische Eroberungsabsicht ausspricht, nur für den Krieg der Verteidigung eintritt und dem deutschen Proletariat, der deutschen Sozialdemokratie die Hand reichen will.

Dem Eintreten der Sozialisten für baldigen Frieden und gegen jede Eroberungsabsicht hat die provisorische Regierung in einem Manifest vom 9. April nachgegeben. In gewundenen Redensarten schloß sie sich den Forderungen der radikalen Demokraten an. Das Manifest ist eine Schwenkung der Regierung in der Frage der Kriegsziele, und daraufhin sprach der Arbeiterrat am 12. April die Unterstützung der provisorischen Regierung aus. Auf beiden Seiten wurde so ein Zugeständnis gemacht: das Kabinett gab die Kriegsziele Miljukows preis und der Arbeiterrat erklärte sich in seiner überwiegenden Mehrheit dafür, kampfbereit zu bleiben, um die Heimat zu verteidigen. Den Frieden um jeden Preis und sofort will er auch nicht.

Die deutsche wie die österreichisch-ungarische Regierung haben am 4. April nochmals ihren Standpunkt vor aller Welt ausgesprochen: keine Einmischung in die innere Entwicklung Rußlands, Bereitschaft zum Sonderfrieden unter der Voraussetzung, daß Rußland seinen Eroberungswillen aufgibt. Die österreichische Regierung ist noch einen Schritt darüber hinausgegangen, indem sie am 26. April amtlich erklärte, daß sie keine Annexionen auf Kosten Rußlands wolle und daß sie ebenso wie Deutschland den Sozialisten der Zentralmächte gestattet habe, über den Frieden zu reden, was in Stockholm auf einem internationalen Sozia-

listenkongreß vom 16. Mai an geschehen soll. Es ist kein Zweifel, daß die Sehnsucht nach Frieden in Rußland größer und größer wird, während die gesamte übrige Entente an ihren Eroberungszielen heute noch unbedingt festhält. Damit wären die Voraussetzungen zu einem Sonderfrieden gegeben, für den die deutsche Regierung nun baldigst amtlich zu erklären hätte, wie sie ihn von Rußland wünscht. Sie kann dabei zwei Tatsachen einstellen: daß das russische Volk von einer elementaren Sehnsucht nach Frieden erfüllt ist und daß das russische Heer zu einer Offensive unfähig ist. Die erste ist längst bekannt, an der zweiten ist nicht zu zweifeln. Jede russische Zeitung bringt erneut die Belege dafür, daß die Armee in zunehmende Desorganisation gerät. Die radikalen Forderungen schlagen auch in sie herein, und wenn im weiteren Verlauf der Dinge die Neuverteilung von Land beginnt, die von der Bauernschaft gefordert wird, so wird die Aufmerksamkeit dieser Soldaten, die ja zum größten Teil aus der Bauernschaft stammen, erst recht der Heimat zugewendet werden und nicht dem Gegner.

Die Lage ist so eigentlich klar und nur in Unklarheit gebracht worden durch die deutsche Sozialdemokratie, die sich sofort für einen Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigung ausgesprochen hat und an der Herstellung eines allgemeinen Friedens mitarbeiten will, zu dem jener Sozialistenkongreß eine Etappe sein soll. Auf diese Weise gehen Bestrebungen nach einem Sonderfrieden mit Rußland durcheinander mit Bestrebungen nach einem allgemeinen Frieden, für den die Voraussetzungen noch gar nicht gegeben sind. Dadurch ist in Deutschland eine Unklarheit in der Erörterung der Friedensfrage entstanden, weil auch die Regierung nichts tat, ihren Standpunkt unzweideutig erkennen zu lassen.

⌘ ⌘ ⌘

Der Weltkrieg hat in allen Staaten zu großen inneren Krisen geführt, zu inneren Kämpfen der Parteien um die Macht, auf unserer Seite wie bei unsern Gegnern. Auch bei den Neutralen herrschen kritische Stimmungen, Spanien und Schweden haben Unruhen gesehen, und es ist begreiflich, daß gerade sie die Fernwirkungen der russischen Revolution mit besonderer Sorge ansehen, je drohender das Gespenst der Hungersnot vor ihre Augen tritt. Denn jetzt schließt sich auch Amerika der Aushungerungspolitik Englands an und droht, diese europäischen Neutralen vor die letzte Entscheidung zu stellen. Auch Österreich-Ungarn hat eine Krisis durchgemacht, die aber durch das Eingreifen Kaiser Karls beendet worden ist. Er hat in beiden Reichshälften seinen Standpunkt fest gekennzeichnet: für Reformen. In Österreich, das drei Jahre kein Parlament gehabt hat, ist die Einberufung des Reichsrats auf den 30. Mai festgesetzt. Es handelt sich in Österreich um die Frage, daß die deutsche Staatssprache durchgesetzt werde, daß der Streit zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen, der seit Jahren das innerpolitische Leben Österreichs lahmlegt, endlich bereinigt werde und daß der Reichsrat arbeitsfähig sei. Das Kabinett des Grafen Clam Martinitz soll diese Reformen durchführen; in ihm sitzen zwei Vertrauensmänner der Deutschen. Hoffentlich werden nun auch die slawischen Parteien im Reichsrat ebenso die Notwendigkeiten des Gesamtstaats anerkennen, wie es die Deutschen immer getan haben. Auch in Ungarn soll nun versucht werden, die Forderung einer Wahlreform durchzusetzen. Graf Tisza ist im Amte geblieben und des Vertrauens seines Herrn sicher; gerade jetzt könnte ihn sein Land am wenigsten missen.

⌘ ⌘ ⌘

Wir verschweigen nicht eine betrübliche Erfahrung bei uns, den Streik am 15. und 16. April, gegen den sich die großen Führer unserer Armee, vor allem der Feldmarschall von Hindenburg, selbst nachdrücklich warnend wenden mußten. Es heißt geradezu verräterisch an seinem Volke handeln, wenn in dieser gespannten Zeit des Krieges Arme müßig sind, die notwendigstes Kriegsmaterial herstellen sollten. Daß wir aber trotz aller Schwierigkeiten Vertrauen auf unsere Kraft haben können, zeigte wieder der Erfolg der Kriegsanleihe am 27. April. Er hat jede Erwartung übertroffen: mit 13 Milliarden Mark ist diese Kriegsanleihe die höchste, die bisher erreicht war: 4,5; 9,1; 12,2; 10,8; 10,7 und jetzt 13 Milliarden. Im ganzen hat das deutsche Volk über 60 Milliarden für die Zwecke des Krieges gezeichnet. Die Kritik der Gegner an diesen Anleihen ist unberechtigt. Das Geld, das der Krieg uns kostet, bleibt im Lande oder dient direkt dem Nutzen unseres Bundes. Wir haben nicht so halsbrecherische Finanzmanöver zu machen, wie England mit der Verpfändung seiner Wertpapiere an die Ver- Vereinigten Staaten u. dgl. m. Die Anleihen aber sind bei uns Volksanleihen, die Zahl der Zeichner der sechsten Kriegsanleihe ist viel größer als bei einer der früheren, und die Zeichnungssummen der kleinen Beträge sind außerordentlich angewachsen. Das ist zugleich eine erfreuliche Erscheinung und eine Mahnung. Eine erfreuliche Erscheinung, da eben das ganze Volk an diesen Zeichnungen beteiligt ist, und eine Mahnung an die Sozialdemokratenführer, sich ihr Programm des Friedens ohne Kriegsentschädigung zu überlegen. Denn indem jeder im deutschen Volke fast bis auf den letzten Kriegsanleihezeichner ist, ist er zugleich auch an der Frage unserer Reichsfinanzen nach dem Kriege und an der Frage beteiligt, wie die Kriegslasten von uns getragen und aufgebracht werden müssen. Der Friede ohne Kriegsentschädigung würde den deutschen Arbeiter in allererster Linie empfindlich schädigen und treffen!

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Auguste Supper, Der Herrensohn (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Ricarda Huch, Der Fall Deruga (Berlin, Ullstein & Co.) — Alfred Huggenberger, Aus meinem Sommergarten (Frauenfeld, Huber & Co.) — Hans von Hoffensthal, Das Herz im Walde (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Ferdinand Künzelmann, Die Heimsuchung der Enkel (Ebenda) — Werner Scheff, Die Arche (Berlin, Ullstein & Co.) — Franz Ferdinand Baumgarten, Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst (München, C. H. Beck)



„Bub," sagt der Adam Jung zu seinem Patenkind, „daß man doch alle, die den Tag über in der Tiefe geschuftet haben, könnte zur Abendzeit auf einen Berg führen! So weit hinauf, daß ihnen Wolken und Wind frei über die Köpfe führen, und nichts mehr über ihnen wäre als der Himmel! Manches Bettelhaus und manches Strafhaus brauchte man weniger auf der Welt."

Von dem Buch, das diese Worte enthält, will ich heute reden — mit tiefer Freude und Dankbarkeit, wie man sie vor einem reinigenden und erhöhenden Erlebnis empfindet. Denn dieses Buch ist in aller Stille ein Führer zu solchen Bergeshöhn; es ist ein Bad, das den Staub der Wanderschaft von uns nimmt. Wohl greift es fest und ohne Zagen in Mühsal, Not und Schlamm des Erdenlebens hinein, aber es läßt darüber das helle, tröstliche Licht einer höheren Heimat glänzen, und über allem Verwirrten tönt droben der Chorus mysticus, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Ja, so stark schwebt diese reine, selige Oberstimme über dem irdischen Lärm, daß man später, in der Erinnerung, sie allein zu hören glaubt; daß man zurückblickt und vor sich hinsinnt — nicht von Bildern, sondern von Ahnungen erfüllt, im Herzen die große „Meeresstille" des Marc Aurel oder auch ein Sonntagsheimweh, das mit weißen Schwingen über die Berge fort nach Hause drängt.

Dieses schöne, stille und starke Buch, das der Seele Flügel gibt und das in uns eingeht wie ein Atemzug reinerer Luft, verdanken wir Auguste Supper, der Schwäbin. Es heißt „Der Herrensohn" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt); es ist ein Buch voll Kraft und Tiefe und Frömmigkeit, ein Buch, durch das der lebendige Gott schreitet — der Gott, der beim Glauben ist und nicht beim Altar. Das soll heißen, daß sich keiner davor zu fürchten braucht, mit der Nase an einen Kirchturm zu stoßen: immer nur ist der Himmel über ihm, unter dem wir alle Platz haben, und um ihn sind die Wellen im Bach und die wehenden Gräser, die Buchen am Waldsaum und der spielende Wind, sind Gottes Blitze und die verworrenen Schicksale der Menschen. Ich glaube nicht, daß ich selbst auch nur in dem weiten Sinne dieses Buches eine religiöse Natur bin, und doch hat mich lange nichts so tief bewegt wie diese im Kern ganz religiöse Dichtung. Am liebsten würde ich gar keine Worte darüber machen, sondern ganz still sein, nur dem Rauschen der Quellen zugewandt, die Dichterwort in den dunklen Gründen der Seele erweckte. So sitzt man wohl des Sommers in unverstandenem Gefühl, in einer rein vegetativen Ergriffenheit am Rain vor den Feldern, auf denen Gottes Brot wächst, und starrt ins Ernteland und sieht ins Abendrot und macht unbewußt eine halbe Armbewegung, als wollte man dies alles an sich heran- und in sich hineinziehn . . .

Aus ihrer großen himmlischen Sehnsucht, aber auch aus ihrer tapferen irdischen Nüchternheit hat Auguste Supper den „Herrensohn" gerufen: den Fritzadam Wolf, der hier vor uns aufwächst und von dem, als er noch ungeboren war, ein Freund der Eltern meinte, er solle ein Wesen werden mit Taubenschwingen und mit Wolfszähnen. Seine Großmutter eine hand- und herzfeste Pfarrtochter, seine Mutter ein Bauernkind mit brennendem Landhunger, sein Vater ein fürstlicher Rat, den der starre, geradlinige Rechtssinn schnell aus dem Amte getrieben und der sich in schwäbischer Dorfeinsamkeit, abseits der Straße, sein stattliches Haus gebaut hat. Nach dem frühen Tode der Eltern wächst der Knabe unter der Obhut seines Paten, eines Bildhauers, der nicht zum Bilden kommt, heran — von vornherein anders als die andern Kinder. Er „schüttelt seine Äpfel nicht grün", er spricht lange nicht, aber als er es tut, ist es auch kein wirres Gestammel mehr, er schaut und horcht und ist voll jenes Staunens, das zwischen dem Wunderbaren nirgends mehr Raum läßt für das Selbstverständliche, für dieses tödliche Gift, das den Irdischen die Freude und Ehrfurcht mordet. Merkwürdige Menschen öffnen ihm den Sinn für Welt und Wissen, doch seine Lehrer lernen im Grunde von ihm mehr, als er von den Lehrern. Denn er ist einer der Begnadeten, „zu denen die Vögel kommen", die deshalb ohne Bücher alles kennen und verstehen. Der Pate erzieht ihn dazu, allem Lauten zu mißtrauen und auf alles

Leise zu achten. Der Schafhirt Mirko, der einstige Landfahrer, der heimwehkrank ist nach seinem Tanzbären Iwan, sorgt dafür, daß er nicht eingesperrt wird in die „verdammte Menscheneinsamkeit", daß er sich nicht als abgesondert empfindet von aller übrigen Kreatur. Der eisgraue Bauernschulmeister holt für ihn aus den Tiefen hervor, was er an Weisheit der Erde in einem langen Leben gehamstert hat. Und neben Stille und Einsamkeit rühren die Händel und Schicksale der Dorfnachbarn an die junge Seele und formen sie leise.

Formen sie sie wirklich? Fast möchte ich die Worte, die ich eben gesagt habe, wieder zurücknehmen. Denn Fritzadams innerliche Welt entfaltet sich wohl, aber es geschieht so ganz von innen heraus, daß Eindrücke von außen kaum eine bestimmende Wirkung üben. Es ist eine Welt, in der die Füße keine Spuren im Staube lassen, in der nichts ein Gewesenes, nichts ein Gestorbenes und Begrabenes ist. In ihrer lichten Weite ist „alles Unsichtbare und Unsinnliche ein Seiendes und die Wirklichkeit leicht ein Störendes und Blickversperrendes". Hinter dem Sichtbaren erst beginnt Fritzadams rechte Heimat; immer tun sich ihm die Tore zu einer anderen Welt auf, und seit er als Kind gesehen hat, wie Mirko der Schafhirt vom Blitz hingenommen ward, steht in seiner Erinnerung stets ein blaues Flämmchen über dem Fremdling, in Glanz und Flammen kam Gott, und das Sterben bedeutet seitdem für ihn ein unbegreifliches Untertauchen in das Licht und die Stille. Es ist der Weg, sagt auch sein Pate, um mehr zu werden, als ein Menschenbächlein, und jeder sollte eine Freude in sich haben auf solches Größerwerden. Aber die Menschen sträuben sich, sie drücken sich in Pfützen herum und stehenden Tümpeln. „Ich jedoch möchte ins Meer." Ähnlich spricht der alte Schulmeister von dem „Schmetterlingstag", da die Hülle birst und ein fremdes Lüftlein von draußen sich unter die Flügel setzt. Wenn Fritzadam nun an seine Toten denkt, durchschauert ihn eine stolze, unerklärliche Freude. Die unerschütterliche Zuversicht ist in ihm, daß es kein Hinausfallen aus dem Lebendigsein gibt. Ewigkeit ist wie Zeit und Zeit wie Ewigkeit; wenn er die Ruder sinken läßt, treibt sein Nachen sofort in der stärksten Strömung, die für ihn da ist: in der religiösen. Da steht der hohe Mann vor ihm, unter dessen Füßen die Erde glänzt, und winkt ihm und schenkt ihm den Spruch seines Lebens: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen."

Vielleicht können diese Worte eine Ahnung von der Hoheit und Reinheit geben, aus denen Auguste Supper ihren Herzens- und Herrensohn gewoben hat. Vielleicht aber lassen sie auch den Punkt ahnen, von dem diese Gestalt einer schönen Dichtersehnsucht angreifbar ist. Erinnern wir uns, daß von Fritzadam gesagt war, das Unsichtbare wäre das wirklich Seiende für ihn, die Wirklichkeit dagegen leicht das Störende und Blickversperrende. Da könnte sich wohl im Rückblick mancher fragen, ob die Realitäten des Lebens in der Darstellung seines Werdens nicht überhaupt ein wenig zu kurz gekommen seien. Wenn man, aus dem Bann der Erzählung entlassen, nachsinnend für sich noch einmal den Weg des Knaben und Jünglings überschaut, so möchte es wohl scheinen, als hätte die tapfere Schwäbin, obwohl sie sonst von den Behüteten gar nichts hält, hier heimlich ihrem Liebling doch Decken über Decken gespreitet, damit sein Fuß den Staub der Straße nicht zu nahe berührt. Sie erspart ihm alle heftigen Widerstände, jedes härtere Streben und Ringen; er braucht nicht in die Hölle niederzufahren, bevor er den Himmel für sich erobert; der schwere Prüfstein Weib türmt sich ihm nicht mit voller Erlebnisgewalt entgegen; die Welt da draußen, die er kaum kennt und die er ablehnt, verführt ihn nicht mit Lockungen und Fallen; alles wächst ihm zu, alles wird ihm entgegengetragen, er bleibt in der Stille seines ererbten Besitzes, und pflügend, säend, erntend, durch ein schlichtes Leben voll treuer Arbeit, voll Schweiß und Mühe wird er zeugen von der Stille und Tiefe hinter den lauten, oberflächlichen Dingen. Aber wie gesagt, er hat die lauten Dinge doch wohl nicht genug kennen gelernt und die Wolfszähne eigentlich gar nicht nötig gehabt.

Möglich also, daß dieser und jener dem Fritzadam noch mehr irdische Strammbeinigkeit wünscht, weil ihnen selber die Scholle näher ist als der Himmel. Aber auch sie werden befriedigt und gesättigt werden. Denn neben ihm stehn in prachtvoller Realität andre Gestalten ... Gestalten, die Gründe und Abgründe des Daseins gemessen haben, die geschlagen und gehämmert sind von allen Hämmern des Schicksals. Ich meine nicht die kernige Sonnenwirtin, den raffigen Krämer oder die arme Schmiedsmarie, ich will auch nicht vom Adam Jung reden, der alle Künstlerträume in den Steinen schlafen läßt — ich rufe nur zwei: den Magister Rohleder und die schlecht beleumundete Madel. Der alte eisgraue Magister hat es mit aller Mühe und Gelehrsamkeit dazu gebracht, daß er am Ende seines Lebens den armseligen Bauernschulmeister spielen muß. Aber er hadert nicht mit seinem widrigen Schicksal wie seine verbitterte Tochter, die angejahrte Jungfer Luis; er hat keine Reue über Verfehltes und Unterlassenes, „denn er fühlte, was die Weisesten und Stillsten der Welt fühlen: daß sein Tun und Lassen nicht seine Sache gewesen sei". Tiefergreifend, wie dieser Gelehrteste dann zum lächelnden Narren wird, der nur noch lauter i auf die Seiten malt und die Punkte darauf oder darunter setzt, wie es ihm gefällt. Erschütternder noch die Gestalt der Madel. Knietief ist die verachtete Magd durch den Schlamm gewatet, doch wenn sie Verachtung und hartes Leben

als das Natürliche auf sich nimmt, wenn sie Schuld, Leid und Freude unter sich tritt, ohne lange hinzublicken, wenn sie dient und opfert, den Säufer nach Hause schleppt und ihm später mit ihren harten, rissigen Händen den letzten Dienst tut, wenn sie der Jungfer Luis ohne Scheu, mit selbstverständlicher Schamlosigkeit von ihrem besudelten Leben erzählt, dann hält man den Atem an und fühlt ein Zittern im Herzen und begreift, was das Wort heißt: Die letzten werden die ersten sein. Aus dem elendesten, dreckigsten, verachtetsten Stein wird hier der göttliche Funken geschlagen. Und unverlierbar prägen sich manche Szenen ins Gedächtnis. Einmal z. B. kommt die Madel zur Schulmeisterstochter und bringt ihr Gerste für die alte, halbblinde Henne. Da eifert die verbitterte Jungfer Luis gegen ihren Vater, der alles Geld in die Bücher gesteckt hat, bis es immer weiter mit ihnen bergab gegangen ist. Alles, sagt sie, hat er wissen wollen, „und wieviel ist's, was er zuletzt wissen kann?“ Mit hartem Lachen schüttelt sie das leere Gerstensäcklein, daß die Bänder fliegen: „soviel ist's, so viel!“ Doch nachher — die Madel ist längst fort und die Dämmerung bricht herein und es ist ganz still in der Stube — da kommt still und unsicher und wie schlaftrunken die alte Henne aus der Ofenecke. „Sie fing zu picken an auf den Dielen, daß das harte Schnabelklopfen bis zu der Jungfer drang. Da merkte die, wie manches Korn noch in dem Gerstensäcklein gewesen war, an dem sie verächtlich bei ihrer verächtlichen Rede geschüttelt hatte.“ Diese kleine Szene ist sehr groß. Hier sind Götter; hier ist Dichtung.

Man könnte nun wohl noch über den mystischen Einschlag des Buches reden, der sowohl der besonderen schwäbischen Wesensart wie der allgemeinen Zeitstimmung vertraut ist. Man müßte auch noch die volle, schöne und feste Sprache rühmen, die alle knisternden Redensarten vermeidet und gern Saft und Kraft alter Volkssprichwörter in sich aufnimmt. (Aus alten Hufeisen, hat der weiland berühmte Rembrandtdeutsche gesagt, macht man die besten Toledoklingen.) Aber wenn ich dies und vieles andre noch beibringen, wenn ich hinzufügen wollte, wie deutsch in allen Wurzeln dieser dem deutschen Meister Hans Thoma gewidmete „Herrensohn“ ist — was hätte ich am Ende mehr gesagt, als daß der Roman eben schön und gut sei? Darin liegt doch alles ...

Die Bücher der reinen Kunsttalente müssen gegen solche Lebensbücher immer etwas leer und armselig erscheinen, auch wenn der Glanz einer großen Begabung auf sie fällt. Man empfindet das sofort, wenn man nach der erzählenden Dichtung Auguste Suppers den neuesten Roman von **Ricarda Huch** liest, den „**Fall Deruga**“ (Berlin, Ullstein & Co.). Als er angekündigt ward, gab es selbst unter der hochkultivierten Leibgarde der merkwürdigen Frau ein peinliches Befremden. Von den preziösen Ästhetenwerken des Insel-Verlags schien keine Brücke zu dem Kriminalroman zu führen, den ein billiges Bilderblatt als Massenfutter seinen Lesern vorsetzen durfte. Aber es schien doch nur so. Tatsächlich besteht künstlerisch kein Gegensatz zwischen dem „Fall Deruga“ und Ricarda Huchs früheren Werken. Die Mittelpunktlosigkeit ihrer reinen Phantasiekunst tritt hier wie dort zutage, und wer sich darüber klar ist, daß sie bei allem **künstlerischen** Können doch gleich ihrem Meister Conrad Ferdinand Meyer **dichterisch** eigentlich ohnmächtig ist und niemals eine Gestalt aus dem vollen schaffen, sondern nur durch viele feine und kluge Kunstmittel den täuschenden Schein davon erregen kann, der versteht sehr bald, auf welche Weise sie zu dem neuen Roman gekommen ist, oder wenigstens, warum sie ihn gerade so anfaßte, wie sie es tat.

Natürlich wollte sie nicht etwa Conan Doyle Konkurrenz machen; sie ging nicht von der Handlung aus, sondern von der Gestalt, hatte psychologisches, nicht kriminalistisches Interesse und dürfte möglicherweise lange überlegt haben, ehe sie sich dazu entschloß, die Charakterstudie in den vorliegenden Rahmen einzuspannen. Der Doktor Deruga, um den sich alles dreht, ist eine sehr komplizierte, ungeheuer reizbare, im Grunde leicht verletzliche Natur — sagen wir: ein guter, aber etwas neurasthenischer Kerl, dem Gefühl nach ein Dichter, nur einer ohne Sitzfleisch, von Geburt Italiener, von Beruf praktischer Arzt in Prag. Eine reiche, vielstimmige Seele; ein Maskenträger; wie er selbst sagt: kein am Spalier gezogener Pfirsich. Man kann seine Worte nicht so ohne weiteres genießen, „es muß erst etwas Schmutz herausgekocht und abgeschäumt werden“. Seine seit langem von ihm geschiedene Frau bittet ihn, sie von unheilbarem Leiden zu erlösen. Er fährt auch heimlich nach München und willfahrt ihr aus großem Mitleid. Verdachtsgründe, die sich gegen ihn erheben, führen schließlich zur Erhebung der Anklage. Im Rahmen des gegen ihn anhängig gemachten Mordprozesses lernen wir ihn kennen; der ganze Roman spielt sich unter dem Bilde einer Schwurgerichtsverhandlung ab.

Damit wird nun allerdings von vornherein eine gewisse Spannung erzielt, aber sie bleibt äußerlich, weil Problem und Handlung nicht notwendig zusammenhängen. Die Situation, in der Deruga während des ganzen Romans festgehalten wird, ist für das Charakterproblem unwesentlich. Sie ist nicht aus der Notwendigkeit der Erzählung, sondern nur aus den Anlagen der Erzählerin erzwungen worden. Indem Ricarda Huch das Prozeßverfahren entrollte, konnte sie sich von außen her, gleichsam auf indirektem Wege, an ihre Gestalt heranpirschen und sie einkreisen, brauchte sie sie nicht aus der ihr versagten Allmacht des Dichters zu erschaffen,

sondern konnte sie aus den vielfachen Spiegelungen zusammensetzen, die sie in den Aussagen, Urteilen, Berichten der verschiedenen Zeugen erfuhr. In solcher Darstellung vom Zuschauerstandpunkt und allerlei damit zusammenhängenden Künsten findet man die gleichen verräterischen Mittel wieder, mit denen auch Conrad Ferdinand Meyer, einer der Väter unsrer modernen Artistik, seine natürliche Schwäche zu verdecken suchte. Wer das im Auge behält, dem wird das Problem Ricarda Huch kein Kopfzerbrechen mehr machen.

Das hindert nicht, daß man sich im einzelnen an der klugen und feinen Kunst der aparten Frau freuen kann. Die mannigfachen Typen, die hier auftreten, sind sehr hübsch gezeichnet, wohl mit einiger Vorliebe für romanisches Wesen, die allen Ästheten eigen ist. Aber ganz abgesehen davon, daß die nicht in das eigentliche Prozeßverfahren einbezogenen Personen, etwa die Baronin und besonders ihre Tochter Mingo, doch sozusagen aus dem Rahmen heraushängen — man nimmt zuletzt nicht genug aus dem Buche mit, um jemals das Verlangen zu haben, es noch einmal zu lesen.

Ganz anders steht es damit bei dem „Strauß", den Alfred Huggenberger „für die Jungen und die jung geblieben sind" zusammengerafft hat. Er hat ihm den Namen gegeben „Aus meinem Sommergarten" (Frauenfeld, Huber & Co.), und ich könnte mir wohl denken, daß ich auch später noch einmal, etwa an einem stillen, schläfrigen Sonntagsnachmittag, zu ihm zurückkehrte. Hier ist der Huggenberger, der aller Liebe wert ist: warm und geruhig, treuherzig und goldklar, verwachsen mit seinem Boden und König in seiner dörflichen Welt. Wenn er von den Abenteuern des kleinen Igels Hechelborst erzählt oder behäbig schildert, wie er als Bub mit dem Vater zum Viehmarkt geht, allwo ein rotbraunes Öchslein eingehandelt wird; wenn er einer Weihnachtsgeschichte, gerade noch bevor sie sentimental werden kann, einen gesunden Puff gibt, daß sie ins Frohe und Herzhafte hinüberschwenkt, und wenn er zwischen die kleinen, von Künstlerhand illustrierten Erzählungen, die sich niemals übereilen, seine frischen, natürlichen Bauerngedichte stellt, Gedichte vom Pflügen, Säen und Ernten, von den Nachbarn und vom lieben Vieh, von der Dorfheimat und der ganzen gütigen, spendenden Erde — dann wird man angesteckt von seinem guten Mut, seiner Arbeitsfreude, seiner besinnlichen Heiterkeit. Ein Feldblumenstrauß aus dem freien Lande — die Phantasie der jungen Menschlein mag wohl erst nach stärkeren Reizungen begehren, aber die kleinen Leute finden sachte immer mehr Gefallen daran, und die junggebliebenen nehmen die friedsame Dichtergabe fast noch lieber als rechte Wegstärkung mit.

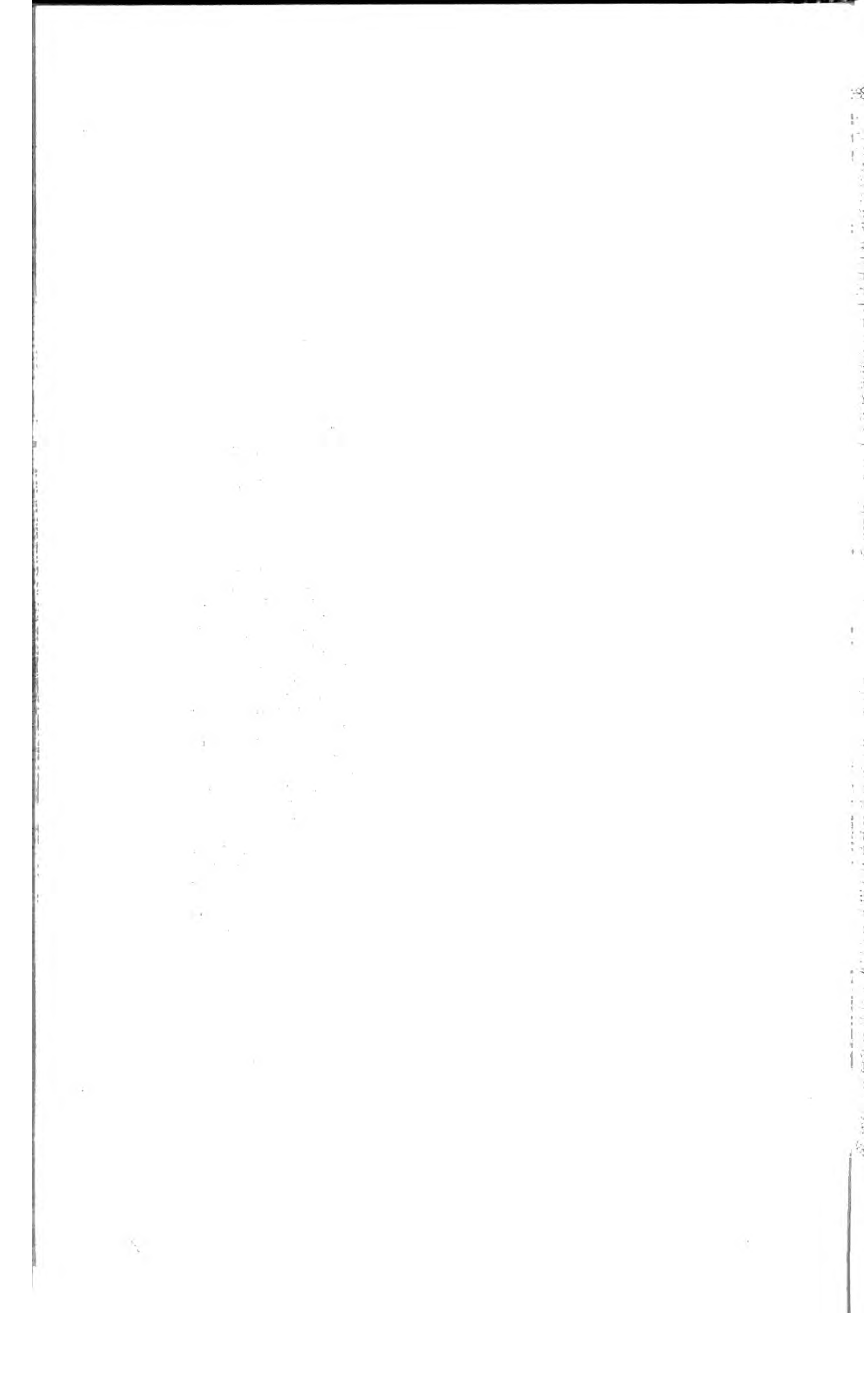
Auch die nachgelassenen Novellen von Hans von Hoffensthal, „Das Herz im Walde" (Berlin, E. Fleischel & Co.), verdienen ein freundliches Geleitwort. Am 7. Dezember 1914 ist der Südtiroler Dichter gestorben; seine innige Heimatliebe und Naturfreude, die süße Inbrunst seines Gefühls und seine zärtliche, sinnlich-weiche Art leben in der Titelnovelle noch einmal auf. Da erzählt er von einem Dichter, der er selber ist — von einem Dichter, der ein Buch schreiben will über das Herz des Waldes, über des großen, stillen, brausenden, verliebten Bergwaldes schlagendes Herz. Er steigt zu diesem Zwecke in den Wald empor, aber er macht die alte Erfahrung, daß es nicht auf das Sehen ankommt, sondern auf das Schauen und daß man schwer oder gar nicht über den Wald schreiben kann, wenn man mitten darin sitzt. Aus der Geschichte vom Herzen des Waldes wird schließlich die Geschichte von seinem eignen törichten und verliebten Herzen. Es pendelt zwischen allerlei Mädchen hin und her, lieben, hingabeseligen Dingern, wie sie Hans von Hoffensthal aus einer Dichtersehnsucht heraus immer besonders glücklich und reizvoll schaffen konnte. „Ein bißchen Glück, ein bißchen Schuld", alles eingebettet in Waldesrauschen, Einsamkeit, Bergstille, mit großer Wärme und dabei im natürlichsten Plauderton vorgetragen. Die zweite Novelle kann damit nicht wetteifern.

Im gleichen Verlage ist ein Roman von Ferdinand Künzelmann erschienen: „Die Heimsuchung der Enkel." Ich habe ihn gelesen, weil ich einem neuen Manne zu begegnen hoffte, aber wenn ich alles überschlage, reut mich die verlorene Zeit. Es ist da viel von jener Krankheit die Rede, die man nicht nennt, die noch das Blut der Kinder und Kindeskinder vergiftet. Der offenbar noch junge Autor legt sich gleich etwas derb ins Geschirr: er hat sich eine erblich belastete Familie konstruiert, die eine Zierde medizinischer Jahrbücher wäre und in der die Gehirnerweichung grassiert wie bei andern der Zahnschmerz. Es ist auch sonst eine höchst sympathische Familie; einer beschimpft, verachtet, haßt immer den anderen, der Mann ist ein Halsabschneider und erst dann glückselig, wenn es anderen recht schlecht geht, die Frau ist eine kreischende Megäre mit Wutanfällen, und der Sohn erkundigt sich angelegentlich, wann sie verrückt zu werden gedenke. Kurz, der Heimfriede in Reinkultur, versüßt durch die Hoffnung auf Schlagflüsse, Erblindungen und Paralysen. Auf den 218 Seiten wird auch wirklich eine erkleckliche Anzahl von Familienmitgliedern zur Strecke gebracht.

In der naturalistischen Zeit hätte man sich über solchen pathologischen Roman nicht gewundert. Aber man muß doch gerechterweise sagen, daß unsre Naturalisten einst hart, heftig und rücksichtslos zugriffen, als empörte Leute, die aufdecken und bessern wollten. Davon ist bei Künzelmann nichts recht zu spüren, und um so verwunderter fragt man sich, was ihn zur Ausmalung dieses lieb-



Heilige Familie. Gemälde von Albrecht Dürer
(Im Besitz von Dr. Paul von Schwabach in Berlin)



lichen Familienbildes gedrängt hat. Nur übermächtiges Gefühl hätte dem Stoff die Wage halten, nur eine große Darstellungskunst hätte über das bloß Peinliche und Krankhafte hinwegreißen können. Aber Ferdinand Künzelmann hat weder das eine noch das andre einzusetzen. Er schreibt mit jener Glätte, von der meist nur noch ein Weg zum Virtuosentum führt; er scheint sich an französischen Mustern gebildet zu haben, doch nicht einmal an den besten, und wenn er allmählich vergnüglichere Stoffe erwischt, so könnte er am ersten ein beliebter Unterhaltungsschriftsteller werden.

Gehn wir ein Haus weiter und versuchen wir es vor einer anderen Tür! Ein immerhin bekannter Berliner Erzähler hat sich davor aufgepflanzt und schwört Stein und Bein, daß dahinter der wahre Jakob hause: ein Jüngling mit Lord Byron-Zügen, an den die Genien des Jahrhunderts herangetreten seien, von dessen Lippen die Stimme der Zeit donnere und in dem das unheimliche Riesenspiel der Gegenwart seinen Rufer, Deuter, Propheten gefunden habe. Als dieser Jüngling namens Werner Scheff seinen Roman „Die Arche" (Berlin, Ullstein & Co.) dem Berliner Gaste vorgelesen habe, da hätte sich dieser „von etwas Heiligem" überschauert gefühlt und hätte geglaubt, das Rauschen zweier sich mächtig entfaltender Fittiche zu erhorchen.

Also sprach Georg Engel. Und man empfindet die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich den neuentdeckten Genius mit Byron-Zügen anzusehen. Es ist — unter uns gesagt — ein unbeholfen stümpernder Dilettant von stärkstem Kaliber, dessen gepriesenes Buch der absolute „Schmarren" ist. Früher wäre ich bei solcher Entdeckung wütend geworden und hätte geblitzt und gedonnert; heute lege ich es achselzuckend zu dem übrigen. Aber bei der Begeisterungsfähigkeit von Georg Engel rate ich allen heimlichen Dichtern dringend, ihre Manuskripte an ihn zu senden — besonders jene, die sonst mir Unglücklichem zugedacht wären. Er entdeckt sicher, was bei mir unwahrscheinlich ist, unter den Lyrikern ein paar Goethes und unter den Dramatikern ein paar Shakespeares. Damit wäre uns allen geholfen.

Ja, und was Werner Scheff betrifft: sein ganzes Verdienst besteht darin, einen kleinen Einfall gehabt zu haben. Anno 1947, erzählt er, trifft die Erde mit dem Lundschen Kometen zusammen, dessen Schweif aus Kohlenoxydgas besteht und alles Leben auf Erden vernichtet. Nur die Insassen eines deutschen U-Bootes, das gerade getaucht ist und auf seiner Probefahrt mit geladenen Gästen lange unter Wasser bleibt, werden gerettet. Doch sie finden, als sie wieder ans Licht des Tages kommen, die Erde als Totenacker und sich selbst als die letzten Menschen. Es gilt, nach der ersten Verzweiflung eine neue Menschheit aufzubauen. Aus Hamburg, das übrigens doch mit mindestens einer Million von Leichen zum Himmel stinken muß, holen sie ihren Bedarf; ein beteiligter Japaner, der die größte Rolle spielt, predigt Zuchtwahl; Probleme über Probleme erheben sich. Doch man kann nicht behaupten, daß Werner Scheff die phantastischen Möglichkeiten, die sich bieten, mit Geschick benutzt. Im Gegenteil: seine Phantasie bleibt lendenlahm, und seine Fähigkeiten sind dem Stoff nicht im entferntesten gewachsen. Aus der Konvention kommt er überhaupt nicht heraus; es ist charakteristisch für ihn, daß er nicht vergißt, einen Pastor im U-Boot zu verstauen. Es wäre ja auch fürchterlich, wenn die noch vorhandenen Pärchen ohne kirchliche Trauung an die Neubevölkerung der Erde gehn würden!

Nein, da lob' ich mir den alten Jules Verne oder den neueren H. G. Wells. Ich rate Werner Scheff und Georg Engel, einmal von Wells den Roman „Die Riesen kommen" zu lesen oder sich anzusehen, wie der Engländer im „Krieg der Welten" das Erscheinen der Marsmänner schildert, ja selbst seinen schwächeren Kometenroman zu studieren. Dann werden sie beide merken, wie ungeschickt, geistlos und stümperhaft die „Arche" gemacht ist.

Wenige Zeilen dann noch über ein Buch aus anderen Regionen, das ich hier nur anzeige, weil es über das Fachlich-Literarische weit hinausgeht. Es heißt: „Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst." Von Franz Ferdinand Baumgarten (München, C. H. Beck). Ein Buch, das große Zusammenhänge gibt, vom Besonderen zum Allgemeinen vordringt, glänzende Formulierungen bringt und mich stark beschäftigt hat. Ich halte es für das weitaus Beste, was in Deutschland über den komplizierten Maskenträger Conrad Ferdinand Meyer geschrieben ward, und wenn es mich erklärlicherweise auch freut, daß es ähnlich wie das beste französische Werk über den Züricher Kunstmeister sich eng mit Anschauungen berührt, die ich selbst lange Jahre fast als einziger vertreten habe, so ist es doch wirklich nicht diese grundsätzliche Übereinstimmung allein, die hier für mich ausschlaggebend ist. Die Hauptsache ist der weite Horizont, der sich überall auftut, die Persönlichkeitskraft, die formuliert, das hartnäckige Eindringen in instinktiv versteckte Seelengründe — kurz, alle die Fähigkeiten, die den echten, produktiven Kritiker und Historiker ausmachen. Man darf auf Franz Ferdinand Baumgarten Hoffnungen setzen. Sein Buch über einen toten Künstler ist gleichzeitig eins über die lebendige Dichtung, da es mit wuchtigen Streichen der Ästhetenkunst zu Leibe rückt. Kein Wunder, wenn ein alter Kämpe da einen Augenblick Morgenluft wittert und es allen nachdrücklich empfiehlt, die sich über Zeit und Dichtung klar werden wollen.

Illustrierte Rundschau

Buchschmuck von Prof. Arthur Kampf zu dem Werke „Bismarck“ von Prof. Dietrich Schäfer (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin) — Das Zirkelsystem für Linkshänder von Hans W. Loose in Meißen — Kunstgewerbliche Arbeiten der Reimannschule in Berlin — Das neu entdeckte Dürergemälde im Besitz des Herrn von Schwabach in Berlin — Zu unsern Bildern

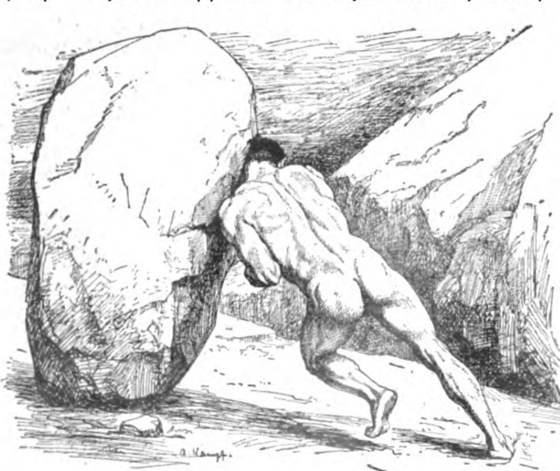


Aus „Schäfer, Bismarck.“ (Verkleinerte Wiedergabe)

An unseren Bismarck denken wir in dieser schweren großen Zeit immer wieder, immer aufs neue. Immer wieder lenken sich unsere Gedanken, sehnsüchtig kann man fast sagen, nach dem Sachsenwalde, in dessen Frieden er ruht. Auferwecken möchten wir ihn, an unserer Spitze möchten wir ihn sehen, oder doch einen, der seines Geistes Erbe ist. Erleben wir doch beinahe täglich, wie sein ungeheures Schaffen, sein Werk fortwirken bis in unsere Zeit hinein. So erschien, zur rechten Stunde wahrlich, das großangelegte, von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe und von tiefer Verehrung für seinen Helden getragene Werk des Berliner Geschichtsforschers Prof. Dietrich Schäfer (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin). Es eingehender seinem reichen Inhalt und seinem tiefen Verständnis nach zu würdigen, ist hier nicht die Stelle. Aber auf das wärmste empfohlen soll es sein: es ist in Wahrheit ein Schatz für die Bücherei jedes deutschen Hauses. Hier, in unserer Rundschau, möchten wir nur auf den eigenartigen, selten schönen Buchschmuck hinweisen, den die Verlagshandlung für ihr Werk wählte. Jahrzehnte hindurch war es gewissermaßen ‚aus der Mode‘ gekommen, größere Werke durch Illustrationen nach Handzeichnungen zeitgenössischer Künstler zu zieren. Reimar Hobbing hat diesen Bann durchbrochen und zwar in glücklichster Weise. Er legte den Buchschmuck in die Hand eines bewährten Meisters: Prof. Arthur Kampf war der rechte Mann für diese Aufgabe. Man fühlt förmlich, mit welcher Liebe er an die Aufgabe herantrat, mit wie feingeistigem Sinn er ihren Einzelheiten nachspürte, um sie dann kraftvoll anzufassen. Es konnte sich für das zweibändige Werk nicht um eine umfassende, durchgehende Begleitung des Wortes durch das Bild handeln; es galt vielmehr, einzelne Teile herauszugreifen und ihnen künstlerischen Schmuck zu leihen: hier aus schöpferischer Phantasie heraus, dort in bald loserer, bald festerer Anlehnung an die geschichtliche Gestalt des Helden, dem das Buch gewidmet ist. Die Abbildungen, die wir mit liebenswürdiger Erlaubnis des Verlages in unserer Rundschau wiedergeben dürfen, werden unseren Lesern am besten zeigen, wie geistreich der Berliner Meister seine Ziele zu erreichen wußte: man kann dem Verlage, vor allem aber auch Prof.

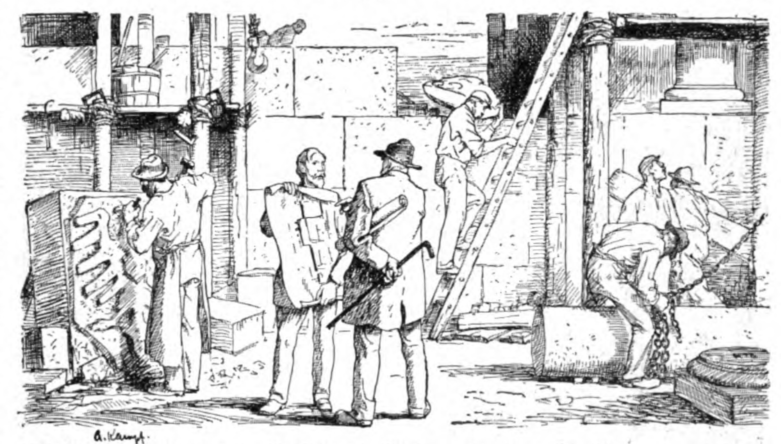


„Der Student.“ Verkleinerte Wiedergabe eines Kopfstücks in „Schäfer, Bismarck.“ Zeichnung von Prof. Arthur Kampf



Aus „Schäfer, Bismarck“, Verlag von Reimar Hobbing in Berlin. Kopfstück zum Abschnitt „Die Heeresreform“. (Verkleinerte Wiedergabe.) Zeichnung von Prof. Arthur Kampf

Arthur Kampf herzlichst Glück wünschen. Es mag wohl sein, daß der eine oder andere Leser — und Betrachter — an die Zeichnungen Menzels zu Kuglers Werk über Friedrich den Großen erinnert wird; manche, zu denen auch ich gehöre, finden bei einzelnen Zeichnungen, vielleicht ganz irrtümlicher Weise, Anklänge an die Art Ludwig Richters. Wenn man sich aber recht in die Zeichnungen vertieft, so muß man zugestehen: Prof. Kampf gab in ihnen etwas ganz Eigenes, etwas ungewöhnlich Schönes und ungewöhnlich Bedeutendes! —



„Der Bau des Reiches." Verkleinerte Wiedergabe eines Kopfstückes in „Schäfer, Bismarck." Zeichnung von Prof. Arthur Kampf. (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin)

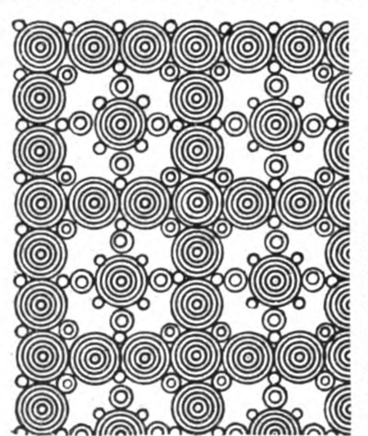


Schlußbild zum Abschnitt „Der Deutsch-Französische Krieg." Aus „Schäfer, Bismarck." (Verkleinerte Wiedergabe.) Zeichnung von Prof. Arthur Kampf

Der Verlagsbuchhändler Hans W. Loose in Meißen hat ein besonderes System für buch- und kunstgewerbliche Linkshänder-Entwürfe erfunden, das er Zirkelsystem nennt. In buchgewerblichen Kreisen schon früher durch seine Bestrebungen zur Hebung des künstlerisch ausgestatteten Buches bekannt, ist Herr Loose als Kriegsteilnehmer selbst zum Linkshänder geworden. Auf Grund seiner buch- und kunstgewerblichen Erfahrungen, wie andernteils durch seine eigene linkshändige Tätigkeit, erkannte er, daß die bisherigen Versuche, den linkshändigen Kunstgewerbler nach der rechtshändigen Lehr-Anleitung zu schulen, wohl durchzuführen, aber zu zeitraubend sind. Die Erwägung nun, daß durch die Handhabung des Zirkels, dessen Verwendung zweifellos die Genauigkeit der Zeichnung gewährleistet, gleichzeitig aber auch durch das ständige Drehen und Wenden, gewissermaßen beständige Spielen von Handgelenk und Fingern am ehesten eine schnelle Schulung der noch schwerfälligen linken Hand erreichbar sein müsse, führte ihn, zunächst auf dem Wege rein geistiger Überlegung, zu seinem Zirkelsystem, der grundsätzlichen Verwendung des Zirkels im kunstgewerblichen Einzel- und Flächenornament. Ausgehend von dem Grundsatze, daß der Kreis das unbedingt schönste geometrische Gebilde ist, beginnt er sein System mit dem Neben- und Ineinandersetzen einfacher Kreise für Flächenmuster, geht sodann zur Schmuck-Ausgestaltung geometrischer Formen über, schreitet weiter zur Verwendung stilisierter Blüten und Blätter und findet den Höhepunkt im freien, ungebundenen Zirkelzeichnen buch- und kunstgewerblicher Schmuckstücke. Alles in allem wird der Schwerpunkt von der Handfertigkeit auf geistige Erwägungen, die Kompositionsgabe des Lernenden verlegt. Schönheit der Gesamterscheinung bei möglichst einfachen, klaren Einzelheiten, gute Raumverteilung und frische, aber vornehme Farbengebung sind dabei die Hauptgesichtspunkte des Unterrichts. Die vielfach zu bemerkende Schärfung der geistigen Fähigkeiten beim Linkshänder nach Über-



Schlußbild aus „Schäfer, Bismarck" (Verkleinerte Wiedergabe) Zeichnung von Prof. Arthur Kampf

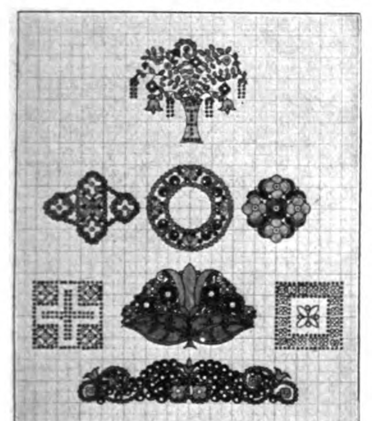


windung seelischer, durch den erlittenen Verlust begründeter Stimmungen, welche bei dem seines Schaffens — der Möglichkeit, seine Gedanken in die Form umzusetzen — beraubten Kunstgewerbler besonders schwer ins Gewicht fallen, lassen auch von kunstgewerblich noch nicht Geschulten, aber im übrigen Begabten schnelle Fortschritte erwarten. Die Ausstellungen der bisherigen Ergebnisse der Looseschen Linkshänderkurse im Deutschen Buchgewerbemuseum zu Leipzig und im Königlichen Landesgewerbemuseum in Stuttgart beweisen dies in überzeugender Weise. In seinen Einführungen, wie seinen verschiedenen bisher in der Presse erschienenen Beiträgen über das System betont der Erfinder, daß dasselbe keinesfalls für den Schmuck der überall käuflichen Lazarettarbeiten, sondern nur für ernste kunstgewerbliche Ausbildung hierzu geeigneter Kriegsverletzter bestimmt sein kann. Die erwähnten Ausstellungen in Leipzig und Stuttgart zeigten die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten innerhalb der kunstgewerblichen Industrie an Kästen, Dosen, Stoffmustern, Tapeten, Bucheinbänden und Buntpapieren. — In reicher Fülle bietet die bekannte „Schule Reimann" kunstgewerbliche Arbeiten an (Berlin W 30, Landshuterstraße 38). Seit ihrer Begründung pflegt die Schule eine starke Mannigfaltigkeit, sucht jeder Begabung und jedem ernsten Streben gerecht zu werden, lehrt in fast allen Grundstoffen zu arbeiten. In der Reihe unserer Abbildungen befinden sich zwar nur Metallarbeiten, aber es sind darunter solche in Messing getrieben, in Zinn und in der edlen Bronze (die zurzeit freilich für andere Zwecke verwendet wird und den Künstlern und Kunstgewerblern wohl nicht mehr zugänglich ist). Äußerst mannigfaltig ist auch das Gegenständliche der Arbeiten: einige Schmucksachen, Broschen, Gürtelschließen, Hutnadeln, dann sehr hübsche Kontakte für elektrische Klingeln — für diese könnte noch viel geschehen, denn selbst in Häusern, die sonst einen künstlerischen An-





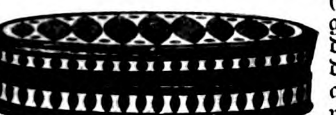
Buch- und kunstgewerbliche Linkshänder-Entwürfe nach dem Zirkel-System von Hans W. Loose in Meißen. Unten abgebildet: Zwei Beispiele der Verwendung an ausgeführten Papparbeiten

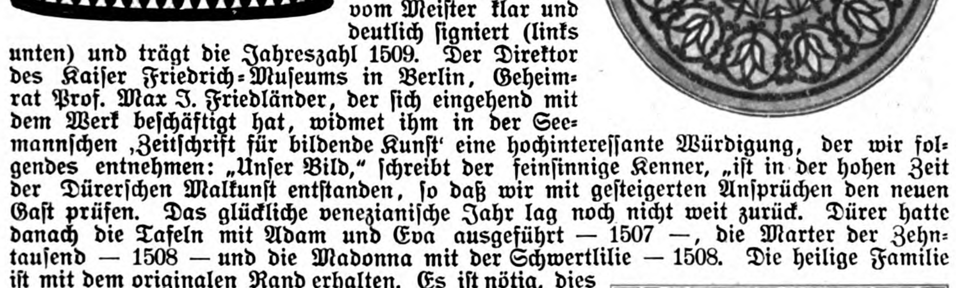


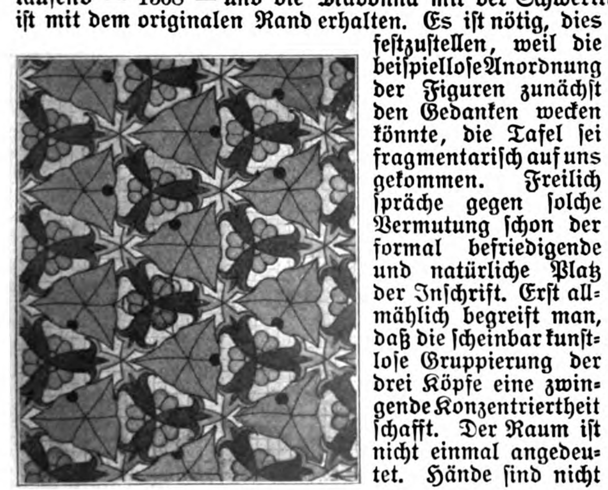


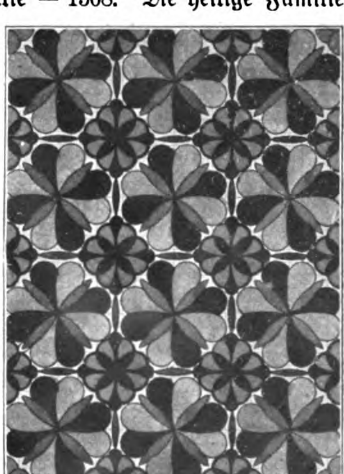
hauch zeigen oder vorzutäuschen streben, sind sie meist gröblichste Maschinenerzeugnisse; ein schöner Wandleuchter neben einer etwas derben Uhr, gute Petschafte, auch eine rein künstlerische Arbeit, eine Vogelstudie in Bronze. Man gewinnt durchaus den Eindruck, daß in der Reimann-Schule mit Liebe und Fleiß und mit Verständnis, zumal auch für die Eigenart der Grundstoffe und ihre Verwendungsmöglichkeiten, geschaffen und mit ernstem Willen nicht nur auf geistreiche Entwürfe, sondern erst recht auf gediegene Durchführung gesehen wird. —

Durch kaum für möglich gehaltene Glückszufälle ist ein kunstfroher Berliner Sammler, Herr Paul von Schwabach, in den Besitz eines außerordentlich schönen, unzweifelhaft echten, bisher unbekannten Dürers gelangt. Das Gemälde, eine ‚Heilige Familie', wurde unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges in Lissabon, wo sich übrigens noch ein zweites Dürer-Bild im Museu Nacional des bellas artes befindet, durch einen deutschen Kunsthändler entdeckt, gekauft und glücklich in die Heimat gebracht. Das nicht sehr große Bild (31:38 cm), das wir gegenüber Seite 272 durch gütige Erlaubnis des jetzigen Besitzers abbilden dürfen, ist vom Meister klar und deutlich signiert (links unten) und trägt die Jahreszahl 1509. Der Direktor des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin, Geheimrat Prof. Max J. Friedländer, der sich eingehend mit dem Werk beschäftigt hat, widmet ihm in der Seemannschen ‚Zeitschrift für bildende Kunst' eine hochinteressante Würdigung, der wir folgendes entnehmen: „Unser Bild," schreibt der feinsinnige Kenner, „ist in der hohen Zeit der Dürerschen Malkunst entstanden, so daß wir mit gesteigerten Ansprüchen den neuen Gast prüfen. Das glückliche venezianische Jahr lag noch nicht weit zurück. Dürer hatte danach die Tafeln mit Adam und Eva ausgeführt — 1507 —, die Marter der Zehntausend — 1508 — und die Madonna mit der Schwertlilie — 1508. Die heilige Familie ist mit dem originalen Rand erhalten. Es ist nötig, dies festzustellen, weil die beispiellose Anordnung der Figuren zunächst den Gedanken wecken könnte, die Tafel sei fragmentarisch auf uns gekommen. Freilich spräche gegen solche Vermutung schon der formal befriedigende und natürliche Platz der Inschrift. Erst allmählich begreift man, daß die scheinbar kunstlose Gruppierung der drei Köpfe eine zwingende Konzentriertheit schafft. Der Raum ist nicht einmal angedeutet. Hände sind nicht









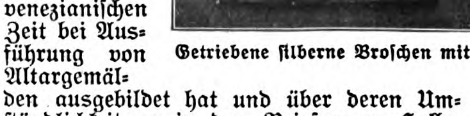
Flächenmuster in Linkshänder-Entwürfen nach dem Zirkel-System von Hans W. Loose in Meißen
Zur Verwendung für farbige Stoffe oder Buntpapiere erdacht


Getriebene silberne Brosche mit Amethysten und geschnittenen Elfenbeinfigürchen

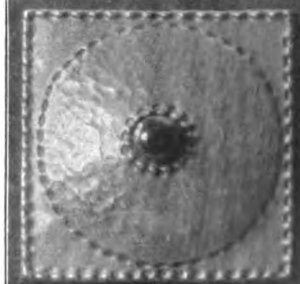

Gürtelschließe, in Messing getrieben, mit Iris-Einlage

zu sehen. Die Phantasie empfängt keine Hilfen bei einem Versuche, sich zu ergänzen, wie die Figuren ständen oder säßen, und wie ihre Körper sich zueinander verhielten. Die Köpfe, die Charaktere erscheinen aus jedem Zusammenhange gelöst. Die Persönlichkeiten sind sozusagen porträtiert, nämlich mit dem einseitigen Blicke der Porträtisten isoliert. Die Köpfe der Gottesmutter und Josephs sind übermäßig groß im Verhältnis zur Bildfläche. Man kann kaum sagen, daß sie im Vordergrunde ständen, weil es ja keinen Hintergrund gibt. Das Verhältnis der Figuren zur Bildfläche ist nicht gestaltet, ebensowenig wie eine Gruppe aus den drei Gliedern gebildet ist. Eher scheinen gegebene Köpfe so gerückt zu sein, daß sie in dem gegebenen Ausschnitte Platz fänden. Das aufdringliche und eindringliche Beieinander ist eine Folge der Arbeitsweise, die der Meister seit der venezianischen Zeit bei Ausführung von Altargemälden ausgebildet hat und über deren Umständlichkeit er in den Briefen an Heller bewegliche Klage führt. Das Ganze aus Teilen zusammengesetzt, von denen jeder für sich konzipiert war. Kein Zweifel, daß unser Bild auf ebenso sorglicher Vorbereitung beruht wie das Rosenkranzbild und der Hellersche Altar, wenn wir auch in unserm Falle nicht wie dort die gezeichneten Naturaufnahmen mit der Kompilation vergleichen können. Soweit ich sehe, besitzen wir keine Zeichnungen für die heilige Familie. Freilich ist unter den Kinderköpfen, die Dürer in Venedig aufnahm, einer, der dem Christkinde zugrunde liegen könnte (Paris, Louvre — Lippmann 307). Daß für den Madonnenkopf eine Zeichnung vorgelegen habe, ist nicht nur vorauszusetzen, sondern wird auch dadurch bestätigt, daß Dürer dieselbe Naturstudie zu Hilfe nahm, als er 1512 die Madonna mit der Birne ausführte. Die Neigung des Hauptes, die tiefgesenkten Augenlider und die kühne Diagonale des Schleiers auf der viereckigen Stirn kehren wieder. Die Bewegung verursacht Verkürzung, Überschneidung und ein überraschendes Spiel der Augenbrauen ... Im Ganzen streben die Glieder der Familie, körperlich einander unbequem nah, auseinander, so daß nicht Neigung, sondern eine Macht von außen sie gestellt zu haben scheint. Joseph weilt in einsiedlerischem Ernste weit entfernt von den Sei-


Hutnadeln, in Messing getrieben

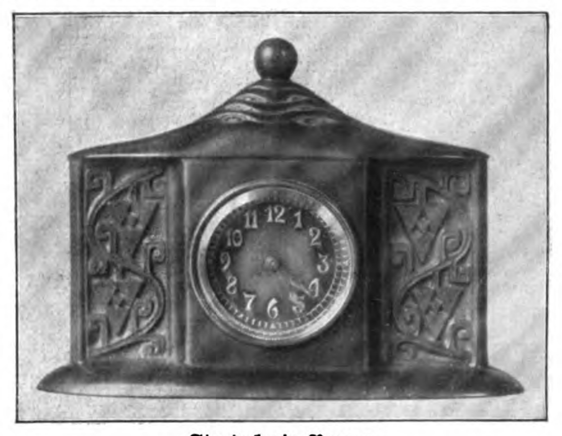


Getriebene silberne Broschen mit eingelegten Elfenbeinschnitzereien

Klingelkontakt, in Messing getrieben



Klingelkontakt, in Messing getrieben

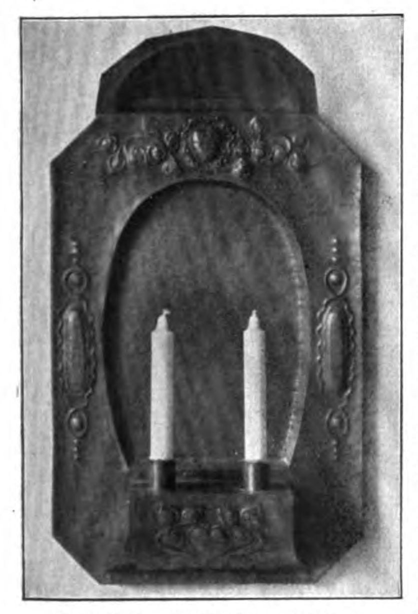
Arbeiten aus den Werkstätten der Schule Reimann in Berlin

nen. Die drei Köpfe halten sich so ziemlich das Gleichgewicht. Das Kind mit lebhafter Aktion, die Mutter in gleichsam erstarrter Bewegtheit und der gerade und steil aufgerichtete, unverrückbare Greisenkopf. Joseph, der unvergleichlich reicher an Form ist als Maria, würde die Harmonie sprengen, wenn er nicht weniger Licht empfänge. In der Absicht, von der Naturaufnahme nichts zu unterschlagen, den verwitterten Kopf mit allen Furchen, Runzeln und dem Urwald des Haares wiederzugeben, anderseits mit dem Wunsche, dem Vater die zweite Stelle zu geben, ist Dürer bis an die Grenze des Helldunkels vorgedrungen. Geistig ist der schwer und geheimnisvoll überschattete Joseph am reichsten bedacht. Der Kopf wirkt weniger mit seinem Umriß und seiner Masse, als mit seinem Inhalt, mit Auge und Mund. Aus der Tiefe dringt Leidenserfahrung und gütige Altersweisheit in einem Maße, das der Höhe und Weite Dürerschen Geistes entspricht. Die Madonna wollte der Meister diesmal nicht, wie er oft getan hat, mit ermessener Schönheit ehren, strebte vielmehr in bänglicher Andacht mit Hilfe seiner glücklichen Naturstudie danach, ihr etwas von dem Liebreiz anmutiger Bewegung zu verleihen ..."

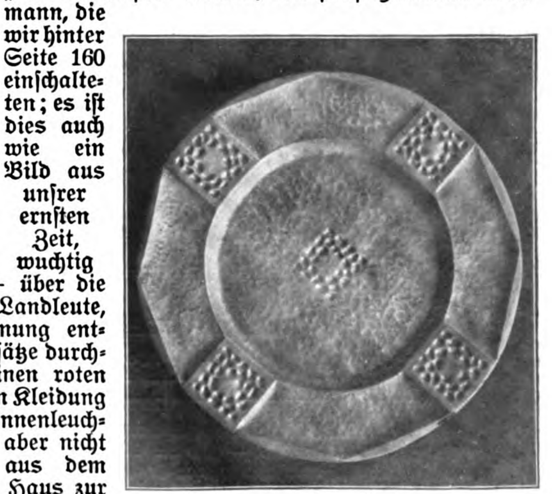


Standuhr in Bronze
Entwurf und Ausführung: Schule Reimann in Berlin

Von dem größten Meister deutscher Vergangenheit zur Kunst der Gegenwart! Wir eröffnen unser Heft mit dem schönen Bildnis König Ludwigs III. von Bayern, das der Münchner Prof. Walter Thor schuf. Es wird unendlich vielen unserer Leser und Leserinnen eine ganz besondere Freude sein, dies treffliche Bildnis sehen und in ausgezeichneter farbiger Wiedergabe ihr eigen nennen zu dürfen: steht doch der geistvolle Bayernkönig, der allezeit treu zu Kaiser und Reich hält, unserer aller Herzen nahe; gerade zu ihm schauen wir in den Stürmen dieser Zeit voll Ehrfurcht, Hoffnung und Zuversicht auf! — Dann möchte ich die feingestimmte Landschaft „An der Amper" nennen, von Prof. Hermann Stockmann, die wir hinter Seite 160 einschalteten; es ist dies auch wie ein Bild aus unsrer ernsten Zeit, wuchtig und schwer, mit dunklem Horizont — über die Brücke aber zieht ein kleiner Trupp Landleute, als zögen sie der Hoffnung, einer Hoffnung entgegen; prachtvoll sind die Farbengegensätze durchgeführt, wirkungsvoll sogar die kleinen roten und weißen Tupfen aus der bäuerlichen Kleidung hineingesetzt. — Nun ein fröhliches, sonnenleuchtendes Gemälde, auch eine Landschaft, aber nicht aus dem deutschen Süden, sondern aus dem Norden unseres Vaterlandes: „Mein Haus zur Zeit der Rapsblüte" nennt der Künstler, der immer gern begrüßte Prof. Hans Feddersen, sein Werk



Wandblaker, in Messing getrieben
Entwurf und Ausführung: Schule Reimann in Berlin



Handgetriebener Zinnteller. Entwurf und Ausführung: Schule Reimann in Berlin



Vogelstudie in Bronze
Aus der Schule Reimann in Berlin

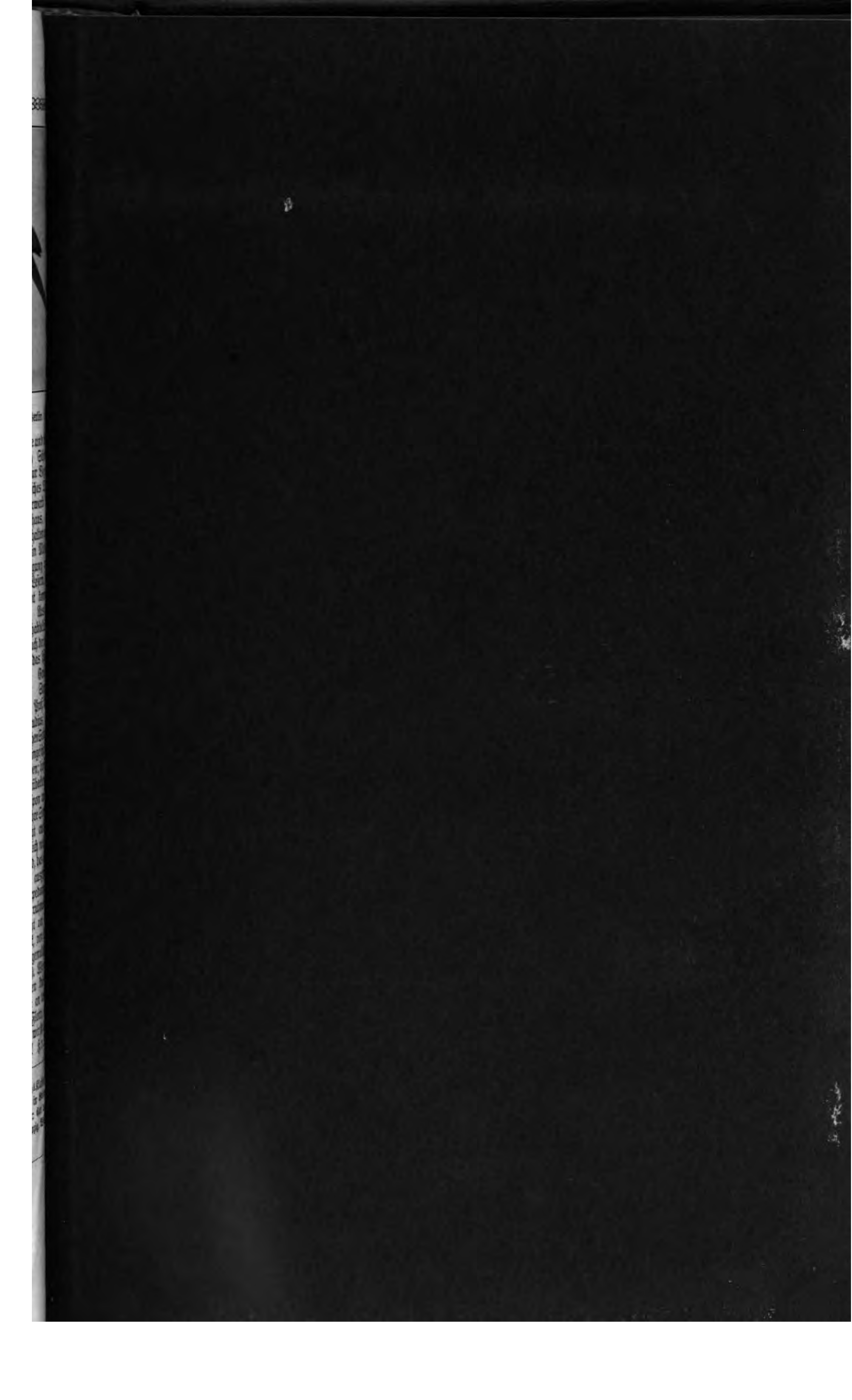
(zw. S. 176 u. 177); ein echter Holsteiner, der für sein meerumspültes Herzogtum allezeit treue Anhänglichkeit bewahrte und am liebsten auf seinem Marschhof, dem „Kleiseer Koog", weilt. — Der Wiener J. Q. Adams gab uns wieder einmal eine seiner anmutigen Frauengestalten. Er zählt zu den Bildnismalern, die ihre Damen — die fast immer schön, immer aber anmutig sind — meisterlich in Szene zu setzen wissen, die es verstehen, sie zum richtigen Anzug zu bewegen, sie richtig zu stellen: nie nach der Schablone, sondern stets ihrer Eigenart entsprechend (s. zwischen Seite 252 u. 253). Wie prachtvoll steht hier die dunkle Schönheit der Frau von Seemann auf dem goldgelben Hintergrund! Aber Adams hat nicht nur Geschmack, er hat auch einen eignen echt künstlerischen Stempel. Er würde sogar vor dem „gestrengen" Kritiker bestehen, den uns Paul Kapell auf seinem Bild (nach Seite 168 eingeschaltet) mit so guter Laune vorführt — übrigens wirklich ein feines, die Charakteristik der drei Köpfe kraftvoll durchführendes Gemälde! Nach J. Q. Adams mag ein berühmter Maler Alt-Wiens an einem seiner besten Bildnisse gezeigt werden: Fr. H. Füger mit dem Porträt der Gräfin Bellegarde, einer der großen Schönheiten des Wiener Kongresses (zwischen Seite 184 u. 185). — Und wieder wandern wir aus dem Süden nach dem Norden, aus Wien an die Waterkant, nach dem lieben alten Lübeck. Dort hat der 1904 verstorbene, wohlhabende und kunstfreudige Bäckermeister Heinrich Schabbel eine Summe von 125000 Mark zur Begründung eines Museums für lübeckisches Altertum gestiftet. Der hohe Senat erwarb darauf ein stattliches Kaufmannshaus, das noch aus der letzten Rokokozeit erhalten war, und hat in ihm und aus ihm ein Museum geschaffen, das höchster Würdigung wert ist und dessen Besuch wir allen Lesern, die nach der prachtvollen Hansastadt kommen, warm ans Herz legen möchten. Aus diesem ‚Schabbelhaus' stammt auch der Vorwurf für das schöne, muntere Gemälde „Lübecker Stammtisch" von Prof. Wilhelm Claudius, das wir (zwischen Seite 244 u. 245 eingeschaltet) wiedergeben; hoffentlich geht den Lübeckern der gute Rotspon wenigstens für ihre Stammtische nicht aus! — Nun endlich noch ein Kriegsbild, das einen schneidig ausgeführten Torpedoangriff aus der ruhmvollen Seeschlacht vor dem Skagerrak, von Ludwig Kath gemalt, zeigt (n. S. 216). Wie viele Hoffnungen knüpfen sich heute an unsere herrliche Flotte, wie vertrauen wir ihr und lieben sie! H. v. Sp.

Petschaft „Bär". Aus der Schule Reimann in Berlin



Petschafte in Bronze
Entwurf und Ausführung: Schule Reimann in Berlin

 Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





An der Ateliertür
Gemälde von Prof. Caspar Ritter

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 Heft 11. Juli 1917

Erschlossene Pforten

Roman von Ida Boy-Ed

(Fortsetzung)

Ein Schüttern ging durch Katte hin, wie bei einem, der ein Aufschluchzen niederringt. Er richtete sich gerade auf und sah Doris an.

„Ich bin sehr schuldig vor dir," sprach er mühsam. „Du erwartetest den liebenden Gatten zurück, und ein verwilderter Geselle kam, der sich der Ehe und, fast scheint's so, der Liebe zu dir entwöhnt hatte. Dinge quälen mich, Empfindungen — ja, das ist wie Zwangsvorstellung — sollte nicht sein — —"

Er atmete hoch auf. Ihm war's, als habe er sich mit Geständnissen erleichtert, als sei er redlich mit Worten gewesen, weil sie von fern an das eine streiften, das er niemals nennen konnte — wollte — durfte —

„Wir wollen nicht von Schuld sprechen," sagte die junge Frau leise, „unser Tiefstes, Eigentlichstes war uns vielleicht selbst verschlossen. Nun kam die ungeheure Zeit und öffnete Pforten. — Auch ich vielleicht ... bin eine andere. Man sieht heller, fühlt, daß vielleicht ein anderer Lebensweg zu echterer Erfüllung — aber das ist nun — laß uns versuchen ... wie ich sagte ..."

Sie lehnte ihre Stirn an seine Schulter und weinte still in sich hinein. Er legte den Arm um sie. So standen sie und horchten den Stimmen ihrer Herzen nach, die sie voneinander fortrufen wollten.

„Also gleich," begann er nach einer Weile; „auf deine Bitte darf es für mich kein Nein geben. Wir werden heute noch abreisen."

Das gab ihr Fassung und Ruhe zurück. Sie richtete sich auf.

„Ich danke dir."

„Und wohin? Ins Blaue hinein? In den Lärm von Berlin? In die Tannenstille des Harzes? An die See?" Und er wünschte glühend, sie möge sagen: Berlin — das war wie Verstecken vor sich selbst, in den tausendfältigen Tönen und Farben und Linien. Oder an die See? Ja, an die See! Am Strande stehen und einem Dampfer nachsehen ... Emsig drang der vorwärts. Der weiße Schaum stieg an seinem Bug auf und das sich vor ihm teilende Wasser warf zwei Falten, die man weithin noch lange auf der blauglasigen Flut verfolgen konnte, bis die Wogen ihre letzten Spuren verschlagen. Und an der Reeling lehnte vielleicht sie, die eine — die niemals wiederkam.

„Ich habe einen frommen Aberglauben," sprach Doris mit einem schmerzvollen Lächeln; „wenn wir dahin gehen, wo wir uns einst kennen lernten. Vielleicht daß wir uns gerade da wiederfinden — als müßte die Erinnerung bei uns Fürbitte tun."

Wieder glänzten ihre Augen in Tränen. Und sie schloß festen Tones, und es klang, als

schwinge fröhliche, heilige Zuversicht in ihrer Rede mit: „Wir wollen an den Dieck-see gehen.“

„An den Dieckſee,“ wiederholte er. Und sie sah nicht, daß sein Gesicht grau ward. Und daß an seinem Halse die Schlagadern klopften. „Es ist bald Herbst. Sieh den weißen Nebel draußen. In wenig Tagen ist der Herbstbeginn.“

„Gerade wenn's Herbst wird, muß die holsteinische Schweiz doch voller Wunder sein. Alle Buchenwälder in bunten Farben, die Luft so klar und über den Seen solche reine Kühle —“

Sie wollte! Er spürte: ihre Seele verlangte danach. Rührende Hoffnungen hatte sie an die Wiederkehr gehängt. Um Busch und Baum schwebten ihr da vielleicht die Träume ihrer ersten Liebeshoffnungen, und vielleicht war es ihr genug, wenn sie jetzt nur die Marienfäden herbstlich gewordenen Glückes noch durch den Sonnenschein ziehen sähe.

Was aber sollte er gerade dort, wo auf jedem Schritt ihm eine Erscheinung begegnen mußte, wo er niemals dem Blick der dreisten, kristallhellen Augen ausweichen konnte? gerade dort? —

Aber es mußte sein. Der Wille der jungen Frau hatte ihm ein Gesetz zu bedeuten.

Er versuchte eine letzte Flucht.

„Vorgestern sprach Schaffganz von seiner ja nun glücklicherweise übermorgen möglichen Abreise. Wird er sie noch vierzehn Tage aufschieben wollen? Er hatte den Aufenthalt hier sehr satt, sehnte sich, verwöhnt wie er nun mal ist, nach seinem gemütlichen Junggesellenheim. Auch nach seiner Fabrik, mit der er verwachsen ist. Und dann — wird der Kommerzienrat einverstanden sein?“

„Gestern abend bei Tisch sagte mir Schaffganz, daß er jederzeit erbötig sei, noch zu bleiben, falls du doch erst Erholung zu suchen wünschest. Und ich meine, Lermer hatte dir, oder du hattest Lermer gesagt — ich weiß nicht mehr genau, wie es war — daß du den gleich anfangs dir angebotenen und von dir abgelehnten Urlaub noch jederzeit —“

Was war denn das? Plötzlich hatte Schaffganz sich bereit erklärt, noch zu bleiben? Nachdem er den Tag der Abreise herbeigesehnt? Oh, es war ihm gestern abend nicht entgangen, daß Schaffganz sich wiederholt mit Amalie unterhielt, daß sein Gesicht dabei einen ganz besonders lebendigen Ausdruck angenommen hatte. Eifersucht übersiedete ihn ganz und gar — — Der Mann, dem sie zweifellos einmal in Bahia sich geben würde, war wie ein fernes Phantom, schreckte nicht ... Aber hier — unter seinen Augen? Niemals! Er würde nicht von der Stelle weichen! Schon war er im Begriff, Doris zu fragen, ob Schaffganz wohl wegen ... Aber er faßte sich noch, ließ die tolle Frage nicht von seinen Lippen.

Er sah die holde junge Frau an, die so redlich zu ihm gesprochen hatte. Ihr reiner, heiliger Wille überwältigte ihn — ergriff ihn ...

Er schwur sich, anständig zu handeln —

Und als er später fand, daß der Kommerzienrat Lermer einige Bedenken zu haben schien, pochte er beinahe auf. Und als Direktor Schaffganz sich auffällig rasch bereit erklärte, noch zwei und eine halbe Woche zu bleiben, würgte er das elendeste aller Gefühle, das ihn von neuem packen wollte, hinunter. Er brachte mittags die Nachricht mit, daß man am andern Morgen fahren könne. Doris streichelte ihm leise die Hand. Schweigend sagte sie ihm so ihren Dank.

Dann blieb er in sich versunken. Es fiel ihm nicht auf, daß die Art, wie Doris und Raimund verkehrten, gemessener geworden war, wie verweht die feine, zutrauliche Fröhlichkeit, die zwischen ihnen geblüht. Aber ihre Blicke begegneten sich mit wunderbarer Festigkeit — gerade — offen. Daß in ihren Augen dennoch ein neuer Ausdruck war, wie von verborgenem Schmerz, das sahen vielleicht nur sie selbst. Vielleicht ...

Malide kam und aß mit den Geschwistern. Und Raimund richtete vor allen an sie, ja fast ausschließlich an sie, seine Rede und hielt oft ihre liebe Hand in der seinen. Sein Gespräch ging so eifrig zurück auf die Zeit im Lazarett, und immer neue kleine Einzelheiten fielen ihm ein, die Malidens Aufopferung rühmten. Sie lächelte und ließ es geschehen. Aber war nicht in ihren Augen ein neuer, wachsamer Ausdruck? Die Nachricht von der Abreise der Geschwister nahm sie mit einem merkwür-

digen, schweren Schweigen hin. Als sie hörte, daß Raimund hierher versetzt sei, flog Röte über ihr Gesicht ...

Am Nachmittag wollte Doris zu ihren Verwandten gehen. Wie konnte sie abreisen, ohne Amalie noch Grüße und Aufträge an ihre Mutter nach Bahia mitzugeben! Und Katte suchte seine Mutter auf. Sie hatte Ploth bei sich zu Tisch gehabt und dann geschlafen. Als ihr Sohn kam, war noch nicht völlig abgedeckt, und in der Küche, an der er vorbei mußte, sah es aus, als sei noch kein Glas und kein Teller abgewaschen.

Die Mutter lachte und sagte, Lotte werde die Zeitung gelesen haben. Das sei aber doch selbstverständlich. Sie habe doch das Anrecht auf den Tagesbericht von der Front und auf Kenntnis von den politischen Vorgängen. Heute zumal, wo wir Wilna erobert hätten! Und sollte ich ihr nicht jeden Tag von neuem einprägen, was für Lügner und Schufte die Engländer seien? Was sagte der Frauenmörder und Burenhenker Kitchener wieder am Fünfzehnten im Oberhause? „Die Deutschen scheinen ihren letzten Pfeil verschossen zu haben.“ Ploth und ihr sei der Bissen auf der Zunge bitter geworden vor Zorn. Solle das Volk das nicht auch fühlen? Niemand sei gering und nebensächlich. Auch die junge Lotte nicht. Der heiße Atem einer Brust sei immer ein Teilchen der ganzen flammenden Volksseele. Lotte hatte einen Vater, hatte Brüder. Zu denen trug sie manches, was sie hier aufnahm an Verständnis.

Deshalb könne sie aber doch die Wirtschaft ihrer Herrin besorgen, meinte der Sohn lächelnd. Ja, an seiner Mutter war ein Volkstribun verloren gegangen. Und er setzte noch hinzu: „Doris vereint die Kriegspflichten mit der Ordnung im Haus. Sie näht und strickt und packt Feldsendungen, in fast unglaublichem Eifer. Und doch ...

„Na ja, die süße Doris!“ unterbrach die Mutter ihn mit zärtlichem Klaps auf die Wange. „Sie ist wirklich ein einziges. Das liebste Geschöpf von der Welt.“

„Nicht wahr? Nicht wahr?“ fragte er mit beschwörendem Tone nach.

Eine schwere Nacht war noch zu bestehen. In der vergangenen klang neben ihm das laute Schnarchen des Freundes. Nie sprach die breite Plumpheit solcher Töne köstlicher zu ihm. Das war Gemütsruhe. Das war gesundes Schlafen. Und in ihm noch der Nachklang von Humor des wachen Wesens dieses Mannes. So, gerade so, hatten nach furchtbaren und blutigen Tageskämpfen seine Leute um ihn geschnarcht, erlösender Müdigkeit ganz hingegeben. Ein Klang von Bürgerfriedlichkeit war in diesem geräuschvollen Schlaf. Das bloße Anhören war dem überreizt Wachenden Erquickung gewesen . . .

Nun war er fort, der gute Kamerad, dieser frische Mensch des unbekümmerten Dreinschlagens. Er selbst, ein Verdammter, Eingesperrter, mußte zurückbleiben und rüttelte in ohnmächtigem Verlangen an den Toren seines Kerkers. Tausendmal verflucht sollte dieses Geschoß sein, das in seinem Fleische saß und ihn zum Kriegshandwerk unfähig machte. — Alles, alles wäre leicht, wäre gar nicht zu Qual und Drohung emporgewachsen, wenn er nur draußen hätte bleiben dürfen. Dort wäre er schon mit jenen hellen Augen fertig geworden, die ihn auf einmal, aus einer kurzen Stunde der Vergangenheit heraus wieder ansahen und mit ihren Fragen verfolgten. — Er horchte in die Nacht hinein. Wie unerträglich still sie war. Stille der Nacht ist nicht immer Feierlichkeit. Sie kann auch Druck sein, der das Herz zerpreßt. Er lechzte danach, das dunkle, volle Getön der fernen Riesengeschütze zu hören. Hart und deutlich lag in seinem Ohr der Nachhall der knöchernen Stimmen der Maschinengewehre, und in seiner Brust brannte wieder die fürchterliche Nervosität, die das eilige Zetern dieser Stimmen aufpeitschte. Er stöhnte. — Und mit einem Male erlebte er jene Stunde auf dem Nachtlager im Unterstand wieder, als nach vierundzwanzig Stunden in schneidender Kälte und angespanntem Wachen seine Haut brannte und er vor Müdigkeit zu trunken war, um völlig zu schlafen, während in dem von Hitze und Dunst allerart überfüllten Raum die Kameraden vom Weibe sprachen — — und wie er in wahnwitzigem Schreck erschauerte, weil er Frauenlippen auf seinem Munde fühlte. — Ihre! Ihre! Noch war sie ihm erreichbar! Noch! Er konnte durch die nächtigen Straßen eilen, mit hämmernden Fäusten an ihre Tür pochen: Höre mich! Gehe nicht, ohne mir zu sagen,

ob du mich liebst oder hassest?! Ah — wozu erst fragen! Sie haßte und mußte hassen! Was hatte er ihr angetan, damals als die Sommernacht mit ihm spielte . . . Er stöhnte zum andernmal. Da fühlte er eine leise Hand, sie kam von dem Lager neben dem seinen, sie faßte tröstend nach seiner Rechten, sagte ihm mit festem Druck: „Sei ruhig ..."

Seine Augen gingen ihm über. Er nahm die Hand, führte sie an seinen Mund und küßte sie. Und Doris spürte, daß eine Träne sie netzte . . .

Der Reisetag lachte sie an. Es tat Doris wohl, die raschen Bilder vorbeifliegen zu sehen. Als die Lüneburger Heide begann, wurde der Blick nach draußen von tausend Reizen gefesselt. Im matten Rot blühten sie, voll von feinen Lieblichkeiten. Und die dunkelblauen Kiefernwipfel auf ihren rostfarbenen Stämmen standen in dunkler Schwere zwischen den breiten Teppichen des Heidekrautes. Ein strickender alter Schäfer schritt hinter eng zueinander sich haltenden Herden, und die kleinen Köpfe der braunschwarzen Heideschnucken waren fressend in die Kräuter des Erdbodens gesenkt. Katte aber saß und schien zu schlafen. Verfallen wirkte sein Gesicht, und seine geschlossenen Lider waren ganz in Schatten gekommen.

Doris sann allerlei. Sie mußte hoffen, um mutig ihren Weg zu gehen. Wenn nur erst das Geschoß bis zu einer Stelle sich senken möchte, wo man es herausschneiden konnte. Soweit sie die Erklärungen verstanden hatte, schien es, daß es zu nahe an der Milz säße. Von einer Operation, die leicht sein würde, wenn man sie nur erst vornehmen könnte, war dann völlige Heilung zu erwarten. Inzwischen konnte ein Ersatzmann sich in Kattes Pflichten in der Fabrik einarbeiten. Und er durfte dann frei, gesund, zurück zur Front! Das war Genesung für seine Seele! Und wenn er dann dereinst zum zweitenmal heimkam, dann würde alles anders sein... Hier verschwammen die Hoffnungen ins Unklare. Und ihr Herz hätte wohl keine deutliche Antwort gewußt auf die Frage, was dann anders sein würde.

Über Büchen und Lübeck und Eutin mußten sie fahren. Dann nur noch ein paar Minuten, und der blaue Atlas des Kellersees lag da zwischen sanft ansteigenden grünen Ufern. Die dicken Massen tiefer Buchenwälder wuchteten in der Landschaft. Der Herbst hatte sie erst leise angehaucht, schwebte über Stoppelfeldern und warf über vereinzelte Bäume inmitten des grünen Gedränges einen gelblichen Schleier. Landhäuser, an den Ufern und im Gelände verstreut, erzählten von sommerlicher Fröhlichkeit. Voraus häuften sie sich zu einer Ortschaft zusammen: in seiner friedvollen, heitern Bescheidenheit lag da Malente, ein wenig umstrahlt von Nachglanz altväterlicher Poesie. Und Doris dachte daran, wie sie damals Voß' Luise mit sich geführt, um an Ort und Stelle Verblaßtes aus der Literaturstunde neu, mit reiferem Verstehen, als Poesie vielleicht doch noch zu begreifen. Aber sie kam nicht dazu, sehr tief in die behaglichen Schilderungen des guten alten Voß einzudringen; es war ihr bestimmt gewesen, selbst ein Idyll zu erleben . . .

Nun waren sie in Gremsmühlen. Wie konnte es anders sein, als daß sie in demselben Hotel abstiegen, wo sie damals sich kennen gelernt und unter der Aufsicht von Tante Bärmann die ersten Tage ihrer Verlobung durchträumt hatten. Amalie und ihr Vater reisten früher ab; ihn riefen Geschäfte, und die Tochter wünschte ihn zu begleiten. Doris aber blieb bei der Frau zurück, deren Erholungsbedürftigkeit der eigentliche Anlaß des Aufenthaltes gewesen war.

Noch nicht sechs Jahre seitdem. Und die ganze Welt hatte sich entsetzungsvoll verändert. Und ihr eigenes, armes kleines Geschick wollte im Nebel schwerer Entsagungen verkommen. Hatte man denn eigentlich ein Recht auf sich selbst? War man so wichtig, daß man um sein eigenes bißchen ethische Gesundheit ringen durfte? Gewiß. Wenn nicht die Familie gesund ist, kann das Volk nicht gesund sein. Und Malide hatte wohl ganz recht gehabt, als sie einmal so hart sagte: was brüchig ist, darf nicht bestehen bleiben. — Es galt demnach das brüchig Gewordene zu heilen, und dazu waren sie hier.

Wie war die Landschaft schön. Wie mußte sie aus sich und ihrem satten Frieden heraus unwillkürlich Helferin werden . . . Und Doris ging den Wegen ihrer ersten, jungen Erlebnisse nach. Am Ufer des großen

Sees, der geradeaus drüben in Ferndust verschwamm, stiegen rechts und links gewaltige Buchenwaldungen vom Hügellande herab und senkten ihre tiefsten Zweige breit in das Wasser. Ein wenig links von der Mitte der Wasserfläche schien eine Insel zu schwimmen, so leicht und fein in ihren Linien war sie. Wie ein einziger, großer grüner Busch mit Rasenrand sah sie aus, vor dem eine Hütte mit Strohdach als malerischer grauer Fleck stand. An den Hotels und Villen, die vor waldigem Hintergrund verstreut lagen, zog sich ein Uferweg hin, den Baumriesen säumten. Mächtige Eschen, die ihre Natur verändert zu haben schienen und die rauhe Rinde alter Eichen angenommen hatten, Buchen von der Majestät uralter Würde. Eine Pracht des Wachsens und eine Fülle des Gedeihens lagen über der ganzen Gegend. Und ihre Farben, ihre Formen, ihr ganzes Wesen waren so völlig deutsch, daß beide, Frau und Mann, von Andacht überwältigt, vor ihr standen. — Für erhebende Augenblicke fiel in den ersten Tagen zuweilen von ihnen all ihre Not ab. Sie hätten die Arme der gesegneten Schönheit entgegenbreiten mögen: das war das herrliche, friedvolle Vaterland, dem man sein Gedeihen mißgönnte. Und wie ein böses Märchen schien es, daß rund herum an allen Grenzen der Krieg tobte. Doris hätte aufschreien mögen: Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein! Für sie war es, wie für Millionen, nur eine Vorstellung, der beständig mit Tat und Kraft zu entsprechen man sich förmlich aufsteigern mußte. Der Mann aber hatte den Krieg erlebt — und der Gegensatz erschütterte ihn fast zu sehr. Nie vergeßbare, nur zuweilen von neuen Erlebnissen verhüllte Bilder standen deutlich erkennbar vor der ruhevoll glücklichen Landschaft, die leise durchschimmerte, wie wenn beim Photographieren eine Aufnahme über die andere geraten ist und die Linien ineinander verfließen. Trümmer eines Dorfes, zwecklos, sinnlos von den Kosaken niedergebrannt, Rauchschwaden, die sich im düster niedersinkenden Regen gedrückt, seitwärts fortquälten; Frauenkörper am Wege, die Kleiderreste ihrer halbnackten Körper von Blut und Straßenschlamm mißfarben . . .

Seine Pulse bebten. Welche wahnwitzig schreckhafte Vorstellung, daß solch Bild des Grauens Wirklichkeit in dieser gesitteten Ruhe gepflegter Natur werden könne . . . Ihn jagten und riefen wieder die innern Stimmen: Hinaus, hinaus, hinaus! — Komm! — Hier an der Front darf kein Mann fehlen, keiner! — O, die nie draußen gewesen waren, konnten gefaßt ihre Arbeit daheim schaffen. Aber wer den Krieg gesehen, für den gab es nur eines: ihn vom Vaterland mit Einsetzung des Lebens abwehren!

Und so begann gerade das, was schön zu ihm sprechen sollte, ihn von Tag zu Tag mehr aufzureizen. Keine Anforderung lenkte ihn ab. Hier waren keine gleich- oder übergeordneten Männer, deren Gegenwart und Zeugenschaft ihn zwangen, sich bei der Arbeit zusammenzunehmen. Hier riefen keine Untergebenen seine Selbstbeherrschung wach, durch Erwartung von Befehlen und Erklärungen.

Die junge Frau aber spürte mit einer fast unerträglichen Feinheit jeden Wechsel seiner Stimmung seinem Wesen ab. Hilflos stand sie daneben. Heiliger Wille ist ohnmächtig, wenn ihm alle Mittel fehlen, seinem Ziel näher zu kommen. Da war noch jener tief von Waldesschatten umträumte Ukleisee, von der zärtlichen Poesie schwärmerischer Herzen umsponnen. Aber ihre Herzen schwärmten nicht mehr; das seine brannte in Ungeduld, das ihre war bleiern, wollte sich zu keiner Zuversicht erheben. Da war noch jene Höhe, kräuterumduftet, still besonnt, wo unter einer Gruppe pastoraler Linden die Bank stand, von der aus man weit ins Land hineinschaute, in dies wohlhabende Land voll gereifter Schönheit. Durch die stolzen Hallen des Buchenwaldes wanderten sie wie einst, und wie damals blitzten zuweilen zwischen den silbergrauen Stämmen die Spiegelflächen der Seen auf. Aber sie und ihre Stimmungen waren anders geworden. Die Landschaft an sich ist nichts, sie spricht nur zu dem, der seine Seele hineinträgt. Und es ist eine Sage voll tiefsten Sinnes, daß die Nymphe Echo in der Natur lebt, nur Widerhall noch, nachdem der Gram ihren Körper verzehrt hatte. —

Bald kam ein Brief von Malide, wie sie ihn versprochen hatte. Werner ging es gut. An Onkel Raimunds Hand kam er stolz

des Morgens gegangen; er hatte sich seltsam innig an ihn geschlossen. Aber von übermorgen an werde Minna ihn herführen müssen, denn Raimund hatte schon eine eigene Wohnung gefunden und ließ sie eiligst möblieren.

‚So eilig flieht er aus meinem Hause!‘ dachte Doris. Wie tat es weh. Aber gut so — gut. Ganz wie sie es von ihm erwartet hatte. Nicht einmal eine Versuchung, eine Schwäche durfte heranschleichen — so heilig sicher sie ihrer und seiner Ehre und Festigkeit auch war. Sich selbst stark in die Hand nehmen und dann vorbei . . .

An ihren Bruder schrieb Malide, daß sie Mutter doch einen Arzt aufzwingen werde. Von den größten Fachmännern bis herab zum letzten Kurpfuscher verachte Mutter bekanntlich alle ärztlichen Ratgeber und baue allein auf die allmächtige Natur und ihre Natur im besonderen. Und dann bemerkte Malide noch, fast nebenbei, daß sie Raimund gebeten habe, nun da er doch am Ort bleibe, die Hochzeit noch ein wenig aufzuschieben. Bis man wisse, ob Mutter etwa operiert werden solle. Aber Raimunds Eltern wolle sie besuchen, sobald Katte und Doris zurückgekehrt seien.

„Seltsam,“ sagte er, als er Doris diesen Brief gab, „Malide ist nicht mehr jung genug, um sich Wochen oder gar Monate das Glück zu kürzen.“

Er verlor sich in Gedanken und da Doris völlig schwieg, setzte er halblaut und wie für sich selbst sprechend noch hinzu: „Das Glück . . . Nur wie ein bißchen Sonne huscht es über den Weg, wirft so lange, lange Schatten.“

Doris konnte vor innerer Unruhe nicht sprechen. Warum zögerte denn Malide? Anflehen hätte sie sie mögen: Nimm dir den Mann, der sich dir angelobt hat mit heiligem Eid der Dankbarkeit! Nimm ihn ganz, baue noch mehr unübersteigliche Schranken zwischen ihm und mir auf. —

Sie fühlte zu deutlich: an ihrem Manne fand sie keinen Halt! Mußte sich selbst, aus eigener Kraft helfen . . .

An einem wunderbar lauen Abend, der durch seine der Jahreszeit widersprechende Sommerwärme für den andern Tag Regen verhieß, kam der Professor von weiter Wanderung zurück. Von Räderspuren gefurchte, sandige Wege war er dahin geschritten, die über das wellige Gelände sanft hinanführten oder sich senkten: von den starken Wällen der Knicks waren sie eingefaßt, die in der, dem Meere nahen Landschaft die Feldfrucht schützten, damit der Wind ihr Wachsen nicht zu sehr zersause oder die gemähte Frucht noch fort trage. Ihr Bewuchs von Schlehen, Weißdorn und Haselbüschen war von wildem Hopfen und Caprifolium durchklettert. Brombeeren, stachlicht und dicht, wucherten zu ihren Füßen. Rote Mehlbeeren glühten aus dem Dorn. Das Gespinst verstaubter Spinnen und Herbstfäden schimmerte grau in der Wirrnis dieser natürlichen hohen Mauern aus Busch und Rankwerk. Die Einfahrten zu den Feldern schnitten in die Knicks Lücken, die zugleich zu Aussichtspunkten wurden. Das holsteinische Land bot seine schönsten Bilder, die Kette der Seen zog sich weit hinaus. Aus der Uferlandschaft des Plöner Sees hob sich deutlich erkennbar der rote Kirchturm, klein und spitz — als Note lieblicher Friedfertigkeit inmitten der Natur. Viele Gespanne, gesellig ratternd, mit den schreitenden Pflügern neben sich, kehrten im gemäßigten Tempo heim. Ein paar Gefangene stapften neben einem Ackerwagen her; an den fahlgelben Doppelstreifen auf ihren braunen weiten Hosen, an den knochig-bärtigen Gesichtern erkannte man Russen. — Der Professor, den Filzhut in der Hand, die Stirn hoch erhoben, als wandere er durch Niederungen, die ihm den Atem beklemmten, den Blick schweifend, schritt eilig einher. Er grüßte jeden Mann, der Pflug oder mit Stroh beladenes Gefährt lenkte. Er hatte die verbrannten Felder gesehen und die von Granaten zerwühlten Äcker. Der Landmann, der vom Felde heimkam, war ihm eine Erscheinung heiliger Freude. Jedem hätte er sagen mögen: Ich bin nur hier, weil ich nicht kampffähig bin. Er litt an der übernatürlichen Empfindung, daß die Verteidigung dieser herrlichsten Arbeit ganz auf ihm läge, daß er sie nun versäume — darum heiße Angst trug. Wenn er sich deshalb schalt, sprach eine innere Stimme ihm zu: So soll jeder denken! Auf mir allein liegt's! Die draußen sollen es denken. Die daheim . . .

Ein Bauer antwortete ihm auf seinen

Gruß nicht nur mit einem: „Gooden Dag,“ sondern fügte noch überraschend gesprächig von selbst hinzu: „Morgen gift dat Regen.“

Regen! Das schreckte ihn. Heute bedurfte Doris der Ruhe und hatte ihn dringend gebeten, doch den herrlichen Tag zu einer Wanderung zu benutzen. Wenn es regnete an den folgenden Tagen oder auch nur morgen, einen einzigen Tag lang, konnte er sie nicht immer allein lassen. Er mußte ihr Gesellschaft leisten. Das war ja ihr Wunsch, ihr Recht, daß sie hier versuchten einander zu leben! Sollte er ihr vorlesen? Wie einst? Liebevoll und belehrsam? Unmöglich. Ihr von seinem Leben im Felde erzählen? Unmöglich. Das risse ihn fort von ihr, anstatt anzunähern... Von Werners Erziehung? Das hieß: von der Zukunft sprechen! Hatte er eine? Kam nicht doch in einigen Wochen oder Monaten der Tag, wo er wieder hinaus mußte — durfte? Endlich, endlich... Zu Nimmerwiederkehr?! Am Tag der letzten, siegreichen Schlacht eine Kugel — Großer Gott, wer sich das wählen durfte!

In der Dämmerung war er wieder in Gremsmühlen. Er mochte das Hotel noch nicht betreten. Diese langsame norddeutsche Abenddämmerung, in der man schon die Nähe kälterer Nächte wittert und in der eine Ahnung der Mitternachtssonne webt, die liebte er tief. Er ging vom Uferweg, den die Riesenbäume schon verschatteten, das letzte Licht früh mit ihren noch kaum gelichteten Wipfeln fernhaltend, hinab an den Strand des Sees. Dort führte eine umschützte Brücke weit hinaus. Tags landeten Ruderer und Segler an ihr, oder auf der Bank auf ihrem breiten Ende saßen Lesende und in den See hinaus Träumende. Jetzt lagen die Boote ausgedient und still nebeneinander; die Brücke war einsam.

Der Mann lehnte sich an das Geländer, die zusammengelegten Hände, die mechanisch den weichen Filzhut festhielten, vor sich hinaushaltend, das Haupt ein wenig gebeugt. So starrte er auf den See. — — Und eine nie vergessene, ferne, heiße Stunde lebte auf und riß ihn in ihr flammendes Gedächtnis hinein . . .

Damals ruhte eine mondscheinweiße Sommernacht auf diesen Wäldern, auf diesem Wasser. Und Schweigen wohnte im Dickicht und in der klaren Weite. Dem Himmelsgewölbe von dunklem Stahl leuchtete in hellem Glanz das Nachtgestirn, dem eine gespenstische Hand leise das obere linke Viertel weggestrichen zu haben schien.

Auch damals stand er hier und suchte sich mit den anstürmenden Eindrücken auseinanderzusetzen. Die stolze und schon so merkwürdig gereifte Schönheit Amaliens hatte sein Blut entflammt. Ja, schon schritt sie mit ihren achtzehn Jahren einher wie heute: bewußt, aber ohne diese seltsame Kühle, die sie nun schon seit Jahren zeigte, in einer sie nie verlassenden Selbstbeherrschung. Ihr Wesen ließ im Gegenteil Leidenschaftlichkeit ahnen, die dem Manne zu deuten gab. Wer sie entfesseln durfte! Sich von ihr zu unerhörter Glückseligkeit fortreißen zu lassen ... Und doch während seine Pulse schlugen, wenn er sie nur sah, erstand zugleich in seinem Verstande eine Warnung, eine undeutliche, aber starke Abwehr, die sich zuweilen zu einer Feindseligkeit steigerte — gerade nach Augenblicken höchster Wünsche. Er witterte eine verwandte Natur. Kämpfe verhieß sie — — oder fortgerissen werden. —

Doris stand neben der Stolzen, Prangenden, Lockenden. Doris, von dieser wundervollen Mädchenkeuschheit umflossen, die sie bewahrt hatte bis auf den heutigen Tag. Durch diesen ihren Keuschheitszauber, der sie trotz ihrer Mutterschaft umschwebte, war ihm der tiefste Sinn der Madonnenlegenden aufgegangen. Die Jungfräulichkeit der Seele, das Unberührbare. — — Immer und auch heute kam Andacht in sein Herz, wenn er an diesen Zauber dachte.

Um seinetwillen hatte er sich damals an Doris gehalten, wie an eine Retterin — gegen die Versuchung, die von der anderen ausprühte. Sie war ja wie von elektrischen Funken umhuscht — sich ihr ohne Vorsicht nähern, hätte geheißen, unrettbar in Flammen zu vergehen. Wenigstens für ihn — für ihn. Er begriff es kaum, daß irgendein Mann an ihr vorübergehen sollte, ohne zu wünschen — ohne zu leiden . . .

Er kannte seine Natur. Es war die seiner Mutter. Also brauchte er Fesseln, Beschränkung; Zwang, der ihn zur Stetigkeit, zum Maß führte. Er wollte kein Leben, das verbrauste im kleinen; keine Bewe-

gung, die schließlich nur die leer kreisender Räder war. Die genialische Natur seiner Mutter hatte sich keinerlei Stoffs zu bemächtigen vermocht, um daraus etwas Rechtes zu formen: weder Menschen noch Verhältnisse waren ihr solcher Stoff geworden. — Und er fühlte wohl, daß ihm die befreienden Ausgleiche versagt waren, die die Begnadung seiner Mutter waren: er besaß weder ihre beherrschende Heiterkeit, noch jenen, ihrem Wesen deutlich eingeprägten Zug von Größe, der ihr Vertrauen erwarb. Wer mit ihr umging, spürte, daß sie Kleinlichkeiten nicht des Zornes wert hielt, daß sie keinem Menschen etwas nachtrug, sondern die Engen humorvoll nahm.

Er dachte sich Doris als Gattin. Und sah ein Leben voll Ruhe, Nützlichkeit, Maß. Die Pflicht, der mädchenhaft Holden, Vertrauenden, Unerfahrenen, ganz auf Schutz und Leitung durch den Mann Gestellten, das Gesetz, der Inhalt ihres Daseins zu werden, mußte ihn zwingen, sich zu bezwingen. —

Er redete sich eine Teilung ein, wie tausend Männer vor ihm, die das Schicksal zwischen zwei Frauen stellte: der einen galten nur die Begierden seines Blutes, der andern die fromme Liebe seines Herzens. —

Diese Qualen fielen über ihn her in jener silbernen Mondnacht und waren in ihrer Verworrenheit noch stärker als sein Wille mit ihnen abzurechnen ... Da hörte er ein leises Klirren. Er erschrak, nur wie man erschrickt, wenn tiefes Grübeln durch ein ganz unerwartetes Geräusch gestört wird. Und wandte sich ... Im Boot, ganz nah am Strand, neben dem Punkt, wo die Brücke begann, bückte sich eine weiße Gestalt und nestelte an der geknoteten Kette ... Er erkannte sie gleich. Hatte sie ihn nicht gesehen? Oder nicht erkannt? Oder nicht erkennen wollen? Daß sie ihn vom Hause aus hier entdeckt und deshalb in gespieltem Zufall gekommen war, mußte ausgeschlossen bleiben. Ihr Fenster blickte nicht nach der Seeseite ... Seine Füße wurden ihm zu Zentnern. Er fürchtete, keinen klaren Ton in der Stimme zu haben. Und ging doch auf der Brücke zurück, zur Bootsstelle.

Amalie sah empor.

„Ach — Sie, Herr Professor?“ sagte sie ganz obenhin.

„Die Nacht ist herrlich.“

„Ja, deshalb will ich noch hinausrudern. Mama würde sich entsetzen. Aber es lockte ... als riefe mich die Nacht ...“

„Darf ich mit?“

„Bitte ...“

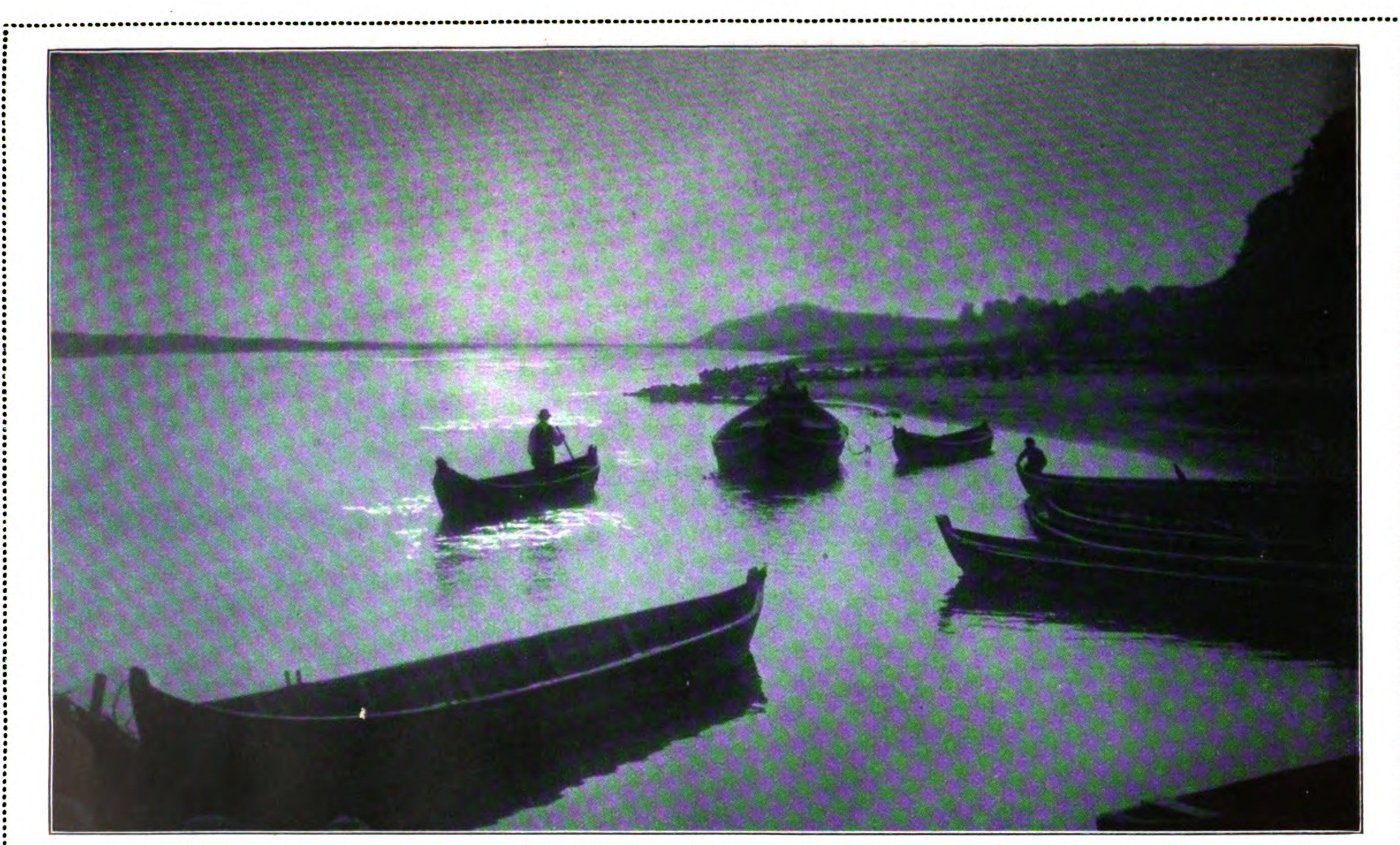
Er stieg ein. Im oberflächlichsten Tonfall hatten sie die Worte hin und her geworfen. Dann, im Boot, sahen sie aneinander vorbei. Er nahm beide Ruder. Sie setzte sich nicht hinten ans Steuer, sondern ihm gegenüber ... Sie schwiegen.

Die bleiche Helle der Nacht war ein wenig vom Nebelduft des Taues durchwirkt, ganz fein und leise, so daß die Nähe klar blieb und sich die Ferne nur zart verwischt zeigte. Das Wasser floß und strömte nicht; es hatte eine merkwürdig runde und rinnende Bewegung, als verteile es sich von der Insel aus nach allen Seiten, und spüle sanft zum Ufer hin. Die Wälder standen in Verschwiegenheit, schwer und schwarz. Aber auf den Kuppen ihrer Wipfel lag Beglänztheit, wie Licht auf dunkler Bronze. Der zarte Ton des Ruderschlags klang anmutig durch die Stille; am Kiel plauderte das Wasser emsig und schilpte an der Bootswand entlang.

Aus dem wie von Verklärung bestrahlten Gesicht des Mädchens sahen ihn die großen Augen, diese hellen, durchdringenden und dennoch schwimmenden Augen, unverwandt an. Seine Blicke ließen nicht von den ihren. — Einmal atmete sie tief auf, fast klang es wie ein Seufzer. — Sie legte sich, die Hände auf das Brett neben sich stemmend, ein wenig nach hintenüber, indem sie die Füße mehr unter ihren Sitz zurückzog. Es war eine Bewegung und Haltung, die ihn toll machte — schien es nicht, als lüde sie ihn ein, die herrlichen Linien und Formen ihrer Gestalt zu bewundern, die das dünne Sommerkleid jetzt, wo sie sich so zurückreckte, genau erkennen ließ.

Er fühlte, daß er sich ganz verlor. Mit einem Rest von Besinnung wußte er: ‚Ich hätte gleich ein Gespräch anfangen sollen ...‘

Er wollte irgendeine furchtbare Plattheit sagen. ‚Wie schön scheint der Mond,‘ oder ähnliches. Es war ihm ganz unmöglich, auch nur einen Ton hervorzubringen. Er wußte auch: sie würde sofort fühlen,



Memellandschaft. Aufnahme aus den Werkstätten für photographische Arbeiten von Sabine Stolle und Irma de la Chaux in Berlin

daß eine solche Plattheit von ihm nur in das schwüle Schweigen hineingeworfen werde wie ein Wasserstrahl in einen Brand ... also aus Furcht, um der Vernichtung zu begegnen... So schwieg er weiter.

Langsam hoben und senkten sich die Ruder — ziellos — keinem Ufer zu. Und doch nahm das Boot nach den Gesetzen der Bewegung seine Richtung. Der Bug mit seiner schlanken Spitze rauschte in das Schilf hinein, und der Strand der kleinen Insel machte der Fahrt ein Ende.

Sie saßen einige Augenblicke und horchten dem dumpfen, schurrenden Ton des Auflaufens nach. Langsam zog er die Ruder ein, vorsichtig, mit jeder Bewegung seiner Hände nach Rettung im Zögern suchend. Denn er wußte, was er gleich tun würde — mußte — und sollte es sein Tod sein... Er wußte auch: sie wartet...

Und da neigte er sich über sie. Ohne Geständnis, ohne Flüsterworte der Liebe — getragen vom Rausch der Herrschergewalt küßte er ihre Lippen... Und als sein Kuß die glühendste Erwiderung fand, umfaßte er sie mit eiserner Kraft. Von ihm gehalten, fast getragen, ließ sie sich auf das Ufer leiten... Da war die Hütte mit dem Schilfdach — vorn dem See zu weit geöffnet, angefüllt mit silbrigem Licht...

Unersättlich, im verzehrendsten Verlangen nacheinander, küßten sie sich.

Und tausendmal hatte er seitdem sich in Grübeleien verloren, ob es sein Stern oder sein Unstern war, daß er in dieser unerhörten Stunde voll heißester Qual eine letzte Besinnung sich bewahrt, daß er sich bezwang. — Vielleicht wäre er für immer gesättigt und ruhig gewesen, wenn er die stumme Hingegebenheit der ihm entgegen Bebenden angenommen. — Vielleicht zehrte vor allem dies an ihm, daß er in aller Glut der Begierden doch noch das jungfräuliche Weib in ihr geehrt. — Seither hatte er einmal einen Mann sagen hören: es gibt Frauen, die gar nicht geehrt sein wollen... War Amalie so eine? ... Wer war sie überhaupt?

Nach dieser heißen Stunde hatte sie ihm Rätsel aufgegeben — eine Haltung gezeigt, daß er oft seinem Gedächtnis die Wahrheit dieser Sommernacht förmlich abringen mußte — so sehr sagte der Anschein ihm: das kann ja gar nicht gewesen sein. —

Wie waren sie damals eigentlich von der Insel in ihrem Nachen zurück zur Welt gekommen? Er wußte nichts Klares davon. Allein, in seliger Verzückung, in der paradiesischen Einsamkeit der ersten Menschen waren sie in der weißen, webenden Feierlichkeit des Mondscheins. Die beglänzten schwarzen Mauern der Wälder schränkten den ganzen übrigen Erdball ab. Auf dem sanft auseinanderrinnenden Wassern breiteten sich Spiegel von Glanz. Still glitt das Schiff, das lässiger Ruderschlag trieb... und eng neben ihm saß ein köstliches Weib. Schaudern lief ihm über die Haut, wenn ihre Schulter sich gegen seinen Oberarm drückte. Dann noch letzte, wilde Küsse unter den Wipfeln der Baumriesen am Strand — das Forthuschen einer weißen Gestalt. —

Nachher das Erwachen, das Besinnen. Der Rausch war verflogen, der Wein verperlt. — Er blieb schlaflos, und das Leben der Wirklichkeit stand vor ihm und zürnte ihn an: Was hast du getan? Eine nüchterne Erwägung kam, verhöhnte die umsilberten Trunkenheiten... Mußte er nun am Morgen vor Amaliens Vater als gesitteter Bewerber hintreten, der zur gefälligen Kenntnisnahme bringt, daß er Fräulein Tochter ernähren kann, wenn sie sich mit noch bescheidenen und noch unsicheren wirtschaftlichen Umständen begnügen möge...

Er schäumte vor Zorn gegen sich selbst. Und die Undankbarkeit des Mannes erfüllte ihn gegen das allzu leichtbereite Weib, diese dämonische, der Natur des Mannes eingeborene Undankbarkeit ... Er wollte Amalie nicht heiraten. Er mußte ja nicht. — Wie tausendmal mag's geschehen, daß zwei sich so küssen. Die Nacht hatte Schuld — wenn in so weichen, umspinnenden Zauber, in so schmeichlerischer Verschwiegenheit zwei zusammenzutreffen, die elektrisch überladen sind... Vor Menschen und Göttern entschuldbar, wer solcher Verführung erliegt. Nein, sein ganzes bürgerliches Dasein durfte nicht verderben, um der Liebesstimmung einer Sommernacht willen am beglänzten See, raunenden Wassern, dunklen Wäldern ...

Aber sie?! Erwartete sie seine Werbung? Sah sich als seine Braut an? Er fühlte mit unbedingter Sicherheit: ja!

Er wünschte ehrenhaft, taktvoll, männlich zu handeln.

War es denn noch ehrenhaft, um einer schwachen Stunde willen eine Lüge auf sich zu nehmen? Denn er liebte doch Doris! In dieser Nacht, im Zorn gegen sich, in der Undankbarkeit gegen Amaliens Küsse, in der Angst vor der Schrankenlosigkeit auch ihres Wesens, glaubte er die Wahrheit zu fühlen: daß es Doris sei, die er liebe . . .

Er betete Doris an. Tränen der Ergriffenheit über ihre keusche Mädchenanmut entstürzten seinen Augen. All die tolle und ungesättigte Leidenschaft, in der er und die andere sich aneinandergedrängt, rächte sich an seinen Nerven. Er war der unglücklichste Mann . . . Er dachte an Selbstmord. Wenn er durch diese Küsse auf einen ihm entgegenblühenden Mund, durch diese schwüle Umklammerung nun Doris auf ewig verloren hätte . . .

Er schrieb an Amalie. Als der Tag sich im Hause rührte und draußen goldenes Licht sich über See und Wald legte, schickte er ihr seine Zeilen in ihr Zimmer.

Vier-, fünfmal hatte er versucht, die rechte Fassung zu finden. Er, dem sonst die Feder ebenso willig gehorchte, wie das zu sprechende Wort, sah beängstigt und unsicher an, was da stand. Einige Minuten schien ihm, daß dieser Entwurf annehmbar sei:

„Wie finde ich die Sprache, die mir den rechten Ausdruck gibt für meine Unbescheidenheit! Vergeben Sie mir! Ein heißer Traum hat uns die Wirklichkeit vergessen lassen. Wir sind so verwandte Naturen, daß wir, miteinander verbunden, uns nur Unglück bereiten würden. Ich weiß, Sie denken wie ich. Bin ich schuldig vor Ihnen, so verdammen Sie mich. Ich müßte Ihren Zorn ertragen. Ich küsse Ihnen die Hand, dankbar und in Verehrung. C. v. S."

Es war gerade, als schrie ihm eine Stimme zu: ‚Unmöglich!'

Zuletzt fühlte er, ein einziges Wort genüge: ‚Vergeben Sie mir!'

Das sagte alles. Sie mußte, sie würde verstehen . . .

Es war ein übles Gefühl, mit dem er dann der Familie begegnete, und er vergaß nie diesen Augenblick der Beschämung. —

Man hatte sich rasch einander angeschlossen, denn der Professor von Siebold näherte sich den Bärmanns gleich offensichtig. Die gesamte Badegesellschaft sah und besprach es und fragte sich mit diesem zudringlichen, widerwärtigen Interesse, das geistlose Müßiggänger immer für die Gesellschaft ringsum haben, welcher von den beiden schönen, jungen Damen diese Annäherung gelten möge. Die klatschhaften Beobachtungen waren ihm nicht entgangen. Nun war ihm, als sähen von allen Frühstückstischen alle Augen auf ihn, als er an den Bärmannschen Tisch trat.

Man reichte ihm die Hände, wie jeden Morgen. Er fühlte den festen Druck der Manneshand, die weiche Hand der wohlgepflegten Frau, Doris' liebe, weiße Finger umschloß er voll fiebernder Unruhe — und dann spürte er eine kalte Hand zu ganz flüchtiger Begegnung in seiner nicht minder eisigen. — Und als er wagte Amalie anzublicken, sah er die kühlen, dreisten Augen. Kühl und dreist waren sie geworden über Nacht . . . Er bildete sich ein, daß sie ihn seitdem immer, immer mit ihrem Blick verfolgt hätten . . . Und als sie später am Tag einmal für die Dauer von ein paar Herzschlägen so neben ihm stand, daß sie ein unbelauschtes Wort sprechen konnte, hörte er eine spöttische, ganz überlegene, ruhige Stimme sagen: „Ja, was für Dummheiten so eine Mondscheinnacht bewirken kann —"

Und sie lachte ein wenig. Leise und klingend, wie über etwas, das eines ernsten Wortes nicht wert ist . . .

Wenige Tage darauf warb er um Doris. Ganz förmlich bei ihren Pflegeeltern. Ängstlich den bürgerlich strengsten Gang solcher gesitteten Verlobung innehaltend. Viel wirtschaftlichen Erwägungen hingegeben und voll Achtung auf Herrn Bärmanns Rat hörend, daß eine Stellung als Fabrikdirektor ein sicheres, mit der Zeit und nach Umständen glänzendes Einkommen gewähre, während ein Privatdozent, ohne Vermögen von Hause aus, schwerlich eine Familie ohne Sorgen ernähren könne . . .

Doris' bräutliches Glück, die entzückende Wichtigkeit, mit der sie sich künftige Pflichten ausmalte, ihre Bescheidenheit, die verzagen wollte vor der Klugheit, der Gelehrsamkeit des Mannes, das alles ergriff ihn über die Maßen. Die Heiligkeit der Aufgabe, die er auf sich nahm, gab ihm all die Seelenruhe, nach der er immer sich gesehnt. All die maßvolle Selbstbezwingung, die ihm wünschbar vorgeschwebt, war wie eine

Gnade über ihn gekommen ... Am liebsten hätte er Amalie ganz von der Schwelle seines Heims, von seinem Leben fern gehalten. Das gestatteten die Verhältnisse nicht. — Und von Jahr zu Jahr sah er es mit immer peinigenderem Erstaunen: Amalie blieb kühl, beherrscht. Kein Andeuten an die Stunden jener Sommernacht kam je in ihren Blick, in ihre Reden. — Wollte sie ihm durch diese ihre nie schwankende Selbstbeherrschung beweisen, daß sie doch **keine** verwandten Naturen seien? Daß er sich geirrt, als er sie wegen dieses Wahnes ließ? Weshalb sah sie ihn immer so dreist an? Waren ihr die heißen Küsse wirklich nur ‚Dummheit' gewesen? Hatte sie ihn nicht geliebt?

Lange vermochte er diese Frage von sich zu wehren. Seit jener Stunde, im Unterstand, da er vor Müdigkeit zu trunken war, um zu rechten Schlaf zu kommen... als eine Erscheinung ihn äffte, als er ihren Kuß auf seinen Lippen und ihre Glieder an den seinen fühlte — da ward die Frage übermächtig, und mit seiner ihm fluchenswerten Heimkehr aus dem Kriege gewann sie ein so starkes Leben, daß er ihr Antwort schaffen oder vergehen mußte.

Und nun floh sie. Oder war es etwa keine Flucht? Mußte sie nicht fühlen, kraft der Leidenschaft, die vom Begehrenden auf die Begehrte hinüberwirkt, daß er wieder in den gleichen Flammen stand wie damals? Ja, gewiß, sie fieberte gleich ihm und floh. — Weit fort reiste sie, legte Ozeane zwischen sich und ihn. Verzweiflung faßte ihn. Die des Kranken, dem man das einzige Heilmittel raubt. Er glaubte mit Inbrunst: könnte er nur einmal, einmal noch mit ihr sprechen, sie mit der Tyrannei des Mannes zur Wahrheit zwingen: dann würde er genesen. Freien Herzens zu seiner Pflicht zurück sich finden. Auch beruhigten Blutes? Schauer rieselten gleich Fieberfrost über seine Haut. Wie, wenn sie seine Frage — die Frage: Liebtest du mich? Hassest du mich? — wenn sie sie mit dem glühendsten Geständnis beantwortete? Ah — dann... sie in seine Arme nehmen, wie damals — aber schrankenloser noch als damals, ganz ihr eigen sein, für eine Stunde nur ...

Seine Hände zitterten und umkrampften fester den weichen Filz. Eine große Erschütterung machte ihn fassungslos. Er fühlte, wie seine Gedanken das liebe, holde Weib, die Mutter seines Knaben verrieten ... Verzeih mir, Doris! schluchzte er in sich hinein ... Er rang sich Haltung ab, reckte sich empor — und zuckte gleich zusammen. Das Geschoß in seiner linken Seite verbot ihm, sich mannhaft und kraftvoll aufzurecken. Mit müden Schritten, von der nun tiefgrau gewordenen Abenddämmerung umhüllt, ging er die Brücke entlang dem Ufer zu. Hohl klang sein Schritt auf den Brettern. Er sah hinab zu den Booten. Gleich schlafenden Tieren in der Hürde lagen sie, eng aneinandergedrängt. Welches hatte sie damals getragen, als sie zur Insel der Trunkenheit hinüberschifften?

Nun blieb jene Stunde ein ungelöstes Rätsel. Aber er wußte — noch in seiner Todesstunde würde es ihn quälen.

Aus dem Hause glänzte ihm schon Licht entgegen. Das spärliche des nur noch knappen Betriebes. Kaum zehn Gäste waren noch da. Die frühe, herbstliche Dunkelheit ringsum, das fast schweigende Hotel — wie melancholisch alles. — Aus Doris' Fenster kam Helle.

Sie lag auf dem Ruhebett, die Lampe neben ihr beschien ihren Kopf. Es sah aus, als habe sie gelesen. Ein Buch war unter ihren Händen, die es umgriffen. Neben ihr auf dem kleinen Tisch häuften sich Zeitungen und andere Postsachen. Er kam auf sie zu. Was alles durch ihn hingerast an wilden Erinnerungen, an tollen Wünschen durfte er ihr nicht sagen. Aber es trieb ihn zu ihr, wie ein Elender vor ein Gnadenbild tritt. Er kniete neben ihrem Lager nieder und legte seine Stirn auf ihre Hände.

Sie war so reif, so wissend geworden. Ihre Seele ahnte, daß so demütig ein Mann nur zum Weibe kommt, wenn er weit, weit von ihr fort sich verloren hat, wenn sie ihm nur noch die mütterlich Verzeihende ist. Mit leiser Hand strich sie über sein Haar... So ließ sie ihm viele, stille Minuten. — —

Aber dann mußte sie es ihm doch sagen.

„Es ist ein Brief für dich da."

Er fuhr auf. Mit jeder Post kamen viele für ihn: Berichte, Fragen, Auskünfte folgten ihm auf dieser Urlaubsreise nach. Weshalb sagte Doris so langsam, wie in Sorge zögernd: „Es ist ein Brief für

dich da?" Und sie hatte ihn zwischen den Seiten des Buches, das ihre Hände gehalten ... Nun stand er neben der Lampe. Er hielt den Brief. Noch ehe er deutlich die Schrift gesehen, die er von gelegentlichen Zeilen an seine Frau kannte, wußte er, von wem ihm der kam. — Er konnte nicht mit diesem dicken, hellgrauen Briefumschlag in die Einsamkeit fliehen. Hier, unter Doris' Augen mußte er ihn lesen. —

Doris nahm ihr Buch und schlug es auf...

Das Briefblatt bebte sichtbar in seiner Hand. Er begriff langsam, was da stand.

„Übermorgen fahre ich mit dem Dampfer ‚Najaden' von Lübeck nach Kopenhagen, um dort ‚Frederick VIII.' zu erreichen, der nach New York geht. Möchtest Du mir den Dienst erweisen, mich an Bord zu bringen? Ich treffe übermorgen nachmittag halb vier, von Hamburg kommend, in Lübeck ein; der Dampfer fährt um sechs.

Amalie."

Ein Ruf? Stand zwischen den Zeilen: komm mit? Wollte auch sie nicht für immer gehen, ohne zu wissen? Brannten in ihrer Brust die gleichen Fragen wie in der seinen? ... Und kein Wort von Doris, seiner Frau, in diesen kalten, sachlichen Zeilen? Sprach dieses Beschweigen nicht deutlich? Verriet, daß sie wisse, wie es um ihn stehe. — „Komm mit!" ... Das flammte ihm immer deutlicher aus diesen trockenen Worten entgegen: „Komm" ...

Und da vor ihm ruhte Doris und tat, als läse sie in dem Buche. —

Er reichte ihr das Briefblatt ... Fast grau war sein Gesicht. Wenn Doris nun aufweinte? Ihn beschwor: tue es mir nicht an! Dann mußte er gehorchen! Da blieb keine Wahl. Redlich hatte sie, die Redliche, zu ihm gesprochen, als sie forderte, er solle sie hierher geleiten. — Sein Geschick war in der Schwebe ...

Doris las die wenigen Zeilen. Ihm schien: wohl zehnmal! So lange dauerte es ihm, bis sie sprach. Dann schlug sie die Augen auf und sah ihn an ... Plötzlich dachte er: ‚Sie weiß ja gar nicht...' Sie hatte nur gespürt, daß seit seiner Rückkehr von ihm zu Amalie, von Amalie zu ihm irgendwelche Fäden sich spannen — nein, dafür war sie nicht blind gewesen. Er erriet es in der Überwachheit des Schuldgefühls. Von der Vergangenheit wußte sie nichts. Nichts von dem Zwang, dem unentrinnbaren, unter dem er keuchte ... Welches Urteil fällte sie über ihn?... Sie war bleich — ja — gewiß: er sah es. Aber eine seltsame Ruhe lag über ihren Zügen. Ihre Stimme zitterte nicht.

„Du wirst es Amalie nicht abschlagen wollen."

Und kein Wort mehr als dieses. Sie ließ ihm alle Freiheit. Und alle Verantwortung.

⁂

Als er auf dem Bahnhof in Lübeck stand, dachte er an den Abend seiner Heimkehr aus dem Felde. Inmitten der eilig durcheinandertreibenden Menge, im stimmungslosen Helldunkel, sah er sofort die großen, kühlen Augen — sah nichts als sie. Jetzt zeigte die Bahnhofsuhr ihm: noch wenige Minuten, und sie — sie würde ihm wieder gegenüberstehen...

Er erlag ganz und gar der Täuschung, mit der solches Wiedersehen leidenschaftliche Herzen verwirrt. Was Vorspiel der Trennung ist, deucht ihnen selige Erfüllung. Er wußte nur: ich sehe sie, ich fasse ihre Hand — ich fühle ihre Nähe, gleich, in wenigen Minuten. — Daß dicht dahinter die Trennung wartete, wußte er gar nicht mehr. Das Wiedersehen war Glücksewigkeit.

Auf dem nächsten Bahnsteig fuhr jetzt ein Zug ab. Unter der hohen Wölbung von Eisen und Glas lagen in dem breiten Raum die vier Bahnsteige, durch Schienenstränge getrennt, wie im tiefen Grunde, und von jedem führte eine Verkehrstreppe hinauf in die Halle. Und wie nun der Zug vom dritten Bahnsteig abfuhr, wurde der Blick auf den zweiten frei. Da sah der Professor, daß dort ein Lazarettzug hielt. Vor wenigen Minuten mochte der angekommen sein. Die roten Kreuze auf den weißen, viereckigen Feldern an jedem Wagen leuchteten herüber. Große Zweige von Eichenlaub und Tannenreisern schmückten den ganzen Zug. Sanitätsbeamte, Damen, Schwestern, Offiziere, Soldaten waren die Wagenreihe entlang in Bewegung. Die Treppe hinauf schritten mit Vorsicht Träger, die Krankentragen hinaufschafften. Fahnen zierten die großen Eingangstüren zu Häupten der Treppe. Blumen leuchteten, der stille Ernst des Empfanges war umschmückt mit zarten Grüßen ...

Er stand vor Ergriffenheit überwältigt. Er kannte die furchtbaren Tragödien, die von diesen Zügen in das Vaterland zurückgeführt wurden, er konnte die Unsumme bestandenen Leides ermessen, die Last der nie wieder auszugleichenden Verstümmelungen. Er wußte, was den Duldern da drüben die jüngste Vergangenheit gewesen, wie qualvoll ihre Gegenwart, wie umdüstert vielleicht die Zukunft vieler der armen Verwundeten. Sein Herz strömte über vor Liebe zu ihnen.

Das war der Krieg! Der Krieg, den man nur ertragen konnte, wenn man mitten in ihm stand und jeden Tag sein Leben einsetzte, um in Verteidigung und Rache sich gegen den Feind zu werfen... Er hätte, über Schienenstränge und Bahnsteige fort, hinüberstürzen mögen. Jedem Verwundeten in die schmerzblassen Gesichter, jedem in die dennoch tapfer leuchtenden Augen sehen — ihre Hände pressen — ihre Stirnen küssen ... Brüder! Heilige, liebe Brüder!

Alles war versunken. Auch das Wissen, weshalb er hier wartete. Es gab kein Weib mehr für ihn in der Welt. Es gab nur seine Kameraden. Verzehrende Ungeduld packte ihn wieder. O Gott — wer hinaus durfte! Dreinschlagen! Noch einmal den heißen Brand in der Brust fühlen, noch einmal den wilden Schrei der Stürmenden hören, noch einmal die Sättigung genießen, wenn der Anprall der Russen sich brach, noch einmal vom todesverachtenden Mut emporgetragen werden zu übermenschlichem Lebensgefühl.

Da zuckten die Lider seiner starr hinüberschauenden Augen. Eine Wand brauste an ihnen vorüber, die rollte und über deren Kopf eine Rauchschlange mit vorwärts gerissen ward. Viele Fenster hatte diese Wand. Ja, es war der Zug — das Bild des Elends drüben verstellte er ihm — der Zug, in dem Amalie kam. Jäh riß der Augenblick ihn aus einer tiefen Erregung in die andere.

Er ging den Wagen nach, die an ihm vorbeigesaust waren, nun fast plötzlich hielten und ihren Menscheninhalt ziemlich nahe der Aufgangstreppe entließen. Er sah Amalie. Sie schien sich suchend umzuschauen. Nun bemerkte sie ihn und wartete. Keinen Schritt kam sie ihm entgegen. Und davor erschrak er. War es nicht, als ströme von ihr aus ein Hauch der Kälte auf ihn zu? Sehnsucht, Liebe — ja nur Unbefangenheit wäre ihm entgegengeeilt. Plötzlich fragte er sich: ‚Kommt sie als meine Feindin? Um noch, ehe sie für immer geht, mit mir abzurechnen?‘

Wunderlich, daß er darauf, gerade darauf gar nicht gefaßt gewesen war. Ihm blieb keine Zeit, sich irgendein Benehmen auszuklügeln. Nur diese dumpfe Vorsicht wachte in ihm auf: nicht schweigen wie damals — sprechen, sprechen, alle Gefahren fortsprechen.

Aber wie schön sie aussah. In einem sehr hellen Reisekleid. Auf dem königlichen, blonden Haupt trug sie einen leichten braunen Filzhut, fast nach Jägerart, und ein gesprenkelter Fittich zierte ihn.

Wovon hatte er denn geträumt? Daß ihre Augen schwimmend und zärtlich sein würden, wie damals? Nein. Sie blickten kühl und hochmütig, wie immer. Hatte auch Amalie sich vorgenommen, mit platten Gesprächen die Gefahr des Schweigens abzuwehren?

Von allen möglichen machten sie viele Worte. Ob das Gepäck gleich an Bord zu schaffen sei. Ob man eine Spazierfahrt unternehmen wolle. Tee gleich oder später trinken und wo ... Wie ihre Eltern den Abschied ertragen hätten? Ob seine Mutter wirklich so eigensinnig den Arzt ablehne. Die Stadt besehen? Nein, man war ja damals, von Gremsmühlen aus, auf der Hin- und Herreise voll Eifer durch alle Bauten der alten freien Hansestadt gegangen. Aber noch einmal in den deutschen Wald: dazu hatte Amalie wohl Lust.

Sie nahmen ein Auto und brachten das Gepäck an Bord der ‚Najaden‘. Der Dampfer lag hart am Kai unterhalb einer der Straßen, die vom Hafen empor auf den Höhenrücken der Stadt führten. Leiser Dampf quoll fein und leicht aus dem Schornstein und zeigte an, daß die treibenden Kräfte des Schiffes zu erwachen begannen. Die deutsche Flagge wehte schwarz-weiß-rot in Großtopp; der matte Wind bemühte sich, den Danebrog am Heck auszustreichen. Aber es gelang ihm nur für Augenblicke, und die rote Flagge, von den beiden schmalen, weißen Balken ganz durchkreuzt, warf immer wieder Falten. Lebhaft sprach Amalie

von dem veränderten Hafenbild. Sie hatten einen gemäßigten Verkehr in Erinnerung und sahen nun ein starkes Leben; Schiffe, für deren Zahl der schmale Fluß fast zu eng schien, Warenaufhäufungen in und neben allen Schuppen, Loren auf den am Kai entlang führenden Schienen, in denen sich Stückgut häufte, Oberländerkähne eng an die Wand nordischer Dampfer gedrängt, ihres Raumes Inhalt in die Tiefe der großen Schiffe hinüberwerfend. Und an den Wänden der Schiffskörper leuchteten in deutlicher Malerei die Farben ihrer Länder. Auf den grauen Planken eines Erzdampfers zeigte sich zwischen zwei blauen der prangende gelbe Streif der schwedischen Flagge; das ernste Banner Norwegens, im dunklen Blau und Rot, mit den wenigen weißen Balken in der einen Ecke, war den schwarzen Leibern kleinerer Dampfer aufgetragen; munter grüßte der gemalte Danebrog von vielerlei Arten Dampf- und Segelschiffen. Da war auch der elegante Stockholmer Passagierdampfer, schneeweiß, von Frische glänzend. Und auch er gab durch die blaugelben Streifen an Back- und Steuerbord seine Heimat kund.

Sie schritten am Fluß hinunter, bis zum Elbe-Trave-Kanal, der in den Hafen mündet, dort, wo die uralten, roten, ragenden Mauern der Stadt hoch über den Wassern davon zeugen, daß sie einst gegen bedrängende Feinde zur Abwehr gedient haben. Und dann kehrten sie zu ihrem, vor der ‚Najaden‘ wartenden Auto zurück. Sie hatten die Kohlen gesehen, Kohlen in phantastischen Maßen. Vom hohen Ufer des Kanals schütteten die Loren ihren Kohleninhalt über Gleitbahnen hinunter in die Leichter, die sie dann zu den Dampfern brachten. — Deutschland versorgte von Lübeck aus Schweden, seinen Freund, mit Kohlen. Tagein, tagaus, Monat für Monat, schon fast seit einem Jahr rauschten und raschelten die Ströme schwarzer Stücke und zerstäubenden Gruses hinab in die breitausladenden, offenen Kähne. Und sie lagen in Scharen hinter- und nebeneinander im Kanal. Über diesem Bilde, das sich zwischen die rote, aufgetreppte, von gewaltigen Türmen überragte Stadt und die alten grünen Baumriesen der Vorstadt drängte, blaute ein lichter Himmel. Wolkenlos und von zarter, schwebender Bläue, als sei die Luft von aller Schwere frei. Sommerwärme heizte die Luft.

Nun war die Reisevorsorge getan. Das Gepäck an Bord. Das Gespräch über das Bild kräftigen Handelslebens, auf das keine englische Hand sich legen könne, ausgesprochen.

Zwei Stunden lagen vor ihnen. Frist genug, Schicksale zu entscheiden. — Ihr Auto fuhr eine dieser zwischen Giebelhäusern und kleinbürgerlichem Verkehr emporführenden Straßen hinauf. „Engelsgrube“, las Amalie laut vom Schilde am Eckhause ab. Ah ja, sie wußte noch: die hatte oben einen Schwibbogen, der sie abschloß oder die Eckbauten stützte, und das eine davon war die ‚Schiffergesellschaft‘, jenes wunderlich malerische Haus, wo man auf schmalen Bänken mit Lehnen saß, die fast Wände schienen, wo von der verräucherten Balkendecke allerhand Modelle und Nachahmungen alter Orlogschiffe aus kriegerischen Hansazeiten einem im matten Licht über dem Kopf hingen. Richtig glitt das Auto unter dem Schwibbogen hin und lenkte in die Hauptverkehrsader, oben auf der Höhe der Stadt. Es ging aus dem Burgtor, über die Brücke, von der der Blick auf Hafen und Kanal ganz frei war.

„Sieh doch,“ sagte der Professor.

Und das war das letzte laute Wort auf der Fahrt. Zwischen alten Stämmen lief das Gefährt dahin, seinen Benzinatem hinter sich lassend. Über ihn wölbten sich die Wipfel der hohen gilbenden Linden. Sie sahen eine Lazarett-Barackenstadt, sahen Villen und Gärten an sich vorüberfliegen — wenn sie überhaupt etwas sahen. Denn sie waren beide von der Furcht vor ihrem Schweigen benommen. — Endlich hielt das Auto, da war der Wald. Jenseits der Landstraße, die als glattes, helles Band unter diesen endlosen Lindendoppelreihen seewärts lief, hier durch den Wald schneidend, sah man unter den Buchen ein Wirtshaus. Es war vorher besprochen gewesen, daß man dort den Tee nehmen wolle. Das vergaßen sie. Das Auto wartete.

Stumm gingen sie in den Wald. Eine sehr durchwärmte Luft schlug ihnen entgegen. Die Sonne hatte viele Tage hindurch auf den Wipfeln gebrannt und Wärme hinabsickern lassen, die sich in der Windstille zwischen den Stämmen hielt. Nach einer

Weile empfand Amalie ihre Jacke als zu lästig. Sie wollte sie ablegen. Er half ihr sofort. Und da, als seine Hände ihre Schultern berührten, kam alles Elend seiner Leidenschaft in ungebrochener Macht über ihn. Das Blut flammte ihm zum Kopf empor — da wußte er wieder: ‚Ich muß wissen! Muß fragen!‘ Und rang um den Mut, sie jäh mit einer brutalen Frage zu befallen.

Sie ging, in stolzer Haltung, mit festen Schritten. In ihr war keine Schwäche. Sondern eine Art von Feindseligkeit, von Liebeshaß. Sie wollte nur wissen: war jene Sommernacht seine Wahrheit, oder all sein enges, bescheidenes Maß nachher. Was ist sein eigentliches Gesicht? Liebt er mich? Liebt er mich noch? O — vielleicht ja! Dann wollte sie ihre Rache haben und ihm lachend sagen: ‚Mir war's nur ein lustiges Spiel — ein Versuch! Ich wollte nur wissen, wie Männerküsse schmecken.‘ Jede Weiblichkeit wollte sie verleugnen, sich selbst erniedrigen, nur um sich zu rächen. — Sie rang mit sich, suchte nach dem kühnsten, kältesten Wort. —

„Da ist eine Bank,“ sprach er plötzlich.

„Also setzen wir uns,“ antwortete sie mit spöttischem Ton.

Er legte die Jacke über die Banklehne, damit sie sich, in der dünnen weißen Bluse, nicht gegen das Holz zu stützen brauche. ‚Gerade so ein zarter, spinnwebfeiner Stoff war's, der damals ihren Körper erraten ließ,‘ dachte er. Wie ruhevoll sie atmete. —

Der Wald stand festlich. Durchsonnt. Noch in reichster Kraft der Belaubung. Da und dort von Herbstfäden ganz leise durchsprenkelt. Und sacht schwebte ab und an ein gelbes Blatt zwischen den grauen Säulen der Buchen herab. Ein ganz dünner Geruch wie von welkenden Kränzen war spürbar, vielleicht hauchte das Eichenrevier ihn aus, das unweit ihres Sitzes sich an majestätischen Buchenhallen schloß. Es war wunderbar still. Und vollkommen einsam.

„Amalie,“ sagte er leise.

„Du wünschest?“ fragte sie schnöde. Sie fühlte: ihr Augenblick kam! Sie würde wissen — endlich wissen! Und über ihn triumphieren! Ihn strafen dafür, daß er ihr Herz mißhandelt. Und dafür, daß er, immer nur er allein es beherrscht hatte, damals wie heute, daß sie sich nicht freimachen konnte von dieser zehrenden Liebe! Nur zu verbergen wußte sie sie — das war alles. — Niemals sollte er ahnen, daß ihre Nächte voll Qualen waren um seinetwillen. Verlacht und verachtet sollte er sich wähnen. Und so wollte sie von ihm scheiden. Und dann, einerlei ob innerlich befreit oder nicht, drüben den ersten, besten Mann heiraten . . . Ihr Vorsatz tat ihr so schneidend weh, daß ihr die Lippen sich eng zusammenzogen . . .

Er wollte sprechen. Quälte sich Worte ab, mit unklarer Stimme.

„Immer hab' ich die Furcht gehabt, daß ich vor dir . . . daß du mir . . . Ich habe sehr unrecht . . .“

Wie verkehrte sich ihm denn der Wille hart und herrschend auf sie einzudringen in lauter Demut? ‚Nein,‘ dachte er, ‚nein, ich kann ja nicht sprechen . . .‘ Und er fühlte, wie das Bewußtsein seines Unglücks ihm jede Stärke nahm.

Sie wandte ihm ihr Angesicht zu. Ihr Blick, funkelnd von der Begier, ihm weh zu tun, traf in sein Auge. In diese heißen, flimmernden Augen traf er . . . Sie hielten beide den Atem an. Und da begab sich ein Wunder . . .

Ihr flammte Liebe entgegen, gramvolle, unbezwingliche, grenzenlose Liebe . . .

Und in der Tiefe ihres Wesens sprangen Tore auf. Ein neues Gefühl brach hervor — überraschte sie mit seligster, schmerzlichster Verwirrung . . .

Sie senkte die Lider und errötete — und saß befangen.

Der Zauber dieses Anblicks berauschte ihn, ward ihm zur tiefsten Offenbarung. Vor ihr niederzuknien trieb es ihn. Er nahm nur scheu und vorsichtig ihre Hand. So blieben sie, von einer neuen Schamhaftigkeit ganz gefesselt, voreinander klein. Weil es zwischen ihnen einst eine zügellose Stunde gegeben hatte — die keine Schuld gewesen war und dennoch ein Verbrechen an ihrer heiligsten Bestimmung — der, füreinander zu leben. —

Sie brauchten einander nichts mehr zu fragen. Der höhnische Zorn war hinweggelöscht, in dem sie jahrelang nach der Stunde gelechzt, einander die Hüllen von der Seele zu reißen.

Sie wußten nun die Wahrheit. Und sie hieß: Liebe!

Das brausende Ungestüm seiner Natur hatte es über ihn verhängt, daß seine Liebe in heißen Begierden begann — mit denen er das Blut ihrer unerfahrenen Jugend entzündet.

Eine Träne perlte unter ihren Wimpern hervor. Er sah den Tropfen langsam ihre Wange hinabrinnen.

Da brach alles in ihm zusammen. Er fühlte: sie und ich sind eins — vor der Welt, für immer wollen wir eins werden, bleiben — und sollten wir über Leichen gehen . . . Er wollte zu ihr sprechen. Ihr sagen: ‚Ich folge dir. — Wir fliehen zusammen. Morgen sind wir frei. — Mein bist du, mein!‘

Und mit einem Male hörte er Doris' Worte in seinem Gedächtnis nachhallen — so ruhevoll, so ganz einfach hatte sie gesprochen, wenige, nüchterne Worte: Du wirst es Amalie nicht abschlagen wollen ... Als handle es sich nicht um Tod und Leben, nicht um höchste Leiden, sondern um eine arme kleine Freundlichkeit. — Wie diese Erinnerung ihn ablenkte, störte ... Ganz und gar vertraute Doris ihm ... Sie liebte ihn nicht mehr: plötzlich fühlte er es genau. Und war dennoch voll sanfter Festigkeit bereit, in ihrer Pflicht zu beharren. — Kann aber nicht Lüge sein, was man Pflicht nennt? Wo ist die größere Sittlichkeit? Soll sie bei der Pflicht sein, nur weil die Wahrheit zu spät erkannt wurde? Wer hat den Mut, hierauf die ewig gültige Antwort zu geben? In diesen Fragen gibt es keine Gesetze von starrer, unverbrüchlicher Gültigkeit. Sind sie nicht für jeden Menschen andere? Zieht nicht selbst der irdische Richter, bevor er urteilt, alle Umstände in Erwägung, von denen die Schuld bedingt war — die vielleicht aufhört, Schuld zu sein, wenn man sie vom rechten Standpunkt aus sieht? Was durfte er? Was mußte er?

Er konnte immer noch nicht sprechen. Alles in ihm drängte nach dem Schrei: Ich folge dir! Ebenso starke Gewalten hielten ihn zurück. Er preßte nur heftig ihre Hand.

Aber sie sprach. Das Wunderlichste, als sei es aus gemeinsamen Gedanken heraus. Und doch scheinbar ohne jeden Zusammenhang mit dem, was an erschütterndem Wissen ihnen sich erschlossen hatte.

Aber ihre Seele ging seinem Leidensgang nach. Sie wußte, wie er sich gefangen fühlte in Ohnmacht, weil er dem Kriege fernbleiben mußte. Sie wußte nun auch, daß die Trennung von ihr sein Unglück bis zum unerträglichsten steigern würde.

„So hart wird es dir, dich ins bürgerliche Leben zurückzufinden. — Wie sehr du leidest — — ich sah es. Ja, ich sah es ..."

‚Sie hat gesehen, daß ich litt!‘ dachte er. ‚Sie hat mich verstanden! Sie allein — außer meiner Mutter — —‘

„Vielleicht," sagte er, „vielleicht war die Rückkehr so hart, weil ich erwachte — weil mein Zustand vor dem Kriege nicht aus innerster Wahrheit und Notwendigkeit herausgeboren war."

„Du wolltest ein anderer sein, als der du bist."

„Ich fürchtete mich vor mir selbst."

Wieder schwiegen sie lange. Und ganz zart zog er sie an sich heran.

„Aber jetzt," flüsterte er dann, „jetzt will ich in der Wahrheit leben. In dir. Mit dir. Sprich — nein, sprich nicht — laß mich entscheiden, mich allein. Denn meine Lage ist anders als die deine — kann es noch einen anderen Weg für mich geben, als den mit dir? Soll ich mit dir gehen? Über den Ozean? Nein, nicht jetzt, nicht heute —"

Immer sicherer wurde sein Ton, immer glühender sein Gesicht. Die jubelnde Freude stieg darin empor, gleich einer Morgenröte. Er hatte die Lösung gefunden . . .

„Nicht heute. Ich kann das Vaterland nicht verlassen. Es braucht jeden Mann. Solang' ich brüchig bin, kann ich ihm Waffen schmieden. Wie freudig will ich's fortan. Wenn ich erst genesen bin, muß ich sie selbst noch wieder in die Hand nehmen. Aber dann — nach Sieg und Frieden, dann folg ich dir! Dann wartet drüben, unter heißerer Sonne das herrlichste Weib mich . . ."

Die Leidenschaft brauste ihm durch alle Adern. In der seligen Gewißheit aller Rechte des Liebenden an die Geliebte, Begehrte, preßte er sie an sich — sie mit dem Arm fest umschließend. Seine Lippen suchten ihren Mund . . . Aber sie wehrte ihm ab. Ohne Heftigkeit, ohne Ringen, in dem sich der geheime Wunsch birgt, besiegt zu werden. Nein — einfach, fest, in einer neuen und unbezwinglichen Würde.



Schwäbisches Hochzeitspaar aus dem Steinbachtal
Gemälde von Theodor Lauxmann

„Niemals," sagte sie voll Ergebenheit. „Niemals. Wir sehen uns heute und nie mehr — nie . . ."

Und dann, als er wie ein Geschlagener saß, dann legte sie von selbst, in einer leisen, schmerzlichen Zärtlichkeit ihre Wange an die seine. Was war noch zu verbergen, wozu noch Masken vornehmen — es galt zu scheiden. Aber die Stunde des ewigen Abschieds sollte von keinem Sturm wilder Zärtlichkeit entadelt werden. — Vielleicht brannte auch in ihrem Blute das Verlangen, einmal, einmal noch die Glut seiner Küsse zu fühlen, wie in jener Mondscheinnacht, in der sie ihr Schicksal verdorben hatten. — Aber eben um jener Mondscheinnacht willen: stark und rein mußten sie sich trennen. —

Vielleicht weinten sie — sie wußten es nicht. Ihnen war, als verrinne ihr Leben, als sähen sie dem eigenen Tod zu . . .

Bleich, still, mit zerstörten Gesichtern, fassungslos fast vor Angst vor der Flucht der Minuten schritten sie zusammen durch den Wald. Arm in Arm wie Verbundene — mit dem zerrissenen Herzen der für immer Getrennten. —

Dann trug das eilige Gefährt sie zurück zur Stadt. Er sah nach der Uhr. Oh, noch Zeit, noch eine Gnadenfrist . . . Eine Möglichkeit huschte wie ein Blitz durch ihn hin. Mit diesem rasenden Wagen hinaus an die See — am Ufer stehen und dem Dampfer zusehen, wie er durch das blaue Wasser dem Horizont zufuhr, wo im feinen Dunst sich Meer und Himmel nicht mehr durch eine Linie schieden.

Sie kamen über die Brücke. Er gab dem Auto das Zeichen zu halten. Hart an die Brücke schlossen sich die hohen Brüstungen der alten Festungsanlagen — umgebaut, mit Anlagen geschmückt, abgerundet und mit steinernem Geländer gegen den Hang geschützt. Zur Linken standen, unfern eine alte Baumgruppe, zwei große französische Kanonen, Beutestücke des Krieges. Sperrig, mit hohlen Rohren ohne Verschlußstücke, auf großen Rädern standen sie und schienen sich drohend über den Fluß und die Kanalmündung drunten zu richten. Dahinter erhoben sich die einstigen Festungsbauten, mit den sich dick und klobig vorwölbenden Turmbäuchen; in der Mitte dieser backsteinroten, vom Alter übergrauten Mauern, stand stolz das Tor. Bogenöffnungen führten unter ihm hindurch, unmittelbar in die Stadt. Sein viereckiger Turm, von zierlichen, gotischen, zumeist hohlen Fensterreihen belebt, trug eine geschweifte Dachhaube, die im letzten Tagesschein wie Blaustrahl glänzte.

Sie standen eng nebeneinander, Arm an Arm gedrängt, zwischen den Geschützen; ein wenig über das steinerne Geländer geneigt, die Hände vor sich hinaus gefaltet, gleich unbefangenen Reisenden, die sich das vielgestaltige Bild ansahen, das sich vor ihrem Sehpunkt ausbreitete. Gleich drunten der Kanal. Er mündete links in den Fluß; voraus zog dieser sich hin, von Schiffen belebt; in der Ferne, sehr weit, sah der Blick die Welt des Schiffsverkehrs und der Holzlagerplätze am Ufer, überragt von einer andern. Da blauten stille Waldhügel. So weit weg von ihnen und allen war auch der Frieden und das Glück — nur noch eine undeutliche Erscheinung, deren Formen man nicht erkennen kann.

Jedes Gespräch war ihnen unmöglich geworden. Wozu noch Worte? Sie wußten einer vom andern, welch ein Abgrund von Jammer in ihnen war — —

Da heulte eine Sirene auf. Voll und mißtönig. Der Ton traf sie wie ein Stoß. Rief er Amalie? Schrie das Schiff nach ihr, dies verhaßte Schiff, das sie forttragen sollte in die Ferne? . . . Plötzlich wußte er: alles, was wir in diesen letzten Stunden gesprochen, was wir schweigend voneinander erfühlten, war Wahnwitz! Wir belogen uns nur. Jetzt, jetzt, in der allerletzten Minute wird die Wahrheit siegen —

„Ich gehe mit!" sprach er heiß.

Sie hob wehrend die Hand.

„So laß uns sterben."

Fest sah sie ihn an. Und ob ihre Blässe auch die einer zu Tode Erschöpften war, stand sie doch vor ihm, groß und voll Kraft —

„Das Vaterland braucht jeden Mann. Du selbst hast es gesagt."

Ein Aufschluchzen stieg ihm in die Kehle.

„Könnt' ich gleich in den Krieg ..."

„Der Tag wird kommen ... Leb' wohl!"

„Amalie!"

„Leb' wohl ... Bleib, bleib — ich will allein . . ."

Sie sahen einander in die Augen — in dem jammervollen, entsetzlichen Wissen der letzten Blicke. Gleich Sterbenden —

„Amalie!“

„Leb' wohl!“

Er hörte ... obschon das Wort fast lautlos sich von den Lippen rang. — Und nun? Ging sie? Er sah es erstarrend — wenige Schritte nur. Und schon, ehe er es faßte, war sie um die Rundung der roten Mauer verschwunden. Er wußte, dort führt eine Treppe hinab an den Hafen. — Er wollte rufen. Sein Mund blieb stumm, nicht einmal die Stimme gehorchte ihm. So jäh kam der letzte Abschied. — Nein, es sollte, es konnte nicht der letzte sein ... Ihr nach! Ihr nach! Aber ihr Wille bannte ihn; er stand mit zitternden Knien ... Ihr starker Wille. — Allein, ganz allein wollte sie die Planken betreten, die sie einem neuen Leben entgegenführten.

Einem Leben, darin er und seine Liebe wie ein Grab waren ...

„Nach Travemünde,“ sagte er heiser, „an die Mole.“

Der Mann, der den Kraftwagen nun noch in den sinkenden Abend hinein und an die See jagen sollte, kurbelte halb widerwillig an. Das fühlte der Professor wohl.

„Großes Trinkgeld,“ sagte er, „aber rasch, rasch!“

Daß der Tag entfloh, bemerkte er gar nicht. Vor seinem Geiste, ihn hypnotisierend, stand ein Bild ... Nah, handgreiflich nah, glitt vorsichtig der dänische Dampfer aus der Travemündung hinaus, vorbei an der Mole, die den steinernen Arm hinausstreckte ins Wasser, um so den Fluß ein wenig zu verlängern, den Schiffen sichere Ausfahrt gebend. — Und er stand auf dem granitenen Damm und breitete seine Hände nach der Geliebten aus. Deutlich sah er ihr Gesicht. Sie erkannte ihn. Sie schrie — sie sprang in ein Boot — oder ins Wasser — zu ihm zu gelangen, zu ihm — und er warf sich ihr entgegen. — Und so, aus dem Meere noch, das hereinspülte, gewann er sich dennoch das Weib...

Grauer ward hinter den Fenstern der Abend. Als verändere das Glas des Wagens seine Farbe. Und die Landschaft da draußen wurde dunkel, verlor Einzelheiten. Der Wald wandelte sich zur schwarzen Wand, die Knicks am Wege zu Mauern. Aus Häusern, an denen man vorbeihuschte, brach Licht.

Und dann stand er betäubt — als er ausstieg, war es völlig Abend. Er begriff, bis der Dampfer, der von Lübeck herab zwei Stunden schonender Fahrt zwischen manchmal engen Ufern brauchte, bis der Dampfer vorbeikam, war es Nacht! Seine letzte, wilde Hoffnung zerrann. Sie würde ihn nicht sehen — er sie nicht! Niemals mehr: Kein Grüßen mehr zwischen ihnen — nichts — vorbei.

Sein Trotz wehrte sich. Selbst die Nacht wollte er bezwingen. Seine Liebe sollte selbst ihre Undurchdringlichkeiten zunichte machen. Er wollte sich an die äußerste Spitze der Mole stellen. — Rufen — schreien — dort, neben der großen Laterne. Das Licht mußte ihn ihr zeigen. Sie würde ihn erkennen — sähe sie nur den Umriß seiner Gestalt. Sie würde ihn hören, wenn seine Stimme mit der Gewalt der Verzweiflung nach ihr rief ...

Er bemerkte, daß der Fahrer auf Bezahlung wartete. Ja, ja — hier das Geld! Nur allein sein — ganz allein ... Er schritt am Leuchtturm vorbei — seine gewaltige, runde Säule stieg massig in der Dunkelheit empor. Von seiner Höhe glänzte ein Strahlenbündel hinaus über die Weite, schien sich wieder zusammenzufalten, um sich gleich aufs neue auszubreiten. Im sinnvollen Wechsel von Erlöschen und Aufleuchten dem Schiffer die Einfahrt zu zeigen. Dann führte der Weg zwischen Baumreihen, begrüntes Feld, der Lotsenwache zu. Ein wenig Buschwerk umgab sie. Hinter dieser Anlage begann der Strand. Der Abend hatte den Wind aufgeweckt. Er wehte dem Schreitenden entgegen. Nun lag das Wasser der Bucht vor ihm. Aber sie weitete sich zum offenen Meer, weil das ferne Ufer drüben nicht mehr genau zu unterscheiden und in der wachsenden Dunkelheit rasch völlig ausgelöscht war. Er überquerte den aufgemauerten Teil des Strandes und stieg eine kleine Treppe hinab. Nun fühlte er den Ufersand unter seinen Füßen. Noch wenige Schritte, nach rechts — da war die Mole. Ihren Kopf pflasterten glatte Granitplatten, miteinander verankert durch eiserne Klammern. Zu ihren beiden Seiten, unten im Wasser, lagen die mächtigen Steinblöcke gehäuft,

an deren Wucht sich die Wellen zerbrechen sollten.

Wie sich der Wind steigerte! Er warf sich ihm förmlich entgegen. Die Luft sauste. Das machte das Entlangschreiten auf dem nur schmalen Damm seltsam unsicher. Als wolle der Schwindel den einsamen Mann anpacken. Rastlos schritt er auf und ab. Vom Ufer bis zum Molenrande, vor dem das hohe Laternengerüst sich erhob, und zurück. Das Wasser wurde immer unruhiger. Der Ost, der sich aufgemacht hatte, trieb es rauschend heran. Es begann sich mit weißen Spritzern gegen den Strand zu werfen. An dem äußeren Ende der Mole schäumte es hoch auf. Der Schein, den die Laterne von ihrem ragenden Platz aus herabspielen ließ, ging kurz und unsicher über die ewig wechselnde Bewegung hin.

Er horchte auf das Brausen und die Musik in der Eile der Wasser. Wenn sie mit aller Wucht herankamen, stürzten sie nicht besinnungslos sich voraus. Eine Pause schwebte vor ihnen, den Bruchteil einer Sekunde lang, als stocke ihr Pulsschlag, als hemme sie noch ein allerletztes Zögern. Und dann erst kam das Krachen des Anwurfs und nach ihm das sachte Zurückströmen der Woge. Wie ohnmächtig gewordene Leidenschaft — wie schmerzlicher Verzicht. Die Not und den Sturz seines eigenen Herzens legte er hinein in den Gesang des rauschenden Meeres. Und wie es größer und wilder ward in seinem Heranfluten, wuchs auch die Qual seiner Erwartung. Die rasende Ungeduld strömte durch seine Brust, alle Vernunft hinwegtragend —

Der Himmel blieb dunkel. Er mußte sich wohl mit Gewölk verhüllt haben, dicht und einförmig, daß alle Sterne unsichtbar blieben. Und im pfeifenden Ost war schneidende Kälte, der Atem des Winters — als wolle er jäh dem letzten Sonnentag folgen, der heute noch den Herzen Sommerglück geschenkt. Als wolle er jede Zwischenstufe auslöschen und die arme Menschheit in frierende Hoffnungslosigkeit jagen.

Gleich, gleich mußte doch ihr Schiff kommen. Wie schwarz der Fluß, wenn man landwärts auf ihn zurücksah. Dort glänzte an seinem Ufer traulich die Lichterreihe von Travemünde. Hier war er einsam und warf unruhevoll, kohlenblank seine Wellen. Seinem natürlichen Lauf entgegen trieb von See her der Wind die Wasser:nassen herein.

Die Mütze flog dem Mann vom Kopf. Er bemerkte es nicht einmal. Die kalte Luft blies ihn immer schärfer an. Ihn fror nicht.

Kam da nicht eine dunkle, hochragende Erscheinung den Fluß herauf? Sehr vorsichtig zog sie vorbei an den gemütlichen kleinen Glanzpunkten, die auf den Hauswänden am Ufer blinkten und helle Fenster waren. Klang nicht der dumpfe Schrei der Sirene? Der Ost warf den Ton landwärts, mißgönnte ihm dem gierig horchenden Ohr des fast Vergehenden — — Nun kein Zweifel mehr ... Das war ein Dampfer. Seine rote Laterne an Steuerbord, die grüne an Backbord glühten still. Am Vordersteven das weiße Licht war gleich dem Auge eines Einäugigen, als sähe es den Weg, der durch die Nacht der Wogen führte. Das ganze Schiff ward erkennbar, aber in so schwacher, ungleicher Belichtung, daß es einer gespenstischen Erscheinung glich —

Ihn faßte Schwindel, er taumelte — wenn er stürzte? Der Fall ihn hinabwarf in das Wasser? Warum nicht? Über ihn hinweg fuhr sie! Wenn über sein Herz, warum nicht auch über sein Leben —

Näher kam das Schiff. Sein Bug zog heran, als sei es der Leib eines vorweltlichen Riesentieres — das enge Flußbett — die Nacht — alles hob die Maße auf — steigerte sie, machte sie erdrückend —

Nun sah er das Deck, die Kommandobrücke, Gestalten am Reeling — Sie? Sie? Verzweiflung packte ihn. Nichts war genau zu erkennen. Er schrie auf. Warf ihren Namen hinaus in den rauschenden Wind und den Anprall der Wogen, in all den grausamen Lärm, mit dem die Natur den Klagelaut seines Herzens übertönte. — Er streckte die Arme aus . . .

Du — du!

Höre mich, Geliebte! Einmal noch, einmal noch neige mir dein Angesicht zu. — Nur sehen — noch einmal sehen will ich dich!

Aber das Schiff zog in Gelassenheit vorbei. Die Strahlen, die aus dem Glase der Molenlaterne brachen, strichen über es hin. Dann kam es in Dunkelheit — plötz-

lich schien es sich ein wenig aufzurichten — gleich einem Tier, das aufmerkt auf eine Gefahr. Dann verbeugte es sich vor der Majestät der Wogen. Und so, im leisen Wechsel vom leichten Aufbäumen und sanften Verneigen, ging es in die starkbewegte See hinaus . . .

Er lief, gepeitscht von Angst, die Mole entlang, zurück ans Ufer — im weichen Sand, der unter seinen Füßen wich, rannte er dahin, weiter, weiter, bis er am Strande sich da fand, wo sein Blick ungehemmt die Nacht durchjagen konnte.

Dort fuhr das Schiff — er sah die Lichter sich schaukeln.

Zu seinen Füßen klatschten die Wogen auf den Sand.

Der Wind heulte ihn an.

Luft und Meer brausten ineinander — ihre Stimmen groß vereinigend.

Er stand und stierte hinaus. Was war das? Hielt das Schiff die Fahrt an? Wollte es umkehren? Großer Gott — ja! Deutlich sah er: die Fahrt stockte! Himmlische, überwältigende Hoffnungen betäubten ihn. Gewiß: die Maschine war schadhaft. Wichtige Papiere waren vergessen. Sie, sie, die Geliebte hatte gedroht sich ins Meer zu werfen, wenn man nicht umkehre . . .

Aber ein kleines Licht löste sich vom Dampfer, tief neben ihm glomm es einen Augenblick. Dann trieb es von ihm ab, glitt den Weg durch Schwall und Prall, mit dem Winde hinter sich eilig zurück: Nur der Lotse war von Bord gegangen.

Der Dampfer nahm volle Fahrt auf. Rasch wurden die Lichter kleiner und kleiner . . .

Sah er sie noch? Wahrscheinlich hatte die Nacht sie lange verschlungen, als er noch immer den kleinen Lichtstern zu sehen glaubte — —

Dann aber, endlich, ward die Finsternis auch für seine brennenden Augen völlig —

Vorbei — verloren —

Er warf sich in den Sand und verbarg sein Gesicht in seinen Armen — —

⌘ ⌘ ⌘

Manche Stunde später irrte ein barhäuptiger, bleicher Mann am Bahnhof umher. Der lag schlafend. Kein Zug ging mehr zurück nach Lübeck.

Er dachte stumpf, daß er ja gehen könne. — Es mochte weit sein. Aber wenn er bis ans Ende der Welt hätte wandern sollen, was lag daran? Sie, die Geliebte, erreichte er nimmermehr. — Er spürte: seine Knie wankten, die Füße trugen ihn nicht. Seine linke Seite schmerzte. Ein glühendes Messer schien man ihm hineingebohrt zu haben.

Er fand Unterkunft in einem kleinen Gasthaus, vorn am Fluß. Ein ungefähres Gefühl überkam ihn, daß er verdächtig wirken könne. — Es war doch Krieg. Die feldgraue Uniform zwar schützte ihn vor Verdacht. — Er wurde von plötzlicher Gesprächigkeit befallen, einer Art trunkener Lebendigkeit, wie sie ihn bei Übermüdung wohl überkam. — Ja, sein Gepäck sei in Lübeck im Hotel. Man könne sich erkundigen. — Und er habe den Zug versäumt — und seine Mütze? — weggeweht. Er aß und trank. Vielleicht waren es Fische, vielleicht war es ein zu starkes Getränk. Dann lag er auf einem Bett. Ich will schlafen,' dachte er. ‚Ja, schlafen. Man muß doch schlafen.'

Er sah ein schönes Gesicht und sah ein heißes Erröten — und sah Augen schamhaft niedergeschlagen, die vordem kalt und dreist gewesen: „das Vaterland braucht jeden Mann" — — Seine Augen strömten ihm über.

Und endlich schlief er ein.

Der sternenlose Himmel, der eisige Atem der Nacht hatten nicht gelogen; jede letzte Sommererinnerung schien aus der Natur fortgeblasen. Morgen vielleicht kehrte die Sonne zurück. Dann fand sie kahlere Wipfel und vergilbtere Farben. Grau und still lag heute die Welt. Zum offenen Fenster des ersten Stockwerkes herein kam herbe Luft. Über die verschnittenen und plötzlich ganz durchsichtig gewordenen Lindenwipfel fort sah der Erwachte hinaus. Im Fluß unten, nah dem Ufer hantierten Fischer in ihren Nachen mit schweren, schwarzbraunen Netzen. Ein Schleppdampfer zog drei kleine dänische Segler meerwärts. Vom Gelände jenseits erhoben sich Flieger zur glanzlosen Höhe. Die Doppeldecker und Tauben kreisten in Probeflügen; das Schnurren der Propeller sauste. Man war fleißig bei der Arbeit in der Fliegerschule, die sich dort auf der sandigen Landzunge zwischen dem Dassower Wyk

und der Lübecker Bucht ihre Stätte gewählt hatte. Der zuschauende Mann sah ihnen nach, nicht teilnahmlos, aber aus einer ergebenen Ferne. — Tief und sehr lange hatte er geschlafen, der völligsten körperlichen und geistigen Erschöpfung verfallen. Nun war eine vollkommene Stille in ihm. Er war zu matt, um noch Jammer zu fühlen, zu zerbrochen, um den Blick schon vorwärts zu richten. Dumpf wußte er, daß er von hier fort müsse. Unausgekleidet hatte er auf dem Bett geschlafen. Wo waren denn eigentlich seine Sachen? Richtig — ja — in Lübeck, im Hotel: Mantel — Handtasche. Aber er hatte doch auch einmal eine Mütze gehabt? Eine neue kaufen — — In Lübeck — ja — oder auf die Mole gehen; vielleicht war sie noch dort, wo die Wogen entlang spülten, auf denen in brausender Nacht ihr Schiff dahinfuhr. —

Er dachte gar nicht an Doris — nicht an seinen Knaben. Er wußte nicht mehr, daß von einem Tag zum andern das Gesicht des Lebens die Züge verändern kann. Das seine sah ihn mit steinerner Unbeweglichkeit an . . .

⌘ ⌘ ⌘

Sie aber, sein Weib und sein Kind waren ihm näher, als er ahnen konnte . . .

Als er Gremsmühlen verließ, trug er Uniform. An den vorhergehenden Tagen hatte er bei seinen Wanderungen bürgerliche Kleidung getragen. Er schien sie sonst zu hassen. Aus seinem Militärverhältnis auf unbestimmte Zeit beurlaubt, hätte er durchaus die Freiheit gehabt, den hellgrauen Rock einstweilen in den Schrank zu hängen. Er vermochte es nicht über sich. Daß er ihn nun wieder anzog, da er zur letzten Begegnung mit Amalie fuhr, das beruhigte Doris irgendwie — sie wagte selbst nicht, sich einzugestehen warum. Das hielt sie nieder, ließ es nicht mit klaren Gedanken über sich kommen.

Sie sah wohl: seine sichere Haltung war erzwungen. Sie kannte dies Flimmern seiner Augen, das innere Unruhe verriet. Aber daß er ruhig sein wollte, tat ihr schon wohl. Was auch immer an vielleicht nur halbbewußten Reizungen zwischen ihm und Amalie hin und her gezittert, kam nun, mit dem Abschied, zu Ende. Die junge Frau atmete auf: eine Störung weniger! Das mußte den Wiederaufbau des Zusammengestürzten erleichtern.

Als ihr Mann ihr Amaliens Brief gab, spürte sie wohl den fordernden, ja, den befehlenden Ton in den Worten . . . Die Frage wollte aufflackern: Gab es zwischen diesen beiden mehr, als sie, die Gattin, ahnte? Aber sie verbot sich die Frage. Und jetzt, wo sie ihres Mannes eigentlichstes Wesen kannte oder doch annähernd erriet, wußte sie auch: ihm die Freiheit zu einer letzten Begegnung verweigern, wäre gefährlicher geworden, als es das unbefangen Gewährte jemals sein konnte . . .

Beim Abschied küßte er ihr die Stirn. Er versprach Werner, ihm etwas mitzubringen. Soldaten? Türken? Ja. Er nannte das Hotel. Man konnte nicht wissen. — Der Dampfer fuhr vielleicht später. Er wolle lieber über Nacht in Lübeck bleiben. Vor dem Mittagszug möge sie ihn nicht zurückerwarten . . . Und er scherzte: vielleicht holte Werny mit Mama ihn ab, aus Ungeduld auf das versprochene Mitbringsel . . . So gab er sich heitere Mienen. Aber seine Augen vermieden ihren Blick. Sie fühlte deutlich: er will einen Abend, will viele Stunden der Einsamkeit haben. Wie sehr verstand sie das, billigte es ihm von Herzen zu. Was für Trost ist einem zerquälten Gemüt die Einsamkeit . . . Nachts lag sie schlaflos . . . Das Mitleid quälte sie. Und eigene Herzensnot. Wie sollte sich alles wenden? Nicht zum Glück. Das war ausgeschlossen. Das forderte sie nicht von der Zukunft. Aber zur Klarheit, zur reinen, freudigen Wunschlosigkeit; zum schuldlosen Frieden mit sich selbst und allen, die sie lieb hatte. —

Und dann, mitten in der Nacht, klopfte das Schicksal an ihre Tür. Eine D-Depesche kam und zwang zum Handeln. Sie packte ihre, ihres Mannes Sachen. Sie hob den Knaben früh aus dem Bett, und mit dem ersten Zug reisten sie ab. Nach Lübeck, um Katte im Hotel aufzusuchen. Sie war so sicher, ihn dort noch zu treffen. Er würde nicht vor halb eins fortfahren. Sie kam schon gegen zehn Uhr an. War er nicht im Hotel, vielleicht auf Wanderungen durch die Stadt, so konnte sie ihm eine Bestellung hinterlassen, ein geschriebenes Wort — das ihm sagte: Folge mir sofort! Denn ihr blieb keine Wahl. Gegen elf Uhr mußte

sie, über Hamburg, die Reise nach Hause fortsetzen...

Ihr Gepäck ließ sie am Bahnhof. Weder ein Wagen noch ein Auto war zur Stelle, der Krieg verschluckte eben überall Pferde und Gefährte. Sie nahm Werner an der Hand und fragte sich zurecht. Die Fahrt mit der Elektrischen unterhielt ihn sehr. Er saß ordentlich andächtig und hörte auf das rasselnde Rollen. Dann noch wenige Minuten eine Straße entlang, und sie waren am Hotel. Da lagen zwei riesengroße Löwen von schwarzer Bronze auf marmornen Sockeln und flankierten die Treppe... „Guck' mal, Mutti!" sagte Werny. Aber Doris sah nach der Uhr. Welch ein Zeitverlust, daß man keinen Wagen gefunden hatte. Im Eingang fast schon kam ihnen der Portier entgegen.

„Ich bin Frau von Siebold," sagte Doris. „Mein Mann, der Professor von Siebold, ist gestern mittag ein viertel vor eins hier angekommen. Seine Zimmernummer?..."

„Herr Professor von Siebold... ja — hm... Herr Professor sind, soviel ich weiß, gar nicht... Aber sehen Sie mal nach," wandte er sich an einen sehr jungen, blassen Kellner, „ob er vielleicht jetzt nach Hause gekommen ist..."

„Ich kann doch selbst hinaufgehen," sagte Doris. Ein peinliches Gefühl überkam sie.

„Bitte — einen Augenblick..." Was für ein Ton. Mein Gott, ja, sie stand hier ohne Gepäck, jung, fremd. — Aber sie war doch Kattes Frau! Irgend etwas stimmte nicht... In der Beängstigung, die beklemmend in ihr aufstieg, neigte sie sich zu Werny.

„Gleich sieht Werny seinen Papa wieder," sprach sie zärtlich. Aber geradezu im Gefühl, sich mit diesen Worten gewissermaßen als Frau des Professors von Siebold auszuweisen. — Vielleicht, ja vielleicht speiste Katte hier gestern mit Amalie. Sie war so schön, so auffallend. Sie und und Katte nannten sich „Du". Man mochte sie für seine Frau gehalten haben. — Sie mußte mit sich kämpfen, um nur nicht in Tränen auszubrechen.

„Sollte mein Mann schon ausgegangen sein, will ich hier ein paar Worte für ihn aufschreiben. Denn zehn Uhr vierundfünfzig muß ich unter allen Umständen weiterreisen."

Der Portier verbeugte sich schweigend. Und wandte sich dann dem die Treppe herabeilenden jungen, blassen Kellner zu. Der schüttelte den Kopf.

„Gnädige Frau," sagte der Portier, „Herr Professor von Siebold hat gestern nachmittag etwa drei Uhr das Haus verlassen und ist seitdem nicht mehr gesehen worden."

Doris erbleichte so sehr, daß die beiden, sie beobachtenden Hotelbediensteten erschraken. Sie mochten denken: das sind abenteuerliche Geschichten. Ein Mann, der die Nacht über fortbleibt, eine junge, sehr reizende Frau, die ihm in Angst und Hast nachspürt. — —

„Ich möchte in meines Mannes Zimmer gehen," sprach sie mit bebenden Lippen.

„Begleiten Sie die Dame hinauf," ordnete der Portier an.

Doris fühlte: man würde sie dort nicht allein lassen. Die Gedanken rasten durch ihren Kopf. War er fort? Mit ihr geflohen? Jetzt vielleicht schon in Kopenhagen auf dem Dampfer, der Anker auf ging — nach Amerika hinüber?

Da war sein Bett. Unberührt. Dort seine Tasche. Geöffnet. Und auf dem Waschtisch die paar Gegenstände, die man zunächst braucht, um sich vom Staube zu reinigen. Dort sein Mantel, der große, graue Radmantel. Ohne Mantel — eine Nacht fort? Er, der noch immer nicht ganz Geheilte? — Vielleicht hatte er den Anzug gewechselt, sich bürgerliche Kleidung gekauft.

Die Minuten waren kurz und kostbar. Sie mußte — mußte weiterreisen. Konnte, durfte sie das noch? Wo war ihr Mann? Mußte sie nicht hier bleiben, ihn zu suchen? Er konnte verunglückt sein. Man mußte zur Polizei gehen! — Um Gottes willen: nein! Sie würden fragen, diese Männer der Ordnung. Und dann mußte sie es hinausschreien, was ihr als furchtbarster Verdacht den Verstand verwirren wollte. Sie mußte es sagen: er ist vielleicht entflohen — mit einer anderen — seiner Gattin, seinem Kinde, seinem Vaterlande!

Und da atmete sie auf. Nein! Das nicht. Nie! Das war unmöglich. Was auch geschehen sein mochte: er entweihte nicht den

heiligen Rock, den er trug. Und er verließ nicht sein Vaterland.

Nun war sie besonnen. Fand Haltung, die ihr auch sogleich mehr Gewicht den Bediensteten gegenüber gab. Sie forderte einen Briefumschlag. In ihn hinein legte sie die Depesche und schrieb mit Bleistift darunter: „Ich reise augenblicklich weiter.“

Dann erklärte sie den Leuten, zugleich die Geldbörse öffnend: „Es ist mir unmöglich, hier meinen Mann zu erwarten. Nehmen Sie... Auch meine Adresse ... hier ... Kehrt mein Mann zurück, wird er mir ja sofort selbst Nachricht geben. Sonst depeschieren Sie, dringend, gegen Abend. Damit bis morgen früh ein Mitglied unserer Familie hier sein kann.“ Und sie dachte: ‚Onkel Bärmann wird es mir nicht abschlagen. Es ginge ja auch ihn an...‘

Nun sah man: sie war wirklich die Frau des Verschwundenen, und man zeigte ihr teilnahmvolle Höflichkeit. — Hoffentlich sei dem Herrn kein Unfall zugestoßen. Elend genug hatte er ausgesehen. Und seine Haltung, wie von Schmerzen nach links zusammengezogen, erschien auffallend.

Wieder mußte Doris mit dem verängstigten, stumm gewordenen Knaben den Weg nach dem Bahnhof ohne Auto oder Wagen nehmen. Sie war voll fiebernder Angst. Kaum schien es noch möglich, den Zug zu erreichen. Über die seelische Erregung um des Mannes willen fluteten die ganz plumpen des Augenblicks hinweg: Fahrkarten, Gepäck; welcher Bahnsteig? Die letzte Treppe hinab, die allerletzte, die von der langen Halle hinunter an den Hamburger Zug führte. Sie liefen. Werner weinte. Er wußte nicht warum. Er hatte das unbestimmte Gefühl von Enttäuschung und Furcht. So hatte er Mutti noch nie gesehen.

Doris wäre auch am liebsten in Tränen ausgebrochen, als sie mit Herzklopfen, noch atemlos auf dem roten Sitzpolster hinsank, in der gleichen Sekunde, wo schon die Tür hart zugeschlagen wurde und der Zug abfuhr.

„Weine doch nicht...“ sagte sie heftig. Und da das Kind nun erst recht schluchzte, bat sie es fast, flehte weinerlich: „Sei still, sei still, um Gottes willen sei still...“

Das bezwang ihn. Allmählich schluchzte er aus, und seine Äpfel fielen ihm ein, die er in der kleinen Botanisiertrommel hatte. Mutti kümmerte sich nicht darum, daß er in den ersten hineinbiß.

Doris saß mit geschlossenen Augen, ihr Reisehut lag neben ihr auf dem Polster der Bank, ihren Hinterkopf lehnte sie fest an.

Sie versuchte ein wenig Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Was bedeutete dieser ihr grenzenloser Schreck? War ihr Familiengefühl, ihr weiblicher Stolz so schwer betroffen von der Möglichkeit, daß ihr Mann mit Amalie entflohen sein könne? Gewiß, ja — auch das — —

Oder war das Entsetzen, von dem sie sich erfaßt fühlte, doch noch Liebe? Betäubt, verschüttet gewesene Liebe, die nun wieder zu neuem Leben erwachte, im Augenblick der Angst? Eine Prüfung, ihr fast gnädig vom Schicksal beschert? Die ihr die Wahrheit offenbarte?

Wenn es denn eine Prüfung gewesen sein sollte: Nein! Das war es nicht, was sie so entsetzte, keine jäh aufflammende Liebe. Anderes sprach mit den Stimmen höchster Angst. Jetzt, gerade jetzt, in diesen schwersten Stunden, die bevorstanden — gerade jetzt durfte kein Riß durch ihr gemeinsames Leben gehen! Das war es — vor allem das — der Gedanke an die Mutter. Wie hätte sie es getroffen! Es ging über Menschenkraft, sich den Schmerz der alten, leidenschaftlichen Frau vorzustellen . . . Wie hatte in all der heimlichen Not des eigenen Erlebens ihr die Dankbarkeit gegen die Mutter geholfen. Soviel Liebe, ganz unverdient bis zur Begeisterung gesteigert, schenkte ihr dies alte, ewig junge Herz! Doris wollte lieber tausendfach selbst leiden, als der Mutter Gram verursachen.

Und wenn sie nun erfahren mußte, daß ihr fanatisch geliebter Sohn...

Aber nein — er war ja gewiß nicht entflohen! Er, fahnenflüchtig? Undenkbar. Wieviel Möglichkeiten gab es. Er konnte einem Kriegskameraden begegnet sein. Wie stark hatte ihn vor kurzem das Wiedersehen mit Brennert ergriffen — ganz unbefangen mochte er sich vielleicht einem befreundeten Urlauber angeschlossen haben. Und vielleicht traf eben jetzt im Hotel am Dieksee eine Depesche ein, die verlängertes Ausbleiben meldete. Warum gleich ein Unglück vermuten? Vielleicht auch hatte

ihn der Abschied von Amalie tiefer gepackt, als er selbst erwartet haben mochte... Die junge Frau sann und sann. Der Abschied, dieser gefährlichste Feind aller Selbsttäuschung und Selbstbeherrschung, konnte ihm die Erkenntnis einer Leidenschaft gebracht haben. Durch welche Qualen hetzte ihn dann das Geschick, in welchen Einsamkeiten rang er dann vielleicht mit sich...

Möchte ihm das gnädig erspart bleiben! Mitleid erschütterte Doris. Und sie dachte: ‚Ich muß ihm helfen, ihm wohltun.‘

Es schien so beruhigend, sich auszudenken, daß seelische Stürme, einerlei ob durch Kriegserinnerungen oder durch Schmerz verursacht, ihn umhertrieben. Gott weiß wo. — Nur kein körperliches Unglück. —

Aber all diese Grübeleien löschten die Tatsache nicht aus, daß sie ohne ihren Mann heimkam — auf solchen Ruf zurückkehrte, ohne ihn, den es am nächsten anging.

Denn welcher Sohn liebte wohl seine Mutter mit der gleichen stürmischen Gewalt, wie Katte die seine...

‚Was soll ich sagen?‘ fragte sie sich und wurde von Beschämung überwältigt. ‚Wie dem fragenden Blick des einen begegnen? Woher die Lügen nehmen, dem Verschwundenen zu helfen‘. Denn schützen wollte sie ihn — gegen jedermann. Ihres Mannes Ehre war immer noch ihre eigene Ehre...

Sie konnte sich keinen Plan machen. Der Zug lief in Hamburg ein. Man mußte umsteigen. Werner hatte sich an seinem ungestörten Apfelschmaus beruhigt und wollte nun unterhalten sein. Besonders war er gespannt, ob man wieder im Speisewagen essen werde.

Die wenigen Reisestunden liefen rasch ab. Es graute letzte Dämmerung, als sie ankamen. Auf diesem Bahnhof, wo auf allen Steigen immer ein Durcheinanderquirlen eiliger Reisenden war, die nach Ost und West, nach Nord und Süd her und hin hasteten. So zeigte sich die Bewegung auch diesen Abend. Zwischen erleuchteten Zügen schob sich Gedränge, und allerlei Rufe tönten darüber hin. Doris war besorgt, daß Werner ihre Hand loslassen könne oder gegen seinen Willen von ihrer Seite abgedrängt werde. Dazu trug sie in der andern Hand Tasche und Schirm und sah nach einem Gepäckträger aus.

Als sie die Treppe zum Tunnel hinabstiegen, rief der Kleine: „Mutti, Mutti, Onkel Raimund!“

Ihnen entgegen, treppan, kam er. Doris erglühte. Ihn hier zu sehen, das traf sie unvorbereitet. Sie hatte sich nicht mit Fassung wappnen können. Wie männlich und stolz er sich hielt. Wie hager und ernst sein Gesicht. Das schmerzliche Glück ihn wiederzusehen, benahm sie ganz.

Er aber, der ja gewußt hatte, daß er ihr begegnen mußte, zeigte eine gütige, freundliche Aufmerksamkeit. Er streichelte Werner die Wangen und gab Doris die Hand. Und sah die Treppe hinauf, mit dem erwartenden Blick, der eine Person vermißt. Er nahm an: oben auf dem Bahnsteig sei noch der Professor und habe mit Gepäck und Trägern zu tun.

„Wie schmerzlich, daß Ihre Erholung so unterbrochen werden mußte,“ sagte er. „Sollen wir hier auf Katte warten?“

„Nein,“ sprach die junge Frau hastig, „er ist — wir sind allein. Er hat...“

„Er ist nicht mitgekommen?“ fragte Raimund so sehr erstaunt, daß Doris nur noch hilfloser und unglücklicher ward.

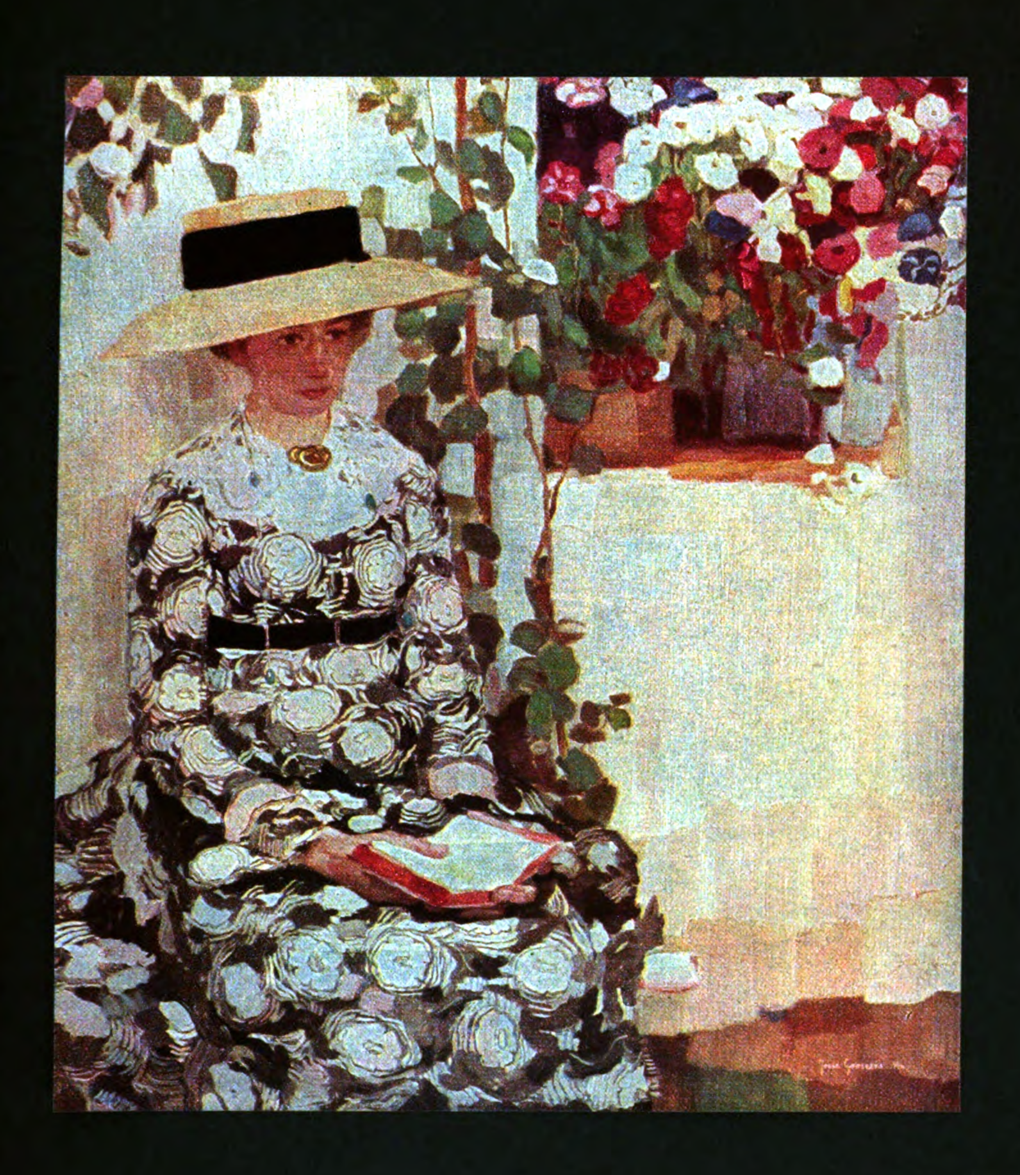
„Er unternahm gestern einen Ausflug nach Lübeck. Ich traf ihn dort heut morgen nicht. Er hat offenbar eine weitere Wanderung, — Nachricht hab' ich ihm zurückgelassen — das hab' ich.“

Seine Züge blieben undurchdringlich. Erriet er aus ihren Worten, ihrem Wesen, daß irgend etwas Beunruhigendes sich begeben habe?

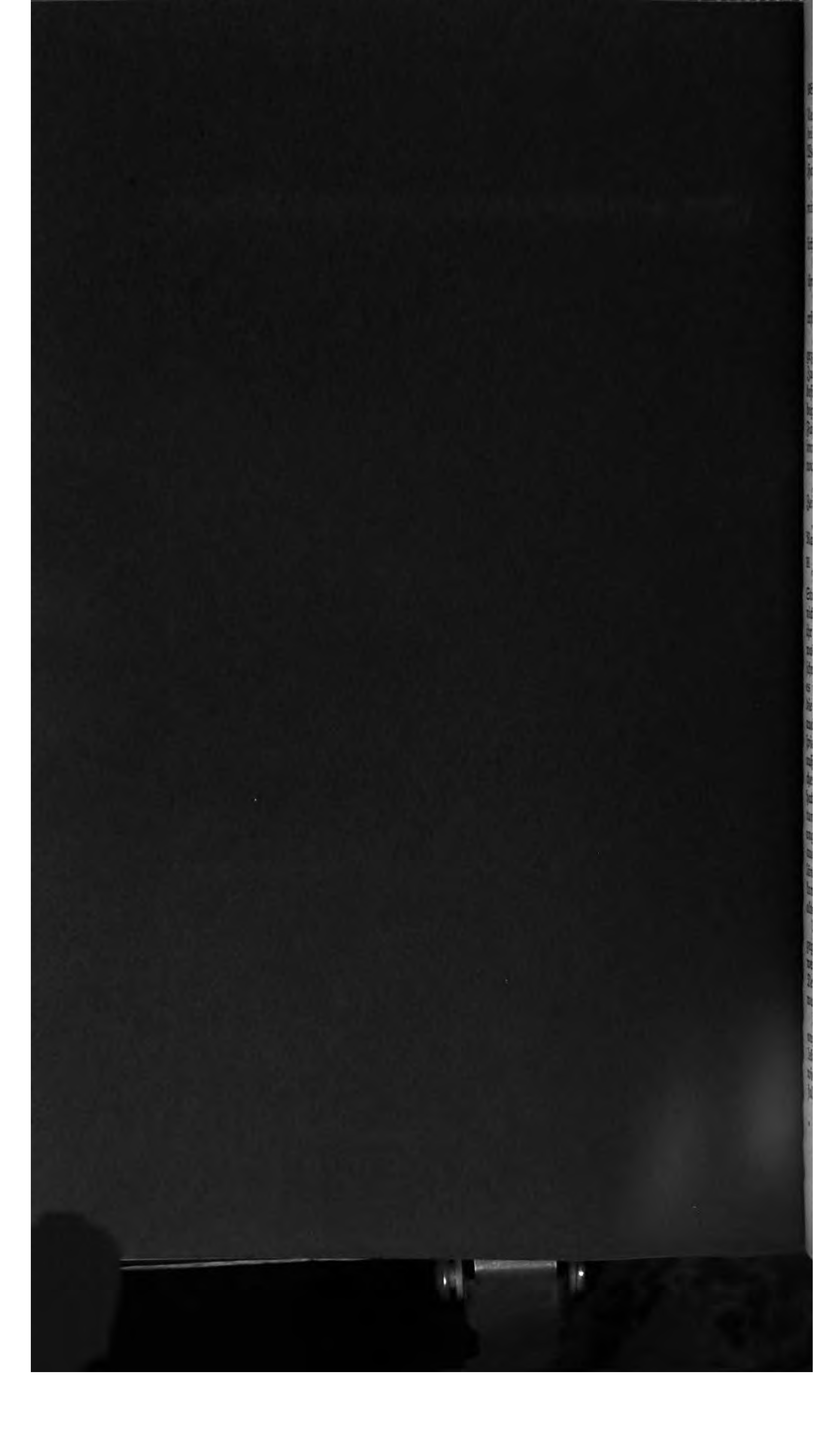
Vielleicht doch. Denn er schwieg dazu. Weshalb bedauerte er nicht? Fragte nicht nach? Er bat um den Gepäckschein. Er geleitete sie durch den Tunnel und wieder treppauf zum Ausgang. Mit liebevollen Worten wandte er sich ab und dem Kinde zu. Wie der berechtigte Beschützer blieb er neben ihnen, herzlich und fürsorglich. Und schien ganz sein erstes, starkes Erstaunen über das Fehlen ihres Mannes vergessen zu haben. An seiner vollkommenen Beherrschung erhob und hielt sich allmählich auch die junge Frau.

„Ich erwartete nicht abgeholt zu werden?“

„Malide wünschte dringend, daß ich zum Bahnhof gehe. Sie stellte sich vor, mit welcher Unruhe Sie und ihr Bruder auf



Unter Petunien
Gemälde von Josse Goossens



Nachrichten warteten. Der alte Ploth ist bei ihr, bei Mutter. — Aber hier ist ein Wagen. Sie werden zuerst Werny nach Hause bringen wollen?“

„Ja. Aber bitte — fahren Sie nicht mit zurück?“

„Danke. Ich habe noch eine kleine dienstliche Angelegenheit.“

Sie spürte: er wollte nicht... Und war ihm dankbar. —

Aus dem Wagen heraus fragte sie dann erst: „Und wie steht es?“

„Mutter ahnt nicht, daß ihre Stunden gezählt sind. Oft liegt sie wie schlummernd. Zuweilen flackert ihr Lebenswille auf und besiegt die Schwäche. Es ist fast nicht zu begreifen. Malide ist von wunderbarer Fassung, groß, bewundernswert — wie immer. — Der Arzt meint — vielleicht noch diese Nacht...“

„O mein Gott, wenn er nicht zu rechter Zeit mehr käme!“ rief sie aufweinend.

„Möchte ihm das erspart werden,“ sagte Raimund mit schwerem Ernst.

⁂

Der alte Ploth hatte seit vierundzwanzig Stunden die Wohnung seiner Freundin nicht mehr verlassen. Gerade war er bei ihr und spielte nach dem Kaffee die gewohnte Partie Halma mit ihr, welch unschuldiges Spiel sie sehr liebte, ohne daß es ihr je gelang, ihre Aufmerksamkeit auf die Berechnung der Züge zu sammeln; auch unterbrach sie sich und ihren Gegenspieler oft mit lebhaften Gesprächen, da sie außerstande war, einen Einfall aufzuspeichern. Und wenn sie dann kläglich verlor, hatte sie mit Gelächter und Selbstverspottung noch im Verlust Vergnügen über die angenehm verbrachte Stunde. So war es auch gestern nachmittag gewesen, als der längst erwartete Zusammenbruch endlich kam. Eine schwere Ohnmacht warf die alte Frau um. Man brachte sie ins Bett.

Und Malide brauchte nun nicht mehr gegen Widerstand zu kämpfen, wie immer, wenn sie den Arzt für die Mutter wünschte. Der Wille der Mutter war mit dem Bewußtsein ausgeschaltet.

Als sie dann wieder zu sich kam, dank angewandter starker Mittel sich rasch belebte, machte sie sich sofort ein Bild davon, wie es mit ihr stehe. Es war ein völlig falsches. Sie glaubte einen kleinen Schlaganfall erlitten zu haben und triumphierte, daß er ihr nicht den Lebensfaden habe abschneiden können.

Seitdem lag sie in ihrem Bett. Oder saß vielmehr fast darin. Soviel weiße Kissen häuften sich hinter ihrem Rücken. Sie schlummerte. Sie wachte. Und wunderte sich nie, daß Ploth immer noch da sei, daß Raimund manchmal an ihrem Bett stand und daß es weder für sie noch für ihre Umgebung Nacht zu werden schien. Das Gefühl für Zeiteinteilung schien bei ihr verlorengegangen zu sein. Und dies war nahezu das einzige, ganz außerordentliche Anzeichen ihrer verminderten Klarheit. Wenn sie wach und lebhaft sprach, schien sie von ungebrochenem Temperament.

Ihr Schlafzimmer war sehr groß. Es mochte früheren Bewohnern des Stockwerks als Gesellschaftsraum, als ‚Saal‘ gedient haben. Ihr Bett stand von der Längswand ab, in den Raum hinein. Da sich nur die notwendigen Möbel, wie sie ohngefähr jedermann braucht, im Raume befanden, wirkte er noch weitläufiger. Sie hatte immer behauptet, in kleinen Zimmern mit vielen Möbeln werde ihr das Atmen schwer, und Kattes und Doris’ Heim nannte sie Puppenstuben. Man konnte also um sie sein, ohne ihr Beengung zu bringen, die mehrere Menschen, um ein Lager versammelt, sonst bedeuten.

Ploth verließ nur auf Minuten den Platz neben ihr. Auch in der Nacht fand er keine Ruhe. Im Wohnzimmer, das durch die altmodische, weitgeöffnete Flügeltür fast ein Raum mit dem Schlafzimmer war, hatte Malide ihm mit einem Kissen und einer Decke eine Chaiselongue zum Bett umgeschaffen. Aber immer wieder kam er herein, sah mit furchtsamen Blicken Malide an, als wolle er von ihrem, der Erfahrenen Angesicht ablesen, wie es stehe, ob nicht doch ein wenig Hoffnung sei. Aber ihr Gesicht trug den immer gleichen Ausdruck wachsamer Besonnenheit. Ab und an leistete sie der Mutter pflegsame Handreichungen. Sie schien mehr die berufsmäßige Krankenwärterin als die ergriffene Tochter. Sie hatte auch vor Beginn der Nachtwache ihr Schwesternkleid wieder angelegt, weil es ihr bequemer und dienlicher war.

Über Ploths, seit vielen Jahren so sorgsam aufgefärbten Don Quichottekopf waren

diese vierundzwanzig Stunden verheerend hingegangen. Keines seiner Mittelchen hatte er bei sich. Er dachte auch gar nicht daran. Und Haar und flatternder Schnurrbart zeigten sich seltsam mißfarben, grau und mit sonderbaren Streifungen von lilaschwarz. In seinen dunklen, tiefliegenden Augen brannte Todesangst. Und er war nahezu stumm. Kaum eine Handvoll Worte hatten Malide und Raimund von ihm gehört. Und als der Hauptmann ihm einmal die Hand auf die Schulter legte und nur halblaut sagte: „Exzellenz...", da schütterte eine solche Bewegung durch den alten Soldaten hin, daß der junge Mann scheu von ihm forttrat.

Raimund wußte: es gibt Schmerzen, die an einem Wort des Trostes jeden Halt verlieren, die nur ertragbar sind, wenn sie schweigend niedergedrängt werden dürfen.

Zuweilen ging Ploth in die Küche. Ganz sinn- und zwecklos. Da saß er ein paar Minuten stumpf auf dem Holzstuhl. Die junge Lotte weinte und war von Angst durchbebt. Es tat ihr schrecklich leid, daß ihre gute Dame sterben solle; aber sie hatte ihr persönliches Geschick schon dahin festgelegt, daß sie wahrscheinlich in den Dienst des verlobten Paares werde treten können, denn nun würden doch die Brautleute gewiß sofort heiraten. Sie weinte also besonders aus namenloser Furcht vor dem Tod. Er käme ins Haus — er lauerte schon auf der Schwelle, sie hatte ihn noch nie gesehen. Ihr war nicht anders, als daß er sie selbst beim Kragen nehmen würde. — Der alte Ploth konnte die eigentliche Begründung dieser ihrer zerstörten Fassung nicht ahnen. Aber es befriedigte ihn, daß die junge Lotte so weinte. —

Nun kam Raimund vom Bahnhof zurück. Er war von dort geradeswegs hierhergefahren. So mußte er wohl vor Doris eintreffen. Es war jetzt hell in den Zimmern. In der Wohnstube brannten zwei Gasflammen an der sehr altmodischen, fünfarmigen Krone, deren gelbes Metall mit ein paar spärlichen Prismen behangen war. Die drei andern Kuppeln zeigten ihre Rundung von Milchglas und undurchleuchtet. Es wirkte kümmerlich, wie ein Notbehelf. Der ganze Raum erinnerte ungefähr an einen nächtlichen Wartesaal, der nur noch für letzten, schon halb sich verlierenden Verkehr offen ist. Lesen hätte der General bei diesem Licht unmöglich können. Er tat zuweilen, als sei das sein Wille. Aber er legte die Zeitungen, die er vom Tisch aufnahm, immer gleich wieder hin. Auch im Zimmer der Leidenden war es eine Gaskrone, die ein schnödes Licht aus geschmacklosen Glasumhüllungen durch den Raum und über das Bett warf. Von einer traulichen Abendstimmung konnte keine Rede sein. Raimund ging mit unhörbaren Schritten bis zum Bett, neben dem Malide saß. Wie wunderbar berührte es ihn, daß er sie seit gestern abend wieder in dem ihm heiligen Gewand sah! Wie nahe war sie ihm dann! Die heiße Dankbarkeit gegen sie wallte mit voller Kraft auf. Er wußte ja nun, daß er sie nicht mit der Liebe liebte, die Mann und Weib in geheimnisvoller Inbrunst zusammenführt, den ewigen Zwecken der Natur zu dienen. Hiervon aber sollte ihr niemals auch nur ein Ahnen kommen — er hatte sich geschworen, sie in treuer Ergebenheit auf Händen zu tragen. Leidenschaftliche, begehrliche Zärtlichkeit war ihrem Wesen und ihrer Liebe zu ihm fremd. Wie eine Gnade erschien ihm das.

Jetzt sah sie ihm ernst, voll Sorge entgegen. Denn sie dachte: ‚Wie hat es Katte getroffen?!' Aber fragen konnte sie nicht. Niemand wußte, ob die Mutter nicht doch höre und aufmerke, wenn sie scheinbar schlummernd lag. Raimund neigte sich und küßte Malidens Stirn.

Gerade in dieser Sekunde schlug die alte Frau die Augen auf, sah den Kuß und lächelte selig. Das war ein Anblick, der ihrem Herzen wohltat! Ihre Malide geliebt! Reicher Zukunft entgegen lebend! — Es schien gerade, als erfühle Ploth ihr Erwachen. Er konnte, er durfte keinen Herzschlag lang ihren Blick entbehren, solange diese Augen überhaupt noch klar blieben ... Er erschien auf der Schwelle.

„Na, Ploth!" sagte sie. „Wie ist der Tagesbericht?" Und ihr großes, grauweißes Gesicht, von der nahenden Zerstörung scharf mit erschreckend deutlichen Linien beschrieben, nahm einen erwartungsvollen Ausdruck an.

„Ja, ja. Gleich."

Warum war er nicht vorbereitet? Weshalb wußte er den Bericht noch nicht auswendig? Schuldbeladen kam er sich vor.

Er holte das Abendblatt. Lotte hatte es gerade hereingebracht, schlotternd vor Furcht, weil sie an der geöffneten Schlafstubentür vorbei mußte. Nun stand er unter der Gaskrone, mit dem Zwicker auf der Nase. Seine Blicke konnten die Zeilen nicht zur festen Linie zwingen. Sie verschwammen. „Ploth!“ schalt sie heftig, und ihr Haupt bewegte sich vor Ungeduld.

„Ja — gleich — ja ...“ Er murmelte allerlei, überflog dies und das — klammerte sich an die glanzvollsten Teile des Tagesberichtes.

„Heeresgruppe des Generals von Linsingen. Die feindlichen Stellungen bei Czernysz am Kormin wurden von unsern Truppen erstürmt. Der Feind wurde nach Norden geworfen, er ließ dreizehntausend Gefangene in unseren Händen.“ Ploth setzte eine Null dazu. Der Bericht sprach von dreizehnhundert. „An anderen Stellen der Front wurden weiter elftausend Gefangene gemacht.“ Ploth setzte eine Null dazu. Der Bericht sprach von elfhundert. „Bei der Armee des Generals von Bothmer hatten die Russen in der Nacht vom 29. zum 30. September einen Durchbruchsversuch westlich Tarnopol unternommen. Der Versuch scheiterte völlig unter sehr erheblichen Verlusten für den Gegner.“

Sie atmete befriedigt auf.

„Dreizehntausend und elftausend ...“ Sie rechnete. „Und gestern? Wieviel waren es doch? Sie müssen doch allmählich ...“

Raimund hatte am Bahnhof auch schon den Tagesbericht gelesen; er wagte aber nicht die Plothschen Zahlen zu berichtigen.

„Wer kommt da? Doris! Meine süße Doris,“ sprach die Mutter lebhaft.

Doris, von Hast glühend, von Angst förmlich hergepeitscht, hatte ihr Kind und ihr Gepäck nur gerade abgesetzt und versuchte nun ein unbefangenes freudiges Wiedersehnslächeln aufzubringen. Und war doch ganz und gar erschüttert. Wie erhaben das Angesicht der Mutter! Und zugleich wie furchtbar. Sie neigte sich über die Halbsitzende und umarmte sie leicht — eine tiefe Scheu hatte sie dabei zu überwinden. Ihr schien, die Mutter sei ihrer Berührung schon entrückt ...

„Katte wurde durch eine Depesche zurückberufen,“ log sie. „Allein wollte ich ihn nicht reisen lassen. Und wenn er in der Fabrik nicht mehr zu entbehren ist, heißt es eben: da ist viel Arbeit. Da muß er zu Haus es besonders gut haben.“

„Zurückberufen?“ Dem Wort schien sie nachzusinnen.

Doris begriff sofort, daß die Abwesenheit ihrer Kinder der Sterbenden entschwunden war.

„Nicht wahr? Wenn er viel zu tun hat, muß ich ihn doch extra pflegen?“ sprach sie hastig weiter.

Das zerstörte Gesicht lächelte wieder selig.

„Ja, du denkst nur an ihn ...“

Malide erhob sich. Zwang die junge Frau mit liebevollen Händen, nun einmal ihren Platz einzunehmen. Als wollte sie sagen: ‚Auch du hast hier Tochterrecht.‘ —

„Besucht Katte mich heute noch?“

„Ob es ihm heute möglich sein wird, wußte er noch nicht. Sonst kommt er morgen früh gleich.“

„Laß nur — laßt! Die Arbeit, diese seine Arbeit ist so wichtig, geht vor. Ploth, für wieviel Schuß muß doch die Fabrik jeden Tag ...? Drei Millionen — drei Millionen — drei —“

Ihre Stimme wurde sehr schwach.

„Mir war vorhin nicht ganz wohl, süße Doris,“ flüsterte sie.

Ploth wandte sich ab. Daß sie nichts wußte von den vierundzwanzig Stunden, die seither vergangen, zerriß seine Fassung. Malide hatte ein Glas mit Champagner ... Und die Mutter wunderte sich gar nicht ... In ihrem bescheidenen Heim war Heidsieck ein unbekanntes Wort gewesen. Und früher, als man noch die Offiziere des Bataillons mit ihren Damen einmal im Winter zum feierlichen Essen laden mußte, gab es Burgeff grün oder Wachenheimer — Malide hatte der Wahrheit gemäß sagen wollen: ‚Raimund hat ihn für dich kommen lassen.‘ Aber sie schwieg ergriffen. Sie sah es wohl: für all das kleine Irdische um sie herum hatte die Mutter keine Aufnahme mehr ... Die prickelnde, gekühlte Flüssigkeit wirkte belebend.

Malide merkte, sie wünschte sich etwas mehr aufzurichten. Sie von der rechten, Doris von der linken Seite halfen ihr ein wenig, schoben die Kissen zurecht.

„O mein Gott!“ sagte sie. „Wenn der kleine Schlaganfall mir den Rest gegeben

hätte! Ich will noch leben. Ploth! Was? Aus dem Sarg hätten Sie mich wieder geholt. Ich muß doch wissen, wie der Krieg ausgeht! Einen Blick — einen Blick in die Zukunft. — Ihre Tore soll sie vor mir sprengen, damit ich sehe, was wird. — Es gibt Wunder! Nicht? Ploth? Immer bin ich mit meinem Herrgott in leidlicher Ordnung gewesen — ohne viel Wesen davon zu machen. Er wird mir schon die Gnade schenken, daß ich lebe... Und zum Einzug reisen wir nach Berlin — Ploth und ich — das haben wir uns vorgenommen. Hindenburg will ich sehen und Tirpitz, unsere beiden Größten. — O, das muß ich noch erleben. — Lieber Gott, ich danke dir! So ein kleiner Schlaganfall — seht meine Hände," und sie spreizte und schloß die Finger. „Gar nicht ein bißchen gelähmt. Das ist an mir vorübergegangen! Ich muß auch leben — durchaus! Was ist es doch eigentlich für'n kümmerliches Dasein gewesen das meine. Nun kommen Zeiten voll Glanz — das löscht alles andere aus. — Ein Mosesblick noch — ja — die Tore springen auf . . ."

Ihre Reden verloren sich ins Unverständliche. Der alte Mann ging auf und ab. In seinem knochigen, faltenreichen Gesicht brannte Röte. Alles was je ein wenig an Karikatur gestreift in seiner Erscheinung war hinweggelöscht. Er war ein armer, von Kummer hagerer, todernster Mann, der mit einer Versuchung rang.

Sein ganzes Leben lang hatte er diese eine geliebt! Als der junge Kamerad und Freund des Mannes, den sie ihm so sichtbar vorzog, daß er gar nicht erst mit einer Werbung herauskam. Aus der Ferne, wenn sein und der Siebolds Leben durch ihre verschiedenen militärischen Garnisonen getrennt war. In seiner reifen Mannheit. In seinem Alter. Die Liebe legte ihre Wünsche und ihren unruhigen Jugendschmuck ab. Sie nahm die Formen der Freundschaft und der Gewohnheit an. Aber sie war doch immer nur die eine, ewige, große Liebe gewesen, die über die Leidenschaften der Jugend hinweg sich zur stillen Treue des Alters verklärte. Und nichts, nichts, nichts hatte er jemals für das unruhevolle, enge, von kleinen Geldverhältnissen gedrückte Dasein der teuren Frau tun können. Er, der selbst nur knapp Gebettete. — Sonst hätte er ihr im Alter, als sie frei ward, noch die Hand geboten. Auf einen Thron gehörte sie, mit ihrem großen, freien, beherrschenden Wesen. Es wäre nicht so verschäumt in lauter unnützer Bewegung, wenn der Rahmen weit, der Wirkungskreis bedeutend hätte sein können.

Und nun sollte sie dahin gehen, ihn für immer verlassen, ohne daß er die Macht hatte, ihr wenigstens die letzte Stunde noch reich zu machen?

Er dachte: ‚Wenn ich lüge! Wenn ich ihr sage: es kam ein Extrablatt, ein ungeheurer Sieg ist im Westen errungen. — Die englische Front ist durchbrochen; in der Nordsee ward die englische Flotte geschlagen. Zugleich ward im Osten Riga genommen, in Rußland brach Revolution aus — wir marschieren auf Calais.'

Wenn er das wagte? Die selige Berauschtheit ihrer letzten Gedanken müßten ihr das Hinscheiden leicht machen . . .

Seine Stirn ward ihm feucht in der Qual dieser Versuchung.

Eine Sterbende belügen?

Aber was war das denn anders, als der Schluck perlenden Weines, den die Tochter eben der Sterbenden gab? Besser als Sekt, besser als Kampfer würden solche Worte ihr tun.

Wie sollten sich ihr die letzten Minuten gestalten, wenn sie vielleicht begriff: er ist jäh der Tod — er kommt — ich muß davon, ohne den Mosesblick? — Wer ihm sagte, was er tun solle! Er erbebte. Ihr Sterben mußte wahnwitzige Verzweiflung werden — in ohnmächtigem Zorn würde sie noch mit ihrer allerletzten Kraft an den verschlossenen Pforten der Zukunft rütteln. Sie würde nicht sterben können — nicht in Frieden und erlöst! Gleich einer Hinrichtung würde ihr Tod sein. Und er, der sie seit mehr als fünfzig Jahren liebte — er, im tiefsten, reinsten, heiligsten Sinne der Gefährte ihres Lebens, er sollte sie unbarmherzig sterben lassen? Wenn er ihr mit einer Lüge Seligkeiten schenken konnte?

Er lehnte die Stirn gegen die Wand und faltete wie in eisernen Klammern seine Finger ineinander.

Nebenan flüsterten Raimund und Malide.

„Während meiner Abwesenheit — es war wohl kaum eine Stunde — hat sich das

Gesicht sehr verändert. Soll ich dem Arzt telephonieren?"

„Er kommt wohl gleich. Es ist heikel — wenn Mutter ihn bemerkt — sie wurde gereizt, als er um vier Uhr vorsprach. Helfen kann er nicht. — Wenn doch nur Katte käme — das ist ja unglaublich, unbegreiflich. Wo er nur bleibt —"

„Er ist gar nicht mitgekommen."

Malide erschrak. Sie sahen sich an, lasen einer im Blick des andern Sorge.

„Wie kam das?"

„Ich weiß nicht. Doris antwortete unklar, in merklicher Aufregung. Ich wagte nicht nachzufragen — verstand nur soviel, daß sie ihn in Lübeck nicht mehr traf, ihm Schriftliches hinterließ . . ."

„Mein Gott, wenn das mit Amalie zusammenhängt."

„Wie kommst du darauf?" fragte er. Sein Herz klopfte schwer.

„Raimund — offen — ich sag' es in Ängsten — ist es außer Mutter wohl einem einzigen Menschen entgangen — in der kleinen Abendgesellschaft, vor anderthalb Wochen, als Kattes Freund Brennert plötzlich kam und alles so laut und aufgeregt wurde, daß Katte kaum einen Blick von Amalie ließ, daß ihre Augen immer auf ihn gerichtet waren?"

„Ja, auch ich . . ." Es war ihm unmöglich davon zu sprechen.

„So froh war ich ihrer Auswanderung. Ein Gefühl sagt mir: sie geht seinetwillen. — Ich kenne meinen Bruder. Er hatte sich eingesperrt. Immer hatt' ich die Angst, daß er einmal in plötzlichem Aufflammen..." Sie strich sich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Wir wollen hoffen, daß er noch zur rechten Zeit kommt," sagte er mit Nachdruck.

Er fühlte, wie heiß er es auch um seinetwillen, um Doris willen ersehnte. Und dies Wissen lastete auf ihm, wie ein Schuldbewußtsein.

Und Doris, neben der Mutter, rang mit den gleichen Gedanken. Sie erriet, daß Malide nach dem Bruder frage. Sie mußte doch nach ihm fragen, sein Ausbleiben erstaunlich finden. ‚Hätte ich nur glaubhaft und gefaßt eine Lüge vorgebracht,' dachte sie. Sie war am Bahnhof in der Überraschung des Wiedersehens nicht beherrscht genug gewesen. Davon hatte sie ein deutliches Gefühl.

In ihrem Hause den Knaben und ihr Gepäck absetzend, gab sie Minna den Befehl, die Ankunft einer D-Depesche sofort telephonisch zu melden. Bis jetzt hatte Minna nicht angeklingelt. Es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte nachfragen. — Ploth stand jetzt wieder neben dem Bett, sah herab auf die stolzen, großgeschnittenen Züge, bewunderte ihren herrischen Adel, legte mit tausend schönen Erinnerungen den Glanz der Jugend noch einmal über sie. Wenn die Augen sich wieder öffneten, sähen sie den treuen Mann. — Doris wagte es, davonzuhuschen. —

Sie klingelte Minna herbei. Aber es verging sicherlich eine Minute, bis sie kam. Solche Minute ist lang. Minna brachte wohl Werny zu Bett, überhörte den klirrenden Telephonruf. Verzehrt von Angst wiederholte Doris ihn, bat das Fräulein vom Amt, ein stärkeres Signal zu geben. Und dann war endlich Minna da. Nein, es sei keine Depesche gekommen. Frau Professor könne sich fest darauf verlassen, daß sie die Ankunft einer solchen sofort melden werde. Eine Art Erschlaffung kam über Doris. Was wollte das nun sagen? Daß Katte im Hotel angekommen und die Absendung einer D-Depesche an sie deshalb überflüssig geworden sei? Aber warum rief er es ihr dann nicht durch den Draht zu: ich bin schon unterwegs zu euch . . .

Malide sah ihr entgegen, als sie wieder ins Zimmer kam. Doris machte die Geste einer, die mit leeren Händen kommt. Ohne Worte wußten sie, was der Blick gefragt, die Hand geantwortet hatte.

Sprach die Mutter nicht? Sie fühlten sich von dem Laut ihrer Stimme gerufen. — Die Worte einer Sterbenden sind kostbar, keines wollten sie verlieren — keines. Sie traten gemeinsam über die Schwelle, die weit geöffneten Flügeltüren gaben ihnen Raum. Raimund zwischen den beiden Frauen.

Aber es schien, als sähe die Mutter in diesem Augenblick gar nicht ihre eigene Tochter. Sie streckte ihre Hände aus. So deutlich nach Raimund und Doris, daß sie es erkennen mußten. Er trat von rechts, die junge Frau links an die Seite des Bettes. Sie legten ihre Hände in die verlangend ausgestreckten.

„Raimund!“ sprach sie. „Doris ...“

Ihr Gesicht nahm den Ausdruck hohen Glückes an.

Doris sank neben dem Lager in die Knie und neigte ihre Stirne tief auf die harte Kante der Bettstatt. Sie weinte. Sie fühlte, was alle fühlten, die die zärtlichen Töne hörten: ein leidenschaftliches Mutterherz dankte und bat — dankte für Liebe, den Kindern ihres eigenen Blutes geschenkt, bat für dieser Liebe Ewigkeiten.

Und die junge Frau war erdrückt, fast vernichtet von dem Wahn der Sterbenden. Ihr Gesicht und ihre Tränen versteckte sie, wünschte, sie sei es, die daläge — bald von aller Not befreit ...

Der Mann aber, sehr bleich, stand aufrecht, mit strengem, entschlossenem Gesicht. Er drückte die welke Hand so fest, als sei es eine Männerhand, der man durch schweigenden Druck heilige Gelöbnisse gibt ...

Das schien der alten Frau eine schöne Ruhe zu geben. Sie schloß die Augen, lächelnd. Nicht wie eine, die schlafen will, sondern um sich mit beglückenden Gedanken von der Welt abzuschließen.

Ihr Freund faßte sich — sein Ringen war zu einem Entschluß gekommen! Er wollte ihr den herrlichen Rausch mit auf den dunklen Weg geben. Sterbend sollte sie sehen, wie ihr glühend geliebtes Vaterland sich aus allen Blutströmen in strahlendster Gloriole erhob. Ihr letzter Seufzer sollte einer des Glücks sein: Friede! Hingehen in Frieden, weil Friede über die teure Heimat kam.

Seine Augen brannten. Die Hand der heiligen Stunde nahm die Maske des Alters von seinem Angesicht — seine Brust war von der Erhobenheit erfüllt, der gleichen, die ihn in seiner Jugend emporgetragen, damals, als er vor vierundvierzig Jahren mit dem siegreichen Heer einzog, während die drei Paladine des Reiches den Armeen voranritten ... Er stand mitten drin in jener großen Stunde. Auch ihm, im heißen Schmerz und flammenden Erinnerungen schwanden die Grenzen der Zeit. Und Vergangenheit und nahe Zukunft wurden ihm eins. —

Er atmete auf. Schon öffneten sich ihm die Lippen.

„Ursula!“ sagte er mit tönender Stimme, „Ursula!“

Sie hob die Lider, wie im Schreck über den Anruf. Ihr Name? — verklungen war er ihr in den Jahren, die hinter ihr in die Unendlichkeit der Zeit versanken. Sie war nur noch „Mutter“, dem Freunde die „verehrte Freundin“ Es lebte keiner mehr, der ihren Namen nannte — mit dem Weibtum war auch er vergangen. — Ursula, Ursula? — Ja — das war doch sie! Wer rief sie denn so an? Sie sah um sich, sah die Ihrigen an — sah sie vielleicht auch nicht — sah den treuen Mann an, sah ihn vielleicht auch nicht ... und aus eigener Kraft richtete sie sich etwas mehr auf. Über die kühnen Züge, noch in aller Verfallenheit bedeutend und herrisch, glitt ein Erstaunen — das blieb ein paar Herzschläge lang — hatte solchen weltfremden, starken Ausdruck, daß dem Mann, der sprechen wollte, das Wort erstarb. Ihm war, als befehle ihm eine geheimnisvolle Macht, noch zu warten. Keinen Laut konnte er hervorbringen. Seine Blicke hingen an ihr und dem feierlichen Leben auf ihren Angesicht. Er fühlte: das Erstaunen wandelte sich in glückseliges Horchen und Schauen. — — Er ahnte: an der Grenze des Irdischen war sie seinem Wort schon entrückt.

Die verschlossenen Pforten der Zukunft sprangen auf. Und sie sah hinein in die blühenden Gefilde ihres Vaterlandes. — Ihr Blick konnte seine Grenzen nicht umfassen, sie waren weit hinausgerückt — dort, von wannen die Sonne kam — und verschwammen im Ungewissen, hinter unendlichen Kornfeldern und tiefen, weiten Wäldern. Deutsche Männer zogen zur Ernte aus und sie kannte die Straßen nicht, auf denen sie einherschritten — sie führten durch neues Land diese Straßen, aber an ihren Wegen standen heilige Kreuze und kündeten von dem Blute, mit dem es erobert war ...

Überall pulste und bebte es von Arbeit, in tausend Schwingungen setzte sie sich fort, von Nord nach Süd, von Ost nach West — Arbeit in heißem Eifer, im Glanz ernster Freude. Die Schlote rauchten, die Maschinen plauderten mit nie ermüdenden Stimmen und erzählten, zu was für tausendfältigen Leistungen die Technik sie zwang. Dunkle Schlangen mit dampfenden Köpfen glitten auf blinkenden Linien durch

die Gelände, verkrochen sich in Tunnels, sausten eilig und mit einem gellenden Schrei wieder daraus hervor. Ihre Wagenglieder trugen gehäufte Lasten. Sie kamen von den Häfen, in die hinein deutsche Kolonien ihre Rohstoffe warfen.

Viele Männer sah sie, mit Zügen, von denen das Leben in der Ferne fast die deutschen Linien fortgewischt. Sie waren heimgekehrt, weil sie da nicht mehr atmen mochten, wo Gehässigkeit und Verleumdung ihre teure Heimat fort und fort beschimpften. Nun förderten sie mit starken und erfahrenen Händen das neue, das noch raschere, noch größere Wachstum Deutschlands . . .

Und sie sah das große weiße Haus, zu dem die breiten, hohen Treppen emporführten und an dessen Giebel geschrieben stand: Dem deutschen Volke... Vernahm sie nicht Worte voll Würde? Klangen nicht Töne herzliche Verstehens heraus — bis zu dem Ehernen, Größten, dessen bronzenes Bildwerk ragte. — Wie seltsam — sie sah es doppelt — und sah es auch grau und graniten, in übermenschlicher, sagenhafter Größe ragen, die Fäuste auf das Rolandschwert gestützt und mit dräuend wachsamem, furchtbarem Auge hinausschauend auf den gewaltigen Strom. Schiffe ohne Zahl brausten auf seinen gelben Wogen dahin und trugen die deutsche Flagge auf das freie Meer hinaus. Und Britanniens Zepter, der Dreizack, war hinabgesunken in die Wellen des Ozeans.

Und inmitten aller Emsigkeit, die ihre Früchte hinausschickte in die Welt und den goldenen Lohn in den Kästen der Heimat anhäufte, vergaß das Volk nicht seine Waffen immer neu zu schärfen. Wach stand es, Gewehr bei Fuß, ein Volk von Brüdern — bereit füreinander zu sterben, wie es die Helden in dem ungeheuren Kriege getan.

Wie wunderbar — wie konnte dies alles schon sein? Woher kamen diese langen Züge frischer junger Männer im grauen Soldatenrock? Im Tritt marschierten sie, und es klang fest und hart aus den Steinen der Straße zurück. Kriegerische Freudigkeit leuchtete von ihren Gesichtern, und die Menschen, die auf den Bürgerstiegen standen, sahen ihnen voll Stolz nach.

Aber war denn nicht noch gestern der Krieg gewesen, der härteste, den je ein Volk durchkämpft? Fiel in ihm nicht die ganze Blüte deutscher Jugend? Und jetzt zogen frische Armeen, in kräftiger junger Mannhaftigkeit zur Übung aus?

Wie wunderbar rasch hatten sich doch alle Wunden geschlossen? Warum machte Katte denn aber noch immer Pulver — oder tat er es nicht mehr? Wo war er? Ihr Sohn. — Sie mußte ihm das göttliche Bild zeigen. — Wie bunt, wie voll Leben. Und so unbegreiflich alles dicht nebeneinander, wie zusammengedrängt, daß ihr Blick es überschauen konnte... Da — der bewimpelte Strom mit den rauschenden Ozeandampfern, und mitten darin, als Fels dem Feinde entgegendräuend, das granitene Denkmal! An seinem Fundament spritzten die vom Oberland herniederströmenden Wasser auf — gleich Feinden, die nur hinterrücks noch ohnmächtigen Anwurf wagen; vorn aber starrte es frei und unzerstörbar aus den Wellen. Und da sah sie ein Wunder: Er, der Eine, er löste die steinerne Rechte vom Schwertknauf und hielt sie schützend empor über Strom und Land und Volk. Und niemand, niemand wagte es mehr, gegen diese Faust sich zu erheben — denn in ihr war der Geist des Vaterlandes.

O Gott, großer, gütiger, gnadenreicher Gott! Wie schön!

Sie hatte es aber immer gewußt damals — als der ungeheure Krieg tobte — waren es Jahre her? Nein, es war doch noch gestern? — Nein, lange schon verhallten seine Donner. Immer hatte sie es gewußt damals, daß Gott sie nicht sterben lassen werde, mitten in all dem Zorn, Jammer und Entsetzen.

Sie wollte es sagen — undeutlich war ihr, als sähe sie den treuen Mann, um dessen verschwiegene Liebe sie wohl gewußt hatte, immer halb spöttisch, halb gerührt. Und nun wollte sie sagen, wie schön es doch war, daß man so Schritt neben Schritt durch das bißchen enge Leben ging — das machte es doch wärmer. Und nun kamen sie, die beiden Alten, noch zusammen auf solche Höhe und sahen noch den Sonnenaufgang über dem Vaterlande.

Wo war Katte? Er mußte kommen, rasch, gleich — sie mußte ihm sagen — was — sie — sah. — Dieser Wunsch verlor sich ihr im Horchen. — Was für eine

Musik? Helle Siegesfanfaren? Wie seltsam versummten sie in einen dunklen Ton, der hielt an — spann sich aus — wohin? — wohin?

Sie hob die Hand — wie in einer segnenden oder verlangenden Gebärde — kraftlos, bleischwer fiel die Hand zurück und lag auf der grünen Decke. — Unter ihr, der Körper zuckte und streckte sich lang aus. Sie seufzte.

Der schwere Atem stockte. Sie war tot. —

Die um ihr Lager standen blieben unbeweglich. Sie waren gebändigt von jener höchsten Ehrfurcht vor der Nähe des Unerbittlichen, vor dem alles Leben nur ein Hauch ist. Das Geheimnis des Sterbens lähmte sie und die unbewußte Furcht, als könne ein Aufweinen, ein lauter Klagton die entschwindende Seele stören in ihrem heiligen Frieden.

Doris kniete noch immer und preßte die fest zusammengefalteten Hände gegen ihren Mund, damit sich ihm kein Aufschluchzen entringe. Ihre von Tränen unklaren Blicke hingen an dem königlichen Gesicht, das nun in Todesruhe versteinert war. Sie bat mit aller Inbrunst ihrer Seele: „Vergib ihm — vergib ihm!"

Denn ihr war, als müsse die Mutter mit ihren letzten Gedanken doch nach dem Sohne gerufen haben.

Wo war er? Wie sollte er jemals wieder Ruhe finden, die letzten Augenblicke seiner Mutter waren ihm für ewig verloren! „Vergib ihm — vergib ihm!"

Malide stand an Raimunds Arm gelehnt, und sie sah in schwerem Schmerz herab auf die Stille, deren Wesen immer voll stürmischen Lebens gewesen war, in all der bescheidenen, oft so erbitternden Enge ihres Daseins. — Aber groß war sie geblieben, in den Schranken, die eine Gefangene aus ihr hatten machen wollen, ein freier, stolzer, wahrer Mensch. — Stumme Zwiesprache hielt Malide mit der Stummen. ‚Anders bin ich geartet als du,' sagte sie ihr, ‚mir sprühen keine Funken im Blut, aber deinen Stolz und deine Wahrhaftigkeit schenke mir.'

Und der alte Mann horchte, ein wenig vorgebeugt. — Sie atmete doch noch? Ganz gewiß! Weshalb schloß sie ihn aus von den glücklichen Gedanken, die so sichtbarlich ihre Züge verklärt hatten?

Das menschliche Unvermögen, den Tod zu begreifen, war in ihnen. Und ohne es zu wissen, richteten sie Gedanken an die Entschlafene, als könnten sie sich ihr noch mitteilen.

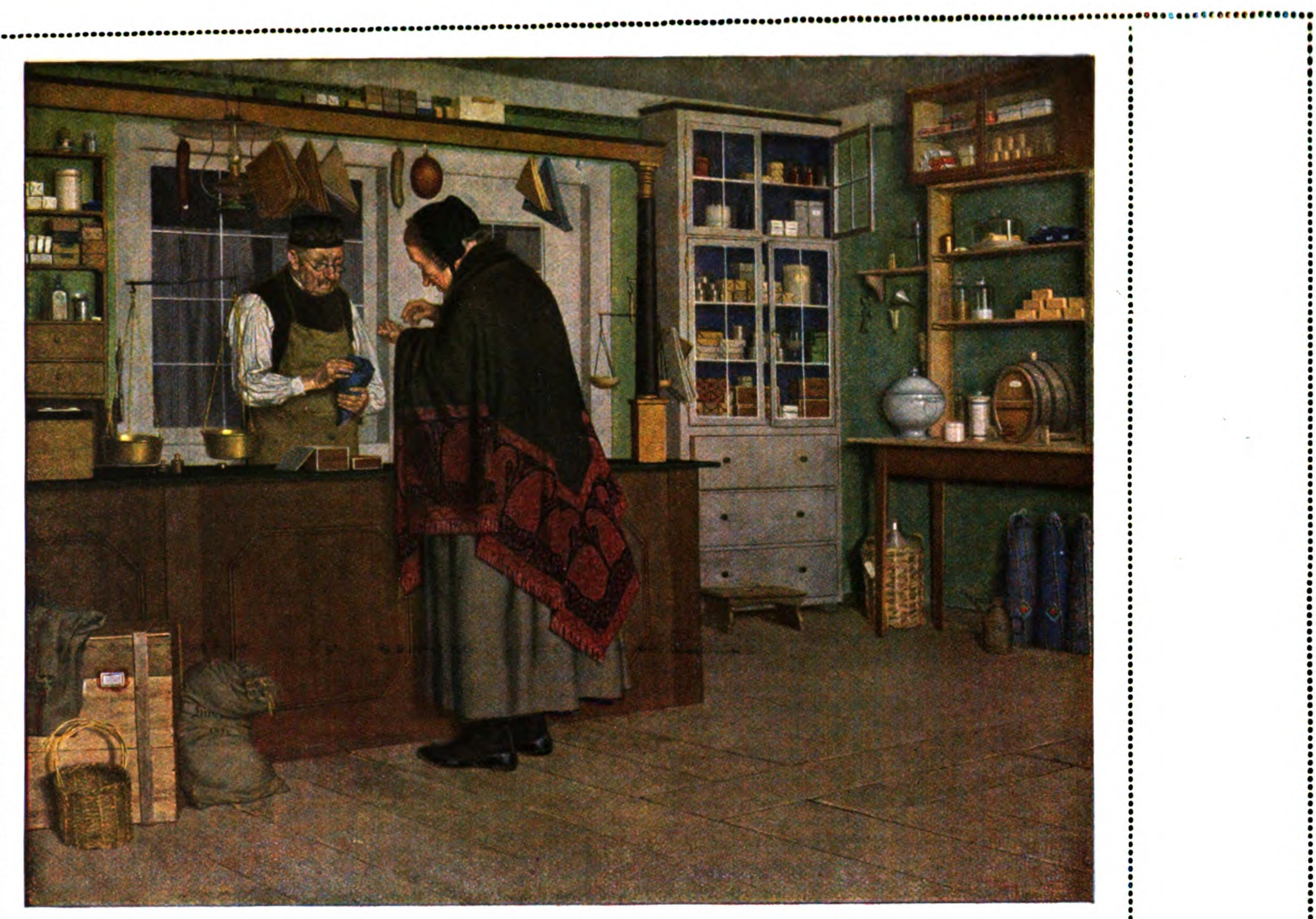
Da schlug in die Minuten des ungläubigen Zauderns vor der furchtbaren Gewißheit die Uhr plump und laut hinein. Von nebenan kamen neun gelassene Töne und weckten die Herzen aus ihrer Gebundenheit.

Der alte Mann schwankte, faßte sich soldatisch, trat an das Lager der vom Tode Gekrönten, und ihm war nicht anders, als stehe er hier im vollen Schmuck seiner Uniform und seiner Orden und senke seinen Degen vor einem, der noch höheren Ranges als selbst sein höchster Kriegsherr. — Ehrfurchtsvoll neigte er sich über die Schweigende und schloß ihr mit fester Hand die gebrochenen Augen. Dann schritt er hinweg. Seine Tränen zu verbergen.

Sie sahen ihn später still in dem Lehnstuhl am Fenster sitzen, der ihr Platz gewesen war. — Das Licht fiel kaum dahin. Und sie wagten nicht, ihn anzureden.

Doris und Malide weinten in einer innigen Umarmung, schwesterlich den Gram teilend. Raimund stand in starker Bewegung und wußte vor allem dies: nun war Malide ganz auf ihn gestellt. Mit der Mutter Hinscheiden ward sie heimatlos. Am Leben des Bruders konnte sie keinen Teil haben — Raimund wußte, daß es voller Gärungen war und seine Ehe im Zerfallen. Die Gegenwart und Zeugenschaft einer Schwester, selbst der zartsinnigsten, treuesten, konnte die Genesung solcher kranken Ehe nur erschweren... Sie mußten heiraten, rasch, in dem stillen Ernst, den die Umstände geboten, der ihnen gemäß war. — Morgen wollte er es ihr sagen. Ihre Zögerungen hatte er begriffen. Die ersten, die einen Entschluß fürchteten, der aus den ergreifenden, weichmütigen Stimmungen der Lazarettumwelt heraus geboren sein konnte, dann die weiteren, die von Tochterliebe eingegeben waren. Sie hatte nicht gewagt, die Mutter zu verlassen, deren Lebenskräfte sie zu Ende gehen sah. Diese Stunde hatte ihr recht gegeben. Aber nun gab es keinerlei Gründe mehr zu warten.

Er fühlte deutlich: der klare Zustand würde der gesündere sein — ihm helfen.



Beim Krämer. Gemälde von Peter Philippi. (Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)

Immer war er gegen sich und gegen andere aufrichtig gewesen — daß er es nicht mehr sein konnte, machte ihn unfrei — warf einen Schatten über sein Leben. Aber Malide gestehen, daß er eine unbezwinglich aufgeflammte Neigung zu einer andern niederzukämpfen suche, hieße von ihr Freiheit fordern. Sie würde ihm augenblicklich sein Wort zurückgeben. Und leiden und weinen.

Das durfte niemals sein. Wenn einer zu leiden hatte, wollte er es sein. Nicht sie sollte es, der er heiße Dankbarkeit schuldete. Und er gelobte der Mutter, als könne sie hören: daß er ihr Kind auf Händen tragen wolle, voll Ehrfurcht vor dem Adel ihres Wesens.

Der Arzt kam, und sein Auftreten deutete förmlich den Beginn eines neuen Abschnittes in der Trauer an. So viele Dinge waren zu ordnen. Der Sohn nicht zur Stelle. Und wieder sagte Doris zitternd: „Er wird morgen früh hier sein, sonst hätte ich Nachricht." — Raimund nahm die Pflichten auf sich. Und der Arzt gab gefällig Ratschläge und wies die amtlichen Wege.

Jetzt aber kam die Nacht! Die junge Frau wollte bei der verwaisten Tochter bleiben, Raimund die Frauen nicht allein lassen. Aber Malide drang darauf, daß Raimund gehe, daß er Doris heimgeleite. Für sie, die mehr als ein Jahr lang an so vielen Totenbetten gewesen, hatte das einsame Wachen neben der Entseelten keine Schrecken. Und allein sollte die geliebte Mutter nicht liegen. Solange noch die vertraute, teure Hülle ihrer gewohnten Erscheinung den Nachglanz des Lebens um sie wob, sollte sie nicht einsam liegen. — Es war Maliden schon Beunruhigung, daß sie in diesen Minuten verlassen lag, wo man die Türen zum Sterbezimmer geschlossen hatte, damit kein Stimmengeräusch bis zu dem stillen Lager dringe . . .

Dies liebevolle Hin- und Hersprechen endete der alte Mann. Aus dem Schatten erhob er sich und kam heran und sagte: „Ich wünsche zu wachen — ich . . ."

Und scheu traten sie zurück. Sie fühlten, unklar vielleicht nur, daß hier ein höheres Recht als das ihre sprach. Kinder waren sie, die sich weinend dem Gesetz der Natur beugten, das alte Eltern abruft, wenn ihre Lebensgrenze erreicht ist. Die Stimme des Blutes klagte in ihrer Trauer, die Dankbarkeit für empfangene Mutterliebe. — Er aber, der Freund, gab ein ganzes Dasein voll selbstloser Treue und stand nun mit leeren Händen, einsam, während sie von der Hingeschiedenen hinweg ihrer Zukunft und ihren Pflichten entgegenschritten. Seine Liebe war ein Geschenk gewesen. Und vielleicht setzte seine Seele sich in dieser letzten Nacht mit ihr auseinander, lebte noch einmal alle schmerzlichschönen Entsagungen, alle Heiterkeiten und alle Schwere ihrer Schicksale mit ihr durch — für ihn vielleicht sprach sie noch aus ihrem ewigen Schweigen.

Dann gingen Raimund und die junge Frau die stille Vorstadtstraße entlang. Der Himmel war ganz verschlossen und grüßte mit keinem Stern herab. Es war ein wenig neblig, und die Straßenlaternen waren leicht bläulich umschleiert. In der unbewegten Luft sanken sacht gelbe Blätter von den Linden am Bürgerstieg und fielen auf sie herab. Sie sprachen nichts zusammen, soviel auch das eben Durchlebte ihnen Worte der Rührung oder der Erwägung hätte abnötigen müssen. Sie waren beide von der einen, gleichen Erinnerung wie gebändigt — immer hörten sie die Sterbende in bebendem Ton, in strahlender Innigkeit ihre Namen sagen und wußten, wie dieser Ton für beide dankte und um Liebe warb. Ja, das wuchtete auf ihnen. Würden sie es je vergessen können, gebot nicht Ehre und Herz ihnen, den Wahn der Sterbenden zur Wahrheit werden zu lassen?

Erst vor dem Hause, im Licht dieser schrecklichen Laterne, die aus dem sauberen Garten, den sie zu sehr beschien, alle Poesie hinausleuchtete, erst da sahen sie sich an und sahen in bleiche, geschärfte Züge.

„Sie bedürfen nun der Ruhe," sprach er; „und hoffentlich finden Sie Nachrichten von Katte vor . . ."

„Meine Abmachungen mit dem Hotel schließen jeden Zweifel aus: ich sollte ein D-Telegramm erhalten, wenn mein Mann bis sechs Uhr Abend nicht ins Hotel zurückgekehrt sei. Ein solches Telegramm müßte lange angekommen sein. Da es nicht kam, muß Katte unterwegs nach hier sein — daß er aber nicht selbst Nachricht gab . . ."

„Er wird zu erregt gewesen sein . . . Gute Nacht . . ."

„Gute Nacht!"

Sie sprachen nicht in erkünstelter Kälte miteinander. Aber sie spürten es, einer vom andern: sie wollten Fremdheit, Ferne ...

Doris horchte, an ihrem Gartengitter stehend, noch seinem festen Schritt nach.

Im Hause sah sie nach den Fahrplänen. — Um Mitternacht konnte Katte kommen. So wachte sie die Mitternacht heran, pflichtvoll und von Mitleid erfüllt. — Der Sohn, der zu spät heimkam noch in die Augen der Mutter zu sehen, sollte in seinem ersten Jammer nicht ihre Trostworte entbehren. Als aber die Nacht längst über die zwölfte Stunde hinaus vorgerückt war, begriff die junge Frau, daß er nicht mehr käme. Vielleicht nie mehr?

⌘ ⌘ ⌘

Ganz deutlich hatte der Mann, als er das Hotel verließ, den Vorsatz, fortzufahren, nach Lübeck zurück und von da nach dem Dieckſee, wo seine Frau und sein Kind ihn erwarteten... Er hatte sogar das Gefühl davon, daß ein paar Menschen, die ihm begegneten, ihn besonders ansahen. Er mochte ein wenig verkommen aussehen und barhäuptig war er auch. In einem Ladenfenster bemerkte er militärische Dinge, auch Mützen. Er kaufte sich eine.

Dann stand er lange am Flußufer, sah hinab zur Mündung und sann und sann. Hier war ihr Schiff gestern abend gefahren, vorsichtig zwischen den engen Ufern, indes die Lichter der Häuser blinkten. Da brauste der Wind und die Wasser warfen sich in großer Unruhe hoch empor. — Wie still wohl heut die See sein würde? Das Verlangen packte ihn, das zu sehen. Aber es war noch eine gewisse Klarheit und Fassung in ihm, die ihm allerlei ins Gedächtnis brachte. Seine Sachen waren im Hotel in Lübeck, und er blieb die Nacht über fort: ja, das sah denn doch wohl abenteuerlich aus. Er ging zur Post und telegraphierte, daß er heute zurückkehren würde.

Und dann stürzte er an die See, mit eilenden Füßen, wie zu einer himmlischen Begegnung; brennendes Verlangen in der Brust, als solle, als müsse er sie, die ihn für immer verlassen hatte, dort wiederfinden. Die jammervolle Glückseligkeit des leidenschaftlichsten Schmerzes betäubte ihn.

Er saß am Strande, dort, wo er gestern am späten Abend den in der Dunkelheit entgleitenden Lichtern nachstarrte. Bleigrau und still lag die weite Wasserfläche. Kaum daß ganz schwach eine Bewegung heranspülte an den verlassenen Strand. Und grau wie das Meer war der Himmel. Kein Leben rings, außer den künstlichen Riesenvögeln, die in der Höhe kreisten.

Der Gram um die Verlorene wuchs in seinem Herzen und nahm ihm fast die Besinnung. Seine Seele schrie es ihr nach: Ich liebe dich — ich liebe dich — ich werde dich ewig lieben.

Er sah keine Möglichkeit mehr zu leben ohne sie. Er wollte Doris, seine Frau, bitten: ‚Höre mich und höre die Wahrheit! Lasse mich, gib mir meine Freiheit — wenn mein Vaterland mich nicht mehr braucht, dann, ja dann laß auch du mich gehen!' — Und Doris, die Feine, Liebe, in all ihrer zarten Weiblichkeit gäbe ihn frei. Aber seine Mutter, sie, die ihm so oft von Doris' Lieblichkeiten hatte sprechen müssen? Was sollte denn seine Mutter, die starke, wahrhaftige Frau, von ihm denken? Nein, nicht solange sie lebt, fühlte er. Sie betrüben! Niemals!

Entsagen — vergessen — ein Mann sein.

Aber heute noch, heute war die Geliebte sein! Einen armseligen kurzen Tag durfte er um sie weinen, ehe er zur Pflicht, zur Selbstbezwingung sich zurücktastete. Einen Tag des Jammers für eine Ewigverlorene. Kein Mensch, kein Gott konnte ihm das mißgönnen.

Er bedeckte seine Augen mit der Hand — er kehrte zurück zu jener Mondscheinnacht. Und die Sehnsucht nach der Glut ihrer Küsse machte ihm die Lippen trocken. O, noch einmal — noch einmal.

Später am Tage wanderte er auf der Landstraße dahin, zurück nach Lübeck. Halbwegs traf er auf eine Verbindung, fuhr mit der elektrischen Bahn weiter. Bis ihn plötzlich ein Zittern überfiel. — Da war ja der Wald, in dem er gestern noch, um eben diese selbe Stunde mit ihr zusammen gewesen. Gerade hielt der Wagen. Er glaubte ganz gewiß: den Weg fände er gleich, den er gestern noch mit ihr dahin gegangen. Aber Waldwege sprechen mit all ihren Einzelbildern und Merkmalen nur zum Vertrauten. Es schien ihm bald, er gehe irre. Und wie

still war der Wald, nicht mehr sonnendurchfunkelt und voll letzter Hochsommerpracht wie gestern. Matter wirkte er, erschöpft gleichsam und viel lichter. Wie eine Leidensnacht ein Menschenantlitz mit neuen Zügen beschreibt, gibt eine herbstliche Sturmnacht dem Walde ein anderes Gesicht . . . Und das Tageslicht zog sich schon schwermütig und leise aus ihm zurück. Aber da — das waren diese hohen Buchenhallen. Und Duft wie von welkenden Kränzen kam aus dem Eichenrevier herüber. Die Bank — die Bank! Da lehnte sie gestern ihre Wange an die seine. Als sei er an ein Ziel gekommen, so war ihm. Jeden Augenblick erlebte er noch einmal. Er küßte das Holz, daran ihre Schultern sich gelehnt. Und seine Seele füllte sich mit Andacht. Er begriff, daß sie ihm gestern mit ihrer keuschen Strenge mehr noch, tausendmal mehr geschenkt, als einst mit den wilden Küssen jener Sommernacht.

Sie liebte ihn. In Wahrheit und bis in den Tod.

Und er saß hier und weinte am Grabe seines Glücks und seiner Liebe.

Bis in der schweren Dunkelheit des Abends der Wald sich zu rühren begann, mit Flüsterstimmen und unbegreiflichen Lauten, als huschten Schritte, als schlügen Hände Gezweige nieder, als lauerten im Buschwerk Gestalten.

Dann suchte er, von Nervenschauern gefaßt, den Weg zur Landstraße und zum Licht zurück.

Voll Sehnsucht nach Ruhe, nur nach dem einfachen Schlaf der Kinder —

Und doch wartete auf ihn ein Wort, das sein Gemüt zermalmte.

Er fand es im Hotel. Man sagte ihm dort, daß seine Frau dagewesen sei und oben eine Nachricht für ihn zurückgelassen — infolge seiner, um die Mittagsstunde eingetroffenen Depesche habe man davon absehen dürfen, ihr das, für den Fall seines noch verlängerten Ausbleibens, erbetene Telegramm zu senden... Er hörte mit halber Aufmerksamkeit. Ganz von dem ersten Wort betroffen, daß seine Frau dagewesen sei. Wie denn? Spürte sie ihm nach? Hatte sie Angst gehabt, daß er mit Amalie... Aber nein — niemals! Selbst wenn sie von seiner Liebe zu einer andern wüßte, würde sie ihm niemals nachspüren. Dazu war sie zu stolz. Vielleicht auch zu ergeben, nahm das Schicksal, wie es ihr fiel. — Er wußte nicht recht. Ihm war jetzt manchmal, als seien auch in seinem jungen Weibe aus ihren Wesenstiefen ihm bisher verborgen gebliebene Kräfte aufgestiegen. —

Ein Telegramm? In der Sekunde, ehe er es entfaltete, glaubte er schon zu wissen: man rief ihn zurück, man brauchte ihn in der Fabrik. Auf das, was er dann las, war er nicht vorbereitet... Auf das, was man seit Jahr und Tag erwartet, ist man immer am wenigsten vorbereitet...

Sturm brach in seiner Seele aus. Er bäumte sich im Zorn gegen diese Nachricht auf. „Mutters Zustand plötzlich ernst, erwarte Euch so rasch als möglich. Malide." Nein. Das sollte, das durfte nicht wahr sein!

Wieviel Zeit hatte er verloren? Vielleicht zehn, zwölf Stunden? Weil das Übermaß seines Schmerzes ihm versagte, sich mannhaft zu fassen... Er weinte seiner Liebe nach. Und unterdes vielleicht starb seine Mutter? Nein — nein — —!

Wieder sollte in sein Leben ein furchtbarer, nie vernarbender Riß kommen, weil er sich nicht zu zügeln wußte? Das mußte, das würde das Geschick ihm ersparen.

Er kannte seine Mutter. Ihr Wille war stark. Immer hatte sie mit ihm das Leben besiegt. Sie würde auch den Tod besiegen, ihn durch die Gewalt ihrer Liebeskraft von ihrer Schwelle fernhalten, bis sie ihrem Sohn noch einen letzten Blick geschenkt...

Zu ihr, zu ihr! — Aber der Weg zu ihr war an all die Dinge gebunden, die dem Menschen von heute wohl die Eile schenken, aber auch aus ihm einen Gehorsamen machen, dem Zeiten und Zahlen Gesetze sein müssen.

Es gab noch so etwas wie Fahrpläne und Anschlüsse . . . Nun, zunächst nach Hamburg — von dort den raschesten Zug. Er sah auf die Uhr. Unter einem Glassturz stand sie dort auf der Kommode. Ein Schäfer von Porzellan lehnte zierlich am Zifferblatt und lächelte neckisch. Diese weiße Scheibe, mit dem römischen Zahlenkreis bezeugte ihm, daß er vorderhand hier zu bleiben habe. Und schon sagte auch sein Gedächtnis ihm, daß er erst um

Mitternacht Anschluß haben und mit dem sehr langsamen Nachtzug wahrscheinlich erst gegen Morgen ankommen könne.

Das machte ihn ganz stumm. Es war gerade, als schweige auch jeder Nerv. Als wage das Blut nicht mehr rasch zu pulsen.

Warten müssen! Wenn man weiß, vielleicht stirbt die Mutter. Und vielleicht wartete sie auch, in glühender Angst, gegen den schrecklichen Riesen streitend, der zu ihr hereinkommen wollte. Dem ihr banges Herz vielleicht entgegenschrie: Ich kann noch nicht mit dir, kann nicht — ich warte noch auf meinen Sohn!

Er saß still. Zwecklos. Gebändigt durch das Wissen, daß jedes Vorwärtshasten seinem Ziele zu ganz leere Mühe sei.

Die Geliebte und die Mutter fast in der gleichen Stunde verlieren?... Nein —

Draußen im Kriege stand der Tod, ragend, düster, in übermenschlicher Größe, in fürchterlicher Unermüdlichkeit schwang er seine Keule und schlug Menschen nieder, Menschen ohne Zahl. — Die eine, arme, alte Frau entging doch vielleicht noch seinem Blick. —

Und diese eine, arme, alte Frau war seinem Sohnesherzen, war jeden, der sie kannte, ein fürstliches Wesen. Und so glühend wünschte sie zu leben, um den stolzen Frieden und die neue Blüte des Vaterlandes noch zu sehen ... Ja, sie würde leben.

Er wollte sich fassen, aufraffen aus dieser qualvollen Bändigung seines Körpers und seines Willens.

Da war ihm, als höre er sich rufen. Er horchte dem fernen, leisen Laute nach — der verlor sich. — War denn draußen Militärmusik? Wie rasch verklang sie... War nur gewesen wie das Aufrauschen einer Siegesfanfare. Aber ein dunkler Ton blieb und spann sich fort, der Urton alles Lebendigen, aus unergründlichen Tiefen aufquellend — oder alles Lebendige in sich hineinsaugend — feierlich — wunderbar.

Die Uhr schlug. Neun klingende Töne folgten einander auf ihrer Wallfahrt durch den stillen Raum...

Das riß ihn aus seiner Erstarrung. Er verachtete sich, daß dünne, silberne Uhrschläge ihn erschrecken konnten, der voll Kaltblütigkeit den Schlägen der Geschütze gehorcht hatte, der nicht erbebte, wenn eine Granate wenig Schritte von ihm einschlug und alles Lebendige zerriß. —

In der Nacht, während das Rollen des Zuges ihm durch das Gleichmaß der Bewegung wohltat, faßte er den Entschluß, einen großen Chirurgen zu fragen. Sowie Mutter außer Gefahr sei, wollte er nach Heidelberg. Er wußte, sein Korpsbruder, der Professor Kleimacher, war jetzt für einige Monate dort an einem Reservelazarett tätig, aus dem Felde beurlaubt. Brennert hatte es ihm erzählt. Er wollte ihn bitten: sieh nach, ob mir denn dieses verfluchte Geschoß immer noch nicht herausgeschnitten werden kann — oh, hoffentlich ja. —

Er mußte wieder ins Feld! Mußte! Er gehörte in den Krieg! Da war sein Platz. Der Krieg hatte ihm offenbart, daß seine Natur nur in einer einzigen Form ihr Genüge fand: in der Tat! In der einfachsten, urältesten Form der Tat! Dem Schlag gegen den Feind! Die Sättigung des Kampfes machte die Stunden des Lauerns, der besonnenen Taktik nur zum Vorgenuß, das ganze Wesen ging restlos auf in dem einen heiligen, berauschenden Zweck: den Feind schlagen. —

Er kam an. Der Tag rang gerade die Nacht nieder. Der Himmel war kühl und bleich. Und die Straßen kaum erst von einzelnen Menschen begangen.

Es gab für ihn nur ein Ziel: das Krankenbett der Mutter. Er dachte nicht besonders an seine Frau oder an seine Schwester. Das Gefühl war sicher in ihm: sie wachten und warteten... Er wunderte sich auch gar nicht, daß das Tor des Hauses nicht verschlossen war.

Aber er ging merkwürdig langsam Stufe um Stufe im leeren, stillen Treppenhaus. Ganz matt war er plötzlich und als habe er Lasten mit hinaufzuschleppen, die sich kaum tragen ließen.

Auf den allerletzten Stufen, auf dem kleinen Flur, vor der Tür vor der mütterlichen Wohnung, wollte sein Fuß vollends stocken. — Seine Augen öffneten sich weit vor Entsetzen. Was schwebte ihm leise, kaum spürbar und dennoch, dennoch so grauenvoll deutlich in der Luft entgegen? Blitzschnell huschte durch seine Erinnerung manche Stunde, wo der östliche Wind von den Geländen der Feinde

her gleiche Dünste trug, wenn die Erschlagenen des Krieges unbestattet lagen.

Er pochte an die Tür — sinnlos vor Angst. Die Tür öffnete sich ihm. Er sah nicht das weiße, gefaßte Angesicht seiner Schwester. Hörte nicht, was sie sprach — seinen Namen — irgendwelche Worte. —

Der Atem des Vergehens hauchte ihn an.

Er wußte: er war zu spät gekommen. —

Er sank seiner Schwester in die Arme und glitt ohnmächtig an ihr nieder.

⁂

„Fahrlässigkeit? Sabotage?“ fragte der Kommerzienrat Lermer.

Er ging auf und ab, wie immer, etwas feierlich anzusehen in seinem schwarzen Rock und der blütenweißen Weste, bis zu welcher das schmale, schwarze Band niederhing, das vom ungefaßten Kneifer über die linke Wange herabkam. Es schien, daß er auch in einer vertraulichen Unterhaltung unmöglich die Aufsichtsratswürde und den ersten Vorsitzenden ablegen könne. Die dunklen, klugen Augen hinter dem Glase blickten scharf.

Es war sehr hell im Raum. Das Licht kam aus unsichtbaren Quellen; die Beleuchtungskörper lagen oben, in einer Rille zwischen Wand und Sims. Der riesengroße Diplomatentisch sah nach weitverzweigter Arbeit aus. Zwischen Akten- und Bücherschränken hervor glänzte das lebensgroße Ölbildnis des Kaisers; er stand in Admiralsuniform auf der Brücke der „Hohenzollern“.

Professor von Siebold saß im breitausladenden Ledersessel mit aufgelegtem Ellbogen und umklammerte mit den Händen die Lehnen. „Wenn man das sagen könnte!“ antwortete er.

„Das ist es! Auf was für Menschenmaterial ist man angewiesen. Muß noch Gott danken, wenn man die nötigsten Arbeiter zusammentreiben kann. Haben Sie denn Verdacht? So was liegt einem ja manchmal im Gefühl.“

„Gefühl — das ist beweislos. Da wären wohl 'n zwei, drei — der Obermaschinistenmeister sagt auch: der Kerl, der Micholeit — auch die Visage vom Garaus — und denn dieser freche Kophal. Aber so was kann einen verflucht täuschen. Vielleicht war's gerad' einer von den paar Kerlen, die uns als fixe Arbeiter und ordentliche, stille Menschen was wert dünken. — Die etwa drei Dutzend alter, bewährter Arbeiter passen ja auf, sind so 'ne Art unorganisierte Geheimpolizei. Dazu treibt sie schon die Sorge um die eigene Sicherheit. Aber trotzdem — der alte Petzold sagt mir, fast der Schlag hätt' ihn getroffen — ein paar Sekunden später und die ganze Geschichte fliegt in die Luft. Und niemand hat gesehen, daß sich jemand am neuen Dampfkessel zu schaffen machte. Keiner kann sagen, wer das Ventil abstellte.“

Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Aber das sind ja die Gefahren dieser Fabrikation.“

Mit kaltem und abschließendem Ton sagte er es. Er war nicht hier, um diesen Zwischenfall, den er nebenbei erzählt hatte, zwecklos und ausführlich zu bereden. Andere Angelegenheiten gab es zu verhandeln. Die Stelle des zuständigen stellvertretenden Generalkommandos, die der Fabrik die nötigen Rohstoffe zuzuweisen hatte, machte dem Professor viele Schwierigkeiten. Er wünschte den Vorsitzenden des Aufsichtsrats als Beistand. Alle Organisation in Ehren: aber da und dort hatten die Herren für ihre neuen Aufgaben nicht den weiten Blick, konnten ihren in Subordination geschulten Geist nicht plötzlich in die Bahnen großzügiger Entschließungen lenken.

Während Lermer mit dem Professor verhandelte, beobachtete er ihn unausgesetzt. Und als nun ihre Unterredung zu Ende war und eine Männerhand in der andern lag, hielt Lermer die Siebolds mit warmem Druck noch fest: „Sie gefallen mir immer noch nicht. Wenn ich nur sähe, wie ein erneuter Urlaub —“

„Das ist unmöglich!“ sagte der Professor schroff. Die Teilnahme im Blick und Ton des andern Mannes ängstigte ihn sogleich. Er wünschte, sich mit allem, was er litt, zu verbergen.

„Leider! — Es ist unmöglich! Die grausame Unterbrechung Ihres Landaufenthaltes, dann die Enttäuschung, daß man Sie noch nicht operieren wollte. — Ihre Sehnsucht ins Feld...“

„Ja. Mein Regiment ist in Serbien!“ sagte Siebold mit unklarer Stimme. Er fühlte: irgendwie, mit einem Wort mußte er auf die herzliche Meinung eingehen. Und da kam ihm das auf die Lippen, was

als leidenschaftlichste Sehnsucht in ihm brannte. Seit es da unten in starken Schlägen donnerte, seit Bulgarien sich dem Kriege angeschlossen, war seine Begierde, teilnehmen zu dürfen, in verstärkter Qual aufgelodert.

„Nun, an Verantwortung, leider auch an Gefahr fehlt es auch hier nicht. Sie dienen hier wie dort dem Vaterland," tröstete Lermer. „Unsere Gesellschaft weiß Ihnen Dank..."

Es fehlte nur noch, daß er sagte: ‚und wird Sie entsprechend salärieren,' dachte der Professor dann, als er heimging. An das Wort „salärieren" hing er vor allem seine Gedanken — das schien ihm so sehr die Stufe auszudrücken. Aber wenn er das zu Hause laut ausspräche, würde Malide ihn vorwurfsvoll ansehen und sehr stark betont sagen: ‚Aber Katte, Lermer ist kein schlechterer Patriot als du!' Und Doris würde etwas erröten. Und Raimund, falls er da wäre, sähe vor sich nieder... Ja, ja, mit solcher Mißbilligung seines Hohnes würden sie recht haben. Ganz und gar. Denn Lermer war keiner von denen, für die der Krieg den geheimen Nebensinn von ‚Geschäft' hatte. — Er, Siebold, ja, er sah alles schief. — Aber Gott mochte wissen, wie das kam. Diese beiden schwarzgekleideten Frauen, Malide, seine Schwester, und Doris, seine Frau, waren ihm wie eine fortwährende Mahnung und Erinnerung. Und doch flehte er selbst Malide an, in sein Haus zu kommen. Nun waren es fast drei Wochen. —

Er hatte seine Mutter nicht sterben sehen, er hatte sie nicht mit begraben können. Drei, vier Tage lag er, ein wenig fiebernd und ganz matt. Der Arzt verbot ihm, das Bett zu verlassen. Raimund stand an seiner Stelle. Fast ein fremder Mann. Alle herzliche Neigung, die der Professor für Malidens Verlobten gewonnen, ging in einer schmerzlichen Eifersucht unter — wenigstens in jenen Tagen — immerfort rechnete er sich aus, daß Raimund die Mutter nur etwa fünf Wochen lang gekannt hatte. Und nun war es dieser Mann, der als ihr Sohn die Mutter begrub.

Als Malide von der schmerzlichen Feierlichkeit zu ihm an sein Bett kam, ließen Doris und Raimund voll zarter Rücksicht die Geschwister lange allein. Und in jener Stunde war es gewesen, wo er die Schwester dringend bat, jetzt zu ihm und Doris überzusiedeln. Sie weigerte sich. Er kam mit lächerlichen Gründen. „Du bist Braut. Du kannst unmöglich alleinwohnend die Besuche des Verlobten empfangen."

Malide wußte nicht, was sie zu diesem kleinlichen Standpunkt sagen sollte. „Ich, mit fünfunddreißig Jahren? Nicht die Besuche des Mannes, den ich Monate gepflegt habe. Und solche alberne Rücksicht auf klatschhafte Leute — ich? Aber Katte!..."

Ihre Weigerung machte ihm die Erfüllung seines Wunsches nur dringender.

„Du wirst bald heiraten. Ich wünsche, daß das vom Hause deines einzigen Bruders aus geschieht."

„Gut. So kann ich die letzten Tage vor der Heirat herkommen. Aber das wird nicht sobald sein. Ich heirate nicht, ehe ich nicht bei Raimunds Eltern zum Besuch war. Das habe ich Raimund, der jetzt gleich heiraten wollte, schon gesagt."

„Du willst fort? Mich jetzt verlassen?"

„Du hast Frau und Kind."

„Ich habe sie nicht mehr!"

„Katte!"

„Komm zu uns, Malide."

„Nein. Dein Wort eben — ohne das hätt' ich geschwiegen. Gerade deshalb — ich denke: Doris und du, ihr habt etwas verloren..."

„Das Glück — nur das bißchen Glück!" sprach er mit einem bittern Lächeln.

„Ihr werdet es wieder finden. Und am besten, wenn ihr allein seid."

„Nein! Ich bedarf deiner Gegenwart. Dessen, was in dir von Mutter ist." Er sagte es so stark und so ernst, daß Malide nicht mehr wagte, dem so völlig Zusammengebrochenen sein Verlangen abzuschlagen.

„Willst du mich denn auch haben?" fragte sie nachher Doris. Und die junge Frau umarmte sie in schweigender Innigkeit. Sie liebte ihres Gatten Schwester, als sei es ihre eigene; sie sah empor zu der starken und festen Art wie Malide durch das Leben ging; sie bewunderte sie wegen der Opfer, die sie einst dem Bruder gebracht. Keinem Weib der ganzen Erde gönnte sie den einen, den auserlesenen Mann, als nur Malide. Um ihretwillen würde er nun aber täglich ins Haus kommen. Und das machte alles schwer. So

konnte sie kein Wort des Willkommens finden. —

Bevor der Professor zu seiner Arbeit zurückkehrte, ließ er sich noch von Röntgenstrahlen durchleuchten. Professor Kleimacher bewies die unter Korpsbrüdern verbriefte und übernommene Treue: er opferte fast zwei Nächte, um unter den ungünstigsten Zugverbindungen den einen Tag bei Siebold zu sein. Das Ergebnis der Untersuchung im Röntgenkabinett des städtischen Krankenhauses, wo Kleimacher gewissermaßen eine Gastrolle als beratender Beistand des Patienten gab, war, daß er doch raten müsse, vorderhand dem unliebsamen Gast im eigenen Fleisch noch nicht den Aufenthalt zu kündigen. Das Geschoß habe sich in der letzten Zeit offenbar gesenkt und befände sich in der Nähe der Milz und wichtiger Blutgefäße. Die Aussichten für später? Natürlich ff. Nur vor heftigen Bewegungen solle Siebold sich hüten; vor diese als Warnung sei ja auch der Schmerz gesetzt, den sie machten. Sehr sachlich nahm Kleimacher den Fall. Er tat, als sei es das Alltäglichste von der Welt, daß Männer einen Fremdkörper mit sich herumschleppten — zumal jetzt! Das mußte doch auch das gnädige Fräulein im Lazarett x-mal gesehen haben. Ja, das hatte Malide. Geschosse dicht neben der großen Schlagader am Hals. Andere neben, ja im Herzen. Und die ganze Untersuchung endete in einem Gespräch zwischen Kleimacher und Malide über die erstaunlichsten Fälle, deren Möglichkeit man früher geleugnet haben würde, ganz einfach, weil man sie noch nicht zu durchschauen vermochte. — Wie solche berufsmäßig abgestimmten, nüchternen Gespräche beruhigten! Aus einem Erleidenden wurde man einfach ein Fall. Das tat auch Siebold in mancher Hinsicht wohl. Aber es blieb doch eben die bittere Gewißheit, daß seine Rückkehr ins Feld in ganz unsichere Ferne hinausgeschoben ward.

So lebten sie nun geschwisterlich zusammen. Fast täglich sprach Raimund vor, um seine Braut zu begrüßen. War er dienstlich verhindert, schickte er seinen Burschen mit einigen Zeilen.

Einmal sagte der Professor zu seiner Frau: „Wie geduldig Raimund es hinnimmt, daß Malide immer andere Gründe weiß, die Heirat hinauszuschieben."

„Oh — er hätte sehr, sehr gern jetzt gleich geheiratet," versicherte Doris. „Er sagte es mir am Tage nach Mutters Tod, daß er es wünsche."

„Sie ist wohl schon zu alt. Der Wagemut fehlt," sprach er nachdenklich.

Wohin hatte ihn der seine geführt? Ins Elend?! Ja. Aber dennoch — wenn er und Doris auch um ihr rechtes Glück sich betrogen: eine köstliche Frucht trug ihre Ehe doch. Den gesunden, begabten Sohn! Große Vaterliebe wallte plötzlich in ihm auf. Da war das Geschöpf, an das sich seine Liebe klammern konnte. Sein verarmtes Herz konnte wieder Leben gewinnen...

Der kleine Werner aber, viele Wochen vom Vater nahezu übersehen, nur in kurzen Augenblicken einmal freundlich von ihm herangeholt, entzog sich in einem seltsam wissenden, schweigenden Kindertrotz der heftig hervorbrechenden väterlichen Liebe. Er zeigte deutlich, daß Onkel Raimund es besser verstehe, ihm Spiele zu zeigen und Geschichten zu erzählen. Und Raimund sagte bei solcher Gelegenheit einmal entschuldigend, daß sein jüngster Bruder Dietz, der vor mehreren Monaten im Alter von neunzehn Jahren in Polen gefallen war, soviel, viel jünger gewesen sei, als er selbst und daß er sich mit diesem seinem Liebling viel beschäftigt habe. Daher hafte noch allerlei in seinem Gedächtnis von dem, was kleinen Jungen Spaß mache.

An einem Abend kamen Bärmanns. Malide und Doris hatten ihre Besuche und ihr Beileid schon damals in der Wohnung der Verstorbenen und bei der Beerdigung empfangen. Aber den Professor sahen sie noch nicht. Frau Bärmann hielt auf Formen, auch in Trauerfällen. Ihr gutes Herz und ihr Bedürfnis, sich mit Teilnahme zu beschäftigen, ließen ihr keine Ruhe; sie mußte auch, mit einer Träne im Auge, dem Professor selbst noch erzählen, wie teuer ihr seine verehrungswürdige Mutter gewesen. Herr Bärmann schüttelte ihm nur sachlich und schweigend die Hand. Und dann wollte Frau Bärmann doch von ihrer Tochter sprechen. Aus Kirkwall war ein Telegramm gekommen. Vor acht Tagen. Aber da hatte das Zartgefühl verboten, die Trauernden schon aufzusuchen. „Fre-

derick VIII." war in Kirkwall lange festgehalten, die Post gestohlen von den Engländern, doch konnten die Damen nicht über unziemliche Behandlung klagen. Von ihrem Befinden und ihrer Stimmung hatte Amalie nichts in dem Telegramm gesagt. Es sei über Kopenhagen gekommen und verabredetermaßen an einen Geschäftsfreund ihres Mannes gerichtet gewesen.

„Sören, Margröd und Kompanie," warf Herr Bärmann ein; und dies war das einzige Wort, das er den ganzen Abend über sprach.

Auch wollte Frau Bärmann endlich wissen, wie es denn eigentlich bei Amaliens Abreise zugegangen sei. Ganz selbstherrlich, wie es ja immer ein wenig ihre Art war, lehnte sie damals die Begleitung der Mutter bis Lübeck und an Bord der „Najaden" bestimmt ab und sagte, daß Katte ihr beistehen werde. Von Kopenhagen aus jedoch, auf einer letzten Abschiedskarte beim Verlassen des Kontinents, erwähnte sie mit keiner Silbe etwas davon, ob Katte und Doris oder einer von ihnen in Lübeck gewesen sei.

Und zugleich nahm sie das umhüllende Papier von der großen, länglich-viereckigen Pappe, die sie, auf die hohe Kante gestellt, immerfort mit der Hand auf ihrem Schoße festgehalten hatte. Sie reichte das Blatt über den Tisch hin und sagte, es sei zum Geschenk für Katte und Doris bestimmt. Es war eine Photographie von Amalie. Ihre herrlichen Schultern zeigte sie frei. Und die großen, hellen Augen blickten stolz und ein wenig spöttisch. — Er aber, er hatte gesehen, wie sie in holder Scham die Lider senkte, er hatte eine Träne an diesen Wimpern gesehen.

Er stand auf. Hinter ihm fiel sein Stuhl um. Seine Lippen waren weiß. Er ging hinaus.

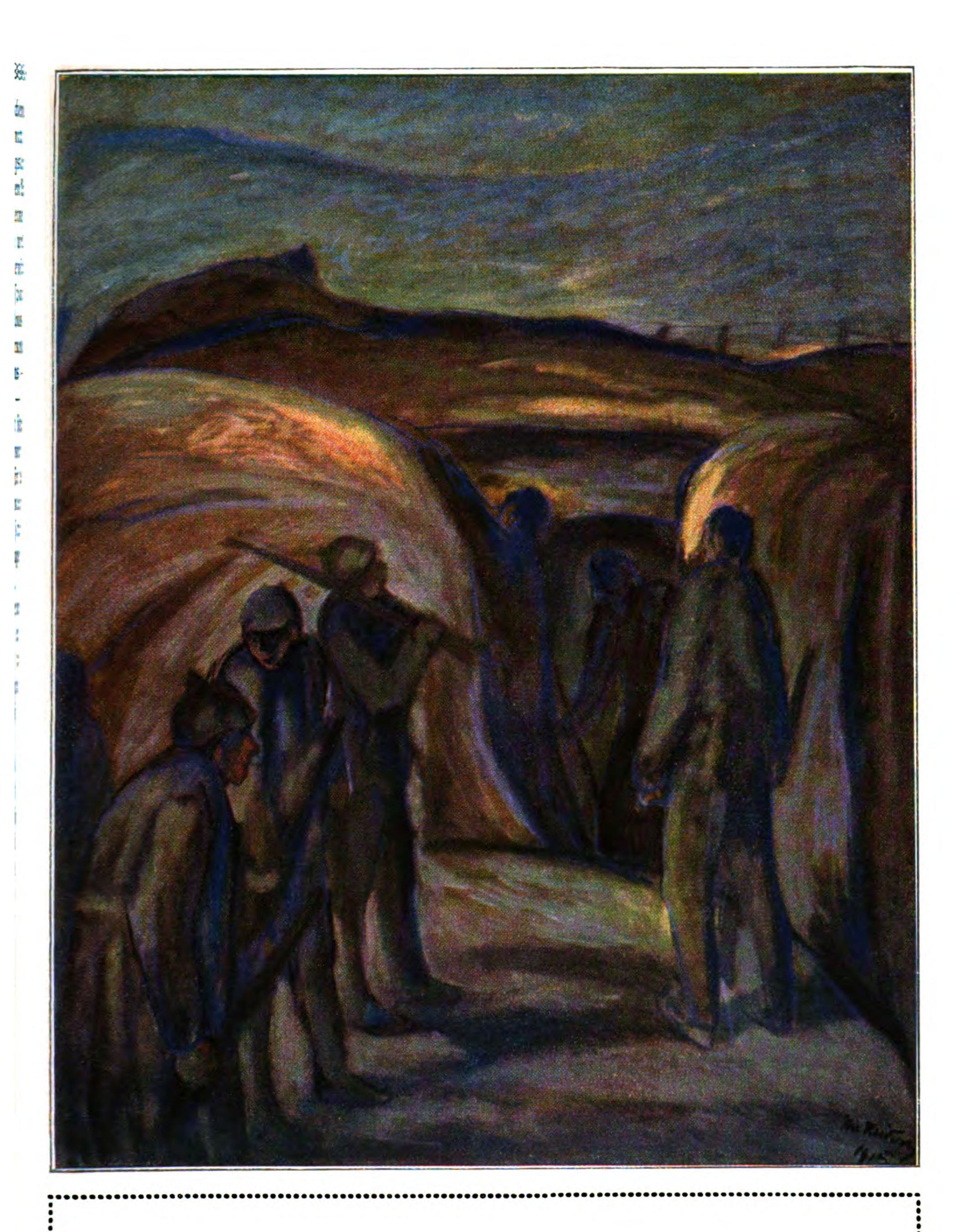
Alle schwiegen erschreckt. Und in der Unmöglichkeit, sich bei diesem überraschenden Begebnis zu beherrschen, sahen Doris und Raimund sich an...

Malide fand einige entschuldigende Worte. Frau Bärmann war vielleicht im tiefsten Grund ihres Mutterherzens auf eine gewisse, romantische Art befriedigt. Sie seufzte sehr nachdrücklich.

Oft besuchte der Professor, in seiner späten Mittagspause, das Grab seiner Mutter. So lag nun sie, die das Schema, die Plattheit und den Dutzendzuschnitt gehaßt hatte, in grausamster Stimmungslosigkeit. Da waren Gräber mit förmlichen Beetanlagen auf ihrer Hügelfläche: kleine Wege von Silberkies zwischen Mo sen und winzigen, niedriggehaltenen Blumenstreifen, als sollten Puppen darauf spazierengehen; manchmal bildeten Moos oder Buchs auch ein Kreuz auf dem Grunde von Kies. Karikaturen seines Gartens — der selbst schon eine Karikatur war. — Was half es, daß er ihren Hügel mit schmucklosem Efeu bepflanzen ließ — von rund herum grüßte der Ungeschmack. Er wußte wohl: die Erkenntnis von der plumpen Grausamkeit der Friedhöfe hatte schon in einigen großen Städten zur Anlage von waldartigen Totenhainen geführt. Aber er konnte hier ihrer letzten Stätte die weihevolle Einsamkeit nicht geben, die er ihr selbst und sich wünschte. Vielleicht, wenn dies Grab umschattet von Eichen, in tiefer Waldesstille läge, daß dann auch ihre Stimme zu ihm spräche. — —

Mütter schweigen nie! Noch aus dem Grabe, noch aus der Ewigkeit spricht ihre Liebe und ihre Weisheit. Von jenseits herüber spinnen sich die unsichtbaren Wunderfäden, die Mutter und Sohn verbinden. Eine Mutter wird durch keinen Tod von ihrem eigenen Fleisch und Blut getrennt.

Warum schwieg ihm die seine? Wann zerrissen die geheimen Fäden zwischen ihr und ihm? Weil ihr letzter Blick ihn vergebens suchte? Aber hunderttausend Söhne schlossen im Felde ihre Augen und ihre Mütter waren doch bei ihnen. — Oft hatte er das letzte flüsternde Wort von bärtigen Lippen gehört, es war ein leises, entzücktes, beruhigtes „Mutter!" — Die Mutter war da, erschien dem Sterbenden. Das kam: die Herzen der Mütter folgten den Söhnen, und die Herzen der Söhne suchten die Mütter. — Wo aber war das seine? Er rang in Verzweiflung um seine verlorene Liebe. Und da war es taub für die Not ihres Todeskampfes und keine Ahnung rief ihn auf. Und den seltsam schaurigen Ruf, der in der Ferne verhallend ihn aufhorchen ließ, dieser dunkle, sich fortspinnende und im Unendlichen verschwimmende Ton, in den hinein die Uhr neun Schläge tat, den hatte er nicht verstan-



Am Felsenposten in St.

Gemälde von Heinrich Heidner

den. — Das war es, deshalb sprach sie nicht mehr zu ihm — niemals mehr. Nie mehr von Doris und ihren Lieblichkeiten, wie einst so oft... Und er lechzte danach. Er sehnte sich nach einer Hand, die ihn liebevoll zurückleite... Er wollte zurück! Gott war sein Zeuge. Er wollte!

Die Ewigverlorene — sie, die noch immer auf fernem Meer ihrem Ziel zustrebte, es vielleicht gerade in diesen Tagen erreichte, sie sollte einst von ihm hören: er scheint zufrieden! Es würde sie beruhigen. Sie war ja doch wohl im letzten Grunde gegangen, um Doris nicht zu bestehlen? Hatte eines von diesen unerhörten Opfern gebracht, von denen man niemals wissen wird, ob sie eine große, sittliche Tat sind oder ein furchtbarer Irrtum.

Und er fühlte, daß er aus eigener Kraft nicht mehr zu Doris zurückfände.

Wie hatte er sich nur einbilden können, daß Malide ihm zu helfen vermöge! Ganz scheu war er vor ihr. Sie schien ihm in lauter Vollkommenheiten versteinert. Als würde sie nie und nimmer Gärendes, Schwankendes verstehen. Als sei sie selbst allen Kämpfen entrückt und immer klar im Herzen und im Handeln.

Herrlich — aber nüchtern. Oder beherrschte sie sich nur so?

Das war jetzt für ihn das Unerträglichste, daß ihm oft deuchte, er kenne weder seine Frau noch seine Schwester. Was er früher an ihnen geliebt, ertrug er jetzt kaum. Doris sollte nicht geduldig, nicht ausgeglichen, nicht so weiblich und demutsvoll sein. Malide nicht so gereift und über allem Kleinlichen stehend.

Streit, Ärger, Zorn — das konnte dem Gemüt Entladung bringen. Er sehnte sich fast danach.

Manchmal fühlte er die Augen des alten Ploth auf sich gerichtet. Die Exzellenz hatte sich der Familie der ihm Geraubten angeschlossen. Wie konnte es anders sein. Das geringe bißchen Hab und Gut, was er besaß, vermachte er Malide. Diese kleine Vorsorge, die er traf, beschäftigte ihn ein wenig. Danach hatte sein Leben gar keinen Inhalt mehr. Er kam und ging im Hause ‚ihrer' Kinder und spürte mit einem gewissen Unwillen, daß sie alle mit sich beschäftigt seien. Das bestahl ihm die Tote. Er kam sich als der einzige sie wahrhaft Betrauernde vor. Wie oft hatte sie ihm voll Begeisterung und Glück gesagt: „Sie machen sich keinen Begriff davon, Ploth, wie mein Katte seine Doris liebt!" Nun, da er hier oft im Hause war und erst recht eigentlich in die Ehe hineinsah, erkannte er, daß diese Liebe nicht mehr lebte — oder vielleicht von jeher nur eine von den vielen, herrlichen Selbsttäuschungen der teuren Frau gewesen war. Und seine Blicke fragten ihren Sohn: wo ist das Glück, an das sie glaubte? (Schluß folgt)

Lebenshungrig

Hungrig war ich, Leben, deiner Feste,
Deiner Schwelgerei'n!
In die Scharen deiner frohen Gäste
Drängt' ich mich hinein.

Wo verdeckt die goldnen Schüsseln blinken,
Stand ich atemlos.
Aus den schlanken Krügen tief zu trinken,
War mein Durst wie groß!

Und du sahst die ausgereckten Hände,
Neigtest dich mir zu:
„Wohl, ich reiche dir als Gast die Spende,
Doch dann gibst du Ruh."

Schenktest aus geheimnisvoller Schale
Mir an Weines Statt
Einen bittren Trunk zum Lebensmahle —
Und nun bin ich satt.

Katharina Weise



Der Krieg in der Kunst

Von Fritz Stahl in Berlin

Zu der Bilderfolge „Aus den Vogesenkämpfen" von Heinrich Heidner





Aus der Hochstimmung der ersten Kriegszeit erwuchs der Glauben, der neue Geist werde nun das ganze Leben des deutschen Volkes und sein Schaffen auf allen Gebieten durchdringen. Es schien unmöglich, daß einfach die Arbeit nach einer solchen Erschütterung da fortgesetzt werden könnte, wo sie vorher aufgehört hatte. So forderten begeisterte Redner und verhießen gleichgesinnte Künstler eine Erneuerung der Kunst. Und viele meinten, sie werde gleich und gerade in den Werken zu spüren sein, die der Anblick des Krieges selbst in den Künstlern erwecke.

Die Menschen, die damals so sprachen, schweigen heute enttäuscht. Mancher möchte vielleicht sogar gern den frommen Irrtum vergessen machen, den er gepredigt hat. Sie haben aber jetzt ebensosehr, vielleicht noch mehr unrecht als damals. Denn ihr Irrtum lag nicht darin, daß sie an eine Wirkung des geschichtlichen Erlebnisses auf die Kunst glaubten, die ja gar nicht ausbleiben kann. Sie haben sich nur über den Zeitraum getäuscht, der dazu gehört, eine solche Wirkung herbeizuführen und in die Erscheinung treten zu lassen, den Zeitraum, in dem sich Gefühl in Willen umsetzt, Willen unter Irrtümern seinen Weg sucht, seine Mittel erwirbt und dann erst Tat wird. Gewiß, sie hätten nicht vergessen sollen, daß alle menschliche Entwicklung, besonders aber die künstlerische, sehr langsamen Schritt geht. Und noch weniger, daß ein so ungeheurer Eindruck, wie der dieses Krieges, nicht verarbeitet werden kann, wie irgendein neues Stück Leben sonst, das ein Künstler aufsucht. Aber die Gegner, die ihnen antworteten, haben sich viel gröber getäuscht, ohne daß ihnen die Entschuldigung einer sympathischen Begeisterung zugute käme. Sie haben schlechtweg eine Wirkung des Krieges auf die Kunst überhaupt geleugnet und sich dabei auf den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 berufen, der ja auch keine geübt habe. Wirklich nicht? Doch nur, wenn man in demselben Irrtum wie die anderen an eine unmittelbare Wirkung denkt. Aber ist es denn möglich zu verkennen, daß die ganz neue Einschätzung alter deutscher Kunst, die sich gegen die Burckhardt und Springer durchge-



Heinrich Heidner als Kriegsmaler im Felde
Phot. Hubert Horn



Laufgraben zu den Stellungen. Ölstudie von Heinrich Heidner

setzt hat, daß die Erneuerung unserer Baukunst und unseres Kunsthandwerks, die als moderne Bewegung sich die Aufmerksamkeit, wenn auch nicht den Beifall der Welt errungen hat, daß die Geltung, die heute deutsche Künstler in Deutschland haben, nur als Nachwirkung der nationalen Erhebung und Einigung zu verstehen sind?! Und auch die Behauptung, es könne die Schilderung des Krieges gar keine Resultate ergeben, hat sich als falsch erwiesen, wenn sich auch die übertriebenen Hoffnungen der anderen, wie wir sahen, nicht erfüllen konnten, daß sie gleich zu neuer großer Kunst führen könne.

Das zu erweisen, ist der Zweck dieser Ausführungen.

Daß dieser Krieg als Ganzes nicht sinnlich zu fassen und darzustellen ist, darüber konnte ja von vornherein kein Zweifel herrschen. Auch bevor es uns die Berichterstatter immer wieder erzählt haben, wußten wir, daß das Feld der modernen Schlacht leer ist, daß es sich über unübersehbare Strecken hinzieht, daß die Leitung sich unsichtbar durch Drähte vollzieht. Und an Stelle des Kampfes Mann gegen Mann, Gruppe gegen Gruppe, wie er der Kunst aller Zeiten durch die Kraft der Bewegungen Stoff gegeben hat, ist jetzt die Schlacht ein Kampf riesiger Vernichtungsmaschinen gegen Menschenmassen oder gegeneinander, die sich gegenseitig nicht sehen. Von dem, was in solchen Schlachten der Tod ist, wollen wir in Ehrfurcht schweigen. Es handelt sich ja hier nicht darum, ob nicht das Heldentum größer geworden ist als vor der sichtbaren Waffe, sondern nur um das, was sinnfällig und damit Gegenstand des Bildners werden kann.

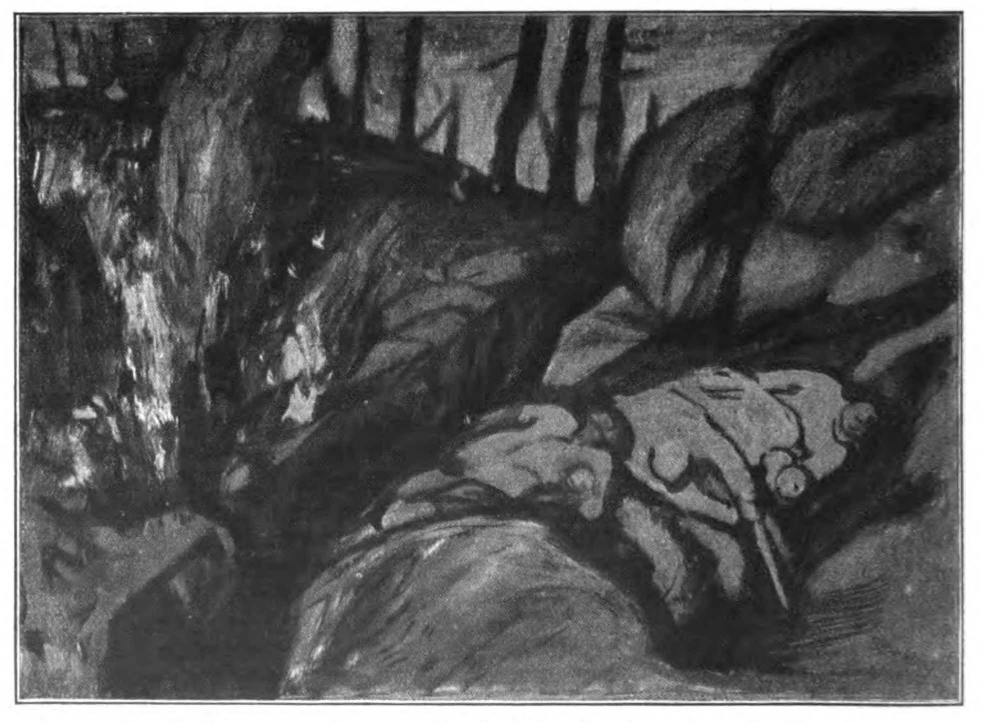
Trotzdem blieben der Kunst viele und sehr verschiedene Aufgaben.

Um mit dem Bescheidenen anzufangen: die sachliche Darstellung. Man nennt das gewöhnlich Illustration, und die wird von den Kunstmenschen nicht sehr hoch geachtet, ist sogar in der neuen Ästhetik eine Art Schimpfname geworden. Aber es kommt hier wie überall nur auf den Geist an, in dem eine Arbeit ausgeführt wird.

Im großen und ganzen geht der Illustrator von Beruf nicht sehr gewissenhaft vor, es liegt seinem Auftraggeber meist mehr an dem leicht gezeichneten Blatt und vor allem an der schnellen Lieferung als

an der strengen Wahrhaftigkeit und der ernsten Durchführung, und er muß sich eben fügen. Daran hat auch der Krieg nichts geändert. Gerade die Spezialisten, die natürlich doch zuerst hinausgeschickt wurden, haben mehr aus dem geschöpft, was sie schon wußten und konnten, als aus dem, was sie sahen. Noch als uns schon die Berichte und Feldpostbriefe eine ziemlich deutliche Vorstellung von der neuen Art dieses Krieges vermittelt hatten, zeichneten sie Bilder, die ganz an frühere Kriege — — oder an Manöver erinnerten. Aber allmählich hat denn doch die neue Erscheinung sie selbst und andere Zeichner, die jetzt zum ersten Male kriegerisches Leben erblickten, zu einer stärker charakterisierenden Weise gebracht, so daß der erste Zweck der Illustration, die sachliche Darlegung der Verhältnisse, Einrichtungen und Arbeiten doch erreicht wurde. Vorläufig ist alles durch- und miteinander ausgestellt worden, Gutes und Gleichgültiges und nur Geschicktes, aber eine spätere Durchprüfung des Materials wird gewiß ergeben, daß man alle wesentlichen Dinge mit getreuen Bildern illustrieren kann. Diese bescheidenste Arbeit ist nicht die geringste, sie hat eine Aufgabe erfüllt, die ihr der Wunsch des ganzen Volkes unausgesprochen gestellt hat, und das ist doch vielleicht mehr, als Ästheten zu gefallen. Es ist nur zu bedauern, daß nicht mehr gute Kräfte sich dieser Aufgabe mit vollem Bewußtsein und voller Hingabe gewidmet haben.

Wie die sachliche Darstellung nur durch ihre Qualität künstlerisch werden kann, das hat wohl keiner besser gezeigt als der junge Berliner Maler Franz Eichhorst. Vielleicht läßt sich an einem Beispiel am besten klarmachen, wie das gemeint ist. Ein Vorgang ohne jedes Pathos, wie ihn vielleicht schnelle Illustratoren oft ungerührt skizziert und schnelle Durchblätterer ebenso ungerührt mit den Augen überflogen haben: „Schiffskanonen werden in Stellung gebracht." Wie gibt das der Künstler? Flandern. Tiefes, überschwemmtes Land, in dem nur mit Brettern ein flüchtiger Weg zu schaffen ist. Dämmerung und Nebel. Das riesige schwere Geschütz muß durch dieses weglose und weichende Gelände vorgeführt, das Unmögliche muß vollbracht werden. Die Soldaten arbeiten



Aus den Kämpfen am Schratzmännele: Angriff auf das sogenannte Franzosennest
Aquarellskizze von Heinrich Heidner



Diedolshausen unter feindlichem Feuer. Aquarellstudie von Heinrich Heidner

mit übermenschlicher Kraft und mit ruhigster Umsicht. Das alles ist ganz einfach und gerade deshalb mit stärkstem Ausdruck geschildert. Man bleibt nicht draußen, man ist in der Situation, man fühlt die ganze Spannung, die ganze Energie mit, man sieht in der Perspektive die tausend gleichen Szenen unerhörter Leistung, man ahnt aus diesem einen Bilde diesen ganzen Teil des Krieges, man trägt solche Erkenntnis unverlierbar mit fort.

Zeigt ein Blatt dieser Art, was der Künstler vermag, so läßt es auch keinen Zweifel darüber, daß es nur der vermag, der sich ganz dem Erlebnis hingibt. Und das haben freilich auch im Kriege nur wenige getan. Man kann über das Thema nicht sprechen, ohne die merkwürdige und peinliche Erscheinung zu berühren, daß ziemlich viele „Kriegsmaler" sich von dem grausigen Geschehen in ihrer seelenruhigen Gemütlichkeit auch nicht im mindesten haben stören lassen, sondern ganz ebenso mechanisch und gefühllos wie im Frieden ihre Bildchen heruntergestrichen haben: nette Landschaften aus Frankreich, forsche Leutnants, Kriegsgefangene, besonders exotische. Selbst Ruinen menschlicher Heimstätten, die doch jedes Gefühl unmittelbar ansprechen, die wie ein stummer Schrei wirken, sind so gleichgültig und sauber abgeschildert, so auf gefälliges Kunstblatt gedeichselt worden, daß man sich sehr gut vorstellen kann, der Maler habe bei der Arbeit gepfiffen. Weiter von der Stimmung des Krieges ist man nie gewesen als in den Ausstellungen solcher Kriegsbilder, die „geschmackvoll gerahmt und gehängt" sich als Schmuck für jeden Salon anboten.

Es ändert nichts an der Wirkung solcher Kunstblätter, wenn ihre Schöpfer der Größe des Geschehens durch eine künstliche Größe des Stils hatten gerecht werden wollen. Denn diese äußerliche Größe ist ja auch nicht aus dem Erlebnis erwachsen, sondern aus ästhetischer Überlegung. Sie war fertige Form, die solche Künstler im Atelier und im Frieden für ganz andere Dinge gefunden hatten. Wenn etwa Fritz Erler, dem so mancher folgte, jedem stürmenden oder wachenden Soldaten eine Heldenmaske gab, wie sie seine germanischen Heroen tragen, so war das nur scheinbar eine Erhöhung. Der besondere Charakter des

Heldentums, dem wir die Taten dieses Krieges zu danken haben, kam in diesen Kriegern nicht zum Ausdruck, ja er wurde in sein Gegenteil verkehrt, von Scheinlosigkeit in gespreizte Pose. Wieviel stärker die Wirklichkeit ist als eine solche im voraus gefaßte Idee, das zeigen die Offizierporträts desselben Malers, in denen ihm keine ästhetische Absicht das Gefühl verdorben hatte. Mit diesen Porträts hat er den neuen Typus des Offiziers, wie ihn der Kronprinz vertritt, sicher gestaltet, den sportlich geschmeidigen, der sich so deutlich von den älteren Typen unterscheidet, dem schneidig repräsentierenden der väterlichen, dem mehr sachlich soldatischen der großväterlichen Generation.

Daß es sogar Künstler gibt, die glauben, die Stimmungen und Taten unseres Krieges durch das Symbol der Einzelkämpfe antiker Krieger aussprechen zu können, muß als kuriose Verirrung doch auch vermerkt werden.

Im äußersten Gegensatz zu dieser ganzen Schar stehen Künstler, die auszogen, den Krieg zu malen, aber vor der furchtbaren Wahrheit, die sie fanden, verzichteten. Das ist der Fall Max Slevogts, der spät und zögernd wenige Zeichnungen mit dem Tagebuch seines Begleiters erscheinen ließ (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin).

Die Künstler, die das Erlebnis ernsthaft zu gestalten suchten, sind in sehr verschiedener Art vorgegangen. Die Kunst der Zeit gab zwei grundsätzliche Möglichkeiten, die der Bequemlichkeit halber zunächst mit den nicht sehr vielsagenden Richtungsnamen bezeichnet seien: die impressionistische und die expressionistische. Entweder man riß sein Bild mit schnellen Strichen aus der Wirklichkeit und gab jede charakteristische Szene einzeln oder man faßte viele einzelne Eindrücke zusammen, um in einfachen wesentlichen Zügen das Erlebnis aufzuschreiben. Es ist falsch, einen von diesen Wegen als den allein richtigen zu bezeichnen. Es kommt in der Kunst nie auf das Programm, sondern immer nur auf die Leistung an. Welche der beiden Arten ein Künstler wählte, das war ganz allein Frage des persönlichen Temperaments und des Könnens.

Die impressionistische fand ihren Meister in Ludwig Dettmann. Es war eines der merkwürdigsten Erlebnisse, eines, das man kaum für möglich gehalten hatte, zu sehen, wie ein großer Stoff einen Künstler über sich selbst emporriß und eine Kraft in ihm weckte, wie er sie vorher nie gezeigt hatte. Man wird an diesem Beispiel niemals vorübergehen können, wenn über das Verhältnis menschlicher Empfindung und künstlerischen Schaffens gesprochen wird.

Dettmann, um die Zeit des Kriegsausbruchs fünfzig Jahre alt, hatte einen Namen erworben und als Direktor der Kunstakademie in Königsberg gute Arbeit geleistet. Aber er stand nicht in der ersten Reihe. Sein großes und leichtes Talent hatte ihn schnell emporgetragen, aber er war nicht der Mann des festen Zieles und der gesammelten Arbeit, die ein starkes und dauerndes Werk schaffen. Er schien nicht recht zu wissen, was er mit seinem Talent machen sollte. Jetzt will es fast erscheinen, als habe er sich für das große Erlebnis, das ihm der Krieg geworden ist, aufgespart. Er warf sich rückhaltlos hinein. Alle Wichtigkeit und Bequemlichkeit des Künstlers fiel von ihm ab. Er nahm keine Absicht mit und keine Erinnerung und Formel, mit denen Gewandtheit es sich leicht tun kann. Der ganze Mann wurde ein gespannter Willen, mit aller Kraft und letzter Treue dieses gewaltige Geschehen festzuhalten, das jede Veränderung nur verkleinern konnte. Es ist etwas von der Inbrunst eines religiösen Kultus in dem Dienst, den er auf sich nahm und durchgeführt hat.

Diese Stärke des Gefühls ist es, die aus allen seinen Blättern spricht und so bezwingend aus ihrer ersten Sammelausstellung sprach. Es ist am Ende immer etwas Geheimnisvolles um die künstlerische Tat. Wenn sie der Rede wert ist, so wird stets etwas dargestellt, was eigentlich gar nicht darstellbar ist. Kann man einer marschierenden Truppe ansehen, daß Krieg ist und nicht Manöver, einem beratenden Stab, ob es sich um eine wichtige Entscheidung handelt, einem Telephonisten, ob sein Unterstand vorn in der Front liegt? Die Masse der Illustrationen verneint diese Möglichkeit, bei Dettmann zweifelt man nie. Der Rhythmus dieses Krieges geht durch alles, was er gezeichnet hat, durch jede Bewegung von Mensch und Tier, ja, man möchte sagen, noch durch ihre Ruhe, man fühlt ihn in dem fallenden Helden und in



Sieg!

Gemälde von Heinrich Heidner

(Im Besitz der Städtischen Gemäldesammlung in Nürnberg)



Kampfpause im Steinbruch. Gemälde von Heinrich Heidner

der erstarrten Leiche eines Pferdes. Es sind keine Unterschiede, die man messen kann, aber es scheint, daß keine Form so ist wie zu anderer Zeit. Und deshalb hat jedes Blatt Perspektive, wirkt als Teil die Anschauung des Ganzen. Man bleibt so wenig draußen wie es der Künstler geblieben ist, wird mit in den russischen Feldzug hineingerissen, zieht über nächtige Schneefelder und durch brennende Städte, durch Wasser und Feuer, macht die unmöglichen Leistungen der letzten Muskelkraft von Mensch und Tier mit, sieht erschüttert in jedem Toten die geopferten Massen.

Den andern Weg, den wir expressionistisch genannt hatten, ist der Münchener Maler Heinrich Heidner gegangen, dessen Bilder diese Ausführungen begleiten. Diese Benennung ‚expressionistisch' war eine vorläufige gewesen. Heidner, 1876 zu Nürnberg geboren, einstiger Meisterschüler von Wilhelm Diez in München, ist nicht Expressionist im Sinne der Richtung, die da will, daß der Künstler die Form aus seinem Inneren schöpfe, und deren Werke die Natur quetschen und verzerren, weil ihre Schöpfer es aus Doktrin verschmähen sie anzusehen, und nicht wie die Alten genug von ihr in sich aufgesogen haben, um auch der frei gefundenen Bildform Wahrheit und Leben mitzuteilen. Aber in gewissen Beziehungen zu dieser jüngsten Richtung der Malerei steht der Künstler. Er hat, ob durch sie oder von selbst, erkannt, daß es eine ganz andere Möglichkeit gibt als die realistische, die sich zuletzt im Impressionismus in einer besonderen Form gezeigt hatte, und gesucht, die Wirklichkeit in blitzschnellem Nachreißen der Erscheinung zu fassen. Er glaubt auch an eine Kunst, die sich nicht durch Rücksichten auf die Wirklichkeit hindern läßt, für eine Empfindung den stärksten Ausdruck in einer wesentlichen Form zu finden, glaubt, daß Gestaltung mehr ist als Abschilderung.

Nach den Kämpfen
am B-Kopf
Gemälde von
Heinrich Heidner

Im Besitz der
Königl. Neuen
Pinakothek in
München



Erfolgreiche Besetzung eines feindlichen Trichters

Gemälde von Heinrich Heidner

Aber er weicht darin ab, daß er einsieht, der Künstler müsse sich zuerst ganz mit der Welt oder doch seinem besonderen Stück Welt und Leben erfüllen, um ein solches Werk gestalten zu können.

Es gibt in der Kunst viele Wege. Der Berliner Maler Wilhelm Jaeckel hat es sogar fertig gebracht, den verbissenen Grimm eines Nahkampfes in einem großen Bilde, das auch den Lesern dieser Zeitschrift im Januarheft 1916 gezeigt worden ist, zu gestalten, ohne den Krieg gesehen zu haben. Aber solche Dinge sind Ausnahmen und bleiben naturgemäß im allgemeinen. Grundsätzlich hat gewiß Heidner recht, der erst viele einzelne Szenen sucht und sieht, um dann verdichtend eine zu malen.

Er hat mit Dettmann eines gemeinsam. Er hat sich mit derselben Rückhaltlosigkeit in das Erlebnis gestürzt. Aber was sie geben, ist eher gegensätzlich als nur verschieden: Dettmann eine große Zahl von Skizzen, manchmal nur Blättchen mit wenigen Strichen wie in einer künstlerischen Kurzschrift, Heidner wenige Bilder, in einfachen Umrissen und in einfachen Farben, bei aller Bewegtheit zu fester Form aufgebaut, die sich schon dem ersten Blick stark eindrückt.

Man muß sich vor jeder Verallgemeinerung hüten. Man kann nicht sagen, daß dieses die Form für die Darstellung des Weltkrieges ist. Das wäre erst bewiesen, wenn auch Kämpfe in anderen Landschaften mit derselben Wirkung gegeben wären. Wohl aber darf man sagen, daß die Form für die Kämpfe, die Heidner gesehen hat, für die Vogesenkämpfe, wundervoll paßt. Es ist offenbar, daß er sie nicht mitgebracht hat, sondern daß sie ihm aus dem besonderen Erlebnis erwachsen ist, wenn er auch gewiß durch seine Entwicklung vorbereitet gewesen sein muß.

Es ist etwas in dieser Kunstsprache, was an die Schlichtheit der Sprache alter Sagen und Lieder erinnert. Es ist eine ergreifende Melodie in diesen knappen Linien und Farben. Die Form schon weckt und hält die Stimmung, nicht das Stoffliche erst, wenngleich man beide eigentlich nicht trennen kann. Deshalb wachsen sie auch über den nächsten Zweck hinaus, es ist eben nicht bloß der Kampf in den Vogesen, es ist der Krieg, der sinnfällig wird.

Dieser Krieg rafft nicht nur Menschenopfer unerhört hin. Seine Gewalt vernichtet die Erde, die uns als das Behar-



Schwerverwundeter Offizier wird aus der Feuerlinie getragen. Kompositionsskizze von Heinrich Heidner



Morgendämmerung: Sterbender Offizier. Gemälde von Heinrich Heidner

rende, als das Ewige erschien. Wälder verschwinden, Felsenhöhen zersplittern, aus den Splittern bauen sich neue Kuppen auf. Man hört das Klagen der Natur, Felsen stöhnen, Baumstümpfe schreien. In der vernichteten Natur liegt der tote Mensch und ist mit ihr eines. Es gibt nicht mehr Leiche und Landschaft, es gibt ein Zusammen von Steinen, Pflanzen, Menschen, die zugleich ihr Leben verloren haben.

Das ist es, was diese Bilder klingen. Das gibt ihnen ihre ganz eigene Stellung unter allen Bildern des Krieges. Und dadurch weisen sie auf neue Möglichkeiten der Malerei. Denn es muß schließlich für die Gestaltung aller Stoffe möglich sein, was hier für die Darstellung des Krieges erreicht ist.

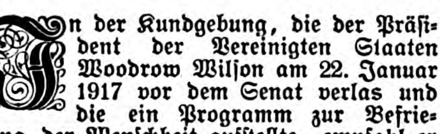
Deshalb schien es besonders wichtig, diese Kriegsbilder zu zeigen und in ihrer Bedeutung darzustellen. Das aber konnte nur durch einen Überblick über die gesamte Kriegsmalerei geschehen. Denn erst in dem Gegensatz zu den anderen Arten, die trennen, wird Heidners Art klar, die zusammenfaßt.

Der Illustrator gibt nur das Stoffliche, der Impressionist nur den Stimmungsgehalt, der Mann des vorgefaßten ästhetischen Willens nur Form, die äußerlich bleibt. In diesen Bildern ist eine gewachsene Kunstform ganz erfüllt von Leben und Ausdruck.



Monroedoktrin und Panamerikanismus

Von Prof. Dr. Paul Herre
in Leipzig



In der Kundgebung, die der Präsident der Vereinigten Staaten Woodrow Wilson am 22. Januar 1917 vor dem Senat verlas und die ein Programm zur Befriedung der Menschheit aufstellte, empfahl er der ganzen Welt die Annahme jener politischen Lehre, die am 2. Dezember 1823 als bindender Grundsatz für das staatliche Zusammenleben auf dem amerikanischen Kontinent verkündet worden war und sich in einer wechselvollen Geschichte zum amerikanischen Glaubenssatze entwickelt hatte. „Ich schlage vor," so sprach der Weltbeglücker an der Spitze der nordamerikanischen Union, „es mögen sich die Völker einmütig die Monroedoktrin als Doktrin der Welt zu eigen machen, daß kein Volk danach strebe, seine Regierungsform auf ein anderes Volk oder eine andere Nation zu erstrecken, daß es vielmehr einem jeden Volke, einem kleinen ebenso wie einem großen, freistehe, seine Regierungsform unbehindert und unbedroht selbst zu bestimmen".

Diesen Vorschlag machte Wilson als Repräsentant eines neutralen Staates. Seitdem hat er sich den Feinden Deutschlands zur Seite gestellt, und man muß annehmen, daß er sich nunmehr zum Ziele gesetzt hat, das große Programm mit kriegerischen Mitteln zu verwirklichen. Es ist deshalb nicht ohne Wert, sich einmal zu vergegenwärtigen, welche Bewandtnis es mit der Monroedoktrin hat.

Die politische Lehre, die für immer mit dem Namen des Präsidenten James Monroe verknüpft ist, besteht aus zwei Hauptsätzen. Der eine lautet folgendermaßen: „Da die beiden amerikanischen Kontinente (die Amerikaner zählen die beiden Teile ihres Erdteils selbständig) ihre Unabhängigkeit errungen und behauptet haben, stehen sie in der Zukunft europäischen Mächten nicht zur Gründung weiterer Kolonien mehr zur Verfügung." Dieser Satz bedeutete eine scharfe Wendung gegen die Absichten der in der Heiligen Allianz zusammengeschlossenen europäischen Großmächte gegenüber den Kolonien Süd- und Mittelamerikas, die sich vom spanischen und portugiesischen Mutterland losgelöst hatten, zur Wiederherstellung des alten Zustandes einzugreifen. Der Schritt der Union erfolgte in Verbindung mit England, das von liberalen Ideen geleitet, der grundsätzlichen Interventionspolitik der europäischen Kontinentalmächte widerstrebte und an die Verselbständigung der lateinischen Staaten politisch-wirtschaftliche Zukunftshoffnungen knüpfte. Zugleich aber richtete sich die Erklärung gegen die Versuche Rußlands, von dem früher besetzten Alaska aus weiteren amerikanischen Boden im Stillen Ozean zu gewinnen und in unmittelbarer Nachbarschaft der Union und Kanadas festen Fuß zu fassen. Sie verkündete demgegenüber das klar umrissene Programm: Amerika den Amerikanern. Indessen die rechte Beurteilung der Lehre gibt erst die Mitberücksichtigung des zweiten Hauptsatzes der Monroebotschaft, der folgenden Wortlaut hat: „Wir haben nie an den europäischen Kriegen teilgenommen, soweit es sich in solchen um europäische Angelegenheiten handelte, und es ist nicht unsere Absicht, hiervon in Zukunft abzuweichen." Er bringt mit derselben Entschiedenheit den Entschluß der Union zum Ausdruck, den staatlichen Machtkämpfen der Alten Welt fernzubleiben, und steht mit dem ersten Hauptsatze im engsten Zusammenhang.

Es ist der besondere Charakter des jungen amerikanischen Staatswesens, der uns in dem bedeutungsvollen Programm entgegentritt. Aus dem kolonialen Boden mit eigenen geistigen Tendenzen hervorgewachsen war der in heißem Kampfe zur Unabhängigkeit gelangte Staat etwas Neues. Auf dem natürlichen Recht des einzelnen baute sich die neue demokratische Republik auf, und so wie sie mit ihrem urwüchsigen Dasein und ihren großen Leistungen auf das Ideenleben der Alten Welt zurückwirkte, erfüllte sie sich selbst mit dem starken Glauben an eine ihr übertragene Mission für die Erziehung der Menschheit. Von puritanischen Traditionen befruchtet, nährten die Nordamerikaner die zum Dogma werdende Überzeugung, mit ihrer Eigenart etwas grundsätzlich anderes, Höheres zu sein als die anderen Völker, und bis in die Staatspolitik hinein wurde der Drang wirksam, die Neue Welt der Freiheit in ihrem Wesen rein zu erhalten und gegenüber der Alten Welt des Zwanges abzuschließen. Um dieses Prinzips willen mochten die überzeugungstreuen Vorkämpfer des demokratisch-republikanischen Gedankens nichts mit den Großstaaten Europas zu tun zu haben, die von den Machtkämpfen des absoluten Fürstenstaates und den Auseinandersetzungen einer in ungleicher Schichtung sich aufbauenden Gesellschaft beherrscht wurden. Schon George Washington, der große Führer im Unabhängigkeitskriege, stellte demgemäß in seiner Lebewohladresse am Schlusse seiner zweiten Präsidentschaft (1796) mit Nachdruck fest: „Die große Regel für unsere Haltung gegenüber fremden Nationen ist, bei aller



Im Besitz der Kgl. Neuen Pinakothek :: in München ::

Oktoberkämpfe :: :: 1915 :: :: Gemälde von Heinrich Heidner

Ausdehnung unserer Handelsbeziehungen so wenig politische Beziehungen wie möglich mit ihnen zu haben.“ Und mahnend legte er seinen Getreuen ans Herz: „Seid eine Nation, seid Amerikaner und seid treu euch selbst.“

Als eine lebendige Kraft wirkte der Mahnruf des ersten Präsidenten in den jüngeren Geschlechtern fort. Der Wille, in friedlicher Arbeit die ihnen übertragene Weltmission zu erfüllen, fand darin immer wieder seine Stärkung. Deutlich spricht er aus dem zweiten Hauptsatze der Monroedoktrin, der die Fernhaltung von den europäischen Angelegenheiten zusichert. Aber er klingt auch in dem ersten Satze mit, der so schroff die europäischen Großmächte vom amerikanischen Kontinent ausschließt. Denn neben dem freiwilligen Verzicht auf ein Eingreifen der Union in Europas Auseinandersetzungen ging von vornherein das Bestreben, umgekehrt die Mächte der Alten Welt aus ihrem übriggebliebenen Kolonialbesitz in Amerika zu verdrängen. So wurde im Anschluß an den Verkauf von Louisiana, das 1801 aus den schwachen Händen Spaniens in die Napoleons überging und eine neue französische Kolonialherrschaft in Nordamerika zu eröffnen drohte, bereits eine ähnlich einschränkende Lehre aufgestellt, die nach dem damaligen Präsidenten Madison ihren Namen trägt. Mit Erfolg betrieb die Union damals die eigene Übernahme des wertvollen Gebietes mit der Begründung, daß sie zufrieden sei, das Land in Spaniens Besitz zu sehen, aber nicht gewillt sei, es an andere europäische Mächte gelangen zu lassen. Und als 1822 das Gerücht umlief, England und Spanien beabsichtigten, Gibraltar und Cuba auszutauschen, wurde derselbe Grundsatz in der allgemeinen Form geltend gemacht, daß kein Kolonialbesitz von einer europäischen Macht an eine andere übergehen dürfe, sondern daß im Falle eines solchen Aufgebens die Vereinigten Staaten die Vorhand hätten.

Bedeutete diese Stellungnahme bereits die Wahrung selbsüchtiger Interessen, so kamen die Ausbreitungstendenzen noch offener in dem Versuche zum Ausdruck, unter Benutzung der napoleonischen Kriege in Europa, auf Kosten Englands weiteren Raum in Nordamerika zu gewinnen. Die stolze Zuversicht, etwas Höheres zu sein, entfachte in den republikanischen Herrenmenschen der großagrarischen Südstaaten einen Eroberungsrausch, der in der voreiligen Unternehmung gegen Kanada (1812) seine Entladung fand. Ihrem Zusammenbruch folgte zwar eine herbe Ernüchterung, aber der imperialistische Gedanke eines Jefferson, Madison, Monroe und Clay blieb als schlummernde Kraft immer vorhanden und ließ die Idee einer friedlichen Mission, wie sie namentlich in den streng puritanischen Nordstaaten lebendig war, niemals zur Alleinherrschaft gelangen.

Diese Tatsache, die für den janushaften Charakter der nordamerikanischen Politik bestimmend blieb, liegt vor allem jenem ersten Hauptsatze zugrunde. Nicht als ob ihm damit der Stempel eines über den gesamten Kontinent sich erstreckenden Imperialismus aufgedrückt worden wäre. Von einem panamerikanischen Programm war noch keine Rede, und der Schritt war ausschließlich abwehrend. Man wollte sein Dasein auf dem Boden der Neuen Welt nur mit gleichgearteten Staatswesen teilen, deren Bestand die Vervollkommnung der republikanisch-demokratischen Entwicklung nicht hinderte. Jedoch hinter diesem Streben stand mitbestimmend der dem jungen Staate innewohnende geheime Ausbreitungsdrang. Gewiß hielt man sich zunächst vorsichtig zurück, aber mit vollem Bedacht hielt man sich auch die Möglichkeiten für die Zukunft offen. Im Ideal war das Ziel eines Zusammenschlusses aller amerikanischen Staaten unter nordamerikanischer Führung aufgerichtet, und trotz mancher Rückentwicklung ist die Union folgerichtig in das weite Programm hineingewachsen. Natürliche Voraussetzungen und geschichtliche Umstände wiesen ihr diese Bahn. Zugleich aber war damit gegeben, daß sich die Pflicht, die internationalen Angelegenheiten der schwächeren amerikanischen Republiken zu überwachen, allmählich zu dem Recht wandelte, in sie einzugreifen. Immer war es das eigennützige Interesse der Vereinigten Staaten, das dabei den Ausschlag gab. Bei all den besonderen Lebensbedingungen eines Koloniallandes mit seiner geistigen Eigenart und seinen vielfach noch primitiven Sorgen trug doch auch die nordamerikanische Union von der ersten Stunde ihres Daseins den Stempel der von Leopold von Ranke erkannten Staatsindividualität mit dem Machtzweck. Das muß gegenüber den Verdunkelungen und Verschleierungen der amerikanischen Geschichtsforschung als unbestreitbare Tatsache festgehalten werden.

Entsprechend ihrem doppelten Charakter spielte die Monroedoktrin in den folgenden Jahrzehnten eine eigentümliche Rolle. Im Sinne der praktischen Politik lediglich defensiv gemeint, trat sie nur dann hervor, wenn das Ziel der Freihaltung des amerikanischen Kontinents gefährdet erschien, oder wenn es sich um die Möglichkeit eines Gewinnes für die Union handelte. Im übrigen gingen die Nordamerikaner ihren engeren Interessen nach, die der inneren Fortentwicklung und dem äußeren Ausbau ihres Staates im näheren Umkreise der Kernlande galten. Um die weiteren Vorgänge auf ihrem Kontinent kümmerten sie sich wenig. Die Nachfolger Washingtons und Monroes trieben eine konservative Politik, und bei dem unfertigen Zustand des eigenen Staates und Volkes fehlte noch jeder wirtschaftliche Antrieb zur Ausbreitung in die Ferne.

So ergab sich zwischen den Staaten im Norden und Süden des Erdteils ein Verhältnis des Auseinanderwachsens, das bis in unsere Tage seine Wirkung übt. In der

Zeit der Verkündung der Monroedoktrin blickte Latinoamerika dankbar und vertrauensvoll auf die Republik, die so erfolgreich für die Sonderart der amerikanischen Welt eintrat, und gern ließen die schwachen Staaten des Südens und der Mitte sich den Schutz des mächtigen Staates des Nordens gefallen. Ja, sie machten in mehrfacher Wiederholung den Versuch, zur dauernden Befestigung dieses Zustandes den Zusammenschluß der amerikanischen Staaten zu einem Staatenbund herbeizuführen. Mehrere Male vereinigten sich Vertreter der Süd- und Mittelstaaten zu Konferenzen, um über Mittel und Wege zu beraten, wie diese Gemeinschaft herbeizuführen sei. Indessen die Union lehnte ab, sich daran zu beteiligen, und alle panamerikanischen Lockrufe, die vom Süden nach dem Norden hinüberschallten, blieben ungehört. Für sich allein einen solchen Zusammenschluß zustande zu bringen aber waren die lateinischen Staaten zu unreif und unfertig. Die panamerikanischen Bestrebungen waren solange zu voller Unfruchtbarkeit verdammt, als die führende Macht des Erdteils ihnen fernblieb, und das staatliche Interesse gebot der Union sich zunächst zurückzuhalten. Umgekehrt aber hatte die vorsichtige Politik zur unmittelbaren Folge, daß sich Latinoamerika, das der vorwiegend germanisch bestimmten Republik ohnehin wesenfremd war, mehr und mehr gegen den Norden abschloß. Der Gegensatz der Rassen trat wieder in den Vordergrund, und statt einer engeren Gemeinschaft mit der Union erwuchs eine neue geistige und wirtschaftliche Verbindung Mittel- und Südamerikas mit der Alten Welt, namentlich mit Frankreich und Spanien. Die Lösung der idealen Zukunftsaufgabe, die den Nordamerikanern vorschwebte, war dadurch wesentlich erschwert.

Dies kam in noch gesteigertem Maße zum Ausdruck, als die Vereinigten Staaten um ihrer engeren politischen und wirtschaftlichen Interessen willen von latinoamerikanischem Gebiete Besitz ergriffen. Mit Süd- und Mittelamerika an der Herstellung eines amerikanischen Staatenbundes zu arbeiten, schien ihren Daseinsbedürfnissen zu widersprechen; jedoch die Gelegenheit, sich über einen weiteren Raum des nördlichen Erdteils auszubreiten, ließen sie nicht vorübergehen. Die Entschlossenheit, sich Texas anzugliedern, das sich von Mexiko gelöst hatte, zeigte aufs deutlichste das Fortbestehen der machtpolitischen Tendenzen; nur erstreckten sie sich organisch-gesund auf die zukunftsreichen Gebiete der Nachbarschaft. Nicht allein der Eigennutz der südstaatlichen Sklavenhalter war dafür antreibend, sondern die im nordamerikanischen Volke lebendige Energie, seinem freien Staate neuen Raum zu gewinnen und damit in dem besonderen Sinne einer amerikanischen Mission ihn der menschlichen Zivilisation zu erschließen. Man hielt sich deshalb für berechtigt, den Widerstand Mexikos mit Gewalt zu brechen und ihm schließlich (1848) neben Texas auch noch die heutigen Gebiete von Neu-Mexiko, Arizona und Kalifornien abzunehmen. Die Entschädigung von 15 Millionen Pesos, die dem Besiegten großmütig gewährt wurde, verzinste sich für den Sieger tausendfach, allein schon auf Grund der Ausbeutung der kalifornischen Goldfelder. Indessen dieser machtpolitische Eingriff der Vereinigten Staaten in die lateinische Welt steigerte das kühle Verhältnis zwischen Nord und Süd zum offenen Mißtrauen der Schwachen gegen den Starken, und man stand im Süden fortan weniger zur Abwehr der einstigen europäischen Herren auf der Wacht als zur Zurückweisung der Republik im Norden; deren Schützerrolle begann bedrohliche Formen anzunehmen.

Auch in den nächsten Jahrzehnten erfuhr dieser Zustand keine Änderung. Eben die Gebietserweiterung, die die Union auf Kosten Mexikos gewann, ließ den machtpolitischen Zug stärker hervortreten. Es ist kein Zufall, daß in demselben Jahre, da Texas amerikanisch wurde (1845), Präsident Polk die Madison- und Monroedoktrin zu einem einheitlichen Grundsatz verband und in einem Atem die Neuokkupation und Kolonisation europäischer Mächte und die Übertragung bestehender Kolonien von einer europäischen Macht an andere verbot. Mit Berufung darauf wandte sich die Union 1848 gegen die Übertragung Yucatans von Spanien an England und 1850 gegen die Erwerbung der Bayinseln seitens der britischen Seemacht. In Zusammenhang mit dieser vorstoßenden Politik faßte man auch die Durchbohrung der Landenge von Panama ins Auge. Durch einen Vertrag mit der Republik Columbia (1848) wurde das gewaltige Werk vorbereitet, doch bezeichnet es die noch verhältnismäßig schwache Stellung der Union auf dem amerikanischen Kontinent daß man die Ausführung des Baues nur in Gemeinschaft mit England wagte. Immer wieder bekannten sich nordamerikanische Staatsmänner und Politiker zu dem imperialistischen Grundgedanken der Monroedoktrin. Immer entschiedener erhob sich über den näheren defensiven Absichten des politischen Lehrsatzes das eigensüchtige Machtinteresse eines Ausbreitung suchenden Staates. Ja, als die zunehmende Spannung zwischen den großagrarischen Südstaaten und den kleinbürgerlichen Nordstaaten die politische Einheit gefährdete, stellte der Staatssekretär William H. Seward, den Präsident Lincoln sich zur Seite rief, den aus europäischer Machtpolitik geborenen Plan auf, durch eine offensive auswärtige Politik im Geiste der Monroedoktrin die inneren Spaltungen zu überbrücken. Zur Ausführung dieses Vorhabens kam es nicht, aber es beweist, wie weit die Entwicklung bereits fortgeschritten war.

Der Bürgerkrieg setzte der Betätigung machtpolitischer Bestrebungen auf panamerikanischer Grundlage zunächst ein Ziel. Aber da der Einheitsgedanke siegte und die Union

als amerikanische Vormacht sich behauptete, war es nur eine Frage der Zeit, wann das alte Programm zu neuem Leben wieder erstand. In den Jahren der inneren Kämpfe und der Erneuerung freilich übte man eine auffällige Zurückhaltung. Derselbe Staatsmann, der vor dem Bürgerkrieg die inneren Schwierigkeiten durch eine über den Erdteil greifende Machtpolitik beseitigen wollte, enthielt sich nun jedes Einspruchs gegen das mexikanische Abenteuer Napoleons III. In dem einzigen Falle, da die Unabhängigkeit eines latinoamerikanischen Staates von europäischer Seite wirklich bedroht wurde, unterblieb die Berufung auf die Monroedoktrin: ein deutlicher Beweis für die ganz realpolitische Handhabung des Grundsatzes, denn in der damaligen Weltlage durfte die Union keinen Zusammenstoß mit dem gefürchteten französischen Kaiser wagen. Um so entschiedener griff sie nach dem Rückzuge Napoleons gegenüber dem hilflosen Kaiser Maximilian ein. Die den Aufständischen gewährte Unterstützung hatte an dessen tragischem Ende einen erheblichen Anteil, doch schuf diese zweite Phase des mexikanischen Zwischenfalles keine Notwendigkeit mehr, die Monroedoktrin auszuspielen. Dieselbe Zurückhaltung beobachtete Seward gleichzeitig (1866) in der Angelegenheit des Verkaufs der Galapagosinseln durch Ecuador an ein englisches Gläubigersyndikat.

Daß trotz dieser Nachgiebigkeit das Monroeprogramm im Sinne nordamerikanischer Machtansprüche fortlebte, zeigte die Erwerbung Alaskas, das 1867 Rußland abgekauft wurde. Sie bedeutete die Entfernung einer europäischen Großmacht vom amerikanischen Boden. Ein Anhänger der imperialistischen Politik verteidigte im Repräsentantenhause den Schritt mit der Berufung auf die Mission der Vereinigten Staaten auf dem amerikanischen Kontinent: „diese Republik wird nicht auf ihren Gipfel kommen, bis sie das ganze amerikanische Festland und alle dazu gehörigen Inseln regiert," und er bejahte entschieden die Zwischenfrage: „einschließlich Südamerikas"? Dieselbe Verbindung realpolitischen Einlenkens und grundsätzlicher Aufrechterhaltung der Monroedoktrin bewies Sewards Nachfolger Fish. Er war bereit, den langwierigen Alabamagrenzstreit zwischen den Vereinigten Staaten und England durch den Schiedspruch eines europäischen Herrschers — es war Kaiser Wilhelm I. — ordnen zu lassen. Aber kurz zuvor (1870) hatte er der Monroelehre durch die Erklärung eine erweiterte Gestalt verliehen: es möchten die vorhandenen europäischen Kolonien auf amerikanischem Boden aufgegeben werden, damit durch freiwillige Entfernung der europäischen Staaten Amerika ganz amerikanisch werden könne.

So wurde der politische Grundsatz des Jahres 1823 immer offener in der Richtung des besonderen nordamerikanischen Machtinteresses umgeformt, und der defensive Gesichtspunkt trat immer mehr vor dem offensiven zurück. Wenn die tatsächliche Anwendung in diesem Sinne noch unterblieb, so war das darin begründet, daß die schweren Wunden, die der Sezessionskrieg dem Staats- und Wirtschaftsleben geschlagen hatte, erst ausgeheilt werden mußten. In demselben Maße jedoch, wie dieser Gesundungsprozeß fortschritt, schlossen sich Theorie und Praxis zu einer Einheit zusammen. Unter einem starken nationalistischen Antrieb und im Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklung betrat die Union in den achtziger Jahren die imperialistischen Bahnen panamerikanischen Gepräges. Der Staatssekretär James G. Blaine wurde der Herold der neuen Politik. Er verkündete dem aufhorchenden Volke ein panamerikanisches Programm und schlug an Stelle der bisher beobachteten Zurückhaltung gegenüber Süd- und Mittelamerika „eine Politik des Friedens, der Freundschaft und der kommerziellen Entwicklung" vor. Eine neue panamerikanische Bewegung entfaltete sich; freilich nicht eine solche in der Richtung der einst von den lateinischen Völkern genährten Bestrebungen zugunsten der Herstellung eines aus gleichberechtigten Gliedern bestehenden amerikanischen Staatenbundes, sondern eine solche zugunsten des Zusammenschlusses der amerikanischen Welt unter der Führung Nordamerikas und unter dem entscheidenden Hervorkehren der nordamerikanischen Interessen.

Trotz des begründeten Mißtrauens Latinoamerikas kam 1889 der erste panamerikanische Kongreß in Washington zustande, an dem neunzehn Staaten teilnahmen. Das Programm konnte nicht umfassender sein; eine Zoll- und Münzunion, eine gemeinsame Bank und Eisenbahn, ein gemeinsamer oberster Gerichtshof standen zur Beratung. Aber das Ergebnis der Aussprache war überaus dürftig, und auch die Erfolge der Bewegung im allgemeinen blieben gering. Es offenbarte sich nun die schwere Schädigung, die die lange Vernachlässigung der lateinischen Völker Mittel- und Südamerikas hervorgerufen hatte. Angesichts der mißtrauischen Haltung war selbst an die Durchführung weniger einschneidender Maßnahmen nicht zu denken; auch die mit besonderem Nachdruck betriebene panamerikanische Eisenbahn als Landverbindung zwischen New York und Buenos Aires blieb in den Anfängen stecken. Und die weiteren panamerikanischen Kongresse, die in längeren Zeitabständen dem ersten folgten (1901 in Mexiko, 1906 in Rio de Janeiro, 1910 in Buenos Aires), erzielten keine besseren Ergebnisse. Nur in der Aufstellung völkerrechtlicher Grundsätze, die sich auf dem gemeinsamen demokratischen Ideal aufbauten und in der geographischen Isoliertheit des amerikanischen Festlands eine Stütze hatten, gestaltete sich eine Art geistiger Harmonie, und die lateinischen Staaten waren dabei sorgsam auf die Wahrung vollkommener Gleichberechtigung bedacht.

Die Bemühungen um die Herstellung einer panamerikanischen Gemeinschaft nach der Auffassung der Yankees mußten um so fruchtloser bleiben, als die offen imperialistische Politik, die die Union gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufnahm, die Selbständigkeit der schwächeren Staaten unmittelbar bedrohte. Denn das Übergreifen der nordamerikanischen Republik aus dem festländischen Bereich in den weiteren Raum des Stillen Ozeans ließ sie vollends in die Daseinsbedingungen der alten europäischen Mächte hineinwachsen. Unter diesem Gesichtspunkt war die Besetzung der Insel Hawai (1897) für die Entwicklung der Vereinigten Staaten von entscheidender Bedeutung. Der eine Grundgedanke der Monroedoktrin „Beschränkung auf Amerika" war damit aufgegeben und nur der aller besonderen amerikanischen Ideenwelt entkleidete Imperialismus blieb übrig. Die panamerikanischen Bestrebungen wurden so schlechthin zum Werkzeug der imperialistischen Machtinteressen der Union, und es war eine durchaus willkürliche Konstruktion, wenn der bekannte Marineschriftsteller Kapitän Mahan behauptete, daß die Monroedoktrin Afrika, Kleinasien und Ostindien zu Europa rechne, daß dagegen Japan, China und der Stille Ozean nicht dem Gebiete amerikanischer Uninteressiertheit zugehörten.

Trotzdem blieb der amerikanische Kontinent das Hauptbetätigungsfeld dieser schrankenlosen Imperialpolitik, denn in ihm wurzelte das staatliche Dasein. Deshalb blieb die Monroedoktrin auch jetzt ein wertvolles Hilfsmittel der nordamerikanischen Politik, ja als 1895 zwischen England und Venezuela in bezug auf die Abgrenzung Britisch-Guianas ein Streit ausbrach, mischte sich die Union mit der Begründung ein, „daß die Vereinigten Staaten eine Vorherrschaft auf dem ganzen Kontinent ausübten". England lehnte zwar die Berufung auf die Monroedoktrin als einen Grundsatz des internationalen Rechts ab, ließ jedoch den Präsidenten Cleveland als Schiedsrichter zu und nahm auch den ihm ungünstigen Urteilsspruch hin. Schon dieser Vorgang brachte aufs klarste zum Ausdruck, daß die britische Seemacht, die ihrerseits ernstlich mit dem Ausbau ihres Weltreichs zu tun hatte, bereit war, sich mit dem imperialistischen Anspruch der amerikanischen Großmacht abzufinden, zu der sich so enge geistige Beziehungen geknüpft hatten. Noch deutlicher zeigte sich das, als die Union um die Jahrhundertwende in ihre eigentlich imperialistische Kampagne eintrat. Wie zur Zeit der Verkündigung der Monroedoktrin gab das Mutterland seiner einstigen Kolonie in entscheidender Stunde den Weg zu neuer Machtentfaltung frei. Mit britischer Förderung nahm die Union 1898 Spanien den letzten Rest seiner amerikanischen Besitzungen ab und befestigte zugleich durch die Erwerbung der Philippinen ihre Stellung im Stillen Ozean. Der halben bzw. ganzen Besetzung Cubas und Puertoricos folgte 1901 die Verdrängung Englands aus dem gemeinsamen Anrecht am Panamakanal; von ihren südafrikanischen Nöten bedrückt, mußten die Briten dies schwere Opfer bringen. Zumal diese Erfolge gewannen die breiten Schichten des nordamerikanischen Volkes für den Imperialismus, und als die Verkörperung der neuen Machtinteressen trieb Theodore Roosevelt eine rein imperialistische Politik. Durch ihn erfuhr die Auslegung der Monroedoktrin eine weitere bezeichnende Steigerung. Der Versuch der Republik Venezuela, sich ihren finanziellen Verpflichtungen zu entziehen, nötigte Deutschland, England und Italien zu Zwangsmaßnahmen, deren Rechtmäßigkeit von der Union nicht bestritten werden konnte. Aber kaum war der Zwischenfall, nicht ohne den Anteil Nordamerikas, beigelegt, so tat Roosevelt den Schritt, der die Wiederholung eines solchen Eingreifens europäischer Großmächte in amerikanische Verhältnisse unmöglich machen sollte. Die Botschaft vom 6. Dezember 1904 zog aus dem Verhalten Venezuelas die Folgerung, daß die Union, wenn amerikanische Staaten ihren Verpflichtungen nicht nachkämen, sich genötigt sehen könnte, gegen diese zur Aufrechterhaltung der Monroedoktrin „eine internationale Polizeigewalt" anzuwenden.

Diese Androhung bedeutete das Ausspielen panamerikanischer Ansprüche speziell nordamerikanischen Gepräges gegen die Mitbewohner des Kontinents, und wie ein Polizist schwang Roosevelt nun den „big-stick" über die lateinischen Demokratien. Er zerriß den Vertrag mit der Republik Columbia bezüglich des Panamakanals und erzwang 1903 die Verselbständigung eines neuen Staates Panama, der in Wahrheit zu einer nordamerikanischen Außenprovinz wurde. Auch sein Nachfolger Taft blieb in den Bahnen dieser imperialistischen Politik, und nach einem festen Programm baute sich die Union ihre Machtstellung im Karaibischen Meer und im Golfe von Mexiko aus. Die nur formell abgeschwächte Besetzung San Domingos und Haitis ließ ihre weiteren Ziele ebenso deutlich erkennen wie der jüngst vollzogene Ankauf des dänischen Antillenbesitzes. Mit kluger Berechnung benutzte man auch die steten finanziellen Schwierigkeiten der schlecht regierten Staaten Mittel- und Südamerikas, und immer fester begründete sich die Herrschaft des Dollars über den ganzen Erdteil hin.

Indessen gerade das immer offener werdende Hinsteuern auf die rücksichtslose Einordnung der lateinischen Völker in das panamerikanische Reich des Yankeetums stärkte den Widerstand der bedrohten Kleinstaaten. Eine Monroedoktrin dieser Auslegung bedeutete für sie keinen Schutz, sondern eine Gefahr, und immer entschiedener brachten sie zum Ausdruck, daß sie auf einen solchen Panamerikanismus nicht eingehen würden. Am greifbarsten trat das hervor, als die Union Miene machte, unter Benutzung der mexikanischen Wirren auch in dem größten Staate

Mittelamerikas festen Fuß zu fassen. Diese Aussicht führte Argentinien, Brasilien und Chile, die drei südamerikanischen Republiken, die sich politisch am meisten konsolidiert haben, zur tatsächlichen Abwehr des nordamerikanischen Imperialismus zusammen, und voll Sorge, daß die weitere Verfolgung der gegen Mexiko gerichteten Pläne eine schwere Schädigung der politischen und wirtschaftlichen Interessen in den übrigen Staaten Mittel- und Südamerikas zur Folge haben könnte, nahmen die nordamerikanischen Imperialisten von der beabsichtigten Intervention Abstand. Die Erhaltung des sorgsam genährten panamerikanischen Gemeinschaftsgefühls war ihnen derart wertvoll, daß sie sogar bereit waren, einen Prestigeverlust in Kauf zu nehmen.

Noch etwas anderes war für diese Rücksichtnahme mitbestimmend. Nicht die Union allein verfolgte imperialistische Ziele im Raume des Stillen Ozeans. Das gefahrvolle Aufsteigen Japans, das seit seinem Siege über Rußland ungestümer denn je seine Machtstellung im pazifischen Umkreise zu erweitern suchte und immer entschiedener sogar auf eine Festsetzung an den westlichen Gestaden des amerikanischen Kontinents hinstrebte, rückte das Zusammenleben mit den lateinischen Staaten in eine ganz neue Beleuchtung. In ihrem eigenen Gebiete mußten die Vereinigten Staaten mit scharfen Abwehrmaßnahmen, die in dem weststaatlichen Gesetz von 1913 gipfelten, gegen die gefahrvolle japanische Einwanderung Stellung nehmen, und es war in diesen erbitterten Kämpfen begründet, wenn 1912, als die Länder der Magdalenenbai an der mexikanischen Westküste durch Kauf in den Besitz eines japanischen Syndikats überzugehen drohten, die Union im Sinne der Monroedoktrin dagegen Einspruch erhob und Japan zum Rückzug nötigte. Zumal dieser Vorstoß der ostasiatischen Großmacht, der blitzartig die zukünftigen Gefahren der amerikanischen Reichsbildung beleuchtete, redete eine eindringliche Sprache und wirkte dahin, daß die Herstellung der erstrebten und nun erst recht erstrebenswerten Gemeinschaft auf anderen Wegen ins Auge gefaßt wurde. So vollzogen die Vereinigten Staaten nach rühriger publizistischer Vorbereitung hinsichtlich ihrer panamerikanischen Politik 1913 eine Schwenkung von größter Tragweite. Sie knüpft sich an den Namen des neuen Präsidenten Wilson.

Was die bisherige Umwerbung der mittel- und südamerikanischen Staaten so völlig hatte scheitern lassen, war das herrische Auftreten mit dem „Stecken", das von der Auffassung ausging, daß die Monroedoktrin der starken Union im Norden nur Rechte übertrage, den schwachen Republiken im Süden aber nur Pflichten auferlege. Man betonte nun geflissentlich, daß die erstarkten Kleinstaaten des Schutzes der Monroedoktrin nicht mehr bedürften, und selbst Roosevelt schlug, unter dem Eindruck seiner erfolglosen Werbereise in Südamerika, als republikanischer Parteiführer an Stelle der politischen Bevormundung die Herstellung einer politisch-wirtschaftlichen Interessengemeinschaft vor. Er bekannte sich damit zu den Anschauungen, die Wilson kurz zuvor als Präsident und Haupt der demokratischen Partei entwickelt hatte. Indessen auch diese Programmrede von Mobile (Oktober 1913) ließ zugleich die enge Verbindung von Ideen der Weltverbesserung und von egoistischen Staatsinteressen wieder erstehen und gab dem neuen Panamerikanismus wiederum die Front gegen Europa. Von dem Zugeständnis ausgehend, daß die lateinischen Staaten jetzt tatsächlich den Schutz der Union entbehren könnten, stellte Wilson es als Pflicht der Republik im Norden hin, die Völker des Südens und der Mitte von der drückenden wirtschaftlichen „Abhängigkeit" zu befreien, die ihre Entwicklung zur Vollkommenheit hindere. Auf dieser Grundlage beantragte er einen gegenseitigen Garantievertrag zugunsten der Wahrung der Integrität und Souveränität der als gleichberechtigt anerkannten Staaten. Wieder vereinigte sich der Glaube an die friedliche Weltmission der demokratischen Neuen Welt mit dem Streben nach eigennütziger Herrschaft: auch die neue Wilsondoktrin hat den janushaften Charakter der Monroedoktrin.

Dem entsprach die Politik der Folgezeit. Um dem schlechten Eindruck entgegenzuwirken, den die Vergewaltigung Columbias hervorgerufen hatte, schloß Wilson 1914 einen Vertrag mit der südamerikanischen Republik, der ihr die nachträgliche Entschädigung von 25 Millionen Dollars gewährte, aber bis auf den heutigen Tag haben sich die imperialistischen Heißsporne des Senats geweigert, dieser Verständigung zuzustimmen. Gleichzeitig suchte man in Nikaragua einzudringen, dessen Gebiet für die Anlage eines zweiten Kanals zwischen dem Stillen und Atlantischen Ozean in Frage kommt, und tatsächlich wurde am 19. Februar 1916 ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge den Vereinigten Staaten eine Kanallinie durch Nikaragua und eine Flottenbasis an der Bucht von Fonseca überlassen wurde. Immer von neuem trat zutage, daß man im Grunde nur die Form des machtpolitischen Vorgehens veränderte, während man den Inhalt unverändert aufrechterhielt. Das wurde auch den lateinischen Völkern klar, die in ihrem Mißtrauen verharrten, und selbst die wirtschaftliche „Befreiung", die sich unter dem wehenden Sternenbanner vollziehen sollte, konnte ihnen das neue Verfahren nicht lockender machen, denn nicht ohne Grund witterte man in der wirtschaftlichen Herrschaft Nordamerikas nur eine Vorstufe der politischen. So war das Ergebnis der berechnenden Schwenkung außerordentlich gering, vielmehr ließ die Haltung der sogenannten ABC-Staaten in den Monaten vor Ausbruch des Weltkriegs beinahe

eine Steigerung der Gegnerschaft gegen die Republik im Norden erkennen.

Jedoch der Weltkrieg mit seinen ungeheuren Umwälzungen hat auch die Voraussetzungen der panamerikanischen Frage erheblich umgestaltet. Mochte die Monroelehre in der neuen Auslegung Wilsons zu einem Mittel der Monopolisierung der natürlichen Reichtümer Gesamtamerikas zugunsten des Yankeetums geworden sein: in einer Zeit, da den schwachen lateinischen Staaten Mittel- und Südamerikas die wirtschaftliche Hilfe Europas verloren ging, bestanden wichtige Gründe, darüber hinwegzusehen, denn man war auf die Unterstützung des reichen Bruders im Norden angewiesen. Mit Eifer hat Wilson die unerwartete Gunst der Stunde benutzt, um das Programm zu fördern, das ihm vorschwebte, und die kurz vor dem Ausbruch des Krieges vollzogene Schwenkung machte sich nun vorteilhaft geltend. Durch umfassende finanzielle Zugeständnisse wurden die unterstützungsbedürftigen Staaten günstig gestimmt, und eine Finanzkonferenz, die im Mai 1915 in Washington beriet, nahm die Organisation eines interamerikanischen Ein- und Ausfuhrhandels in Angriff. Mit Zielbewußtsein umspannte man die Länder romanischer Sprache mit einem Netz kulturpropagandistischer Veranstaltungen, und durch Konferenzen, Kongresse, Aussprachen, Vorträge, Studienreisen wie durch die Presse suchte man auf die öffentliche Meinung Einfluß zu gewinnen. Noch bedeutungsvoller war die wirtschaftliche Arbeit, die von privater Seite geleistet wurde; sicherlich hat die große Zahl neugegründeter Banken, die auf südamerikanischem Boden entstanden, und die Anknüpfung zukunftsreicher Handelsverbindungen die wirtschaftliche Stellung der Union auf dem südlichen Kontinent erheblich gestärkt. Das ganze Werk wirtschaftlicher und geistiger Umwerbung aber faßte sich auf dem fünften panamerikanischen Kongreß zusammen, der im April 1916 in Buenos Aires tagte. Er beschloß den Bau einer amerikanischen Handelsflotte und nahm weitere zoll- und handelspolitische Vereinbarungen in Aussicht.

Indessen auch jetzt waren die mißtrauischen Südländer nicht geneigt, die von den nordamerikanischen Imperialisten erhofften politischen Folgerungen aus der neuen Lage zu ziehen. Zwar erhob Wilson in seiner Kongreß-Eröffnungsrede vom 7. Dezember 1915 die Doktrin von Monroe zum Staatsprogramm, und auf der bereits betretenen Bahn weiterschreitend bog er weitere Spitzen der imperialistischen Politik Roosevelts ab, indem er die Unantastbarkeit der 21 amerikanischen Staaten feststellte und eine etwaige Intervention auf solche Schwesternationen beschränkte, die noch nicht zur inneren Ordnung gelangt seien. Von neuem trat er für die Befreiung des amerikanischen Kontinents vom europäischen Kapital und für dessen Ersatz durch das nordamerikanische ein, und mit besonderem Nachdruck befürwortete er die Gründung einer „Kontinentalen Union zur Verteidigung gemeinsamer Rechte gegen europäische und asiatische Mächte.“ Jedoch die gleichzeitig eingeleiteten Verhandlungen zur Herbeiführung eines gesamtamerikanischen Staatenbundes, in dem die Vereinigten Staaten die Führung haben sollten, der aber schließlich nur die Regierungen, Flotten, Heere und Gerichtshöfe der anderen Republiken in den Dienst der Union gestellt hätte, schlugen fehl. Obschon der Bund die territoriale Unantastbarkeit der einzelnen Glieder garantieren sollte, lehnten die drei ABC-Staaten als Vorkämpfer der lateinischen Selbständigkeit den Bündnisvertrag als gefährlich und undurchführbar einstimmig ab. Auch die Haltung, die die Südstaaten im Anschluß an den Eintritt Nordamerikas in den Weltkrieg nahmen, ist nicht als Beweis dafür aufzufassen, daß die politischen Wünsche Wilsons der Verwirklichung nahegekommen sind. Bis auf Brasilien, dessen Stellungnahme ebensosehr durch das Gemeinschaftsgefühl mit dem einstigen portugiesischen Mutterlande wie durch die Verbindung mit der Union bestimmt erscheint, haben die größeren Republiken die Gefolgschaft verweigert, und es ist kaum anzunehmen, daß diese Lage noch eine wesentliche Veränderung erfährt.

Mit diesen Enttäuschungen hängt es wohl zusammen, wenn ein offiziöser nordamerikanischer Ausleger neuerdings unternommen hat, das panamerikanische Programm im weitesten Rahmen den Gegnern der Neuen wie der Alten Welt auf andere Weise mundgerecht zu machen. Die offensichtlich von der Regierung beeinflußte Aufsatzfolge des Publizisten Lincoln Colcord im „Philadelphia Ledger“ wirbt von neuem für einen panamerikanischen Staatenbund, der allen Angehörigen den Genuß einer dauernden demokratischen Regierung sichere, wie das einst die Monroedoktrin erstrebt habe. Es sei ungerecht, wenn die Vereinigten Staaten ihren Kontinent als einen ihnen vorbehaltenen Raum ansähen, nachdem sie sich so stark in europäische Angelegenheiten eingemischt hätten. Um so mehr aber seien sie darauf gewiesen, mit den lateinischen Nachbarstaaten ein Bündnis für den Schutz der Demokratie und für die Unabhängigkeit der Nationen einzugehen, das als Vorbild für die europäische Einigung und Beruhigung dienen könne und der England als führende Macht, die zugleich in Amerika Besitz hat, beitreten müsse. Die engeren kulturellen und kommerziellen Beziehungen, die sich dann ergäben, würden auch das Verhältnis der Union zu den lateinischen Staaten nützlicher gestalten, als das bisher der Fall war.

Auch dieses Programm weist neben den realpolitischen und eigennützigen Erwägungen jenen ideologischen Zug zur Weltverbesserung auf, der dem Amerikanertum vom Beginn seiner selbständigen Geschichte eigen

ist. Neben allem ausgeklügelten Eingehen auf die demokratischen Stimmungen der Völker hüben und drüben offenbart es jedoch zugleich die panbritische Ideenwelt, die das Yankeetum schon immer weit mehr beherrschte, als wir bis zum Ausbruch des Krieges geglaubt haben. Denn die Idee eines angelsächsischen Zusammenschlusses lebt nicht nur in den Engländern, die auf seiner Grundlage die Herrschaft der Welt erstreben, sondern auch in den führenden Kreisen Nordamerikas; Homer Lea, der Politiker, ist dafür ebenso charakteristisch wie Carnegie, der Philantrop. Sie erfüllt die amerikanischen Handelskammern, Redaktionsstuben und Schulzimmer, aber auch das Weiße Haus und den Kongreß zu Washington. Auf Wilsons Handlungen vor dem Weltkriege und mehr noch während desselben hat sie bestimmenden Einfluß geübt. Es mag freilich dahin stehen, wie weit der panbritische Gedanke gegenüber der Welt der Tatsachen standhält. Manche Vorgänge wie der vor dem Kriege entbrannte Streit um die Monopolisierung des Panamakanals lassen erkennen, daß die Verbindung der Vereinigten Staaten mit England in den besonderen amerikanischen Interessen der Union ihre Grenze findet und daß der gegen Europa gerichtete panamerikanische Protektionismus England nicht ausnimmt. Doch ist es anderseits für die Beurteilung des panamerikanischen Problems nicht ohne Bedeutung, daß die auf einen Zusammenschluß der amerikanischen Demokratien gerichteten Bestrebungen des nordamerikanischen Angelsachsentums in den Bemühungen um eine dauernde Wiedervereinigung mit dem einstigen Mutterland ihre klar ins Auge gefaßte Ergänzung haben. Neben dem Gemeinschaftsgefühl wird die Rücksicht auf Kanada dabei keine geringe Rolle spielen. Denn die zeitweilig günstigen Aussichten auf eine Einverleibung der mächtig sich entfaltenden britischen Kolonie in die Union haben sich neuerdings, angesichts des steigenden Nationalgefühls der Kanadier, erheblich verschlechtert, und es liegt nicht fern, unter der Vermittelung des Mutterlandes an ihre Einbeziehung in die panamerikanische Gemeinschaft zu denken.

Entscheidend für deren Verwirklichung freilich bleibt doch die Gestaltung des Verhältnisses zwischen den Vereinigten Staaten und den lateinischen Republiken in Süd- und Mittelamerika. Daß die Union als die politische Sonne des Kontinents auf dessen Kleinsterne eine starke Anziehungskraft ausübt, spricht zugunsten einer schließlichen Erfüllung des panamerikanischen Programms; nicht minder auch der überall vorhandene Drang zur Bildung umfassender Staatenkomplexe. Aber wie die geschichtliche Entwicklung lehrt, steht ihr der Rassen- und Kulturgegensatz zwischen dem germanischen Norden und dem romanischen Süden als ein vielleicht unübersteigbares Hindernis entgegen, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß in der Zukunft ein auf die lateinischen Völker Süd- und Mittelamerikas beschränkter Staatenbund neben der angelsächsischen Republik im Norden ersteht. Indessen werden diese Perspektiven durch eine erstarkende paniberische Bewegung durchkreuzt, die eine Wiedervereinigung Spaniens und Portugals mit ihren einstigen Kolonien auf einer neuen Grundlage erstrebt, wenn sie auch bisher in Europa mehr Boden hat als in Amerika.

Das eine ist jedenfalls sicher, daß die panamerikanische Gemeinschaft, die zustande käme, kaum noch etwas mit der Monroedoktrin zu tun hätte. Der vergötterte Grundsatz ist gewiß eine geschichtliche Kraft, die in der Vergangenheit für Amerika Wertvolles geleistet hat. In der Gegenwart jedoch besitzt er nur noch für denjenigen einen weltbeglückenden Sinn, der ihn mit einer von nordamerikanischem „cant" bestimmten Voreingenommenheit und Überhebung versteht. Ihn gar für alle Zeiten und für alle Völker zur Annahme zu empfehlen, ist entweder eine ungeheuerliche Verkennung aller geschichtlichen Lebensbedingungen oder ein beleidigendes Bauen auf die Torheit der Menschen.

Ich habe geträumt — und weiß nicht was ...

Ich habe geträumt — und weiß nicht was.
Ich weiß nur: Es war eine Träne im Traum,
Denn meine Wimpern waren noch naß.
So wandre ich und weiß doch kaum
Wohin — wozu —. Ich schreite fürbaß
Und jedes Ziel ist wie der Traum
Ein schmerzlich verschollnes Schweißnichtwas.

Norbert Lynkke

Der Kadett

Ballade aus dem Rußland von ehedem zur Regierungszeit des Zaren Nikolaus I.

Von Max Bittrich

»Majestät, General Puschtschin —« — »Sofort
Vorlassen auf ein ernstes Wort! —
General, Ihre Kadetten in Ehren;
Einen aber soll man belehren,
Was es heißt, schlechtes Beispiel zu geben.
Soll uns die Gassenjugend verlästern?«
»Majestät!« — »Ich sah ihn gestern
Unordentlich, schwankend, kurz: betrunken.
Ihr wäret vor Scham in die Erde gesunken!
Und als ihm mein Wagen entgegenfährt,
Versteckt er sich! — Daß er vor mir steht,
Bevor der heutige Tag vergeht!«
»Majestät, vor den Abendstunden
Ist der Pflichtvergeßne gefunden —
Oder Puschtschin wird nicht mehr leben!«
»Gut, General! Will für ihn beten!«

+

»Drittes Bataillon Kadetten: antreten!«
Vor dem bebenden, prüfenden Mann
Schwirrt viel jungfrisches Blut heran.
Kein Gruß. »Die ihr gestern beurlaubt wart:

Wer flüchtete trunken vor seinem Zaren?«
Kein Laut. »Euer Chef in weißen Haaren
Soll dem Kaiser sagen: Herr, zu den Feigen
Gehört der Schuldige?« Alle schweigen.
»So büßen wir alle! Fröhliche Fahrt!
Gewehr auf Schulter! Bataillon kehrt!
Eilschritt! Vorwärts!« Den Degen schwingt
Puschtschin als erster, und gegen das Moor,
Das unergründliche, stürmt er vor.
»Marschmarsch, weiter! Über den Damm!«
Als erster betritt er den schwankenden Grund,
Der schlingt begierig mit weitem Schlund
Und hinter dem Graubart schlanke Kadetten
Springen bleich auf den giftigen Schlamm,
Und der Arm mit dem Degen sinkt und sinkt. —
»Ich bin der Schuldige! Helft ihn retten,
Unsern Führer! Ich war's, Exzellenz!«
Und hundert Hände angeln den Alten:
»Wir haben ihn noch! Er ist erhalten!« —
»Bataillon kehrt! Zur Residenz!«
Ein Flachskopf und einer im Silberhaar
Beichten. »Und was befiehlt mein Zar?« —
»Alle hättest du mit dir genommen,
Puschtschin?« — »Keiner wär' heimgekommen
Ohne die Wahrheit, — bei Gott, Majestät!«
»Habe Dank!« — »Und der Schuldige?« — »Ach:
Rußland ist stark! Er war gestern schwach!«



Der Wundertrank

Eine Kriegshumoreske von Karl von Berlepsch

Es ist erstaunlich, was man im Kriege erleben kann — auch an kleinen seltsamen Einzelheiten und Menschlichkeiten. Wohlbemerkt, es soll hier nicht von der Sorte ‚Menschlichkeit‘, welche der Präsident Wilson in seiner Diplomatenschublade aufbewahrt, sondern von einer ganz anderen die Rede sein!

Ist da neulich auf einem Rittergut in Weißrußland — Namen tuen nichts zur Sache — ein zwar hierzulande nicht ungewöhnlicher, aber eben durch jene Einzelheiten bemerkenswerter Fund gemacht worden. Es handelte sich um einige Fässer und einige Flaschen Schnapses, die in einem Keller vermauert und vergraben lagen.

Es war eine große Heimlichkeit um diesen Fund, denn erstens soll man, das lehrt die Kriegsgeschichte, mit solcherlei Funden immer heimlich sein — und zweitens handelt es sich nach Aussagen des betroffenen Eigentümers nicht um gewöhnliches Feuerwasser, sondern um einen ganz verstaubten, hundertjährigen Trank, der sich schon durch Generationen in der Familie fortgeerbt hatte.

Einige ‚eingeweihte‘ Zungen schnalzten, — zu früh, denn der Schnaps wurde vorläufig für Lazarettzwecke beschlagnahmt.

Alsbald setzte sich eine seltsame Kommission in Bewegung, der die militärische Aufgabe gestellt wurde, das ‚Teufelszeug‘ zwecks Eignung als Krankentrunk zu prüfen.

Hierzu: der Korpsapotheker als Chemiker und Sachverständiger, ein Vizewachtmeister, der im Zivilberuf Professor der Kunstmalerei war, und meine Wenigkeit, der ich im Hauptberuf Verpflegungsoffizier und im Nebenberuf Dichter bin. Ein Arzt war schon zur Stelle, er wohnte am Fundort.

Künstlerblut und Phantasie waren mithin in der Kommission stark vertreten, und mit Recht, wie wir bald sehen werden.

Sonnigster Sommertag über Litauen und jene wie Unkraut wachsende Tollaune, die nur der Krieg gebiert! Unser kleiner Wagen wackelte und hüpfte über den lehmigsandigen Landweg, den man auf der Generalsstabskarte als „gebessert“ verzeichnet fand. Man hätte ihn besser nicht bessern sollen, denn der tiefste Sand ist immer noch besser als Knüppeldamm. Der Knüppeldamm ist überhaupt mein geschworener Feind! Und wenn der Professor und Vizewachtmeister gerade selig in die blauduftende Ferne deutete oder über einen grellbunten Bäuerinnenrock in helle Verzückung geriet, so mußte er sich gleich darauf mit sauersüßer Miene auf seinem Rücksitzbrettchen festhalten, wofern er nicht vor entrückter Seligkeit ins ‚All‘ auffliegen wollte. Und wenn ich gerade einen höheren Schwung ins Reich meiner Dichterträume nehmen wollte, so flog ich statt dessen infolge heftiger Erschütterungen mit dem Schädel gegen das Regenschutzdach unserer Kutsche. Der Apotheker fand sich entschieden am besten in diese Situation: er wollte sich totlachen, er lachte überhaupt immer, und so lachten wir schließlich alle. Und nachdem wir unser Schicksal eine Weile lachend erduldet hatten, entstiegen wir dem Wagen und setzten unsern Weg zu Fuß fort, was trotz des schwülen Sommerwetters immer noch vorzuziehen war.

Auf den spärlichen Feldern war die Ernte in vollem Gange. Wir grüßten in übermütigster Laune jeden Menschen, dem wir begegneten. Die Mädchen, die das Korn mit dem mittelalterlichen Instrument der Sichel schnitten, freuten sich kindisch, als wir ihnen winkten — wir sahen sie noch lange tatenlos und laut juchzend beieinanderstehn: solche Ehre, von den hochmächtigen Herren des Landes begrüßt zu werden, war ihnen noch nie widerfahren. Die alten Mütterchen grüßten durch Handanlegen an das Kopftuch mit graziös abgespreiztem kleinem Finger, weil sie diese Art des Grüßens, die sie vom Militär gesehen hatten, für die bei den Deutschen allgemein übliche hielten. Die gewitzigteren Jungen dagegen zogen die Mütze tief und sagten dabei „Mojn“, was „guten Morgen“ bedeuten soll. Man kann nämlich aus dem deutschen

Dialekt, den die sprachlich sehr talentierten Einwohner genau nachahmen, auf die Staatsangehörigkeit des Truppenteils schließen, mit dem das Dorf belegt ist.

Bald spann ein zauberhafter Wald, an den kaum je eine Axt gerührt, seine Wunder um unser sommerlich Sinnen. Im weltentlegenen Tale von hohen Bäumen zugedeckt, lag das Gut des litauischen Grafen, unser Reiseziel; eine dermaleinst mit viel Geschmack und einer gewissen großartigen Breitheit angelegte Häufung von einstöckigen Häusern und Pavillons und eine reizvolle Parkanlage darum. Jetzt alles verwildert und verkommen. Das hat natürlich nicht etwa allein der Krieg getan, sondern so sind sie alle, diese Edelsitze Westrußlands: eine große Geste, aber keine dauernde Liebe. Es ist so augenfällig, daß ein jeder Besitz Kunde gibt von der Herren Eigenart. Der Deutsche würde sich zweifellos auf dem eigenen Grund und Boden am wohlsten und heimischsten fühlen, für ihn leben und arbeiten. Dem polnischen Edelmann ist sein Besitz in erster Linie Rentenquelle und buon retiro für ein paar flüchtige Sommerwochen. Sonst lebt und genießt er in Paris oder Warschau.

Unseren Grafen hat allerdings der Krieg vertrieben. Er kommt nur von Zeit zu Zeit „nach dem Rechten zu sehn". In dem Herrenhäuschen liegt ein Feldlazarett. Die blau und weiß gestreiften Kittel der Patienten leuchten durch die Bäume.

Ganz abseits vom Gut, auf einer Anhöhe, liegt noch ein einsames Lusthaus. Dort wohnt der Chefarzt des Lazaretts, und dort ist's, wo der kostbare Fund verborgen war.

Wir steigen die Anhöhe hinan.

Heiß brütet die Augustsonne zwischen Laubengängen, geschnittenen Hecken und Obstplantagen. Ein paar weiße Säulen schimmern, ohne die kein besseres Gutshaus hierzulande auskommen kann, und wir treten zwischen ihnen hindurch in den kühlen, engen, etwas muffig riechenden Hausflur. Schlechte, geschmacklose Tapeten, zum Teil durch die ständige Feuchtigkeit der Luft abgelöst. Ein paar wertlose Bilder an den Wänden der mittelgroßen Zimmer. Alles in allem eben nur ein Sommerhaus für bescheidene Ansprüche und wenig Ordnungssinn.

Der Chefarzt empfängt die Kommission und führt uns gleich an den Ort der Tat.

„Man sollte hier gar keinen Keller vermuten und hat es auch bisher nicht getan, so gut war er verborgen," sagte er. „Sehen Sie, dieser Haufen von Erde und Sand überdeckte die Stelle des Eingangs! Wir mußten das alles erst hinwegräumen."

Hinter einem Berg von Sand sah man eine kleine Öffnung eines auch nicht großen Gewölbes.

„Wie haben Sie es denn überhaupt entdeckt?"

„Durch Verrat! Der alte Herr hat sich offenbar mit seinem Verwalter überworfen. Der kam eines Tages an und erzählte uns von dem Versteck."

„Sieh da!" — Das ungemütliche Gefühl, das mich stets während des Krieges beschlich, wenn ich in fremdes Eigentum eindrang, das man offenbar vor dem ‚Feinde' verstecken wollte, ließ mich auch hier nicht los.

Es wurde eine Lampe angezündet, und wir krochen einer nach dem andern durch die enge Öffnung des Gewölbes in den Keller hinab. Drunten war es moderig und kühl. Ein starker Alkoholgeruch empfing uns.

Da lagen ein paar Fässer und einige ganz verstaubte alte Flaschen: der hundertjährige Schnaps.

War es die Seltsamkeit des kleinen Tonnengewölbes, war es, weil wir aus der lachenden Sommersonne plötzlich in dieses schwacherleuchtete Verlies versetzt waren: wir alle empfanden etwas wie Ehrfurcht und Befangenheit, als wären wir in die Gruft eines Fürstengeschlechts gestiegen.

„Wie ist es nur möglich, daß man diesen Trank so sorgfältig verbarg, während alles übrige von Wert ganz offen über der Erde stand?"

„Ja, das ist eine lange Geschichte," sagte der Chefarzt. „Ich will sie Ihnen aber verzapfen mit dem Schnaps zusammen — Sie müssen den erst trinken, um es zu verstehen. Es ist etwas für Kenner: die Geschichte und der Schnaps!"

Allmählich hatten sich unsere Augen an das flackernde rötliche Öllicht gewöhnt. Lange Schatten lagen lauernd zwischen den Fässern am Boden. In der Ecke an der Wand stand eine alte verstaubte Truhe.

Wir hoben mühsam den Deckel. Vielleicht fand sich hier noch ein Gegenstand von unschätzbarem Wert. Nein, nichts als altes Gerümpel war darin. Ein paar dünn versilberte Teebretter im Geschmack der siebziger, achtziger Jahre. Eine alte, rostige Klinge. Das also waren die Wertgegenstände des gräflichen Besitzes, die man hier so sorgfältig vergrub!

Wir ließen alles an seinem Ort. Nur zwei Flaschen nahmen wir mit in die Oberwelt. Der Inhalt war schwer festzustellen. Eine dicke Schicht aus Schmutz und Spinnweben lagerte auf dem grünlichen Glase.

Wir setzten uns in eins der gemütlichen Zimmer des ersten Stocks. Die Tür zur grünumhangenen Veranda stand offen. Sommersonne und badwarme Waldluft ergossen sich in den Raum. Und wir atmeten tief und fröhlich auf. Aus Fenster und Veranda sah uns ein lieblich Stück Litauer Landes entgegen: das enge Tal mit Park und Gut, weiter unten das Dorf mit den grauen Strohhütten. Ein blinkender Weiher, waldige Höhen und eine dunkelblaue Ferne.

Dumpf hallend trug das Waldtal den einzelnen Schuß einer deutschen Batterie von den Stellungen weiter und wunderte sich mit uns, daß noch immer Krieg war — Krieg in unserer unmittelbaren Nähe. Denn dieses Bild des Friedens hatte so gar nichts mehr mit dem Kriege zu tun. Und darum blieb es auch bei dem einen Kanonenschuß.

Der Doktor putzte die zwei Flaschen ab und holte vier Gläser heraus.

Der Maler stand vor einem Ölbild, das einen gräflichen Vorfahren in prächtig roter Uniform darstellt. Das Gesicht des alten Herrn war pergamentgelb. Von dem weißen Bart war jedes Haar fein säuberlich gemalt. Auch die Pelzverbrämung an dem dunkelroten Dolman zeigte den pedantischen Haarpinselstrich.

Der Maler strich sich seinen dunklen Vollbart und schüttelte den Kopf, „Kitsch" sagte er.

„Das mag ja schon wahr sein, daß das Kitsch ist," meinte unser Doktor. „Aber der alte Graf hängt gerade an diesem Bilde und hat mir seine Schonung besonders ans Herz gelegt."

„Also, nun schießen Sie los mit Ihrer Geschichte," sagten wir.

„Erst probieren! Erst die Pflicht, meine Herrn! Sie scheinen den Zweck Ihrer Reise bereits vergessen zu haben."

„Mit nichten," sagte der Apotheker und hielt die beiden Flaschen bedächtig gegen das Sonnenlicht. In der einen war eine dunkelgoldgelbe Flüssigkeit, in der anderen eine etwas hellere. Der Apotheker schaute prüfend durch seine dicken Brillengläser und entschied sich schmunzelnd: „Den dunkelgelben trinken wir zuerst, das ist der ältere, das ist der wahre!"

Und der Dunkelgelbe floß ölig in die geschliffenen Gläser.

„Meine Herren, ich sage Ihnen gleich: der erste Schluck ist noch nicht maßgebend. Man muß erst hinter den Geschmack kommen," prophezeite der Stabsarzt.

Und wir probierten. Es war ganz still, eine geheiligte Stille. Allerdings — nun ja — —

Es wagte eigentlich niemand etwas zu sagen. Man hörte nur das prüfende Schnalzen des als Weinkenner bekannten Apothekers.

Ich hatte die Empfindung, Terpentin im Munde zu haben, und es kostete mich ein wenig Überwindung, das vielgerühmte Gebräu zu trinken.

„Umm," machte der Apotheker, und sein Gesicht, vornehmlich seine dicken Brillengläser strahlten wie die Sonne. „Donnerwetter — sehr gut, ausgezeichnet sogar! Das Zeug steigt zu Kopf, passen Sie mal auf!"

„Sollte das nicht doch etwa Terpentin sein?" meinte ich zaghaft, worauf die andern, besonders der Doktor, in starker Empörung über mich herfielen: „Terpentin? Sie haben ja keine Ahnung. Der Apotheker müßte das doch wissen! — Dazu muß man eben Kenner sein, muß eben eine russische Zunge haben — oder eine litauische — oder eine polnische — jedenfalls ..."

„Trinken Sie weiter!" befahl der Doktor lächelnd und goß mir das zweite Glas ein.

Ein wonniges Rieseln ging durch meinen Körper. Ich fühlte mich sehr stark erwärmt, was ja nun in Anbetracht der Tagestemperatur nicht unbedingt nötig war. Aber ich trank.



Bildnis. Gemälde von Leo Freiherrn von König

(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)

Und allmählich kam wirklich eine frohe, warme Stimmung über mich und über die Zechgenossen, und das Zeug, der herbe nach Wald und Harz schmeckende litauische Likör mundete mir mit jedem der kleinen Schlucke besser.

„Sehen Sie," sagte der Doktor, „neulich war der Graf hier und lud mich zu so einer Flasche ein. Wir haben sie ganz leer getrunken. Dann, als wir in recht guter Stimmung waren, bat er mich: ‚Lassen Sie mir diesen Schnaps! Es hängt ein Stück Familiengeschichte daran! Nehmen Sie mir alles, aber lassen Sie mir das!' Er beugte sich nah an mein Ohr: ‚Sehen Sie, es geht eine Sage in meiner Familie: dieser uralte Trank darf nie ausgehen. Solange er in unserm Keller liegt, wird mein Geschlecht blühen. Wenn er getrunken ist oder verschwindet, geht auch mein Name unter. Das hat uns ein Ahn geweissagt. Ihm selbst hat der Trank das Leben gerettet, und er hat es Kindern und Enkeln auferlegt, Hüter des Trankes zu sein. Denn an ihm und in ihm ist das Leben der künftigen Generation begründet.' — Nach diesen interessanten Andeutungen schwieg der Graf eine Weile. Er hatte mich neugierig gemacht, und ich drang selbstverständlich in ihn, mir mehr aus der Geschichte des Wunderschnapses zu erzählen. Aber er wurde wortkarger. Als hätte er überhaupt schon bereut, sein Geheimnis verraten zu haben.

‚Nun', meinte er, ‚das ist nicht so mit drei Worten gesagt! — Mein Ahn war dem Zaren verfallen. Der wollte ihn hinrichten lassen wegen Unbotmäßigkeiten. Sie wissen, im alten Zarenreich machte man kurzen Prozeß. Der Alte saß schon in schwerer Haft. Da jagte der Zar in diesen Wäldern zur Winterszeit auf Wölfe und Bären. In dem wegelosen Gebiet hatte er sich mit seinem Gefolge verirrt. Halb erfroren und ganz erschöpft hob man ihn in diesem Tal endlich vom Pferd. Er wußte nicht, daß er auf dem Besitztum seines Feindes weilte. Aber unser Haus öffnete sich ihm, und die Tochter meines Ahnen reichte ihm jenen Trank in einer herrlich geschliffenen Schale. Mit weißen, zitternden Händen reichte sie ihm den. Sie war sehr schön. — Der Zar trank und ward den Lebenden wieder zugesellt. Er fühlte eben jene wonnige Wärme durch seinen Körper rieseln, die Sie jetzt fühlen. Er trank ein und noch ein Glas und sah die strahlende Schönheit der Jungfrau. Seine Zunge löste sich ihm. Sein Auge begann zu glühen. ‚Wo bin ich?' fragte er. — ‚Du bist im Hause dessen, den du mit dem Tode bedrohst,' sagte das Mädchen. Als er den Namen meines Ahnherrn erfuhr, verfinsterten sich die Züge des Herrschers aller Reußen. Da goß sie ihm ein drittes Glas ein. Und er trank. Seine Mienen wurden wieder heller.

‚Dein Vater hat eine schwere Schuld begangen,' sagte er zu dem Mädchen. ‚Er hat mir die Gefolgschaft verweigert, hat meinen Boten in den Kerker geworfen und meinen Brief unbeantwortet gelassen,' sagte der Zar.

‚Mein Vater konnte nicht lesen, was du schriebst, Herr,' erwiderte die Jungfrau. ‚Und dein Bote betrank sich den ersten Tag und schlug mit der Faust auf den Tisch. Er stahl sechs Hühner aus dem Stall und briet sie sich selbst am Herdfeuer, weil er meinte, schlecht verpflegt zu sein. Da ward mein Vater wild und warf ihn ins Gefängnis, und deinen Brief, den er nicht lesen konnte, warf er ins Feuer.'

‚So hat mich dein Vater verhöhnt,' sprach der Zar, ‚und dein Vater muß sterben.'

Da goß ihm das Mädchen mit den zitternden Händen das vierte Glas ein.

Als der Zar das getrunken hatte, streichelte er die gütigen Hände der schönen Sonja und ward abermals milder gestimmt.

‚Ich habe heute drei schwere Wölfe erlegt,' sagte er, ‚und zwei Bären, wie ich sie schöner niemals sah. Ihr Blut floß heiß und dampfend aus ihren klaffenden Wunden. Es ist nicht nötig, daß ich zudem noch Menschenblut vergieße. Dein Vater hat mich verhöhnt, aber er führt einen Trank, den die Götter nicht herrlicher brauen könnten, und ich wünschte mir wohl, daß ich in der ewigen Seligkeit stets solches Getränk von solchem Weibe gereicht erhielte, wie du bist.' Und dabei streichelte er ihre blonden Haare. —

Denn Sie müssen wissen, Herr Doktor, wir Litauer sind blond, wie die Germanen und haben nichts gemein mit den Moskowitern.

Und dann ließ sich der Zar das fünfte Glas reichen, und mit ihm reichte die Maid ein Pergament und eine Feder. Damit vollzog der Herrscher aller Reußen den Begnadigungsakt für meinen Ahn. —

Sehen Sie, Herr Doktor. Nun wissen Sie alles, und nun erwirken Sie mir bei Ihrem General die Erlaubnis, diesen Schnaps zu behalten. Er ist doch wohl kein Unmensch, Ihr General. Ich weiß, ihr Deutschen habt auch Sinn für Traditionen und für Geschichte. Ihr werdet solches Herkommen ehren.'

Lassen Sie den General von diesem Getränk ein paar Gläser trinken, dann wird er genau so milde sein, wie einst der Zar.' —

Nach dieser Erzählung griff der Doktor abermals nach der Flasche mit dem dunkelgoldgelben Inhalt und füllte unsere Gläser. Der Apotheker lachte fröhlich und meinte, für Kenner und für Zaren sei der Schnaps ja ganz gut, aber ob er gerade für Lazarettzwecke geeignet sei, darüber könnte man verschiedener Ansicht sein.

Der Professor, welcher eigentlich Vizewachtmeister der Reserve ist, strich sich seinen dunklen Bart und meinte, die Farbe sei eigentlich das Schönste an diesem Schnaps. Über den Geschmack könne man streiten. Doch sei die Wirkung wundertätig. Dann warf er einen Blick auf das Bild des purpurroten Ahnherrn mit dem wachsgelben Gesicht und schloß mit der Betrachtung, daß dieses Land ebenso roh in bezug auf künstlerische Bildung wie in bezug auf seine Schnäpse sei. Und man müßte erst dahinter kommen.

Der Doktor schloß sich dem Urteil der beiden sachverständigen Vorredner an und korkte die Flasche wieder zu, indem er meinte, daß er als Mediziner nicht raten könne, an diesem heißen Tage mehr als das bereits Genossene zu sich zu nehmen.

Ich aber erklärte, ich bliebe dabei, das Zeug sei Terpentin und die Geschichte des litauischen Grafen sei ein Märchen eigenst von ihm erfunden, um das als gutmütig bekannte deutsche Gemüt zu rühren.

Mit diesem Gutachten, das ich sozusagen als sachverständiger Dichter und professioneller Lügner abgab, hatte ich zwar abermals kein Glück, denn man war allgemein der Ansicht, daß Terpentin, und wenn es noch so alt sei, nicht jene eben jetzt bei uns hervortretende Wirkung ausüben könnte, worauf ich mir meinerseits die Frage erlaubte, ob einer der Herren schon mal Terpentin getrunken und dessen Wirkung an sich erprobt habe. —

In der herrlichsten Stimmung traten wir mit der eben zugekorkten und zwei Reserveflaschen den Rückweg an, nachdem beschlossen worden war, einen größeren Kreis Sachverständiger zur Probe hinzuzuziehen.

Der General, auf den der litauische Graf so große Hoffnungen setzte, entschied aber schon am selben Abend, nachdem er eine ganz kleine Probe des hundertjährigen Trankes genossen, das Zeug sei überhaupt nicht trinkbar und der Graf könne es behalten.

Die Fässer und Flaschen liegen also heute noch unberührt und vom Staub der Zeiten bedeckt in dem alten Keller des gräflichen Landhauses, wofern sich nicht der verräterische Verwalter ihrer bemächtigt hat, der die Traditionen seines Herrn entschieden weniger achtete als die Deutschen.

Ekstatischer Sommer

So brünstig fühlt' ich nie des Sommers Werben.
O Farben — Wassersturz, o Glück, o Schrei!
Mir ist, ich müßt' in Rausch und Taumel sterben,
Und würde selig, würde groß und frei.

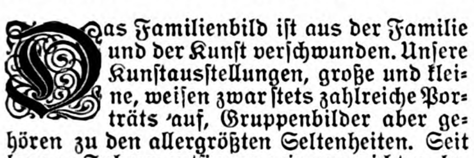
Und könnte mich als grüne Flamme wiegen,
Am hohen Baum, als kühles Gras und Laub
Mich an der Erde heiße Brüste schmiegen,
Am Wegrand glühn als Mohn, als zarter Staub

Auf sammetdunklen Falterschwingen liegen.
Aufreißen möcht' ich vor der Brust das Kleid,
Als nackter Stern durch alle Himmel fliegen
In abgrundtiefe Ewigkeit . . .

Charles Etienne

Das deutsche Familienbild im 18. Jahrhundert

Von Max von Boehn in Berlin



Das Familienbild ist aus der Familie und der Kunst verschwunden. Unsere Kunstausstellungen, große und kleine, weisen zwar stets zahlreiche Porträts auf, Gruppenbilder aber gehören zu den allergrößten Seltenheiten. Seit langen Jahren entsinnen wir uns nicht mehr, einem solchen begegnet zu sein. Selbst wenn man das Werk unserer beliebtesten Porträtmaler der letzten Jahrzehnte, Gustav Richter, Franz Lenbach, Fritz August von Kaulbach, Max Koner u. a., durchmustert, wird man Familienbilder kaum jemals darunter finden. Auch die geschäftige und immer bereite Kamera versagt. So häufig sie auch noch heute Gelegenheit zu Einzelaufnahmen hat, immer mit dem Motto: ‚Odol, das Beste für die Zähne‘, so selten wird sich eine ganze Familie vor ihrem Objektiv versammeln. Gerade die Ausnahmen bestätigen die Regel. Die Aufnahme einer grünen oder goldenen Hochzeit, eines Familientages und dergl., die gemacht wird, um nachher in der ‚Woche‘ zu erscheinen, spricht ja doch dafür, daß ganz andere Absichten bei ihrer Herstellung zugrunde lagen, als diejenigen waren, die Großeltern und Urgroßeltern bestimmten, sich und die Ihrigen für ihre Nachkommen malen zu lassen. Woher kommt das? Ist wirklich das Familiengefühl so sehr in der Zersetzung begriffen oder so abgestumpft, daß man sich heute damit begnügt, lieber in einem flüchtigen, meist herzlich schlechten Schwarzweiß-Bild vor der großen Menge zu erscheinen, um einen kurzen Triumph der Eitelkeit zu genießen, als daß man, in einem tüchtigen Werke dargestellt, den Nachkommen vererbt werde, wie die Vorfahren zu tun pflegten? Die Hast und Unruhe unseres Lebens, die es, wenigstens in den Großstädten, dazu gebracht hat, daß selbst Eltern und Kinder sich bestenfalls noch bei den gemeinsamen Mahlzeiten treffen, hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Tat gegen früher recht gelockert. Heute pflegen ja Umgang, Freunde, Geselligkeit der beiden Generationen, aus denen eine Familie bestehen soll, meist ganz verschieden zu sein. Seit vollends die Frauen, gelangweilt durch die danklose Erfüllung ihrer alten Pflichten, die Fesseln des Hauses abstreifen und begierig nach neuen glänzenden Geschicken, dem Manne gleich, ins Leben hinaustreten, beginnt das Familiengefühl, das einst so stark und lebhaft war, zu erlöschen. Im Kampf



Familienbild. Gemälde von Jürgen Owens
(Im Besitz des Museums für bildende Künste in Budapest)

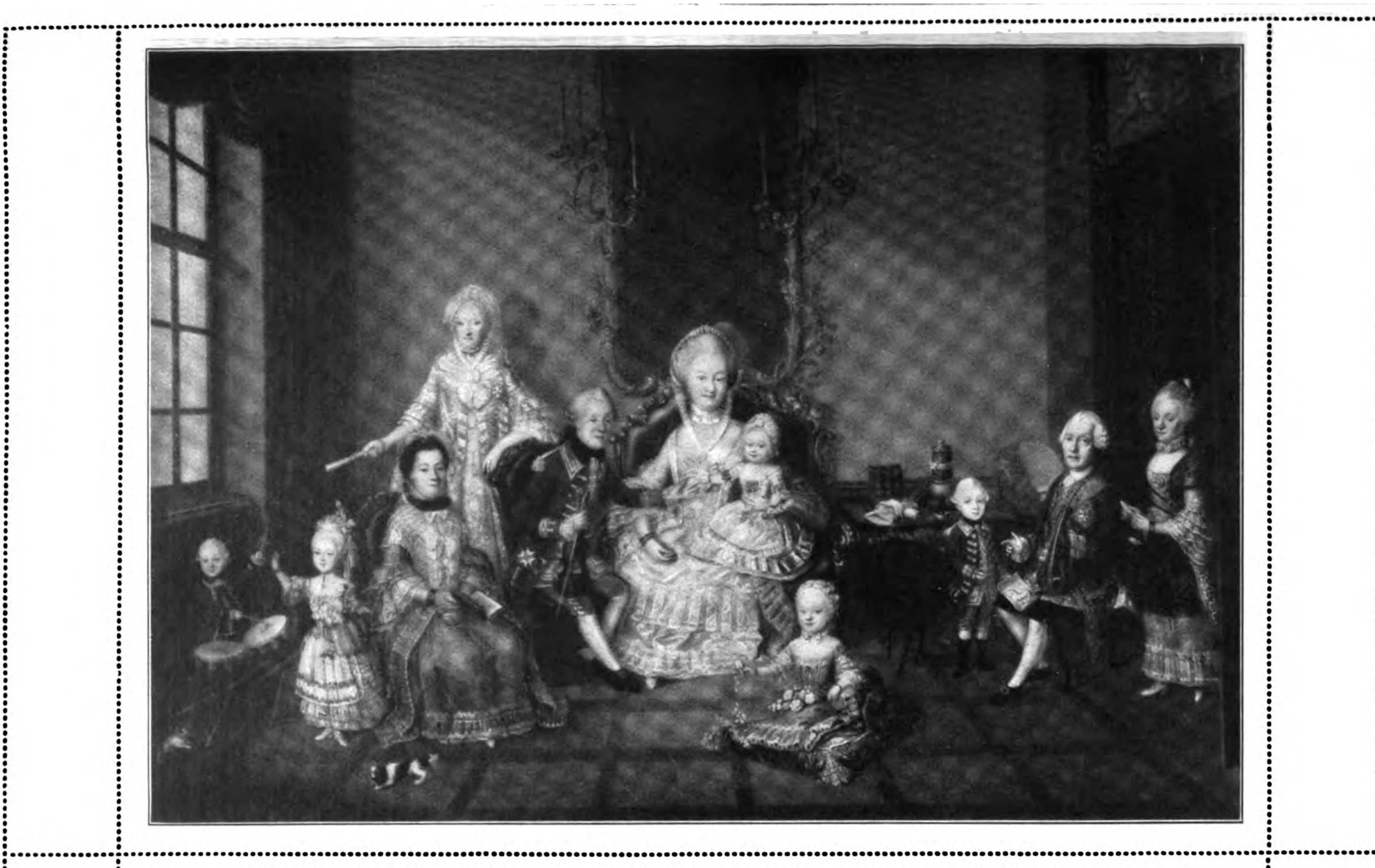


Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, mit Gemahlin und Schwester inmitten der Hofgesellschaft im Jahre 1712. Gemälde von Balthasar Denner. (Im Großherzogl. Schlosse zu Eutin)

ums Dasein sucht jeder nur sich selbst durchzusetzen. Arbeit und Erholung, Leid und Freud' waren früher gemeinsam. Einst war das Haus der Mittelpunkt der Familie, heute ist es leider nur der Ausgangspunkt. Was die Angehörigen ehemals einte, führt sie heute auseinander. Der häusliche Herd ist vielfach leer und kalt geworden. Dadurch wurden auch Sitten und Bräuche andere und haben, indem sie sich veränderten, vieles Hübsche und Trauliche der alten Zeit in Vergessenheit gebracht. Zu diesen gehört auch das Familienbild, das als Typus einer Zeit gelten darf, die sich noch der Autorität beugte, die vor allem noch jene Autorität gelten ließ, die man wirklich als „gottgewollte" bezeichnen darf, die von Vater und Mutter.

Die Familienbilder der alten Zeit, die es, im Gegensatz zu heute, zahlreich und aus allen Kreisen gibt, sind für uns mindestens ebenso wertvoll wie Aufzeichnungen jener Jahre. Ja, sie überliefern die Vergangenheit lebensvoller als die schriftliche Mitteilung es tut, indem sie außer Geist und Wesen auch noch die äußerliche Erscheinung der Menschen jener Tage dartun. Das bewirken sie selbst in Fällen, in denen ihr Vorhandensein der Kunstfertigkeit Minderbegabter verdankt wird. Hier, wo wir es nur mit deutschen Bildern des 18. Jahrhunderts zu tun haben, dürfen wir uns daran erinnern, daß Deutschland damals nur ein geographischer Begriff war, daß es politisch zerrissen und ökonomisch arm war und die furchtbaren Jahre des Dreißigjährigen Kriegs, in denen eine europäische Koalition unseren Reichtum und unsere Kultur zerstampft hatte, noch nicht überwunden sein konnten. Vielleicht hätten glücklichere äußere Umstände auch in unserem Vaterlande große Maler gezeitigt, wie ja das gleiche Jahrhundert unsere erlauchtesten Dichter, unsere größten Tonkünstler hervorgebracht hat. Ein Maler aber kann der Förderung von außen noch weniger entraten, als ein anderer schöpferischer Geist, und eben die Mäzene haben damals unserer Kunst gefehlt. Ganz so trostlos und öde wie noch jene glaubten, welche die deutsche Kunst der neuen Zeit mit Carstens anfangen ließen, war übrigens auch das 18. Jahrhundert nicht. Die Ausstellung, welche Georg Biermann 1914 auf die Anregungen des Großherzogs von Hessen hin in Darmstadt zusammenbrachte, hat den Beweis geliefert, daß auch in Deutschland von damals viel redlicher Fleiß und rechtschaffenes Können am Werke waren.

Wenn wir uns nun dem Familienbild jener Zeit zuwenden, so müssen wir uns von vornherein darüber klar sein, daß ein solches, zumeist doch ein Gruppenbild von mehreren Gestalten, schon an und für sich durchaus nicht zu den leichten Aufgaben gehört. Schon



Fürst Christian Günther zu Schwarzburg und Familie im Jahre 1769. Gemälde von F. W. C. Morgenstern
(Im Besitze des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt)

in einem Historienbilde ist das Unterbringen mehrerer Personen auf einer Leinwand keine Kleinigkeit. Diese Schwierigkeit wächst aber bei einem mehrfigurigen Porträt mit jedem Kopf, den der Künstler darzustellen hat, in schnellem Fortschritt. Wenn er bei einem Bilde seiner Phantasie seine Menschen nach eigenem Gefallen hin- und herschieben darf, so muß er bei einem Porträt mit der Eitelkeit rechnen, und die Eitelkeit vieler gegeneinander abzuwiegen ist eine Aufgabe, die sich in ihrer Erfreulichkeit am besten mit der eines Regisseurs von Dilettantenvorstellungen vergleichen läßt. So kann man denn auch beobachten, daß selbst ganz große Künstler an dieser Aufgabe keine Freude gefunden haben. Goya z. B. hat in seinem Gemälde der Familie Karls IV. von Spanien zwar ein glänzendes Stück Malerei geliefert, sich im Aufbau aber darauf beschränkt, die hohen Personen einfach auf der Diagonale aufmarschieren zu lassen, eine hübsch neben der anderen. So behandeln auch die zahlreichen holländischen Familienbilder des 17. Jahrhunderts, die Doelenstücke derselben Zeit, ihre Köpfe einfach wie die Zahlperlen, sie reihen sie auf oder stellen ihre Personen nach der Art der Orgelpfeifen. Der Maler muß schon ein Genie sein, um auch diese Schwierigkeit zu besiegen. Solche vielfigurigen Bildnisse, deren hohe künstlerische Eigenschaften auch in der Art zur Geltung kommen, wie sie des Aufbaus Herr werden, sind z. B. Rembrandts Staalmeesters, die Anatomie des Doktors Tulp oder die unvergleichliche Nachtwache, in der der Künstler die Sache allerdings für sein Publikum zu genial angefaßt hatte. Er erhielt keine Aufträge mehr. Ebenso hat Velasquez in seinen Meninas ein Familienbild gemalt, in dem die Aufgabe so verblüffend gelöst ist, daß man fast versucht ist, von einem Trick zu sprechen. Der oberflächliche Blick sieht nur die kleine Infantin und ihren Hofstaat, dann aber gewahrt man in dem Spiegel, der hinten an der Wand hängt, König Philipp IV. und Königin Marianne und sieht sich dadurch plötzlich mitten in den Kreis dieser erlauchten Personen versetzt. Der Beschauer steht ja gerade dort, wo für den Maler und die Infantin die höchsten Herrschaften sitzen.

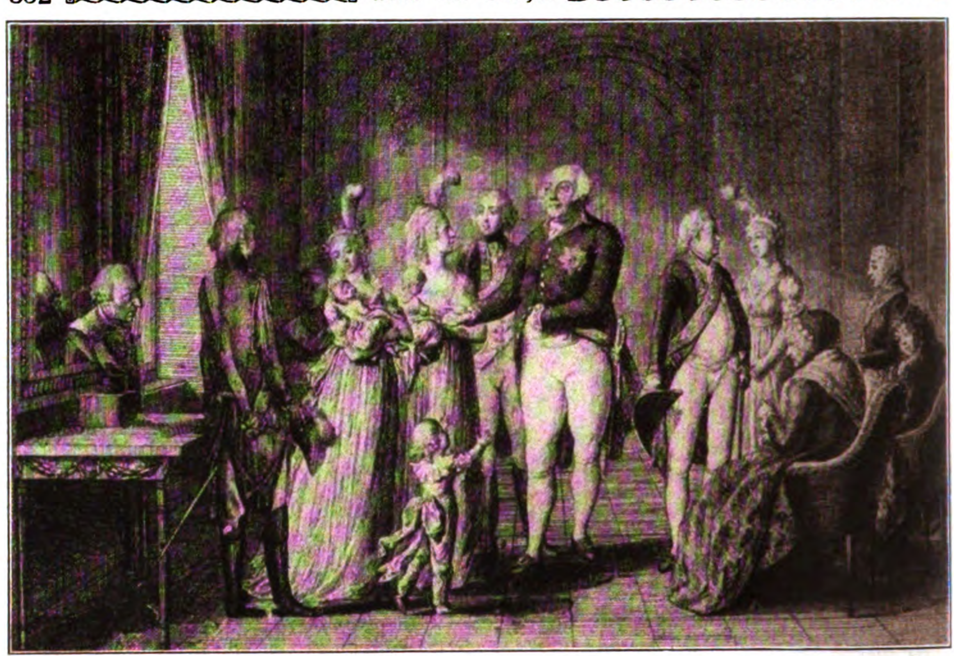
Solche Züge des Genies treffen wir in unseren deutschen Familienbildern nicht, wenn auch gleich das älteste, das wir vorführen können, seine Aufgabe nicht übel angreift. Es rührt von Jürgen Owens her, der 1623 in Tönning geboren wurde und 1678 in Friedrichstadt in Schlesien starb. Der Maler hielt sich zwischen 1650 und 1662 in Amsterdam auf, wo er ein Schüler Rembrandts war und 1657 auch dies Bild entstanden sein dürfte. Es wird seinem Vorwurf, die Mutter mit drei blühenden gesunden Bengels in einer zwanglosen und natürlichen Weise zur Gruppe zusammenzuschließen, in sehr glücklicher Art gerecht. Das Motiv erinnert ein wenig stark an eine heilige Familie, eine künstlerische Freiheit, die man dem Zeitgeschmack zugute halten muß. In Balthasar Denner lernen wir vielleicht den einzigen deutschen Künstler aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennen, dessen Ruhm heute noch lebendig ist. Man könnte ihn mit Recht den Maler der Hansestädte nennen, wurde er doch 1685 in Hamburg geboren, in Danzig ausgebildet und starb 1749 in Rostock. Er war in erster Linie Miniaturmaler und als solcher von den deutschen Höfen außerordentlich geschätzt und gut bezahlt. Seine „Fältchen- und Porenkunst", die mit ängstlichem Pinsel keine Runzel und kein Haar ausläßt, bildet immer noch das Entzücken all derer, die Kunst und Kunststück verwechseln. Am bekanntesten in dieser Art sind die Brustbilder eines alten Mannes und einer alten Frau, die in öfteren Wiederholungen sich in manch deutscher Sammlung befinden und in der Münchener Alten Pinakothek zu den am stärksten umlagerten Bildern gehören. Seine große Kunst in der Wiedergabe von Runzeln und sonstigen Hautunebenheiten hat sich der Maler natürlich in einem Gemälde, in dem hohe Herren und viele schöne Frauen erscheinen, versagen müssen. Den Miniaturmaler mit seinem auf saubere Wiedergabe der Einzelheiten gerichteten Blick aber erkennt man in der spitzfindigen Art, wie das Haar der Perücken und Fontangen behandelt ist, wie die Karten verdeutlicht sind und der spitze Haarpinsel sogar erlaubt, das Muster des chinesischen Porzellans der Teetassen zu bestimmen. Das im Jahre 1712 ausgeführte Gemälde stellt den Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Gottorp im Kreise der Hofgesellschaft dar. Der 1673 geborene Fürst war damals seit acht Jahren mit der Markgräfin Albertine von Baden-Durlach vermählt. Sie sitzt auf dem Bilde ihrem Gemahl gegenüber und hat zur Partnerin ihres Spiels ihre Schwägerin, die Prinzessin Marie Elisabeth, die nach wiederholter Wahl seit 1710 Abtissin von Quedlinburg war. Der Hof eines so kleinen Fürsten könnte die zahlreiche Hofdienerschaft erstaunlich erscheinen lassen, die Tatsache aber, daß der Herzog bei seinem 1726 erfolgten Tode zwölf Kinder hinterließ, läßt die Anwesenheit so zahlreicher Kavaliere und Damen erklärlich, ja notwendig erscheinen. Zu diesen zwölf Kindern gehörte auch der spätere König Adolf Friedrich von Schweden, der Schwager Friedrichs des Großen, und der Herzog Friedrich August von Oldenburg. Herzog Christian August war ein Onkel des Herzogs Peter von Holstein, der nach dem Tode seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, als Peter III. für kurze Zeit den russischen Thron bestieg. Wenn die russischen Revolutionäre sich darin gefallen, den jetzigen Zaren nach seiner Absetzung nur noch Nikolaus Romanow zu nennen, so tun sie das mit demselben Unrecht, mit dem die französischen Sansculotten Ludwig XVI. „Louis Capet" nannten. Mit



Die Kurfürstlich Sächsische Familie im Jahre 1772. Gemälde von Joh. Eleazar Zeisig gen. Schenau (Im Besitz der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden)

Elisabeth starb die letzte Romanow, mit Peter III. bestieg das Haus Holstein den russischen Thron. Dies Haus ist von Rechts wegen um so deutscher, als auch alle russischen Kaiserinnen deutschen Fürstenhäusern angehört haben und selbst die jetzige Kaiserin Mutter dem Hause Holstein entstammt.

Das Gemälde zeigt die vornehme Gesellschaft bei der einzig standesgemäßen Unterhaltung der Zeit, dem Kartenspiel. Das auf dem Tisch liegende Gold verrät auch, daß hoch gespielt wird. Die Herrschaften folgten auch darin wie in der Tracht dem Beispiel des Hofes von Versailles. Es scheint trotzdem gesitteter zuzugehen, als damals an dem Ort, der für ein Muster vornehmer Sitte galt. Die brave Pfälzerin, Liselotte, zu ihrem Unglück Herzogin von Orleans, schreibt ja in dieser Zeit einmal: „Das dantzen ist nun ganz außer moden, so bald assembleen sein, tut man nichts als landsknecht spielen. Das spiellen ist gräulich hoch, die leute werden wie dolle Menschen wenn sie spiellen. Eins heult, das annder schlägt mit der Faust auf die Taffel, daß die gantze kammer darüber zittert, der dritte lästert Gott, daß einem die haar zu berg stehen, summa alle seien wie verzweiffelte." Diese Zerstreuung blieb das ganze Jahrhundert hindurch das herrschende Vergnügen der vornehmen Welt. Noch am Ende dieses Zeitraumes beschwerte sich Goethe darüber, daß sein Vater ihm großen Schaden zugefügt habe, dadurch, daß er ihn vom Spiel abgehalten. Er sei für die Gesellschaft geradezu unbrauchbar geworden, und die liebenswürdige Gräfin Bernstorff erzählt, daß sie als Backfischchen eigens Privatstunde



König Friedrich Wilhelm II. von Preußen im Kreise seiner Familie
Kupferstich von Daniel Chodowiecki

im Kartenspiel erhalten habe, damit sie in Gesellschaften gehen könne.

F. W. C. Morgenstern, ein Rudolstädter Hofmaler, der als Künstler nicht an Denner heranreicht, hat doch in seinem fürstlichen Familienbild von 1769 ein sehr anheimelndes und sympathisches Werk geschaffen. Es stellt Fürst Christian Günther zu Schwarzburg-Sondershausen mit seinen Angehörigen dar. Der Fürst, 1736 geboren, seine Gattin Wilhelmine, eine Prinzessin von Anhalt-Bernburg, 1737 geboren, hatten sich 1760 vermählt und sahen schon nach wenigen Jahren vier Kinder heranwachsen, die alle ein hohes Alter erreichten. Etwas Rührendes hat die Art, in der der Maler in den Kreis der Lebenden auch ein schon verstorbenes Prinzeßchen aufgenommen hat. Er bringt es dadurch zum Ausdruck, daß er der Kleinen eine sich eben entblätternde Rose in die Hand gibt, und ihr zur Stütze des linken Armes einen Totenschädel unterlegt. Auch sonst hat er es nicht an Anspielungen fehlen lassen. Da gibt es Musikinstrumente und Bücher und dazu eine ganze Sammlung weiblicher Handarbeiten. Ein Spinnrad, ein Strickzeug und eine schon ziemlich geförderte Tambourier-Arbeit zeugen für den anspruchslosen und häuslichen Sinn der fürstlichen Frauen und erfüllen uns mit dem angenehmen Bewußtsein, daß wenn es im Deutschland des Rokoko auch üble Höfe gegeben haben mag, es doch auch nicht an guten und biederen Elementen unter den Duodezfürsten gefehlt hat.

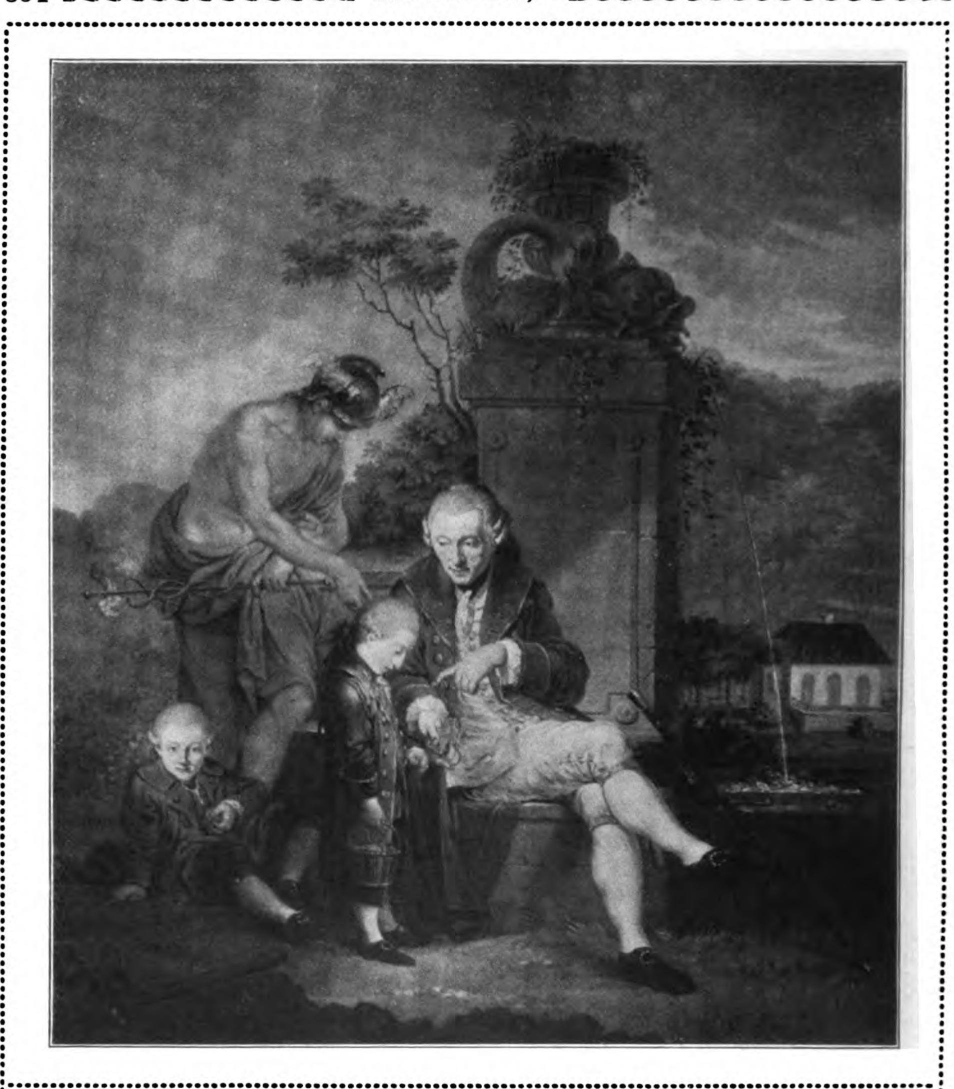
In sehr viel größerem Stil und bedeutend anspruchsvoller, darum aber keineswegs glücklicher in der Komposition stellt sich Zeisigs Gruppe der kurfürstlich sächsischen Familie aus dem Jahre 1772 dar. Johann Eleazar Zeisig, genannt Schenau, war 1734 in Groß-Schönau bei Zittau geboren und hatte sich unter Leitung des sächsischen Hofmalers Silvestre, dann unter Greuze in Paris gebildet. Er wurde Professor der Kunstakademie in Dresden, wo er 1806 starb. Sein Bild, glänzend in der Wiedergabe prächtig schillernder Seidenstoffe, verrät in der Charakterisierung der Köpfe die weichliche Anmut seines Pariser Lehrers. Greuze war ja für seine empfindungsvoll schwärmerischen Köpfe mit ihren schwimmenden Blicken berühmt. In den Mittelpunkt des Bildes rückt Zeisig die Witwe des 1763 verstorbenen Kurprinzen Friedrich Christian, Marie Antonie, eine Fürstin, von der man in der Tat sagen kann, daß sie in ihrem Leben hart geprüft worden ist. Als Tochter Kaiser Karls VII. sah sie ihren Vater aus seiner Residenz München vertrieben und landflüchtig von der Gnade des französischen Gesandten in Frankfurt leben. Nach Sachsen verheiratet, erlebte sie alle Schrecken, mit denen der Siebenjährige Krieg dies unglückselige Land heimsuchte, und verlor dann, als eben der Hubertusburger Friede bessere Zeiten versprach, den Gatten. Hinter ihr steht ihr ältester Sohn, Friedrich August III., später der Gerechte genannt, und 1806 erster König von Sachsen. Neben ihr die Schwiegertochter Amalie, Pfalzgräfin von Zweibrücken. Außer ihren anderen Kindern zeigt

die Gruppe auch noch den Prinzen Anton, der als Anton I. der Nachfolger seines Bruders wurde und 1836 starb. Der Hofstaat erscheint neben den Hauptgestalten in das verhüllende Dunkel einer Ecke geschoben. Das ganze Bild wirkt in Anordnung und Beleuchtung recht theatralisch, so daß neben ihm die natürlichen Vorzüge von Chodowieckis Familie Friedrich Wilhelm II. von Preußen aus dem Jahr 1796 noch stärker hervortreten. Der Danziger Daniel Chodowiecki (1726 bis 1801), der den größten Teil seines Lebens in Berlin zubrachte, verkörpert in seinen Miniaturen und Radierungen die ganze zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er ist ihr durch die Schnörkeleien des Rokoko in die einfachen geraden Linien des Pseudo-Klassizismus gefolgt und hat allem, was er geschaffen, einen ganz eigenen Reiz von Anmut und eckiger Grazie mitgegeben. Er ist durch und durch der Künstler der Zopfzeit, die sich so klassisch und antik gebärdete, die sich so aufgeklärt vorkam und so gar nicht merkte, wie ihr der Zopf doch hinten hing. Die ganz zwanglose Gruppierung empfiehlt das Bildchen ebenso wie die ausgezeichnete Charakteristik, zumal der männlichen Personen, des gütigen, etwas weichen Königs und seiner soldatisch steif geratenen Söhne, des Kronprinz Friedrich Wilhelm und seines Bruders Prinz Louis. Zwischen ihnen die Gestalten der liebreizenden mecklenburgischen Schwestern mit ihren Kindern, der Kronprinzessin, demnächstigen Königin Luise, und ihrer Schwester, der späteren Königin von Hannover. Zur Seite sitzt die greise Witwe Friedrich des Großen und blickt auf die Büste ihres Mannes, der sie so wenig glücklich gemacht hat und nicht einmal immer ganz höflich behandelt haben soll.

In diesen vier Bildern wurde das höfische Familienbild abgewandelt, nun erscheint in dem der Familie Veltheim eine Gruppe aus adligen Kreisen. Der Maler, Johann Christian Fiedler, ein Sachse, der 1697 in Pirna geboren wurde, starb 1765 als hessischer Hofmaler in Darmstadt. Er hatte in Paris unter Anleitung der berühmten Bildnismaler Rigaud und Largillière studiert und hat sich wohl aus dieser Schule das Gefühl für Eleganz mitgebracht, welches sein Bild auszeichnet. Die Veltheims, ein Geschlecht des braunschweigischen Uradels, waren und sind noch in Sachsen, Brandenburg, Westfalen, Braunschweig, Hannover, Anhalt und Mecklenburg begütert. Georg Philipp von Veltheim (1703—58), der hier um den Kaffeetisch seiner Damen herumgaloppiert, war ein Vetter Friedrich Augusts von Veltheim, der sich als Mitglied der Magdeburger und Halberstädter Landstände während des Sieben-



Georg Philipp von Veltheim mit Gemahlin und Kindern. Gemälde von Joh. Christian Fiedler
(Im Besitz der Familie von Veltheim auf Destedt bei Braunschweig)



Familienbild aus dem Jahre 1771. Gemälde von Januarius Zick
(Im Besitz des Provinzialmuseums zu Bonn)

jährigen Krieges so auszeichnete, daß Friedrich der Große ihn zum Staatsminister ernennen wollte. Dessen ältester Sohn wurde bei der Erbhuldigung 1798 durch König Friedrich Wilhelm III. in den preußischen Grafenstand erhoben. Frau von Veltheim, Charlotte Caroline, eine geborene von Lindheim (1704 geboren, 1784 gestorben) und ihre beiden Töchter erscheinen auch zu dieser Kaffeestunde in großer Toilette. Nur haben die Damen, wahrscheinlich weil sie sonst in der Staatskutsche, die man links im Hintergrunde sieht, nicht Platz hätten, ihre Reifröcke zu Haus gelassen, so daß ihre schönen Seidenroben sie in mächtigen Falten umrauschen.

Die Reihe der bürgerlichen Familienbilder wird eröffnet durch ein Doppelbild von Januarius Zick. Der Künstler, ein Münchener Kind und 1732 geboren, war ein Schüler seines Vaters, ging aber wie Zeisig, Fiedler und so viele andere seiner malenden deutschen Zeitgenossen zu weiterer Ausbildung nach Paris. Er genoß als Freskenmaler einen großen Ruf und ist in Kirchen und Schlössern in Schwaben, Franken und am Rheinstrom tätig gewesen. Er starb 1797 in Ehrenbreitenstein. Das große auf zwei Leinwände verteilte Familienbild aus dem Jahre 1771 befindet sich heute im Provinzialmuseum in Bonn. Man kennt die Namen der Dargestellten nicht mehr, aber der Maler



Familienbild aus dem Jahre 1771. Gemälde von Januarius Zick
(Im Besitz des Provinzialmuseums zu Bonn)

hat in dem Beiwerk soviel erzählt, daß wir uns eine gute Vorstellung von Art und Wesen der Menschen machen können. Ein Landgut mit Weinbergen, die bestellt, und mit Feldern, die beackert werden, dazu der Merkur deuten genugsam auf Stand und Erwerb. Die Charakterisierung ist vorzüglich, wenn auch nicht erfreulich. Die kalten harten Züge des Vaters, der dem beschämt neben ihm stehenden kleinen Sohn eben eine Strafrede hält, wirken abstoßend. Er scheint zu den Vätern gehört zu haben, die ihrem Sohn einen Stein geben, wenn er sie um Brot bittet. Bei der Mutter fällt die uniformähnliche Tracht auf, eine Art Amazonenkleid für Jagd und Reiten. In der Gruppierung erinnern die Bilder an das Seekatzsche Familienbild des Rats Goethe und der Seinen, auf dem die Personen auch um eine Art antikisierendes Gemäuer herum aufgestellt sind. Hier geben die mächtigen Steinbrunnen den Bildern einen kräftigen Halt und betonen im Gegensatz zu den weichverschwimmenden Linien der Landschaft, die in lauter Horizontalen auseinanderfließen würde, eine stramme Vertikale. Von ihr geht die Resonanz der ganzen Bildwirkung aus.

Aus dem gleichen Jahr wie die beiden Bilder von Zick stammt das Blatt, auf dem Daniel Chodowiecki sich und die Seinen abgebildet hat. Er nannte es: „Cabinet d'un peintre" und widmete es seiner in Danzig

Der Künstler im Kreise seiner Familie. Kupferstich von Daniel Chodowiecki

lebenden Mutter. Er tat das aus zwei Gründen. Einmal wollte er ihr ein Bild seiner Familie senden, welche die alte Frau nicht persönlich lernen konnte, da eine Reise von Danzig nach Berlin damals nicht zu den Alltäglichkeiten gehörten. Zweitens aber wollte er seine Mutter überzeugen, wie weit er es in der Behandlung der Kupferplatte gebracht habe. Sie hatte ihm nämlich immer vom Radieren abgeredet und ihn gebeten, sich doch ausschließlich der Malerei zu widmen. Dieses Blatt ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk zu nennen. Der völlig zwanglose Aufbau von sieben Personen, die jeden Gedanken an ein Posieren oder Modellstehen völlig ausschließen, die fleißige Durchführung, die technische Sorgfalt, alles vereinigt sich, um diesem Gruppenbild unter den Familienbildern des 18. Jahrhunderts den Ehrenplatz anzuweisen. Die Meisterschaft, mit der der Künstler sich selbst, seine Frau und fünf Kinder untergebracht hat, ist unerreicht und gar nicht zu übertreffen. Dazu hat er in der Umgebung, der Bilderwand voll eigener und fremder Werke, den Abgüssen nach der Antike auch noch soviel von dem Innenraum gegeben, daß von diesem Bildchen ein kräftiger Hauch des glücklichsten und behaglichsten Familiengefühls ausgeht. Jeder Zug darin spricht von Ordnung, Behagen, Zufriedenheit. Der ganze Chodowiecki ist darin, der liebenswürdige Künstler, der liebende Gatte und der liebevolle Vater. Er selbst, der sein ganzes Leben lang, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht rastlos und unermüdlich tätig war, darin ganz Menzel ähnlich, hat sich auch hier bei seiner Arbeit abgebildet. Er schaut über seine große Brille hinweg nach seinem Sohne Wilhelm, der selbst fleißig zeichnet. Seine Frau, eine Tochter des Kunststickers Barez, beschäftigt sich mit ihrer Tochter Susette, während die älteste Jeanette gerade ein schönes Bilderbuch ansieht. Die Nesthäkchen Jette und Heinrich Isaak führen noch das halb unbewußte Leben der Allerkleinsten.

Das nächste Bild, wieder von Januarius Zick, stammt aus dem Jahre 1776 und stellt die Familie Remy in Benndorf dar. Die Aufgabe, die hier des Künstlers harrte, achtzehn erwachsene Personen auf seiner mäßig großen Leinwand unterzubringen, war keine der leichtesten, und man muß sagen, daß er sich ihrer mit achtungswerter Geschicklichkeit entledigt hat. Schon dadurch, daß er die ganze Gesellschaft nach Lebensalter und Geschlecht in drei Hauptgruppen zerlegte, gliederte er das Bild wirkungsvoll und übersichtlich. Die Jugend ist mit der Musik beschäftigt, die Frauen halten einen kleinen Kaffeeklatsch. Die offenen Fenster gewähren wohl den Ausblick auf Besitzungen der Familie. Das Instrument, welches das junge Mädchen zur Rechten spielt, ist eine Abart des Spinetts, ein Virginal. Man nannte es in Deutschland zu jener Zeit Frauenzimmer- oder Jungfernklavier. Die



Die Familie Remy zu Bendorf am Rhein im Jahre 1776. Gemälde von Januarius Zick. (Im Besitz der Familie)



Die Familie Bruch im Stiefel im Jahre 1798. Gemälde von Joh. Friedr. Dryander. (Im Besitz von Dr. Chelius in Saarbrücken-St. Arnual



Die Familie Legrand. Gemälde von Joseph Reinhard. (Im Besitz von A. Legrand in Basel)

jungen Männer im Hintergrund spielen Billard, und zwar bedienen sie sich dazu der alten Form desselben mit Bandentaschen.

In die gleichen gutbürgerlichen Kreise wie die der Familie Remy führt uns das Bild von Dryander: die Familie Bruch im Stiefel 1798. Johann Friedrich Dryander aus St. Johann an der Saar war geboren 1756, wurde Hofmaler des Fürsten von Nassau-Saarbrücken und starb 1812. Ohne besonderen Zwang hat er die Familie von neun Köpfen um das Spinett gruppiert und sogar noch Platz genug behalten, um im Hintergrund eine alte Dienerin anzubringen. Anscheinend eine treue Seele von jener Art, die sich mit den Jahren zum gefürchteten Haustyrannen auswächst, so daß man selbst ihrer oft zahllosen guten Eigenschaften nur mit Seufzen gedenken mag. Der Anzug der Frauen mit Brusttuch, Halsband und einer eigentümlich geformten Haube deutet auf Volkstracht und zeigt, daß wir uns mit dieser Familie nicht mehr auf städtischem, sondern ganz auf ländlichem Boden befinden. Die beiden Knaben erfreuen sich in ihrer leichten und zweckmäßigen Kleidung schon all der Änderungen der Kinderkleidung, die Rousseau angeregt hatte und die Salzmann und andere Pädagogen damals zur Einführung brachten.

Mit des Luzerner Malers Josef Reinhard (1749–1824) Bild der Familie Legrand in Basel gelangen wir schon an die Schwelle des neuen Jahrhunderts. Der Vater frisiert „au coup de vent“ mit hoher Halsbinde und Vatermördern, die Mutter mit dem Longchale, die Töchter in griechischen Chemisen, der Knabe gar nur von einem Schleier verhüllt, atmen den Geist einer neuen Zeit und führen uns in einen Haushalt nach der Mode. Von den Familien Remy und Bruch trennen sie nur wenige Jahre, müssen sie doch Zeitgenossen gewesen sein, und doch scheint ein Abgrund zwischen diesen und jenen zu liegen. Dort ein altväterisch behagliches Wesen, wurzelecht mit der Heimat verbunden, hier eine oberflächlich modische Vornehmtuerei, die überall und nirgends daheim zu sein braucht. In jedem der Bilder offenbart sich ein Stück Zeitgeschichte. Mag ihr Wert als Kunstwerk nicht sehr hoch sein, als Urkunden der Menschheit jener Tage sind sie höchst schätzenswert. Sie legen Fühlen und Empfinden ganzer Zeitabschnitte bloß und geben den Schlüssel zu so manchem, was uns an der Vergangenheit oft so unverständlich und manchmal recht rätselhaft dünken will.



Der Schauspieler Friedrich Haase

Marmorbildwerk von Prof. Johannes Boese (gestorben am 20. April 1917)

(Die Büste ist aufgestellt im Königl. Schauspielhause zu Berlin)



Der Meermann

Erzählung von Isolde Kurz





Der verdiente, unlängst verstorbene Algenforscher Balduin Semmler machte vor etlichen Jahren, als in der Welt noch Friede herrschte und die Völker harmlos miteinander verkehrten, an der tyrrhenischen Küste die Bekanntschaft des Meermanns. Nicht unsres nordischen sagenberühmten, sondern einer bis dahin unbekannten südländischen Abart. Das ging so zu: Er hatte zum Zweck des Algensammelns eine Küstenstrecke gewählt, wo durch wiederkehrende Meeresströmungen zu gewissen Zeiten die Tiefseepflanzen besonders reichlich abgelagert werden. Das Häuschen, das er bewohnte, lag auf tellerflachem Strande so nahe ans Wasser gebaut, als die Tücke des Meeres es zuläßt, und gehörte zu einer mehr landeinwärts gelegenen dörflichen Ansiedelung, die zum größten Teil aus Frauen bestand. Die jüngeren Männer, ein Geschlecht von Seeleuten, waren fast alle draußen auf langer Fahrt. Kamen sie vorübergehend nach Hause, so gaben sie sich mit großer Ausdauer dem Trunke hin, denn es wächst im Sande jenes Küstenstreifens ein Wein von verführerischer Güte und Billigkeit. Dabei leisteten ihnen die Alten Gesellschaft, die von ihren Seefahrten daheim bei Weib und Kindern ausruhten. Die Bestellung der Felder und der sonstigen eigentlichen Geschäfte, ausgenommen das bißchen Fischfang, lagen zumeist in den Händen der Weiber, die davon ein solches Übergewicht bekamen, daß die Häuser durchweg nicht nach den männlichen Besitzern, sondern nach deren Frauen benannt wurden.

Nur das einstockige Häuschen, in dem Semmler sich eingemietet hatte, machte von der Regel eine Ausnahme. Es hieß das Haus des Seeräubers. Der Besitzer hatte nämlich seit einer Reihe von Jahren sein wässriges und dürftiges Handwerk mit einem ergiebigeren vertauscht, indem er eine stattliche, aber nicht mehr recht seetüchtige Fischerbarke, eine sogenannte Paranzella, mietete, sie schön bunt anstrich und darauf einen Weinschank mit Garküche errichtete. An einer sehr urtümlichen Feuerstatt auf Deck hantierte der Wirt selber hemdärmelig mit großer Geschicklichkeit, indem er Fische in Öl und Tomatenbrühe schmorte und andere gaumenreizende Gerichte herstellte, die vorzüglich schmeckten, wenn man sie ausreichend mit Wein begoß. Ein leichter Bretterstieg führte auf die schwimmende Osteria hinüber. Zum Vergnügen der Ausflügler, die am Sonntag scharenweise von den Marmorbergen ans Meer herunter kamen, war auch ein großes Netz an der Barke angebracht, das mit Leichtigkeit niedergelassen werden konnte. Jeder Zug kostete zwei Soldi, fast immer kam es leer herauf; fing sich einmal ausnahmsweise ein Fisch darin, so wurde er gleich in siedendem Öl gebrozelt und gehörte dem Gewinner. Wenn Kinder oder Bergarbeiter um den Weg waren, so stand das Netz keinen Augenblick stille. Bänke und Tische mit Gläsern standen umher, mitunter wurde auf dem engen Deck sogar getanzt; im untern Schiffsraum aber befanden sich große Weinvorräte, zu deren Bewachung der vierzehnjährige Fortunato, ein Teufelsjunge, des Nachts an Bord mit dem Revolver schlief. Er war Semmlers besonderer Freund, denn er verdiente sich durch Aufstöbern schöner Algenexemplare für den Fremden ein kleines Taschengeld. Einen besonderen Schmuck dieser eigentümlichen Osteria bildete eine roh gemalte, sehr grelle Farbenskizze, die unterhalb des Sonnendecks befestigt war, und die ein kämpfendes Korsarenschiff darstellte; ein Farbenkünstler, der am Strand malte, hatte sie bei der Abreise zurückgelassen. Nach diesem Bild, das gewissermaßen als Wirtschaftsschild diente, nannte man die verankerte Schenke kurzweg den ‚Korsaren', welche Bezeichnung dann mit der Zeit auf den Wirt selber überging.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurden an Bord bunte Papierlaternen in den Landesfarben angezündet, und nun fanden sich erst die richtigen Gäste ein, die nichts mehr nach Geschmortem fragten und nur noch tranken. Denn der ‚Korsar' war der einzige Ort, wo ein anständiger Mensch einen Tropfen trinken konnte; in die Bettola auf der Piazza gingen nur die Lumpen. So schied sich die Einwohnerschaft ganz von selbst in zwei reinliche Hälften: Lumpe und anständige Leute. Unter den letzteren saß dann der Wirt am Abend und trank. Es kostete ihn nichts, die Gäste hielten ihn meist in seiner eigenen Schenke frei, dafür tischte er ihnen seine weit und breit bekannten Abenteuer auf. Nach diesen Geschichten hieß die Paranzella bei den Deutschen, die an der Küste verstreut lebten und zuweilen des berühmten Weines wegen beim Seeräuber einsprachen, auch die ‚Lügenbude'. Erstaunlich war die Erfindungsgabe dieses Mannes, der die unsterblichsten Lügenmärchen alter und neuer Zeit übertrumpfte. Und dabei machte er nirgends eine Anleihe, da er in seinem Leben kein Buch gelesen hatte; er schöpfte alles aus der eigenen Phantasie. Es war noch ein kleiner Sarde da, braun und sehnig mit verschmitztem Gesicht, der ihm im Lügen die Stange hielt. Wenn beide einmal gleichzeitig ihren guten Tag hatten, so brüllten die Gäste vor Vergnügen, und es ging niemand vor Mitternacht nach Hause. Gespielt wurde gleichfalls, versteht sich, mit ungestempelten Karten. Auch

andere heimliche Dinge trugen sich dort zu, von denen jedermann wußte und niemand sprach. Neugierige Fremde wollten schon seltsame Lichtzeichen beobachtet haben, mit denen der Seeräuber des Nachts aufs Meer hinauswinkte. Gelegentlich wurde das Hafenkommando neugierig, was wohl der Bauch des Korsaren außer den Fiaschi enthalte, und schickte ein paar Finanzsoldaten herüber, um zu untersuchen. Aber das waren umgängliche Leute und zudem so schwach an Zahl, daß sie gar keinen Wert darauf legten sich mit den Strandsassen zu verfeinden. Ihrem Kommen ging jedesmal ein warnendes Lüftchen voran, das alle in der Nase kitzelte; wenn sie da waren, wurden sie mit dem besten Wein bewirtet und fanden alles in der schönsten Ordnung. Sie erstatteten ihren Bericht beim Hafenmeister, und eine Weile blieb der Seeräuber wieder ungestört.

Eines Morgens ging Semmler früh mit Sonnenaufgang an den Strand. Die See war mehrere Tage stark bewegt gewesen und hatte sich erst in dieser Nacht vollends ganz beruhigt: solche Morgen versprachen immer die schönste Ausbeute an Algen. Richtig hatte er kaum ein paar Schritte auf dem feuchten Sande gemacht, als er ein Prachtstück fand vom entzückendsten Farbenschmelz: ineinander fließendes Rot und Grün von einem zarten Silberhauch übergossen. Es war eine Art, nach der er lange gesucht hatte. Und nicht bloß ein Stück fand er von der seltenen Gattung, sondern in kurzen Abständen gleich ihrer mehrere, wenn auch nicht alle von gleicher Schönheit. Ein solches Finderglück war ihm seit Wochen nicht beschert gewesen. Menschen gab es in dieser frühen Stunde noch keine, um so befreiter atmete der neugeborene Strand. Der Spaziergänger konnte so recht mit Lust die verschlungenen Arabesken verfolgen, die das huschende Eidechsenvolk über Nacht mit seinen Füßen und Schwänzchen im Sande eingezeichnet hatte, und daneben die zierlichen Krakelfüße der Möwen und Strandläufer. Krabben säbelten auf krummen Beinen daher, und wenn man sie mit der Fußspitze berührte, verkrochen sie sich tief in den nassen Sand. Es war wie am Schöpfungstage vor der Erschaffung Adams: man fühlte sich selbst noch wie ein Stück Natur im wehenden Schöpferhauch.

Plötzlich erblickte Semmler im Sande etwas Ungeheuerliches, vor dem sich seine Augen unwillkürlich schlossen und sein Verstand entsetzt zurückwich. Es war die Spur eines nackten menschlichen Fußes, aber von einer Größe weit über menschliches Maß hinaus. Man sah deutlich fünf Riesenzehen abgedrückt und die ungeheure Sohle wie von einer übermenschlichen Last tief in den Sand eingepreßt. Ein linker Fuß. Und dort in einem Abstand, den keine menschliche Spannweite erreichen konnte, der dazu gehörige rechte. Der Körper, der diesen Schritt gemacht hatte, trug unsere Form, aber er gehörte nicht unserer Gattung an! War über Nacht Besuch aus einem anderen Planeten gekommen? Es sah geradezu unheimlich aus, als ob der Inhaber dieser Füße, wenn er jetzt daherstapfte, den frühen Spaziergänger, der ohnehin keiner von den Längsten war, aus reinem Unbedacht zertreten könnte. Dieser ging den Fußstapfen nach, sie endigten bald auf dem trockenen Sande, wo der Wind sie verweht haben mußte. Dann folgte er ihnen rückwärts, und sein Erstaunen wuchs: sie führten ins Meer. Auf der feuchten Strecke, die das Wasser schon wieder verschleierte, war die letzte eben noch kenntlich mit der ungeheuren großen Zeh, die Ferse meerwärts gerichtet. Als er seinen eigenen Fuß zum Vergleich hineinstellte, war der Abstand einfach komisch. Doch schon füllte sich die Vertiefung mit dem steigenden Wasser, und ihre Umrisse nahmen zusehends ab. Auch die übrigen Fußspuren begannen unter der aufquellenden Feuchtigkeit zu schwinden. Und weit und breit keine Menschenseele, die er zum Zeugen der naturwidrigen Erscheinung nehmen konnte, ehe die Elemente sie wieder auslöschten! Er prägte sich genau die Stelle ein: sie lag schrägüber von seiner Wohnung. In dieser Richtung hatte in letzter Nacht weit draußen im Meere ein rötliches Licht gebrannt, dessen Schein durch das seitliche Fenster auf sein Bett gefallen war und ihn geweckt hatte. Konnte da irgendein Zusammenhang sein?

Er packte seine Algen ins befeuchtete Taschentuch und trug sie nach Hause. Sobald er sie in frisches Wasser gelegt hatte, klopfte er an die Hütte, in der seine Wirtsleute schliefen, eine elende Holzbaracke inmitten des Rebengartens hinter dem eigentlichen Haus. Es dauerte einige Zeit, bis auf sein Rufen und Pochen ein mißmutiges Grunzen antwortete. Der Mann war augenscheinlich wieder einmal spät nach Mitternacht zu Bett gegangen; an solchen Tagen pflegte er tief in den Morgen hinein zu schlafen, und seine Laune war alsdann nicht die rosigste. Aber auch die Frau ließ sich noch nicht blicken, die sonst um diese Zeit schon immer ihre Hühner und Schweine gefüttert hatte.

Semmler klopfte nochmals: „Alter Seeräuber, kommt endlich heraus, wenn Ihr noch sehen wollt, was für erstaunliche Menschenfüße unser Herrgott wachsen läßt.“

Ein halblauter Fluch und ein Gepolter von herumgeworfenen Gegenständen waren die Antwort.

Darüber kam dem Wartenden plötzlich — er wußte nicht wie — ein Traum aus der vergangenen Nacht in Erinnerung.

Ihm hatte geträumt, ein ehemaliger Schulkamerad, der schon in ganz früher Jugend mit seinem Vater nach Cuba ausgewandert und seitdem Besitzer einer großen Tabakspflanzung in Portorico geworden war, komme ihm durch den Rebengang, in dem er jetzt stand, entgegen. Er erkannte ihn gleich, obschon er ihn seit Jahren nicht gesehen und

auch wer weiß wie lange nicht an ihn gedacht hatte. Als er ihn anrief, antwortete der Ankömmling schnell und fröhlich: „Freilich bin ich's. Ich habe alle meine Geschäfte drüben aufgesteckt und bin herübergekommen, dem Seeräuber seinen Pinienwald abzukaufen, den ich durch ein ganz neues Verfahren in eine Tabakspflanzung verwandeln will."

Auf die Einwendung, daß es nur dürrer Sandboden sei, entgegnete der Cubaner: „Der gerade ist am allereinträglichsten, man braucht ihn nur gut mit Algen zu düngen, und darin besteht meine Erfindung."

Während sie noch redeten, befanden sie sich schon mitten in dem verwandelten Pinienwald, der sich gleichsam aus dem Boden herausgedreht hatte, um die beiden aufzunehmen. Dabei schlug dem Träumer ein mächtig starker, beizender Geruch entgegen. Er wunderte sich jedoch nicht im geringsten, denn es war ihm im Traume völlig klar, daß wenn man den Boden mit Algen des Meeres dünge, der Tabak infolge der Salzlauge schon gebeizt wachsen müsse; das schien ihm das Ei des Kolumbus zu sein, und er freute sich, daß es gerade sein Freund gewesen, dem der folgenreiche Fund aufstieß. Dagegen befremdete es ihn, daß an den Tabakspflanzen, die genau so hoch standen wie zuvor die Pinien und ihnen auch merkwürdig ähnlich sahen, schlanke, längliche Zapfen niederhingen, die nichts anderes waren als die fertigen Zigarren.

Der Freund sagte vergnügt: „Das ist eben meine Neuerung. Von jetzt an kann es keine Klagen über schlechtes Deckblatt noch Füllung mit Frauenhaar oder ähnliche Scherze mehr geben, denn was die Natur selber macht, ist vollkommen. Jetzt können alle Tabaksfabriken schließen, und ich werde der reichste Mann der Welt."

Darüber war der Träumer erwacht, aber zu seiner Verwunderung wollte der Tabaksgeruch nicht weichen. Durch das offene Fenster schien die scharfe Beize hereinzudringen, das ganze Haus schien davon erfüllt zu sein. Es fiel ihm ein, daß es auch Geruchshalluzinationen gebe und daß diese für ein Zeichen von Nervenzerrüttung gelten. Doch als er darüber nachdenken wollte, lullte ihn das Meer wieder ein, und Morgens beim Aufstehen war das Traumbild zusamt der Begleiterscheinung verflogen. Aber seltsam! Jetzt eben, wo er sich unter dem Rebengang auf den närrischen Traum zurückbesann, war auch die Geruchstäuschung wieder da, denn es roch in der frischen Morgenluft abermals nach Tabak.

Die Seeräuberin war mit dem Futterkübel herausgekommen. Diese Frau war seit dem ersten Tage Semmlers Alpdrücken. Sie hatte ein Gesicht, das einmal schön gewesen sein mußte, jetzt aber aussah wie eine vorgebundene Maske mit eingeschnittenem Lächeln in den Mundwinkeln. Um nichts in der Welt hätte er ihr die Maske abnehmen mögen, um zu sehen, was allenfalls dahinter sei. Als einmal ein Sonntagsausflügler beim Baden ertrank und alles schreiend und jammernd an der Unglücksstelle zusammenlief, da hatte sie dem Schreckensauftritt mit demselben wohlwollenden Lächeln zugesehen, mit dem sie jetzt „Guten Morgen" sagte. Nebenbei war sie die Gewinnsucht in Person. Fast in jeder Rechnung, die sie ihm vorlegte, fand sich irgendein fragwürdiger Posten, den es am besten war ohne Erörterung zu begleichen, sonst kehrte er das nächstemal in vergrößerter Gestalt zurück. — Vergrillt und brummig folgte ihr der Alte, sein gichtisches Bein nachziehend. Er murmelte etwas von einer schlaflosen Nacht und Gliederreißen — seinem alten Übel, das er der vielen Feuchtigkeit zuschrieb, der er im Leben ausgesetzt gewesen; nach der Meinung anderer rührte es vielmehr von der Feuchtigkeit her, die er innerlich zu sich nahm. Nach solchen schlaflosen Nächten sah er neben seiner wohlerhaltenen Ehehälfte ganz zerfallen aus. An jenem Küstenstrich nehmen sich die Frauen durchgehends jüngere Männer. Von Rechts wegen pflegt es ein Abstand von drei bis fünf Jahren zu sein, das harte Leben auf dem Meere und der Wein gleichen den Unterschied bald aus. Semmlers Hauswirt hatte sich etwas mehr anstrengen müssen, denn für ihn galt es einen zehnjährigen Vorsprung einzuholen, aber es war ihm doch über Bedarf gelungen. So, wie er dastand, das Gesicht von tausend Runzeln geackert, schien er der weit Ältere zu sein. Aber dennoch sah man viel lieber in diese Zerstörung, die noch einen Rest von seemännischer Gutmütigkeit zeigte, als in die glatten Züge seiner Seeräuberin.

Der Alte hörte Semmlers Schilderung von den Riesenfußstapfen kopfschüttelnd an und folgte ihm mit ungläubigem Lächeln: jener wußte schon, daß er alles Wunderbare abzulehnen pflegte, das nicht aus seiner Phantasie geboren war. Natürlich kamen sie zu spät, das Meer war inzwischen gestiegen und hatte die Spuren vollends weggesogen. Der Seeräuber geriet nun in die beste Laune, die frische Morgenluft schien seinem Brummschädel wohlzutun.

Sie wanderten zusammen zu dem kleinen Flüßchen, das tausend Schritte vom Haus ins Meer ging — es hatte keinen Namen, alle nannten es nur das Flüßchen. Da — o, Himmel, was für ein Anblick! — der steile Rand, den die Leute erst gestern dem verschlammten Bette gegraben, war an einer Stelle unter dem gewaltigen Tritt eines nackten Riesenfußes eingestürzt. Die Fußspur war an den eingebrochenen Stellen deutlich zu erkennen, und innen lag ein mächtiger Sandbrocken, über den das Wasser rann. Am jenseitigen Ufer war ein ebensolcher Einbruch und eine Fußspur, die aufwärts deutete. Der Alte stand und starrte, das Lächeln war aus seinem Gesicht geschwunden.

„Teufel, Teufel!"

„Mit einem Schritt über den Fluß! Nun seht Ihr's selbst. Was sagt Ihr dazu?"

„Was soll ich dazu sagen? Nichts sage ich. Ich verstehe es nicht."

„Man macht sich aber doch über alles, was man sieht, einen Gedanken."

„Ja, was machen Sie sich für einen?"

Darauf konnte Semmler nichts erwidern, denn der seinige schlummerte noch ungeboren tief unter der Schwelle der Erkenntnis.

„Aus dem Meere ist er gekommen, soviel ist gewiß," antwortete er. „Ich sah die Stelle, wo das Ungeheuer triefend aus dem Wasser gestiegen sein muß. Dort drüben begannen die Spuren."

Da erhellte sich das Gesicht des Alten mit einem Male.

„Ja, ja, es gibt so Dinge."

Er sagte es in dem schlaugeheimnisvollen Ton, mit dem er zu seinen ausschweifendsten Erdichtungen auszuholen pflegte. Der Mann hatte, wie schon gesagt, die ungeheuerste Seemannsphantasie an der ganzen Küste; es genügte, daß man ihm ein Stichwort lieferte, so wuchsen ihm von selbst die Schwingen, und er vergaß dann die irdischen Nebenzwecke, die sonst das Gespräch zu einem diplomatischen Verfahren machten. Was seinen Geschichten an Wahrscheinlichkeit gebrach, das pflegte er durch eine verblüffende geographische Genauigkeit nach Längen- und Breitengraden zu ersetzen; freilich durfte man seine Angaben hernach nicht mit der Karte vergleichen wollen. Dafür verlangte er auch keinen buchstäblichen Glauben, sondern war zufrieden, wenn er die Lacher auf seiner Seite hatte. Kaum daß ihm der Aufstieg des Ungeheuers aus dem Meere einen Anhalt gab, so war schon sein Geist in voller Tätigkeit, und er brachte eines seiner blühendsten Lügenmärchen zum Vorschein. Im Stillen Ozean, so behauptete er, zwischen Desolation Island und Kap Horn, ungefähr auf dem 54. Grad südlicher Breite, sei einmal eine Insel untergegangen, und alle ihre Bewohner wären ins Meer geraten.

„Ihr wollt sagen, daß sie ertrunken sind?" fragte sein Zuhörer.

„I wo! Nicht einer ertrank von den Halunken. Sie konnten es aushalten, sie hatten Zeit sich anzugewöhnen. Die Insel versank ja nicht plötzlich, sie zerbröckelte so ganz allmählich. Die Leute konnten noch lange auftauchen und auf den Klippen sitzen, bis ihre Atmung sich angepaßt hatte."

Semmler war von diesem verheißungsvollen Anfang gleich ganz gewonnen. — „Mir scheint, ich sehe sie sitzen und schnappen," sagte er. „Ich sah einmal zu, wie Kaulquappen zu Fröschen wurden; die hatten eine ähnliche Not, sich zwischen dem Nassen und dem Trockenen heimisch zu machen, nur im umgekehrten Fall. Aber bitte, von was lebten Eure Meermenschen, nachdem die Umwandlung gelungen war?"

„Von was sie vorher auch gelebt hatten, von Fischen, Muscheln, Austern. Auch Wasservögel verschmähen sie nicht, wenn sie gelegentlich einen fangen können."

„Die Schlemmer. Und bei dieser Lebensweise sind sie zu solchem Wuchs gediehen?"

„Sie hatten gar nicht nötig zu wachsen. Die Leute dort herum sind alle Riesen. Haben Sie denn nie einen Patagonier gesehen?"

Semmler verneinte. Es war ihm zwar wenige Wochen zuvor bei einer Volksbelustigung in Lucca ein halbnackter kupferfarbener Koloß, der allerhand Kraftproben zum besten gab, als Patagonier gezeigt worden; der Riese sah jedoch trotz seinem stumpfen Gesichtsausdruck und seinen schlaffen Haaren so grundeuropäisch aus, daß er nicht wagte, ihn für seine Erfahrungen in der Völkerkunde in Anspruch zu nehmen.

„Nun sehen Sie: was die Patagonier sind, wird kein Erwachsener unter drei Meter hoch. Und von demselben Schlag waren jene Insulaner. Seit sie ins Meer gekommen sind, haben sie sich nichts abgehen lassen, mit Arbeiten brauchen sie sich nicht zu plagen, mit Studieren noch weniger, ihre ganze Beschäftigung ist, auf dem Rücken liegen und das Wasser mit der Nase einziehen, um es durch den Mund wieder auszupusten. Da ist es denn kein Wunder, wenn sie körperlich gedeihen."

„Seid Ihr je einem von ihnen leibhaft begegnet?"

„Jawohl, Herr, im Golf von Honduras. Wir lagen dort eine Zeitlang, um Zedernholz einzunehmen; ich war damals noch ein ganz junger Matrose. Aus Langerweile, weil es an jener Küste rein gar nichts gab, fuhr ich eines Abends allein im Ruderboot hinaus. Da war kein Segel, keine Rauchfahne, kein lebendes Wesen weit und breit, nichts als ödes Gewässer. Auf einmal macht es in meinem Rücken: ‚Huhu!' und wie ich mich umdrehe, ist hinter mir hart am Boot ein großer ruppiger Kopf und ein mächtiger Oberkörper voll Seetang und Muscheln aufgetaucht. Sie können sich denken, wie ich mich in die Ruder legte. Der Kerl muß den Tag guter Laune gewesen sein, denn er verfolgte mich nicht, er ließ es sich am Schrecken, den er mir eingejagt hatte, genügen. Er schrie noch einmal sein Huhu! und schoß köpflings unters Wasser. Ich sage Ihnen, ein scheußliches Ungetüm!"

Der arme Seeräuber stand so unter dem Bann seiner Einbildungskraft, daß er sich nachträglich vor Entsetzen schüttelte. Das machte den Zuhörer doch stutzig, ob nicht am Ende etwas Wahres an der Geschichte sei, um so mehr, als der Alte diesmal seinen gewohnten Schluß: ‚Sie dürfen mir glauben, es ist so wahr, als ich hier vor Ihnen stehe' — vergessen hatte.

„Könnte es nicht vielleicht ein Seelöwe gewesen sein? Die sollen ja bis zu drei Meter lang werden."

„Ein Seelöwe?! — Caro Lei! Die Seelöwen gehören ins Reich der Fabel. Ich sah das Scheusal, wie ich Sie hier vor mir sehe, denn es war heller Mondschein. Ich konnte Gott danken, daß es so abgelaufen war.

Wenn er gewollt hätte, der Kerl hätte mein kleines Boot auf den Rücken nehmen und es in die Luft werfen können wie einen Fangball."

„Gutmütig scheinen sie wenigstens zu sein," ermunterte der andere seine Rede.

„Gutmütig sind sie schon, aber gottssträflich dumm. Sie haben alle Wasser im Kopf. Bisweilen hängt sich so ein Lümmel aus Mutwillen am Schiffskiel fest wie ein Gassenjunge an einem vorüberfahrenden Wagen und läßt sich über fünfzig Breitegrade und mehr verschleppen. Aber nur bei Segelschiffen, denn vor der Schraube fürchten sie sich. Ich fuhr einmal auf einem spanischen Segler von Pernambuco, wo wir Kohle gelöscht und Baumwolle geladen hatten, nach Lissabon. Wir hatten steifen Wind, aber wir machten kaum zwei Seemeilen die Stunde. Der Kapitän, ein Portugiese, konnte nicht begreifen, warum es so langsam ging, es war gerade, als zöge uns untersee etwas zurück. Endlich auf der Höhe der Kap Verdischen Inseln kamen wir überhaupt nicht mehr vorwärts. Der Kapitän meinte schließlich, es hätten sich vielleicht am Kiel und Rumpf allmählich soviel Muscheln angesiedelt, daß durch sie die Fahrt behindert werde. Die besten Taucher mußten hinunter und nachsehen, ich war auch von der Zahl. Da hatten wir einen Anblick! Grauenhafter und zugleich lächerlicher läßt sich gar nichts vorstellen. Denken Sie sich zehn bis zwanzig von den Kerls an den Schiffskiel festgeklammert — es können ihrer auch mehr gewesen sein — höchst scheußlich anzusehen, grünschuppige Riesenleiber, menschenähnlich, aber ohne eine Spur von Gefälligkeit oder Anstand, mit Tang und Algen auf der Brust statt der Haare." (Es überlief ihn wieder in der Erinnerung.) „Als sie unser ansichtig wurden, ließen sie vor Schrecken los und sausten alle gleichzeitig in die Tiefe. Das gab dem Schiff einen solchen Ruck, daß es mit vollen Segeln weit hinausschoß, und wir es fast nicht mehr erschwimmen konnten. — Che spavento!" schloß er ausdrucksvoll, das doppelte Grauen der fürchterlichen Erscheinung und des drohenden Ertrinkens mit der Stimme malend.

„Es ist sehr, sehr bemerkenswert, was Ihr da erzählt," antwortete sein Hörer ernsthaft. „Aber haben denn die Staaten nie versucht, Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen? Die Leute könnten ja bei der Marine großartige Dienste tun."

„Die werden sich hüten. Steuern zahlen und sich zum Militär drillen lassen! Dafür sind sie nicht ins Meer gegangen."

„Nun, man könnte ihnen ja die Steuern und das andere erlassen. Wenn sie sich nur zum überseeischen Transport anwerben ließen und zum Tauchen oder zum Heben versunkener Schiffe."

„Sehen Sie, die Meerleute sind neben ihrer sonstigen Dummheit auch scheu wie die Hasen. Wenn sie an Land gehen, platschen sie mit ihren Plattfüßen so herum, glotzen alles an, treiben ein bißchen Schabernack, und geht ein Entschlossener auf sie zu, so springen sie mit Geheul ins Meer zurück. Nein, sie sind zu gar nichts zu gebrauchen. Man muß froh sein, wenn man nichts mit ihnen zu tun bekommt. Sie beschädigen auch die Kabel, und es sollen sogar schon Schiffe durch sie zum Sinken gekommen sein. Sie standen vorher auf keiner hohen Stufe, und im Wasser sind sie vollends verdummt."

So war der Alte mit seinen Schnaken glücklich über die rätselhaften Fußstapfen weggeglitten. Als er aber hernach im Schatten der Rebenlaube dem Gast behilflich war die Algen aufzuziehen, obschon er nicht einsah, wozu die hinfälligen, klebrigen Dinger gut sein sollten, da steuerte er plötzlich einen andern Kurs. Nun sollten die Spuren am Flüßchen überhaupt gar nicht über das natürliche Maß hinausgegangen und nur durch den Druck des Einbruchs erweitert worden sein. Die andern hart am Strande waren ja ohnehin nicht mehr nachweisbar gewesen. Semmler schwieg also und ließ die Sache ruhen.

Da kam ein flinkes, junges Ding eilig von der Pineta her den Rebengang herunter und wollte mit einer Entschuldigung vorbeihuschen. Doch der Alte, der gern junge Mädchen sah, hielt sie mit einem wohlwollenden: „Wohin so früh, Erminia?" auf.

Das Mädchen diente hinten in der Pineta bei dem Waldhüter Enoch, dem alten Trunkenbold, und sollte rasch zur Apotheke nach San Vito. Aber sie blieb ebenso gern zu einem kleinen Schwatz stehen. Und sie erzählte eine merkwürdige Geschichte.

Der Waldhüter war spät vom Wirtshaus heimgekommen (er gehörte zu denen, die ihre Räusche in der Bettola holten, wo der Wein billiger war, und er stand daher bei dem Wirt des ‚Korsaren' in schlechtem Ansehen). Wie er nun so in der halben Dunkelheit durch die Pineta tappte, stieß er plötzlich mit der Nase auf den heiligen Christophorus, denselben, der in San Vito auf die Kirchenwand gemalt ist und der damals bei der großen Überschwemmung, als alle die kleinen Gebirgsflüßchen sich zu einem wütenden Überfall zusammentaten, das Land vor dem Untergang bewahrt hatte. Nur statt des Christuskindes trug er diesmal einen schweren Sack auf dem Rücken, wahrscheinlich einen der Sandsäcke, womit man damals dem Wasser Halt gebot. Der Waldhüter war ein beherzter Mann und hielt es trotz des Größenabstands für seine Pflicht, den heiligen Christophorus zu fragen, was er da zu tun habe. Aber sein Amtseifer bekam ihm schlecht, denn statt aller Antwort erhielt er von dem Heiligen einen Nasenstüber, dessen Gewalt der übermenschlichen Hand entsprach, die ihn austeilte. Heulend und blutig fiel der arme Enoch zur Tür seiner Hütte herein und erzählte seinem Weib die unheilvolle Begegnung. Die aber schalt ihn einen alten Säufer,

der einen Baumstamm für einen Heiligen angesehen und sich an dem die Nase blutig gestoßen habe. Der unerwartete Widerspruch versetzte den Trunkenen in jähe Tollwut, er bedrohte die Frau mit dem Gewehr, und als sie aus dem Zimmer stürzen wollte, sprang er nach, ergriff sie am Haar, schlug sie ein paarmal hin und her, daß sie ganz betäubt ward, und warf sie schließlich mit einem Fußtritt zur Tür hinaus. Dann zog er das Mädchen, das sich zitternd versteckt hatte, aus ihrem Winkel hervor und warf sie der Frau nach. Die beiden Frauen verbrachten die Nacht außen im Freien, hinter dem Backofen verkrochen, in der doppelten Angst vor der nächtlichen Waldeinsamkeit und vor dem wütenden Mann. Der aber kam, nachdem er ausgeschlafen hatte, am Morgen ganz sanftmütig heraus und holte die beiden wieder in die Hütte. Doch war sein Gesicht dick verschwollen, und er fürchtete, das Nasenbein sei ihm zerschlagen. Daß ihn der heilige Christophorus so zugerichtet habe, ließ er sich auch jetzt nicht nehmen. Und nun war das Mädchen unterwegs zur Apotheke, um ihm Arnikatinktur oder etwas Ähnliches für seine Nase zu holen.

„Schade um Euren Meermann, daß er dem heiligen Christophorus Platz machen muß," sagte Semmler zu seinem Wirt. „Der Meermann gefiel mir ja besser. Aber was Enoch gesehen hat, hat er gesehen."

„Diesem Säufer mögen Sie ein Wort glauben!" war die wegwerfende Antwort. — „Sieht er nicht schon seit Jahren Mäuse huschen und Katzen springen, wo kein nüchterner Christenmensch etwas Lebendiges zu Gesicht bekommt?"

Semmler entgegnete, soviel er gehört hätte, erscheine dem vom Säuferwahnsinn Befallenen nur kleines Getier, aber keine Riesen, doch der Alte behauptete mit dreister Stirn: „Je größer der Rausch, desto größer die Erscheinungen."

Und da Semmler ein Mann des Friedens war, schwieg er lieber und dachte, die Erklärung des Wunders werde sich schon von selber einstellen.

In der Tat, sie blieb nicht aus. Ein paar Tage später kam aus dem nächsten Küstendorf die Nachricht, daß den Strandwächtern ein außergewöhnlicher Fang gelungen sei. Schon seit längerer Zeit waren sie einer weitverzweigten Schmuggler- und Hehlergesellschaft auf der Spur und hatten sich in jener Ortschaft auf die Lauer gelegt. Da war ihnen ein Riese, der ungeheure Lasten von Schmuggelwaren an Land trug, in die Hände gelaufen. Die eigentlichen Schmuggler freilich waren in ihrem Boot entkommen, denn die Küste ist dort weit hinaus flach und die Größe ihres Lastträgers erlaubte ihnen, an einer weit entlegenen Stelle zu halten und abzuladen, wo ein Mann mittleren Wuchses schon hätte schwimmen müssen. Ein paar nachgesandte Schüsse taten ihnen keinen Schaden. Der Riese aber, der sich einer bewaffneten Übermacht gegenübersah, ließ sich erstaunt und gutwillig fesseln und abführen. Beim ersten Verhör war nichts aus ihm herauszubringen, er schien ein harmloser Tölpel, der sich seiner Verantwortung nicht bewußt war und seine Auftraggeber nicht kannte. Als er aber mit geringer Bedeckung zur nächsten Bahnstation geführt werden sollte, ersah er den Augenblick, wo der eine seiner Begleiter ein wenig zurückblieb, und schlug dem andern, der neben ihm ging, plötzlich seine schweren Handschellen mit solcher Wucht über den Kopf, daß der Mann lautlos zusammenbrach und liegen blieb. Dann raste er, noch gefesselt, mit riesigen Sätzen davon. Bevor der Zurückgebliebene zum Schuß kommen konnte, war er schon in einer Senke des sandigen Bodens verschwunden. Man hörte aber, wie er dort die schweren Fesseln gegen einen Stein zerschlug und sich freimachte. Dann tauchte er noch einmal in größerer Entfernung auf und setzte seine Flucht mit vermehrter Geschwindigkeit fort. Der übriggebliebene einzelne Mann mochte auch nicht allzu hitzig in der Verfolgung des gefährlichen Enakssohnes auf dem weiten, öden Strande gewesen sein. Später wurde der Flüchtling noch einmal gesehen, wie er mit erstaunlicher Behendigkeit über eine hohe Kirchhofmauer sprang. Bis aber Verstärkung zur Stelle war und der Kirchhof umstellt und durchsucht wurde, war von dem Riesen jede Spur verschwunden. Die Toten konnten keine Auskunft geben, wohin er sich gewandt hatte. Die Umwohner aber wußten, wie gewöhnlich in solchen Fällen, gar nichts. Nun streiften die Wächter des Gesetzes Tag und Nacht in größeren Abteilungen die Küste ab, um zu verhindern, daß er über das Meer entweiche, denn daß er zu Lande nicht weit kommen konnte, ohne gefaßt zu werden, lag auf der Hand. Der entsprungene Riese war das Tagesgespräch des ganzen Orts, aber insgeheim mochte manchem dabei nicht wohl in seiner Haut sein.

Semmler schenkte der Sache scheinbar keine Beachtung und beschäftigte sich nur mit seinen Algen. Gleichwohl hatte er den Eindruck, als ob in dem Gebaren seiner Wirtsleute neuerdings etwas Lauerndes läge, als ob sie ihm nicht mehr trauten. Da er von den großen Fußstapfen schwieg, brachte der Alte selbst die Rede darauf. „Sie erinnern sich genau und wären auch bereit es zu bezeugen, daß die Spuren nur vom Meere nach dem Flüßchen und nirgends anders hingeführt haben?" fragte er.

Jener antwortete obenhin, daß er dazu freilich bereit wäre, daß er aber vorziehen würde, ganz aus dem Spiele zu bleiben.

„Das ist immer das beste," meinte der Alte mit Nachdruck.

Nun hatte der Gast seinen Wink. Es hieß vorsichtig sein: die harmlose Zutraulichkeit, die man ihm bisher bewiesen hatte und die auch für den Augenblick echt war, täuschte ihn nicht darüber, daß sich im Gemüt dieser

Leute versteckte Falten befanden. Was sich darin barg, mochte ihnen zum Teil selber unbekannt sein. Aber er wußte: plötzlich trat es hervor und bestimmte ihr Handeln. Wie gut, daß er nicht auch von dem Tabaksgeruch gesprochen hatte. In dieser Hinsicht schienen sie keinen Verdacht zu hegen, denn so scharf ihre Augen und Ohren waren, ihr Geruchssinn stand nicht auf gleicher Höhe, also setzten sie auch bei dem anderen keine feinere Nase voraus.

Indessen war aber das Abenteuer des Waldhüters ruchbar geworden und zog die Untersuchung auch in diese Gegend, wobei sich jedoch nicht der geringste belastende Umstand ergab.

Man war mitten in den Hundstagen, und die Glut stieg noch immer. Besonders die Nächte waren kaum zu ertragen, kein Lüftchen wehte an Land, die durchhitzte Wohnung abzukühlen, und die Zanzaren, die durch die offenen Fenster eindrangen, musizierten die ganze Nacht. Wiederholt kündigte Semmler seinem Wirt die Absicht an, auf dem Deck des ‚Korsaren' zu schlafen, um sich die kühlere Meerluft um die Stirne wehen zu lassen und die Sternschnuppenschwärme zu beobachten, die gerade in diesen Nächten in unerhörter Pracht und Fülle fielen, aber der Alte wußte es auf allerlei Weise zu hintertreiben.

Eines Abends erschienen die Finanzwächter am Strand, um einen mit Marmor beladenen Dreimaster, der nach Marseille bestimmt war, vor der Abfahrt zu untersuchen, ob sich nicht der gefährliche Übeltäter darauf versteckt habe, denn es durfte kein Schiff mehr in See stechen, bevor nicht jedes Rattenloch nach dem Flüchtling durchstöbert war. Als sie von der erfolglosen Bemühung durstig auf den ‚Korsaren' kamen, schenkte ihnen der Wirt von seinem Besten ein und setzte sich zu ihnen, um sie zu unterhalten; seine Frau und Tochter bedienten. Der Sarde war auch da nebst ein paar Männern vom Ort. Die Nacht war stockdunkel, aber an Bord brannten festlich die grün-weiß-roten Laternen. Auch hatte man zu Ehren der bewaffneten Macht ein dreifarbiges Tüchlein gehißt, denn der Seeräuber war ein gewaltiger Patriot, wie die meisten seiner Volksgenossen, solange ihm das Vaterland nicht an den Geldbeutel griff.

Als Semmler abgespeist hatte, setzte er sich gleichfalls zu den Leuten. Sie waren eben dabei, den Wirt wegen seiner Aufschneiderei zu necken. Einer fragte ihn nach den Fischmenschen, denn sein neustes Märchen hatte sich herumgeredet, offenbar gefiel es ihm selber zu gut, um es dem Fremden allein zu gönnen. Er erzählte wieder, wie er die Ungetüme am Schiffskiel hängen sah, mit vielen schönen Varianten. Die Weiber mischten sich auch ins Gespräch und kicherten.

„Nehmt Euch nur in acht," sagte einer der Carabinieri zu der hübschen Carolina, die aufwartete. „Euch könnte es schlecht gehen, wenn einer von ihnen an Land käme und Euch wegfinge. Denn, nicht wahr, sie rauben gern schöne Mädchen?" fragte er den Alten.

„Ja," antwortete dieser bedächtig, „in Schweden droben habe ich einmal so einen Fall erzählen hören, aber ich glaube nicht recht daran. Was sollten sie denn mit einer Wasserleiche anfangen? Es könnte höchstens aus unmenschlicher Dummheit geschehen sein."

Nun gab er allerhand Züge von der Dummheit der Meerbewohner zum besten, die ein tobendes Gelächter erregten.

Aber der Sarde konnte seinem Rivalen nicht lange die Ehre lassen, sondern legte nun gleichfalls los. Die Stimmen wurden immer lauter, und die Gläser leerten sich immer rascher. Auch Semmler trank aus Durst mehr als gewöhnlich, der Wein war sündlich stark, und im Verein mit der ausgestandenen Tageshitze ging er ihm ganz schnell ins Hirn. Es ermüdete ihn, den Erzählungen des Sarden zuzuhören, weil er dessen Aussprache schwer verstand. Also schlich er sich nach einiger Zeit weg und legte sich auf eine Bank hart an der Reeling. Dort außerhalb des Sonnendachs lag sich's köstlich, der Seewind strich ihm über die heiße Stirn, die Paranzella schaukelte sachte. Er lag gegen Nordost gewandt, um nach dem Perseus hinaufschauen zu können, aus dessen Himmelsraum die Sternschnuppen kommen sollten. Doch sie fielen in jener Nacht von allen Seiten in solcher Menge und Größe, wie er sie noch nie gesehen hatte. Es kostete ihm Mühe, die Augen offen zu halten. Die Stimmen klangen ihm allmählich ferner, er hörte noch, wie der Sarde fragte: „Wohin ist denn der deutsche Herr gekommen?" und wie die Seeräuberin unehrerbietig antwortete: „Er ist nach Hause getorkelt." Dann verhallten die Stimmen, und er wußte eine Zeitlang nichts mehr von sich.

Als er sich besann, war es tief in der Nacht, denn sein erster Blick fiel auf den hochgestiegenen Perseus am Himmel. Aber es war ihm noch nicht recht klar, wie es kam, daß die Gestirne ihm ins Gesicht schienen. Erst die Härte der Bank und das Wiegen des Schiffes erinnerten ihn, wo er sich befand. Es war jedoch nicht mehr das leichte, seitliche Schaukeln wie vor seinem Einschlafen, es war ein rhythmisches Steigen und Sinken wie auf breiter, ruhiger Dünung. Er hob leise den Kopf, da erblickte er an Stelle des Sonnendachs ein geschwelltes Segel: sie fuhren! Sie mußten sogar schon weit vom Lande sein, denn die Inselgruppe, die man vom Strand aus gerade vor sich hatte, war seitlich verschoben; man konnte sie jetzt im Sternenschein deutlich erkennen. Er begriff zunächst nur eins: daß er am klügsten tat, sich ganz still zu verhalten und abzuwarten, wie das Rätsel sich lösen würde. Eine Zeitlang hörte man keinen Laut als das Knarren des Segels.

Er überlegte. Wenn ein Segel aufgezogen war, so mußten auch Hände da sein, es zu bedienen, sie konnten ihn ja nicht zusamt der Paranzella der Gnade der Wellen übergeben

haben. Wahrscheinlich fischten sie und hatten ihn mitgenommen, ohne es zu wissen. Es brannte kein Licht mehr an Bord, aber die Sterne waren jetzt hell genug, daß man das ganze Mitteldeck überschauen konnte. Nur an den Seiten lagerte Schatten und Dunkelheit, dort hatten sie sich vermutlich ausgestreckt und dösten. Zu sehen waren sie so wenig wie der am Ruder.

Plötzlich durchschnitt ein Pfiff die Stille, ein jähes Krachen und Schlagen des Segels, das Fahrzeug drehte bei, und jetzt wurden Steuerbord voraus in geringer Entfernung die Lichter und Umrisse eines Dreimasters sichtbar. Von dort herüber kamen hastige Ruderschläge. Zugleich huschte es von nackten Füßen auf Deck: er erkannte zuerst den fixen Jungen, der nach der Luke lief und wollte eben „Fortunato!" rufen, biß sich aber schnell auf die Lippen und blieb stille. Diesem folgten der hurtige Sarde und dann in gemäßigter Eile, hinkend wie immer, der Seeräuber. Jetzt aber hob sich's aus der Luke riesengroß, und auf Deck stand — der Patagonier von der Festwiese, der heilige Christophorus, der Meermann, alles in einer Person! Er sah aber gar nicht gefährlich aus, sondern sehr verschüchtert, und es wurden auch mit seiner Gewichtigkeit wenig Umstände gemacht. Sie stießen ihn in barscher Weise nach der Schiffsleiter, man hörte seinen gewaltigen Aufsprung in dem kleinen Boot, das unten angelegt hatte.

Als er außer dem Bereich seiner Hände war, rief ihm der Alte giftig nach:

„Fahr nach Frankreich oder zum Teufel, du Tolpatsch, der uns das ganze Geschäft verdorben hat."

Unterdessen mochte das Weib mit einem Zündholz schnell ihre drunten aufgestauten Vorräte gemustert haben, denn sie beugte sich über Bord und rief ihm gleichfalls einen frommen Segen nach: „Für den Wein, den Ihr mir ausgetrunken habt, mögt Ihr beim ersten Schritt an Land den Hals brechen."

Antwort kam keine mehr, die Ruderschläge entfernten sich rasch. Wieder klatschte und flatterte das Segel, Schritte liefen hin und her, das Schiff drehte ab. Der blinde Passagier hielt sich stille. War ihm die Sache bisher belustigend gewesen, so begann er sich jetzt mit einem Male unbehaglich zu fühlen. Wenn sie den lästigen Zeugen entdeckten? Es war fast unmöglich, daß ihnen seine Anwesenheit auf die Dauer verborgen blieb. Noch lag er in der Dunkelheit, teilweise verdeckt von einem Haufen Taue. Doch schon dämmerte es schneller und schneller. An Bord wurde geschwatzt und gepfiffen. Ein Wind erhob sich kalt und schneidend, aber noch eisiger zog ihm der Schreck das Herz zusammen. All sein Denken war nur noch ein Flehen um beschleunigte Fahrt.

Plötzlich entstand ein Gepolter neben seinem Ohr. Zwei Arme hatten in den aufgestapelten Haufen gegriffen und alles war durcheinander gerollt. Matte Helligkeit drang durch seine geschlossenen Lider. Zugleich wurde es totenstille um ihn her. Er fühlte, daß ihn vier Augenpaare anstarrten und sich dann untereinander berieten. Jedes einzelne Gesicht, das sich über ihn beugte, meinte er mit geschlossenen Augen leibhaft zu erkennen: den Sarden, der die andern durch Zeichen herbeigerufen hatte, den alten Spaßmacher, in den er auch kein allzugroßes Zutrauen setzte, und das Weib mit dem tödlichen Lächeln. Zwar der Junge, der sich dabei befand, schien ihm anhänglich zu sein, aber konnte ihm das viel helfen? Er war darauf gefaßt, im nächsten Augenblick über Bord geworfen zu werden. Wenn er sich auch bis zum äußersten wehrte, was vermochten zwei Arme gegen mindestens sechs! Und gewiß würden sie ihm ein Gewicht mitgeben, das ihn für alle Zeit am Wiederauftauchen verhinderte.

Sekunden wurden ihm zu Ewigkeiten. Er fürchtete sich durch das laute Schlagen seines Herzens zu verraten.

Endlich hörte er den Alten flüstern: „Ach was! Laßt ihn in Frieden! Er hat stark getrunken und schläft wie ein Toter."

Ein stummer Dank und Segenswunsch stieg aus der Brust des Liegenden.

„Aber wenn er sich verstellt," zischte das Weib ganz nahe an seinem Ohr.

„Deutsche verstellen sich nie. Dafür sind sie zu einfältig. Ehe er aufwacht, sind wir zu Hause."

Die Schritte entfernten sich. Ihm schien's nach dem Geräusch, als würde noch ein Segel aufgesetzt. Das Fahrzeug flog nur so durch die Wellen. Am Himmel lichtete sich's mehr und mehr. Mit jeder Meile, die man sich der Küste näherte, wuchs seine Sicherheit. Aber er lag noch immer steif wie ein Stück Holz. Als er die ersten Segel in der Ferne ziehen sah, die im aufgehenden Frührot rosig glänzten, wußte er, daß er gerettet war. Er döste sogar noch einmal ein und verschlief die Ankunft, denn als er von Bord ging, lag der ‚Korsar' friedlich an der alten Stelle, die Sonne war aufgegangen, und keine Seele befand sich mehr an Deck.

Am Strand begegnete er dem Inhaber, der geschäftig herumhinkte.

„Haben Sie gut geschlafen, Herr?" war seine Frage. „Mein neuer Wein ist ein bißchen stark."

Semmler behauptete in dem mürrischen Ton, den manche nach einer durchzechten Nacht an sich haben, daß er vom Wein keine besondere Wirkung verspürt habe und nur der Sternschnuppen wegen zurückgeblieben sei.

„Nun, war das Schauspiel schön?" fragte der Wirt listig.

„Prächtig. Ich saß die halbe Nacht wach, um zuzusehen."

Das war der sicherste Weg, den Alten vom Gegenteil zu überzeugen.

Er schmunzelte in sich hinein. In Worte übersetzt hieß dieses Lächeln: Die Deutschen lügen also auch, nur talentlos.



Neckerei

Aufnahme aus dem Atelier d'Ora in Wien




Sechzig Jahre bei der Zeitung

Aus meinen Erlebnissen. Von Memor in Wien

Sechzig Jahre und darüber unter einem Herrscher verleben, als Zeitungsschreiber, in den Redaktionen ansehnlicher Blätter, also in, wenn auch noch so bescheidener, Mitarbeit an dem Getriebe des Staatswesens und der großen Gemeinsamkeit mittun, deren Räder- und Federnwerk ja doch in der Person des regierenden Herrn seinen Mittelpunkt hat: das gibt die Empfindung einer Art von unmittelbarem Zusammenleben, eines persönlichen Verhältnisses zu ihm, wenn man auch nie vor ihm gestanden, nie in ehrerbietiger Zwiesprache mit ihm gewesen. Darum traf mich der Tod Kaiser Franz Josephs wie ein in mein eigenstes Leben eingreifendes Ereignis, zumal da Umstände dazukamen, die dieses Empfinden dahin steigern und verinnerlichen mußten, als wäre mir ein nächstgerückter, lieber, mit wahrer Herzensanhänglichkeit verehrter Bekannter gestorben. Es war mir durch besondere Verhältnisse vergönnt gewesen, zu verschiedenen Malen, sozusagen mittelbar, seine Stimme zu vernehmen und Äußerungen zu erfahren, zu denen meine Wenigkeit in einiger Beziehung stand.

Einmal hatte ich den Kaiser in allerhöchster Person zum Theaterzensor. Das war bei einer szenischen Gelegenheitsarbeit zur Enthüllungsfeier des Radetzkydenkmals. In letzter Stunde erst hatte man sich zu einer Festvorstellung im Hofoperntheater entschlossen, und ein Festspiel sollte dazu herbei, das förmlich improvisiert werden mußte. Generalintendant Baron Bezecny und sein Adlatus und Faktotum Hofrat Wlaßak fahndeten nach einem Schnellschreiber und vermeinten, den in mir zu finden. Die Aufgabe war heikel, denn Radetzky war ja der Besieger Italiens gewesen, mit dem wir aber nun eitel Freund und Bundesgenosse waren. Ich meinte, mit dem Auskunftsmittel durchschlüpfen zu können, daß ein Wiener Freiwilliger in beredsamsten Wienerisch gar gefühlvoll sich darüber vernehmen ließ, der Feind von heute könne der Freund von morgen werden. Aber es war, als hätte in den schönsten Bündnistagen die Besorgnis nicht weichen wollen, es könne umgekehrt der Freund von heute der Feind von morgen werden Am Beginn der Generalprobe ließ mich der Obersthofmeister Fürst Hohenlohe, der Vater des gegenwärtigen, in seine Loge bitten, um mir mitzuteilen, Se. Majestät sei mit diesem Schlusse nicht einverstanden, er hielte es für angemessener, das Festspiel in eine Huldigung für Radetzky ausklingen zu lassen. Nur müsse dabei strenge jedes Schmeichelwort an die Adresse des Kaisers selbst oder des Kaiserhauses ausgeschaltet bleiben. Denn darin war der Monarch von einer sensitiven Abwehr gegen allen Byzantinismus. Ich besorgte an Ort und Stelle mit einigen Versen, zu denen ich den Bleistift des Obersthofmeisters in Anspruch nahm, die gewünschte Änderung, die der Fürst mit liebenswürdigen Dankesworten übernahm: „Ich fahre sofort damit zu Seiner Majestät, und ich glaube, Majestät wird damit zufrieden sein." Der kaiserliche Zensor beließ es auch dabei. Ein zweites Mal, das heißt eigentlich vorher, war etwas von einem zensorierenden Urteilswort, aber aus viel intimerem Anlasse und in noch viel charakteristischerer Weise das bezeichnende Moment eines anderen derartigen Vorfalles — jene Scheu des Kaisers vor allem Umschmeicheltwerden als Machthaber kam dabei zu noch weit schärferem Ausdruck. Auch da handelte es sich um eine plötzliche und rasche Gelegenheitsarbeit. Das war bei der Vermählung der Erzherzogin Marie Valerie in Ischl. Ich war wenige Tage vorher zufällig dorthin gekommen und vom Theaterdirektor Wild schleunigst um einen Festprolog angegangen worden. Das Programm für die Galavorstellung am Hochzeitstage war fertig, nur der unentbehrliche Prolog fehlte, und all mein Einspruch, all meine Einwendungen, daß ich nicht der geeignete Mann für derlei sei, halfen nichts. Der zähe Direktor beschwor mich so jammervoll lange, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, daß ich, um nicht affektiert zu erscheinen, schließlich nachgab unter der Bedingung, auf Handschlag und Ehrenwort, daß mein Name ungenannt bleiben müsse. Handschlag und Ehrenwort wurden bereitwilligst geleistet — und zwei Tage darauf stand der Verfasser des Prologs auf dem Theaterzettel genannt. Das vertrieb mich sofort aus Ischl. Nachträglich aber erfuhr ich durch intime Mitteilung von einer Bemerkung des Kaisers, die er an Worte huldvollen Dankes für den Verfasser geknüpft hatte. In dem Prolog war jeder Anhauch von Fürstenschmeichelei sorgsamst vermieden worden, das Festgedicht galt vorwiegend dem Familienvater, nicht dem Kronenträger — trotzdem fand der Kaiser, daß ihm darin zuviel gehuldigt worden sei, und er meinte: „Man verwöhnt uns zu sehr." Ein Fürstenwort, das unter die klassischen eingereiht zu werden verdient.

Wahrhaftig, an ein Verwöhntsein ist Kaiser Franz Joseph nie gewöhnt gewesen, und man darf wohl getrost behaupten, daß mancher wohlhabende Bürger seiner leiblichen Pflege mehr Aufmerksamkeit zuwendet und zugewendet sehen will. Mir ist in Erinnerung, was, in des Kaisers jungen Jahren noch, mir sein damaliger erster Kammerdiener Hannakamp sagte: „Seine Majestät trägt manchesmal Uniformen weiter, die kein simp-

ler Leutnant mehr tragen würde — was man ihm hinhängt, zieht er an." Und was man ihm vorsetzte, aß er. Die verkörperte Anspruchslosigkeit. Er war's, der darin seine Umgebung verwöhnte. Ohne Rücksichten für sich selbst, immer bereit, das Interesse der anderen über das eigene zu stellen — das Staatsinteresse gar, die Regierungspflicht, da gab's überhaupt für ihn kein eigen Selbst. Auch da erinnere ich mich eines charakteristischen Zuges, den ich aus des Grafen Beust Munde erfuhr und der, wie klein und nebensächlich er sein mochte, bezeichnend war für das ganze Wesen dieses Herrschers, der vor allem ein Selbstbeherrscher war. In der Zeit der Verhandlungen mit dem Vatikan über die Aufhebung des österreichischen Konkordates, dessen Bestimmungen mit der neuen interkonfessionellen Gesetzgebung unvereinbar erschienen, wurde eine Rückäußerung des Papstes erwartet. Eines Tages war der Kaiser im Begriffe, von der Hofburg aus auf die Jagd zu fahren — was seine einzige Zerstreuung war —, der Wagen stand schon an der Treppe bereit, der erlauchte Jagdherr stieg diese schon herab, als ihm Graf Beust entgegenkam: „Majestät, die Antwort aus Rom ist da." — „Gut, so kommen Sie." Und schon hatte der Kaiser sich gewendet, die Treppe wieder emporzusteigen, nachdem er dem Wagen abgewinkt und dem Minister bedeutet hatte, ihm zu folgen. Vergebens machte Graf Beust Gegenvorstellung, auf die Stunde komme es ja für die Beratung der päpstlichen Note nicht an. Seine Majestät möge sich in dem Bedürfnisse der Erholung nicht beirren lassen. „Staatssachen dulden keinen Aufschub," entschied der Kaiser, und mit der Jagd war's vorbei.

Wenn die Geschichte nach einem Merknamen für Kaiser Franz Joseph suchen wird, so dürfte sich als der zutreffendste wohl „Franz Joseph der Selbstüberwinder" ergeben. Denn Selbstüberwindung als Staatsnotwendigkeit reihte sich an Selbstüberwindung in seinem Regentenleben: Opfer von Sympathien und Antipathien, Hintansetzung und Zurückdrängung persönlicher Empfindungen, eigener Anschauungen und Überzeugungen. Und das geschah nicht bloß äußerlich, gezwungen konventionell, mit einen innen zurückbleibenden Bodensatze von Verdrossenheit oder gar Groll, mit dem Hintergedanken einer späteren Revanche — wenn Kaiser Franz Joseph einen solchen Akt der Selbstbezwingung übte, so tat er das vollständig, so fand er sich auch innerlich in die neugeschaffene Situation, hatte er sich auch in voller Sinnesredlichkeit mit ihr abgefunden. Zwei derartigen historischen Momenten, die wirklich die Bedeutung historischer Daten in sich trugen, habe ich Gelegenheit gehabt, als Zeuge beizuwohnen und mit dem eigenen Auge meine Wahrnehmungen zu machen. Auf dem Salzburger Bahnhof war's das einemal, an jenem Augusttage vor 50 Jahren, im Jahre 1867, als das französische Kaiserpaar zu Besuch kam; die zwei katastrophalen Schicksalsmenschen, die Louis Napoleon und Eugenie hießen, der abenteuerliche Mann mit dem verschleierten Rätselblicke und die kapriziös schöne, mit ihren leichtfüßigem Figürchen keineswegs imponierende, sondern mehr faszinierende Modeherrscherin, die drei Jahre später so erfolgreich mithalf, das zweite Kaiserreich aus dem politischen Modejournal Europas verschwinden zu lassen. Die Ereignisse von 1866 hatten ein Näherheranrücken Österreichs an Frankreich veranlaßt, der damals als Regenerator der österreichischen Politik betrachtete Herr von Beust hatte es verstanden, dieser neuen Kombination den Anschein der Staatsnotwendigkeit zu geben, was ja für den Kaiser immer das Bestimmende und Ausschlaggebende war, und Franz Joseph hatte das Grauen zu überwinden gehabt, seine Hand in diejenige zu legen, die ein Jahr vorher seinen Bruder, den unglücklichen Ferdinand Max, kaltblütigerweise in Mexiko im Stich gelassen und dem Untergange preisgegeben hatte. Da stand ich nun auf dem Salzburger Bahnhof, von der sich drängenden und keilenden Menge bis dicht an die Gruppe der fürstlichen Herrschaften hingeschoben, daß ich die Kaiserin Elisabeth mit ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Königsegg, und Frau Eugenie unmittelbar vor mir hatte und wenige Schritte weiter davon die beiden Kaiser. Und ich sah, mit welcher Offenheit und nicht zu mißkennender Herzensgeradheit der Kaiser dem französischen Gaste den Willkomm bot und die Unterhaltung führte — kein Schatten der Vergangenheit überflog die Szene. Anders allerdings Kaiserin Elisabeth. Diese auserlesene Frau, sich den seelischen Lebenshöhen mehr anpassend als den konventionellen Rangeshöhen, fügte sich immer nur zwangsweise den hier herrschenden Geboten und Haltungsnormen, wenn sie sich ihnen nicht durch Entfernung entzog. Sie anerkannte für ihre Person nicht die Nötigung, aus Staatsrücksichten ihren Empfindungen ein Hehl zu gebieten und sie andere Wege gehen zu heißen, und das kam auch hier beim Empfang dieses Besuches, der den Wirten, die ihn hier empfingen, so viele Zumutungen des Vergessens stellte, zu unverkennbarem Ausdrucke. Zur Bekundung einer richtigen Herzensfreundlichkeit vermochte es die kaiserliche Wirtin sichtlich nicht zu bringen, sie erschien der geschmeidig beflissen, lebhaft plaudernden Franko-Spanierin gegenüber steif und kühl reserviert. Und am Abend des Théâtre paré im Salzburger Theater machte sie vollends von dem, für sie durch altes Hofzeremoniell nur mäßig einzuengenden Rechte der freien Individualität weitesten Gebrauch, indem sie der Vorstellung fernblieb und den Prunk des Abends der französischen Kaiserin allein überließ.

Acht Jahre später, im Frühjahre 1875, bot sich mir wieder ein ähnliches Schauspiel großzügiger Selbstüberwindung, aber mit farbenreicherer Dekoration und glanzvollerer

Gruppierung. Diesmal war Kaiser Joseph der Gast, und sein Wirt war — der König des auf Österreichs Kostens geeinigten Italiens, Viktor Emanuel II. In Venedig fand der Besuch statt. Zum ersten Male, seitdem das alles so geworden war, kam der Kaiser in die Märchenstadt am Canale grande, und wir Wiener Berichterstatter hatten zu vermelden, wahrheitsgetreu, mit welchem schmetternden Gejauchze: „Evviva Francesco Giuseppe!“ der kaiserliche Selbstbeherrscher in der Stadt als Gast sich begrüßen hörte, die vor einem Jahrzehnt noch sein gewesen war, und mit welcher Herzensfreundlichkeit, ohne daß sich ihm ein Anflug von Bitterkeit dreinmengte, er diesen italienischen Gruß erwiderte. Eine alte Dame nur, die mit einem Blumenstrauß in der Hand und mit Tränen im Auge neben mir stand, rief wie herausfordernd in das welsche Stimmengebrause ihr unverleugnet deutsches: „Es lebe Kaiser Franz Joseph!“ hinein. Es war geschichtliche Größe in dem Vorgange, aber der eigentliche Große war nicht der jetzige tatsächliche Besitzer von Venedig, sondern der, der es über sich gewonnen hatte, diesem Besitzer gerade hier mit freundschaftlichem Sinne seinen Besuch abzustatten. Und auch noch bei einem dritten, von der Zeitgeschichte vermerkten Zusammentreffen, nach einer gewaltigen historischen Wandlung, war ich zugegen, die aber diesmal nicht die Monarchie Franz Josephs unmittelbar traf: bei dem ersten Besuche, den der alte Kaiser Wilhelm, nachdem er deutscher Kaiser geworden war, als solcher in Ischl abstattete. Das war auch ein großer Tag für den Kurort, der den Zustrom der Besucher nicht fassen konnte. Obwohl schon vierzehn Tage vorher für ein Obdach im Hotel Bauer vorgemerkt, hätte ich doch ohne ein solches in den Straßen Ischls herumirren können, wenn nicht der gastliche Musterhotelier Bauer mich die eine Nacht in dem Salon beherbergt hätte, der für den Generaladjutanten Kaiser Wilhelms in Bereitschaft gesetzt war. So hatte auch ich gewissermaßen an der Geschichtlichkeit des Ereignisses meinen bescheidenen Anteil. Die beiden Herrscher aber gewannen in dieser Begegnung, bei diesem allerersten Ausblick auf die einstige Bundeszusammengehörigkeit ihrer Länder etwas Monumentales. Offiziell politischen Charakter trug der Besuch wohl nicht — Bismarck war nicht dabei.

Bismarck! Ein nach vielen Jahren ihm gewidmetes Wort Kaiser Franz Josephs zeigt die beiden, so himmelhoch voneinander verschiedenen Männer in einer verwandten Fähigkeit der Kraftentfaltung — in der Kraft der Selbstüberwindung. Der eiserne Kanzler war von seiner Machthöhe niedergestiegen, die Welt horchte nicht mehr auf seinen Tritt, und er war als einfacher Privatmann zur Verheiratung seines Sohnes Herbert nach Wien gekommen. Mit den offiziellen Kreisen kam er nicht in Berührung, es fehlte für sie die Form, von seiner Anwesenheit Notiz zu nehmen, und er, sonst doch nur an auszeichnende Empfänge gewöhnt, ging geräuschlos, aber gleichmütig in Wien herum. Zu einer Audienz beim Kaiser war keine Veranlassung gegeben, und so blieb er auch für diesen ein in Wien gar nicht Anwesender. Aber geredet wurde doch von ihm und der Wechsel seines Geschickes beredet, und da soll Kaiser Franz Joseph das Wort gesprochen haben: „Mir gefällt das, daß er sich so gar nichts daraus macht, ignoriert zu werden, und daß er hergekommen ist, obwohl er das vorausgesehen hat — es beweist, wie stark der Mann ist.“ Die Stärke des Selbstüberwinders.

Damit ist aber an eine andere, bewegtere und weitergreifende Bismarck-Erinnerung von mir gerührt.

⌘ ⌘ ⌘

Zweiundsechzig Jahre sind's, seitdem der nun bald Fünfundachtzigjährige mit schüchterner Hand nach der Zeitungsfeder gelangt und sich mit den ersten journalistischen Stilversuchen, in kürzester Notizform, an die Öffentlichkeit herangetraut hat. In der Redaktion des damals verbreitetsten Wiener Volksblattes, der „Morgenpost“, war's. Die Entwicklung nahm dann ihren Weitergang, der Werdende und der Leserkreis des Blattes rückten immer mehr zusammen und waren nicht ganz unzufrieden miteinander; aber welche Ausdehnung und Mannigfaltigkeit auch meine Arbeiten mit der Zeit gewannen, wertvoller, befriedigender und von tieferer, bleibenderer Bedeutung für mich war im Verlaufe eines ganzen Jahrzehntes keine, als nach neun Jahren wiederum eine kaum mehr als zwanzigzeilige Notiz, auf die ich mir heute noch etwas einbilde. Sie berichtete nur über einen Momentblick, aber sie brachte die Abspiegelung einer Weltgeschichtlichkeit und den Eindruck einer Offenbarung. Das war nämlich mein Bericht über die Ankunft Bismarcks bei seinem ersten Besuche Wiens als preußischer Ministerpräsident im Juli 1864 gelegentlich des Beginnes der Friedensverhandlungen mit Dänemark nach dem schleswig-holsteinischen Feldzuge. Für mich und das Blatt gestaltete sich das durch die Fügung der Umstände zu einem ganz besonderen Ereignisse, zum Anlaß einer hochwichtigen, nur uns zugänglichen „Original-Mitteilung“; denn außer der Redaktion der „Morgenpost“ hatte nur noch die „Vorstadt-Zeitung“, die heutige „Österreichische Volkszeitung“, Tag und Stunde dieser Ankunft in Erfahrung gebracht. An einem regentriefenden, fröstelnden Julimorgen traf Bismarck hier auf dem Nordbahnhofe ein. Der Perron sah nur spärliche Leute, gewöhnliches Bahnhofpublikum, da, wie gesagt, das zu erwartende Ereignis des Tages unbekannt geblieben war. Aber auch die wenigen sollten nicht einmal zufällige Zeugen desselben werden. Die Vorsicht war soweit geübt worden, daß der gewichtige Berliner Gast nicht auf dem vor-

deren, dem Personenperron, aussteigen sollte, sondern auf dem rückwärtigen, für die Frachtenankunft bestimmten. Indessen hatten die zwei Redaktionen auch das erfahren, und demgemäß stellten wir uns, ich und mein Kollege von dem anderen Blatte, zur anberaumten Stunde dort hinten zwischen aufgestapelten Ballen und Fässern auf. Und da kam denn auch wirklich Bismarck, und wir zwei konnten uns sagen, daß wir in der Tat die einzigen zu seinem Empfange herbeigekommenen Wiener gewesen waren. Doch das war's nicht, was mir heute noch das Gefühl wahr empfundener Genugtuung erweckt, etwas weit Mächtigeres war es.

Das zu ermessen, muß daran erinnert werden, welche dichte, von einer für uns heute unfaßbaren Blindheit umfangene Unkenntnis des wahren Bismarck damals noch so ziemlich in allen deutschen Landen herrschte, vollends bei uns, in Österreich, in Wien. Da kannte man ihn im großen Publikum zumeist nur und holte sich am liebsten die Kunde über ihn aus dem „Kladderadatsch" und die landläufigen Vorstellungen von ihm gingen nicht über das Bild des Mannes mit „den drei Haaren" hinaus. Die Gedanken, die sich mit ihm beschäftigten, streiften immer gerne an die Karikatur, oder sie staken festgerammt in den, ja doch von seinen eigenen Landsleuten herkommenden Vorurteilen gegen den „pommerschen Junker" und gegen die reaktionären und volksfeindlichen Bestrebungen der „Blut- und Eisen-Politik". Von diesen Beengtheiten und Befangenheiten der Ausblicke war niemand ganz frei, auch ich nicht. Jetzt kam er da, aus dem Wagen niedergestiegen, mit einem Begleiter hergeschritten, im langen, locker umgenommenen und gewissermaßen sich selbst überlassenen Überzieher, den breiten, grauen Schlapphut in die Stirne gedrückt. Im Vorübergehen warf er einen Blick nach mir ... und ein neuer Geschichtsabschnitt tat sich damit für mich auf.

Ich habe gewiß in meinem langen Leben eine genug zahlreiche Galerie eindrucksstärkster und vielgeltendster Persönlichkeiten an mir vorüberziehen gesehen, aber nicht Mann, nicht Frau — mochte jener von welcher Bedeutung immer, mochte diese von blendendster Schönheit sein — haben mich je auch nur ein Fünkchen der Blitzesgewalt verspüren lassen, die von diesem Menschengesichte her in mich hineinfuhr. Zum ersten Male verstand ich den Ausdruck: „Wie vom Blitz getroffen." Ich war's tatsächlich, und ich nahm mit meinem Blick die ganze Riesengestalt des Mannes in mich auf, und mir war's, als hätte mir ein Gott die seherische Gabe verliehen, seinen ganzen Gehalt zu erfassen. Was von diesem Augenblicke im Zeichen Bismarcks geschah, was Weltumwälzendes durch ihn vollbracht wurde: nichts hat mich überrascht. Die erste Überraschung, die er selbst mir war, ist auch die einzige geblieben, die er mir bot. Aber sie verblieb's auch für alle fernere Zeit. Halb betäubt ging ich in die Redaktion, und in die wenigen Zeilen, die ich schrieb, drängte sich die Wucht des soeben Erlebten und Empfundenen zusammen. Ich sagte meinen lieben Wienern, welch gründlichen Kehraus sie mit ihren bisherigen Begriffen vom „Kladderadatsch"-Bismarck vorzunehmen hätten und daß Österreich und die Welt sich ungeahnter Dinge von ihm zu versehen haben dürften. Und diese Erinnerung eben ist etwas, worüber ich heute noch eine solche Zufriedenheit in mir trage. Während seines nunmehrigen Aufenthaltes hier, der übrigens nicht lange dauerte, denn er machte nur die ersten Verhandlungstage mit, wurde Bismarck für die Wiener schon etwas „geläufiger". Man sah ihm mit Interesse nach, wenn er sich seinerseits mit unverhohlener Neugier in der Stadt umtat, die er seit seiner Hochzeitsreise nicht mehr besucht hatte, damals wirklich wenig mehr als der „pommersche Junker", heute ein Schicksalsbringer. Wäre er noch eine Weile hier geblieben, er wäre bald vielleicht eine populäre Stadtfigur geworden, denn er fühlte sich sichtlich wohl, und wenn sie so was merken, sind die Wiener rasch geschmeichelt und die heftigsten Antipathien sind rasch verwischt, die sie etwa gestern noch gegen denselben Menschen gehegt. Am auffälligsten und drastischsten nahm sich die Reckengestalt aus, wenn er mit seinem Kollegen vom Ballplatz, dem Grafen Rechberg, spazieren ging und sich das kleine „Männlein" — als solches erschien der österreichische Minister an der Seite des Hünen — gar in ihn einhängte. Im Volksgarten, der Lieblingsstätte des „noblen" Gesellschaftsbummels, sah man das höchst ungleiche Paar des öfteren, und es konnte bei diesem grellen Doppelbilde der boshafte Kommentar nicht fehlen, Graf Rechberg brauche nur mit Bismarck spazieren zu gehen, um zu zeigen, wie wenig er ihm „gewachsen" sei.

⁂

Allerdings kommt es dabei nicht auf das Metermaß der Gestalt an. Die Geschichte Bismarcks, und zwar die Zeit seiner höchsten Machtgipfelung, erzählt ja doch von einem anderen „Männlein", das, im Kampfe gegen ihn stehend, sich vielmals mit dem Riesen zu messen hatte und ihm Respekt, ja in manchen Punkten den Sieg abgewann. Es war die „kleine Exzellenz", die „schwarze Perle von Meppen", Exzellenz Windthorst, der gewesene Minister des entthronten Welfenkönigs Georg, der schaffende Geist des deutschen Zentrums. Ein herrschafterzwingender und ein bestechender Geist, so gewaltzügig wie einschmeichlerisch, einer aus dem Stoffe, aus dem die klugen Päpste geformt waren. Wohl zu meinen interessantesten Erlebnissen muß ich die paar Stunden zählen, die ich mit dem merkwürdigen „Männchen", allein mit ihm, in seiner Berliner Strohwitwerwohnung in der Alten Jakobstraße zu nachtschlafender oder vielmehr zu sehr regsam wacher nächtlicher Zeit verbracht

habe. Ein Theaterereignis, dessen Bedeutung weit über die Bühne hinausreichte, in das gesamte deutsche Kulturleben eingriff und eine Erweiterung desselben einleitete, hatte mich nach Berlin geführt. Man schrieb den September 1883, und das Deutsche Theater hatte seine Eröffnungsvorstellung angekündigt. Einladungen dazu waren nach den Hauptplätzen der deutschen Theaterwelt ergangen, von denen Wien wohl als allererster in Betracht kam. Denn die Wechselbeziehungen zwischen der Wiener und der Berliner Bühne, zwischen der bisherigen „ersten deutschen Theaterstadt" und der neuen Kaiserstadt, die ihr den Rang abzulaufen begann, waren trotz dieses Wetteifers — oder vielmehr gerade durch ihn — immer enger verschlungen geworden. Ein Austausch der Theaterkräfte zwischen beiden Städten hatte ja von jeher bestanden, nur daß der norddeutsche Import nach Wien bisher den Export weit überstiegen hatte. Eigentümlicherweise hatte sich der wienerische, so ganz süddeutsche Geschmack mit der norddeutschen Art eher und intimer befreundet, als umgekehrt. Nun war aber seither der Wiener Export der stärkere geworden und die Eröffnungsvorstellung, zu der man kam, bewies das in sehr bezeichnender Weise. „Kabale und Liebe" bildete das Programm, und drei der Hauptdarsteller waren aus der südlichen Nachbarmonarchie über Wien her bezogen worden. Kainz war Ferdinand, Siegwart Friedmann — Wurm, und eine junge Deutsch-Ungarin, die eine starke Theaterhoffnung darzustellen schien, aber meteorhaft schnell erlosch, Fräulein Ramazetta gab die Luise. Und an sie schloß sich bald das Paar aus der Steiermark, Otto Sommerstorf und Theresina Geßner, die seine Frau wurde. Also ein stattliches, landsmännisches Häuflein, dessen Aufnahme in Berlin die Gäste aus Österreich wohl interessieren konnte. Aber es war noch ein Anreiz mehr dazu gekommen: ein mit seiner Vaterstadt schmollender Urwiener, das in Musiktönen versinnlichte leibhaftige Wien selbst, hatte sich nach der norddeutschen Konkurrenzstadt gewendet, sich dort Vergeltung für die vermeintlich daheim erfahrene Unbill zu holen. Johann Strauß war mit seiner neuesten Operette „Eine Nacht in Venedig" nach Berlin ausgewandert, sie „justament" nicht vor seinen Landsleuten, sondern hier zur Uraufführung zu bringen. Doch auch das Theaterschicksal hat seine „Justament"-Launen, und so geschah es, daß der vom Glück nicht nur begünstigte, sondern verhätschelte Wiener Tonmeister in Berlin durchfiel, sein Werk stellenweise verhöhnt wurde und ihm später dann die schnöde zurückgesetzte Heimat erst den anderwärts versagten Erfolg geben mußte. Indessen gehört der weitere Verlauf dieses bunten Zusammenspiels der Theaterereignisse nicht hierher, nur an den denkwürdigen Theatermonat sollte erinnert werden, der einen ganzen Wiener Heereszug nach Berlin brachte. Ich hatte darin das „Neue Wiener Tagblatt" zu vertreten.

In dieser Eigenschaft nun wurde ich im Foyer des Reichstages Windthorst vorgestellt, der mir mit jener feinsten, weltmännischen Liebenswürdigkeit entgegenkam, die dem Verkehr alsogleich einen warmen Unterton von Herzlichkeit zu geben versteht. Ich erachtete es für angemessen, ihn auf den politischen Charakter des Blattes aufmerksam zu machen, das ich zu vertreten hatte, und daß es eine gegnerische Stellung gegen ihn und seine Parteitendenzen einnehme. „Ich kenne ja Ihr Blatt" — entgegnete er lächelnd — „und weiß, daß wir spinnefeind sind, aber solche Gegner lasse ich mir gefallen. Wir bekämpfen uns, aber wir raufen nicht herum." Unser Gespräch wurde immer länger und lebhafter und schloß damit, daß er sein Bedauern ausdrückte, in die Sitzung hinein zu müssen, aber damit unsere Unterhaltung nicht abgeschlossen wissen wollte. Ob ich den Abend frei habe, frug er mich, und ob ich ihn ihm widmen wolle, bei einer Tasse Tee beisammen zu sitzen. Mehr könne er mir nicht bieten, weil er in Berlin als Strohwitwer hause; seine Frau sei aus Hannover nicht wegzukriegen. Auch wenn mir für den Abend etwas anderes im Sinne gewesen wäre. hätte ich auf dieses „Unter vier Augen" nicht verzichten mögen. So hielt meine Droschke gegen neun Uhr abends vor dem alten Hause in der Alten Jakobstraße, das den nordischen „Zivilpapst" beherbergte, aber nicht eine Spur von vatikanischer Pracht aufwies, sondern etwas Klosterähnliches hatte, und zwar nichts von einem reichen Kloster, nein, es war eine Stätte wahrhaftiger, in sich gekehrter, stiller Weltentsagung. Auf mein Läuten an der Wohnungstür öffnete Windthorst selbst, weil er den Diener zu einer Besorgung ausgeschickt hatte. Wir traten in ein großes, aber höchst einfach, fast kleinbürgerlich ausgestattetes Zimmer, wo er mir Platz bot, um sich sofort an die Teebereitung zu machen. Denn er pflegte sein eigener Koch zu sein, bemerkte er, wenn er nicht daheim sei und seine Gattin das nicht besorge. Und sofort erzählte er mir, wie es komme, daß sie ihn nicht begleite, wenn er zum Reichstage nach Berlin müsse. Sie habe einmal vorgehabt, sich einen zeitweiligen Berliner Haushalt einzurichten, und habe sich von Hannover auf den Weg gemacht, zu ihm zu fahren. Auf dem Berliner Bahnhofe habe er sie bei der Ankunft erwartet, aber kaum angekommen, habe sie die Entdeckung gemacht, daß ihr das Portemonnaie gestohlen worden war, darüber sei sie in eine solche Empörung geraten, daß sie ihm erklärte, in einer Stadt, wo einem Ankömmling derartiges passieren könne, sei ihres Bleibens nicht und das Pflaster dieser Stadt betrete sie nimmer. Alle seine Beschwichtigungsversuche seien vergeblich gewesen und, ohne den Bahnhof zu verlassen, sei sie mit dem nächsten nach Hannover abgehenden

Zuge dorthin zurückgekehrt, und sie habe das Wort gehalten, nie mehr nach der deutschen Hauptstadt zu kommen. So bedeutete für ihn jede Tagung des Reichstages ein so und so viele Wochen langes Strohwitwertum.

Mitternacht war lange vorbei, und noch immer saßen wir in angeregtem Redetausch. Ich brauche nicht zu sagen, daß Windthorst dabei der unverhältnismäßig mehr Gebende war, obwohl er sich bei mir mancherlei Auskunft über Wiener Wesen und Wiener Verhältnisse zu holen wußte, nicht über Persönlichkeiten; er zeigte sich in seinen Fragen äußerst diskret und feinfühlig. Überhaupt wurde streng alles vermieden, was an die in öffentlicher Verhandlung stehenden Ereignisse des Tages rühren und diesem Beisammensein die Kennzeichen eines politischen Interviews geben konnte. Immerhin aber war es unausbleiblich, daß die bewegenden und leitenden Ideen des Völkerlebens und hierbei die grundsätzlichen Gegensätze der Weltanschauungen zur Sprache kamen und in mehrfache Erörterung gezogen wurden. Da kam ein Augenblick, wo meine Eitelkeit, wenn ich mich von ihr betören lassen wollte, sich hätte einbilden können, diesen, wenn der Ausdruck gestattet ist, „Gliederkünstler der Dialektik" und „Virtuosen der Schlagfertigkeit" für eine Sekunde ins Stocken gebracht zu haben. Er hatte mir in eifervoller Auseinandersetzung seine Auffassung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche dargelegt, die, wie man weiß, als das Parteiglaubensbekenntnis der neuen Zentrumsgründung verbreitet wurde und in die Formel gefaßt war: „Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und Freiheit des Glaubens." Auf diesen letzteren Punkt glaubte er wohl, dem liberalen Zeitungsmanne gegenüber, ganz besonderen Nachdruck legen zu sollen, weil sich da ja eine Gemeinsamkeit der Ansichten treffen müsse. Mir aber schoß ein Anflug von jugendlich-boshafter Naseweisheit auf die Zunge — so wenig Jüngling ich auch damals schon war, auch schon über die Fünfzig —, und ich wendete ein oder setzte vielmehr ergänzend hinzu: „Meinen aber Exzellenz nicht, daß eine vollständige Freiheit des Glaubens logischerweise auch die Freiheit des Unglaubens in sich schließen muß?" Er schaute erstaunt nach mir und schien über die Antwort nicht gleich schlüssig. Aber kaum eine volle Sekunde lang, dann gab er sie mir, in einem Tone, der den Eindruck voller Überzeugtheit üben sollte: „Gewiß, selbstverständlich!" Doch ich ließ damit nicht locker. Es war vielleicht nicht ganz hübsch von mir, aber ich hatte die Beruhigung, daß an diesen Mann die Pein einer Verlegenheit schwerlich herankäme, und ich wagte die Scherzfrage: „Hätten Eure Exzellenz auch als aktiver Minister den gleichen Bescheid gegeben?" Wieder schaute er mich an und versetzte mir lächelnd die Abfertigung: „Ich kann nur wieder sagen, solche Gegner läßt man sich gefallen." Die Frage selbst blieb unerledigt. Das Gespräch wandte sich dann nach Wien zurück und zu dem Besuche, den er einmal unserer Stadt gemacht und die ihm ein unauslöschliches Entzücken zurückgelassen habe. Mit Begeisterung sprach er von den Wiener Frauen, deren er einen erlesenen Kreis kennen gelernt, die, wie ich dann in Wien hörte, auch von ihm bezaubert waren und die ihn genugsam gefeiert hatten, um ein gutes Angedenken bei ihm zu hinterlassen. Ein wahrer „Bezauberer" mochte er ja auch — bei aller Dürftigkeit der leiblichen Erscheinung — gewesen sein.

⌘ ⌘ ⌘

Der Besuch hatte ein kleines Wiener Nachspiel. Ich hatte in meinen Berliner Briefen an unser Blatt davon erzählt und dem Organ der vaterländischen Ultramontanen, dem seither verschwundenen „Vaterland", mochte es nicht passen, daß der deutsche Zentrumsführer sich in so zutraulichen Verkehr mit einem ketzerischen Journalisten eingelassen. Es kam ein pöbelhafter Angriff auf mich, der verstohlen auch nach Windthorst hinzielte und den ich natürlich unbeantwortet ließ. Aber die Zeitungsnummer schickte ich ihm, mit der Bemerkung, was für Leute sich herausnähmen, als seine Gesinnungsgenossen gelten zu sollen. Darauf bekam ich ein paar herzliche Zeilen von ihm, worin er mir sein Bedauern ausdrückte, daß mir seinetwegen habe solche Ungebühr widerfahren können. Seine Photographie in Visitenkartenform mit Namenszug war beigelegt.

Wie aus langverklungenen Zeiten hört sich mir selbst das alles aus der Erinnerung herüber an. Sinn und Deutung für diese Parteistreite sind nicht mehr recht ersichtlich, sie erscheinen so gering, so nebensächlich im Vergleiche mit dem Ungeheuren, um was es in diesen Weltkriegsjahren zu ringen gilt, obwohl es auch bei ihnen damals um „höchste Güter der Menschheit", um Gedanken- und Glaubensleben, ging.

⌘ ⌘ ⌘

An wen mich die heitere Plaudergabe Windthorsts — nicht seine ernste Beredsamkeit — gemahnte? An einen anderen Rivalen und Gegenfüßler Bismarcks, einen viel weniger an ihn heranreichenden, wenn auch auf weiter gestreckten Schauplätzen mit ansehnlicheren Mitteln arbeitenden: an Beust. Bei manchen Witzwendungen und Aphorismen in dem Gespräche über die Wiener Frauen glaubte ich, Beust sprechen zu hören. Der war mir stark in den Ohren geblieben, weil ich ihn doch jahrelang in der Nähe gehabt und zahlreiche Gelegenheit hatte, mit ihm zu verkehren und die blendende Art seines Wesens im geselligen Umgange kennen zu lernen. Er durfte ja auch zu den „Bezauberern" gerechnet werden, denen man sich gerne hingeben mochte, solange der Zauber sich auf den Privatkreis, auf das Gesellschaftsleben beschränkte, nicht zu gefährlichem Umfang anwachsen und auf das Staatsleben hinübergreifen wollte. Als Liebhaberkomponisten mit

einem gefälligen Wiener Walzer anerkannte man Beust allenfalls mit Vergnügen, weniger glückte es mit seinen Mitwirkungen beim europäischen Konzert. Die Eitelkeit auf seine „kleinen Füße“ verzieh man ihm, aber zum „Vortänzer Europas“ konnte er es damit nicht bringen. Indessen kam das bei der Einwirkung seiner persönlichen Geselligkeit nicht in Betracht. Er war ein Meister der leichten Rede, des geflügelten Wortes, des witzigen Einfalls, und wenn er dabei auf einen Partner traf, der ihm die passende Antwort zu geben wußte, so konnte ein solches Gelegenheitsduo wahrhaftigen Genuß bieten.

Ich habe das feinste Probemuster davon zu genießen bekommen: Beust und die Gallmeyer im Redeballspiel einander gegenüber. Wer Pepi Gallmeyer, die „fesche Pepi“, der Wiener „weibliche Nestroy“ war, hat man ja auch in Berlin genügend erfahren. Sie hat ja auch dort ihre ungebärdigen Bühnendämonerien getrieben.

Zu einem großen Festabend, den die „Konkordia“, die Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereinigung, in den Sälen der Gartenbau-Gesellschaft, anmutig heiteren, von keinerlei Festeszeremoniell beschwerten, zur Ungezwungenheit einladenden Räumen, veranstaltete, war auch Beust zu Gaste geladen. Ich gehörte dem Komitee an und war, als ein dem leitenden Staatsmanne persönlich Bekannter, zu seinem Empfange und Geleite beordert. Er stellte sich auch pünktlich ein, wie er es überhaupt für eine seiner Amtspflichten zu halten schien, sozusagen als „Gesellschaftsminister“ zu fungieren, die gesellschaftlichen Honneurs der Regierung zu machen und sich derartigen Einladungen möglichst selten zu entziehen. Seine unverdrossene Beflissenheit in der Verwaltung des „Faschingsportefeuilles“ hatte ihm sogar neben dem Hauptprädikat des „Ministers vom Ballplatz“ das Zusatzprädikat des „Ballministers“ eingetragen. Darin tat es ihm höchstens sein getreuer, im vollen Geschäftsernste hilfreicher, unentbehrlich gewordener amtlicher Adlatus gleich oder noch zuvor: sein „erster Sektionschef“, Baron Hofmann, der die Pflege der gesellschaftlichen und Salonverpflichtungen bis zu einem Grade betrieb, daß der wirkliche, vollwertige Inhalt seiner Persönlichkeit so ziemlich von aller Welt verkannt und er nicht ernst genommen wurde. Man wußte nicht, daß er mitten im Unterhaltungswirbel seiner Umgebung und während er selbst nur dafür Sinn zu haben schien, die großen Angelegenheiten seines Amtes nie aus dem Kopf ließ und daß er imstande war, gelegentlich einen fremden Diplomaten, mit dem gerade eine wichtige Abmachung amtlich im Zuge war, aus dem Salongebrause heraus in eine Fensternische zu ziehen und hier mit ihm in wenigen Minuten zu erledigen, wozu er vielleicht in seinem ministeriellen Bureau mit dem dortigen gemessenen Geschäftstempo Stunden gebraucht hätte. Ihn wieder hätte das satirische Staatsregister als „Nischen-Diplomaten“ eintragen können. Und noch einen Dritten hatte die Wiener Stadtgeschichte dieser Zeit den zweien beizugesellen, der in tiefgründigem Gedankenernste und blitzendem Geistesfunkeln ihnen mächtig überlegen, den Geschmack in der Übung der „Salonpflichten“ mit ihnen teilte. Das war Joseph Unger, der große Rechtsgelehrte von europäischem Rufe, der blendendste Kopf des „zweiten Bürgerministeriums“, in dem er die Aufgaben des „Sprechministers“ hatte, wie der ihm geistes- und berufsverwandte Rechtskundige Johann Nepomuk Berger, der Vater des für die deutsche Bühne so namhaft gewordenen Theatermannes Baron Alfred Berger, „Sprechminister“ des ersten Bürgerministeriums gewesen war. Auch ihn überflog Joseph Unger in geistiger Bedeutsamkeit und durch die Fülle einer bleibenden wissenschaftlichen Hinterlassenschaft für das Rechts- und Staatsleben. Das hinderte aber nicht, daß er vom Stadtwitz den Spitznamen „Dessertminister“ abbekam. Von seinen akademischen Zeiten her war er durch mannigfache Beziehungen, besonders in den Salons der Wiener Finanzaristokratie, heimisch geworden, deren Teilnahme am Wiener Kulturleben ein spezielles, und zwar kein unrühmliches Kapitel in der Kulturgeschichte Wiens bildet. Auch als Minister hielt Unger diese Beziehungen aufrecht, und da zirkulierte denn der Scherz: Wenn in diesem Kreise irgendwo bei einem Diner oder Souper die Speisekarte erledigt war und die Tafel den Gästen nichts mehr zu bieten hatte, komme erst das ausgesuchteste Dessert. Da erschiene der Diener und melde: „Seine Exzellenz, der Herr Minister Unger.“ War's die Wiener Luft, diese verführerische, sinnenumgaukelnde Luft, die die ernstesten und schwerwiegendsten Geister in so leichtflügelige Sichherumtuerei hineinwirbeln konnte, genug, der schon von Natur aus hinlänglich leichtbeflügelte Beust fand hier die ihm wohl behagende und ihm zusagende Atmosphäre.

Am Eingang der Gartenbausäle also empfing ich ihn und blieb ihm als Führer auf dem Rundgange zur Seite. Einen Teil des Abendprogramms füllten musikalische und sonstige Vorträge aus, in denen eine zulässige Beigabe von „Pikanterie“ durch die Gallmeyer besorgt wurde. Beust erfreute sich höchlich an dem Vortrage und ersuchte mich, ihn der Koboldin vorzustellen. Das war sofort geschehen, denn sie flog auf meinen Wink, daß Beust sie kennen lernen wolle, gierig herbei, und nun hätte ein Grammophon zur Verfügung sein sollen, dieses Gegeneinanderschnellen der Wortraketen aufzufangen und festzuhalten. Das schwirrte mit einem Ungestüm hin und her, daß es unmöglich war, in der Schnelligkeit das Gehörte bloß mit dem Ohre zu fixieren und daß ich meinem Gedächtnis — so treulich es sonst war — diese Aufgabe nicht zumuten konnte.

Nur eine, allerdings die Hauptpointe des

merk ürdigen Duo, nach dem manche Zuhörerschaft hätte lüstern sein können, ist mir geblieben. Der Staatsmann wandte den Gesprächsscherz auf die Berufsverwandtschaft, die eigentlich zwischen ihnen bestünde, da sie beide auf das Urteil des Publikums hingewiesen seien, das so schwierig zu behandeln und in seiner Gunst und Ungunst manchmal unberechenbar sei. Und sie behende darauf, als hätte sie nur auf das Schlagwort gewartet: „Nit wahr, Exz'llenz, i' sag's ja immer, a Komödie is's, auf dem Theater, wie in der Politik — na, Exz'llenz spüln grod so Komödie, wie i'. — Alles Komödie.“ In sein Lächeln aber zuckte etwas Bitterkeit hinein, als er die Sentenz der Künstlerin weiterspann: „Nur mit dem Unterschied, daß Sie weniger von dem ‚Durchfallen‘ zu fürchten haben, als ich, und daß Sie mit der Kritik besser auskommen.“

⌘ ⌘ ⌘

Ich hatte den österreichischen Minister aus dem Sachsenlande in dem Salon einer verwitweten Dame kennen gelernt, der durch seltsame Wendungen der Verhältnisse, ohne daß ein gesellschaftlicher Ehrgeiz es absichtlich darauf angelegt hatte, zu einem politischen Salon geworden war, wenn es Ministerkrisen gab, wurde manchen Ortes ernsthaft, anderwärts spöttelnd, behauptet, daß in dem Salon Minister gemacht würden. An der Dame nun hatte Beust eine überzeugte Freundin gewonnen, die mit Feuereifer für ihn eintrat, wenn sich Anklagen gegen ihn erhoben — und man weiß, wie diese im Verlaufe seiner Führung der österreichischen Politik sich immer mehr häuften und wie verschiedenen Kalibers, mitunter recht bedenklicher Art, sie waren. Ich war, mit der Dame und ihrer Familie eng befreundet, in beständiger, wenn auch nur mittelbarer Berührung mit ihm und empfing täglich, wie ich sagen möchte, mein „Beust-Bulletin“, natürlich in der von ihm selbst gegebenen Fassung. Über den authentischen, zeitdokumentarischen Echtheitswert dieser „Eigenberichte“ hätte sich streiten lassen können, aber einen gewissen Stimmungswert konnte man ihnen nicht absprechen, insbesondere für die inhaltsschwerste und angefeindetste Zeit seiner Amtstätigkeit, für die ihm zugeschriebene Rolle im deutsch-französischen Kriege. Das allgemeine Urteil darüber erscheint als längst abgeschlossen und zwar als Verurteilung. Interessant aber ist es mir geblieben, mit welcher Heftigkeit Beust persönlich sich gegen den Anwurf der Hinneigung zu Frankreich und des geheimen Einverständnisses mit den Tuilerien wehrte; auch sein weiblicher Anwalt konnte nie so in Harnisch geraten, als wenn ihm „verleumderischerweise“ Allianzgelüste mit Frankreich zugemutet wurden. Für törichtes, verbrecherisches Gerede ließ er das erklären und einen Teil davon wollte er auf einen Mißbrauch seines Namens und seines Vertrauens zurückführen, der von einer politischen Ränkespinnerin in Paris begangen worden sei. Diese — eine Wiener Dame — und durch ihren Gatten in einer gewissen offiziellen Stellung, sei von dem Ehrgeiz getrieben gewesen, sich neben der in den Tuilerien herrschenden Fürstin Metternich Geltung zu erobern, und zwar politische. Denn hierin schien ihr die fürstliche Nebenbuhlerin am wenigsten hinderlich, weil sie, das mußte man der Fürstin Pauline jederzeit nachrühmen, sich in das politische Getriebe wenig mengte und ihre Wünsche auf das gesellschaftliche Gebiet und das des tonangebenden Modegeschmackes begrenzte. Die andere aber habe sich unmittelbar an den Herzog von Grammont herangemacht, der damals Frankreichs Verhängnis in Händen hielt, und habe den Leichtbetörten, als die angeblich Vertraute des österreichischen leitenden Ministers, seine „Spezialbotschafterin“ gewissermaßen, mit Vorspiegelungen beschwatzt, woran er, Beust, allerdings auch einige Schuld getragen habe, weil er, mehr als einmal die staatsmännische Vorsicht außer acht lassend, mit der gefährlichen Dame in wenigem, wohl ganz unerheblichem Verkehr gestanden und auch einen Briefwechsel mit ihr geführt hatte. Diese Lesart bekam nicht nur ich allein von der beharrlichen Verteidigerin Beusts zu hören und für die Anekdotengeschichte der Zeit erachte ich es als wenigstens bemerkenswert. Schätzbarer wohl wäre die reiche Sammlung von Beustbriefen gewesen, ein förmlich politisches Tagebuch bildend, welche die Dame besaß, auf deren Inhalt sie sich immer zu seiner Rechtfertigung berief, die sie aber, zu Tode erkrankt, vor ihrem Hinscheiden verbrannt hat.

⌘ ⌘ ⌘

Mit einem ganz winzigen Erinnerungssplitterchen schließe ich das Häuflein von Gedächtnissplittern aus meinen Erlebnissen. Nicht um der kleinen Verfassereitelkeit willen, die sich dabei gütlich tun mag, vielmehr weil es erstaunlich ist, für welche Winzigkeiten ein Weltgeschichtlicher, dem Sinn und Empfinden für alles Menschliche empfänglich bleibt, in seinem Denken Raum hat. Bei einem Besuche des alten Kaisers, damals noch Königs Wilhelm in Wien gab es auch eine Galavorstellung in dem kleinen Schönbrunner Schloßtheater. Dabei führten die Hofschauspieler ein Lustspielchen eines Wiener Verfassers auf, der sich damals einen gewissen Ruf als „Einakterdramatiker“ gemacht hatte. Zwei Jahrzehnte später liest der Autor im Wiener „Fremdenblatt“ einen Brief aus Baden-Baden, worin erzählt wird, während des dortigen Aufenthaltes Kaiser Wilhelms habe er einer Theatervorstellung beigewohnt, bei der wiederum ein Stückchen desselben Verfassers gespielt wurde und da habe der greise Monarch, den Namen auf dem Theaterzettel findend, die Bemerkung gemacht: „Ah, das ist ja der, dessen Einakter solange im Repertoire des Burgtheaters gewesen sind.“ Ein kleiner Zug, der aber auch etwas an einem großen Bilde dazu tut.



Ferdinand Zar der Bulgaren
Gemälde von Prof. Nicola Michailow



„Pour le Mérite"

Von Klaus von Rheden

Am 11. Juli 1657 — dem 1. Juli alten Stils — morgens neun Uhr wurde dem Großen Kurfürsten von seiner Gemahlin Henriette Friederike Luise von Oranien ein zweiter Sohn geboren, den die Dichter der Zeit, unter ihnen auch Simon Dach, in schwungvollen Versen bejubelten, weil er zu Königsberg im Herzogtum Preußen das Licht der Welt erblickt hatte. Prinz Friedrich wurde gemeinsam mit seinem älteren Bruder, dem (1674 verstorbenen) Kurprinzen Karl Emil, dem Oberpräsidenten des Geheimen Rats und Erbkämmerer der Kurmark Freiherrn Otto von Schwerin zur Erziehung anvertraut, dem 1663 noch der junge Lizenziat Eberhard Danckelmann als pädagogische Beihilfe gegeben wurde. Schwerin hatte 1654 die Herrschaft Alten-Landsberg erworben, und um die Prinzen von den Zerstreuungen des Hofes fernzuhalten, hielten sie sich abwechselnd auf der schönen Besitzung ihres Erziehers im Niederbarnim auf. Prinz Friedrich war ein zarter und kränklicher Knabe von guten Anlagen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, aber schon frühzeitig, so melden die Chronisten, „eine übergroße Neigung zu äußerem Pomp zeigte". Aus dieser Vorliebe für das Höfische und Zeremoniöse ging die Gründung des Ordens de la Générosité hervor, aus dem sich später der Orden Pour le Mérite entwickeln sollte.

Hie und da wird erzählt, die Feierlichkeiten bei einem Ordenskapitel der Johanniter, dem Friedrich beigewohnt, habe ihm die Anregung zur Stiftung der neuen Dekoration gegeben. Man weiß nichts Näheres darüber, es ist indessen leicht möglich, zumal der Orden de la Générosité sich seiner äußeren Gestalt und Form nach an den Johanniterorden anlehnte. Herrenmeister der Ballei Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem war derzeit der Fürst Johann Moritz zu Nassau, der in den Jahren 1662 bis 1667 das alte Johanniterschloß zu Sonnenburg durch den Baumeister Ryckmaerts hatte von Grund aus neu aufführen lassen. Im Mai 1667 fand die feierliche Einweihung durch ein Kapitel statt, dem vielleicht auch der Große Kurfürst mit dem Hofe beigewohnt hat, wie wir es von ihm von ähnlichen Gelegenheiten her wissen. Bei jenem Kapitel mag auch der zehnjährige Prinz Friedrich zugegen gewesen sein; unmittelbar nachher erfolgte jedenfalls die Gründung des Ordens de la Générosité.

Lange gingen über diese Stiftung die Ansichten der Historiker auseinander; es ist auch nicht leicht, sich in dem ziemlich kärglichen Material darüber zurechtzufinden. Nach dem Geheimen Kriegsrat Siegm. Wilh. Wohlbrück, der 1827 eine Monographie über den Orden als Privatdruck erscheinen ließ, liegt als erste Nachricht eine Notiz des italienischen Geschichtsschreibers Gregor Leti vor; Leti hielt den Großen Kurfürsten für den Ordensstifter. Ein deutscher Schriftsteller, Jak. Wilh. Imhof, erwähnt in der dritten Ausgabe seiner Notitia S. R. G Imperii Procerum vom Jahre 1693 gleichfalls den Orden und gibt an, daß er „vor ungefähr acht Jahren" (also um 1685) gegründet worden sei. Auf dieser unsicheren Nachricht fußend, finden wir die gleiche Jahreszahl in Hübners Zeitungs-Lexikon von 1707, in Christ. Gryphius' Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden (1709), in Zedlers Universal-Lexikon (1756), in Rammelsbergs Beschreibung aller geist- und weltlichen Ritterorden, in Küsters Altem und Neuem Berlin (1756) und auch in Wippels Werk über die Ritterorden (1817). Andere wieder, so Kaspar Abel in der Preußischen Staats-Historie und Joh. Paul Reinhart in der Historie des Hauses Brandenburg nennen ohne Grund das Jahr 1686 als Stiftungszeit; Klaproth in seiner Geschichte der Brandenburgischen Regenten bezeichnet wie Leti den Großen Kurfürsten als Stifter, Friedrich Förster im Handbuche der Geschichte des Preußischen Reichs behauptet sogar, der Orden sei 1701 „gleichzeitig" mit dem Schwarzen Adler ins Leben gerufen worden.

Das alles ist unrichtig. Unter den wenigen erhaltenen Dokumenten über den Orden de la Générosité wird schon in dem Bestallungsbriefe von 1667 des (nicht mit Namen genannten) Großmeisters gedacht. Ein in Alten-Landsberg aufgenommenes Protokoll vom Jahre 1673 bestimmte Näheres über die weitere Verleihung, eine letzte Urkunde bringt ein Verzeichnis der Ordensmitglieder für die Zeit von 1676 bis ungefähr 1685.

Es ist also klar, daß der Orden nicht erst 1685 oder 1686 oder noch später gestiftet worden sein kann. Das Gründungsjahr ist vielmehr tatsächlich 1667. Streckfuß in seinem Werke Berlin seit fünfhundert Jahren bemerkt, der Prinz habe die Erlaubnis zu der Stiftung von Danckelmann erhalten und sich dabei selbst den Titel eines Fürsten von Halberstadt zugelegt. Beides ist unwahrscheinlich, wahrscheinlicher vielmehr, daß der Große Kurfürst die Einwilligung dazu gegeben hat (denn es handelte sich immerhin um einen „Akt der Souveränität") und daß der Prinz auch den neuen Titel mit ausdrücklicher Bewilligung seines Vaters annahm, zumal dieser auf Antrieb seiner Gemahlin Luise ihm bereits in seinem Testamente von 1664 das Fürstentum Halberstadt zugedacht hatte.

Nun berührt es uns natürlich merkwürdig, daß ein Knabe von zehn Jahren sich schon mit einer ernsthaft gemeinten Ordensstiftung befaßte. Aber die Jugend von damals war früher reif als die von heute. Grumbkow beispielsweise, der spätere Feldmarschall und Minister Friedrich Wilhelms I., wurde in seinem sechsten Lebensjahre Kammerjunker, im achten Fähnrich, im achtzehnten Hauptmann und hatte damals bereits auf zwei ausländischen Universitäten studiert und zwei Belagerungen mitgemacht. Daß Friedrich von jeher eine besondere Schwärmerei für Ordensgründungen hatte, ist bekannt; nach Werner Hahn ging schon in seinem sechzehnten Jahr sein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Hosenbandorden, um den er sich auch bei König Karl II. von England bewarb.

Die Stiftung des Ordens de la Générosité ging zu Alten-Landsberg, auf dem Gute Schwerins, vor sich, und Streckfuß beschreibt sie als sehr feierlich. In der Kirche war ein mit Sammet bezogener Thronsessel errichtet worden, auf dem der Prinz unter den Klängen der Orgel Platz nahm. Zu seiner Rechten stand der Marschall mit dem Schwert, zur Linken der Großkomtur mit dem Kissen, auf dem das Ordenskreuz lag, ringsum scharten sich die Würdenträger des Hofes. Der Prinz erteilte nun denjenigen, die er mit dem Orden begnadigen wollte, den Ritterschlag und schmückte sie mit den Insignien, „und die Hofherren verneigten sich demutsvoll“. Kugler fügt in seiner Neuen Geschichte des Preußischen Staates diesen Angaben hinzu: „Es ist ebenso charakteristisch für jene Zeit, daß auch alle übrigen dies Rittertum, gewiß den höchsten Ausdruck souveräner Geltung, mit vollkommenem Ernst aufnahmen.“

Das ganze Zeremoniale war durchaus dem Ritterschlag des Johanniterordens nachgeahmt. Auch die Dekoration selbst ähnelte völlig dem Johanniterkreuz, nur daß dieses aus weißer Emaille, jenes aus blauer bestand. Küster beschreibt es wie folgt: „Das Ordenszeichen ist ein güldenes achtspitziges, himmelblau emaillirtes Creuz, in dessen oberstem Ende der güldene Buchstabe F mit einem emaillirten Churhut darüber zu sehen. In den anderen Ecken stehet mit güldenen Buchstaben Générosité. In den Winkeln des Creuzes sind güldene Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Dies Creuz tragen die Ritter an einem zwei Finger breiten schwarzen Bande um den Halß auf der Brust hängend.“

Ein bestimmter Zweck des Ordens wurde bei der Stiftung nicht ausgesprochen. Es heißt nur in dem ersten Entwurf zu den Statuten, daß der Prinz „aus vielen erheblichen Ursachen“ zu der Gründung veranlaßt worden sei. Die Pflichten, die den Mitgliedern auferlegt wurden, bestanden einfach darin, sich der „Generosität“ zu befleißigen, in „vertraulicher Eintracht“ zu leben, ihre Kräfte dem „Aufnehmen des Ordens“ zu widmen und stets das Kreuz zu tragen. Ein Ordenskanzler wird zwar erwähnt, doch nicht mit Namen genannt. Die Verhandlungsberichte nennen dafür häufiger einen Herrn von Podewils, wahrscheinlich den damals dreizehnjährigen Kammerjunker und Rittmeister Friedrich Wilhelm von Podewils, der am 20. Mai 1667 in Sonnenburg auch zum Johanniterritter geschlagen wurde. Es ist leicht möglich, daß der kleine Podewils der erste Kanzler gewesen ist. Als der Orden de la Générosité aus den Kinderschuhen heraustrat, scheint der Kanzler des Schwarzen Adlerordens zugleich die Geschäfte des Vorgenannten besorgt zu haben. Übrigens war man in den ersten Jahren keineswegs sparsam mit der Verteilung. Schon 1673 wußte man nicht mehr genau, wie hoch die Zahl der Ordensmitglieder war. In dem Protokoll, das am 7. September dieses Jahres in Alten-Landsberg über ein Kapitel aufgenommen wurde, setzte man deshalb eine bestimmte Anzahl von Ordensangehörigen fest, über die hinaus die Dekoration nicht mehr verliehen werden sollte; außerdem aber sollten bei allen Neuernennungen auch der Senior und die Kommendatoren gehört werden. Bei dieser Gelegenheit vernimmt man zum ersten Male von dem Ordenssenior; da er „Ihro Durchlaucht der Herr Senior“ betitelt wird, so kann wohl nur der derzeit noch lebende Kurprinz Karl Emil gemeint worden sein.

Eine Zusammenstellung des urkundlichen Materials über den Orden findet sich im ersten Teil der Historischen politisch-geographisch-statistisch- und militärischen Beyträgen die Königlich Preussischen Staaten betreffend (Berlin 1781). Hier ist auch das erwähnte, ziemlich mangelhafte Mitgliederverzeichnis für die ersten Jahre des Ordens veröffentlicht worden, das später handschriftlich fortgesetzt wurde. Es ergibt sich daraus, daß die Ritterschaft (wiederum nach Analogie der Johanniterritter) in bestimmte Kommenden geteilt war, die von drei halberstädtischen und zwei magdeburgischen Ortschaften ihre Namen hatten, nämlich Egeln, Hornburg, Osterwiek, Kloster Zinna und Kloster Gröningen. Seltsam berührt es, daß weder Otto von Schwerin noch Eberhard Danckelmann dem Orden angehörten. Bei Danckelmann, dessen Familie erst 1689 die Reichsritterschaft erhielt, hätte man annehmen können, daß er als Nichtedelmann ausgeschlossen worden wäre. Man findet aber auch keine Nachricht, daß der Orden ihm später verliehen worden ist. Der erste und wohl einzige Bürgerliche, der ihn erhielt, war der Genfer Ludwig Friedrich Bonnet, königlich preußischer Rat und Resident in London; er wurde damit aber erst 1715, also nach Friedrichs Tode, beglückt. Friedrich Wilhelm I. verlieh ihn häufig; wie der Ordensrat König bemerkt, sei er schließlich „sehr gemein“ geworden. Tatsache ist,



Der Orden de la Générosité
Nach dem Stück im Hohenzollernmuseum zu Berlin

daß keine Zeitung die Verleihung veröffentlichte, wie es sonst üblich war, und selbst die einzige genealogische periodische Schrift aus der Zeit seines Daseins, der Genealogische Archivarius, tut seiner keine Erwähnung. Auch in den alten berlinischen Adreßkalendern wird seiner nicht gedacht.

Die oben mitgeteilte Küstersche Beschreibung des Ordens berücksichtigt übrigens nicht seine ursprüngliche Form. Der erste Ordensentwurf spricht vielmehr von einem kleinen goldenen Kreuz „mit einem Edelstein in der Mitte“, das wohl auch an einem goldenen Kettchen im Knopfloch getragen wurde. Eine solche Dekoration sieht man u. a. auf einem, von A. B. König in Kupfer gestochenen Porträt des 1724 verstorbenen Generalleutnants Friedrich Freiherrn von Derfflinger, einem Sohne des berühmten Feldmarschalls. Später wurde daraus das blauemaillierte Kreuz mit dem zweimal wiederholten Worte Générosité: in der Quere und die Länge herab. So beschreibt es Imhof. Zuletzt hatte der Orden die Form, wie Küster sie angibt: im oberen Teil mit dem F, in den drei anderen Kreuzteilen die Silben Géné — rosi — té. An Stelle des Kurhuts über dem Kreuz kam nach 1701 die Königskrone, doch trugen die älteren Ritter gern noch die Dekoration mit dem Kurhut weiter, um zu zeigen, daß sie zu den ersten Mitgliedern des Ordens gehörten, nicht zu der Vielzahl der späteren. Häufig wurde er auch im Gegensatz zum Schwarzen Adler der „kleine Orden“ genannt. Als Friedrich 1701 den Schwarzen Adler stiftete, wurde übrigens statutarisch festgesetzt, daß ihn niemand erhalten sollte, der nicht vorher den Orden de la Générosité getragen habe. Es ist nicht ersichtlich, ob das Statut in der Folge beobachtet worden ist. Herr von Besser durfte als Zeremonienmeister des Schwarzen Adlers den Orden de la Générosité auf besondere Erlaubnis hin an einem orangefarbenen Bande (statt einem schwarzen) auf der Brust tragen — und tat es auch, wie aus mannigfachen Bildnissen des großen Höflings ersichtlich ist.

König Friedrich II. verwandelte 1740, bald nach seinem Regierungsantritt, den Orden in den Pour le Mérite. Dabei blieb die äußere Form dieselbe, nur trat an Stelle des Worts Générosité die neue Devise. Die Berlinische Privilegierte (Vossische) Zeitung vom 23. Juni 1740 erwähnt bei ihrer Nachricht von dem neuen Ordenskreuze, es sei mit einem „weißen Rande“ versehen. Das ist indessen ein Irrtum. Ein goldenes emailliertes Kreuz hat immer einen goldenen Rand, innerhalb dessen der Schmelz eingelassen ist, und einen solchen feinen Rand hatte auch der Orden de la Générosité und hat der Pour le Mérite noch heute. Der Pour le Mérite wurde, wie sein Vorgänger, ohne Statuten begründet; seine Bestimmung sprach die Devise aus, auch wurde er anfänglich an Militär- wie an Zivilpersonen verliehen. Wer ihn erhielt, mußte den Orden de la Générosité, wenn er ihn besaß, ablegen; wer nicht damit geschmückt wurde, durfte das alte Ordenskreuz dagegen bis an sein Lebensende tragen. Einem Kammerherrn von dem Bussche, der die Umwandlung des Ordens unrichtig aufgefaßt hatte und sich den Pour le Mérite eigenmächtig zulegte, ließ Friedrich II., wie König erzählt, das neue Verdienstkreuz bei Gelegenheit einer Parade öffentlich abnehmen.



Der Orden Pour le Mérite, Militärklasse

Die ersten Träger des Pour le Mérite waren nach Wohlbrück ein Herr von Hack, bei dessen Sohn Friedrich am 16. Juni 1740 Pate gestanden hatte, jedenfalls der Hofjägermeister Graf Hacke, der schon unter Friedrich Wilhelm I. Generaladjutant gewesen war,

— ferner der Staatsminister von Marschall, der Oberst Karl Friedrich von Posadowsky (gestorben 1747 als Generalleutnant), bei dem der König in Angerburg übernachtet hatte, der Hauptmann von Wobeser, der ihn bei Gelegenheit einer Parade erhielt, der Artilleriehauptmann Holtzmann für die Überreichung einer Denkschrift über die leichtere Fortbringung schweren Geschützes, der Major Hans Joachim von Ziethen, der spätere berühmte Husarengeneral, bei seiner Beförderung zum Oberstleutnant, und der Oberst von Rampusch, der 1741 kaiserlicher Kommandant von Breslau war und nach Übergabe der Stadt unter Ernennung zum General in preußische Dienste trat. Außerdem erhielten in den ersten Jahren seines Bestehens den Pour le Mérite von des Königs Vertrauten: Maupertuis und Algarotti, letzterer unter Verleihung der Kammerherrnwürde, die auch Voltaire zuteil wurde, als ihm Friedrich im Oktober 1750 den Orden schenkte. Voltaire mußte ihn aber 1752 wegen seiner Satire „Akakia" gegen Maupertuis wieder abgeben, erhielt ihn im folgenden Jahre von neuem und verlor ihn abermals, als er kurz darauf in heftigere Ungnade fiel. 1748 wird in den Neuen Genealogisch-historischen Nachrichten noch ein Herr von Eckwiecht als Ritter des Pour le Mérite erwähnt, der Fürstlich Auerspergscher Rat war und bei der Besitznahme Schlesiens Landrat des Münsterbergischen Kreises wurde; bei der Huldigung der schlesischen Stände erhielt er den Kammerherrnschlüssel und etwas später den Orden.





Der Orden Pour le Mérite, Friedensklasse

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Pour le Mérite nur noch an Militärpersonen verliehen, und die Erweiterungsurkunde für die Königlich Preußischen Orden und Ehrenzeichen vom 18. Januar 1810 beschränkte seine Vergebung lediglich auf das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienst.

In die Titel seiner Besitzer wurde der Orden erst ziemlich spät aufgenommen. Die Berliner Adreßkalender fangen 1771 an, einige Offiziere als Ritter des Pour le Mérite zu bezeichnen. Man bekümmerte sich dabei freilich wenig um die Ernennungsurkunden. So nennt beispielsweise erst das Adreßbuch von 1775 den Kommandeur der Leibhusaren Obersten von Prittwitz als Ritter des Ordens, obwohl er ihn bereits 1758 erhalten hatte.

Am 31. Mai 1842 errichtete König Friedrich Wilhelm IV. eine besondere Klasse des Pour le Mérite „für Wissenschaften und Künste" für dreißig Deutsche und eine unbestimmte, diese jedoch nicht überschreitende Zahl Ausländer, von denen erstere durch die Ritter, letztere durch die beiden Akademien vorgeschlagen werden, sobald eine Stelle erledigt ist. Während die Militärdekoration die alte friderizianische blieb, erhielt die für Wissenschaften und Künste eine neue Form. Sie besteht aus dem doppelten gekrönten Namenszug Friedrichs II, viermal in Kreuzesform wiederholt, und einem runden, goldenen Mittelschild mit dem preußischen Adler, während die Devise auf blauem Grunde, die Initialen mit den Kronen verbindend, das Ganze umgibt. Beide Orden werden an schwarzem Bande mit silbernem Streifen am Rande getragen. Unwesentliche ergänzende Verordnungen traten am 18. Juli 1844 und am 9. September 1846 hinzu. Einer der letzten deutschen Gelehrten, der die sogenannte Friedensklasse des Ordens erhielt, war der Literarhistoriker Erich Schmidt, als er den Ur-Faust entdeckt hatte — einer der letzten Ausländer der Komponist Camille Saint-Saëns, der sich gegenwärtig durch die unerhörtesten Schmähungen Deutschlands dankbar erweist, ähnlich so wie sein Kollege vom Schwarzen Adler, der Fürst von Monaco.

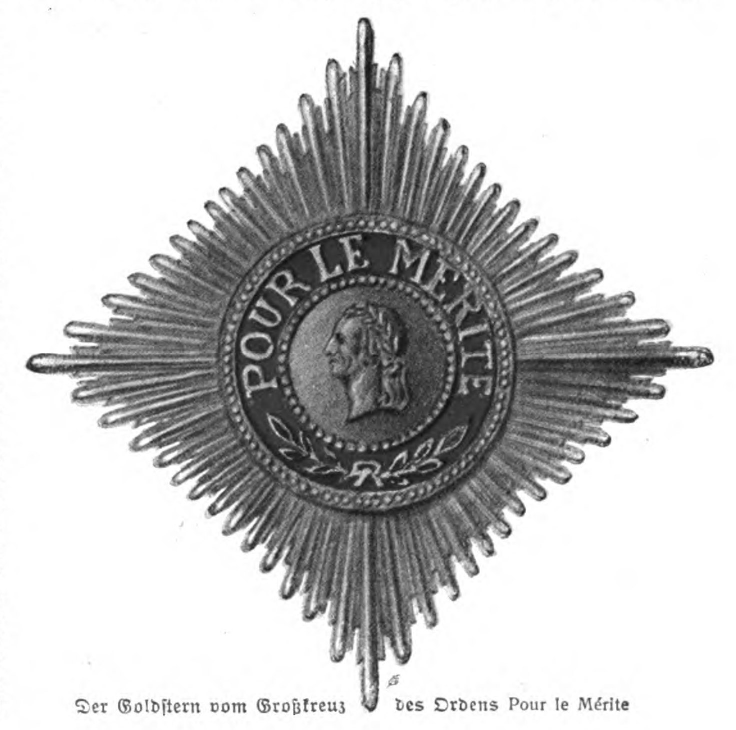
Eine neue Erweiterung (vom 20. September 1866) betraf die Stiftung des Großkreuzes durch König Wilhelm I., bestehend in einem Kreuz von doppelter Größe mit dem Bilde Königs Friedrich II. in einem goldenen Medaillon und einem vierspitzigen Goldstern, ebenfalls mit dem Bildnis des Begründers. Dieses Großkreuz wurde 1866 dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Carl und

dann nur noch einmal dem Generalfeldmarschall Grafen Moltke zum sechzigjährigen Dienstjubiläum am 9. März 1879 verliehen.

Sonst wird die Militärdekoration in vier Arten verausgabt: mit oder ohne Krone und mit oder ohne Eichenlaub. Der Eichenkranz war zu allen Zeiten ein ernstes Symbol. Ist doch die Eiche mit der ältesten naturreligiösen Mythe und den Kulten der europäischen Völker eng verknüpft; den Germanen galt sie als heiliger Baum, die Eichenwälder waren den Göttern geweiht und auch den stärksten und höchsten der Waldriesen wurden die Opfer dargebracht. Mit Eichenlaub bekränzten sich die Priester, bei den Römern war es Belohnung der Bürgertugend. So sind denn auch viele Ordensinsignien mit Eichenlaubkränzen geschmückt, beispielsweise der sächsische Albrechtsorden, der badische Karl Friedrichs-Verdienstorden, die Ehrenlegion, der luxemburgische Orden der Eichenkrone — bei anderen Orden wiederum wird das Eichenlaub erst als besondere Auszeichnung verliehen, so beim Roten Adler und beim Pour le Mérite, der zunächst auch ohne Krone vergeben wird. Es ist dies die einzige Abänderung gegen die Form von 1740, die Rommelsberg vier Jahre später wie folgt beschreibt: „Das Ordens-Zeichen ist ein goldenes achtspitziges, blauemailliertes Creutz, in dessen oberstem Ende der Buchstab F mit einer Königlichen Krone darüber zu sehen ist. In denen anderen dreyen Enden stehet mit güldenen Buchstaben die Ordens-Devise: Pour le Mérite und zwar so, daß in dem Ende zur rechten das Wort Pour, in dem zur linken: le Mé- und in dem untersten rite gesetztet ist. In denen vier Winckeln dieses Creutzes sind vier goldene Adler mit ausgebreiteten Flügeln zu sehen.“ Die Beschreibung Rommelsbergs stimmt mit der Küsterschen des Ordens de la générosité durchaus überein; in der Form ohne Krone gleicht der Pour le Mérite mit seinen acht Spitzen und den schwebenden Adlern auch völlig dem Johanniterkreuz der Ehrenritter. Die Krone ist eine Zutat der Auszeichnung (meist nach längerem Besitz des Ordens) wie das Eichenlaub, das unsern Heer- und Korpsführern, Generalstabschefs, Unterseebootheldem nnd Luftkämpfern als höchste Belohnung im Rahmen der Ordensbestimmungen gilt. Jüngst erhielt das Eichenlaub, wohl als erster unter den Stabsoffizieren der Infanterie, der Oberstleutnant Schwerk, Kommandeur des 4. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 51, das sich an der Westfront besonders ausgezeichnet hatte, wobei der tapfere Führer so schwer verwundet worden war, daß ihm ein Bein abgenommen werden mußte.

Früher galt der Pour le Mérite als eine seltene Gabe. Daß er jetzt häufiger die Brust unserer Krieger schmückt, auch jüngerer, liegt an dem Ernst und der Größe der Zeit. Einer der allerersten, die im Weltkrieg sich den herrlichen Orden erkämpften, war der blutjunge Leutnant von der Linde vom 5. Garde-Regiment z. F., der ihn bereits am 24. August 1914 vor Namur für die mit fünf Grenadieren ausgeführte Eroberung des Forts Malonne erhielt. Der Orden ward damit seit 1866 zum ersten Male wieder einem Leutnant verliehen. Nicht immer blüht ein so gewaltiges Heldentum.

Wunderlich aber und fast satirisch anmutend ist die Umwandlung dieses Ordens aus der flüchtigen Spielerei eines Knaben zu der Bedeutung, die er in unsern Tagen einnimmt. Ich weiß nicht, wer der letzte war, der den Orden de la Générosité trug: er ist unbekannt geblieben. Aber ich weiß, daß der letzte Ritter des Pour le Mérite in hoffentlich noch fernen Tagen ein Held sein wird: auf geistigem Gebiete oder auf der Walstatt. Und auch die Walstatt ist größer geworden: aus den Lüften holen wir den Feind und aus der Tiefe des Meeres — mit der Waffe; aber der Geist beflügelt heute noch die Tatkraft.



Der Goldstern vom Großkreuz des Ordens Pour le Mérite

Die Braut des Schreckens

Von Carry Brachvogel



An der Rue Saint Honoré zu Paris steht ein Haus, das die Nummer 398 trägt und sich durch nichts von den andern Gebäuden dieser belebten Geschäftsstraße unterscheidet. Fünf Stock hoch blickt es etwas schmutzig und grämlich auf das Pflaster herab, Inschriften und Schilder zeigen an, daß hier allerlei Gewerbtreibende wohnen. Tritt man durch das Tor, so befindet man sich in einem schmalen, düstern Gang, der auf einen viereckigen, von hohen Mauern umschlossenen Hof mündet. Mietskasernen grenzen ihn ab, der in seiner Unsauberkeit und Verschlafenheit den typischen Pariser Haushof darstellt. Eine Schreinerwerkstätte ist da, wie vor mehr als hundert Jahren eine da war. An einer Wasserleitung, die zwei Messinghähne hat, verraten uns Porzellanschildchen mit „Eau de Seine“ und „Eau de source“ wie rückständig die Pariser Wasserverhältnisse immer noch sind. Am Treppeneingang, der von hier aus zu den Wohnungen führt, hängt kleinbürgerlich ein Käfig mit Kanarienvögeln, und nicht weit davon hat eine Pensionsinhaberin ihre Visitenkarte angeheftet. Mit Bleistift hat sie sehr verlockend unter ihren Namen gekritzelt: „véritable vie de famille.“ Wenn man in diesem Hof steht, merkt man deutlich, wie die vielen Stockwerke und die benachbarten Mietskasernen das Haus Nummer 398 erst allmählich überklettert haben; man kann sich gut vorstellen, wie es vor 120 oder 130 Jahren als bescheidener, behäbiger Wohnsitz sich mit seinem Schreinerschuppen hinter blühenden Gärten und sanftem Wiesenland verbarg. Damals wie heute unterschied es sich wohl durch nichts von anderen Häusern der Rue Saint Honoré, und doch sind um dies Haus einst alle Hoffnungen Frankreichs mit segnenden Händen geschritten und alle Flüche Frankreichs haben in fürchterlichem Chorus zu seinen Fenstern emporgeheult, denn in diesem Haus hat Robespierre gewohnt. — —

... An einem Julitag des Jahres 1791 stand der Herr Tischlermeister Maurice Duplay vergnügt und angeregt unter der Türe dieses, seines Hauses und schaute auf die sonnenbeglänzte Straße hin. Niemand wird sich wundern, daß er angeregt war, denn gerade für politische Gemüter wie Herr Duplay eins war, hatte es in diesen letzten zwei Jahren genug Sensationen gegeben. Man hatte die Bastille gestürmt, hatte die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien geschleppt, hatte den Ballhausschwur geleistet, all die politischen Klubs mit den schönen Namen gegründet, dem schwachen Ludwig XVI. die Jakobinermütze aufgesetzt und ihn zum Eid auf die Verfassung gezwungen, und mit all den Ereignissen, die Tag für Tag aus Träumen und Hirngespinsten zur Wirklichkeit wurden, schien dem so sehnlich erharrten Zukunftsstaat nichts im Wege zu stehen. Allerdings hatte Danton eben in diesen Tagen die Absetzung des Königs verlangt und Lafayette, der Befehlshaber der Nationalgarde, hatte dem Volk mit Flintenschüssen die Antwort auf dies Begehren erteilt, aber die Schreckensherrschaft war noch nicht die Herrschaft der



De Robespierre

Vernichtung, sondern nur die des Radikalismus, und Marat, Danton, Robespierre erschienen nicht bloß als die besten Köpfe des Jakobinerklubs, sondern auch als die Stützpfeiler für die kommenden Geschicke des Landes. In diesen Julitagen zwar, unmittelbar nach der hochverräterischen und blutigen Sensation des Marsfeldes, waren all diese besten Köpfe nicht mehr ganz sicher, denn es verlautete, daß die Regierung sie allesamt ins Gefängnis werfen wollte, und man begreift also wohl, daß Herr Duplay mit einer gewissen Neugier ins Straßengewühl blickte, ob nicht irgendein Ausrufer oder Zeitungsjunge einen Gewaltakt oder eine neue Sensationsnachricht ausschrie. Nein, weit und breit war keiner zu sehen, dafür aber staute sich die flutende Straßenmenge um einen jungen bebrillten Mann, der würdevoll und doch peinlich berührt von dem Aufsehen, das er hervorrief, die Straße daherkam und ein wenig linkisch, wie es der Kurzsichtigen Art ist, nach allen Seiten lugte, um einen schützenden Toreingang zu finden, der ihn der Menge und ihren jubelnden Zurufen entziehen konnte. Herr Duplay sah schärfer hin und erkannte in dem jungen Mann Maximilien Robespierre, den beredten Advokaten aus Arras, der im Jakobinerklub und in der Nationalversammlung so wunderschöne Zukunftspläne entwarf, und der die Tyrannen genau so grimmig haßte, wie Jean Jacques Rousseau sie haßte und wie (in bescheidenem Abstand!) auch Herr Duplay sie verabscheute. Der umstürzlerische Tischlermeister trat auf Herrn Robespierre zu und bat ihn höflich, für ein Weilchen in sein Haus zu treten, bis die lästige Menge sich verlaufen haben würde. Robespierre nahm den Vorschlag dankend an, blieb ein Weilchen, dann noch ein Weilchen und wieder eins, bis aus all den Weilchen drei Jahre wurden ... —

Es ist sicher etwas ungewöhnlich, daß jemand in einem Haus vorübergehend Schutz sucht und dann bis an sein Lebensende dort bleibt, und man hat natürlich nach allen möglichen Ursachen gesucht, die Robespierre ebenso plötzlich wie dauerhaft an dies Haus fesselten; die erste und letzte Ursache war aber wohl ganz einfach die Absonderlichkeit, die Weltfremdheit dieses seltsamen, politischen Phantasten. Solange er zurückdachte, hatte er sich mit Not und Dürftigkeit herumschlagen müssen, war immer wieder durch die erbärmlichen Kleinlichkeiten des Junggesellenlebens abgelenkt worden von dem großen Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, und das nichts Geringeres war, als die Befreiung und die Glückseligkeit Frankreichs. Der Ärger mit Zimmervermieterinnen, Wäscherinnen, Schustern, Schneidern und obskuren Liebschaften machte diesen Beglückungsapostel ungeduldig, der Luxus oder auch nur Bequemlichkeitsbedürfnisse nicht kannte, und der von der Welt für sich nichts wollte, als daß sie ihn in Ruhe bei seinen grandiosen Träumen ließ. Im Hause Duplay fand er die Erlösung von dem Kleinkram des Alltags, denn natürlich stand er mit Herrn Duplay nicht drei Jahre lang wartend unter der Haustüre, sondern bezog bei ihm zwei bescheidene aber hübsche Zimmer, die ihm die entzückte und geschmeichelte Familie alsbald zur Verfügung stellte. Diese Familie umfaßte außer dem Ehepaar und einem Sohn auch noch drei Töchter, die damals alle jung, hübsch oder wenigstens leidlich waren, und von denen zwei — Elisabeth und Eleonore — unlöslich mit der Schreckensherrschaft verbunden bleiben sollten.

Nun wohnte also der Volkstribun als „möblierter Herr" bei den Duplays, wurde von ihnen verwöhnt und vergöttert, wie man einen berühmten Mann, der obendrein noch ledig ist, nur verwöhnen und vergöttern kann. Vermutlich wagten die Duplays zunächst gar nicht an eine Verschwägerung mit ihm zu denken, jedenfalls aber räumten sie ihm alles aus dem Wege, was ihn in seinen Träumen und Arbeiten hindern konnte, lasen ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Naiv und weltfremd wie er war, kam er nach einiger Zeit auf den kuriosen Einfall, daß auch sein Bruder Augustin, der gleichfalls Konventsmitglied war und seine Schwester Charlotte aus Arras, eine zänkische Dreißigerin, bei ihm wohnen sollten, und die Duplays wagten keinen Widerspruch, bewunderten sogar noch den Familiensinn ihres Heros, trotzdem er ihnen da zwei wildfremde Menschen in die Wohnung hineinsetzte. Vielleicht betrachteten sie es als besondere Auszeichnung, daß er ihnen seine Angehörigen zuführte, nahmen es als zarte Andeutung für das, was sie von ihm für ihre Eleonore erhofften. —

Von den drei Töchtern, die zu dieser Zeit noch im Hause schalteten, — die zweite hatte sich soeben mit einem Advokaten in der Provinz vermählt — war Eleonore die älteste und sicher nicht die hübscheste. Während ihre Schwester Elisabeth in der Frische ihrer zwanzig Jahre prangte, sah Eleonore mit ihren starken Zügen und ihrer energischen Art zu gehen und sich zu bewegen, älter aus als sie war, schien nicht gerade geeignet, Männerherzen in Aufruhr zu versetzen. Warum die Duplays dann doch gerade für diese Tochter das Höchste hofften, was sie in ihrem Umkreis erblickten? Die Frage läßt sich nicht mit Gewißheit, nur mit Vermutungen beantworten. Vielleicht hat Eleonore — von der leider kein Bildnis erhalten scheint — hinter ihrem unvorteilhaften Äußern soviel Temperament und suggestiven Ehrgeiz verborgen, daß sie, ohne je zu verraten, was sie wollte und träumte, die anderen beeinflußte und fortriß.

Vielleicht hat sie mit dieser leidenschaftlichen und zugleich beherrschten Innerlichkeit auch auf diesen Mann gewirkt, dem die Äußerlichkeit der Dinge und Menschen so wenig galt. Vielleicht auch, nein, gewiß hatte sie, um die andere Männer sich nicht kümmerten, sich an ihn mit jener Ausschließlichkeit verloren, die häßliche und stolze Mädchen leicht beherrscht, und die zuweilen durch

ihre Stärke und ihre verzweiflungsvolle Beharrlichkeit eine Gegenliebe hervorruft, die den andern unverständlich bleibt. Wie immer es sein mochte, — jedenfalls spann die Familie Duplay Wünsche um Robespierre und Eleonore her, Wünsche, die er zunächst freilich auf seinen Bruder abzulenken suchte, indem er ihm das herbe Mädchen angelegentlich zur Frau empfahl: „Sie ist klug und tapfer und besitzt eine heroische Seele. Sie wird auch den Tod nicht fürchten!"

Die ganze rührende Verstiegenheit und Lebensfremdheit Robespierres liegt in den absonderlichen Worten dieser Anpreisung einer Braut! Der hübsche, lustige Augustin schlug sie denn auch lachend in den Wind, denn er dachte zunächst weder ans Freien, noch ans Sterben und betrachtete die Frauen überhaupt nicht unter dem Gesichtspunkt des Heroismus, sondern unter einem viel vergnüglicheren. In Fräulein Charlottes Herzen aber schwoll bei solchen Worten Zorn empor, denn sie haßte diese Familie, die den berühmten Bruder ganz eingesponnen hatte und festhielt, während es doch Charlottens Traum gewesen war mit den Brüdern einen gemeinsamen Haushalt zu führen und als Schwester der beiden Konventsmitglieder endlich jene Huldigungen und Heiratsanträge zu empfangen, nach denen sie in der Armut ihrer Provinzjugend vergeblich geschmachtet hatte. Darum hub im Hause Duplay für etliche Zeit ein erbärmlicher Weiberkrieg an. Charlotte und Frau Duplay stritten sich um Kochrezepte, Klatschereien, Marmeladentöpfe und — um Robespierre. Einmal gelang es Charlotte auch wirklich, ihn zu entführen, mit ihm und dem andern Bruder eine gemeinsame Wohnung zu beziehen, aber nach wenigen Tagen schon erschien Frau Duplay und holte ihn im Triumph zurück, ein Triumph, der dauernd bleiben sollte, weil Charlottens zänkisches Wesen ihr auch Augustin entfremdete. Da saß nun Maximilien fester denn je in der Rue Saint Honoré, und inniger noch als früher mag Eleonore des Augenblicks geharrt haben, in dem er endlich das große Wort sprechen würde ...—

Wie ihre Schwestern war auch Eleonore in einer Klosterschule erzogen worden; während aber die andern Töchter Duplays nach Beendigung der Lernzeit im väterlichen Hause für die wirtschaftlichen Arbeiten verwendet wurden, gestattete man Eleonoren einen höheren Schwung und Malstunden bei dem berühmten Regnault, dem Rivalen Davids. Regnault hatte einen besondern Kurs für junge Damen eingerichtet und da saß denn die Tischlerstochter inmitten vornehmer Fräuleins an der Staffelei, wurde von wenigen geliebt, aber von allen mit Staunen und Furcht schon als „Madame Robespierre" betrachtet. In dieser Malschule bewies sie auch einmal, daß sie nicht nur einen klugen, witzigen Kopf und ein gutes Herz, sondern auch einen gewissen Einfluß auf den angebeteten Mann gehabt haben muß. Eines Tages kam nämlich eine Mitschülerin aus gutbürgerlicher Familie ganz verstört, mit rotgeweinten Augen ins Atelier, erzählt schluchzend allen, die es hören wollen, daß sie und ihre Familie dem sichern Tode verfallen seien. Warum? Weil das Revolutionskomitée bestimmt hatte, daß dies junge, sehr schöne Mädchen beim „Fest der Jugend" irgendeine Göttin darstellen sollte, und weil die Eltern, die noch in strengen, alten Grundsätzen wurzelten, solch mythologische Schaustellung der Tochter in der Öffentlichkeit nicht gestatten wollten. Noch vor drei oder vier Jahren hätte sich natürlich kein Mensch um das gekümmert, was Eltern einer Tochter verbieten oder befehlen, aber Frankreichs latente Furcht vor Verrat hatte sich inzwischen schon zur Monomanie gesteigert, und jeder, der auch nur im geringsten „verdächtig" erschien, büßte den Verdacht mit dem Tode. Das schöne, verweinte Mädchen hatte also wohl recht, wenn sie schluchzte, daß ihre Eltern und sie selbst wegen dieses mythologischen Brimboriums in Anklagezustand versetzt und zur Guillotine gebracht werden würden. Da tritt Eleonore auf die Weinende zu, streicht ihr die verwirrten Haare aus der Stirn: „Nun passen Sie auf, tun Sie genau, was ich Ihnen sage! Sagen Sie Ihren Eltern, daß sie große Freude über ihre Bevorzugung durch das Komitée zeigen sollen! Lassen Sie sich ein sehr schönes Kleid machen und zeigen Sie es, so viel Sie können, mit Stolz und Prahlerei herum! Tun Sie, als ob Sie den Tag des Festes gar nicht erwarten könnten! Am Festmorgen aber, kurz ehe das Komitée zur Ihrer Einholung kommt, nehmen Sie ein Brechmittel, — da liegt es dann auf der Hand, daß Sie krank sind und keine Göttin spielen können."

Und als die Verweinte schüchtern meinte, daß man sie dann wohl ein anderes Mal für solch ein Fest wählen würde, antwortete Eleonore bestimmt: „Man wird Sie nicht wieder wählen, verlassen Sie sich darauf!" Mit diesem, allerdings bescheidenen Einfluß, der aus den letzten Worten spricht, mußte sie sich vorläufig begnügen, denn Robespierre sprach das entscheidende Wort noch immer nicht. Zuviel, allzuviel, war ja noch zu tun, bis Frankreich zu jener nur auf Tugenden und Altruismus gegründeten Republik gelangt war, die sein Phantastenkopf ausgesonnen hatte, und nebenbei war auch das Dasein im Schoß der Familie Duplay so angenehm, daß jede Veränderung wie Störung erschienen wäre. Danton sagte freilich sehr drastisch: „Robespierre lebt umgeben von Dummköpfen und Klatschbasen", was aber wußte Danton, der wilde Lüderjan, von den stillen Entzückungen, die der naive und versonnene Provinzadvokat in dem bescheidenen Haus und dem Gärtchen der Rue Saint Honoré fand?! Morgens frühstückte Robespierre gemeinschaftlich mit den jungen Mädchen, freute sich mit ihnen über die paar Blumenrabatten, die sie im



Camille Desmoulins. Stich von Berthaux nach einer Zeichnung von Duplessis-Bertaux

Hofe angepflanzt hatten, lauschte mit ihnen dem Vogelsang, der aus den anstoßenden, großen Klostergärten herüberdrang und atmete in tiefen Zügen Duftwolken von Flieder und Jasmin, die unversehens, man wußte nicht woher, über die einfachen Gartenkünste der Duplayschen Töchter hinwehten. Nach diesem einfachen Naturkult, der einem Schüler Rousseaus wohl anstand, ging Robespierre entweder in den Konvent oder arbeitete in seinem Stübchen, das Frau Duplay mit viel Sorgfalt und er selbst mit jener Eitelkeit ausgestattet hatte, die so charakteristisch und zugleich so befremdend an ihm wirkt. Da hingen Bilder und Silhouetten, die ihn und immer wieder ihn darstellten, und sorglich wahrte er in einem besondern Fach alle Anerkennungs-, Bewunderungs- und Liebesbriefe, die ihm natürlich zu Dutzenden zuflogen. Da Franzosen, Franzosen der großen Sturmzeit sie schrieben, kann man sich von dem Pathos der Gefühle und Worte ungefähr eine Vorstellung machen, und die nachfolgende Litanei, die ihm zwei Sanskulotten aus Saint-Calais schickten:

„Robespierre, Säule der Republik,
Schutzgeist der Patrioten,
Unbestechliches Genie,
Leuchte der Bergpartei,
Der du alles siehst, alles ahnst, alles enthüllst,
Der du nicht getäuscht und nicht verführt werden kannst, ...“

gehört noch nicht einmal zu den verstiegensten Dokumenten der Begeisterung. Den „Patrioten“ standen die Frauen nicht nach, drängten sich an diesen Mann heran, der mit seinen bebrillten Augen, seinem kecken und zugleich verbissenen Gesicht ganz gewiß kein Adonis und noch viel weniger ein Draufgänger war. Um sich dieser Mänaden seines Ruhms zu erwehren, fertigte er sie zuweilen in hübschen, boshaften Versen ab, aber gerade seine Sprödigkeit lieh ihm für sie einen neuen Reiz, und den Liebesbriefen folgten schnell die Heiratsvorschläge reicher Französinnen und Engländerinnen. Robespierre aber blieb bei seinem Ruhmestitel, den ihm auch seine ärgsten Feinde niemals streitig machen konnten, blieb „der Unbestechliche“, blieb es, zum großen Staunen seiner Zeitgenossen. die sich an Konfiskationen und Hinterlassenschaften schamlos bereicherten, blieb es, weil Geld gar keinen Reiz für ihn hatte, weil kein Preis auf der Welt hoch genug gewesen wäre, um seine Ideale zu bezahlen. So saß er denn, bedachte seine Schimären, brachte sie zu Papier und sog dazwischen, wie vorhin den Flieder- und Jasminduft, den Weihrauch, der aus der verschlossenen Lade stieg und seine Eitelkeit entzückte. Wenn dann der Abend sank, schritt er hinüber in das Wohnzimmer der Duplays, wo ihn die Familie schon beim traulichen Lampenschein erwartete. Man nahm gemeinschaftlich das einfache Mahl, hielt für Robespierre, der leidenschaftlich gern Orangen aß, immer etliche der goldschaligen Früchte



Lucile Desmoulins. Gemälde von Louis Leopold Boilly

bereit, und dann, wenn die Mahlzeit zu Ende war, spielte man Lotto, oder die Frauen stickten, während Robespierre dem beglückten Hausherrn seine politischen Ansichten erschloß. Zuweilen verstummte dann das Gespräch, Robespierre sah träumend auf den gesenkten Scheitel der stickenden Eleonore hin, die unter diesem Blick errötete und sich mit süßem Herzklopfen erinnerte, daß sie im Atelier Regnault schon „Madame Robespierre“ hieß. Und inniger noch, demütiger noch als sonst, wartete sie an diesen Abenden, zwischen Lotto und Stickerei auf ihren Glückstag, der kommen mußte, sobald das Werk des Tribuns, die auf Tugenden und Altruismus gegründete Republik, unzerstörbar vor der erstaunten Menschheit dastand. O, sie wußte, was dieser Blick verschwieg, der auf ihrem gesenkten Scheitel ruhte, sie kannte das Leben, das Robespierre späterhin leben wollte, wenn er es ihr vielleicht auch nie in deutlichen Umrissen entworfen hatte. Es war das Leben, das alle oder fast alle Schreckensmänner träumten, nach dem sie sich immer inniger sehnten, je höher auf ihr Geheiß die Blutwoge in Frankreich stieg. Fern vom Lärm und der Verderbnis der Hauptstadt wollte er ein Landgütchen kaufen, es bebauen wie ein Ackersmann und genießen wie der echte Schüler des großen Jean Jacques! Mit fröhlichem Sinn stand man beim ersten rosigen Dämmer auf, richtete einen Hymnus an das erwachende Tagesgestirn und ging dann aufs Feld, um jeden Halm mit Liebe zu pflegen, jede Garbe



Philippe Lebas

mit einem pathetischen Gedanken zu binden. Man arbeitete im Schweiße seines Angesichts, grüßte jeden Tagelöhner als Bruder und fand auch für den Sonnenuntergang etliche tiefempfundene Stanzen. Dann zog man heim, zu dem blütenumsponnenen Häuschen, an dessen Schwelle schon die tugendhafte Gattin den Gatten erwartete, den Vater vieler, kleiner Robespierres, die genau nach den Grundsätzen des „Emile“ erzogen wurden. In sanfter Rührung schritt die beglückte Familie auf abendlichen Feldwegen und die Kinder horchten auf, wenn der Vater erzählte, daß es früher einmal, vor langen Jahren, eine entsetzliche Zeit gegeben habe, in der Könige, grausame, tyrannische Könige über Frankreich geherrscht hatten, an Stelle der auf Tugenden und Altruismus gegründeten Republik! Und mit einem Dankgebet an das höchste Wesen, das Robespierre auf dem Marsfeld an Stelle der diskreditierten Vernunft wieder in seine alten Rechte eingesetzt hatte, schloß der Kreislauf dieses gesegneten Tages. —

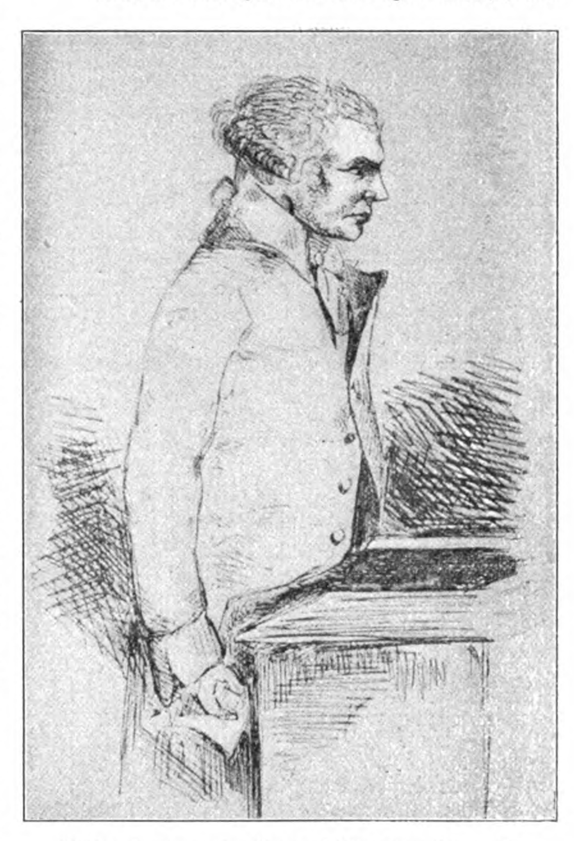
Ach, während die Herzen der Schreckensmänner von diesem künftigen, goldenen Zeitalter träumten, entwarfen ihre Hirne unablässig Proskriptionslisten, schrieben ihre Hände Todesurteile nach Dutzenden, nach Hunderten, nach Tausenden! Schon ist das Haupt des Königs gefallen, schon wächst verhängnisvolle Zwietracht zwischen Danton und Robespierre empor, schon gehören die entsetzlichen Karrenfahrten und die Todeszuckungen unter der Guillotine zu den täglichen Belustigungen des Pariser Pöbels. Auch im Hause Duplay hatte sich die Lebenshaltung insofern geändert, als die gemütlichen Abende nicht mehr mit Lotto und Stickerei ausgefüllt wurden, sondern den Charakter eines politischen Zirkels angenommen hatten. Robespierre empfing jetzt hier abends seine Freunde: da kam Camille Desmoulins, der jüngste und glückseligste aller jungen, glückseligen Ehemänner, der



Saint Just. Zeichnung von Hubert Robert

noch nicht ahnte, daß eben sein Gastgeber binnen kurzem ihn und seine zarte Lucile aufs Schafott schicken würde. Da kam der gelähmte Couthon, in demselben Rollstühlchen, in dem man ihn später zum Karren fahren wird, und der romantische Fabre d'Eglantine, der dem neuen Kalender die poetischen Namen schafft und Saint-Just, der entsetzliche öffentliche Ankläger, und noch manch anderer, der heute in diesem verschwiegenen Winkel von Paris mithilft an den Todeslisten und selber morgen schon als „verdächtig" ins Gefängnis wandert ...

Es kann sein, daß die Politik, die ja als Charakterverderberin gilt, auch den Charakter dieser Männer verdorben hatte, aber den Sinn für Kunst, Ästhetik und Gemütlichkeit hatte sie ihnen entschieden nicht geraubt. All diese Schreckensmänner benahmen und amüsierten sich im Salon Duplay nicht anders wie in irgend einem harmlosen, geselligen Haus. Man spielte ein wenig Klavier oder Violine, Robespierre las aus Corneille oder Racine vor und dazwischen notierte man, wie Points bei einem Spiel, die Köpfe, die für den nächsten Schub zur Guillotine ausersehen waren. Robespierre merkte nie, gar nie, welch grausige Groteske er selbst darstellte, er, der einst die Richterkarriere aufgegeben hatte, weil er kein Todesurteil unterzeichnen wollte und der heute Köpfe fallen ließ, wie ein Tatarenkhan! Denn dies war ja das Verhängnis seines Wesens und Waltens, daß er zu gleicher Zeit ein Phantast und ein Pedant war, immer durch den Kopf mit grausamer Pünktlichkeit ausführen ließ, was sein Herz in ungestümen Wallungen forderte. Er empfand und wollte wie ein Weltbeglücker, aber sein Weltbeglückungsideal war ganz abstrakt, rechnete nicht mit Menschen, am wenigsten mit vorhandenen oder einzelnen Menschen, sondern sah die zu Beglückenden nur als verschwommene, undeutliche Masse, wie sein leibliches Auge wohl sah, wenn er die Brille ablegte. Er wollte die Welt beglücken, und weil sich ihm dabei Menschen von anderer Gesinnungsart entgegenstellten, räumte er sie mit dem verbissenen Fanatismus des Juristen hinweg, der nichts vor sich sieht, als Paragraphen, gegen die verstoßen worden ist. Er hatte sicher nie eine Ahnung von dem grauenhaften Mißverständnis, das zwischen seinem Wollen und seinem Tun lag, und das sich bald auch zwischen ihn und die Nation drängte, die sich ihm einst so willig zu eigen gegeben hatte. Sicher ist ihm nie der Gedanke gekommen, daß mit jedem einzelnen dieser fallenden Köpfe, die er zu hunderten und aber hunderten dem Henker schickte, ein Stück Menschenglück in Jammer und Tränen verblutete. Diese Menschen, die er zum Tode verdammte, waren für ihn nur Zahlen, die er voll Empörung auslöschte, sobald sie die auf Tugenden und Altruismus gegründete Republik gefährdeten oder zu gefährden schienen; — wie solche Löschung sich vollzog, und was sie bedeutete, wußte er kaum, denn er sah die Karren nicht, die zur Guillotine fuhren. Er saß derweilen im Konvent oder über seinen Büchern und Phantasien, atmete entzückt die verlorenen Wolken von Jasmin und Fliederduft, die



Robespierre auf der Rednertribüne des Konvents
Nach einer zeitgenössischen Radierung

aus entfernten Gärten gezogen kamen und wäre sehr erstaunt gewesen, wenn einer ihm gesagt hätte, daß Paris verpestet war von Blut und Greueln, die er, der sanfte Apostel der Menschlichkeit, über die einst so fröhliche Stadt verhängte ... —

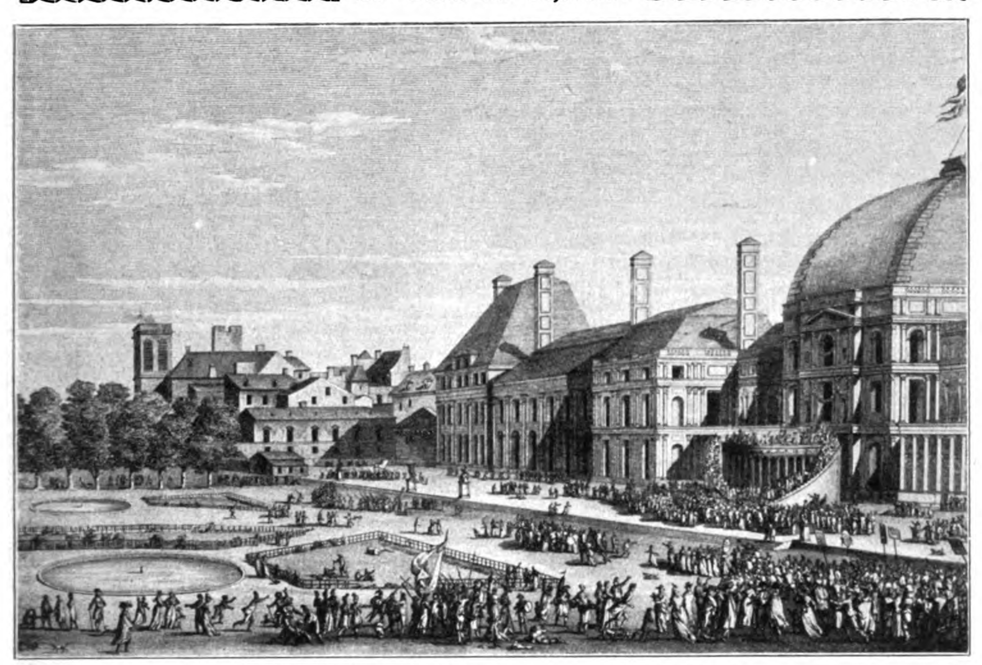
Während man im Salon Duplay beim traulichen Lampenschein Lottonummern und Köpfe ausrief, die morgen fallen sollten, während Eleonore mit tiefgesenktem Scheitel auf das Wort ihres Glücks wartete oder hingerissen auf Robespierre blickte, wenn von seinen Lippen die wuchtigen Verse Racines flossen, wurden die frischen Wangen der jungen

Elisabeth Duplay immer schmaler und wenn man sie unversehens anredete, schrak sie zusammen, als riefe sie einer zurück aus fernem Land, aus fernem Traum. Wenn auch keiner im Hause dem unsanft entwichenen, zänkischen Fräulein Robespierre nachweinte, — Elisabeth konnte nicht ohne Bewegung an sie denken, denn ihr hatte sie das leidvolle Glück zu danken, um das sie sich jetzt härmte und das sie doch nimmer vergessen konnte. Fräulein Robespierre hatte Elisabeth einmal in eine Konventsitzung auf die Tribüne mitgenommen und ihr dort einen jungen Konventler, Philipp Lebas, vorgestellt, der an Fräulein Charlotte herangetreten war, um sich nach ihrem und ihrer Brüder Befinden zu erkundigen. Lebas war hübsch und lustig und amüsierte sich sehr über das naive Staunen, mit dem die kleine Elisabeth die Hexenküche der französischen Politik — den Konvent — betrachtete, in der er, Lebas, als Robespierres Küchenjunge eifrig mit herumhantierte. Als die Damen zu einer zweiten Sitzung kamen, stand er schon da und reichte Elisabeth ein Opernglas, damit sie besser sehen konnte, was drunten im Saal vorging. Wie sie es an die Augen hob, bemerkte er an ihrem Finger einen Ring, der ihn interessierte. Sie zog ihn ab, reichte ihn dem jungen Mann hin, erhielt ihn aber nicht mehr zurück, denn eben in diesem Augenblick wurde im Saal der Name „Lebas" aufgerufen, und der junge Konventler eilte Hals über Kopf hinunter, um dem Rufe zu folgen. Da saß nun Elisabeth Duplay ohne ihren Ring und mit einem Opernglas, das ihr nicht gehörte, und wie sie ein wenig nachdachte, merkte sie, daß der lustige Philipp nicht nur ihren Ring, sondern auch ihr Herz mitgenommen hatte ... Es wäre nun freilich hübsch gewesen, wenn die Zuschauertribüne des Konvents sich auch fernerhin als Schießplatz für Amors fröhliche Scharfschützenkunst erwiesen hätte, aber Lebas erschien nicht mehr, denn er lag schwer krank und rang wochenlang mit dem Tode. Elisabeth, die sich scheute, nach ihm zu fragen, meinte zuerst, er dächte nicht an sie und dann, als sie aus abgerissenen Reden von seiner Krankheit erfuhr, war's ihr, als sei ihr kaum erblühtes Glück schon gestorben und begraben. Sie wurde so blaß und elend, daß man sie aufs Land schickte, aber es half nichts, weil der einzige Arzt, der ihr helfen konnte, ja selber in Paris am Tode lag. Wie sie zurückkam, traf sie ihn unversehens auf der Straße, sah, daß er bleich und abgemagert war, meinte aber doch, sie hätte nie ein schöneres Gesicht gesehen, als dies fahle Rekonvaleszentenantlitz. Er redete sie an, und weil die Krankheit nur sein Gesicht, nicht seine Fröhlichkeit verwischt hatte, fragte er sie, ob sie nicht eine Frau für ihn wüßte, eine liebe, heitere Frau, die nicht gar zu hausbacken sei, sondern gewillt, mit ihm ein fröhliches Pas de deux durchs Leben hinzutanzen. Der kleinen Elisabeth wurde es schwarz vor den Augen, denn sie verstand nicht, daß diese Scherzworte um sie selber warben. Sie stotterte und stammelte, daß sie solch ein Frau nicht wisse, und die Augen standen ihr voll Tränen. Da ergriff Lebas ihre Hand, sagte ihr süße, törichte Worte, von denen sie oft geträumt und doch nie geglaubt hatte, daß er sie je zu ihr sprechen würde. Nun gab's im Hause Duplay eine fröhliche Verlobung und eilige Hochzeitsvorbereitungen. Für Eleonore war es gewiß ein wenig bitter, daß die jüngere Schwester eher als sie heiratete, aber was war schließlich das Konventsmitglied Philipp Lebas gegen Maximilien Robespierre?! Wie anders, wie ganz anders als Elisabeths, würde der Hochzeitstag der stolzen, verschlossenen Eleonore sein! Nicht die Schwestern, nein, die ganze Nation würde ihr den Brautkranz darreichen, alle Glocken von Paris würden ihren Festtag einläuten und wenn sie dann mit dem geliebten Mann fortzog, auf das Gütchen zu den Sonnenuntergangsstanzen und den pathetisch gewundenen Garben, dann würden die Lichter der festlich beleuchteten Stadt ihren Weg beglänzen, die Segenswünsche eines ganzen Volkes sie begleiten, fast so, wie es damals war, als die verhaßte Österreicherin kam ...

Einstweilen ist es schon eine große Genugtuung für sie, daß beim „Fest des höchsten Wesens" Eleonore dem Tribun den Strauß aus Kornähren und Feldblumen reichen darf, mit dem er die segnende Gottheit, die er wieder zu Ehren gebracht hat, grüßen wird! Wer vermag die jubelnden, stürmischen Empfindungen dieses Mädchens zu schildern, als sie ihr Idol im kornblumenblauen Frack dahinschreiten und dem versammelten Volk eine neue Religion geben sah?! So verblendet war sie und mit ihr die ganze Familie Duplay, daß sie nicht merkten, wie dieses grandios gedachte Fest — eine der vielen weltfremden Schimären Robespierres! — in Lächerlichkeit und Roheit endete. Nur er, der weltferne Träumer, hatte an diesem Tag so etwas wie das zweite Gesicht. Als er abends heimkehrte und die Familie ihn mit Lobsprüchen und Glückwünschen umdrängte, wehrte er sie mit trübem Antlitz ab: „Laßt doch, ihr werdet mich nicht lange mehr sehen. Der Konvent haßt mich!"

... Immer höher stieg die Blutwoge auf sein Geheiß, immer lauter heulten die Flüche Frankreichs um das vermaledeite Haus, das in der Rue Saint Honoré so friedlich zwischen blühenden Gärten lag. Schon zitterten nicht bloß mehr die Feinde, sondern auch die Freunde der Republik vor dem kommenden Tag, und Lebas, dem Elisabeth eben einen Sohn geschenkt hatte, sagte wohl voll angstvoller Zärtlichkeit zu seiner Frau: „Am besten wär's, ich schösse dir und mir eine Kugel durch den Kopf! Wenn nur das Kind nicht wäre, das arme Kind!"

In diesem ungewöhnlich heißen Sommer des Jahres 1794 sah man Robespierre oft weit draußen vor der Stadt über Wiesen

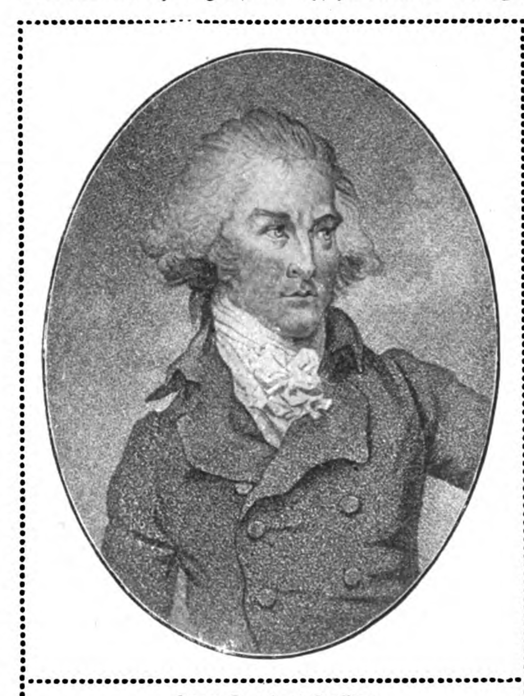


Das Fest des höchsten Wesens am 8. Juni 1794
Stich von Berthault nach einer Zeichnung von Duplessis=Berteaux

und Felder gehen. Bald bückte er sich, um ein paar Blumen zu pflücken, bald starrte er mit verlorenem Blick und zusammengepreßten Lippen ins Weite. Was er dachte, während er durch die schwelenden Sommergluten ging? Niemand hat es jemals erfahren. Vielleicht träumte er, daß er im nächsten Jahr schon seinen romantischen Traum der Stadtflucht erfüllen und über eigenen Grund und Boden schreiten könnte, vielleicht aber auch hing er schwereren und gräßlicheren Dingen nach. Sein Mißtrauen, das überall, selbst in jedem Freund, einen Vaterlandsverräter witterte, hatte sich in der letzten Zeit zu fast krankhaftem Wahn gesteigert; es gab niemand mehr, der sicher war vor ihm, weil er meinte, daß die geliebte Republik vor keinem sicher sei. Er wußte oder ahnte wenigstens, daß sie im Konvent gegen ihn und seine endlosen Schlächtereien zu murren begannen, aber er begriff nicht, warum sie es taten. Er war zugleich empört und betrübt, daß man ihn und sein hohes Ziel nicht nach seiner Art richtig erkannte, daß man es überhaupt der Mühe wert fand, über Menschenblut zu diskutieren oder zu jammern, wenn es sich doch um das Vaterland, um das nach Maximilien Robespierres Ideen gereinigte und geeinigte Vaterland handelte! Seit Wochen schon ging er zu keiner Konventssitzung mehr, und unter den vielen Rätseln, die dieser seltsame Mensch der Mit- und Nachwelt aufgab, bleibt eines der absonderlichsten und verzwicktesten diese Gleichgültigkeit gegen eine Versammlung, deren Haupt er gewesen, und von der er wußte, daß sich in ihrer Mitte Fürchterliches gegen ihn zusammenzog ... Da träumte er denn wohl, während er durch die sommerlich blühenden Felder ging, von einer letzten, einer allerletzten grandiosen Hekatombe, die alle Verräter des Konvents in einem Blutmeer ersäufen sollte. Nur dieses letzte Blutopfer noch, und die heilige Republik würde ungefährdet, strahlend sich über den Erdkreis erheben, zur Wonne aller braven Franzosen, zum Schrecken und Neid der übrigen Welt! Was Robespierre Süßes oder Romantisches in diesen Tagen sann, hat kein Mensch je erfahren, aber von dieser letzten Hekatombe sickerten bald Gerüchte durch. Wieso? Nun, durch Zufälle, wie man sie sonst eigentlich nur in tollen und nicht allzu geschickten Komödien findet. Das eine Mal sieht der Friseur, der täglich im Hause Duplay Maximiliens malerische Haartracht türmt, auf dem Schreibtisch ein Blatt Papier liegen, auf das Maximilien mit seiner zierlichen, flotten Juristenschrift die Namen all derer gekritzelt hat, deren Köpfe verfallen sind ... Und wieder ein anderes Mal gibt's ein kleines Herrendiner bei Barrère, an dessen Tisch die Gäste in Hemdsärmeln sitzen, weil die Hitze so groß ist, daß sie ihre Röcke im Vorzimmer abgelegt haben. Zwischen zwei Gängen der heitern Tafelrunde steht Carnot einmal auf, um im Vorzimmer aus seinem Rock etwas zu holen, sieht den Rock Robespierres hängen und kann der Neugier nicht widerstehen, die ihn treibt, die Taschen des Unbestechlichen zu durchforschen. Er findet einen Zettel darin, den seine Augen

hastig überfliegen, liest Namen, von denen er sich wohl denken kann, warum Robespierre sie hier so sorgfältig zusammengestellt hat, wird blaß und taumelt, da er seinen eigenen auf der Todesliste erblickt ... — —

Endlich, nach wochenlanger Abwesenheit, erscheint Robespierre wieder einmal im Konvent. Alle blicken voll Grauen auf ihn, denn alle ahnen, warum er heute kommt, und über ihnen allen lastet die Erwartung des Entsetzens. Der ganze Saal kommt ihnen vor wie eine gigantische Richtstätte und die Decke, die sich über ihnen wölbt, wie ein Riesenbeil, das auf den Wink eines einzigen Mannes all ihre Hälse durchschneiden wird.



Jean Lambert Tallien
Stich von Bock nach einem Gemälde von Rowe

Wie eine rotglühende Eisenwelle lastet Spannung über ihnen, steigert sich zu schwüler, atemraubender Qual, da Robespierre sich anschickt zu sprechen und jeden Augenblick jeder Name von seinen Lippen fallen kann. Alles, was sie seit fünf Jahren an Spannung und Todesqual erlebt haben, schwindet dahin vor dieser Stunde, die sie alle in einem einzigen Urteilsspruch zusammenpressen und vernichten wird. Alle zittern, mehr als alle aber zittert Tallien. Ihm hat Robespierre die Geliebte, Theresa Cabarus, die schönste Frau von Paris, aus den Armen gerissen und ins Gefängnis geworfen, und ihr Schicksal ist schon so nahe, daß sie gestern an Tallien einen Brief voll zorniger Verzweiflung schickte, in dem sie höhnend fragte, ob es in Frankreich denn wirklich keinen Mann mehr gäbe, ob Tallien denn wählen könne, wenn er zwischen sie und Robespierre gestellt sei. Dieser Brief einer verzweifelten, zu Tode geängstigten Frau brennt Tallien auf der Seele, und er hat auch schon einen Dolch in der Tasche, um für Theresa zu kämpfen und zu sterben. Aber die Suggestion, die von Robespierre ausgeht, ist immer noch so groß, daß alle wie erstarrt sitzen und Tallien untätig, stöhnend an den prachtvollen Hals Theresas denkt, der morgen schon dem Henker gehören wird. Die Spannung im Saale ist jetzt so groß, so fürchterlich, daß alle Nerven zum Reißen gezerrt sind, und jeder das Ende ersehnt, wär's auch um den Preis des eigenen Lebens. Wenn Robespierre jetzt zu sprechen beginnt, wenn er nur halb so gut spricht wie sonst, dann ist alles beendet, dann stirbt die Cabarus, wie Tausende vor ihr gestorben sind, dann schreitet der Volkstribun über den blutigen Leib des ganzen Konvents zur höchsten Macht, zur Diktatur.

Aber, o Wunder, Robespierre redet heute matter, verworrener, als er je getan. Lang spricht er, endlos lang, und immer noch hat er nichts Bestimmtes gesagt, keinen bestimmten Namen genannt, sondern nur allgemeine Phrasen über Verrat, Vaterlandsliebe und ähnliche Dinge in die atemlose Stille hineingeschleudert. Da beginnt die rotglühende Eisenwelle der Hochspannung langsam zu verglühen, der Konvent erscheint ihnen nicht mehr wie eine Richtstätte, die Decke nicht mehr wie ein Fallbeil und — Robespierre nicht mehr wie Robespierre. Man fühlt, daß er unsicher ist, herumtastet, daß er gar nichts Bestimmtes weiß ... Schon weicht die Allmacht seiner Suggestionskraft von ihm. Tallien reißt seinen Dolch hervor, rennt über den Saal weg, auf die Tribüne hinauf, wo der öffentliche Ankläger, Saint Just, neben Robespierre steht. Die Cabarus ist gerettet, Paris wieder in ein Ungetüm mit zwei Köpfen verwandelt, die sich brüllend ineinander verbeißen, daß der Leib des gepeinigten Untiers in wilden Schmerzenssprüngen rast und sein Schweif dröhnend die Erde schlägt... — Zwei Tage dauert der Kampf der Thermidoristen. Mit unheimlicher Schnelligkeit folgen sich die Ereignisse: Verhaftung Robespierres und seiner Anhänger, das Gemetzel zwischen Stadthaus und Tuilerien, die Achterklärung, die über den Tribunen und alle, die zu ihm stehen, verhängt wird, die Überwältigung seines bewaffneten Widerstandes und die Erscheinung Barras', der seine wohlgepflegten, weißen Zaubererhände heute rasch mit Blut färbt und das Land von der Schreckensherrschaft befreit.

Als die Abendsonne des 10. Thermidor gleich einem glühenden Ball im Westen versank, war alles entschieden. Wieder fährt ein Karren zur Guillotine, aber so arme,

grauenvolle Menschenfracht wie diese hat noch keiner getragen. Zerfetzt, zerschunden, verstümmelt und zerschossen, mit Staub und Blut bedeckt schleppt man nach zweitägigem Kampf die Besiegten des Thermidor zur Richtstatt hin. Lebas, der Gatte der jungen Elisabeth Duplay, ist nicht mehr unter ihnen, denn er jagte sich noch vor der letzten Entscheidung eine Kugel durch die Schläfe. Die Besiegten des Thermidor vermissen ihn nicht. In diesen zwei letzten Tagen sind sie an Leib und Seele so entsetzlich zugerichtet worden, daß sie nichts mehr denken, nichts mehr wollen als den Tod. Am grauenhaftesten sieht Maximilien Robespierre aus, dem ein Schuß die Kinnlade zerschmetterte, daß sie weit auf die Brust herunterfiel, und der sie jetzt mit einem blutigen Leinwandfetzen an das verstümmelte Gesicht gebunden trägt. Neben ihm kauert Augustin, der hübsche Draufgänger, der gleich als der Sturm im Konvent losging, tapfer und stürmisch begehrte, das Los seines Bruders zu teilen, und der gelähmte Couthon, den sie unter einem Tisch vorzogen, unter den er armselig gekrochen war, und Simon, der Schuster, der den kleinen Dauphin im Temple bewacht hatte, und noch manch anderer, der vor acht Tagen selber Blutplakate verfaßte und sich's nicht träumen ließ, daß er so bald am eigenen Leib erfahren sollte, was durch ihn über andere verhängt wurde.

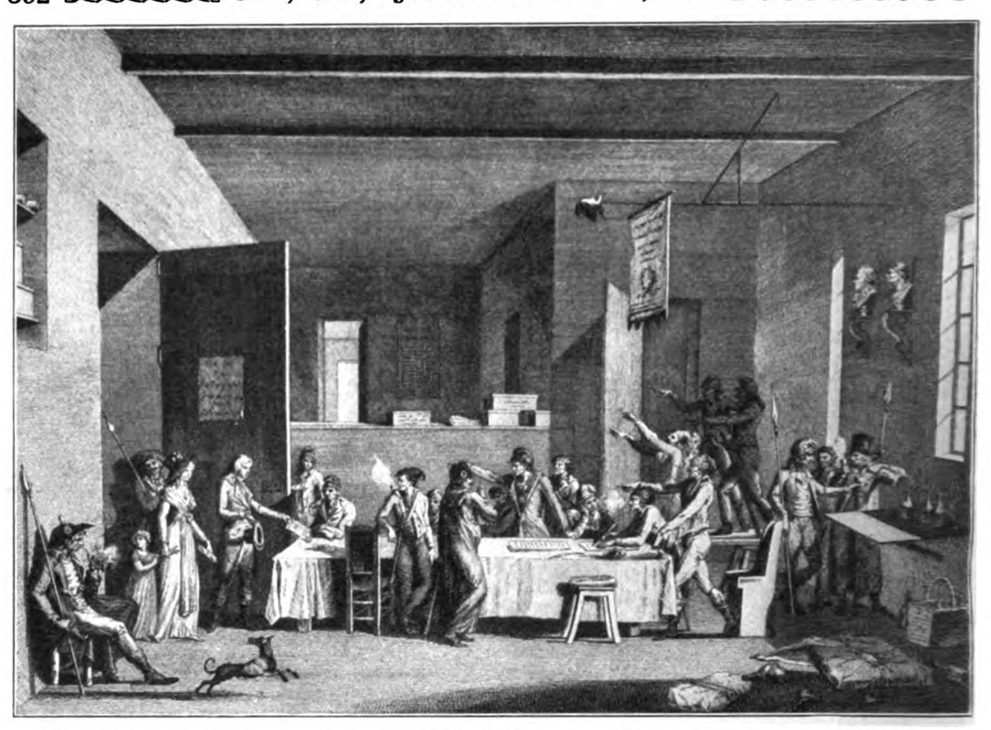
Dicht geballt in Grauen und Hohn stand die Menge von Paris und sah dem fürchterlichen Todeszug nach. Wie die Karren sich dem Hause der Duplays näherten, lief aus einem benachbarten Schlächterladen ein kleiner Junge herzu, tauchte einen Besen in einen Kübel voll Ochsenblut, der neben dem Laden stand, und bestrich die Haustüre der Duplays von oben bis unten rot, zum Zeichen, daß in diesem Hause ein Scheusal gewohnt habe. Vor diesem Spiel kindlicher Grausamkeit schloß Robespierre die starren Augen und öffnete sie während der ganzen Fahrt nicht mehr. Vielleicht dämmerte ihm da zum erstenmal etwas von dem großen, grausigen Mißverständnis auf, das sich zwischen ihn und seine Sendung gedrängt hatte ...

⌘ ⌘ ⌘

Wenige Tage später wanderte die ganze Familie Duplay ins Gefängnis, auch die zwanzigjährige Witwe Lebas mit ihrem Säugling an der Brust. In dieser Zeit erwies sich, daß Eleonore wirklich die tapfere Seele war, als die Maximilien sie einst dem Bruder gerühmt hatte, und tapfer wie sie war die kleine Lebas und jeder einzelne der Duplays. Obgleich sie jetzt von den Beziehungen zu Robespierre nichts mehr zu hoffen, dagegen viel zu fürchten hatten, verleugneten sie ihn niemals, wie seine Schwester es geraume Zeit tat, und Eleonore legte sogar Trauer an, die sie ihr Leben lang trug, bekannte sich vor der ganzen Welt als die verwitwete Braut des Volkstribunen. Ob mit Recht oder Unrecht, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls aber war es eine adelige Empfindung, die sie zu diesem Bekenntnis oder zu dieser holden Lüge trieb. Nicht kleiner als sie erwies sich Elisabeth Lebas, die mit Stolz ihren verfemten Namen weitertrug und sich's zuschwor, aus ihrem Kind einen seines Vaters würdigen Mann zu erziehen, obgleich sie so bettelarm war, daß sie bei fremden Leuten wusch, um für sich und den kleinen Philipp das Notwendigste zu verdienen. Da sie noch im Gefängnis saß, interessierte sich einer der Sieger des Thermidor für die junge Frau, ließ sie wissen, daß er sie befreien, für die Erziehung und die Zukunft ihres Kindes sorgen wolle, wenn sie sich zu einer neuen Heirat entschließen könne; ihre Antwort war: „Die Witwe Lebas wird diesen geheiligten Namen nur mit dem Tode ablegen.“ Die Antwort auf diese Antwort sind fünf Monate Gefängnis, die aber schließlich doch mit Freiheit enden, während Frau Duplay „die Königin-Mutter“, wie der Pöbel sie voll grimmen Hohns hieß, nie mehr in die Rue Saint Honoré zurückkehren sollte: man fand sie eines Tages in ihrem Gefängnis erhängt. Man sagte dem bestürzten Gatten, daß seine Frau selbst Hand an sich gelegt habe, aber die Männer des Hauses Duplay wußten wohl, wenn sie's auch nicht



Madame Tallien. Ausschnitt aus einem Gemälde von François Gérard



Sitzung eines Revolutionsausschusses. Stich von Berthault nach einer Zeichnung von Fragonard

sagten, was sie von diesem „Selbstmord“ zu denken hatten ...

Nach einiger Zeit kehrten die Duplays in das Haus zurück, dessen Tür damals ein grausames Kind mit Blut gezeichnet hatte. Ob sie nur von den Erinnerungen ihrer großen Zeit träumten oder auch von Rache für den Freund, den präsumptiven Schwiegersohn und Gatten, den man ihnen so grausam entrissen hatte,— wer vermöchte es zu entscheiden. Sicher ist nur, daß Duplay Vater und Sohn auch bei der Verschwörung Baboeufs beteiligt waren, der ja wenige Jahre später das alte, republikanische Ideal Robespierres verwirklichen wollte. Eleonore aber lebte hinter der mit Blut gezeichneten Tür ein verlöschtes Leben, das keiner mehr kannte. Wer hätte auch jetzt noch nach der unscheinbaren Tischlerstochter fragen sollen, die einst zur Herrin Frankreichs bestimmt gewesen schien?! An demselben Tag, da Robespierre fiel, grüßte das befreite Paris die schöne Cabarus jauchzend mit dem köstlichen Zärtlichkeitsnamen „Notre Dame de Thermidor“, und hinter ihr schritt schon mit listigem Gesicht die anmutige Kreolin, die kaum ein Jahr später einen jungen Kriegsgott und ein siegreiches Land zu ihren kleinen Füßen sehen sollte ... Eleonore aber saß einsam und vergessen in dem alten Haus in der Rue Saint Honoré und sann Gewesenem nach. Maientage kamen, trugen aus unbekannten Gärten Wolken von Jasmin- und Fliederduft her, garbenschwere Juliwochen standen zitternd in Glut und Sonnenlicht, — der Mann aber, der sie ihr gedeutet und erfüllt hatte, war nicht mehr! Endlose Nächte kamen und schwanden, narrten sie mit glückseligen, quälten sie mit grausigen Träumen, — doch am Morgen war nichts von ihnen geblieben, als ein ewiges Trauerkleid ...

Herb und verschlossen schritt Eleonore aus den Tagen der Jugend zum Matronentum hin. Andere Frauen hatten in jener grausamen Zeit vielleicht noch mehr verloren als sie, aber ärmer war keine geworden und geblieben. Elisabeth Lebas hatte doch wenigstens die Erinnerung an ein ganzes Jahr voll Wonne, hatte ihr Kind, für das sie arbeitete und in dem sie den Vater wiederzufinden hoffte, und heiratete sogar einen Bruder Lebas', so daß sie noch einmal Ehe- und Mutterglück genoß, ohne den Namen aufzugeben, auf den sie so stolz war. Charlotte Robespierre, die zänkische Schwester der toten Brüder, fand in dem jungen Laponneraye, dem nachgeborenen Fanatiker der Republik, einen Adoptivsohn, der sie mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht umgab, als wär' er ihrem Schoß entsprungen, — nur Eleonora stand bettelarm, hatte kein Kind, das sie herzen, kein Grab, das sie pflegen konnte, besaß nichts von ihrem ganzen Mädchentraum, als die Erinnerung an Küsse, die nie geküßt worden waren, an

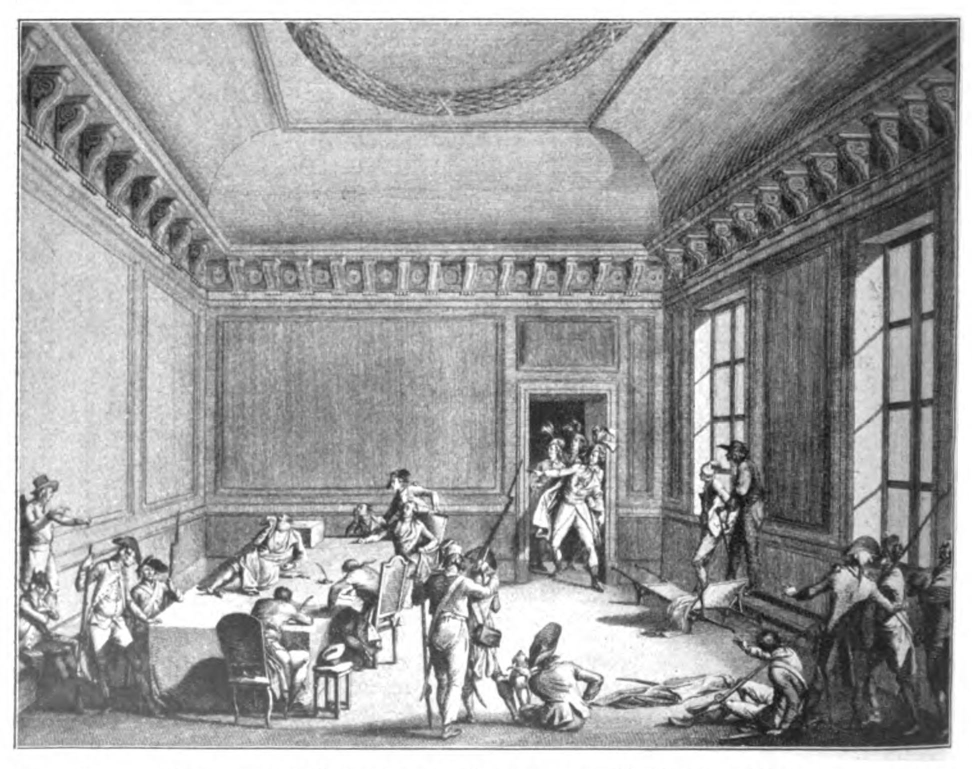


Im Vordergrunde des Bildes Robespierre, dessen Verhaftung der Deputierte Louchet soeben beantragt hat, umdrängt von seinen Gegnern: Vadier, auf eine Schrift, die er ihm vorhält, deutend, Collot d'Herbois mit geballten Fäusten ihn bedrohend u. a.; ein Verschworener hinter Robespierre hat ihn am Handgelenk gepackt, während er gleichzeitig den links stehenden Saint Just am Rocke faßt. Auf der Rednertribüne zwei Hauptgegner Robespierres Billand Varennes der verächtlich auf den Gestürzten herabdeutet und Tallien, der, auf den Schultern zweier Genossen sitzend, einen Dolch emporhält. Der Präsident Thuriot sucht vergeblich mit seiner Glocke Ruhe zu schaffen. Auf den Stufen der Tribüne steht in überlegener Haltung Barrère, von Anhängern umringt.

Der Sturz Robespierres im Nationalkonvent am 9. Thermidor (27. Juli) 1794. Gemälde von Max Adamo (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München)

Worte, die sie ersehnt und doch nie vernommen hatte ...

In einem abgelegenen Teil des Père la Chaise, wenige Schritte entfernt von der Mauer, an der die Toten des Kommuneaufstandes ruhen, liegt ein einfaches, umgittertes Grab, auf dem sich ein von einem Kreuz gekrönter Gedenkstein erhebt. Auf diesem Grabstein sind immer wieder die Namen „Duplay" und „Vauderuche" verzeichnet, und das Grab sieht auch so gut gehalten aus, daß man wohl annehmen kann, es werde noch von deren Nachkommen gepflegt. Hier ruht der Schreinermeister mit seinem Sohn und seiner Tochter Eleonore. Allein, ohne die Hilfe eines Friedhofsbeamten, findet man das Grab nicht, und es mutet seltsam an, wenn man sich im Friedhofsbureau danach erkundigt und für dies verschollene Grab eines verschollenen Menschen einen ganz modernen Orientierungszettel ausgestellt bekommt und vielleicht gar noch gefragt wird, wer das Leichenbegängnis bezahlt hat, gerade als ob Herr Duplay erst gestern das Zeitliche gesegnet hätte. Achtunddreißig Jahre hat Eleonore die Schrecken des Thermidor überlebt; erst 1832 schloß die Vierundsechzigjährige die Augen, genau an demselben Julitag, an dem einst ihr Abgott zur Richtstatt geführt worden war. Das Grab der Duplays oder vielmehr seine Umgebung wirkt melancholisch und unheimlich. Von der Kommunemauer her leuchten die roten Seidenschleifen verdorrter Kränze wie Blut, und Blut scheint aus dieser Erde zu sickern, in der soviel junges, gewaltsam beendetes Leben verscharrt liegt. Neben dem Grab der Duplays ist ein anderes, dessen Gitter zerborsten, dessen Grabstein zerbröckelt ist und von dem ein breitästiger Baum so wild wegstrebt, als grause ihm vor diesem blutgedüngten Boden und den Geistern, die hier des Nachts umgehen. Blut hier und Grausen dort, — aber ruhig in ihrem Grabe schläft Eleonore Duplay. Sie hat mit ganz andern Gespenstern zu Nacht gespeist, als mit denen, die auf dem Père la Chaise ihr Wesen treiben, und der wildeste Höllenspuk moderner Kanonaden könnte sie nicht erwecken, die den Thermidorschrecken mit angesehen hat. Wenn aber einst, wie es geplant war, das Standbild Robespierres sich im Tuileriengarten erheben wird, dann schwebt von diesem unheimlichen, zwischen Blut und Grauen eingebetteten Grab ein blasser Frauenschatten zu dem Denkmal des Unbestechlichen hin, im Tode noch sich vor ihm zu neigen, der ihr nie etwas von sich gab, und der trotz seiner Kargheit ihr Leben mit Sinn, Glanz und Erinnerung erfüllt hatte.



Der verwundete Robespierre im Vorzimmer des Wohlfahrtsausschusses
Stich von Berthault nach einer Zeichnung von Duplessis-Bertaux

Herr Cornelius Ritter

Von Georg Busse=Palma

Als der Rentner Herr Cornelius Ritter seinen gewohnten Vormittagspaziergang antrat, schob eine auffällige Persönlichkeit hastig und scheu an ihm vorüber. Der Mann war von kleiner, kümmerlicher Gestalt, dünn und schäbig gekleidet, und die Absätze unter seinen Stiefeln waren ganz schief getreten. Aus dem schwarzen Krempenhut fiel eine semmelblonde Mähne bis auf den Rockkragen. Sie war so üppig, daß man auf einen Künstler schließen konnte; oder aber auf einen sehr armen Mann, der schon lange in keinem ordentlichen Gefängnis mehr war, wo das Haarschneiden nichts kostet.

Der stattliche und in jeder Hinsicht wohlgepflegte Rentner erinnerte sich, daß er diese Figur schon einmal gesehen hatte. Und zwar am vorhergehenden Tage. Nur war sie damals nicht allein gewesen, sondern in Begleitung des Stadtsergeanten Schuhmann, der sie augenscheinlich wegen Bettelei verhaftet hatte.

‚Wahrscheinlich hat der Kerl vierundzwanzig Stunden gebrummt und macht nun, daß er aus dem ungastlichen Ort herauskommt!' dachte Herr Ritter.

Er knöpfte seinen grauen Gehrock auf und fühlte in der Westentasche nach einigen Groschenstücken, da er die Absicht hatte, ihm etwas zu schenken, falls er ihn einholen sollte. Er war ein gutmütiger Mann, dessen Seele nach allen Anforderungen der Kultur ebenso sauber und glatt rasiert war wie sein rundliches Kinn.

Solange die Häuser der kleinen Stadt sie umgaben, war der Abstand zwischen ihnen gering. Auf der Landstraße jedoch blieb der Fremde erst für eine Sekunde stehen, als ob er sich zurechtfinden wolle, und schlug dann einen Schritt an, der für Cornelius Ritter zu anstrengend war. Es konnte ihm ja auch keiner zumuten, Trab zu laufen, um ein Almosen los zu werden!

„Der Mann ist ein Pechvogel!“ sagte er sich in behaglicher Nachdenklichkeit. „Läuft vor der zugedachten Gabe sozusagen davon. Aber lieber Gott! wie viele von der Sorte mag das in der Welt wohl geben! Ganz gewiß gibt es Menschen, denen das Glück immer auf der Spur ist und die so schnell gehen, daß es sie nicht einholen kann und immer eine Haltestelle zu spät kommt! Sonderbar übrigens, was der Mann für einen Gang hat.“

Während er selber ruhig und die fleischigen Hände auf dem Rücken verschränkt, dahinwandelte, hatten die Bewegungen des vor ihm Gehenden etwas Stoßartiges, Automatenhaftes angenommen. Er schritt wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben, wie ein Wanderer, dem ein starker Wind in den Rücken bläst. Es war aber ganz windstill. Beide Arme hingen ihm schlaff am Leibe herab. Die eine Hand war zu einer kleinen, festen Faust geballt, die andere hielt den Knotenstock, der locker am Boden schleifte. Die Schultern waren vorgeschoben, während er den Kopf unnatürlich gerade trug. Der Beobachter vermutete, daß er bei dieser Gangart stiere, vortretende Augen haben müsse.

Nach wenigen Minuten war er hinter einer Wegbiegung seinen Blicken entschwunden, und als Herr Cornelius ihn nicht mehr vor Augen hatte, verlor er ihn auch bald aus den Gedanken. Es gab zu viel anderes zu sehen, das erquicklicher war. Die riesigen Pappeln zu beiden Seiten der Straße zum Beispiel, die gemähten Felder, über die hier und da noch ein Schmetterling flog, links dahinter die roten Dächer eines Dorfes, das wundervoll deutlich durch die klare Herbstluft sah, und zur rechten Hand wieder die feuchte, grüne Havelwiese mit dem hohen Röhricht am Flusse. Dort stand ein Jäger mit einem langhaarigen Hund und ein großer, brauner Frachtkahn glitt langsam und lautlos an ihm vorüber. Am Bug saß eine schwarze Katze, aber Menschen waren auf Deck nicht sichtbar. Er kam wie aus einem Hexenmärchen geschwommen. Nur ab und zu tauchte in einigen Lichtungen des Rohres der Trekker auf. Mit gekrümmter Schulter hing er vornüber im Zugseil und schob sich den schmalen Schifferpfad entlang.

Im Weitergehen gelangte Herr Ritter an ein Birkenwäldchen, das von der Stadt als eine Art Volkspark sauber gehegt und gepflegt wurde. Junge Stämmchen, schlank und rank im weißen Kleide wie sehnsüchtige Mädchen, standen dort neben alten, deren Narben deutlich von vielen Erfahrungen sprachen. Das ganze Jungvolk pflegte zur Zeit der ersten Schwärmerei seine Anfangsbuchstaben in ihre Rinde zu schneiden und der Herr Cornelius dachte schmunzelnd, daß auch er einst diesen Frevel begangen hatte. Manches war damals hier noch anders gewesen, aber der Baum stand noch, und heiter, wie er hier immer gestimmt wurde, ließ er sich zum Verschnaufen auf eine Bank nieder.

Er war aber kaum warm darauf geworden, als er plötzlich durch ein sonderbares Geräusch in seiner freundlichen Versunkenheit gestört wurde. Es klang wie die dumpfe, gewaltsame Erschütterung eines nahen Baumes, als ob eine schwere Wildkatze oder ein Luchs auf einen Ast gesprungen wäre. Neugierig erhob er sich und trat einige Schritte in der Richtung des Schalles vorwärts.

Da bekam er ein abscheuliches Bild vor Augen.

An einem der stärksten Stämme hing dicht

vor ihm ein Erhängter. Sein Gesicht war grauenhaft verzerrt. Er zappelte noch und seine Beine bewegten sich in der Luft wie beim Wassertreten.

Wie der Blitz durchschoß es Herrn Cornelius: Das ist der Mann mit dem sonderbaren Gang! Ohne lange zu überlegen, sprang er auf ihn zu, zog sein Taschenmesser und versuchte, ihn abzuschneiden. Der Erhängte, der sich wohl von oben herabgelassen hatte, hing jedoch hoch und er mußte hopsen, um den Lederriemen, an dem er baumelte, überhaupt zu erreichen. Erst als er sich selber mit der linken Hand an dem Riemen festklammerte und so in der Schwebe zuschnitt, zerriß er, und beide, der Erhängte wie sein Retter, purzelten übereinander ins Gras.

Herr Cornelius war sofort wieder auf den Beinen und lief zu einem in der Nähe plätschernden Quell, in dem er sein Taschentuch tränkte und seinen schönen, neuen Strohhut bis obenhin mit Wasser füllte. Das Wasser goß er dem Unglücklichen mitten ins Gesicht, während er ihm das Tuch auf den umdrosselten Hals legte. Er wollte ihm auch noch Rock und Hemd aufreißen, wurde aber durch das Erwachen des Unglücklichen daran gehindert.

Der Mann röchelte, schluckte, bewegte die Augen und sah seinen ungewünschten Helfer verständnislos an. Dann griff er an den schmerzenden Hals, stemmte die Hände unten auf und richtete sich mit einem Ruck halb empor.

„Ist Ihnen schon wieder gut?“ erkundigte sich Cornelius Ritter in teilnehmender Güte.

In dem Blick des Abgeschnittenen glomm ein klares, aber böses Licht auf.

„Gut?“ wiederholte er heiser. „Gut wäre mir jetzt, wenn Sie nicht gekommen wären! Was haben Sie mit mir gemacht, Mensch?“ —

Herr Cornelius zog ein verdutztes Gesicht. ‚Ob er vielleicht noch nicht ganz bei Bewußtsein ist?‘ überlegte er sich.

„Ins Leben hab' ich Sie zurückgebracht, Sie Ärmster!“ erwiderte er begütigend. „Erinnern Sie sich nicht ...“

Er deutete mit dem Zeigefinger nach dem Ast, an dem noch der halbe Hosenriemen schaukelte.

Der Fremde lachte gequält.

„O ich weiß, daß ich da tanzte! Aber wer gab Ihnen das Recht, sich zwischen mich und den Tod zu stellen?“

Cornelius Ritter fühlte sich von dieser Frage auf das peinlichste berührt. Sollte er sich etwa noch zur Verantwortung ziehen lassen, wo er sich soviel Mühe um den Kerl gegeben hatte?

„Aus Christenpflicht tat ich's!“ antwortete er also kurz.

„Natürlich! Aus Christenpflicht!“

In dem blassen, abgezehrten Gesicht zuckte es höhnisch.

„Zum Abschneiden reicht die,“ fuhr er bitter fort, „aber wenn man bei euch anklopft, um nicht erst soweit zu kommen, daß man sich hängen muß, dann ist sie immer ausgegangen. Was mach' ich mir aus dem Leben? Hätten Sie mich baumeln lassen, dann wäre ich jetzt so friedlich und still, so glücklich, wie noch nie zuvor. Und nu soll die alte Jagd weitergehn! Wissen Sie, was das heißt, Herr? Einen Tag um den andern gepeitscht werden durch Hunger und Angst, Schmerz und Verzweiflung, ohne Hoffnung jahre- und monatelang, bis man schließlich doch irgendwo mit der Nase in den Dreck schlägt? Ah! der Herr führt wohl ein anderes Leben, daß es ihm so schön vorkommt in der Welt!“

Seine Stimme war während des Sprechens bewegt und stark geworden, und der alte Herr Ritter fühlte sich beunruhigt. Wie die meisten Menschen fürchtete er sich vor jeder aufkochenden Leidenschaft, und außerdem ärgerte ihn die letzte Bemerkung, als ob in der tatsächlichen Behaglichkeit seines Daseins wirklich etwas Unrechtes läge.

„Wir müssen mit dem zufrieden sein, was Gott jedem zuteilte!“ sagte er mit mehr Salbung, als für gewöhnlich in seiner Natur lag. „Daß es Ihnen so schlecht geht, ist ja gewiß traurig, aber ganz am Leben verzweifeln darf dennoch keiner. Was sind Sie denn eigentlich, lieber Freund?“

Der Gefragte zuckte die Achseln.

„Ein Mensch, denk' ich. Vielleicht ein Entgleister; vielleicht einer, der nie richtig aufs Gleis gekommen ist. Das liegt öfter am Rangiermeister als am Wagen.“

„Ja, aber ...“

Der Vagabund schüttelte, jede weitere Auskunft ablehnend, heftig den Kopf. Dann schlug er die Hände vor die Augen und Tränen sickerten ihm durch die Finger.

„Wohin jetzt?“ rief er klagend. „Wohin?“

Er stand auf, taumelnd und unsicher, als ob ihm vom Hängen doch eine Schwäche zurückgeblieben wäre, und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen ab. Er sah sonderbar häßlich aus. Mit den geschwollenen Augenlidern, der großen Nase, die vom Weinen ganz rot war, und dem schütteren Schnurrbart schien er eine Maske des hilflosesten Jammers.

„Mein Riemen!“ sagte er und sah nach dem Ast hinauf, von dem Cornelius ihn abgeschnitten hatte. Er hielt seine Hose mit einer Hand fest. Beim Aufstehen war sie ihm ins Rutschen gekommen.

„Mein Riemen!“ wiederholte er verzweifelt. „Jetzt hab' ich noch nicht mal einen Hosenriemen und soll dabei tippeln gehn! — Sie! Sie!“ schrie er mit einemmal. „Sie haben mir ihn zerschnitten! Ersetzen Sie mir meinen Hosenriemen, Herr! Ersetzen Sie ihn mir!“

Ein heillose Angst vor seinem ganzen Lebenszustande, die sich an den Riemen klammerte, weil er vorderhand das Allerunentbehrlichste war, prägte sich deutlich in seinem halb kindischen Benehmen aus. Herr

Cornelius Ritter fühlte sich aber dennoch bei aller Gutmütigkeit tief gekränkt.

„Schämen Sie sich, Sie Undankbarer!“ tadelte er ihn. „Ich habe mir um Sie Mühe gegeben, soviel ich konnte, und jetzt schreien Sie mich zum Dank so an! Sollte ich Sie etwa hängen lassen, um den Riemen zu schonen?“

„Ja!“ brüllte der andre. „Sie hätten mich hängen lassen sollen. Überhaupt: für alles, was ich jetzt brauche, müssen Sie sorgen! Verstehn Sie! Wenn Sie mich nicht abgeschnitten hätten, wäre ich jetzt dufte raus aus dem Leben wie ein Ungeborner. Aber Sie haben mich wieder ins Leben gesetzt wie ein Vater sein Kind, ohne mich erst zu fragen. Jetzt helfen Sie mir auch weiter!“

Auf der Stirn des alten Herrn Cornelius schwoll die Zornader. Das hätte er sich denn doch nicht träumen lassen, daß einer, den er vom Baum geschnitten, ihm eine Alimentationspflicht dafür aufhalsen könnte! Allgemeiner Gepflogenheit nach schloß auch er gern dort die Augen, wo ein Hinsehn ihn moralisch beunruhigt hätte und so dachte er natürlich auch mehr an seine eigene gute, übelgelohnte Absicht als an die Lage des Unglücklichen vor ihm.

„Eine kleine Unterstützung will ich Ihnen nicht verweigern!“ antwortete er also grollend. „Was Sie sonst gesagt haben, ist wohl einer krankhaften Erregung zuzuschreiben. Im übrigen habe ich nichts dagegen, wenn Sie sich nochmals aufhängen wollen. Zum zweitenmal schneide ich Sie gewiß nicht mehr ab!“

Ehrlich entrüstet griff er in die Westentasche und suchte zusammen, was er an Geldstücken darin fand.

„Da nehmen Sie!“

Er streckte die Handvoll kleiner Münze dem wütenden Kerl entgegen, der von einem richtigen Koller ergriffen zu sein schien. Aber der nahm sie nicht.

Immer noch mit der Hand an der Hose, in einer fast drolligen Haltung, stand er schweigend vor ihm und eine finstere Wut brannte immer heißer in seinen Augen, die starr auf Herrn Cornelius ruhten.

„Schenk' den Bettel den Fröschen!“ brach es endlich heiser und wild aus seiner Kehle. „Und wenn du meinst, daß ich mich jetzt nochmal aufhängen soll, dann weißt du nicht, was sterben heißt, du feister Hund! Ich bin gestorben den ganzen Weg über bis ich zu dem Baum hier kam und bin gestorben, als ich in der Schlinge hing. Jetzt ist die Stunde, die mich aus allem Elend geführt hätte, vorüber. Ich bin wieder feige und will wieder weiter leben! Aber nicht mit deinem Almosen, sondern mit deiner Börse!“

Er bückte sich und hob seinen Knotenstock aus dem Grase.

„Gib deine Börse raus!“ schrie er drohend.

„Hilfe!“ rief Herr Cornelius und streckte abwehrend den Arm vor den Kopf. „Zu Hilfe!“ —

Er fing den Hieb auf, aber sein Arm sank von dem einen schweren Schlage wie gelähmt herab. Und im gleichen Moment saß ihm der Fremde auch schon an der Kehle, warf ihn hintenüber zu Boden und kniete wie eine Wildkatze auf seiner Brust.

„Ich will auch mal schlafen gehn ohne zu zittern, ob ich morgen auch Quartiergeld haben werde,“ keuchte er über ihm. „Ich will auch mal essen, ohne daran denken zu müssen, daß ich nach zehn Stunden wieder auf den Fraß laufen muß wie ein Tier. Was nützt mir da dein Almosen? Gib die Börse raus oder ich würg' dich!“

Mit der einen Hand drückte er Herrn Cornelius ganz fest auf die Erde und tastete mit der andern nach seinen Taschen. Da schrie der vergewaltigte Lebensretter noch einmal mit aller Kraft seiner Lungen nach Hilfe. Und im dröhnenden Baß klang ein lautes „Hallo! ich komm'!“ von der Straße zurück.

„Hund!“ knirschte der Fremde. Mit hartem Griff versperrte er Herrn Cornelius jede weitere Möglichkeit, sich bemerkbar zu machen, und ließ ihn so blau werden, wie er es selber am Baume gewesen war. Hastig bemächtigte er sich der gefundenen Börse und riß ihm mit jähem Ruck die goldene Uhr aus der Weste. Aber da kamen auch schon der städtische Förster und ein Waldarbeiter durch die Birken getrabt.

„Halt!“ rief der Förster.

Mit raschem Sprunge suchte der Überraschte seitlich zu entkommen. Kaum berührten seine Füße nach dem ersten Satze aber wieder den Boden, als er auch schon plump wie ein Mehlsack niederschlug. Er hatte nicht an seine Beinkleider gedacht, die ihm bei der heftigen Bewegung über die Stiefel gerutscht waren und ihn so zu Fall gebracht hatten. Ehe er sich wieder aufrappeln konnte, hatte man ihn am Kragen.

In der ersten Minute wehrte er sich wie ein Irrsinniger, schlug und stieß und brüllte. Dann wurde er plötzlich ganz still und schwach und suchte mit sichtbarer Beschämung seine Kleider in Ordnung zu bringen. Es war ohne Zweifel, daß er ein innerlich sanfter und friedlicher Mensch war, der nach dem Verbrausen seines fieberhaften Zornanfalles keinen Versuch mehr machen würde, sich zu widersetzen. Mit gesenktem Haupt stand er zwischen den Männern und hörte, manchmal lautlos zusammenschauernd, mit an, wie Herr Cornelius voll bitterer Empörung die Geschehnisse berichtete.

„Na, Freundchen, auf ein paar Jahre Zuchthaus werden Sie sich schon gefaßt machen können!“ meinte der Förster und klopfte ihm wuchtig auf die Schulter.

Da hob er endlich sein blasses, abgezehrtes, kindlich-schmales Gesicht, bewegte sekundenlang die Lippen, ohne einen Ton hervorzubringen und sagte dann leise und ruhig zu Herrn Ritter: „Sehen Sie, Herr! Und jetzt hätte doch alles gut und still sein können!“

Seine Stimme klang unbewegt, in seinen Augen war nichts mehr von der früheren Leidenschaftlichkeit. Über den Schmerz seines Gesichtes aber glitt ein feines, durchsichtiges Lächeln wei ein kleiner Schmetterling über einen endlos tiefen, lichtlosen Abgrund.

Herr Cornelius Ritter fühlte sich davon wie von einer Totenhand berührt. Sein erregtes Blut staute zurück und für die Dauer eines Blitzschlages durchzuckte sein Herz ein Gefühl, als ob er vor diesem Menschen da auf die Knie fallen müsse. Niederfallen, um es ihm abzubitten, daß er ihn in ein Leben zurückgeholt, das er mehr fürchtete und mehr fürchten mußte als den Tod. Und gleichzeitig stieß die Frage, ob es auch recht sei, daß es solches Leben gäbe, sich wie ein Bienenstachel in sein Gehirn.

Die Dauer eines Blitzes ist aber geringe. Nur der Stachel blieb geraumere Zeit in ihm, ehe seine derbe Natur ihn wieder herausschwärte. Noch vor der Polizeiwache, wo der räuberische Selbstmordkandidat eingeliefert wurde, sagte er zu dem Förster: „Eigentlich tut mir der Mensch doch leid! Wenn man es näher bedenkt, ist wohl wirklich nicht alles so, wie es sein sollte.“

Gedankenvoll strich er sich dabei über die Stirn. So tief hatte ihn der kleine Schmetterling bewegt, der ihm einen der Abgründe menschlichen Jammers entschleiert hatte —

In der Stadt

Ist hier die Welt von Steinen?
Nicht Mond, nicht Sterne scheinen
In diesen dunklen Schacht.
Kaum wechselt Tag und Nacht.

Ist immer ein Gedränge.
Ist alles nah und enge.
O stünd' ich fern allein
Und säh' ins Feld hinein!

Da wäre Luft zum Trinken.
Da dürft' ich niedersinken.
Da läg' die Erde fest
An mein froh' Herz gepreßt.

Da wär' ein tiefes Schweigen.
Da wär' ein zartes Geigen,
Ein Lobgesang um mich
Und in mir innerlich.

Da wär' gut Werk zu tuen.
Da wär' auch gut zu ruhen.
— Laßt mich! Laßt mich hinaus!
Hier ist nicht Gottes Haus!

Will Vesper

Süden

Kühler Gassen enge Schattenkluft,
Meerkristall und heiter-helle Luft,
Silberbäume wehn in strengen Gärten.
Kindermenschen treiben Markt und Kram,
Armut sonnt sich frei und ohne Scham
An den Mauern bei den Goldlazerten.

Alles wie ich's graue Monde lang
Mir gemalt in Sehnsucht, Traum, Gesang,
Alles heiter und dem Glück erschlossen:
Gastlich wölben Bogen sich in Reih'n,
Südfrucht duftet herb und roter Wein
Prahlerisch im Überfluß vergossen.

Drüben überm weißen Bergesrand
Sucht mein Herz das ferne Vaterland,
Kühles Reich der Wolken und der Winde.
Nimmer wird der süße Süden mein,
Nimmer wird mir wohl im Glücke sein,
Nimmer wird der Mann zum Kinde.

Hermann Hesse

Neues vom Büchertisch
Von Carl Busse

Karl Hans Strobl, Eisen und Blut (Leipzig, L. Staackmann) — Karl Rosner, Der deutsche Traum (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachflg.) — Clara Ratzka, Urte Kalwis (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Gustav Schröer, Die Flucht von der Murmanbahn (Berlin, G. Grote) — Paul Oskar Höcker, Ein Liller Roman (Berlin, Ullstein & Co.)

Vor etwa zwei Jahren hat uns Karl Hans Strobl, der Sohn Mährens, mit einem Buche überrascht, das weder Freund noch Feind von ihm erwarten konnten: mit dem ersten Band einer Romantrilogie „Bismarck“.

Eine Kleinigkeit war das wirklich nicht. Der bloße Gedanke, Bismarck als Romanhelden zu verarbeiten, zeugte von einer Verwegenheit, wie sie sonst eigentlich nur Dilettanten aufbringen. Man konnte das Zähneklappern kriegen, wenn man sich nur fünf Minuten lang die ungeheuren Schwierigkeiten des Weges vorstellte. War es überhaupt möglich, die politische Lebensarbeit eines staatsmännischen Genies dichterisch zu erfassen? Noch dazu eines Genies, das uns so dicht auf den Hacken saß, dessen Werk und Wesen die Volksphantasie alter Zeiten wohl im Laufe von Jahrhunderten zum Mythos umgeschaffen und damit für die Dichtung reif gemacht hätte, das aber aus der Unruhe unmittelbarer Nähe heraus jeder dichterischen Gestaltung spotten mußte? Ach, man brauchte sich um die Einwände wahrhaftig nicht zu bemühen, von allen Seiten schossen sie heran. Neben die ästhetischen stellten sich Widerstände und Beklemmungen aus anderen Gefilden, und wenn man sie gewaltsam beiseite schob und nur einmal an den verblüffend kecken Karl Hans Strobl dachte, dann ward der Hexensabbat noch ärger. Zwischen dem Helden und dem Gestalter, zwischen dem Genie und dem, der es neu aus sich heraus gebären will, muß es doch eine tiefere Gemeinsamkeit geben; nur wer Achill in sich hat, kann Achill schaffen. Was aber hat der gewiß sehr talentvolle Strobl mit Bismarck zu tun? Der Verstandeshelle mit dem Leidenschaftlichen und Dämonischen? Der geschmeidige Österreicher mit dem wuchtigen Niederdeutschen? Nein ... ich hätte einen neuen Hundertmarkschein gegen einen alten Hosenknopf verwettet, daß hier ein kluger Schriftsteller sich gehörig aufs Glatteis begab.

Aber dann kam die zweite Verblüffung: all diesen weisen Theorien zum Trotz war der erste Band der Bismarck-Trilogie, „Der wilde Bismarck“, unvergleichlich besser, als ich je erwartet hatte. Der verwettete Hundertmarkschein war in höchster Gefahr. Mit einer staunenswerten Fähigkeit hatte sich der Artfremde in seinen bewunderten Helden eingefühlt, mit großem Geschick hatte er das stammfremde pommersche Junkertum gezeichnet, mit schöner Wärme hatte er uns die Gestalt von Bismarcks Vater nahegebracht, seine bewegliche Darstellungskunst hatte sich jeder Situation angepaßt, und wenn sie auch stark auf das Episodische ging, so hatte das in der Jugendgeschichte doch seine Berechtigung. Selbst die sonst ein wenig spitze und mehr glatte als kräftige Sprache hatte sich bei Luther und Grimmelshausen vorsichtig erholt und für ihre Aufgabe gestärkt. So durfte man mit Fug ein Werk rühmen, in dem Karl Hans Strobl bisher seine weitaus beste Leistung gegeben hatte. Der große Stoff schien ihn zu tragen, nicht zu erdrücken, und mit „guten Wünschen für den schweren Fortgang“ habe ich mich damals von dem „wilden Bismarck“ verabschiedet

Nun ist der zweite Band erschienen, der mit doppelten und dreifachen Schwierigkeiten drohte, der die entscheidende Lebensarbeit Bismarcks darstellen und damit die Probe aufs ganze Exempel ablegen mußte. Er umspannt die Jahre von 1852 bis 1871, die Jahre also, in denen der alte deutsche Einheitstraum schrittweise der Erfüllung nähergebracht, in denen der preußische Junker zum deutschen Heros, der gehaßteste Mann zum geliebtesten wurde, in denen Bismarck erst in seine große Aufgabe hineinwuchs. „Eisen und Blut“ hat Karl Hans Strobl als Titel über diesen zweiten Band geschrieben (Leipzig, L. Staackmann), und er war sich hoffentlich keinen Augenblick darüber im unklaren, daß hier sein Rhodus war, daß es hier galt, die äußerste Kraft zusammenzunehmen. Gelang ihm der Sprung auch nur einigermaßen, so hatte er sein Spiel gewonnen; sonst war es trotz des verheißungsvollen Anlaufs verloren.

Die Entscheidung kann leider nicht zweifelhaft sein. Wenn wir gewettet hätten, dürfte ich meinem Besitz einen Hosenknopf hinzufügen, doch ich hätte gern darauf verzichtet. Schaffen ist wichtiger als Kritisieren, und ein guter Roman ist mehr wert, als die beste Besprechung eines schlechten. Aber wie Strobl sich im ersten Bande bewährte, so hat er im zweiten leider versagt. Die erste Frage: was hat er aus Bismarck gemacht? Wir haben den unglückseligen, schief und einseitig gesehenen Bismarck Frenssens gehabt; man mußte ihn ablehnen, aber trotz toller Ver-

zeichnung hatte die Gestalt doch etwas Überlebensgroßes und Dämonisches. Der Bismarck Strobls dagegen ist überhaupt nichts Ganzes und Organisches; er ist ein Bismarck, wie ihn ein Schauspieler für einen Bismarckfilm geben würde. Vergebens suche ich nach einer tieferen Erfassung der Persönlichkeit, vergebens nach der Entwicklung, die den Mann gerade in den behandelten Jahren aus allzu engen Bindungen befreite, vergebens nach einer zusammenhängenden dichterischen Darstellung seines Lebenswerkes, vergebens nach den befruchtenden Wechselwirkungen zwischen Genie und Nation. Nur das Äußerliche der Gestalt und der Ereignisse ist gegeben, auf hundert kleinen Kompottschüsselchen werden uns Kosthappen serviert, bloße Situationstechnik reiht unermüdlich Bilder mit ewig wechselnden Örtlichkeiten aneinander, sie folgen sich, ohne sich zu bedingen und einen inneren Zusammenhang zu haben, sie könnten in der Flimmerkiste mit Unterschriften erscheinen: Bismarck schwimmt im Rhein (Musikbegleitung: „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein"); Bismarck besucht Rothschild; Bismarck trinkt einen Russen unter den Tisch usw. in dulci jubilo — kurz, alles ist ins Episodische zerschlagen. Harmlose Leser mögen sich einen Augenblick davon täuschen lassen, weil sie doch nun einmal Bismarcks Werk und Wesen kennen und unbewußt das Fehlende aus eignem Besitz ergänzen. Sie ahnen oder schaffen die Verbindungen, die Strobl schuldig bleibt, sie legen dem gebotenen Stückwerk das geistige Band unter und bilden sich am Ende ein, die zeitliche Aufeinanderfolge der Szenen sei auch damit schon eine psychologisch notwendige. Aber gerade davon kann keine Rede sein. Die bloße Situationstechnik ergibt keine organische Gestalt. Die Ereignisse schließen sich nicht zur Handlung, mit andern Worten: alle besonderen und eigentlichen dichterischen Mittel werden ausgeschaltet und dafür andre eingestellt, die sie nicht ersetzen können. So wirtschaftet Strobl in einem Roman, der doch in Ansehung seines Helden ein Stück heroischer Dichtung sein sollte, vielfach mit einem billigen Feuilletonismus; weltgeschichtliche Momente zieht er ins Genrehafte oder verkürzt sie sonst, indem er sie aus dem Gesichtswinkel harmloser Mittelspersonen gibt, etwa im Schrank versteckter Schulmädel, und das Dämonische ersetzt er durch allerhand Visionen oder sonstigen phantastischen Schnickschnack.

Selbst die letzte Hoffnung, an die man sich klammert, die Hoffnung, durch Gestalten der zweiten Linie ein wenig entschädigt zu werden, erfüllt sich nicht recht. Im ersten Bande freute man sich an Bismarcks Vater und manchem anderen; hier sucht man vergebens nach irgendeinem wärmenden Menschen. Da nämlich die Bilder rasch wechseln und immer neue Umgebungen zeigen, so kann sich nicht eine einzige Gestalt auswirken und abrunden; Bismarck erhält deshalb auch keinen irgendwie nennenswerten Gegenspieler. Will man aber aus dem vorüberfliehenden Reigen doch eine Figur hervorheben, so könnte es wohl einzig der rasch erfaßte und keck hingesetzte Amschel Rothschild sein. Nur meine ich, daß es ein merkwürdiges Lob für einen Bismarckroman ist, wenn man einen jüdischen Millionär als seine beste Gestalt erklären muß.

Nun ist es keine Schande, an einem großen Stoff zu zerbrechen. Wenn einer auf hoher See versagt, so brauchen sich die Dorfteichpaddler deshalb noch nicht wichtig vorzukommen. Aber was mich bedenklich macht: ich sehe nicht, daß Strobl nach schwerem Ringen unterlegen ist, ja, ich möchte fast glauben, er hätte sich hier im zweiten Bande unvergleichlich mehr seiner gefährlichen Feuilletonfixigkeit hingegeben, als im ersten. Doch man kann dergleichen nie mit voller Sicherheit behaupten. Sicher ist nur, daß dieser kluge und kundige Literat nicht lange den Kopf hängen lassen wird, wenn ihm ein Mast krachend über Bord geht. Er zieht seinen Wimpel dann im Gegenteil bald an einem neuen auf. Und das ist auch etwas wert.

Ein andrer Österreicher, aber einer von der weicheren Wiener Sorte, hat in seinem jüngsten erzählerischen Werke gleichfalls in die Weltgeschichte gegriffen: Karl Rosner, der uns einen „Wiener Roman aus der Revolutionszeit" unter dem Titel „Der deutsche Traum" vorlegt (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachflg.). Am Anfang des ersten Kapitels duftet der frische Kaffee und zwitschert ein Kanarienvogel; am Ende des letzten kramt eine alte feine Dame mit weißen Löckchen ihre Erinnerungsschätze an das tolle Jahr aus dem altwiener Schreibtisch. Beides ist für Karl Rosner sehr charakteristisch: auch die Revolution rahmt er idyllisch ein.

Es steht auf demselben Blatte, daß er sie uns an der Hand einer Familiengeschichte erleben läßt. Da ist der alte Rat Fabiani ... in grüner Jugend hat auch er einst die Träume deutscher Freiheit geträumt, aber das System Metternich hat ihn zerbrochen; ja, in der schweren Stunde seines jungen Weibes vor die bitterste Entscheidung gestellt, hat er sogar zähneknirschend Geheimdienste für die Polizei übernehmen müssen. Nun schwärmt und träumt sein junger Sohn Franz vom deutschen Frühling und trägt als Mitglied der akademischen Legion gläubig und begeistert die schwarz-rot-goldenen Farben. Seine Tochter Anna aber liebt den Leutnant Messenhauser, der gleichfalls mitten in der jungen Bewegung steht, und stickt ihm mit bunter Seide die Worte auf die Brieftasche:

> „Pulver ist schwarz —
> Blut ist rot —
> Golden flackert die Flamme."

In den Freiheitsrausch der Idealisten fällt bald Enttäuschung und schwere Gewissensnot. Der Pöbel befleckt die Bewegung durch die Ermordung Latours. Franz Fabiani wird ins Mark getroffen durch das Wort



Mondaufgang an einem märkischen See. Gemälde von Johannes Hänsch

eines heimlichen Hetzers, daß sein Vater der Polizei Angeberdienste leistet. Er fällt im Kampfe gegen die Soldaten des Fürsten Windischgrätz, der Wien besetzt und neben anderen Führern auch Messenhauser erschießen läßt. Gleich dem Saturn frißt die Revolution nach dem Mirabeauschen Wort ihre eigenen Kinder.

Rosner hat besonders am Anfang des Romans starke Konflikte und wirkungsvolle Situationen geschaffen. Die Lebensbeichte des Vaters vor dem Antwort heischenden Sohne, dessen Verachtung er nicht ertragen könnte, ist in der Anlage ausgezeichnet, in der Ausführung vielleicht zu wortreich und zu dicht ans Weinerliche herangerückt. Das erst stark zusammengefaßte Interesse zersplittert sich später nach verschiedenen Seiten, aber Szenen von kluger Erfindung beleben es immer wieder. Man würde noch mehr Teilnahme aufbringen, wenn der Wenzel Cäsar Messenhauser etwas mehr Cäsar und etwas weniger Wenzel wäre. Doch der gute Anlauf zu einer psychologischen Vertiefung des „halben Helden" endet sehr bald; was davon Form gewinnt, ist schwächlich, unausgeprägt und läßt kühl. Eigentlich gewinnen wir ein wirkliches Verhältnis nur zu dem alten Rat, der doch nach seinen Neigungen ganz außerhalb der Bewegung steht. Als Gewinn bleibt ein guter Unterhaltungsroman, der nicht verleugnen kann, daß sein Schöpfer mit mannigfachen konventionellen Belastungen, nicht zuletzt auch solchen sentimentaler Art, zu kämpfen hat.

Nach Litauen ruft uns Clara Ratzka in ihrem Roman „Urte Kalwis" (Berlin, E. Fleischel & Co.). Moor und Wald und blinkende Wasserläufe, weite Wiesen und dahinter das Kurische Haff, kleine Katen über das einsame Land verstreut, litauische Menschen, Feste, Trachten, Eigentümlichkeiten — nichts davon kenne ich aus eigener Anschauung, aber ich habe das sichere Gefühl, daß alles, was hier mit erstaunlich leichter Hand davon gegeben ward, echt ist. Aus dieser Landschaft nun herausgeboren die braune Urte, ein Frauenzimmer, das mit klammernden Organen an ihrer Heimaterde hängt, gesund, triebkräftig, landhungrig, sinnenstark, ein Mädel, das unsentimental sein Teil an Schuld und Schicksal unter die Füße tritt, um das ersehnte Ziel zu erreichen und als Wirtin auf eigenem Grund zu stehen. Sie geht dazu rücksichtslos vorwärts, verwirrt und irregeführt wohl von Leidenschaften, aber zäh dann wieder eingedenk des Zieles, würgt Reue und Ekel hinunter und bleibt uns als Stück Natur (oder besser: als Personifizierung unverwüstlicher Naturkraft) lieb. Nur einmal, als sie die Engelmacherin zu lange gewähren läßt, wehrt sich etwas in uns — man meint, in diesem typischen, urgesunden Weibe müßten die Mutterinstinkte rascher, gewaltiger, handelnder erwachen. Aber man kommt leicht darüber hinweg, nicht nur, weil der Kahn die gefährliche Stelle mit großem Geschick passiert, sondern mehr noch, weil die Erlebnisse und Schicksale der braunen Urte gar nicht das eigentlich Wesentliche sind.

Was uns Freude macht, das ist nämlich die Gestalt an sich. Ihre Erlebnisse schüttelt sie doch im Grunde ab wie der Hund die Tropfen; sie verändert und entwickelt sich darin nicht. Unveränderlich wie ein Bild steht sie vor uns, mit breitem Pinsel und mit wenigen, aber kräftigen Farben hingesetzt. Gleich dem ganzen Roman ist auch sie durch das Auge empfangen; davon spricht jedes Kapitel, ja es wird einmal ein sonst völlig in der Luft schwebender Künstler nur zu dem Zwecke eingeführt, das Malerische und Bildhafte der Urte Kalwis, die er als „Erde", als „Fruchtbarkeit" malen möchte, zu betonen. Bei ihrer völligen Unmotiviertheit wird selbst der Laie vor dieser Szene stutzen. Aber auch jede andre Gestalt ist eigentlich als Bild gesehen und in einer typischen Bewegung festgehalten. Man prüfe nur einmal den ungesunden Gegenspieler der gesunden Urte, den Endrik Larenz, den geduckten, scheuen Jämmerling! Erst sehr spät wird versucht, diese pathologische Figur näher zu erklären. Es gelingt, nebenbei gesagt, trotz vieler Einzelheiten nicht recht, sie lebendig zu machen; in der allzu scharfen Kantelung der Extreme zeigt sich hier die Frau. Viel glücklichere Ergebnisse hat das malerische Schauen natürlich im Landschaftlichen und Episodischen. Die Naturbilder sind besonders in der Farbe sehr reizvoll, und wie von einem Rahmen umschlossen bauen sich andre Bilder dazwischen und daneben auf: die Katre Wasputtis, die wie ein indisches Götzenbild durch die Fluren gefahren wird; der alte Babuschka, der im Frühling auf seine Brüder, die russischen Flößer, wartet; die geizige Schankwirtin Grita Purwins, die mit der Hand fortwährend liebkosend über den Geldspalt des Ladentisches fährt; der Sohn der Engelmacherin, der mit dem toten Kind in die graue Morgendämmerung hineingeht, usw.

Unnötig zu sagen, daß dieses bildmäßige Schaffen auch seine Bedenken hat. Eine malerisch orientierte Dichtung ist nicht ungefährlicher als eine dichterisch orientierte Malerei. Clara Ratzka, die mehr äußere als innere Plastik, mehr malerische als psychologische Fähigkeiten besitzt, stellt manchmal schon geradezu das Verhältnis von Natur und Kunst auf den Kopf. Etwa, wenn sie ein Gesicht „verzeichnet" nennt; wenn sie die Aufhellung einer Landschaft durch die hervorbrechende Sonne an der Wirkung erläutert, die ein köstlicher Farbfleck in ein mattes Gemälde bringt; wenn sie von einer Gewitterstimmung sagt: es war wie das Vorspiel zu einem Drama. Sie muß sich hüten, die Welt zu sehr durch das Medium der Kunst zu sehen.

Jedenfalls: ihre in satten Farben gegebene „Urte Kalwis" verdient es, daß man sich

mit ihr beschäftigt. Diese Erdkräftige, deren Brautbett die Garben des Erntefuders sind, ist bei allem Realismus die Gestalt einer romantischen Dichterin: sie ist nur eine Kultursehnsucht; also nicht Natur, sondern Natursymbol. Aber die Sehnsucht gab ihr Leuchtkraft. Und ihretwegen wird der guterzählte Roman Freunde finden.

Ein Buch, das ein Volksbuch werden möchte, hat Gustav Schröer geschrieben: „Die Flucht von der Murmanbahn" (Berlin, G. Grote). Er gibt darin „nach den Berichten eines Torgauer Husaren" eins der ungezählten abenteuerlichen Schicksale wieder, wie sie, durch den Krieg erzwungen, noch für Menschenalter hinaus die Phantasie des Volkes beschäftigen werden. Diese Wiedergabe geschieht vernünftigerweise im Ich-Ton, der den Erlebnischarakter des Erzählten von vornherein stark hervortreten läßt und damit sofort das Wesentliche unterstreicht. Eigentlich ist diese Kriegsliteratur fast die einzige, die man noch lesen mag: der Fremdenlegionär Kirsch, der Flieger von Tsingtau, unser Torgauer Husar sind auf ihrem Felde, in ihren Erlebnisbüchern, von keinem zünftigen Schriftsteller einzuholen. Fast bedauert man, daß dieser oder jener überhaupt schriftstellerische Hilfe brauchte, um sich „verlautbaren" zu können. Sie erfordert in jedem Falle viel Takt und Zurückhaltung; sie darf nur der Sache dienen, ohne aus Eignem Glanz und Schnörkel hinzuzutun; sie darf nie vergessen, daß im Gegensatz zur Dichtung hier das Erlebnis und die absolute Wahrhaftigkeit seiner Darstellung die Hauptsache sind. Wenn Bücher wie die oben erwähnten frei erfunden wären, so wären sie sinn- und wertlos.

Bei dieser überwiegenden Wichtigkeit des Stoffes würde ich mich gegebenen Falles doch vielleicht fragen, ob ich das Recht hätte, meinen Namen (also den des bloßen Formers und Mittelsmannes) als ersten und einzigen auf den Titel eines solchen Buches zu setzen. Gustav Schröer hat es getan, möglicherweise im Hinblick auf Gustav Frenssens Peter Moor, an den man sich von fern irgendwie erinnert fühlt. Aber die Fälle decken sich doch nicht. Frenssen hatte kein außergewöhnliches Einzelschicksal zu erzählen, sondern er wollte im Gegenteil das durchschnittliche Schicksal unsrer Südwestkrieger der Nation darstellen. Dazu mußte er gerade das tun, was Schröer nicht tun durfte: eigene dichterische Arbeit leisten, nämlich stilisieren und typisieren. Sein ursprünglicher Gewährsmann hatte an dem fertigen „Peter Moor" keinen Anteil mehr; Tausende unsrer Südwestafrikaner hätten Ähnliches für den Dichter leisten können. Für Schröer aber war der eine bestimmte Mann mit seinem besonderen Erlebnis unersetzlich; ohne diesen Torgauer Husaren gab es das Buch nicht; das außerordentliche Schicksal so treu und objektiv wie möglich der Allgemeinheit zu übermitteln, war die gegebene Aufgabe. Frenssen also war frei, Schröer gebunden; der eine durfte herrschen, der andre mußte dienen; jener konnte streben, seinen Bericht in die Sphäre der Dichtung zu erheben, dieser hatte das ängstlich zu vermeiden.

Die schriftstellerische Leistung als solche kommt also bei dem Schröerschen Buche für die Lesewelt kaum in Betracht. Je weniger sie auffällt, um so besser ist sie. Es gehört Entsagung zu solcher Arbeit, doch der Verlust bringt hier schließlich Gewinn. Das wird auch Gustav Schröer am Ende mit Freude spüren.

Sein Buch erzählt die Erlebnisse eines schlichten thüringischen Bauernsohnes, der Ende November 1914 auf einem Patrouillenritt von den Russen gefangengenommen und mit vielen anderen Kriegsgefangenen nach Sibirien transportiert wird. Rührend, wie die braven Kerle im Zuge Weihnachten feiern. Im Lager von Dauria dann Leiden über Leiden: sibirische Kälte, Ungeziefer, Hungertyphus, ringsum ein großes Sterben, aber als wieder Weihnachten kommt, will alles, was noch lebt, wieder einen Baum haben. Da in Dauria keiner wächst, schnitzeln sie sich einen. Im folgenden Sommer wird unser Thüringer dann über Archangelsk durchs Weiße Meer an die Murman-Bahn gebracht. Von hier, wo der Skorbut wütet, wagt er mit drei Kameraden die Flucht. Eine Karte von Finnland aus einem Schulatlas und ein Kompaß sind seine wichtigsten Hilfsmittel. Unter Mühen und Gefahren allerart gelangen die vier ans Eismeer, einer der Gefährten bricht zusammen, die andern überschreiten nach achtzehntägiger Wanderung, zu Tode erschöpft und halb verhungert, die norwegische Grenze . . .

Sehr anschaulich, sehr schlicht, sehr lebendig ist das im einzelnen erzählt. Zunächst leidet man wohl an der Furcht, die allzu häufige Anwendung eines Stilmittels (nämlich der betonten Voranstellung des Zeitworts) würde auf die Dauer schwer erträglich sein. Aber das mildert sich im Fortgang von selbst, unsere Teilnahme wird nicht nur rasch errungen, sondern auch dauernd festgehalten, und das schöne Buch hat alle Anwartschaft darauf, ein „Volksbuch" zu werden. Man kann es getrost jedem in die Hand geben, nicht zuletzt den deutschen Jungen.

Für die Besprechung eines fünften Werkes will der mir leider beschnittene Raum nicht mehr langen. So soll nur als kleine Anzeige hier stehn, daß Paul Oskar Höcker, der nun seit zweieinhalb Jahren als Hauptmann und Kriegszeitungsleiter im eroberten Lille wirkt, aus dem Leben und Erleben dieser Stadt ein umfangreiches erzählerisches Werk geformt hat, über das er den bündigen Titel schrieb: „Ein Liller Roman" (Berlin, Ullstein & Co.). An Lesern wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Illustrierte Rundschau

Aus dem Werk „Ein' feste Burg ist unser Gott" von Franz Stassen (Verlagsanstalt für Vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin — „La Tour", Werk einer deutschen Feldbuchhandlung über einen der größten französischen Maler — Steindruckblätter von Eugen Osswald — Aus Arnolds „Neuen Kriegsflugblättern der Liller Kriegszeitung" — Dem König von Bayern gewidmete Statuette „Handgranatenwerfer" von Prof. Heinrich Waderé — Zum 70. Geburtstag von Prof. Max Liebermann: Das Bildnis des Meisters von Fritz von Uhde — Zu unsern Bildern

Franz Stassen, der meisterliche Berliner Zeichner, hat uns mit einem schönen, einem wundervollen Werk beschenkt, das zur rechten Stunde kommt, so recht in die schwere Zeit hineinpaßt, in der wir leben. Das übrigens auch prachtvoll ausgestattete Werk bringt hundert große Bildertafeln, die das Leben Jesu behandeln, dann von der ‚Nachfolge' künden, das Vaterunser und den deutschen Psalter begleiten; ein vaterländisches Titelbild und entsprechende Bibelworte ergänzen das trefflich abgerundete Buch. Stassen selbst nennt es ein „Andachtsbuch für das deutsche Haus" und widmet es dem „Andenken unserer Gefallenen". Wir können das kraftvolle Werk, dem Hans von Wolzogen ein Geleitwort vorangestellt hat, kaum warm genug empfehlen. Es hat eine hohe künstlerische Bedeutung und erscheint durchweg als eine Gabe echt deutschen Gefühls; es ist eine hehre und stolze Ehrung für unsere Helden und wird ein Trost sein für die um sie Trauernden. Aufs innigste wäre zu wünschen, daß das Werk, das heute 30 Mark kostet, später in einer billigen Volksausgabe weiteste Verbreitung fände — als ein fester Markstein auf dem Wege, den zu gehen uns nicht eigener Wille, sondern die blutige Unersättlichkeit unserer Gegner gezwungen hat.

Zeichnung von Franz Stassen. Verkleinerte Wiedergabe aus „Ein' feste Burg ist unser Gott"



„Verzage nicht, du Häuflein klein..." Zeichnung von Franz Stassen. Verkleinerte Wiedergabe aus „Ein' feste Burg ist unser Gott"



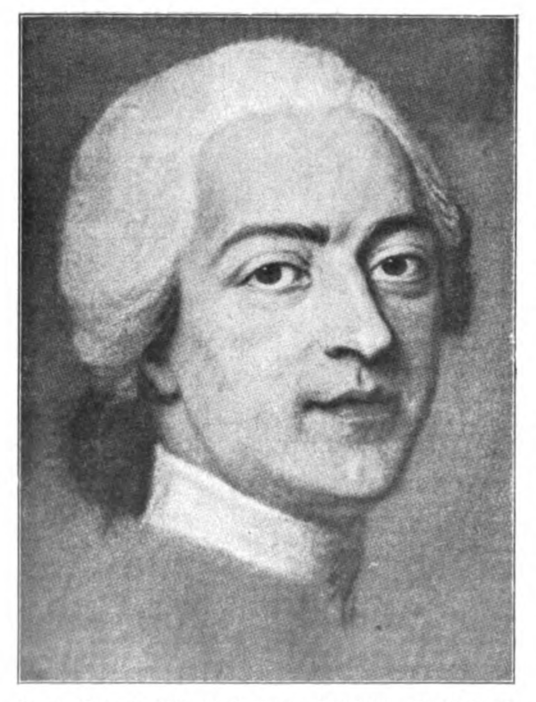
Jesus und die Jünger von Emmaus. Zeichnung von Franz Stassen. Verkleinerte Wiedergabe aus „Ein' feste Burg ist unser Gott". Ein Andachtsbuch für das deutsche Haus (Verlagsanstalt für Vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin)

Unsere Gegner, die uns mit Schimpf und Spott

verhöhnen, die uns Hunnen und Barbaren nennen, könnten sich aus einem Werke eines Besseren belehren lassen, das ein „Deutsches Reservekorps“, wie das Titelblatt besagt, in der „Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume“ (im Buchhandel zu beziehen durch R. Piper & Co. in München) mitten im Weltkrieg herausgegeben hat und das dem Schaffen eines großen französischen Meisters gilt; Hermann Erhard hat dem mit 89 Abbildungen geschmückten Buch eine feinsinnige und tiefgründige Vorrede geschrieben. Ein großer Teil des Lebenswerks von Meister La Tour befindet sich, richtiger wohl: befand sich in dem von den deutschen Heeren eroberten und besetzten St. Quentin, und deutsche Kunstkenner und Kunstfreunde standen bewundernd vor den Gemälden des bei uns weniger bekannten, aber auch im neueren Frankreich lange nicht nach Gebühr gewürdigten Bildnismalers, der 1704 in St. Quentin geboren wurde. Das Rokoko beherrschte ihn, die Pastellmalerei liebte er vor allem. Aber er erwies bei aller Anmut und Grazie in vielen seiner Porträts eine Lebendigkeit, einen



Selbstbildnis des Pastellmalers La Tour
Verkleinerte Wiedergabe eines Vierfarbendrucks in dem Werke „La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV.“



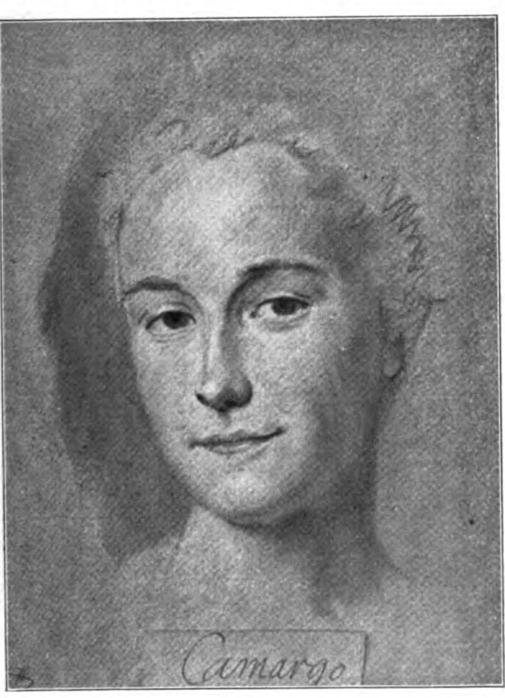
König Ludwig XV. Pastell von La Tour. Verkleinerte Wiedergabe eines Vierfarbendrucks in dem Werke „La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV.“ Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps. (Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume, im Buchhandel bei R. Piper & Co. Verlag in München)

Schwung der Darstellung, der ihn über die meisten seiner zeitgenössischen Mitbewerber weit heraushob, und dazu einen damals recht seltenen Trieb nach Wahrhaftigkeit: er suchte, wie Erhard treffend sagt, eine eigenartige Eindringlichkeit des Lebens. Die großen, im Pariser Louvre befindlichen Gemälde lassen das weniger erkennen, als die in St. Quentin vereinigten Zeichnungen und Skizzen. Wundervoll sind z. B. die Vorarbeiten für das Repräsentationsbildnis der Marquise von Pompadour; seltsam wuchtig die Skizzen, die Ludwig XV. darstellen. Wie Diderot vor den Arbeiten ausrief: „Ach, mein Freund, was für Porträts!... Eine Wahrheit und Einfachheit haben sie, wie ich in meinem Leben noch nichts gesehen habe; nicht ein Schatten von Manier, die Natur ganz und ohne Künstlichkeit!“ Wie denn auch La Tour selbst als Aufgabe der Kunst erklärte, die Natur „in einer schönen Auswahl streng nachzubilden“. An Anerkennung bei Lebzeiten hat es ihm nicht gefehlt: 1737 wurde er in die Akademie zugelassen, zehn Jahre später deren Mitglied, 1750 ‚Pastellmaler des Königs‘. Ein richtiger Hofmaler war er trotzdem nicht, für äußerliche Höflichkeit hatte er wenig Sinn. Reizend ist das Geschichtchen, das von der ersten Sitzung bei der Pompadour berichtet wird. Sie hatte ihm ver-

sprechen müssen, daß niemand ihn bei der Arbeit stören dürfe, und er machte es sich auch recht bequem, legte Schuhschnallen, Strumpfbänder, Halskragen ab und setzte seine Perücke einem großen Leuchter auf. Plötzlich tritt, gegen die Zusage, der König ein, bittet aber den Künstler, ruhig fortzufahren. Doch alle Liebesmüh war umsonst. „Ich bedauere, Eurer Majestät nicht gehorchen zu können," gibt er ungnädig zur Antwort, wirft die Malstifte in die Kiste, rafft Perücke, Strumpfbänder, Schnallen, Halskragen und Hut zusammen und verschwindet mit der unfreundlich gebrummelten Bemerkung, er wolle wiederkommen, wenn Madame allein wäre. — Als Greis kehrte er, geistig umnachtet, aus Paris in seine Vaterstadt zurück, 1780 ist er in St. Quentin gestorben. — Heute liegt die Stadt, ein Vorwerk der deutschen Hauptstellung — ich schreibe Ende Mai — in dauerndem schwerem Granatfeuer der englischen Artillerie, die es darauf abgesehen zu haben scheint, sie gründlich zu zerstören, nicht zuletzt die weltberühmte Kathedrale; gerade so, wie die Franzosen selbst gegenüber Laon verfahren — ohne eigentlich militärischen Zweck und Sinn: sie, die die Welt gegen uns aufriefen, als wir gegen die



Bildnis der Frau de la Popelinière. Pastell von La Tour. Verkleinerte Wiedergabe eines Vierfarbendrucks in dem Werke „La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV."



Die Tänzerin Camargo. Pastell von La Tour. Verkleinerte Wiedergabe eines Vierfarbendrucks in dem Werke „La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV." Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps. (Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume, im Buchhandel bei R. Piper & Co. Verlag in München)

Kathedrale von Reims zu feuern gezwungen waren, weil sie deren Turm zur Artilleriebeobachtung benutzten und Batterien unmittelbar neben dem historischen Bauwerk aufstellten. Sie beeilten sich denn auch, auszusprengen: die Hunnen hätten die Kunstwerke von St. Quentin diebisch beiseite gebracht. Jawohl: deutsche Pioniere haben unter Lebensgefahr die herrlichen Glasmalereien der Kathedrale von St. Quentin gerettet und die Meisterwerke von La Tour sind nach Maubeuge in Sicherheit gebracht worden. Aber nicht zu unserem Nutzen, nicht um uns zu bereichern, sondern um sie der kunstfrohen Welt zu erhalten! — —

Der Krieg! Man kommt nicht an ihm vorüber, immer wieder schiebt, drängt er sich in den Vordergrund; wie er all unser Denken beschäftigt, so auch die Künstler auf den verschiedensten Gebieten. Da hat u. a. unser Mitarbeiter Eugen Osswald zwei wunderhübsche farbige Steindrucke geschaffen, Blätter voll Kraft und starker Empfindung, bei allem Ernst auch nicht ohne Humor. Dem Regiment, dem er selbst angehört, sind sie gewidmet: das eine Blatt stellt einen Gefangenenzug von 1000 Engländern und 300 Belgiern, das zweite einen von 482 Franzosen dar; jene von dem Regiment bei Moorbeke



Vierfarbiger Steindruck von Eugen Osswald. Größe 54 × 41 cm. Herausgegeben zum Besten der Hinterbliebenenkasse des Bayr. Landwehr-Infant.-Regiments Nr. 1

am 9./10. Oktober 1914, diese bei Souain in der Champagne am 12. Februar 1915 gefangen genommen. Die Blätter sind von dem Wehrmann Eugen Osswald im Bayrischen Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 1 selbst zu beziehen; der Preis für beide zusammen beträgt 2½ Mark. Wie uns berichtet wird, konnten als Erlös bereits 400 M. der Hinterbliebenenkasse zugeführt werden.

Die ‚Liller Kriegszeitung‘, die unser verehrter Mitherausgeber, Hauptmann der Landwehr Paul Oskar Höcker so trefflich leitet, hat sich allmählich einen eigenen, sehr rührigen Verlag zugelegt, in dem manch hübsches und zeitgemäßes Buch erschien. Besonderen Erfolg haben darunter die Sammelbände gefunden, in denen die lustigen Zeichnungen von Arnold, dem hochbegabten Zeichner der Kriegszeitung, vereinigt wurden. Unsere Abbildung ‚Marionette im letzten Akt‘ mag eine Vorstellung der Arnoldschen Kunst geben. Der hübsche Band „Neue Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung“ ist für 2½ Mark zu beziehen. —



Aus „Arnolds Neuen Kriegsflugblättern der Liller Kriegszeitung“ (Verlag der Liller Kriegszeitung)

König Ludwig III. von Bayern hat am 25. April ein seltenes Jubiläum begehen können: das als Oberst-Inhaber des ruhmvollen 10. Bayrischen Infanterieregiments. Anläßlich des Jubiläums ließ das Regiment seinem geliebten Kriegsherrn durch eine Abordnung aus dem Felde Glückwünsche aussprechen und als besondere Festgabe eine Statuette überreichen, die ebenso künstlerisch wie eigenartig ist. Das Modell des schönen Werkchens stammt von Prof. Heinrich Waderé, Prof. Fritz Schmidt hat es in Silber gegossen. Auf dem schlanken Sockel hebt sich die lebenskräftige Gestalt eines Soldaten des Regiments, eines Handgranatenkämpfers, der gerade zum vollen Schwung mit seiner Waffe ausholt. — —

Daß Prof. Max Liebermann in Berlin seinem siebzigsten Geburtstag entgegengeht, wenn dieses Heft in die Hand der Leser kommt, wird manchen überraschen: so lebendig und frisch steht er vor uns. Die Kunsthistoriker haben die unleugbare Tatsache lange nicht zugeben wollen. Sie behaupteten (u. a. noch Muther), daß der Meister am 20. Juli 1849 geboren wäre, und diese Behauptung ist auch in die bekanntlich nie irrenden Konversationslexika übergegangen. Oder umgekehrt! Tatsächlich aber erblickte Liebermann bereits 1847 das sogenannte ‚Licht der Welt‘ und muß sich nun damit abfinden, daß er in diesem Jahre, ohne ein Greis zu sein, als Siebzigjähriger gefeiert wird. Und an dem Feiern wird es nicht fehlen. Sein künstlerischer Weg war nicht leicht, vielfach sogar mit Dornen bestreut. Er und seine Richtung wurden über-

aus stark angefeindet; er galt kurzweg als der überzeugte „Maler des Häßlichen“, kaum daß man ihm einiges technisches Können zugestand. Als er 1873 sein erstes größeres Gemälde ‚Die Gänserupferinnen‘ herausbrachte, gab es einen Schrei der Entrüstung, heute hängt das Bild in der Berliner Nationalgalerie. So blieb es geraume Zeit, bis er sich allmählich durchsetzte, bis man seine stets unbedingte, wenn auch oft schroffe Wahrhaftigkeit, die ganze Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit anerkannte. Damit hängt freilich auch zusammen, daß er immer Gegner haben wird. Seine Kunst schmeichelt sich nicht ein, sie hat nicht das „Gewinnende“, das vielfach gesucht und gewünscht wird. Heute wie ehedem. Bezwungen hat er aber schließlich auch die Widerstrebenden. Und es mag ihm wohl eine Freude und eine Genugtuung gewesen sein, daß eine Anzahl seiner Werke jüngst auf der Berliner Versteigerung der Sammlung Gutmann die höchsten überhaupt gezahlten Preise erzielte, Preise, die die in dieser Sammlung vertretenen Werke der Ausländer weit, weit überflügelten. Es wäre sicher falsch, nach dieser Tatsache allein die Bedeutung Liebermanns einschätzen zu wollen; wer den heutigen Kunstmarkt kennt, weiß, wie viele und oft absonderliche Umstände bei der zahlenmäßigen Bewertung mitsprechen. Überraschend bleibt es aber doch, daß auf jener Versteigerung fünfzehn Werke von Max Liebermann die Summe von 350 000 Mark erreichten, daß ein einziges Gemälde, die ‚Badenden Knaben‘, den Preis von 80 000 Mark erzielte. Einen Preis, den, außer Leibl, unseres Wissens kein neuerer deutscher Künstler errang.

Wir bringen zum 70. Geburtstag Liebermanns, der unseren Heften stets sehr freundlich gesinnt war, sein Bildnis von Fritz von Uhde, mit dem er einst eng befreundet war — ein Pastell aus dem Jahre 1892 — und wir schließen daran die besten Glückwünsche: vor allem die einer noch langdauernden Arbeitsfrische und Arbeitskraft, die dem Schaffenden ja immer die wertvollsten Gaben sind. — —

Es ist ein kleiner Sprung von Max Liebermann zu Caspar Ritter, dem immer liebenswürdigen Karlsruher Meister, der uns unser Titelbild gab: das junge Mädchen, die junge



Vierfarbiger Steindruck von Eugen Osswald. Größe 54 × 41 cm. Herausgegeben zum Besten der Hinterbliebenenkasse des Bayr. Landwehr-Infant. Regiments Nr. 1



Handgranatenwerfer. Nach dem Modell von Prof. Heinrich Waderé in München von Prof. Fritz Schmidt, ebenda, in Silber gegossen. Ehrengeschenk für König Ludwig III. von Bayern zum 50 jährigen Jubiläum als Regiments-Inhaber des 10. Bayr. Infanterie-Regiments „König“

Frau, die erwartungsvoll, ein wenig schüchtern, an die Ateliertür pocht. Professor Ritter, 1861 in Eßlingen geboren, Schüler von Löfftz in München, ist immer ein Freund der Schönheit und Anmut gewesen — aber nicht einer von denen, die durch Flachheit billige Erfolge ernten wollten, sondern ein ernster, allezeit aufwärtsstrebender Künstler. Auch unser zweites farbiges Blatt (zwischen S. 296 u. 297) stammt aus der Werkstätte eines Schwaben: Theodor Lauxmann, 1865 in Öhringen geboren, Schüler der Stuttgarter Akademie und Stuttgart treu geblieben: ein echtes Heimatsbild, dieses „Schwäbische Hochzeitspaar" aus dem schönen Steinbachtal. — Ganz anders wieder das Gemälde „Unter Petunien" des Aacheners Josse Goossens (nach S. 304), der, wie fast stets, sein Werk ausgesprochen auf starke farbige Gegensätze aufbaute; man darf wiederholen: das Bild muß aus der richtigen Entfernung vom Auge betrachtet werden. Dem Aachener mag der Moselaner angereiht sein: Peter Philippi, der, ein einstiger Schüler Ed. von Gebhardts in Düsseldorf, jetzt in Rothenburg lebend, mit seinem köstlichen, humoristisch angefärbten „Beim Krämer" (zw. S. 312 u. 313) unseren Lesern eine besondere, schmunzelnde Freude bereiten wird. — Hinter Seite 400 schalteten wir eine schöne Landschaft des Berliners Johannes Hänsch, eines Schülers des nie vergessenen Albert Hertel, in farbiger Wiedergabe ein, die die Abendfärbung in einem der märkischen Seen, den vielverkannten, spät der Kunst entdeckten, stimmungsvoll zur Geltung bringt.

Zum 70. Geburtstag von Prof. Max Liebermann (20. Juli) Bildnis des Künstlers aus dem Jahre 1892 Pastell von Fritz von Uhde

— Drei weitere Blätter zählen zu dem Beitrag über Heinrich Heidner, dem Fritz Stahl so feinsinnig gerecht wurde: eine künstlerische Erscheinung, die aller Wahrscheinlichkeit nach viel umstritten werden wird, an der aber bei ihrer grundsätzlichen Bedeutung auch unsere Hefte nicht achtlos vorübergehen durften. Diesen Kriegsbildern fügt sich wohl das ausgezeichnete Bildnis des Zaren der Bulgaren gut an, des grundklugen, hochbegabten Herrschers, unseres treuen Verbündeten im Weltkriege und hoffentlich noch lange über diesen hinaus. Dem bekannten bulgarischen Meister, Professor N. Michailow, der seit längerer Zeit in der deutschen Reichshauptstadt lebt und schafft, hat Zar Ferdinand selbst zu dem künstlerisch reifen, auch sprechend ähnlichen Bildnis, das zwischen Seite 376 u. 377 eingeschaltet ist, gesessen. Von dem trefflichen Freiherrn Leo von König, der jetzt in Berlin eine erfolgreiche Lehrtätigkeit entfaltet, bringen wir, nach Seite 344, ein fesselndes Frauenbildnis, mit eigenartigem Kraftbewußtsein hingestellt. Kürzlich starb, seinen vielen Freunden allzufrüh, der Bildhauer Professor Johannes Boese, weit bekannt besonders durch seine Kriegerdenkmäler für die Garnisonfriedhöfe in Berlin, seine Kaiserdenkmäler in Barmen, Liegnitz, Brieg und Posen. Wir bringen von ihm (a. S. 360) eine höchst charakteristische Bildnisbüste des einst so gefeierten Schauspielers Friedrich Haase, der ja allen, die ihn noch im Leben gekannt, auf der Bühne, die ihm die Welt war, unvergeßlich bleiben wird. H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Bildnis der Frau Else Heims-Reinhardt
Gemälde von Hans Nadler

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
XXXI. Jahrgang 1916/1917 Heft 12. August 1917

Erschlossene Pforten
Roman von Ida Boy-Ed

(Schluß)

In dieser Zeit kam der Arzt der Familie mit einer Bitte zu Malide. Er hatte Doris und Werner gelegentlich beigestanden, aber man kannte sich doch wenig. Malide rief ihn, als die Mutter erkrankte und zwischen ihm und der erfahrenen, vor kurzem erst aus Frankreich zurückgekehrten Pflegerin war der Ton von vornherein ein vertrauterer; kameradschaftlich gewissermaßen. Es gab im Beruflichen nicht die Ferne zwischen ihnen, wie zwischen Arzt und Patient. Nun war er in Bedrängnis. Dem Reservelazarett waren plötzlich zwei Schwestern entzogen worden, während gleichzeitig ein neuer Verwundetentransport auch das letzte Bett in Beschlag nahm. Die eine Schwester war krank, die andere wurde heute kriegsgetraut und kehrte erst in anderthalb Wochen zu ihrer Pflicht zurück, wenn der Urlaub ihres Mannes endete. Ob nicht Fräulein von Siebold... Malide hatte schon bei dem Beginn des Berichtes erraten, daß er in der Bitte gipfeln würde, auszuhelfen. Heftige Ausbrüche lagen nicht in ihrer Natur. Und doch hätte sie zu dieser Bitte ein jubelndes Ja, tausendmal Ja! rufen mögen.

Es war ihr befreiend, diese heilige, heißgeliebte Arbeit wieder aufnehmen zu dürfen! Heraus aus diesem engen Hause, wo man zwischen all der Zierlichkeit der Ausstattung gar nicht sich recht rühren konnte. Die Schwiegereltern freilich würden enttäuscht sein. Sie erwarteten Malide in den nächsten Tagen. Und Frau von Koler war voll freudiger Hoffnung, daß sie den Sohn mit der Braut bei sich würde vermählen dürfen. Nachdem nun Malidens Mutter ihr entrissen war, schien es Raimunds Eltern so natürlich, daß die Heirat auf Kolershoff stattfinde. Aber die Anforderungen des Kriegs gingen jederzeit allen andern vor. Wenn hier Verwundete lagen, die der sachverständigen Pflege entbehrten, so hieß es helfen! Erst diese Pflichten. Zuletzt das eigene Glück.

Sie fragte den Verlobten nicht. Sie entschied der eigenen Erkenntnis nach. Was durfte er dagegen haben?

Nein, er hatte nichts dagegen. Mit einer stillen Ergebenheit nahm er es hin. Er sprach davon, daß er ja selbst erfahren habe, was Pflege sei und daß er nicht das Recht fühle, Malidens Trösterhand einem Verwundeten zu versagen. Nachher begleitete er sie selbst bis zum Reservelazarett.

Doris stand am Fenster und sah ihnen nach. Beide schienen auf das merkwürdigste freier, vertrauter, froher zusammen, sowie Malide in Schwesterntracht war. Wachten dann wieder all die Stimmungen und Empfindungen in ihnen auf, die sie zueinander geführt? In den Augen der jungen Frau flimmerten

Tränen. Sie dachte: ‚Malide wird glücklich werden!"

Dann war doch einer glücklich! Die eine, die es vor allen andern Menschen verdiente zu sein. Und die ihrem ganzen Wesen nach sich am geborgensten fühlen mußte, in einer brüderlichen, freundschaftlichen Neigung. Seine und seiner Eltern heiße Dankbarkeit würden Malide auf Händen tragen. — —

„Mutti," bettelte der Kleine hinter ihr und faßte nach ihrer herabhängenden Rechten, „Mutti, die Sonne scheint. Minna sagt, ich muß mein Beet umgraben — darf ich? Hilfst du ein bißchen?"

Wirklich — die Sonne schien. Mit dem dünnen Messingglanz, den sie Ende Oktober haben kann. Und sank schon dem Horizonte zu. Doris fröstelte. In den Garten? Sie betrat ihn fast nie mehr. Er erschien ihr ein Bild der Vergangenheit. Alles nach dem Plane gezirkelt, liniiert. Ordnung. Maß. So hatte ihre Ehe sein sollen. Nach dem Zwange, darein Katte sich begab, um sich zu zügeln.

Sie hatte längst begriffen — in ungezählten Worten verriet er sich. So bestätigte Malide, ohne daß das wohl so völlig ihre Absicht war. Aber auch das Schweigen sprach oft und das Abbrechen eines Gespräches.

Das Kind hatte dort seine kleine Welt gehabt. Ihm war das Radieschen auf seinem Beet noch die gleiche, herrlich befriedigende Lebensfrucht, wie einem Großen das gelungene Werk. Nur einem Kinde kein Stückchen Welt zertrümmern. Und sie grub mit ihm und vertiefte sich in die frohen Wichtigkeiten des Arbeitsspieles.

Sie ahnte nicht, daß ihr vom Hause her der Mann zusah, ehe er nach der Mittagspause zur Fabrik zurückkehrte. Das Bild ergriff ihn. Wie ein Mädchen, jung und voll Anmut, war Doris anzusehen. Mehr einer älteren Schwester Wernys gleich, als seiner Mutter. Und schon um Glück und Hoffnung gebracht! — Er war schuldig. Er leugnete diese Schuld nicht vor sich. Niemals. Nur, daß die Schuld nicht im Erwachen lag, sondern weit zurück, in der fast vorsätzlichen Selbsttäuschung. — Wie fröhlich sie schien. Man sagte, daß eine Frau im Mutterglück vollen Ersatz finden könne. Eine innere Stimme warnte ihn, das zu glauben. Seine Mutter hatte manchmal, wenn von dergleichen die Rede war, in ihrer kräftigen Art gesagt: „Ach was für 'n Unsinn. Weibsliebe und Mutterschaft, das sind in unserm Herzen zwei verschiedene Kammern; ist die eine leer, spürt man die Leere und mag die andere noch so reich bewohnt sein; nie nimmt man einer Kinderlosen übel, wenn sie sich nach einem Kinde sehnt und liebe sie ihren Mann noch so sehr; aber 'ner glücklichen Mutter macht man 'n Verbrechen daraus, wenn sie sich auch nach einem Manne zum Lieben sehnt."

Wenn nun eines Tages auch Doris erwachte? Wenn ihr Herz für einen andern Mann spräche? Er erglühte. Das hieße dann Freiheit! Dann hörte die Pflicht zur Aufrechterhaltung der Ehe auf.

Weil er Doris nicht liebte, fehlten ihm jede Eifersucht und mit ihr die Witterung für das innerste Leben seiner Frau. Daß ihr Herz schon gesprochen — für einen Unerreichbaren, ahnte er nicht. Ihre Hoffnungslosigkeit mußte die seine nur noch steigern, aber er wußte nichts davon.

Einige Tage gingen in einem wehmütigen Stilleben hin. Nur über Doris schien eine neue Frische zu kommen. Sie bestellte mit dem Kinde zusammen Teile des Gartens, und sie waren dabei, ihn ganz und gar in Gemüseland umzuwandeln. Wie es die Lage erforderte, denn jedes Fleckchen Erde sollte ja Frucht tragen und dadurch helfen, den englischen Aushungerungsplan zuschanden zu machen. Da war auch ein alter, gebückter Gärtner, der die braunen Schollen umgrub und für Werny eine Respektsperson bedeutete, mit der er sich aber lebhaft anfreundete. Und Doris riß mit einem merkwürdigen, entschlossenen Vergnügen welke Blumenstengel und -wurzeln aus. Dem Nützlichen sollte alles gewidmet sein: der Garten und ihr — Leben. Dies hier war kein Boden gewesen, auf dem Poesie wirklich heimisch werden konnte . . .

Der Gatte und Vater hatte gerade in diesen Tagen kaum Zeit, sich der Beobachtung dieser harmlosen und doch vielleicht tiefgründigen Beschäftigung hinzugeben. Die Arbeit häufte sich ungeheuer in der Fabrik. Direktor Schaffganz kam zu flüchtigem Aufenthalt. Die Herren speisten beim Kommerzienrat Lermer; es war eigentlich

eine Sitzung, bei der man sich eben anstatt am grünen Tisch an wohlbesetzter Tafel aussprach. Am Abend brachte der Professor seinen Kollegen mit in das eigene Heim. Malide hatte Nachtwache. Raimund war nicht anwesend. Nur die greise Exzellenz Ploth saß still als vierter am Tische. Die fachmännischen Gespräche der Herren verhinderten auch Doris daran teilzunehmen. Schaffganz, als höflicher Damenfreund, bekam zwischendurch einmal das Gefühl davon, daß sie die Hausfrau wahrscheinlich langweilten.

Er wandte sich mit einer Entschuldigung Doris zu. Und in der Erinnerung an jenen munteren Abend, den man hier mit dem hereingeschneiten Oberlandesgerichtsrat Brennert verbracht, fragte er: „Und Ihre wunderhübsche Kusine? Fräulein Bärmann? Wo ist sie? Man sprach damals von einer geplanten Reise nach Santos ..."

„Nach Bahia," verbesserte Doris. Sie wurde sehr rot. Aus Sorge. — Sie ahnte ja: schon allein der Name, wenn er aufklang, traf Kattes Herz wie ein Schwertstich.

Plötzlich fiel es dem Direktor ein: damals hatte er doch gedacht ‚ei — ei —' und daß ein höchst merkwürdiges Hinundher von blitzenden und herausfordernden Blicken gewesen, zwischen dem Professor und der schönen Amalie. — Und nun ward die junge Frau so rot. — Peinlich! Offenbar hatte er mit seiner Frage an ein geheimes eheliches Eifersuchtsdrama getippt. — Ja, ja, die Ehe! Göttliche Freiheit und Selbstherrlichkeit des Junggesellentums! Er traute sich einfach nicht, den Hausherrn anzusehen. Er spürte, ohne den Blick auf ihn zu richten, daß der saß wie ein Bild von Stein. Und aus dieser Regungslosigkeit wirkte förmlich etwas Warnendes heraus auf die andern! Seine Stummheit schien zu zeigen: wagt nicht daran zu rühren. Eine höchst qualvolle Sekunde der Stille schwebte über dem Tisch.

Aber dann hatte er in seiner nie versagenden Gewandtheit auch schon ein Gespräch mit dem alten Ploth zur Hand. Ob Exzellenz Jäger seien? Früher ja. Selbst hier noch hatte er vor einigen Jahren eine ganz bescheidene kleine Jagd gepachtet gehabt, und es sei ihm immer ein Triumph gewesen, wenn er seiner teuren Freundin einen Fasan oder ein paar Rebhühner in die Küche haben liefern können. Aber das sei nun alles längst vorbei — man neige zu Katarrhen. Schaffganz erzählte mit Lebhaftigkeit von seiner Jagd. Sie war seine Erfrischung. Wenn er nachts bis drei gearbeitet oder in friedlichen Zeiten auch wohl mal gebummelt habe, dann die Flinte über die Schulter und hinaus in den Morgen, wo der Tau von den Gräsern troff und jedes Blatt perlte und sich die Luft so kühl einatmen ließ.

Nebenbei bemerkte er, daß der Professor nach seinem Glase griff und trank, was für ihn ein Zeichen war, daß der schwüle, psychologische Augenblick überwunden sei.

„Muß mich zum zweitenmal entschuldigen, gnädige Frau. Erst simple ich da Fach mit Ihrem Manne. Und nun schwelge ich mich mit Exzellenz ins edle Waidwerk hinein. Zur Sühne werde ich mir erlauben, ihnen die nächsten Fasanen zu schicken, die ich zur Strecke bringe."

Und damit machte er sich die Rückkehr zu den beruflichen Erwägungen frei, denen er und der Professor sich nun für den Rest des Abends hingaben.

Nach einigen Tagen kamen die Fasanen wirklich an. Doris hatte ihre kleine Hausfrauenwichtigkeit damit und bestimmte den Abend, an welchem sie gegessen werden sollten. Sie bat Katte, die Stunde möglichst einzuhalten. Es begab sich so oft, daß er sich bis Mitternacht und darüber draußen in der Fabrik aufhielt. Sicherlich sehr oft um wichtigster Pflichten willen. Aber manchmal, wenn das Auto so spät heranraste und mit seiner schweren Wucht dann jäh vor dem Hause hielt, dachte sie, daß er sich nur vor seiner Nacht fürchte und deshalb lieber inmitten des emsigen Lärmens der Fabrik bleibe. Sie hatte auch beobachtet, daß er pünktlicher kam, wenn er wußte, daß er Raimund und Ploth abends an seinem Tische fände.

Das Alleinsein mit Doris war ihm schwer. Auch sie trug daran, wie an einer mühsamen Last, und sie dachte oft, wie das nun gehen solle: ein ganzes, langes Leben noch schritt man zusammen seinen Weg und hatte doch eine stille Furcht vor diesem Nebeneinander . . .

An diesem Abend kam Ploth schon sehr früh. Er zeigte sich ein wenig belebter: in Sofia war ein deutsches Luftschiff ange-

kommen! Die Bulgaren sahen dieses Wunder zum erstenmal. Welches Interesse würde die Teure, Verblichene dafür gehabt haben. Geflammt vor Begeisterung hätte sie. Er dachte mit lauten Worten alles, was sie gedacht und gesagt haben würde. Und wo war denn Malide? Es gefiel ihm nicht, daß sie anstatt zu Raimunds Eltern zu reisen, erst noch Aushilfe im Lazarett leiste. Da hätten sich wohl Mittel und Wege finden lassen, andere Hilfe mobil zu machen. Das Hinausschieben der Hochzeit sei nicht im Sinne der Verstorbenen. Das höchste Glück, das ihr der Lebensabend gebracht, sei der Liebesbund ihrer Kinder gewesen, die Ehe des Sohnes, die gesicherte Zukunft der Tochter neben einem so edlen Manne.

„Ach," sagte Doris traurig, „man kann nicht immer auf dem Wege weiter gehen, auf dem uns noch die Toten sahen."

„Aber ihr Segen ruhte auf diesen Wegen. — Er kann euch auf keinen andern mehr folgen," mahnte er eifernd.

„Man muß auf eigne Verantwortung handeln. Stünde sonst nicht jede Entwicklung still?" fragte Doris.

Das verwirrte ihn etwas. Seine eigene Mutter fiel ihm ein. Einst, in jenen fernen, fernen Zeiten, da er jung gewesen war, flehte sie: heirate! Sie war erzürnt, daß er nicht heiratete. Und er nahm sich doch kein Weib. Weil er die eine nicht bekam, nach der sein Herz verlangte. Und sein ganzes Leben lang verbrachte er im Dienste dieser einen. Das sah fast aus, als habe er seine Mannespflichten versäumt. Frau und Kinder hätte er besitzen sollen, Söhne, die nun dem Vaterland dienen konnten. War da was zu bereuen? Es sah so aus. Und er bereute doch nicht! Er seufzte und beschied sich. Er wußte wohl: es gab einen Zwang, der stärker war als alle Einsicht... Gottlob, daß „sie" in glücklichstem Wahn gestorben war.

Werner kam herein und sagte gute Nacht. Lotte, die nun in den Dienst dieses Hauses getreten war, sollte ihn zu Bett bringen; treulos hatte er sich von seiner alten Freundin Minna ab dem neuen Stern zugewendet. Lotte konnte soviel Unsinn machen. Und er erzählte, daß eben Tante Malide aus dem Lazarett telephoniert habe: sie müsse die Nacht über draußen bleiben und könne mit dem besten Willen nicht zum Abendessen kommen. Aber seine Haupterzählung war: Lotte konnte aus einem Taschentuch eine Maus knüpfen. Es enttäuschte ihn sehr, daß Mutti und Onkel Ploth keine Bewunderung hierüber äußerten.

Doris war ganz befangen. Sie hatte es wohl für sich festgestellt: Raimund kam nur ins Haus, wenn er der Anwesenheit Malidens sicher sein konnte. Welche andere Haltung hätte er einnehmen dürfen! Es war die einzig würdige. Was sollte sie nun tun? Ihn rasch wissen lassen: Malide kommt nicht? Das mußte für ihn heißen: bleibe auch du fern! Ganz unmöglich. — Sie mußten eben heut das Zusammensein ertragen, ohne Malidens schöne und beruhigende Gegenwart.

Und schon hörte sie seine Schritte auf dem Flur. Ernster noch sah er aus als sonst. Aber Doris fühlte immer: sein Ernst erwuchs nicht aus Verstimmung und gärenden Kämpfen, wie bei Katte. Der feste Wille zur Pflichterfüllung gab ihm diese strenge Haltung. Und das Gefühl, der Unerschütterlichkeit seines Willens sicher zu sein. Auch Katte wollte . . . sie erkannte es klar. Aber er vermochte sich mit seinen Erkenntnissen nicht gegen den Sturm seines Wesens voranzuarbeiten.

Raimund hatte Briefe von seinen Eltern, sie waren traurig. Der Vater bat, daß der Sohn Rücksicht auf die sehnsüchtigen Wünsche der Mutter nähme; aus seinem Briefe erkannte man die ganz einfache Annahme, daß die Braut völlig den Wünschen des künftigen Gatten sich füge. Die Mutter klagte. Sie verstand nicht, daß die Verlobten keine Eile zeigten, sich nicht zur Heirat drängten. So bestimmt hatten sie jetzt die Ankunft der Braut erwartet, nach der sie sich sehnten. Sie waren auch ihrerseits bereit, hierherzukommen. Beinahe schien es Doris, die den Brief lesen mußte, als stehe ein Mißtrauen zwischen den Zeilen. Als wittere die Mutter verborgene Hindernisse, Fährlichkeiten, und es dränge sie herzukommen, um klar zu sehen.

Doris war ein wenig bleich, als sie den Brief zurückgab. „Der Aufschub war ausschließlich Malidens Wille," sagte sie. Als gäbe es da etwas zu bestätigen.

„Und für meine Eltern hat die Zeit ein anderes Maß als für uns," fügte er hinzu: „Uns eilt sie. Ihnen dehnt sie sich."

„Ach, es ist auch schon lange, lange, seit eure Mutter von uns ging . . .“ schaltete der alte Ploth ein. Er sagte nie „Schwiegermutter“ — er wußte: sie hatte diese beiden schwärmerisch geliebt. Er wußte noch und hörte es immer, wie sie zärtlich auf ihrem Sterbebette sprach: „Doris — Raimund . . .“ Es waren doch ihre letzten, vernehmbaren Worte gewesen, war die letzte ihrer Empfindungen, die man erriet. Denn was sich nachher an herrlichem Erleben auf ihrem stolzen Angesicht widerspiegelte, hatte sie als ihr Geheimnis mit sich genommen in das ewige Schweigen.

„Exzellenz — lange? Drei Wochen! Und wie durfte ich vorher darauf bestehen, daß Malide die Mutter verlasse! Deren Leben sie sich dem Ende zuneigen sah! Als sie meine Bitte mit dieser Begründung abschlug, war mir doch der Mund geschlossen.“

„Unbedingt — unbedingt,“ murmelte Ploth. Er konnte manchmal nicht recht Gründe, Zeit, Verhältnisse überblicken — er dachte jetzt so langsam — der rasche Gedanke waren ihm abhanden gekommen. Drei Wochen sollte es erst her sein, seit sie ging? Er verlor sich in Gedanken. Stumm saß er da, kaum mehr mit vollen Sinnen auf der Welt, die ihm leer geworden war.

Die junge Lotte kam herein und berichtete, daß Herr Professor die Herrschaften bitten ließe, nur mit dem Essen zur gewohnten Zeit zu beginnen. Er käme wahrscheinlich ein Stündchen später.

„Wenn es den Herren recht ist, warten wir aber doch?“ fragte Doris. Raimund verneigte sich schweigend. Ploth hatte gar nichts gehört. Er saß in Kattes Schreibtischstuhl, den er zwar dem Raume zugewendet hatte. Aber es umwitterte ihn eine solche Stimmung von Fernsein — von innerster Abwesenheit, daß Doris plötzlich von dem Gefühl ergriffen ward, ganz allein mit Raimund zu sein.

Vor ihr auf dem Tisch lag ein wollener Soldatenstrumpf; er war halb fertig, die stählernen Stricknadeln blitzten im Licht, das vom mildbunten Seidenschirm zusammengehalten, auf die dunkle Decke niederschien. Sie hatte nach der Arbeit greifen wollen. Und nun lag ihre weiße schmale Hand doch untätig auf dem rauhen, grauen Gestrick. Und Raimund hatte sich eine Zigarette anzünden wollen. Aber er saß da, vor sich den runden Tisch, und sah immer die weiße Frauenhand an. Sie rührte ihn — er glaubte noch nie solche feine, liebe Hand gesehen zu haben; sie mußte jeden Mann bezwingen — es war, als nötige sie einen, sie beschützend zu umschließen, mit der eigenen, starken Hand. Auch ihm schien es so wunderlich, als sei er ganz allein mit ihr, er vergaß die Gegenwart der schattenhaften, stummen Gestalt dort im Halbdunkel.

Diese Minuten waren wie eine Gnade, ihnen vom Schicksal gegönnt. Sie waren reinen Herzens und ihrer Redlichkeit sicher. Solche Herzen bewachen sich nicht immer ängstlich. — Eine Aufwallung von scheuem Glück kam über sie. Aber sie sagten es sich mit keinem Blick. Es war gerade, als horche im Schweigen einer in die Seele des andern hinüber.

Die junge Frau ward sich allmählich der Gefahr dieses tiefen Verstehens ohne Worte bewußt. Sie sprach. Aber es war ihr doch unmöglich, sich aus der Nähe seines Wesens zu entfernen. Und so kam ihr endlich der Wunsch auf die Lippen, der schon lange in ihr brannte: von seinem Erleben zu wissen. „Erzählen Sie mir doch, lassen Sie mich daran teilhaben! — Wo war es — wann — daß Sie so schwer verwundet wurden?“

Malide hatte gleich nach ihrer Heimkehr einmal gesagt: Ihr dürft ihn nicht fragen.

Dieser Befehl war nicht vergessen — nein — aber die junge Frau hatte unklar das Gefühl: daran darf ich teilhaben, das ist kein Diebstahl an Malide...

„Es war in Frankreich,“ sagte er ganz ruhig. „Bei Berry au Bac.“

Er dachte nach. Seine Erinnerungen kehrten zurück zu jenen Tagen des schwersten Erlebens. Die junge Frau wartete still. Sie wagte nicht sich zu rühren, damit keine Bewegung, kein Laut ihm die Sammlung zerreiße. Sie merkte auch nicht, daß der müde, alte Einsame dort in seinem Stuhl, dem Lichtkreise fern, sachte von hilflosem Nachsinnen in einen leisen Schlummer hinübergeglitten war.

So sprach die Männerstimme, die sich nun erhob, einzig für sie. Beherrscht, halblauten Tones erzählte er.

„Aus unzähligen Bildern kennen Sie diese Landschaften. Und sie sind so sehr

charakteristisch, daß Ihre Phantasie allen Farbe geben kann. Diese merkwürdige, sanfte Lieblichkeit, die so völlig im Gegensatz zur Art der Rasse steht, die dort wohnt. Von weither in tausendfachen Windungen kommt der Fluß, der in den finsteren Argonnen seine Quelle hat. Und auf das reizvollste ist der Kanal sein Begleiter, entfernt sich zuweilen, Biegungen abschneidend von ihm, läuft eine Strecke ziemlich nah neben ihm und lebt immer von seinem Wasser. Der Kanal und der Fluß sind wie zwei Geschwister, der eine ein nützlicher Arbeiter, der andere ein anmutiger Müßiggänger. In maßvoller Lebendigkeit schuppt sich die Oberfläche, es ist immer ein freundliches Spiel von Licht in der Bewegung. An seinem Ufer reihen sich oft diese hochragenden, sperrig gewachsenen, italienischen Pappeln mit den hellen, gefleckten Stämmen. Oft neigt sich Buschwerk bis ins Wasser und läßt sich vom strömenden, es unablässig durchstreichenden, förmlich kämmen. Vielfach steigt, besonders an der östlichen Seite, das Gelände hügelig an; zuweilen ist es aber auch flach. Die ganze Natur im Departement de l'Aisne und vor allem um Fluß und Kanal herum scheint vorbestimmt zum Schauplatz friedvoller Idyllen. Von dem Duft und der Zartheit der Farben machen Sie sich keinen Begriff. Es ist gerade, als sei sie von Pastellstiften leise übergangen. Ein Farbenton löst sich im andern auf. Keiner ist stark und störend. Traum der Ruhe muß dort sein, in Friedenstagen. Und so wunderbar geräumig scheint die Gegend. Vielleicht kommt es, weil ihr Gelände weder flach, noch bergig ist. Die Bodenwellen hemmen nicht den Überblick, geben nicht das Gefühl der Schranken. Für meine Empfindung sind sehr flache Weiten, wie ich sie zu Anfang des Feldzugs in Russisch-Polen sah, dem Blick nicht so erschlossen — er spürt sogleich die Unmöglichkeit bis zu ihrem Horizont zu schauen. Wunderbar bleibt, viele Kameraden haben mir bestätigt, daß sie es ebenso empfanden, das Heimatliche, was einen da überkam. Eine Natur, die auf die deutsche Frau eingestimmt schien. Das begreife wer kann. Aber dieser etwas blasse, blaue Himmel, mit den weißen, ziehenden Wolken, diese Rasenhänge von gemildertem Grün — diese Pappeln mit der zitternden, in Lichtreflexen schimmernden Blätterfülle, diese ruhevoll tiefen, dunkelgrünen Gebüschdickichte! Sie begreifen, daß man die Bilder nie vergißt, von denen man umgeben war in solcher Zeit."

Nur das Auge der jungen Frau sagte ihm, daß ihre ganze Seele bei seinen beschreibenden Worten sei.

„In den ersten Wochen, ja Monaten des Stellungskrieges hatten die Wunden, die er dieser Lieblichkeit schlug, einen beinahe unmerklichen, verborgenen Charakter. Die Schützengräben zogen sich, von fern gesehen, als kaum erkennbare Linien in der Richtung des Flusses entlang, eine hinter der andern. Und so milde verbarg die Landschaft die zerschossenen Dörfer und Gehöfte — es gab Strecken, wo man sich in einem ungestört bewirtschafteten Lande glauben konnte, zumal in jenen holden Frühlingstagen, wo auf den Äckern die Saat grünte, die unsere Feldgrauen ausgestreut. Aber da waren wieder andere Punkte, an denen das feindliche Feuer beständig nagte."

Ein Seufzer klang durch das Zimmer und ließ Doris zusammenschrecken. Was war denn das für ein Ton voll unendlicher Traurigkeit? Nun sah sie: der alte Mann hatte im Schlummer geseufzt, schwer und tief. Geradezu mitleiderregend. Und Doris dachte plötzlich, daß er so ganz und gar in sich zusammengesunken sei, nach dem Tod der Freundin, weil er in seiner Erinnerung keine Stunde rechten Glücks fand. Kampflos hatte er seiner entsagungsvollen Liebe gelebt und nie versucht, weder sich noch die geliebte Frau zu bezwingen.

Welche Mahnung verbarg sich darin?...

Aber ihre aufgestörten Gedanken konnten nicht bei dem Schicksal des alten Mannes verweilen. — Raimund, der zu sehr in seine Erlebnisse vertieft war, als daß der Seufzer hätte bis zu ihm dringen können, sprach weiter. Er sah vor sich nieder — auf die Zigarette, die er drehte und wendete und endlich mechanisch auf den Tisch zurücklegte. Und während er sprach, langsam in Erregung geratend, suchte sein Blick endlich den der jungen Frau. Und so, Auge in Auge, erlitt sie mit ihm das Furchtbarste.

„Meine Kompagnien — ich führte seit kurzem die erste und zweite — nachdem

Wehl gefallen war — behaupteten zwei aneinanderschließende Gräben; wir waren nach rückwärts in Verbindung mit unserm Truppenteil durch Sappen. — Sie haben diese Zickzackwege, eingeschnitten in das Gelände, oft abgebildet gesehen? Ja? — Lange lagen wir schon da. Am Hange, kaum hundert Meter oberhalb der Aisne, die gerade dort zwischen emporschwellendem Hügelgelände dahinfließt, in ihrer freundlichen Eile. Es hatte sich zwischen dem Feind und uns eine Art Gewohnheitsverkehr im Kriegerischen herausgebildet. Wenn ich mich so ausdrücken darf: eine gewisse Gemütlichkeit in der gegenseitigen Beschießung. Alle Tage gegen Sonnenuntergang, wenn das wundervolle Farbenspiel des Himmels sich im Flusse widerspiegelte und er rosig und stahlfarben dahinzuströmen schien — ja, gerade dann flogen die weißen Wölkchen mit dem feurigen Kern durch die Luft — spielerische Dinger, als wollten sie nur ein wenig Leben in die Abendstille bringen — überlebensgroße Federbälle, von leichter Hand hoch emporgeworfen. — Sie mußten damals keinen Überfluß an Munition haben. Es war immer gerade, als wollten sie nur zeigen: wir sind noch da. Uns ging es nicht besser damals; auch wir haben Zeiten gehabt, wo wir gewaltig sparen mußten. Es waren eben jene Monate, wo alles zu stehen schien — aber diese reizenden, schwebenden Wölkchen trafen doch manchmal scheußlich gerad' 'rein in unsere Stellung — das kostete immer ein paar Tote und Verwundete, alle Tage. Wie so 'n tägliches Opfer war's. Und so hart man wird: der Kamerad, der hin ist, scheint einem immer der liebste gewesen zu sein. Wehl und ich waren uns eigentlich nie sehr nahe gestanden — wissen Sie: er war einer von den ganz Höflichen; da kommt man schwer bis zum Herzen 'ran ... zu viel Formen davor. Aber als er fiel, zwei seiner Treuen trugen ihn nach rückwärts, durch die Sappen in die zweite Linie — an mir vorbei kamen sie mit ihm — na — er lebte noch, gab mir die Hand — und so, Hand in Hand, Auge in Auge — da war's mir, als sei er mein bester Freund gewesen, und das brach aus seinem Blick. Wunderlich, wie verflucht weh das tut. — Aber weiter! Leb' wohl, Kam'rad. Die Pflicht ruft."

Er war bewegt. Wie sollte sie es nicht mit ihm sein ... „Dies Stilleben — oder dieser Stumpfsinn mit bitterbösen Unterbrechungen — oder wie man den Zustand nennen wollte ... Mein Frechdachs, der lange, blutjunge Leutnant Berthold von der zweiten schimpfte sich was zurecht. Er pflegte, nach Westen gewendet, zu sagen: ich verbitt' mir das, daß Sie mir alle Tage in meinen Kaffee spucken. — Ja, das dauerte so 'ne Weile. — Und dann wurden sie drüben energisch, sie spuckten Berthold nicht nur in den Kaffee, sondern unserer ganzen Stellung mit scharfer Energie den ganzen Tag auf den Kopf. Das liest sich so weg im Tagesbericht — der hat eine, anderthalb Zeilen übrig für diese kleinen Nebenkämpfe — ‚bei Berry au Bac drangen die Franzosen nachts in unsere Gräben ein, wurden aber sofort wieder zurückgeworfen ...' oder ‚unsere Truppen räumten die durch schweres französisches Feuer zerstörten Gräben und wiesen französische Angriffe in dieser Gegend ab.' Ja, das liest sich leicht weg. Nichts Besonderes, sagt der enttäuschte Zeitungsleser. Er denkt kaum darüber nach, daß zwischen solcher Handvoll von Worten Ströme von Blut fließen, daß sie auf Gräbern sich aufbauen. — Ganz offenbar hatten sie Munition und vielleicht auch Verstärkungen bekommen und glaubten sich in der Lage, nun gegen unsere Stellung vorzugehen. Die ganze Brigade war ihnen, mußte ihnen sehr unbequem sein; unsere kleine Vorstellung aber der nächste Dorn im Auge. — Von der Süßigkeit des Frühlingstages hatte ich einen seltsamen Nebenbegriff. Sie wissen: im Gesichtswinkel bemerkt man noch Dinge, nach denen man gar nicht sieht. So wußte ich diesen ganzen Morgen, daß es ein linder Apriltag voll zarter Poesien sei. Das Schwirren eines Lerchentones lag in meinem Ohr — früh — unmittelbar, bevor hinter unsern Gräben die erste Granate einschlug und ganze Fontänen von Erde und zerrissenem Holzwerk in die Luft schleuderte. Nun hob dies Grauen an, das man wie einen phantastischen Zustand durchlebt und sich auch kaum in der Erinnerung deutlich machen kann. Alles um einen brüllt und pfeift und braust und hämmert. Die Welt ist in Schall aufgelöst, und eine Schallwelle keilt sich in die andere,

platzt in die andere hinein. Das betäubt Gehirn und Ohren. Und voll beizender Gase ist die Luft. Voll Staub. Voll Rauch. Man kann nichts mehr unterscheiden, das einzige, dessen man sich sicher fühlt, ist die Faust — man hat das gierige Gefühl, man möchte mit ihr dreinschlagen. Aber da ist kein Feind, da ist nur die von Getöse und Gestank blinde Luft. — Unsere Stellung war teilweise schon eingedeckt — der Rückzug empfahl sich, der Befehl schwebte schon auf meinen Lippen. Und auf einmal schlug mich und die nächst um mich Gescharten etwas um — kurz, schwer — und alles war zu Ende. Licht? Luft? Leben? Wer von uns wird je noch klar wissen, ob wir Minuten oder Stunden betäubt lagen. — Mein erstes Gefühl von Bewußtsein, von Leben war, daß ein Licht scharf und kurz über meine Lider strich und verlosch. Dann hört' ich eine Stimme — noch eine — vielleicht Fragen, matte, tastende Worte. — Und noch einmal ein Lichtblitz. Er wurde länger ausgehalten. ‚Er lebt,' sagte jemand. ‚Verschüttet,' stöhnte eine andere Stimme. Und wieder Licht und abermals Nacht. Nach und nach erkannten wir uns und die Lage. Außer Berthold und mir waren noch vier Mann in dieser Höhle, die aus einem Bruchstück eines Unterstandes und einem Erdloch bestand, das durch die einschlagende Granate geschaffen worden war. Der junge Leutnant war sehr schwer verwundet, der eine Mann lag im Sterben. Von den drei andern behauptete der Musketier Frahm, daß er unverletzt sei. — Seine Kameraden nannten ihn sonst wohl den Kraftprotz. Dieser sein Hang, immer noch forscher zu tun als andere, mochte auch in dieser Lage in ihm nachwirken; es stellte sich später heraus, daß er sechs, sieben Fleischwunden hatte — vielleicht ließ die wahnwitzige Erregung ihn nichts fühlen. — ‚Verschüttet!' sagte auch er, ‚aber wir leben...' Ja, lebendig begraben. Die Erde dröhnte, wie von fern. Ganz dumpf. Beschreiben kann ich Ihnen das nicht, auch nicht, wie sich uns das aufdrängte, daß jeder Versuch, uns selbst zu befreien, nur den Zusammensturz unserer Höhle herbeigeführt haben würde. Wir mußten dieses Zusammensturzes jede Sekunde gewärtig sein. Wir verloren auch, vielleicht auf der Stelle, jedes Zeitmaß."

Ein Frösteln lief durch ihn hin.

Noch die Erinnerung war so schwer, daß er mühevoll an ihr trug.

„Das Röcheln des Sterbenden hörte plötzlich auf. Dies Verstummen des schrecklichen Lautes war noch erschütternder als der Laut selbst gewesen war. Wieder knipste jemand sein Licht an. ‚Betet,' sagte ich. Ich glaube, es war das erste Wort, das ich vorbrachte. Die drei Leute knieten neben ihrem toten Kameraden und beteten laut. Der eine konnte die Hände nicht falten — seine Rechte hing zerschmettert. Sie weinten — und beteten. Und währenddessen erwachte Berthold. Er hob das Haupt, er sah irr um sich. — In der Enge des Raums, zerklüftet, von drohenden, lockern Schollen überwölbt — die drei neben dem Toten — der helle, kleine Lichtpunkt — wie ein weißes, grelles Auge. — Ich war der einen Wand halb angelehnt, blutüberströmt. — Wir alle dem schrecklichsten Tod geweiht... Da stöhnte er — quälte sich ab, den Oberkörper zu bewegen — es gelang ihm, sich auf den linken Ellbogen zu stützen, er fingerte mit der Rechten an seinen Rock — auf der Brust, als suche er an dessen Innenseite etwas. — Und dann gerade losch wieder das Licht. Aber wir hörten, hörten. Und der liebe, frohe Junge — so zärtlichstolz waren auch die Leute auf ihn — er sagte noch heiser: ‚Dank, Koler! Dank für alles! Gott rette euch — ich habe — Gift. — Es lebe das Vater...' Ja, und da zerbrach seine Stimme."

Leiser noch sprach er, als teile er Geheimnisse mit, an denen er kaum rühren möge. „Wieder lähmte uns das Entsetzen über die Stille, dies fühlbare, niemals mit Worten zu erklärende Todesschweigen, das von einem Hingeschiedenen ausgeht — wie Dunkelheit von der Nacht, wie Kälte vom Eise. Und in meinem Gehirn hatt' ich eine Empfindung von unerhört schmerzhafter Leere — ich horchte auf ferne, klingende, hohe Töne. Und dachte: ich will ihm folgen — zu einem Schuß reichte vielleicht noch die Kraft, nur nicht hier elend ersticken oder verhungern. Schon tastete ich nach meiner Pistole... Da hörte ich das Weinen und Beten. Plötzlich wußte ich: solange noch einer von deinen Leuten atmet, darfst du sie nicht verlassen. Dieses Wissen gab mir neue Kraft. Und da..."



Am Strande. Gemälde von Prof. Hans Meyerkassel

„Und da?" fragte sie.

„Als hätten sie geahnt, was mir versucherisch angekommen war ... sie krochen an mich heran, sie betasteten mich. Einer fand meine Hand und umklammerte sie. ‚Verlassen Sie uns nicht, Herr Hauptmann!' baten sie ... So flehen, so weinen Kinder — Kinder, und hilflos waren wir vor Gott. — ‚Licht,' sagte ich. ‚Licht' Und das weiße Auge der kleinen Taschenlampe leuchtete wieder auf. ‚Frahm,' sagte ich, ‚unsere armen beiden Toten dahin, mich dorthin — ihr neben mir.' — So betteten sie die Toten in den von brüchigen Erdschollen überwölbten Teil unserer Höhle. Mich legten sie in den Überrest des ausgebauten Unterstandes und hockten sich neben mich hin ... dann wurden wir still, ganz still ... Ab und an faßte einer nach meiner Hand. Ich fühlte einen Kopf, der sich gegen meinen Oberschenkel gedrängt hatte. Einmal und noch einmal blitzte das grelle Lichtauge auf. Dann mag die Batterie verbraucht gewesen sein — ich weiß es nicht — alles blieb schwarze Dunkelheit. Und einmal und noch einmal flüsterte einer: ‚Herr Hauptmann ...' und ich flüsterte wohl zurück: ‚Kinder —' Aber dann nichts mehr. Ich weiß noch: ich fühlte einmal wie schwer das Atmen sei, die Luft wurde fürchterlich — voll Zersetzungs- und Blutgeruch. Ich wollte für uns alle ein Gebet sprechen — ich glaube, die Stimme brachte keinen Laut mehr hervor. Vielleicht waren wir langsam in einen Dämmerzustand gekommen. — Nichts weiß ich mehr. Nicht, ob wir eine Nacht, ob wir Tage, Jahre da lagen — ob wir in die Ewigkeit hinübergenommen waren — —"

Er strich sich mit der Hand über Stirn und Augen. „Mein Dasein hat eine furchtbare Pause. Wir waren ja tot. Diese Spanne Zeit ist ausgelöscht aus meinem Leben — dann kommt das Erinnern an einen Traum. Traum von Geräuschen. Von Stimmen. Von Helle in den Augenlidern. — Ein unbegreiflich langandauernder Traum. Und wieder Stille. Und wieder die Helle fort aus den Augenlidern. Aber irgendein Wissen von etwas Mildem, Sicherem ... Von Nacht, die nicht der Tod, sondern die Ruhe ist. Und dann ein Erwachen ..."

Seine Stimme bebte. In seinen Augen glänzte eine Träne. „Ich fand mich in einem Bett. Und in meinen ersten Blick traf der Blick aus einem dunklen, aufmerksamen, liebevollen Auge — Malide. — Fünf Tage und Nächte waren wir verschüttet gewesen, daß man uns fand, war ein Wunder. Man fand vier Tote. Und zwei, die noch atmeten. Frahm und mich ..."

Lange konnte er nicht weitersprechen. Bleich saß die junge Frau und voll zitternder Reue, daran gerührt zu haben. — —

„Vergeben Sie, daß ich fragte," flüsterte sie.

Er sah sie an — in schmerzlicher Ergriffenheit.

„Es war gut so," sprach er, „ich wollte, ich mußte Ihnen dies alles einmal sagen. — Es mußte Ihnen mit gehören — —"

„Seltsam schwer, furchtbar — die Rückkehr ins Leben nach solcher Ausschaltung. Kein lachendes Glück, daß man noch atmet. Nein. Ein Grauen, das erst langsam wich — die Nerven sträubten sich gegen jede Dunkelheit, die nachträgliche Todesfurcht war wie ein dämonisches Rätsel. Wir hatten den Blick getan, der sonst Sterblichen verwehrt ist — den Blick in die ewige Nacht —."

Doris faltete ihre Hände — vielleicht, damit sie sich nicht hinreißen lasse, die seinen zu ergreifen und voll Demut zu küssen. Und sie hob diese ihre gefalteten Hände gegen ihren Mund, um das Aufschluchzen zurückzupressen, das hervorbrechen wollte.

„Von den Zeiten, die dann kamen, möchte ich schweigen dürfen. Malidens Festigkeit, Geduld und Güte führten mich langsam zu einem beruhigten Zustand. Meine Wunden heilten. Der ungeheure Blutverlust ersetzte sich. Damit schwand die unerträgliche Leere im Gehirn, die alle Männlichkeit fortgenommen hatte aus meinem Wesen. Ich fand mein Persönlichkeitsgefühl wieder. Oh — der Tag — als ich zuerst ins Freie kam. Ein Sommermorgen war es. Auf Malidens Arm gestützt, ging ich vor dem Lazarett auf und ab. Dies war in einem Schlosse eingerichtet, unweit Corbeny, fast an der Straße von Berry au Bac nach Laon. Es lag an dem sanften Hange eines waldigen Hügels, von den schönsten Parkanlagen umgeben, in deren üppigem Rahmen sich der prangende, weiße Barock-

bau lebensfreudig ausnahm. Der Park verlor sich talwärts in Wiesen, zwischen denen ein schmales Wasserbändchen hinlief; ich glaube, es war die Lette oder ein Bach, der sie in ihren Anfängen speisen half. Vor dem Schloß dehnte sich eine prachtvolle Terrasse. Und von ihr hatte man einen überwältigenden Ausblick auf die Landschaft. In weiten, feingezogenen Linien, lächelnd in zarter Schönheit lag sie. Felder breiten sich in goldenem Glanze, gleich seidenen Tüchern. Hie und da ein Streifen sehr durchlichteten Waldes. Gehöfte, deren ruinenhaften Zustand der Fernduft verbarg. Und nordwestlich war dies alles durch ein Prunkstück ohnegleichen abgeschlossen. Da erhob sich auf schroffem Hügel das Häusergehocke von Laon und an seinem südlichen Ende diese wunderbare Kathedrale — vieltürmig — feingegliedert, hell, majestätisch, prachtvoll und zugleich auch heiter vor dem blauen Himmel. Und rings in der Natur eine Frische! Jedes Blatt atmete mir Leben, jede Blume Glück zu. — Eine himmlische Dankbarkeit weitete meine Seele. Ergriffenheit, in der auch der letzte Rest des Erduldeten sich löste, erhob mich. Eine Weichheit kam über mich, in der nichts, nichts mehr von Schwäche zu sein schien. Und da..."

Nun brach er ab. Und Doris fühlte, daß er nicht weiter sprechen werde. Sie wußte: da geschah es!

Da schenkte er sein Leben ihr, der er es zu verdanken glaubte. Und alle neue Daseinsfülle, die ihn durchflutete, ward ihm eines mit der heißen Dankbarkeit gegen sie. Alles schien ihre Gnade, ihre Gabe. Die ganze Schönheit der Welt, die sich in solcher Pracht vor ihm ausbreitete, kam von ihr. In ihr verkörperte sich ihm seine Wiedergeburt. Sie stand an der Schwelle der Zukunft, und nur mit ihr glaubte er, dieser Zukunft sich entgegenwagen zu können...

Und ein Leben, das er nach solchem Erleiden, in solcher Stunde in die barmherzigen Hände legte, die halfen es zu retten — nein, das nimmt ein Mann von Ehre nicht wieder zurück...

Sie sahen sich an. Sie verstanden einander vollkommen. Und der hohe Mut, entsagen zu können, adelte ihnen die Gewißheit, entsagen zu müssen.

„Ja!" rief laut aus dem Schatten heraus eine Stimme. „Ja!" Und der alte Mann fuhr erwachend empor. Ihm war, als habe ihn wer mit einem heftigen Ruf aufgerüttelt.

Doris erschrak nervös. Sie wußte gar nicht mehr, daß jemand im Raum anwesend sei. Sie hatte nur noch ihn, den einen, empfunden und all sein schweres Erleben.

Zugleich hörte sie, mechanisch, wie man gewohnte, hundertmal gehörte Laute wahrnimmt, ohne doch bewußt auf sie zu achten, daß draußen ein Glockenton schwirrte. Die Haustür... kam nun Katte? Nein, es war ja der helle, klingende Laut des Telephons. Und die junge Lotte stürzte herein: „Sie sollen sofort nach der Fabrik kommen. Das Auto ist im Augenblick da..."

⌘ ⌘ ⌘

Er ließ sich den Bericht aus dem Laboratorium vorlegen. Dort arbeitete eine Reihe junger, sehr intelligenter Mädchen als Laborantinnen und stellte in sorgsamen Analysen den Gehalt des Nitroglyzerins fest. Keine Produktion kam ungeprüft zum Versand. Alle diese Dinge waren im Werden, im Versenden, im Verbrauchen auf das bedrohlichste von Gefahr umwittert. Und es begab sich hier, wie tausendfach in der modernen Technik, das Unbegreifliche, das in sich Widerspruchsvolle, daß die unerhörte Massenanfertigung mit jener peinlichsten Sorgsamkeit verbunden sein mußte, die sonst der zierlichen Einzelkunst gehört. Den Analysen kam deshalb höchste Wichtigkeit zu. Professor von Siebold hatte bei der Entgegennahme des Tagesberichtes vielerlei Fragen an seinen ersten Chemiker, den Doktor May, einen jungen, blonden Mann mit spitzen Zügen, goldener Brille und den blassen Farben eines, der mehr Freude an Laboratoriumsluft, als an der Natur hat. Wie immer umschloß diese Aussprache auch eine Reihe von unerfreulichen Nachrichten. Rohstoffe, die heute bestimmt hatten eintreffen sollen, waren nicht angekommen. Ein telephonisches Anfragen begann. Anschlüsse waren nicht sofort erreichbar; an der Kreuzungsstation der Bahnlinien, wo einige Waggons stehengeblieben sein sollten, gab ein Beamter unbegreifliche Antworten. —

Mitten in diese Ärgerlichkeiten fiel dem Professor ein, daß man ihn gerade heute abend pünktlich im Hause erwartete. Jeder

übermäßig und wichtig beschäftigte Mann empfindet solche Erwartung in solchen bedrängten Minuten als ungerechten Anspruch. Er ließ hastig sagen, man möge in seine Wohnung telephonieren, daß er nicht zur versprochenen Zeit dort sein könne.

Die Nachricht, die am schwersten traf, brachte der Beamte erst zuletzt vor: der zweite Chemiker hatte heute einen Gestellungsbefehl bekommen. „Unmöglich," sagte Siebold voll Entschiedenheit, „wir können ihn nicht entbehren. Er ist unabkömmlich. Ich werde sofort ein Gesuch an das Bezirkskommando richten."

„Wollen Herr Direktor nicht erst noch selbst mit Lorenz sprechen," sagte der Doktor May, und sein sorgenvolles Gesicht bekam einen eigenen, warnenden Ausdruck.

„Was ist da viel zu reden? Lorenz weiß so gut wie Sie und ich, daß er hier unabkömmlich ist."

„Vielleicht aber, daß er meint — vielleicht aber, daß er sehr gern hinaus . . ."

„Das möchten andere auch," sagte Siebold darauf. „Ich werde mit ihm sprechen."

Bald nachher schritt er zwischen den Gebäuden hin um den Doktor Lorenz, seinen zweiten Chemiker, zu suchen. Er hatte ihn sich nicht in das Bureau kommen lassen. Er fühlte: er bedurfte vor diesem Gespräch noch des Nachdenkens. — In der Notwendigkeit es zu führen, verbarg sich allerlei Schwieriges. — Es konnte ihm gehen, wie einem Richter, der eine Sünde verurteilt, deren er sich selbst schuldig weiß...

Das abendliche oder vielmehr nächtliche Bild des Fabrikgebäudes sprach immer stark zu ihm. Auf das wunderbarste hatte es etwas Festliches, wie im Glanze einer Illumination schimmerte es. Der Novemberhimmel stand völlig schwarz in der Höhe. Kein Stern gab ihm Ferne und Leichtigkeit. Als undurchdringliche Fläche spannte er sich über der Erde. Der große Schornstein des Kesselhauses ragte hell hinein in diese Dunkelheit, als rötliche Säule, bestrahlt von allen Seiten. Und hoch oben entquoll ihm in reizvoller Grazie das Gewölk belichteten Rauches, der sich dann in der Finsternis verlor. Aus breiten Glasfenstern, die durch Pfeiler von Mauerwerk unterbrochen waren, kam das blanke Licht. Andere Wände zeigten mehr Verschlossenheit, und nur hoch über Manneshöhe zogen sich in ihnen Reihen kleiner Fenster hin. Die geringere Helle, die ihrem Glase entströmte, wirkte gedämpft, beinahe gemütlich. Hart neben der Ecke eines Baues schob sich ein Rohr aus der Mauer. Und unablässig puffte zischender, schneeweißer Dampf heraus. Das hatte so etwas Emsiges, Eiliges. Als ruhe auf der flinken Betriebsamkeit dieses kleinen Rohres viel Verantwortung. Vom Dache des hohen Maschinenhauses bekam man nur den unbestimmten Eindruck roter Ziegelpfannen in großer, schräger Fläche. Das verschwamm im Halbdunkel. Manche Gebäude, aus schuppenartig bedachten Erdgeschossen bestehend, lagen gesellig als Gruppe zusammen. Andere standen abgesondert, von nur geringem Licht erhellt. Dem Auge kaum noch erkennbar, häuften sich an der Grenze des Geländes die ungeheuren, schwarzen Leiber von Riesenkesseln — länglichrund — irgendwie bedrohlich und gefährlich anzusehen. Sie enthielten die geheimnisvollen Säuren, die zersprengenden und zerstörerischen Gewalten, die die Chemie zu meistern wußte.

Und eben dort, in der Nähe dieser gedrungenen, rund aufgeblähten Drachenleiber, blinkte etwas schuppig auf — trübroter Reflex auf kohlenblankem Grunde — Lichtwirkung, die nicht fest stand, sondern flimmerte, das Wasser des Kanals. Die ganzen Anlagen vor scheinbar regellos einander benachbarten Gebäuden der verschiedensten Art, die grelle Lichtfülle der einen, die verschwiegene Halbbeleuchtung der andern, die Vielgestaltigkeit der nächsten Dinge, das Unklare der fernergerückten Baulichkeiten und Gegenstände, gaben ein Bild von Größe und Verworrenheit zugleich — so, als sei es dem Laien niemals ganz übersichtlich.

Und die Arbeit plauderte behaglich. Die Maschinen erzählten mit klappernden Kiefern von ihrem rastlosen Herumjagen; die Kolben stampften selbstbewußt auf und nieder und trumpften auf ihre Wichtigkeit; in rasendem Drehen surrten die Trockentrommeln davon, daß sie erst der Sache den letzten, rechten Abschluß gäben; die Dämpfe zischten in Jammerlauten, als täte es ihnen selbst weh, gegen die Glasmasken der Männer zu fahren, die zwischen ihnen hantierten. Nein, schweigsam war die Arbeit

nicht. Aber sie konnte schwatzen soviel sie wollte: ihre Sprache war unübersetzbar und kein Spion konnte ihre Phonetik enträtseln. — Und all die einander entgegenprallenden Geräusche, die sich nur Mißtöne zuwarfen und einander nur zu übertäuben schienen, brachten doch zusammen eine wunderbare, majestätische Musik zustande . . .

Gerade heute, vielleicht heute zum erstenmal ohne Groll, horchte der Professor in diese Sinfonie aufmerksam hinein. Sie sollte ihm die Gründe zuflüstern, mit denen er einen bezwingen mußte, der vielleicht dasselbe ersehnte wie er.

Er fand den Doktor Lorenz im großen, hohen, saalartigen Raum, an dessen einer Längsseite, auf einer Estrade, die Trockenmaschinen in Reih und Glied standen. Tageshelle herrschte. In ihrem Licht bedienten Frauen die offenen Trommeln, an deren Innenwänden sich beim wahnsinnig raschen Umdrehen das getrocknete Pulver festsetzte. Gelblichweiß, gleich Sägespänen, war es und konnte dann in die Kisten kommen, fertig zum Versand. Die Zeitdauer der Umdrehungen unterstand der sorglichsten Bewachung.

Als Doktor Lorenz seinen Direktor, den Professor von Siebold eintreten sah, ging er auf ihn zu. Und Siebold dachte: ‚Nun, ein stattlicher Mann ist er schon — gesund — voll Kraft —.‘

Lorenz war in der Tat auffallend wohlgewachsen. Blond, eine frische Erscheinung, die durch den Ausdruck männlicher Sicherheit sogleich für sich einnahm.

Die Herren machten einen gemeinsamen Rundgang, wie es denn Siebolds Gepflogenheit war, sich täglich mehrmals in allen Räumen zu zeigen. Und Lorenz dachte schon ein wenig ungeduldig und gespannt: ‚Wird er gar nichts sagen?‘

Zum ersten Wort gezwungen zu werden, war ihm nicht angenehm.

Nun trat Siebold mit ihm in einen kleinen Nebenraum, einer kleinen Kammer für irgendwelche Geräte. Da hing an ihrer Schnur eine elektrische Birne und beleuchtete Pakete mit Nägeln und allerlei Zimmermannswerkzeug.

„May sagte mir . . .“ begann Siebold. Und nun mit einemmal stürzte Lorenz sich in einer Art Flucht der Gedanken nach vorn, mit Gründen und Klagen gegen alles an, was sein Direktor etwa im Interesse der Fabrik vorbringen könne und wolle. „Ich habe wirklich Unglück, Herr Direktor,“ sprach er hastig. „Als Vizefeldwebel war ich am 2. August 1914 zu meinem Regiment eingerückt. Das Herz voll Jubel und Glück. Brennende Freude und Ungeduld hatt' ich. Wer hatte sie nicht! 'Ran an den Feind! Jawoll! — Man reklamierte mich. Ich bin unabkömmlich — den Pulverfabriken darf kein Mann entzogen werden, den sie für nötig erklären. Gut. Ich fasse mich. Es muß sein. Ich denke: wenn nur erst die erhöhte Produktion im Gange ist, wenn man nur erst in Muße nach Ersatz hat suchen können. — Die Stunden zählt' ich, daß ich doch noch zum Regiment komme. — Jawoll! Die Produktion wird verzehnfacht. Man versetzt mich an eine frisch gegründete Tochterfabrik. — Gut — ich schufte und tu das meine, die neue Sache in Gang bringen zu helfen. Da wandelt man auch hier die Geschichte um. Direktor Schaffganz verschleppt mich mit hierher, macht es mir zur Gewissenspflicht, auszuharren. Ich beiß' die Zähne zusammen. Hoffe. Hoffe. Tue derweile meine Pflicht. Aber nun endlich — nun endlich und doch: einberufen! O Gott, Herr Direktor! Als flög' ich von zehn Zeppelinen auf einmal getragen in die Luft, so königlich ward mir zumute. — Einberufen!“

Die letzten Worte waren eine glühende Bitte! Sie hießen: Laßt mich gehen! Versucht mich nicht zu halten. — Tun Sie keine Schritte beim Kommando. — Ich bin Soldat, ich müßte gehorchen, wenn befohlen wird. — Tun Sie das Ihre, daß man nicht befiehlt. Ich will, ich muß, ich werde dem Gestellungsbefehl folgen.

Nichts brauchte er zu sagen. Der Mann, der ihm gegenüberstand, ihn anhörte, mit unruhig flimmerndem Blicke vermied, ihn gerade anzusehen: der wußte doch von selbst alles. „Lieber Lorenz,“ begann der Professor von Siebold und fühlte zugleich, daß der andere ihm anmerken müsse, wie mühsam er spräche. „Lieber Doktor, wie sollte ich Ihnen Ihre Begierde, ins Feld zu kommen, nicht nachfühlen? Aber sehen Sie — hier — hier — Sie arbeiten auch hier für das Vaterland. Wir können, können nicht alle im Felde sein.“

„Was sich von selbst versteht!" sprach der junge Mann mit heißem Eifer. „Wenn nicht wir hinter der Front — Und so weiter. Und so weiter. Wissen wir alle! Aber dennoch, es gibt ja Mittel und Wege. — Man rufe aus der Front zurück, was auch mal hinter der Front sich nützlich machen kann. — Ich will hinaus. Ich steh' meinen Mann. O, man soll mich nicht verdammen, dauernd . . ."

„Lorenz," bat der Professor, „Sie wissen — das verfluchte Geschoß in meiner Seite. Ich zähle die Stunden, bis ich davon befreit werden kann. Solche Operation wird mich immerhin an die drei Wochen von der Arbeit fernhalten. Und wenn dann auch Sie nicht hier sind! Und wer weiß, ob wir vollgültigen Ersatz... Nachher — ja . . . Ich will mich umtun, ehrlich. — Ja. Und wenn dann ich wieder genesen bin, dann kann ich mit verdoppelter Kraft hier . . ."

‚Was lüge ich denn?' dachte er. Dann, wenn er genesen sein würde, wollte er ja selbst wieder hinaus. Wußte der andere das? Weshalb sah der ihn so durchbohrend an? Er fühlte diese Blicke auf seinem Munde. Als bezweifelten sie schon sein Wort, so wie es nur auf die Lippen trat.

Da wallte in ihm etwas auf. Trotz. Oder das befehlshaberische Gefühl des Vorgesetzten. Oder Erkenntnisse, die er bisher gewaltsam im Untergrunde seines Wesens niedergehalten hatte, die nicht Macht über ihn gewinnen sollten.

„Vielleicht," sagte er in großer Erregung, „vielleicht ist solche Selbstbezwingung auch Tapferkeit und Kraft. Es ist erleichternd, erlösend, mit dem Schwerte dreinzuschlagen. Es ist nicht erleichternd und nicht erlösend, in rastloser Arbeit das Schwert zu schmieden. In Zeiten wie diese Zeiten drängt jeder Nerv zur Tat. Jede Empörung zur Entladung. Jede Gefahr, Unbill, Rauheit, Not befriedigt, weil sie im Angesicht des Feindes ertragen wird, unmittelbar dem Siege zu dienen scheint. Stetig die Pflicht tun, fern den brennendsten Spannungen — nur von weitem hinhorchen dürfen; das fordert einen stillen, zähen Mut. Wenn wir ihn aufbringen, in ihm leisten, was man von uns fordert, sind wir nicht geringere Kämpfer für unser Vaterland . . ."

‚Sagt er das alles mir, bloß mir?' dachte Lorenz. ‚Oder nicht auch sich? Wenn man derart auf einen andern einspricht, kommt einem die meiste Beredsamkeit aus dem Bedürfnis, sich selbst 'n Spiegel vorzuhalten.'

Siebold sah dem Ausdruck des offenen Männergesichts, daß er nicht überzeugt hatte. Das schlug alle Erregung in ihm nieder und ermattete ihn. Er wußte plötzlich: er hatte seine Unrast nicht verbergen, seine heiße Sehnsucht nicht verstecken können.

Die überredenden Worte hatte er wohl ebenso für sich gesprochen wie für den andern — vielleicht gingen sie an dessen Ohr vorbei, weil das letzte, Tiefste von der eigenen Not nicht in ihnen mitschwingen durfte. Das machte sie vielleicht kraftlos. — Nein, das letzte konnte er nicht aussprechen, nicht, daß er im Felde noch mehr suchte als die Befreiung, die die Tat gibt. Daß er dort, nur dort das Elend einer unbezwinglichen Leidenschaft ertragen könne, daß er deshalb tausendfach leide, gefesselt zu sein. — Seine Liebe war stark wie der Tod. Nur in der Nachbarschaft des Todes konnte er jauchzend ihrer denken. Siegend zu sterben war sein glühender Wunsch. — Liebe gleich der seinen, Liebe, die nicht besitzen kann, fühlt Sterben als Erfüllung. Und sein elendes, kleines Geschick hielt ihn in der bürgerlichen Enge fest, die alles gewöhnlich macht, selbst noch den Tod.

Was sollte er nun noch sagen! So fragte er nur einfach: „Können Sie sich Ihre Arbeitskraft hier wegdenken?"

Lorenz bekam einen roten Kopf. „O nein. Nicht ohne den rechten Ersatz. Das wär 'n schlechter Mann, der nicht von sich selbst weiß: da wo ich steh', steh' ich auf meinem Platze. Soviel Achtung muß man vor seinem Können haben."

Und nun war es der Professor, der dachte: ‚Sagt er das nicht auch mir?' Sein flimmernder Blick wurde fest und hielt den des Mitarbeiters. Die Rechte streckte er ihm hin, mit einer herzlichen Gebärde — sie hatte den Ausdruck von Geständnissen und Bitten. Und der andere schlug ein. Es war ein starker Händedruck, den sie wechselten. Sie hatten sich in der Gemeinsamkeit ihres seelischen Kampfes gefunden. Dabei mußte Lorenz eine Art Verlegenheit förmlich erst beiseite schieben. So überraschend war es

ihm, diesen Mann aus seiner Einsamkeit heraus und auf sich zukommen zu sehen. Denn war es nicht immer gewesen, als ob Siebold durch eine unsichtbare Mauer von seiner Umwelt getrennt, in einem andern Bezirk wohne, darein es wild, groß, gärend zugehe?

Nun wollte Siebold mit Vorschlägen beginnen; hören, was sich denn Lorenz gedacht habe. Da störte ihn etwas: Gedanken und Worte. Durch das emsige Geroll und Gerassel, durch das Gestampf und Gezisch, das sich alles zu einem gleichmäßig dahin fließenden Strom von Tönen einte und seinem Ohr so ganz vertraut war, wie jedem, der zwischen Maschinen lebt, ihr Lärm, klang etwas anderes auf. Zwei durchdringende Pfiffe. Schneidend grell, messerscharf durch jedes andere Getöse fahrend. Auch Doktor Lorenz horchte auf. Die Alarmpfeife des Wächters? Und nun Rufe? Und das Aufstampfen rennender Menschen? Sie eilten hinaus. Siebold wie immer, mit der Hemmung kämpfend, die ihm das Geschoß in seiner linken Seite bedeutete. An ihnen vorbei stürzten im Halblicht des gerade hier nicht grell beleuchteten Geländes Arbeiter. „Was ist los?“ schrie Lorenz sie an. Und im Vorbeirasen schrien sie zurück: „Ein Spion!“

Ohne Besinnen schloß er sich ihnen an. Der Professor folgte langsamer. Die Bewegung breitete sich rasch über die ganze Anlage aus. Aber die meisten konnten und durften ihren Posten nicht verlassen; so waren es nur vereinzelte Gestalten, männliche und weibliche, die aus den Türen liefen, von Neugierde mehr noch als von Angst getrieben, dem stärkeren Trieb auch durch laute Fragerufe Ausdruck gebend.

„Was? Ein Spion? — Zwei Kerls? — Wo? — Beim Maschinenhaus? — Am Kohlenschuppen?“

Und die kleine Menschenschar strömte in immer hitzigerer Aufregung den Verfolgern nach, ohne zu wissen, warum es sich eigentlich handelte.

Siebold fand den alten Obermaschinenmeister Petzold neben sich. Er forderte eine Auskunft. Im Sprechen schritten sie weiter, unwillkürlich die Richtung ins Halbdunkel nehmend, auf die Säurebehälter zu. Diese lagerten wuchtig und düster am nördlichen Ende der Grenze des Fabrikgeländes, in der Nähe des Kanals, der an der ganzen Länge der Fabrikanlagen und der zu ihr gehörigen Ländereien vorbeistrich. Die Rotte der Aufgeregten, die den Spionen, oder vielleicht nur fälschlich in Verdacht Gekommenen nachjagte, verlor sich zur Rechten zwischen den Gebäuden.

„Ick weeß alleene nich jenau, Herr Direk'r wat denn los is — kommt vor 'n paar Ogenblicken der Kophal und raunt mir zu: jesehen will er wat haben, jleich zweie auf eenmal — jeschlichen solln se sein, da an de südliche Jrenze, bei 'n Kanal längs, wo det Rohstofflager is und der Kohlenschuppen. Und da is auch schon Vieweg und weeß dat besser un will wat haben huschen sehn, beis Laboratorium — und denn jibt och schon der Wächter det Signal. — Na und die zwei Pfiffe hören und 'raus war Eens vor allens, was freie Hände und flinke Beene hat — ja — mehr kann ick ooch nich sagen . . .“

Da — was war das? Huschte nicht unfern eine Gestalt durch das Dunkel? Noch eine? Ein Schatten glitt quer durch den Lichtschein, der aus einem Fenster quoll. „Hier!“ wollte Siebold schreien. Aber schon brach auch der Menschenhaufen zwischen zwei Gebäuden wie aus einer schmalen Gasse hervor und war den in rasender Eile Entfliehenden auf den Fersen. In der Verfolgungsgier war allen die Stimme wie eingetrocknet. Man hörte nur keuchenden Atem und das dumpfe Eilen der Füße, das aus der Erde widerklang.

Und diese schweigende Brunst der Menschenjagd ward jäh zerrissen. — Ein klatschendes Aufrauschen von Wasser — noch einmal — und zugleich ein Schrei der Wut, aus dem Munde der betrogenen Verfolger: die Schatten waren, den Stacheldrahtzaun durchbrechend, in den Kanal gesprungen. — Ein paar Herzschläge lang der Erstarrung... Dann wieder ein Schrei... Im kohlenblanken Wasser, auf dem die rötlichen Lichtreflexe durcheinandergewirbelt waren, tauchte der Kopf eines Schwimmenden auf. Schon krachte auch ein Schuß. Der Kopf war fort — getroffen? Untergetaucht? Von der Dunkelheit verschlungen? Denn schwarz verschwamm Wasser und Ufer in eins, dicht neben den kargen Lichtflecken, die es noch trafen ...

Man hörte noch ein Rauschen, wie

von der Bewegung Schwimmender. Doch schon entschwand auch das den Nachhorchenden. — Eine knappe Stille, über die hin die Tonwellen aus allen Fabrikräumen strömten ... Und da gab der, der hier der Herr war, rasch Befehle. Ein paar junge, flinke, verwegene sollten die Verfolgung aufnehmen. Doktor Lorenz entriß dem Wächter den Revolver und setzte sich als Leiter an die Spitze. Die sechs, acht Männer rannten davon, gleich losgelassenen Jagdhunden, die die Fährte suchen.

Daß diese beiden Entwichenen nichts Gutes hier gewollt haben konnten, war gewiß. Trieb sie ein Irrtum her, vielleicht Neugierde, so würden sie sich lieber gestellt als so gefährlicher Verfolgung ausgesetzt haben. Waren sie Arbeitsuchende, so führte ihr Weg durch die große allgemeine Eingangspforte, am Hause des Pförtners vorbei, wo eine deutliche, belichtete Aufschrift jedermann den Zutritt verbot und Anmeldung beim Pförtner zur Pflicht machte.

Hatten sie spionieren wollen? Nur das? Oder Schlimmeres? Waren sie hier gewesen, um eine Zerstörung zu bewirken? Einen Anschlag vorzubereiten? Siebold ordnete eine genaue Untersuchung an. Organisierte sie auf das bedachteste. Eine wunderbare Wachsamkeit und Hellhörigkeit war in ihm. All seine Geisteskräfte erhoben sich zu freudigster Kraft. Hier schlich vielleicht Gefahr um. Es galt sie aufspüren, ihr zu begegnen. — Alle sahen auf ihn, hatten auf der Stelle das Gefühl des unbedingten Vertrauens und den Eifer raschen Gehorchens. Der Scheinwerfer wurde in Tätigkeit gesetzt. Vom Dache des Maschinenhauses spann sich der kegelförmige Lichtkörper herab. Vollen Tag gab er jenem Teil des Geländes, das genau abgesucht wurde und folgte beweglich, wenn die Untersuchung sich weiterschob. Diese silberne Helle war so scharf, daß neben ihr alles wie von schwarzer Nacht verschlungen erschien, aus der als matte, rötliche Punkte nur die gewöhnliche Beleuchtung hervordämmerte. — An den Fundamenten aller Mauern hieß es entlangtasten, mit schärfsten Blicken, suchenden Händen. War irgendwo eine kleine, kaum bemerkbare Mine, ein winziger Sprengkörper verborgen worden? Jeder Fußbreit Erde sollte beforscht werden, ob er frisch aufgewühlt scheine. Jeder Schritt konnte ihrer aller Verderben sein — unter der zutretenden Sohle konnte die Patrone explodieren, die, solcher Berührung harrend und auf sie zubereitet, sich unter ein paar harmlosen Steinchen verbarg.

Und Siebold erließ den strengen Befehl, jede Entdeckung unberührt zu lassen und zunächst ihm zu melden.

Drinnen, in den Räumen puckerte und rollte, trieb und fauchte, dampfte und kochte die Arbeit weiter, und Doktor May mit seinem spitzen, blassen Laboratoriumsgesicht hielt alles in fester Hand. Denn ein Raunen lief um, daß irgendeine Gefahr sei ... Unruhe bebte, übertrug sich von einem Nervensystem auf das andere. Aber sie sahen den gelehrten Mann in seiner zähen Ruhe und vollen wissenschaftlichen Vertiefung ihre Arbeit beobachten, und das gab ihnen allmählich die Sicherheit zurück. Draußen aber, in der Nähe des Maschinenhauses, im Lichte, das aus breiten, von Eisenstäben in kleine, viereckige Scheiben geteilte Fenster kam, stand der Professor von Siebold. Dreimal schon rief ihn eine von Angst heisere Stimme von seinem Standort ab. Welch ein verdächtiger Gegenstand! Ganz ohne Zweifel eine Patrone. Grau. Halb in etwas gelockerter Erde verborgen ... Und er folgte dem Ruf. Einmal war es ein halbleeres Blechbüchschen, wie es wohl Frauen für Nadeln haben; das anderemal nur ein besonders geformter Stein, den irgendein verspritzter Tropfen schmutziger Farbe noch verdächtiger aussehen ließ. Der Dritte, der kam einen Fund zu melden, zitterte an allen Gliedern. Er hatte einen Zündfaden gesehen. Ganz bestimmt. Wahrscheinlich hatten sie das glühende Ende des Zunders ausgetreten, vorhin, bei der Verfolgung. Denn er lag in der schmalen Gasse zwischen dem Kistenraum und dem Wasch- und Kleidersaal der Frauen. Der Professor hob den dicken, grauen Wollfaden auf. Mutter Lührsen, die im Wasch- und Kleidersaal Aufsicht führte, hatte ihn ohne Zweifel verloren; sie strickte den ganzen Tag Soldatenstrümpfe. Der Finder dieser Attentatsspur schämte sich. Siebold beruhigte ihn: „Besser zu aufmerksam und ängstlich, als eine Spur übersehen.“

Und doch war es merkwürdig — fast

als lenke dieser Irrtum, der sich friedlich und fast komisch löste, die Phantasie der Suchenden in eine bestimmte Richtung...

Der alte Petzold kam aus dem Maschinenhaus. Nur um einmal mit der Leutseligkeit und dem Übergewicht seiner Jahre nachzusehen, wie weit man denn mit dem Nachforschen gekommen sei. Und er äußerte sich dahin, daß wenn die Kerls wirklich noch was anderes hätten wollen, als spionieren, sie doch wohl vor allem eine Bombe mit Zündschnur an die Säurereservoire würden gelegt haben. Und er zog sich kopfschüttelnd zurück, als er hörte, jener Teil des Geländes sei schon abgesucht.

Nun galt es noch die letzte, südliche Ecke zu durchforschen. Die Anordnung der sie besetzenden Gebäude hatte aus ihr einen quadratischen, nach innen zu offenen Platz geschaffen. Der große Kohlenschuppen machte sich quer in der Tiefe breit, rechts erhob sich die lange Front des Lagerhauses, das die Rohstoffvorräte barg. Ihm gegenüber stand ein Dutzend steiler Pappeln am Kanal entlang, gegen den hin ein Stacheldrahtzaun die Anlagen abschloß. Die schmale Tür im Zaun öffnete sich nur, wenn die Oberländerkähne ihre Kohlen in den nahen Schuppen zu entladen hatten.

Siebold folgte den Leuten hierher. Sie schritten im Licht. Der weiße Strahlenstrom hielt sie umfangen, ging mit ihnen, blieb dann ruhevoll auf diesem Fleck Erde — die durchdringende Helle legte gleichsam ihre Hand auf ihn, als wolle sie sagen: Hier wird meinem Schein nichts entgehen...

Die Krampen und gewaltigen Schlösser an den eisenbewehrten Toren des Lagerhauses waren unberührt. Kein Nachschlüssel hätte sie öffnen können, ohne sogleich ein elektrisches Läutewerk in Bewegung zu bringen, dessen Abstellung das Geheimnis des Lagermeisters war. Geneigten Hauptes, mit Blicken von Spürhundsschärfe gingen die Leute zwei-, dreimal in wechselnder Richtung Schritt vor Schritt um den Bau. Ab und an tat einer einen kurzen Ausruf, dem gleich ein „ach nee —" oder „nichts —" folgte. Sie erlagen eben schon den Sinnestäuschungen überwachsam Suchender.

„Was ist denn das da?" fragte der Professor.

Die breiten, hohen Flügeltüren in der Fachwerkwand des Kohlenschuppens schlossen mit scharfer Genauigkeit an den Estrich. Der war, wie die ganze Stätte, schwarz von all dem in den Boden eingetretenen Kohlenstaub. Und unter der Schwelle dieser Türen kam eine kleine Linie heraus und brach kaum einen halben Meter vor ihr ab. Sie war nicht jedem Auge erkennbar. Denn der Lagermeister und zwei Leute fragten zweifelnd: „Was? Wo?"

Dann bückte sich der Lagermeister, und sein Finger glitt vorsichtig an der kaum bemerkbaren, dünnen Linie entlang.

„Ein Röhrchen? Ein Stück Draht?" fragte der Professor. „Wo kommt das her?" Sein scharfer Blick glaubte zu erkennen: ein Röhrchen.

Mit bleichem Gesicht kam der Lagermeister in die Höhe. „Scheint ein Rohr, dünn wie 'ne Schnur ... das ist was, was Fremdes — verdächtig —"

Auf alle legte sich ein lähmendes Schweigen, das Grausen vor furchtbaren Möglichkeiten packte sie. — Sie alle hier, auch die, denen die bescheidensten Handlangerdienste nur zukamen, sie waren in jeder ihrer Arbeitsstunden den Schrecken, Wundern, verderberischen Möglichkeiten der Chemie zu nahe, um nicht vor jeder unklaren Erscheinung zu zittern. Jede Vorschrift, jede Warnung, in starken Worten deutlich in allen Räumen zu lesen, sagte es ihnen: Ihr seid in Gefahr, sowie ihr Verbotenes wagt. Sie mußten jedes Geräusch, jede Form, jede Farbe, jeden Hergang gewohnt sein, um ohne Furcht zu bleiben.

„Mein Gott!" sagte da eine halblaute Stimme in das Schweigen hinein.

Durch des Mannes Hirn rasten die Gedanken; seine Pulse pochten in überstürztem Lauf. Dies hier konnte ein Nichts sein! Eine harmlose, zufällige Kleinigkeit, eine lächerliche Spur von irgendwelchen Geräteilen, vielleicht aus den Kohlensäcken der Träger mit hereinverschleppt. In ein paar Sekunden konnte sich die Spannung in Gelächter auflösen, wie vorhin mit dem dicken langen Wollfaden von Mutter Lührsens Soldatenstrümpfen.

Aber vielleicht konnte es auch die Nähe einer fürchterlichen Gefahr verkünden. In dem Röhrchen, nach dem der Professor sich nun selbst bückte, das er mit seinen nervösen Fingern betastete, diesen Fingern, die wie überzarte Instrumente waren und auf die



Aus dem Scheiblerhaus in Montjoie

Gemälde von Prof. August von Brandis

(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf)

das Berührte förmlich elektrisch zurückwirkte — in diesem Röhrchen konnte sich etwas verbergen, das zu einer drinnen versteckten Höllenmaschine, einer Bombe, einer Mine leitete; irgendein Präparat, das die Berührung mit der Luft brauchte, um nach berechneten Minuten eine Entzündung hervorzurufen, vor deren Ausbruch sich noch in Sicherheit zu bringen die Anstifter Zeit hatten.

Diese Minuten konnten abgelaufen sein, in der nächste Sekunde konnte es geschehen — ein Krach, ein Schlag — und alles Leben, jeder Stein hier zerstob in der Luft. Noch ein Herzschlag — und dann die jähe Zerstörung.

„Zurück!" rief er.

Trotzdem er wußte, daß kein Zurück mehr die sichere Ferne geben konnte, die aus der Vernichtung rettete, wenn der verderberische Augenblick nahe war. — Aber doch war in ihm dies nächste, einfachste Gefühl: zur Flucht mahnen.

„Herr!" schrie einer auf, denn sie sahen ihn nach dem Schlosse der Tür tasten.

Und ein anderer rief mutvoll: „Ich!"

„Zurück!" rief er noch einmal. Seine Augen flammten über sie alle hin. — Sie drängten sich, in einer raschen Rückwärtsbewegung einander stoßend, einige wie behext, starr mit bangen Blicken an der Gestalt des Mannes hängend, andere auf raschen Sohlen davonlaufend.

„Herr — der Schlüssel!" rief jemand. Ihrer drei, vier rannten ihn zu holen. Es war unnötig. Indem er das Hängeschloß erfaßte, das schwer an der gewaltigen Krampe hing, zeigte sich, daß es geöffnet sei. Sein Bügel klaffte bei der Berührung sofort aus dem breitleibigen Schloß, wie ein Vogelschnabel, der sich weit aufsperrt.

Alle wußten, daß es niemals unverschlossen blieb.

Die undeutliche Angst ward zur Gewißheit, daß hier Schrecken lauerten.

Als seine empfindlichen Finger mit ihrem ausgebildeten Tastgefühl, das ihnen von je eigen gewesen, das Röhrchen befühlt hatten, meinte er, eine erhöhte Wärme in ihm zu spüren. Er sah auch: kein Zweifel, es zog sich unter der Schwelle wirklich in das Innere des Kohlenschuppens hinein. Dem Laufe dieses kleinen Hohlkörpers nachzuspüren war das unbedingte Gebot.

Er schlug die Türen auseinander. In die nächtige Dunkelheit des Raumes fiel der Lichtstrom und in ihm glänzten die Kohlen wie schwarze Glasklumpen. Ihre großen Stücke bildeten förmliche Mauern — sie waren für den Rachen eines riesigen Feuerloches bestimmt, dem es nicht lohnte, kleine Brocken zu verschlingen. Aber im Vordergrunde häufte sich der Bruch, der beim Abbauen der derben Masse entstand. Und da lag eine von den Schaufeln, die für Riesenfäuste bestimmt schienen und in Reih und Glied an der Wand dicht bei der Tür zu stehen hatten. — All die bangen Augen starrten von fern her auf diese Schaufel; auch die dürftigste Phantasie der Bedrohten sah es förmlich vor sich, wie zwei Schatten mit diesem breiten Eisen rasch und sacht den Kohlenbruch auflockerten, indes vielleicht durch die Fugen der Tür eine karge Lichtspur in die Nächtigkeit des Raumes hinein schimmerte.

Er kniete neben dem Gehäuf von Grus und Bruch nieder. Mit seinen Händen begann er vorsichtig vom schwarzen Geröll abzutragen, als erfasse er Kostbarkeiten, die kaum eine Berührung vertragen. Und zugleich wachte ein klares Wissen in ihm. Wenn die Sekunden schon bemessen waren, wenn sich hier ein Verderben barg, an das in dem dünnen, dünnen Röhrchen die Auslösung heranschlich — dann war vor dem Untergange kein Schutz mehr — weder für ihn noch für die Tausend, die hier emsig wirkten. Auf weite Räume hinaus, noch über die Grenzen dieser Stätte brach alles Lebendige zusammen, und jeder Stein ward zum Spielball der Hölle. — Ja, ob etwa jener eine schon bereitstand, in seiner knöchernen Hand die Uhr, in der statt Sekunden Herzschläge klopfen? — dann war das Ende da.

Aber vielleicht — vielleicht waren sie noch nicht gezählt, diese fürchterlichen, eilenden Augenblicke . . .

Gleich, gleich mußten seine vorsichtig suchenden Hände die Gewißheit zwischen den Fingern haben. Wer konnte sagen, wie sie beschaffen sei, was für ein Teufelsmachwerk ersonnen worden war — vielleicht verlor es all seine verderberische Gewalt, wenn man es aus seiner Lage heraushob, vielleicht tötete es dann den einen, der wagte, es zu erfassen.

Und es kam ein Rausch über ihn, das gleich heiße, fortreißende Brudergefühl, das ihn hundertmal draußen zu übermenschlichen Höhen emporgetragen — dahin, wo man von sich selbst nichts mehr weiß, wo nur der eine glühende Wille noch ist: den Kameraden nicht verderben lassen — helfen — retten, mit eigenem Leben das teure andere decken. — In der Selbstaufgabe dessen, dem das Opfer das höchste Glück wird.

Und die Zeit sickerte in Tropfen — langsam — langsam. — So schien es. Und hatte doch Flügel, mit denen sie erst ein paar Sekunden durchrauscht. Niemand wußte mehr ihr Maß . . .

Da fühlten seine Fingerspitzen etwas ganz Glattes — so etwas wie eine kleine Fläche...

Mit kurzem Atem, trockenem, geöffnetem Munde — jeder Nerv von Spannung gezerrt — so tastete er weiter. Jeder Zweifel daran, daß eine höllische Tat vorbereitet sei, war verschwunden. — Und behutsam, voll höchster Besonnenheit in diesen letzten, äußersten Augenblicken handelte er weiter. Ein kleiner Anstoß, der Anprall nur eines Kohlenstückchens an diese blanke Blechhülle, konnte sie zersprengen.

Wie harmlos lag das Ding da, das tausend Menschen und Millionenwerte zerstören und Tausenden von deutschen Männern die Waffen schädigen sollte. Nur eine Zigarettenschachtel war es, von silbrig glänzendem Blech, mit Namen und Warenzeichen schwarz bedruckt.

Nun sah er... seitwärts mündete das Röhrchen in diese unschuldige Hülle. Da lag es, ganz aufgedeckt in seinem schwarzen Lager, das durch das grelle Licht des Scheinwerfers mit Fluten weißer Helle übergossen war.

Er erhob sich, jede Bewegung von Vorsicht gebändigt.

Und die bange Not des Augenblicks ward zur übermenschlichen Qual. Die Hände, seltsam schwarzgetigerte Hände griffen hinab und erfaßten das kleine, ungeheuerliche Ding. — Und mit einem Schwunge, einem Rasenden gleich, blind — wild, jäh warf er sich voraus, gegen den Kanal zu — ein Schwung — ein Wurf. — Ein Aufklatschen. — Und dann in der gleichen Sekunde ein toller Schlag. Zugleich ein rasender Schrei der Menge.

Das Wasser spie, zum Schlammvulkan geworden, hoch empor. Unter brausendem Aufkochen warf es seine Massen, mit Erde gemengt, mit Bruchstücken des Ufers gleich Geschossen geladen, weit in die Runde — die nächste Pappel sank, sie neigte ihren steilen Stamm und fiel, gleich einem Erschlagenen, quer hinaus über das Bett des Kanals, eine rauhe Brücke bildend, aus Reisern, die alle einer Richtung zustrebten, in ihrer Mitte die Linie des Stammes. —

Und dann verbrodelte das Wasser...

Es schwieg. Das löste den Bann des Schrecken von den Menschen.

Gerettet — gerettet!

Die durchschlammten Wassermassen, hochgeschleudert und dann in einer wunderlich stolzen Art im weiten Kreise niederprasselnd, hatten die Menschen überschüttet — was war das? Ein Nichts?

Gerettet!

Sie erhoben sich vom Boden, wo sie, hingeworfen am Angesicht der Mutter Erde Schutz suchend, das ihre verborgen gehabt. — Sie staunten, lachten krampfhaft — Frauen weinten, Ausrufe schwirrten durcheinander.

Die Stimmen der Arbeit schwiegen jäh, sowie der donnernde Schlag alles übertönte. Ventile zischten, leere Räder vollführten den rasenden Rundlauf ihres Ausschwingens. Aus allen Gebäuden stürzten Menschen.

Nichts. Nichts. Keine Gefahr mehr. Gerettet. Durch den Mut des einen! — die entschlossene Kraft des einen. Und sie riefen seinen Namen. Jauchzend. In der Begeisterung, die die Opfertat entzündet.

Aber er — wo? Dort!

Und das aufgeregte Durcheinander von Glück, nachhallendem Schreck, Wut, Fragen verstummte jäh.

Er lag am Boden, ein hilfloser Mann — überschüttet von dem Auswurf des empörten, in seinen Grundfesten und Ufern zerrissenen Kanals.

Und sie knieten schon neben ihm. Frauen wischten mit ihren Schürzen sein Gesicht, seine Kleidung ab. — Doktor May drängte sich durch die Menge, bleich und mit den scharf vertieften Zügen, die der Schreck zeichnet.

Was war das? Er lag stumm? Wie

erschlagen von den Würfen des Wassers? Das konnte nicht sein. Da klagten ein paar Menschen — ihr Kopf tat weh, ein Erdklumpen hatte getan, als wollte er ihn ihnen abreißen. Da blutete einem die Hand: Stacheldraht war ihm dagegen geschleudert. Da stöhnte jemand: „Meine Schulter!“ Sie mochte gebrochen sein. Aber sie lebten. Alle lebten. — Nur er nicht? Der Retter?

Doktor May kniete neben ihm, neigte das Ohr fast bis zur Brust des Liegenden. Er hörte den Atem. Einen ganz kurzen, raschen Atem — so kurz, daß er unmöglich die Lunge füllen konnte.

Schon waren auch die im Samariterdienst ausgebildeten Leute unterwegs nach dem Direktionsgebäude. Dort gab es einen Raum mit allerlei Rettungsgeräten. Da war der Apparat bereit, Erstickten, von den Gasen Vergifteten, die Lungen mit belebendem Sauerstoff zu füllen — da war auch die Tragbahre ... Und die Arbeiter und Arbeiterinnen, die in den Gassen zwischen den Gebäuden herumstanden, sahen gedrückt, mit scheuen Blicken den hastig Ausschreitenden nach, die dies bewegliche Lager trugen, dessen Leinenfläche bei jedem Schritt schwankte, als sei es ein Segel. Sie wußten es schon alle: den Herrn hatte dieses Unglück getroffen, indem er es von ihrem Leben und dem ganzen Werk abwendete. Und in ihren Seelen drängte sich dumpf allerlei Widerstreitendes — der törichte Groll, hundertmal empfunden, oft genug gallig von den Lippen gelassen: „Wir tragen unsere Haut zu Markt und die Gesellschaft und der Direktor verdient“ — dieser Groll verkroch sich beschämt. — Hilflos standen sie ... Kaum hatten sie Worte und Teilnahme für ihre verletzten Kameraden, die sich in die Wasch- und Kleidersäle begaben, wo eine erste Besichtigung und Hilfeleistung ihnen sicher war.

Nun heulten die Sirenen über die ganze Fabrik hin; der greuliche Ton drang mahnend bis an die fernsten Grenzen, bis in die letzten Räume und schrie es allen zu, daß die Arbeit wieder einzusetzen habe.

Am Kanal aber, da wo die umgerissene Pappel über einem tiefen, mit lehmigem Wasser gefüllten Loch ihre Wurzel vielzweigig und sperrig emporstreckte, war es nun stiller. Noch immer legte der Scheinwerfer dort ein Stück Tag mitten hinein in die Düsternheit des nächtlichen Geländes. Und neben dem Doktor May mühten sich noch zwei Frauen um den seltsam kurz Atmenden. Nun kamen die Träger.

Sie meldeten flüsternd, daß an den Arzt telephoniert sei. Der an der Fabrik Angestellte wirkte aber jetzt auch an einem Reservelazarett. Und von dort war die Antwort gekommen: der Doktor Löhner vollziehe eben eine sehr schwere Operation und könne nicht umgehend zur Stelle sein, mit dem besten Willen nicht. Man telephonierte eben nach allen Richtungen um ärztliche Hilfe.

Es hieß den Liegenden voll Vorsicht heben und legen. Der Versuch schon riß ihn aus seiner Bewußtlosigkeit oder Schwäche. Niemand konnte erraten, wie es um ihn bestellt sei. Aber das sahen alle, daß ein wahnwitziger Schmerz durch seinen Körper zuckte.

Vorsichtig schritten sie aus der Helle. Die blieb hinter ihnen liegen, als Wächterin, die dem Gesetz und der Nachforschung den Platz des Schreckens Unberührtheit sichern mußte. Die Bewegung der Bahre entlockte dem Verunglückten ein leises Stöhnen — es waren Laute der Qual.

Dann, in seinem Zimmer, schien er sich erleichtert zu fühlen. Man hatte ihm eiligst die nassen Kleider vom Körper geschnitten, Gesicht und Hände liebevoll abgewaschen. Die bunten Kissen des Ruhebettes stützten ihn offenbar angenehm. —

Doktor May ließ sich nebenan einen Bericht des Herganges geben. So kurz der flüsternd und unübersichtlich vorgetragen war: May glaubte genug zu erraten. Er wußte, daß Siebold jede hastige Bewegung untersagt war, und vor allem solche, die dem Körper ein Sichrecken, einen Sprung abnötigten. Das Geschoß sollte sehr nahe der Milz stecken — oder sehr nahe einem wichtigen Blutgefäß. Über sein mageres Gelehrtengesicht legte sich der Ausdruck finsterer Sorge... Dann saß er neben dem Lager. Bewachte, hatte das Gefühl, daß da vielleicht nicht mehr lange was zu bewachen sei. — Aber vielleicht sah es auch schlimmer aus als es war.

Nach der Frau war telephoniert, das Auto ihr entgegengeschickt, — Kommerzienrat Lermer benachrichtigt. Der Arzt kam

hoffentlich in kürzester Zeit. — Immer gleichmäßig atmete der Mann. Nein, doch nicht — kürzer noch. Fast war es nur noch wie das leise, schnelle Pochen einer Maschine, was die Brust hob.

Ob er bei Besinnung war?

Sein Ausdruck schien wundersam. Auf dieser Stirn lag so etwas wie stolze Ruhe. Ein Licht auf seinen Zügen — der Mund, im Rahmen des rötlichblonden, kurzen Bartes war ausdrucksvoll, als spräche er ... Zärtliches ...

Wie seltsam die bunten Seidenkissen unter seinem Kopf, seinen Schultern, seinen Ellbogen glänzten. Ihr Untergrund war eine Perserdecke. — All diese kostbaren und frohen Sachen, die nach Doktor Mays Ansicht ein Stück Weiblichkeit in die Arbeitsräume verpflanzten, vermehrten sich immer nach dem Weihnachtsfest, nach dem Geburtstag des Mannes — bis zum Kriege. Gaben der Liebe offenbar, von der jungen Frau wahrscheinlich. Wie diese grünen Auflagen, von Drachenform, sich stark betonten auf dem mattblauen Atlas — ja, das war Frauenarbeit.

Und dem Gelehrten, der nichts liebte, kannte, suchte, als die Wissenschaft, und immer neue Möglichkeiten in ihr, dem wurde das Gemüt recht bedrängt. Wenn nun die Frau kam. Diese junge, liebliche Frau. — Alle Jahr einmal speiste er dort — der Geselligkeit ganz abhold, einmal dem Höflichkeitszwang gehorchend. Und ihm schien: die beiden Menschen wirkten glücklich! Obschon er nichts davon begriff. Aber Junggesellen von innerster Bestimmung begreifen wohl nie, wie ein Mann und eine Frau zusammenpassen. Ihm war's immer so vorgekommen, als sei der Professor von Siebold an falschem Platze, sowohl hier auf dem Direktionsstuhl als in seinem zierlichen Haus in der Gatten- und Vaterwürde. Aber er, Doktor May, beschied sich als nicht urteilsfähig ... Wenn nur erst das überstanden war. Dieser Augenblick, in dem die junge Frau eintreten mußte. Er hatte große Angst vor Frauen. Sie konnten so lärmvoll und haltlos jammern.

Wenn doch wenigstens der Arzt vor ihr käme! Dann erführe man doch gleich wie und was. Vielleicht sah dies hier nur so beängstigend aus. Für den Arzt war's vielleicht eine Kleinigkeit Erleichterung zu schaffen — dann ward auch er selbst, Doktor May, von dem peinlichen Schauspiel von Verzweiflung und Tränen bewahrt.

Bewegte Siebold nicht die Lippen? Ja, weiß Gott, flüsterte er? Ja. — Aber keine Klage — nein — man erkannte: ein Wort — mit innigem Ausdruck. Die Lippen wurden gleichsam weicher, breiter. — War es ein Name?

May neigte sich zu ihm und versprach: „Gleich kommt Ihre Frau. Auch Löhmer."

Ob der Name des Fabrikarztes vom Professor erfaßt wurde?

Nun war es aber kein unhörbares Flüstern mehr. Der Horchende verstand genau ...

„Amalie ..."

Und dann, als habe die Anstrengung, diesen Namen vernehmlich hervorzubringen, schon allzuviel Atem verschlungen — dann schwiegen die Lippen, blieben, in der Not um Luft, halb geöffnet.

Der Wartende und Wachsame wurde ganz verwirrt. Hieß sie denn nicht Doris? Dieses liebliche Wesen, das man eher für die erwachsene Schwester des kleinen Jungen hätte halten können, als für seine Mutter? Ganz bestimmt glaubte er sich an den Namen Doris zu erinnern. „Süße Doris," sagte doch diese merkwürdige, alte Frau mit den starken Ansichten und beschwingten Worten immer. — Und darüber fiel's ihm ein: der Professor besaß noch eine Schwester ... Es war ihm, dem Doktor May, immer ein wenig beunruhigend gewesen, daß, wenn er bei seinem Direktor und dessen anmutsvoller Frau zum Festbraten geladen war, auch jedesmal die wuchtige und über die Maßen lebhafte Mutter nebst recht heiratsfähiger Tochter mitspeisten. Der Verdacht des Junggesellen, der immer denkt, er solle eingefangen werden, hatte dann stets auf der Lauer gelegen — ganz besonders spröde betrug er sich aus Vorsicht jedesmal gegen diese ... Richtig: was mit „Ma" und mit „li" hatte ihr Name zu tun. — Also, wahrscheinlich Amalie ...

Und er neigte sich wieder etwas herab und verhieß: „Auch Ihre Schwester kommt gleich!" Er nahm ohne weiteres an, daß das zutreffe ...

Ganz schweigsam blieb nun der Liegende. Sein Ausdruck verlor nicht das Zärtliche.

Aber es sah auch aus, als horche er ... Worauf?

Draußen schien sich allerlei rasch zu bewegen, gedämpft, eilig. — Und die Tür öffnete sich...

Die junge Frau stand auf der Schwelle. Bleich und in fester Haltung.

Hinter ihr ein Mann, groß, ernst, dunkel. In feldgrauer Hauptmannsuniform. —

Doktor May sah auf der Stelle: die Herren des Bureaus hatten schon das Nötige berichtet. Und das war ja der Hauptmann von Koler, den er von seinen Besuchen beim Professor kannte. Wie erleichternd das war! Alle Angst vor Tröster- und Beraterpflichten fiel von ihm ab. Er konnte sich im Hintergrunde der Dinge halten und gewiß rasch die befreiende Minute ersehen, um zu seiner Arbeit zurückzukehren.

Doris ging auf das Lager zu. Tief senkte sie ihr junges Angesicht herab, so nah auf das seine, daß es fast aussah, als wolle sie seine Lippen küssen. Aber sie flüsterte nur tröstend in seinen Atem hinein: „Lieber Katte — —“

Und umschloß mit ihren Händen seine Rechte — in einer so mütterlichen, so beruhigenden Bewegung, daß es Raimund ergriff. Kein Laut antwortete ihr, kein Zucken seines Gesichts erzählte ihr, ob er wache oder träume. Man hörte deutlich seinen kurzen Atem.

Nun legte Raimund vorsichtig seine Hand auf die Stirn, die, von den rötlich braunen Haaren überkrönt, so schwer nach hinten gesunken schien, als ziehe den Kopf ein Gewicht tiefer hinein in dies blaugrüne Kissen mit den starken Mustern.

Die Stirn war kalt und feucht.

Einige Minuten schweigenden Wartens verrannen. Doris wagte nicht noch einmal liebevoll seinen Namen zu sagen. Stille war vielleicht das, was ihm wohltat.

Aber jetzt — er schlug die Augen auf. Beide, die an seinem Lager standen, sahen es.

Die großen Augen. — Sie zeigten den flimmernden Blick, in dem immer die ganze Unruhe seiner Seele brannte. Aber es schien, er sähe in die Ferne... Und seine Lippen bewegten sich...

„Mutter,“ sprach er hörbar. Ein leises Lächeln ging um seinen Mund. Und dann noch: „Amalie...“

Raimund erschrak so schwer, daß er nicht den Mut fand, die junge Frau anzusehen.

Was würde sie tun?

Die Lippen, die sich vielleicht bald in ewiger Stummheit schlossen, kannten nur noch dies eine Wort? Nur noch den Namen der Geliebten? Wie unbezwinglich mußte diese Wahrheit sein: zurücksinkend in die Nacht der Unerforschlichkeit, tauchte sein Bewußtsein noch einmal, um sich zu seiner Liebe zu bekennen...

Wies dieser Ruf der Sehnsucht nach einer andern seine Frau nicht fort aus seinem Leben, hinweg von seinem Sterben? Lud er nicht auf die vergangenen Jahre den Fluch des Irrtums? Vergiftete er ihr nicht noch die einstige Verbundenheit?

Was würde sie tun? Sich verwundet und stolz von ihm wenden?

Aber nur fester, nur beruhigender noch umschloß sie seine Hände.

Und wieder neigte sie sich zu ihm und flüsterte fast an seinem Munde ...

Der andere Mann aber trat scheu zurück ... Er verschloß sich gegen die leisen Laute. Andacht kam über ihn, er wagte nicht zu hören —

Vielleicht sagte sie hohe Worte, und wie er auch hier, fern von Krieg und Waffenruhm, sein Leben habe einsetzen können für seine Brüder. Vielleicht sprach sie auch von der einen, die um ihrer Liebe und Ehre willen in die Ferne gezogen, malte mit liebevollen Worten Zukunftsbilder von den Freuden, die sein Sohn ihm noch schenken werde. Vielleicht offenbarte sie ihm schwesterliche Treue, ohne Klage und ohne Anspruch und segnete seine Seele mit himmlischem Frieden.

Aufrecht stand er und sah zu dem Hingebetteten hinüber, der mit kurzem Atem zwar, aber doch so friedlich lag, als ruhe er sich nur ein wenig auf dem phantastisch bunten Lager aus.

Und er sah auf die geneigte Frauengestalt. Ihre wunderliebliche Jugend und all ihre Anmut verschwammen ihm — waren überstrahlt, verklärt, von einem höheren Glanz noch. Er begriff das Ewig-Mütterliche in jedem Weibe — an das er, da er über sein Leben entschied, sich herangefühlt hatte, als ob es gleichbedeutend sei mit der jungen, kämpfenden, blühenden Liebe zwischen Mann und Weib.

Er wußte nicht: nahmen hier zwei, die sich innerlichst niemals wirklich gehört haben konnten, nun für immer Abschied voneinander, in der hohen Wahrheit und Klarheit, die keinen Schmerz und keinen Vorwurf mehr kennt?

Oder schlossen sie einen neuen Bund, den der ruhmvollen Entsagung, die nicht mehr nach dem Wort Glück sehnsüchtig hinaushorcht in undeutliche Fernen?

Was in diesen Augenblicken zwischen diesen beiden von Seele zu Seele ging, war ihr heiliges Geheimnis.

Aber dies eine sah er, mußte er sehen: die Lippen des sterbenden Mannes weitete ein beseligtes Lächeln.

⌘ ⌘ ⌘

Noch einmal ging Doris durch den Garten. Dünner Schnee deckte die breiten Vierecke, die so genau mit einer dunkelgrünen Linie von sorgsam beschnittenem Buchsbaum eingefaßt waren. Durch die kahlen Eisenrippen des Rosenganges zogen sich da und dort, gleich grünlichen Stricken, die Ranken des Gebüsches, und die jungen Bäume, die um die innere Grenze des Gartens dereinst ein schützendes Dickicht ziehen sollten, standen als dürftige, leere Reiser, zwischen denen ab und an die kräftige dunkle Form einer Tuja oder einer jungen Blautanne auffiel.

Nackter noch und nüchterner als schon in Sommertagen sah dieses Fleckchen Erde aus, das an der Straße lag, wie ein Stück armseligen Lebens am Alltag.

Werner fand am unbewohnten Kaninchenstall noch seinen kleinen Hammer. Und er rief zu seiner Mutter hinüber, ob er von seinem Beet nicht die beiden Grünkohlpflanzen noch wegnehmen dürfe. Das waren seine kleinen Auszugswichtigkeiten, die ihm die Ungeduld bis zur Abreise verkürzten. Das Haus war verkauft. Der letzte Möbelwagen, der alles, was es innen mit überzierlichem Behagen gefüllt, nach dem Speicher brachte, fuhr eben davon. Drinnen schob Minna noch mit den Koffern herum und schloß ihren Korb ab, denn sie reiste mit und sollte Werners Aufsicht und Bedienung sein, bis eine neue, feste Form für das Leben gefunden war. Die junge Lotte hatte sich gern in eine Wirtschaftsschule schicken lassen, und ihre Hoffnung war noch immer, von da bei dem künftigen Ehepaar in den Dienst treten zu können.

Doris ging unter diesen kalten, dünnen Bögen von Eisen auf und ab, die sie nun niemals zu üppiger Rosenlaube sich verwandeln sehen würde. Zugleich dachte sie: ‚Was suche ich hier?‘

Erinnerungen gewiß nicht. Die Vergangenheit war ihr etwas so vollkommen in sich Abgeschlossenes, daß sie wagte, die Wahrheit des Wortes vom Ewig-Gestrigen anzuzweifeln ... Sie begriff es selbst nicht. Wäre nicht Werner gewesen, hätte sie sich an ihr Dasein genau wieder dort anschließen können, wo es vor sechs Jahren in einen neuen Weg einbog.

Voll Achtung und mit all dem Schmerz, der die Zerstörung eines wertvollen Menschenlebens dem Nächsten immer bereitet, stand sie an den Gräbern von Mutter und Sohn. Für sich selbst aber hatte sie nicht die Empfindung eines vernichteten und leer gewordenen Lebens.

Und trug dennoch schwer an dem ihren — vielleicht gerade, weil es ihr nicht leer war. Weil es Leiden umschloß, tief verborgene, unbezwingliche und dennoch ewig zu beschweigende —

Sie hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach einem Mutterherzen. Das war ja die wehmutsvolle Begleitmusik ihrer Kindheit, ihrer kurzen Mädchenzeit gewesen: diese Sehnsucht. Ihre Schwiegermutter schenkte ihr soviel Liebe, dankbar empfundene, aber es war nicht die stille, leise, innige Mutterliebe gewesen, die ohne Worte versteht und an die man sich hilfesuchend anschmiegen kann. Das Glück solcher Liebe war ihr dann für kurze Wochen aufgegangen, damals, als sie endlich begriff, daß eine Mutter auch Weib ist, mit allen Anrechten an eigenes Lebensglück.

Nun hätte sie ihre Mutter wieder umarmen und ihr mit heißen Worten sagen mögen: Ich verstehe dich ganz — —

Aber ihre Mutter war fern. Ozeane flossen zwischen ihnen. Und wenn sie selbst das Wagnis unternehmen, jetzt im Winter und im Krieg, mit Werner nach Bahia reisen wollte ... dort, bei ihrer Mutter war Amalie —

Und ihre keusche Seele wehrte sich dagegen, in diese großen, hellen Augen zu sehen. Eine Ahnung lebte in ihr, daß die-

ses starke, mit allen Masken der Kälte und Selbstbeherrschung umwappnete Herz unerhört leiden würde, durch den Tod des geliebten Mannes. Unerhörter noch vielleicht, wenn es begriff, daß seine Leidenschaft erraten war — sie fürchtete, ihr Anblick würde Amalie unerträglich sein. Das einzige, was sie tun konnte, war, ihr schonungsvoll aus dem Wege gehen — Ein Opfer! Denn sie entsagte damit der trostvollen Flucht in die Arme einer Mutter.

Aber mit diesem Opfer ehrte sie die Haltung einer, die nicht zur Diebin an ihr hatte werden wollen, und sie ehrte auch das Herz eines Toten —

Nun sollte sie mit Malide und Werner fortgehen. Sie war scheinbar unabhängig, in wirtschaftlicher wie in persönlicher Hinsicht. Direktor Schaffganz, der Vormund ihres Knaben, kümmerte sich ganz gewiß nicht um ihre Handlungen. Er hatte gleich mit der stärksten Betonung gesagt: „Der liebe Junge ist ja bei seiner Mutter in den allerbesten Händen!“ Ja, Doris hatte ihn im Verdacht, daß er die Vormundschaft nur annahm in der Voraussicht, niemals Belästigungen dadurch zu haben.

Malide war betroffen gewesen.

„Warum hast du denn Raimund nicht zu Werners Vormund genommen?“

Und ganz verworrene Ausreden hatte sie nur gehabt. In ihr stand der Entschluß fest: sowie Malide und Raimund verheiratet waren, wählte sie fern, sehr fern von Raimunds Garnison irgendeinen Wohnsitz, wo sie Werners Erziehung leben konnte ... Und Malide wurde schweigsam, als sie keine klare Antwort bekam.

Solange ihres Gatten Schwester noch nicht verheiratet war, in dem vorübergehenden Zustand eines Verlöbnisses lebte, sich also nicht erst neue, feste Gestalt für ein Einzelleben suchen konnte, fühlte sie sich an die Gemeinsamkeit mit ihr gebunden. Malide besaß nichts als das ganz bescheidene Kapital von der Mutter, dessen Hälfte noch dazu auf Werner gekommen war. Die Unverheiratete würde nicht davon haben leben können, hätte ihren Lehrerinnenberuf wieder aufnehmen oder Berufspflegerin werden müssen. Doris durfte für Werner nicht auf seinen Anteil am Erbe verzichten; der Vormund erklärte, das sei unmöglich, um so unmöglicher, als sie selbst doch nur gerade ein angenehmes Auskommen, aber keine Reichtümer habe, während Fräulein Malide von Siebold in glänzende Verhältnisse hineinheiratete.

Malide hatte in ihren besten Mädchenjahren große Opfer für den Bruder gebracht. Die Dankespflicht fühlte Doris von je mit, wollte sie nach ihres Mannes Tod nicht weniger betätigen. Sie sah: es lag ihr ob, ihr, der Vierundzwanzigjährigen, eine Art Mutter- und Geleitschaft für die soviel ältere Braut zu übernehmen.

‚Nein,‘ dachte Doris immer wieder, ‚unabhängig bin ich noch nicht. Ich kann mich nicht von ihr trennen. Das würde ihr eine so schmerzliche, so verletzende Überraschung sein, daß sie nach Gründen suchen müßte ... Mich von ihr trennen, hieße eingestehen, daß ...‘ daß ihr jede Stunde des Zusammenseins mit ihm, dem einen, eine harte Qual sei. Zuweilen kam eine Art von Zorn, ja, Verzweiflung über sie. Warum heiratete denn Malide noch immer nicht?! Ende August, in glühenden Sommertagen, als die Rosen blühten, war sie als Braut heimgekehrt — da schon, an der Schwelle des Altars stehend, von dem Wunsche des Verlobten nach rascher Ordnung ihrer Lage gedrängt. Nun lag Dezemberschnee im Garten. Und immer noch zögerte Malide? Gestern abend, spät, als sie in schon kahlen Räumen kramten und nach Frauenart zwischendurch von allen tiefen und wichtigen Sorgen ihres Lebens sprachen, erklärte Malide es so: „Sieh, Doris, wenn man davon überrascht wird, daß zwei sehr geliebte Menschen, die man ziemlich im Hafen wähnte, plötzlich aus aller Sicherheit gerissen scheinen, so erhöht das nicht den Wagemut ... Ich sah eure Ehe nie so, wie Mutter sie sah: als rauschende Glückseligkeit. Ich fühlte immer ein wenig Angst, weil Katte sich ein Leben aufgebaut hatte, das seiner Natur nicht vorbestimmt gewesen sein konnte. Aber ich dachte doch: er liebt dich. Du liebst ihn. Es wird sich alles in Gewöhnung finden ...“

„Hätte es vielleicht, nein, hätte es gewiß getan, wenn nicht der Krieg Katte in all sein brausendes Ungestüm, von dem ich nichts ahnte, zurückstieß,“ antwortete Doris geradezu leidenschaftlich.

Da hatte Malide ein wenig zögernd gesagt: „Es war nicht allein der Krieg ...“

Wie klopfte das Herz der jungen Frau. Nein, es war nicht allein der Krieg! Es war auch die Leidenschaft für eine andere. Glaubte, fürchtete denn Malide, daß auch Raimund in ähnlichen Kämpfen stehe? ... Großer Gott, wenn ihr solche Gedanken kämen!

Kein Wort mehr wagte Doris. Aber da fuhr Malide fort: „Wir sehen kaum noch etwas vom gewohnten Standpunkt aus an. Der Krieg hatte alles verändert. Auch unser Zeitgefühl. All das ungeheure Kämpfen an den Fronten, wo es jeden Tag um Tausende von Menschenleben geht, kommt uns wie Stillstand vor, weil die großen, umwälzenden Entscheidungen noch ausbleiben. Und umgekehrt ist es, als würde unser eigenes bißchen Dasein vorwärts gejagt. Wer darf, wer kann heute bei einem Trauerfall stehen bleiben?! Weiter, weiter! heißt es. Denn morgen kommt schon ein anderer. Das Schicksal reißt uns von Grab zu Grab. Ich denke manchmal, wir werden erst nach dem Kriege Ruhe haben zu weinen! Denk' doch — — Mutter ist am zweiten Oktober gestorben. Wie gestern wär's: im Frieden. Wie vor Jahren ist's: jetzt im Krieg. Und Katte! Drei Wochen kaum — und wie lange her — wie lange her — —“

Sie seufzte schwer.

„Das ist wohl tief. Hat Gründe von übermenschlicher Art, ist nicht Kälte unserer Herzen, ist vielleicht Unvermögen, alles, alles ganz zu durchleiden. Die Natur hilft uns — reißt uns rasch vorüber.“

„Und,“ fuhr sie fort, „und wann — wie, sollten wir in diesen Wochen die wahrhafte Sammlung finden, uns recht kennen zu lernen? Aus den weichmütigen, geschobenen, ergriffenen Lazarettstimmungen, die so verführerisch für vornehme Herzen sind, kamen wir unmittelbar in erschütternde Sorgen. Denn als ich ankam damals, sah ich es mit dem ersten Blick, daß Mutters Verfall begonnen hatte.“

Wie klar und ruhig Malide das alles aussprach. ‚Aber ich,‘ dachte Doris, ‚ich hätte gar nichts bedacht und hätte keine Sammlung gebraucht zum rechten Kennenlernen. Ich hätte nur das eine gewußt: er will mich zum Weibe — das Glück ist gekommen — —‘

„In meinem Alter mag man auch nicht in eine Familie treten, ohne zu wissen: man ist innig willkommen!“

„Aber, Malide! In unzähligen zärtlichen Briefen zeigten dir seine Eltern, wie sie dir danken, dich im voraus lieben.“

Und kaum daß sie dies ausgesprochen, bereute Doris schon ihre Worte, denn Malide hing ihre Gedanken an das eine davon und wiederholte schweren Tones: „Ja ... danken ...“

Dieses abendliche Gespräch ließ die junge Frau noch einmal durch sich hingehen, als sie hier auf und ab schritt, wo karger Schnee und Winterkahlheit auch den letzten Rest von Reiz ertöteten.

Da kam Malide auf der Straße am Gartengitter entlang. Schwarz gekleidet, aber doch nicht in den Flören, die weibliche Trauer sonst trägt; sie wären ihr nur lästig, meinte sie.

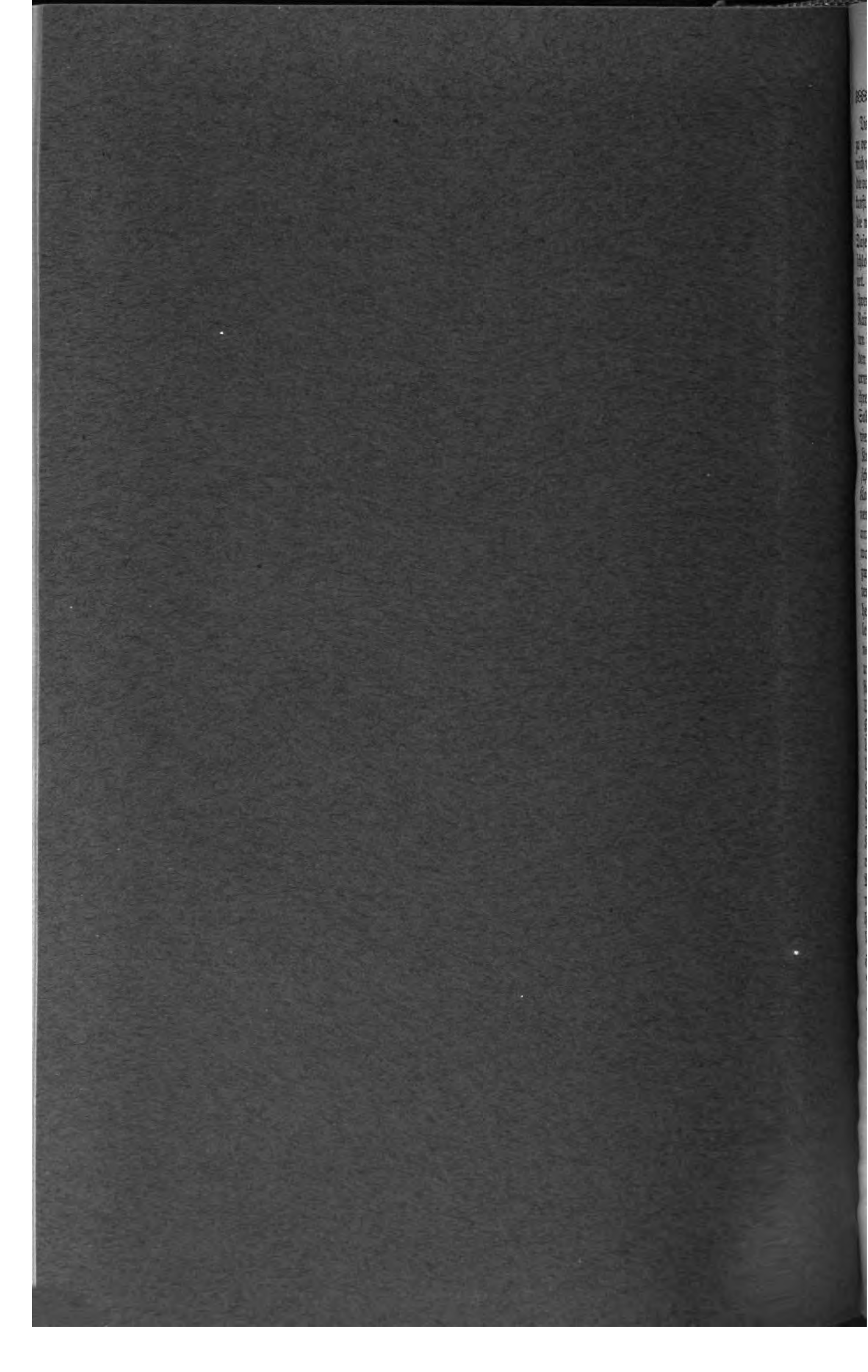
Doris ging ihr rasch entgegen.

„Nun, wie hält sich Exzellenz?“

„Überraschend. Er scheint zufrieden im Schwesternheim, dankte mir für den Rat, sich dort in Pension zu geben und war wieder etwas jugendlich mit den gewissen, kleinen, eleganten Gesten, die er liebte. Er ist voll Eifer, daß er auf die Gräber achten soll, während wir fort sind. Und sehr besorgt, seine Kräfte zu erhalten... Er sagte: ‚Nun muß ich den Krieg zu Ende erleben — das muß ich unbedingt. Ich muß ihr sagen, wie alles ward, wenn ich sie wiedersehe — da oben ...‘ Er hat einen ganz kindlichen, felsenfesten Glauben. — Und — ja, Doris — es gibt Dinge — man weiß nicht, ob man sie zum Lachen oder Weinen finden soll ... Er drückte mir ein Päckchen in die Hand. ‚Wirf das in den Kanal oder in die Elbe,‘ sagte er leise. Er möchte nicht, daß die Schwestern das mal fänden. Es waren seine Haarfärbemittel! Er flüsterte und sah mich dabei nicht an: er habe sich immer etwas jünger gemacht, damit ‚sie‘ an ihm nicht ein Spiegelbild des eigenen Alterns sähe. Und nun brauche er das ja nicht mehr.“

‚Der liebe, alte Ploth!‘ dachte Doris. Im tiefsten Grunde war er doch wohl glücklich gewesen: er kreiste um eine Sonne und nicht im Leeren. —

Sommer. Gemälde von Prof. Franz Hoch



Die Stunde war gekommen, diese Schwelle zu verlassen. Doris dachte: ‚Wohin führt mich mein Weg?‘ — Aber an sich selbst und die vollkommene Unklarheit der eigenen Zukunft zu denken, war ihr von jetzt an und für die nächsten kurzen Wochen verboten. Ihr Dasein war dem der Schwägerin angeschlossen, vielmehr auf eine Art untergeordnet. Sie hatte sich nicht weigern können, mit ihrem kleinen Werner der Einladung zu Raimunds Eltern zu folgen. Endlich wollten diese nun die Schwiegertochter nach all den ernsten Erlebnissen der letzten Zeit umarmen; sie bestanden darauf, daß Malide ihres Bruders Witwe und seinen kleinen Sohn mitbringe; sie hofften in drei oder vier Wochen dann in all der Stille, die der Krieg und die Trauerfälle in der Sieboldschen Familie bedingten, dem Sohne auf Kolershoff die Hochzeit ausrichten zu können. Dabei würde doch ihre Schwägerin unter keinen Umständen fehlen dürfen und wollen; daß Malide die junge Witwe inzwischen allein lasse, schien Raimunds Mutter zu hart. Sie mußte eine sehr warmherzige Frau sein, Frau von Koler — leidgeprüft, aber doch voll frischer Anteilnahme an allem. Gegen ihre Vorschläge und herzliche Bitten konnten weder Verstand noch Gefühl Einwendungen erheben. Und doch wehrte sich jeder Pulsschlag ihres Herzens. — Was diese Wochen ihr aufluden, war nicht zu Ende zu denken. Und wenn es ihr vielleicht gelänge, ihr ganzes Wesen mit Verschlossenheit und Undurchdringlichkeit zu umhüllen, würden die Menschen denken: sie trägt am schweren Kummer um den verlorenen Mann. — Sie wollte aber nicht lügen, keine Trauer als Maske, als bequeme, willkommene gar mißbrauchen: dazu stand ihr Katte zu hoch! Sie fühlte kein Recht, ihm zu grollen. Aber auch keines, ihn leidenschaftlich zu beweinen. Er hatte sich vor dem Ungestüm seiner Natur retten wollen. Hatte Schranken um sich aufgebaut, den furchtbaren Irrtum gehegt, daß man vor sich selbst entfliehen könne, hatte ihre Jugend mit hineingerissen in die Künstlichkeit dieses Lebens, das scheitern mußte. — Sie würde all dies immer tief beklagen und ihm ein vorwurfsloses, schwesterliches Gedenken bewahren. Aber ihren Witwenschleier als Versteck benutzen? Das deuchte ihr Unwürde. Wie schwer war ihre Lage. — —

Doch sie gewann es über sich, mit freundlicher Teilnahme allem zuzulächeln, was sich begab.

Am Bahnhof erwartete der Hauptmann von Koler die kleine Frauengruppe der Reisenden. Er wünschte seinen Augen Unklarheit, um nicht den Unterschied zwischen den beiden Frauen zu sehen, den er doch sehen mußte: Doris im Trauerkleid und schwarzem, breiten Pelzkragen, über dem lieben, schönen, jungen Gesicht der weiße Kreppränd des Hutes, von dem die Schleier zurückgeschlagen waren. — Malide einfach, sehr auf die Nützlichkeit gerichtet angezogen, einen seltsamen, kleinen, runden Filzhut mit einigen Bandschleifen auf dem Kopfe. Die Züge bedeutend, aber streng und von einem Hauch früher Verblühtheit farblos. Doch ihre dunklen Augen sahen ihn so klug und so herzlich an, daß dieser gute Blick ihm half. Sein Gefühl sagte ihm auch: diese Reise und ihr Ziel waren nicht leicht für Malide. Als so reifer, so selbständiger Mensch, der auf vielerlei tapfere Lebensleistungen zurückblicken konnte, nun sich den Eltern eines Mannes vorstellen, der Kritik schwiegermütterlicher Augen sich darbieten, dagegen mußte sich doch vielleicht in ihr etwas wehren.

Er überbot sich in ritterlicher Aufmerksamkeit für sie.

Werny hatte ungezählte Anliegen an Onkel Raimund, den er vergötterte. Wie gern gab sich der Mann all den kindlichen Ansprüchen hin. — Das half.

Auch ihm war diese gemeinsame Reise, der bevorstehende gemeinsame Landaufenthalt wie eine Drohung, als solle er gezwungen werden, in Gefahren geradezu hineinzustürzen. Aber auch er wußte, daß weder Verstand noch Gefühl gegen den, von seinen Eltern liebevoll ausgedachten Plan etwas einwenden konnten. Jedes Wort der Abwehr mußte Malide erschrecken — ihren Verdacht erwecken.

Sie fuhren über Ludwigslust nach Rostock und von da nach Stralsund. Der kurze Wintertag war längst zu Ende, als sie dort ankamen und die Überfahrt nach Rügen sollte erst am andern Morgen vor sich gehen. Denn man mußte noch über die Insel und nach Jasmund mit der Bahn und wurde dort von einer kleinen Station mit

Wagen abgeholt. Kolershoff lag auf dem hohen Gelände, zwischen den Wäldern, die die weißen Felsenufer krönen.

Wie merkwürdig das war, an einem Winterabend in einer ganz fremden Stadt zu sein, an deren roten, alten Kirchen, die in die Dunkelheit emporragten, das geringe Licht der Straßenlaternen nicht hoch hinauf glänzen konnte, und deren weiter Wasserrahmen sich mehr erraten als erkennen ließ durch die fern und ferner einsam träumenden Lichter, die sich schaukelnd spiegelten und deren Widerschein von schwarzblanken Querstreifen zitternd zerrissen ward.

„Wie ist es romantisch," sagte Doris, „fast abenteuerlich!"

Auch zum Gemüt des Mannes sprach dies dunkle Bild. ‚Sind wir Ankömmlinge oder Flüchtlinge?' dachte er schwermütig. ‚Wenn man das von sich wüßte, kennte man seinen Lebensweg.'

„Ich denke manchmal: alles Romantische ist nur undeutliche Beleuchtung. Und mir ist sie verhaßt," sagte Malide.

„Ja, du bist eine positive Natur," stellte Raimund fest.

Der Wintermorgen war schön. Das Stralsunder Fahrwasser funkelte in frischer Bewegung., Am blauen Himmel standen weiße Wolkenstreifen, die von Sturm in der Höhe Kunde gaben; die rote Stadt, mit ihren starken Farben und köstlichen Turmsilhouetten bot dem Rückblick ein stolzes Bild. Was war nicht alles zu erklären. und zu erzählen. Und man war froh, soviel ganz und gar unpersönlichen Gesprächsstoff zu haben. Werner stand mit einer Ausdauer, die nur Kinder haben können, am Fenster und ward von einem Eindruck zum andern gerissen.

Malide war blaß. Stiller als sonst. Denn wenn sie gleich nicht von fern die feurige Redelust besaß, die ihrer Mutter und ihrem Bruder eigen gewesen, nahm sie doch mit ihrem wachen Verstand, gereiftem Urteil und gut beherrschtem Wort gern am Gespräch teil, es oft auch leitend. Denn sowohl die Lehrerin als die Krankenpflegerin in ihr waren gewohnt, mit Autorität zu sprechen.

Wie hätte man ihr nicht die Spannung nachfühlen sollen, die jetzt ihr Wesen etwas lähmte. In wenig Stunden entschied sich für sie Wichtiges. Eine erste Begegnung zwischen Menschen, die fortan und für ihr ganzes Leben eine Familie bilden sollen! Kann der erste Blick nicht schon Abneigung erzeugen — oder aufwallendes Vertrauen? Jedenfalls kann er darüber entscheiden, ob alles leicht oder ob es mühsam sein wird. —

Raimund nahm einmal ihre Hand und hielt sie mit festem Druck in der seinen.

„Wie ich meine Mutter kenne, weint sie jetzt vor Glück," sagte er.

„Gerade deshalb — gerade deshalb?" sprach Malide vor sich hin. „Solche Herzen erwarten immer Wunder."

In ihrer stolzen Seele wehrte sich etwas gegen diese ihre Lage. Wieviel Zartheit, wieviel Liebe auch auf sie wartete: im tiefsten Grunde war es ja doch so und war es immer so in dergleichen Umständen: die ersten Minuten maskierten mit Küssen, Tränen, Versprechungen eine — Begutachtung. ‚Und ich,' dachte sie, ‚ich muß ihnen sofort und ganz und gar gefallen. Ich bin kein junges Ding, das noch sich entwickeln und sich anpassen kann...'

Das machte alles vielleicht gewagter, die Begegnung inhaltsschwerer.

All diese Gedanken prägten ihr Gesicht mit herbem Ausdruck und gaben ihrer Haltung das Strenge, das ihr manchmal eigen sein konnte.

Raimund beobachtete es mit geheimer Sorge. Er hätte Jahre seines Lebens darum gegeben, seiner Mutter Malide zuführen zu können im heiligen Gewande der Barmherzigkeit und mit dem himmlischen Glanz gütiger Geduld auf ihrem Angesicht, der es verherrlichte, als sie an seinem Leidenslager wachte...

Doris widmete sich ganz ihrem Knaben, um den Verlobten zur Vertiefung ineinander Gelegenheit zu lassen — obschon sie, ihnen abgewendet, dennoch spürte, daß sie kaum zusammen sprachen. Am liebsten wäre sie mit Werner zu Minna in die dritte Klasse gestiegen. — An den Stationen unterhielt es Werner ungemein, aus dem Fenster und an der Wagenreihe entlang zu gucken, um sich mit Minna zuzunicken. Aber nachgerade hatte er genug von der Eisenbahnfahrt und fragte Onkel Raimund nach den Pferden, die an der Station sein würden und ob es Schimmel seien mit langen oder mit kurzen Schwänzen — da waren sie am Ziel.

Ein sehr hochgewachsener, alter Herr stand auf dem offenen Bahnsteig. Malide erriet sofort: das mußte Raimunds Vater sein. Selbst ihre Lippen waren weiß, ihr Herz klopfte. Es war ihr unerträglich, sich so aus aller Fassung zu fühlen...

Dem Sohne ähnlich, in schöner Würde gealtert, ein Charakterkopf voll Adel und in der Haltung stolze Sicherheit — so sah Doris ihn, da sie sich zögernd noch im Hintergrunde des Abteils zu schaffen machte, um diese für die drei Beteiligten so gemütbewegende Begegnung nicht zu stören. Der Fahrplan gibt aber solcher Zurückhaltung nur den Spielraum von Sekunden. Es hieß eben doch aussteigen. Und indem sie sich der Tür näherte, Werner vor sich herschiebend, sah sie, daß Herr von Koler Malide mit einer gewissen Feierlichkeit nur die Hand küßte. Und sie sah, daß Raimund erhöhte Farbe hatte. Wie in einer Eingebung drängte es sich ihr auf: entweder hatte Malidens spröde Haltung ihm verboten, sie einfach in seine Arme zu nehmen, oder er war so überrascht, daß er nur zu einem Handkuß kam — steif und fremd sah dies aus.

„Onkel Raimund!" rief Werner, der keine andere Wichtigkeit kannte als sein kleines Ich und die Erwartung auf die Wagenfahrt.

„Frau Professor von Siebold und mein kleiner Freund Werner," rief Raimund, die Herabsteigenden gleichsam vorstellend.

Und sofort bemühte sich auch der alte Herr um diese seine Gäste. Hell vor Entzücken wurde sein Gesicht. Die reizende, junge Frau, die da ausstieg, war ja die verkörperte Holdseligkeit! Und davon hatte Raimund nichts geschrieben?! Dazu der kleine Knabe...

„Dietz!" rief er aus, „Dietz!"

„Daß du das auch gleich siehst!" sprach Raimund. „Ich hab's immer bei mir gedacht: gerade wie unser Dietz damals war, mit vier oder fünf Jahren — vielleicht wird es Mutter zu sehr ergreifen?"

„O nein — beglücken wird es sie," sagte er, „du weißt ja: Kinder bedeuten ihr Sonne."

Dann gab es allerlei Hinundherreden. Raimund, an patriarchalische Herzlichkeit im Verkehr mit den Leuten gewöhnt, sprach zum Kutscher des Landauers hinaus: „Na, Klausen, immer noch nicht einberufen?"

„Jawoll, Herr Hauptmann. Nu, wo die Ernte gedroschen und die Winterbestellung soweit fertig, bin ich nicht mehr unabkömmlich. Übermorgen rück' ich ein —" sagte der stattliche Mann, dem man seine Vierundvierzig kaum ansah.

„Wer fährt aber dann meine Mutter?" fragte Raimund. Denn seine Mutter war ein wenig furchtsam mit Pferden und mochte am liebsten die leichte Viktoriachaise benutzen, mußte auch durchaus Klausen auf dem Bock wissen.

„Mein Fritz, Herr Hauptmann! Wenn er auch man erst Neunzehn is und den Klumpfuß hat — die Faust ist fest! Und denn: es sind ja man bloß die alten Rotschimmel. Herr Hauptmann sollen sich wundern. In die letzten Tage hat es sich in unsere Ställe mächtig verändert — —"

Der alte Herr schlug die Verteilung auf den Landauer und die Viktoria vor, die heute noch nicht dem „lahmen Fritz", sondern dem zweiten Kutscher anvertraut war. Das Brautpaar sollte den leichten Zweisitzer nehmen. Die pelzgefütterten Decken und der Mittagssonnenschein ließen die Fahrt im offenen Wagen nicht gewagt erscheinen. Er sagte auch noch etwas davon, daß er denke, es werde dem Sohn Freude machen, die Braut der Heimat entgegenzuführen und ihr bei der Fahrt schon die Gegend zu erläutern. Doris mit ihrem Knaben führte er zum Landauer, wo Minna sich mit Werner einrichtete und vor Verlegenheit kaum Luft zu holen wagte.

So fuhr man denn, ein Wagen hinter dem andern, der Landauer voran, auch er mit herabgeschlagenem Verdeck. Doris war sogleich beglückt. Der Seewind, der fröhlich daherjagte, die Sonne auf dem weiten Gelände, vor allem aber der leuchtende Strich von starkem Blau, der das Meer sei, machten ihr Freude. Das sah ja aus, als zöge sich da eine schmale, unendlich lange Platte von Lapislazuli hin. Und wie ungeheuer hier der Himmelsraum war. Ganz hell stieß er scharf gegen das starke Blau des Meeres und stieg zu unermessenen Höhen empor. Gerade schwebte der weiße Leib eines Zeppelins dahin, in Sonnenlicht wie gebadet. „Küstenwacht in der Luft," erklärte der alte Herr.

Werner war glückselig. Das Angesicht seiner jungen Mutter wie verklärt. „Eine Fahrt über Land in Wintersonne lieb' ich mehr als jede Sommerstimmung," sagte sie.

„Da haben wir einen Geschmack, gnädige Frau; es ist soviel Kraft und Mut in der Winterluft."

Werner hörte: „gnädige Frau" sagte der alte Herr zur Mutter. Und zu Malide sagte er vorhin „liebe Tochter" — es war ihm nicht entgangen. Diese Dinge gingen über seinen Begriff, er konnte, wie alle kleinen Kinder, Familienbeziehungen nie verstehen. Er hatte auch einmal sehr nachdenklich gefragt: „Mutti, warum bist du schon länger auf der Welt als ich? Warst du nicht sehr traurig, daß der Storch mich später gebracht hat als dich?" Er beschloß, dieser Sache auf den Grund zu kommen.

„Bist du ein Onkel oder ein Großpapa?" fragte er.

Herr von Koler lachte. „Ich könnte schon dein Großpapa sein," sagte er.

Das war keine genaue Auskunft, deshalb gefiel sie dem Kinde nicht. Er fuhr fort, den alten Herrn genau zu betrachten.

Nun kam näher und nah ein Wald an ihre Fahrstraße, ein brauner Buchenwald, noch in seiner Kahlheit durch die Majestät seiner uralten Bäume und durch seine undurchdringliche Ausdehnung voll von Ruhe und Tiefe. Der Weg durchschnitt ihn in seinen westlichen Ausläufern, und dann auf einmal lag Schloß Kolershoff vor ihnen: ein breiter, grauer Bau, an den sich ein viereckiger, etwas klobiger Turm schloß, der keine Dachhaube besaß, sondern gerade wie das Hauptgebäude von einem Mauerzackenrand umgeben war; er überragte es auch nur um ein Stockwerk. Vom Turmdach, eingebettet in eine der Zahnlücken, stieß eine Fahnenstange hinaus in die Luft. Das Flaggentuch war rot und zeigte in seiner Mitte ein Wappen; auf rotem Schilde sah man einen grünen und zwei weiße Balken. Am ersten Stockwerk des Hauptbaues zog sich vor den mittleren Fenstern ein Balkon mit schwerem Steingeländer hin. Dort erkannte man eine Frauengestalt. Ein weißes Tuch wehte und der alte Herr schwenkte seinen Hut als Antwort. „Meine Frau," sagte er. Und dann noch: „Oben vom Turm hat man eine herrliche Aussicht."

Die letzten Minuten blieb er schweigsam, sah sich zweimal nach dem Wagen des Brautpaares um und sah nur eine leere Wegesstrecke. Sie mußten viel langsamer gefahren sein. Na ja — die alten Rotschimmel! Er seufzte, ohne es zu wissen. Er dachte an seine Frau. Und daß erste Eindrücke ja gar nichts sagen wollen, aber wirklich gar nichts — nur daß leider seine liebe, geliebte Marie ein wenig abhängig von ihnen war. Als Auftakt brachte er ja gottlob! einen entzückenden Gast. Soviel Anmut hatte Kolershoff lange nicht beherbergen dürfen! Ein wenig, ganz wenig erinnerte diese reizende Doris an seine Marie, wie sie dereinst als Braut gewesen: schöner als nur schön, nämlich voll Grazie in jeder Bewegung und in jedem Lächeln.

Der Wagen durchmaß die letzte Strecke der Anfahrt. Sie war merkwürdig frei, der Weg an beiden Seiten nur in kurzen Zwischenräumen von niedrigen, ganz rund geschnittenen Buchsbaumbüschen eingefaßt; rechts und links mochten im Sommer Rosen allerart sich in Rabatten hinziehen. Aber an Doris' Augen flog das alles nur vorüber.

Sie sah sich, kaum ausgestiegen, von der hellsten Freudigkeit umgeben. Die Mutter Raimunds umarmte sie voll Herzlichkeit und hob mit überraschend kraftvollen Armen Werner mit einem kleinen Schwung zu sich empor.

„Wie Dietz! Wie Dietz!" sagte sie fast jubelnd.

Doris aber hatte sogleich das Gefühl von Zutrauen. Ihr war nicht, als käme sie in ein fremdes Haus, als sei dies eine Frau, die sie zum erstenmal sprechen höre. Grau war Frau von Koler schon, von jenem kräftigen, dunklen Grau, das Haare zeigen, die fast schwarz waren und sich nun mit vielen Silberfäden mischten. Aber die ganze Erscheinung zeigte Sorgfalt — als die einer Frau, die auch alternd noch gefällig wirken mag. Das etwas krause Haar lag ihr wohlgeordnet um den feinen Kopf, und die Augen waren die ihres Sohnes: dunkel und von Güte strahlend.

Die junge Frau hatte, trotz dieser sie sogleich ganz gewinnenden Eindrücke, dennoch große Eile dieser ersten Begrüßung zu entkommen. Als peitsche sie etwas. Um keinen Preis wollte sie dabei sein, wenn nun, mit fünf oder zehn Minuten Verzöge-

rung, die Verlobten vorfuhren. Sie bat dringlich, daß man sie einfach der Führung des Dieners überlassen solle ... Und das Ehepaar verstand diese ihre Eile: Frau von Kohler umarmte Doris noch einmal mit erhöhter Herzlichkeit. Doris kam es dann vor, als schreite sie in einer kleinen Prozession durch stolze Hallen: voran ein Diener in dunkelgrün, mit weiß und roten Aufschlägen, ein wenig bleich und von lässigem Gang, ein Kriegsrekonvaleszent; dann sie mit Werner an der Hand, hinterdrein Minna mit den zwei Handtaschen, zuletzt eine Jungfer im schwarzen Kleide und weißer Haube. Es ging über eine Diele, die von Geweihen an den Wänden wie gespickt schien; es lagen Felle umher, und die Stühle, tief und breit, waren mit Leder bezogen. Dann stiegen sie eine prächtige Treppe hinauf und oben einen Korridor entlang, der von voll nachgedunkelten Bildern hing. Doris fand für sich ein bequemes Zimmer hergerichtet, groß, mit wenigen schweren und zweckmäßigen Möbeln. Ebenso wirkte der Raum nebenan, wo Werner mit der zunächst ganz kleinlaut gewordenen Minna schlafen sollte.

Ehe Doris für sich ans Auspacken ging, eilte sie zum Fenster. Das gab den Blick aufs Meer; leuchtend blau, in der Nähe von weißen Schaumstreifen getigert, lag es da; vor dem hohen Ufer, seine Form verbergend, baute sich aber der braune, winterliche Buchenwald hin, die gerundeten Linien der Wipfel bildeten eine Reihe von Kuppen, die sich vor dem fernen Blau kräftig abhoben. Aber in diesem Augenblick hatte die größte Aussicht, die redendste Natur keine Macht über Doris. Sie suchte etwas anderes. Das Zimmer nebenan mußte demnach landwärts liegen, an der Front des Schlosses. Und gerade, als sie dort das Fenster erreichte, sah sie auch, wie die feisten und gelassenen Rotschimmel mit dem leichten Wagen, in dem Raimund und Malide saßen, den Anfahrtsweg heraufkamen. Ihr Herz klopfte. Wie würden sich die beiden Frauen zueinander finden, die Mutter und Tochter sein sollten? —

Und unten zitterte Frau von Koler im Arm ihres Mannes.

„Marie," sagte er ihr, „Malide wirkt älter, als wir ihrem Bilde in der Schwesterntracht nach annehmen konnten. Laß dich das nicht enttäuschen. Denke immer: nicht mütterliche Eitelkeit hat zu wählen, sondern allein des Sohnes Herz. Wer Malide ist, was sie für Raimund war, das hat sie wohl bewiesen."

„Ja," gab sie, mit Tränen kämpfend, zu, „das wollen wir nie vergessen. Wir danken ihr soviel — oh, wieviel! Und Raimund — wo wir nur noch ihn haben — Er liebt sie! Das ist genug. Alles! Ja, ich will sie auch lieb haben — sehr ...!"

Und plötzlich setzte sie mit einem frohen Lächeln hinzu: „Diese junge Doris ist aber ein wundersüßes Menschenkind. Die muß man auch gleich lieb haben —, und der kleine Kerl — nicht wahr? Wie unser Dietz in seiner Kindheit — —" Und ihre Augen glänzten von Tränentropfen.

Er drückte sie ein wenig fester noch an sich. Er kannte ja seine Marie. Wenn sie nur irgendeinen tröstlichen Nebenumstand sah, war es ihr leichter, eine Enttäuschung zu überwinden.

„Das kann sehr reizend für dich werden, eine Art töchterliche Gesellschaft, denn Raimund und Malide, nicht wahr? Das ist dir klar: die werden ganz und gar mit sich selbst beschäftigt sein — nur füreinander Augen haben ..."

„Ja, ja," sagte sie; „wo sie endlich ohne Lazarett, ohne Dienst, ohne Familienkatastrophen einander leben können ..."

Vor Aufregung und Tränen sah sie dann eigentlich Malide nur unklar. Und hatte doch zugleich schon ein Gefühl von sehr großer, etwas beklemmender Hochachtung.

Malide aber mußte an ihre eigene Mutter denken! Wäre sie noch Zeugin dieses Augenblicks gewesen! Mit welcher hinreißenden Freudigkeit würde sie es genossen haben, ihre Tochter diese Schwelle als Braut des Erben überschreiten zu sehen. Weil nun die immer in Begeisterung Flammende fehlte, weil sie nicht mehr diese Stunde genoß, schien alles fast eines Hauptreizes beraubt. —

Man saß alsbald um den festlichen Mittagstisch zusammen, an dem drei solche bleiche, junge Menschen in der Kolerschen Livree bedienten. Der eine hatte einen künstlichen Arm. Und Doris sah auch: die beiden, die sie bei der Ankunft bemerkt und von denen der eine sie hinausgeleitet, waren es nicht. Frau von Koler sagte

nachher entschuldigend, Doris und Malide möchten nicht denken, daß man sonst fünf Bediente halte. Allein dies seien alles Kriegsverletzte. Sie sollten nur allmählich arbeiten lernen und sich hauptsächlich hier erholen, wobei man ihnen Gelegenheit zum Verdienen und Sparen geben wolle. Malide sah sie mit warmen Blicken an. Und seltsam: dieser Blick wirkte als Anerkennung, und die ältere Frau wurde rot. Es freute sie und verwirrte sie zugleich. War ihre künftige Schwiegertochter denn über sie gesetzt?

Nun, die rechte Stellung zueinander fände man schon. Wenn ihr ein wenig unsicher zumute war, sah sie ihren Mann an und fand immer frohes Licht in seinen Augen, was auch ihr wieder Ruhe gab.

In der kaum verhüllten Befangenheit der Stimmung kam Werner zu einer noch größeren Rolle, als ihm die Kinderliebe der Frau von Koler ohnehin schon gegeben haben würde. Immer wieder verglich sie ihn mit ihrem Dietz. Es war keine jener Ähnlichkeit, wo sich die Natur in Linien und Farben auf das erstaunlichste wiederholt. Sie bekundete sich in den Bewegungen. Im Lachen. Im Klang der Stimme. In der ganzen Art der Erscheinung. Nach Kinderart spürte Werner sofort, daß er hier eine Hauptperson sei, was ihm nach all dem unwillkürlichen Beiseitegeschobenwerden der letzten Monate prächtig zusagte. Nach Tisch, als man den Kaffee im großen Wohnzimmer nahm, hielt Frau von Koler den Knaben auf ihrem Schoß und versprach ihm eine Festung, Soldaten und Kanonen, die aus dem einstigen Spielzimmer ihrer Söhne den Schränken entnommen werden sollten. Da kam über Werner wieder das Erinnern — eine dumpfe Erkenntnis davon, daß es in seinem Leben seit einiger Zeit eine Lücke gäbe. „Bist du eine neue Großmama?" fragte er ernsthaft.

„Ja," sagte sie, drückte ihn an sich und lächelte stolz — sie war immer stolz darauf, wenn Kinder sich rasch an sie schlossen. „Nenn' mich nur Großmama."

„Meine andere Großmama hatte aber einen Blechkasten." Sie verstand auf der Stelle, was es für eine Bewandtnis mit dem Blechkasten gehabt haben werde.

„Ich habe zwei Blechkasten," sprach sie in verheißendem Ton. „Der eine ist voll Schokolade, der andere voll kleiner Kuchen."

Werner kuschelte sich fester an sie an. Es war eine allerliebste kleine Szene.

„Meine Schwiegermutter war unbeschreiblich liebevoll zu Werner," erzählte Doris.

„Sie hatte auch ein Recht, glücklich zu sein," sagte Raimunds Mutter und streckte der jungen Frau die Hand hin. Doris erfaßte sie, neigte sich und küßte sie voll Dank für das, was diese Worte umschlossen.

Beständig blieb Frau von Koler der Mahnung des Gatten eingedenk, daß ihr Sohn und seine Braut ganz und gar nur miteinander beschäftigt sein würden. Mit keiner mütterlichen Unbescheidenheit wollte sie das stören, hielt sich fast ängstlich zurück und nahm Doris fort und fort an ihre Seite. Wie froh war sie tief in ihrem Herzen der Gegenwart dieser jungen Frau. „Man muß sie ja lieb haben. Kann man denn anders?" fragte sie ihren Mann.

So schien es, als ob Doris und ihr Knabe die Hauptgäste seien. Die ernste Gestalt Malidens trat in den Hintergrund. Hiervon hatte Doris eine sie von Stunde zu Stunde mehr beunruhigende Empfindung. Das durfte nicht sein. Sie wollte der schwesterlich Geliebten keinen Bruchteil der Wärme fortnehmen, die doch ihr, der künftigen Tochter, ganz allein zukam.

Noch in der frühen Dämmerung gingen Raimund und Malide ins Freie. Er wollte ihr den Park zeigen, der in seinen Wegen und Anlagen in den Buchenwald hinüberging. Und durch den Wald kam man bald an das Steilufer der weißen Kalkfelsen, an denen in knappen Windungen Wege hinab an den steinigen Strand leiteten.

Indessen zogen sich die Eltern zurück, und auch Doris suchte ihr Zimmer auf. Ruhe fand sie dort nicht. Sie stand in einer der tiefen Fensternischen, die Vorhänge fielen hinter ihr zusammen und hielten das Licht ab. So blieb ihr hinterm Glase draußen noch die letzte Sichtigkeit in der Luft. Kühl und grau zeigten sich Himmel und Meer. Dunkel, in lilaschwärzlichen Farbentönen, stand vor diesem weiten Hintergrunde das zusammengeschlossene Heer der winterlichen Bäume des Parks und des Waldes, und dort unten irgendwo, in der streng und kalt gewordenen Natur gingen nun zwei

miteinander und sprachen von Liebe und Glück? In welchen Tönen? Die Phantasie der jungen Frau machte vor diesen Fragen halt. Ihre Keuschheit und all das Verborgene, Niedergerungene in ihrem Herzen verboten ihr, nachzudenken ...

Aber darüber grübelte sie ebenso leidenschaftlich als hilflos nach, wie sie Malide aus der Sonne gehen könne, ohne sich irgendwie auffallend zu betragen. Irgendein Augenblick mußte ihr das zeigen — jede vorsätzliche Wendung konnte unerträgliche Verlegenheiten hervorrufen.

Immerfort starrte sie in das ruhevolle Bild hinaus, das der Abend malte, ungeheure Räume mit seiner Farblosigkeit füllend.

Und der Augenblick, den sie ersehnte, schien sich ihr noch am selben Abend zu bieten.

Herr von Koler hatte Wichtiges zu schreiben. Raimund forderte Malide auf, mit ihm die Bibliothek zu besichtigen. Er war immerfort besorgt, nur jeder Stunde Inhalt zu geben. Blässer schien er als sonst, und jener Zug von nervöser Abspannung, der ihn, nach allem Erlebten, immer noch rasch zeichnete, stand sichtbar auf seinem Antlitz. Malide sah es sehr deutlich. Sie kannte doch dieses Männerangesicht ganz genau, von jener Stunde an, da sie es als das eines wahrscheinlich dem Tode Verfallenen sah, bis zu jener Stunde der Helle, des Glücks und des zukunftsfreudigen Lebensmutes, da es sich ihr voll Liebe zuwandte. „Nein, Raimund," sagte sie bestimmt, „ich wünsche jetzt, daß du dich ausruhst."

Er lachte ein wenig gezwungen. „Allmählich bin ich ja wieder gesund und ein Mann und weiß, wie ich mit mir umgehen darf."

Sie errötete. Sie begriff: auf solche Abwehr, die schon ein paarmal laut geworden, hätte sie längst mit besserem Verständnis horchen müssen ... Er lehnte sich gegen die Bevormundung auf. Daß ihm bei solcher die Zeugenschaft seiner Mutter und Doris' noch besonders peinlich sein müsse, wurde ihr aber doch nicht klar.

Und ohne Widerspruch folgte sie Raimund in die Bibliothek.

Die beiden Frauen blieben allein zurück. Traulicher als dieser große Raum konnte nicht leicht etwas sein. Möbelstücke, an denen Familienerinnerungen hingen, füllten ihn; es gab schwere, mit Gobelin bezogene Stühle, und die Ecke, wo Frau von Koler ihren Abendsitz hatte, war durch einen runden Tisch gemütlich, um den dunkelblaue Polsterstühle standen. Die ältere Frau strickte an einem Schal, und Doris ließ sich die Herstellungsart zeigen, um sich nützlich zu machen; in acht Tagen schon sollte von Kolershoff eine große Weihnachtssendung ins Feld gehen, an Raimunds frühere Kompagnie — —

„Wie überraschend mir das ist!" sprach Raimunds Mutter. „Mein Sohn so unter Kommando! Wo er mir immer als Urbild von Männlichkeit erschien!"

‚Das ist er auch! Das ist er auch!' dachte Doris in aufwallendem Schmerz. Aber sie antwortete beherrscht und freundlich: „Malide hatte monatelang den Hilflosen zu regieren."

„Oh, ich weiß doch ... Ich vergesse es keinen Augenblick. Ich weiß auch, wie schwer man als Pflegerin davon abläßt, den Gesundgewordenen noch zu umsorgen — weiß ich noch — ja — ja — Wie damals meine schon halbwüchsigen Jüngeren, Egon und Dietz, nach ihrem Scharlach! Sie mußten erst tüchtig gegen mich auftrumpfen, bis ich begriff: sie wollen wieder auf eigenen Füßen stehen ... Nicht wahr, Sie verstehen mich nicht falsch? — Ich meine es nicht kritisierend. Ich bin Malide so — so — so dankbar!"

Sie steigerte sich zu stärkster Betonung. Sie fürchtete, Doris spürte es wohl, die Familienangehörige Malidens vielleicht in Malide gekränkt zu haben. Doris versicherte nicht minder betont, daß sie genau wisse, von wieviel Liebe und Dankbarkeit ihre Schwägerin hier umgeben sei. Und mit diesen gegenseitigen Zusicherungen schien doch irgendeine letzte Schranke zwischen den Frauen gefallen. Mit jenem allerfeinsten Spürsinn, der unerklärlich bleibt, fühlte die Mutter Raimunds, daß sie offen sein dürfe, ohne taktlos zu erscheinen, ohne mißverstanden zu werden.

„Unser liebes Brautpaar ist so wenig bräutlich," sagte sie.

„Die Zeit und das Persönliche sind so ernst gewesen."

„Ja. Und doch. — Immer hab' ich mir meinen Raimund anders gedacht in der

Liebe: als den Beschützenden — zärtlich — gütig. Sie sind so gleich, mehr so wie Kameraden — finden Sie nicht?"

„Vielleicht gerade deshalb vor allen Enttäuschungen bewahrt," sagte Doris. Ihr war elend zumute bei diesem Gespräch, — in dem eine Mutter ahnungslos an den Kämpfen und Leiden ihres Sohnes herumtastete, ... Schwerter in ein anderes Frauenherz stieß ... ‚Nein,' dachte Doris, ‚das ist mehr, als ich kann ...'

„Sicherlich. Maß bewahrt ja immer vor Enttäuschung. Und wissen Sie, liebe Doris, ich kann so begreifen, wie alles kam — muß so oft an die Verse denken:

Er liebte sie um ihres Mitleids willen,
Sie liebte ihn, weil er Gefahr bestand."

Mit blassen Lippen sagte Doris: „Vielleicht wahr. So werden sich in den Lazaretten wohl manche Herzen finden."

„Ja," gab die Mutter tapfer zu. „Und das ist schön. Gewiß ist es schön. Auch die Liebe hat wohl andere, ernstere, besonnenere Töne als in frohen Zeiten des Friedens — —"

Aber die junge Frau hörte wohl: solche Besonnenheit war dem Mutterherzen vielleicht nicht genug für den Sohn. Vielleicht ersehnte sie ihm selige Poesie und beglückende Selbstvergessenheit. Mutterherzen wollen im Glück des Sohnes noch einmal alle eigenen Glücksträume spiegeln.

Doris wünschte diesem, mit leisen Enttäuschungen ringenden Mutterherzen eine Freude zu schenken.

„Ich beklage, daß Sie meine Schwiegermutter nicht noch kennen gelernt haben. Sie war eine große Natur. Alles war stark an ihr. Halbtöne kannte sie nicht. Sie war glückselig über Raimund als Schwiegersohn. Sie konnte sich gar nicht genug tun in seiner Bewunderung."

„Wie schön! Ja, das höre ich gern! Und Sie, liebe Doris? Sie fanden auch ihre Liebe?"

„Die innigste. Über Verdienst."

„Oh, wer sollte Sie nicht lieben! Ich tue es auch." Mit jugendlicher Lebhaftigkeit erhob sie sich halb, neigte sich vor und umarmte Doris. Und Doris flüsterte Dank und kämpfte mit Tränen.

„Und Sie? Und Ihr Mann? Raimund schrieb, er sei bedeutend und von starkem Temperament gewesen. Sie waren glücklich?! Wie hätte es anders sein können!"

Die junge Frau erglühte.

„Ich?" brachte sie mühsam hervor. „Ich? Ja — zuerst — ich war so sehr jung, vielleicht, daß die starke Natur Kattes mich lenkte. Aber dann — der Krieg — es war, als ob sein Wesen aus einer Schranke hervorbrach — ach, das kann ich nicht so erklären — wir waren plötzlich wie neue, ganz andere Menschen voreinander. Aber Katte — es war nicht seine Schuld. Er war großartig, tapfer — ein heißer Patriot, ein Mann —"

Sie wußte nicht: was sagen, was verschweigen!

„Mein Gott! Verzeihen Sie, Liebe! Ich wollte nicht so zudringlich sein. Das fühlen Sie? Mich zwingt es förmlich zu Ihnen. Solche Zutraulichkeit hab' ich ... als kennten wir uns schon lange, ganz lange ..."

Doris ließ sich die Wangen streicheln und die Stirn küssen. Sie sah es nun ganz klar: je inniger Raimunds Mutter sich ihr näherte, desto qualvoller mußte ihr jede Stunde hier werden ...

„Gnädige Frau," begann sie leise, „auch mir ist so, als seien Sie mir schon immer eine gütige mütterliche Freundin gewesen. Und deshalb wag' ich Offenheit: ich möchte morgen abreisen."

„Morgen — warum? Um zur Hochzeit zurückzukehren? Das doch sicher. Aber warum — ich bitte Sie?"

„Erst hieß es, wir würden von Raimund nur hergeleitet werden, und er nähme den ihm ja immer noch zustehenden Resturlaub von drei Wochen nach der Hochzeit. Dann hätt' ich es gewiß als meine Pflicht gefühlt und wäre hier neben Malide geblieben. Aber nun war es doch Malidens Wunsch, daß der Urlaub vor der Hochzeit genommen werde und daß sie nach diesem Tage in der Garnison sogleich beide an die Arbeit gingen: Raimund in den Dienst, Malide ins Lazarett, wo man sie so dringend braucht, nachdem sie dort einmal aushalf."

„Was für eine falsche Logik. Gerade dann hätte Malide Sie nicht gebraucht und wäre immer mit mir zusammen gewesen. Nun aber das Brautpaar sich doch recht haben soll, nun brauche ich Sie!"

„Wie gerne widme ich mich Ihnen. Allein

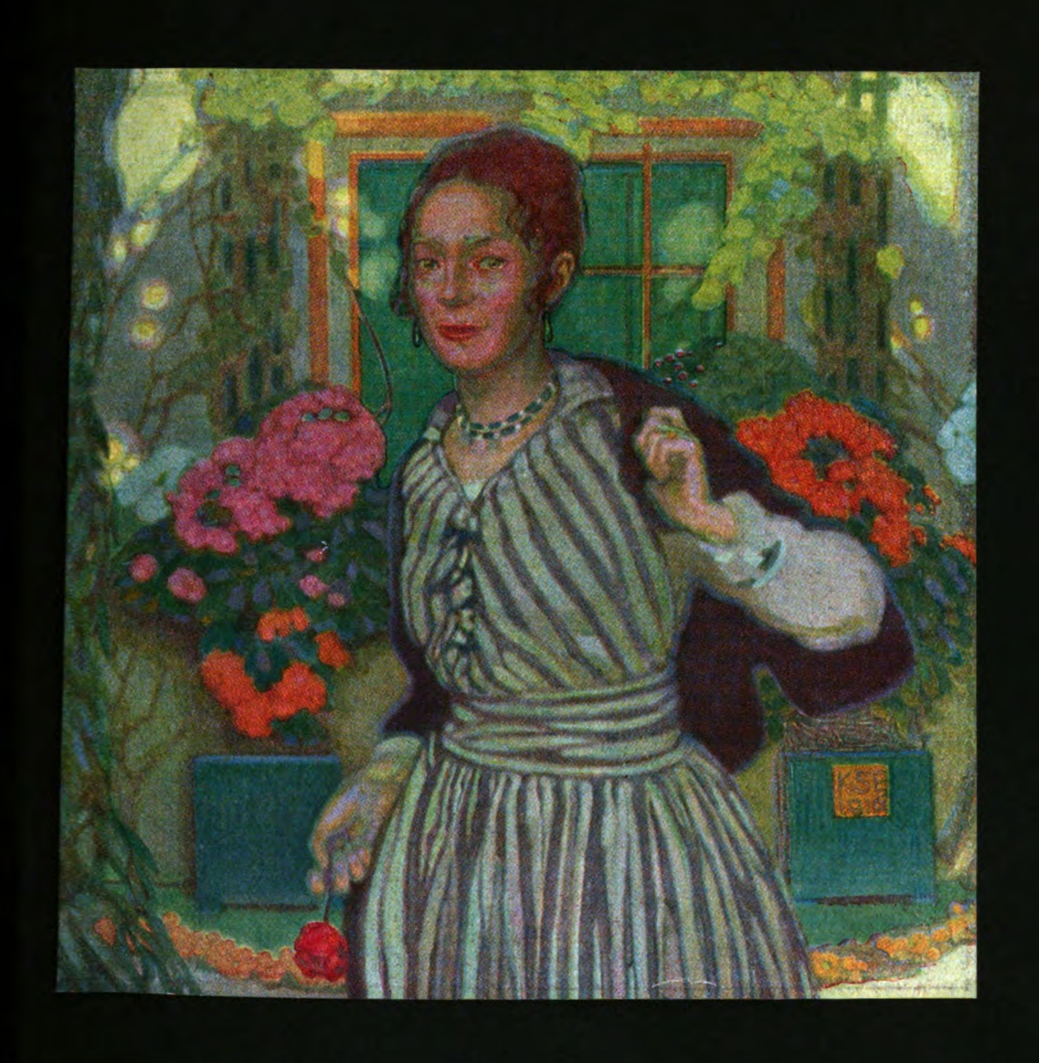




Selbstbildnis

Gemälde von Prof. Karl Schmoll von Eisenwerth

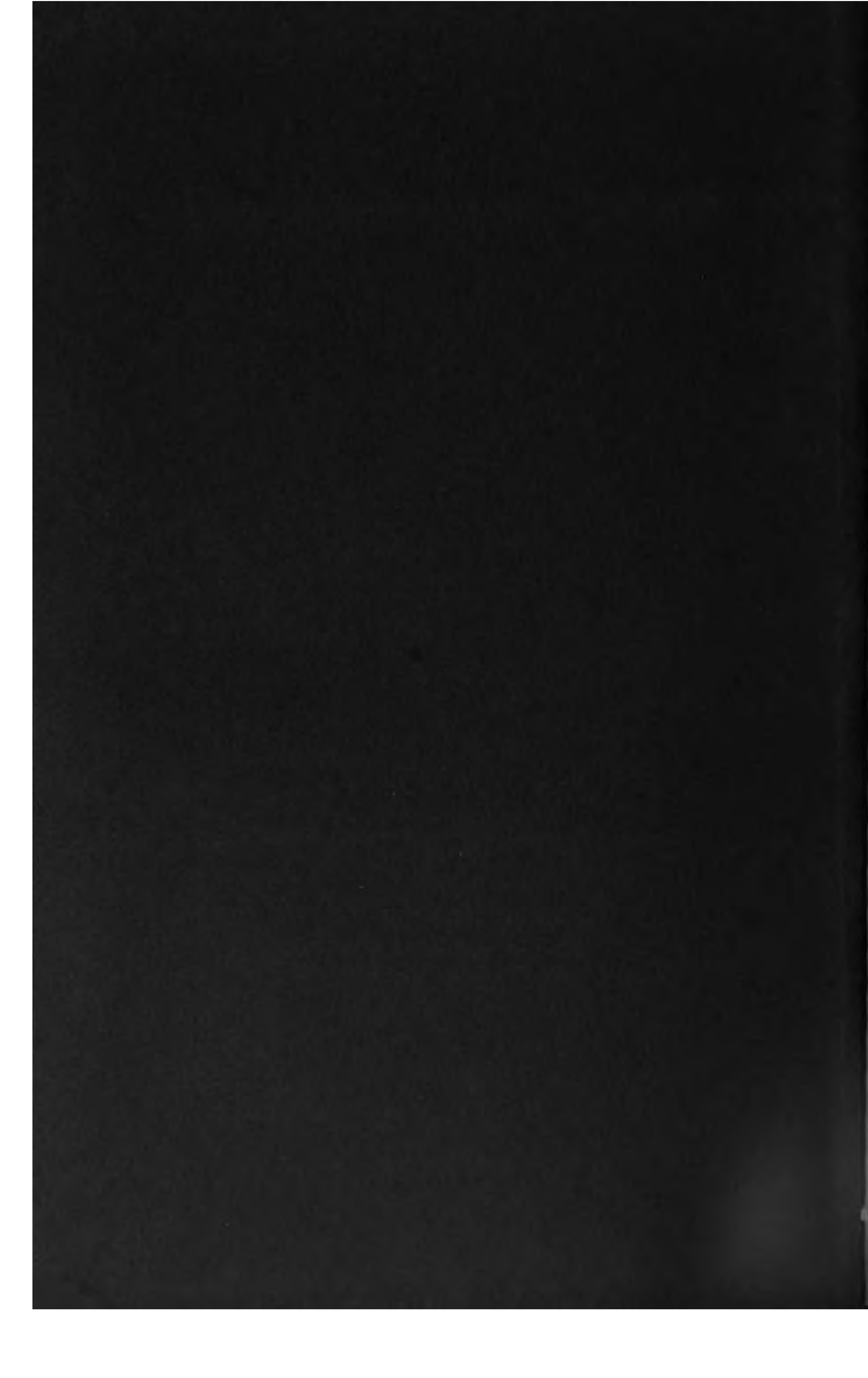
(Aus der Hessischen Kunstausstellung 1917 in Darmstadt)



Bildnis meiner Frau

Gemälde von Prof. Karl Schmoll von Eisenwerth

(Aus der Hessischen Kunstausstellung 1917 in Darmstadt)



— ich meine, ich halte Sie doch unwillkürlich von Malide ab, und Sie würden ohne meine Anwesenheit mehr mit ihr ... Mir ist, als nähme ich Malide etwas. Und es könnte doch ...“

„Ist denn Malide eine eifersüchtige Natur?“ fragte Frau von Koler überrascht. Sie hatte die Empfindung, als stehe Malide hoch über allen Schwächen des Weibes. Sei in Tüchtigkeit und ohne Selbstsucht gewissermaßen vollkommen, bis zur Beschämung anderer Frauen.

„Nein. Oh — gar nicht. Sie ist immer sachlich. Immer groß!“

‚Was ich auch sage,‘ dachte Doris, ‚jedes Gespräch wird mich zu Schwierigkeiten führen. Es gibt keine Rettung, als Flucht!‘

In diesem Augenblick kehrten Malide und Raimund schon zurück. Und die Mutter rief ihnen entgegen: „Denkt euch — Doris will fort. Aber nicht wahr, wir lassen sie nicht?“

Raimund wechselte die Farbe und spürte es mit Schreck. Blutarm und nervös, wie er noch war, schien ihm immer, als sänke ein Schatten über seine Augen, wenn er erblaßte. Aber er war auch ein Mann und wußte seine Haltung zu bewahren.

„Warum?“ fragte Malide. Sie sah die junge Frau sehr aufmerksam an. Und irgend etwas zwang sie, mit ebenso forschenden Blicken ihren Verlobten anzusehen. Er war ganz farblos, und ein dunkler Schatten lag um seine Augen.

Ehe Doris antworten konnte, fuhr die Mutter sehr dringlich fort: „Sie fürchtet sich, Euch zu bestehlen, weil ich ihrer lieben Gegenwart so froh bin.“

Zugleich ergriff sie Doris' Hand, drückte sie zärtlich und fuhr fort: „Aber ich sagte ihr, daß ihr mich doch jetzt gar nicht brauchen könnt, daß ihr doch gar nichts wollt, als nur füreinander da sein ...“

Er verstand auf der Stelle, wie dies war: Seine Mutter, in ihrem fast naiven Eifer zur Güte, in ihrem Bedürfnis, sich zutraulich anzuschließen, wenn sie liebte, hatte die holde Frau gefoltert, ohne es zu ahnen. Und Doris' Seele zuckte und zitterte. Es gibt Lagen, wo Kälte und Ablehnung leichter zu ertragen sind, als eine Flut von Güte. — Ihm selbst zerriß es das Herz, als er schon in diesen ersten Stunden erkannte, wie sehr Doris und seine Mutter füreinander bestimmt waren. Er fühlte auch, daß seine Mutter vor Malide eine leise Scheu habe, vielleicht zuviel Hochachtung, soviel, daß nicht rasch unbefangene Innigkeit erwachen wollte ... Vielleicht sah Doris das auch. Und wünschte zu fliehen — aus Malidens und seinen Wegen zu gehen ...

‚Ja — fliehe!‘ hätte er rufen mögen. Aber er durfte nur schweigen. Er wartete fast atemlos, was Malide sagen würde. Sie besann sich seltsam lange. Warum lachte sie nicht unbefangen auf? Es wäre die einzige, die rechte Antwort gewesen. Es fiel ihm gar nicht ein, daß Malide mit der Antwort wartete, weil sie annahm, er, der Sohn des Hauses, müsse sich gegen Doris' Abreisegedanken wehren.

„Ich denke, Doris,“ sagte sie endlich, „daß du hier bleibst und dich der Güte und Gastlichkeit freust.“

‚Was für eine merkwürdige Antwort,‘ dachte Frau von Koler. Und die Schweigsamkeit ihres Sohnes fiel auch ihr auf. Ihre Blicke gingen in einer Mischung von Sorge und Neugier zwischen den drei Menschen hin und her. Waren da geheime Spannungen? In welcher Verschlossenheit waren Raimunds Züge versteinert? Wie bedrückt saß die junge Frau da! Wie eine, die heimlich zitterte —

Da sprach Malide, aus der Erinnerung heraus, die sich ihr aufdrängte: „Doris — Raimund! Das waren die letzten beiden Worte, die meine Mutter sprach — das war seltsam ...“

„Nicht seltsam. Wir verstanden es gleich, nicht wahr, Raimund? Sie auch — was sie sagen wollte — wie es gemeint war ...“ Mit hastiger Stimme brachte die junge Frau das vor, als gäbe es hier etwas abzulehnen.

Und diese angstvolle Verteidigung gegen Unklares wirkte auf alle schwer.

Der alte Herr selbst, als er sich nun dem kleinen Familienkreis wieder zugesellte, empfand, daß seine Unterhaltung keinen leichten Fluß der Worte und Gedanken bei den anderen auslöste.

In ihrem Zimmer nachher fuhr Doris bei jedem Geräusch zusammen. Sie glaubte: nun kommt Malide, um zu fragen, sich auszusprechen, von Unruhe getrieben ... Aber sie zitterte grundlos. Malide kam nicht.

Zwei Tage waren mit bleiernen Füßen dahingegangen. Ihr Inhalt erlosch sofort im Gedächtnis derer, die ihn erlebten. Man fuhr aus. Man wanderte. Man beschäftigte sich mit der Freude des Kindes über das viele, viele Wasser und die unfaßliche Menge der Steine am Strande, die alle einzusammeln zu Werners Kummer unmöglich war. Abends saß man mit dem Anschein der Gemütlichkeit zusammen, und Herr von Koler las den Tagesbericht von allen Fronten. Doris und Malide sprachen davon, wie sich die Schwiegermutter und Mutter vor Ungeduld verzehrt haben würde, jetzt, wo die Operationen in Serbien und an den Dardanellen beendet seien. Den Stillstand, denn trotz aller örtlichen Kampfhandlungen war im Kriege doch ein Stillstand eingetreten, hätte sie nicht ausgehalten, ohne zu leiden. Sie war so verbraucht gewesen, sie lebte nur von geistiger Bewegung und Aufregung und starb doch auch an ihnen, weil sie sie nicht mehr recht verarbeiten konnte. Es kam auch ein Brief vom alten Ploth, der sich schon vierundzwanzig Stunden nach Malidens Abreise vor Sehnsucht verzehrte. Denn mit wem sollte er nun von seiner alten Freundin sprechen? Die Schwestern im Heim hatten sie nie gesehen. So gab der alte Ploth ein Weilchen dem Gespräch Inhalt. Denn er war wohl eine Figur, die man erklären konnte.

Wenn Frau von Koler mit ihrem Manne allein war, lehnte sie ihr Gesicht an seine Schulter. Sie klagte nicht. Sprach nicht von ihren Beobachtungen. Suchte nicht herum nach Erklärungen. Aber sie trocknete still ihre Augen.

Dem alten Herrn war selbst das Gemüt nicht leicht. Er sah ja: lachend schien das Glück seines Sohnes nicht. Es war ihm lieb, daß seine Frau nicht die Frage stellte: Ist es denn überhaupt ein Glück? Er hätte ihr nur antworten können: Wir haben nur schweigende Zuschauer zu bleiben; unser Sohn ist ein Mann; er ist durch so ungeheure Erlebnisse, er ist geradezu durch den Tod gegangen. Er muß sich selbst sein Geschick bestimmen, soweit Menschenblick, der kurzsichtige, soweit Menschenwille, der oft irrende, das vermag.

So können Väter denken. Und Frau von Koler erriet ungefähr aus seiner Haltung seine Gedanken. Aber Müttern bleibt auch der reifste Sohn das eigene Fleisch und Blut. Und sie verzehrte sich im Verlangen, ihn einmal nur, einmal fragen zu dürfen: Liebst du Malide, wie ich deinen Vater geliebt habe? Mehr als alles auf der Welt? Aber sie fühlte doch: sie dürfe nicht fragen. Und sie hätte ihm fest in die Augen blicken und in seine Seele hineinhorchen mögen, um zu ergründen, was ihm die holde Doris bedeute ... Es war unmöglich! Sein ganzes Wesen war wie gepanzert vor Abwehr gegen jede Annäherung. Ihr war's oft, als habe sie den Sohn verloren!

Gewiß nicht durch Malide und ihre Einflüsse, o nein — Malide wollte immer nur das Reine und Gute. Davon war die Mutter durchdrungen. Aber eine tiefe Weisheit ging ihr auf: die, daß es gar nicht immer die Schwiegertöchter sind, das neue Element, das den Frieden und Geist einer Familie in Verwirrung bringt und zu Umwertungen und veränderter Stellung zueinander zwingt. Der Sohn ist es. Er entfernt sich von der Mutter. Vielleicht, um sich in seinem eigenen Erleben zurechtzufinden, sich aus der bisher bestandenen Abhängigkeit und Nähe zu lösen, um sich in Freiheit das neue Verhältnis zur Mutter zu schaffen. Es ist, als habe ein Thronwechsel stattgefunden. Das geht nicht ohne Erschütterung des Gefühls ab.

Wie tat es wehe! Aber ein feines Gefühl ließ sie erraten, daß sie mit Bescheidenheit die sichersten Wege gehe. Und der Sohn war ihr dankbar für ihre Kraft, nur Zuschauerin zu bleiben.

Da nun aber ihr Herz in all seiner geheimen Unruhe sich beschäftigen mußte, um standhaft zu bleiben, hing sie es mit jedem Tage inniger an die junge Frau. Und Doris erwiderte diese Neigung mit wahrer Schwärmerei. Raimund sah dieses Verhältnis. Es gab ihm ein schmerzliches Glücksgefühl. Es beruhigte ihn in seiner tiefen Sorge um Doris. Die Einsamkeit, in die sie gekommen war, erschütterte ihn oft. Und er, gerade er, der die Sterne vom Himmel hätte holen mögen, um ihr ein wenig Glück zu schenken, mußte sie in ihrer Einsamkeit lassen. Und einmal sagte er, den Blick seiner Mutter meidend: „Es ist recht, daß du Doris nicht fortläßt. Bitte sie, bei dir zu bleiben. Auch nachher — lange — lange ...“

Wie matt seine Stimme klang, als er das bat.

Und seine Mutter fand kein Wort. Sie nickte nur. Und weinte plötzlich auf. — In Gedanken verloren sah der Sohn ihr nach, als sie hinauseilte. —

Nun war ein frischer Wintermorgen im Begriff, sich zum hellen Tag zu wandeln. Raimund, nach schlafloser Nacht, war früh hinausgegangen. Die Natur war seine Freundin, und sie half ihm immer. Er liebte es auch vor allem, solchem spät aus langer Nacht langsam empordämmernden Morgen entgegenzugehen. Östlich über dem Meere kam die Sonne ohne Prunk herauf. Dünne Wolkenstreifen am Horizont färbten sich gelblich und zwischen ihnen flimmerte einmal einige Minuten goldenes Funkeln, das auf das unruhig sich schuppende Meer hin- und herzuckenden Schein warf. Sonst wuchs die Helle ohne glanzvolle Überraschungen. Aber gerade das gab dem steigenden Tag Mächtigkeit. Er schritt auf dem Strand dahin, an den das Meer in ewiger Emsigkeit Steine getragen hatte. Blöcke, aus Tiefen herausgespült und langsam herangewälzt. Kleines Geröll, abgeschliffen zu allen möglichen Formen der Rundung. Eine freundliche Farbensinfonie von lauter lichten Farben. Unter den Sohlen knirschten und glitten die Steine und machten den einfachsten Gang zum mühsamen Kampf um sicheres Schreiten. Zur Rechten stieg die weiße Steilküste der Kalkfelsen auf, die der jetzt braune Buchenwald krönte. Vom blaugrünen Meer umrauscht, zeigte die Insel hier ihre breite, weiße Brust der Ferne. Nach dem Norden sah sie, in ihrer kühlen und stolzen Schönheit ihm schon verwandt. — Raimund war, seit er mit Bewußtsein Natur sehen gelernt hatte, immer sehr glücklich gewesen, daß der Besitz seiner Familie, der einmal ihm als Majoratserben zufallen mußte, an so herrlicher Stätte lag. — Er dachte sich sein Leben aus, wie er es gestalten würde, wenn er einmal den militärischen Dienst beende und seinem Vater Pflichten abnehmen dürfe. Seine Zukunftsbilder zeigten keine phantastischen Farben: eine anmutvolle, junge Frau, von der Art seiner Mutter, Kinder, Knaben, mit denen er segeln und wandern könne und die er früh lehren wollte, die Heimat über alles zu lieben. — Einfacher konnte gar nichts sein.

Aber der Krieg erlöschte ihm diese Bilder und führte ihn zu einem edlen, ernsten, schon fast verblühenden Weibe.

Wie er hier nun so durch die Morgenfrühe ging, prüfte er sich und die ganze Lage und stellte eine der allerschwersten Fragen vor sich hin, die es für die Ehre eines Mannes geben kann. Dies eine erkannte er schon in den ersten Stunden nach der Ankunft: die Kämpfe, in die das Schicksal ihn gestellt hatte, zeigten erst hier ihre ganze Schwere. Vorher füllten Pflichten, Menschen, ernste Ereignisse, Unruhen allerart die Tage aus. Das Erleben und Erleiden des Herzens blieb unter den Fundamenten jener Tage eingemauert gleich geheimen Urkunden, die Wahrheiten aufbewahren, die verborgen bleiben müssen.

Nun aber waren sie wie im hellen Licht, voreinander und vor Vater und Mutter in Klarheit. Festzeit sollte für sie sein. Aber Feiertage der Liebe taugten seinem und Malidens Bündnis nicht. Darin stand es wie in fremder Welt.

Er fühlte das schmerzliche Erstaunen seiner Eltern, die den Sonnenschein nicht sahen, auf den ihre Herzen gehofft hatten. Er sah die Qual, in der die liebe Eine sich tapfer mühte. Er begann zu spüren, daß in Malidens Augen Wachsamkeit war.

Er stand still, sah über das Meer hinaus. Schwer und langsam rauschte es gegen den Strand, in dessen tausendfältig geformtem Steingebreite ein unablässiges Murren war. Die Wogen schoben und rieben all das Geröll. Er hörte — das sprach groß und frei zu ihm, war eine Begleitmusik, die seinen Gedanken wohl tat.

Er mußte sich jetzt fragen: Was befiehlt mir meine Ehre?

Die Bedrücktheit, die Bangnis der letzten Tage konnte und durfte nicht dauern.

Kann Ehre einem Manne jemals befehlen zu lügen?

Er liebte Doris mit jener Liebe, die alle ihre Erfüllungen im Besitz der Geliebten und in der Zukunft mit ihr findet.

Und doch wollte er Malide heiraten!

Es wäre für ihn sehr einfach gewesen, sich seine Freiheit zurückzuerringen. Er brauchte Malide nur die Wahrheit zu gestehen. Ihr Stolz, ihre edle Klarheit,

ihr großer Charakter würden ihr gebieten, von ihm ohne Vorwurf zu scheiden. Das kannte er nicht. Niemals.

Was hatte sie für ihn getan! Mit welcher liebevollen Geduld, mit welcher festen, beherrschenden Kraft seinem Gemüt Lebensfreude zurückgegeben; seinen Nerven geholfen, daß er lernte, sie zu meistern, daß sein ganzes Wesen vermochte, sich über die grauenvollen Erinnerungen zu erheben. Seine Wunden hätte ihm jede andere Pflegerin ebensogut und sorgsam betreut. Aber seinem kranken Gemüt wieder Männlichkeit, seinen flatternden Nerven wieder Straffheit zu geben: das war vielleicht nur ihr, gerade nur ihr möglich gewesen, weil sie ihn liebte...

Und sie liebte ihn doch... Er fühlte die ernste, tiefe Neigung — selbst da, wo der bevormundende Ton ihn zuweilen reizte. Den gebar eben die Gewöhnung der Fürsorge.

Ja, wenn Malide jung und erst erblühend wäre. Unabhängig, in frohem Familienkreis geborgen. Aber unjung war sie, dem Ende des Weibtums näher als seiner Entwicklung — ihre Mittel bescheiden und es hieß für sie als Lehrerin oder Pflegerin arbeiten, um ganz auskömmlich leben zu können, wenn — ja, wenn er sie durch Wahrheit zwang, zurückzutreten. Malide würde nicht weinen, aber leiden würde sie — leiden — wenn der einzige Mann, der je um sie geworben, der ihr von Liebe gesprochen, ihr nun sagte: Ich irrte mich! Welche ungeheuerliche Demütigung für eine Frau. — Und das ihr angetan, ihr, die ihn aus Seelenqual und Körperleid errettet? Unmöglich, ganz unmöglich.

Er wurde rot. — Als seien hier tausend Männer Zeugen und sagten ihm: Roh bist du, undankbar bist du. — —

Und das jubelnde Glück der heißblütigen, alten Frau kam ihm ins Gedächtnis — mit welcher Freude sie ihn, der ihrer Tochter Glück geben wollte, ans Herz schloß. Ihm war, als müsse er sich vor der Toten schämen, wenn er Malide nun dies Glück nicht gäbe.

Und dann rauschte ihm die immerfort redende große Stimme einen Namen zu. Doris! Und fragte ihn, ob er denn nicht schuldig werde am Herzen dieses holden, tapferen Geschöpfes, mit dessen Dasein ein anderer Mann ein Spiel gewagt hatte — das er zu einem Versuch mißbrauchte.

Wo war der Ausweg aus dieser Verzweiflung. Er erriet die gramvollen Nächte der geliebten Frau, er sah den Zug des Leidens, der ihren Mund, diesen jungen, frischen, schönen Mund jetzt umzeichnete.

Aber sie selbst — war sie nicht unermüdlich darin, Malide zu rühmen? Gestern noch, als Malide in ihrem Zimmer an den alten Ploth schrieb und er bei Doris und den Eltern saß, erzählte sie, wie opfervoll Malide für den Bruder gehandelt; welche geduldige Tochter sie der unruhigen Mutter gewesen; wußte ihn dazu zu bringen, von den Nächten im Lazarett und der immer wachen Pflege zu sprechen.

Und er fühlte deutlich: sie wollte ihm damit immer wieder sagen, was sie in jener Hochsommerabendstunde gesagt, als sie ihre Liebe erkannten: „Es gibt nur Malide..."

Wie ihm das half! Ja, Doris wollte lieber unglücklich sein, als Malide berauben...

Er mußte lügen! Hier war Lüge ehrenhafter als Wahrheit. Und die Lüge war möglich, war erleichtert, weil die tiefe Neigung Malidens zu ihm ruhevolles Maß zeigte — seine brüderliche von unendlicher Dankbarkeit durchwärmte Neigung zu ihr konnte ihr ohne Heuchelei geben, was sie forderte.

Alle Tugenden und Taten Malidens stellte er vor sich hin. Vor allen konnte, mußte er sich in tiefer Ehrfurcht verneigen. — Und Doris? Sie war nur jung und hold, hatte, geistig noch nicht erwacht, sich von ihrem Manne in eine enge Welt leiten lassen, darin er Schutz vor eigenem Ungestüm gesucht, und in dieser kleinen Welt voll Scheinfrieden hatte sie ihre Pflicht getan, ihrem prächtigen Knaben war sie eine treue Mutter, treu auch als Schwiegertochter und Schwägerin. Und als sie aus diesem künstlich aufgebauten Idyll zu tragischen Erkenntnissen erwachte, zeigte sie sittlichen Halt und selbstlose Tapferkeit.

Schön, sehr rührend alles. Und doch: kein überragendes Leben. Eines, wie es tausend Frauen still durchleiden.

Wunderbar! Unfaßlich! Ungerecht! Hört denn die Stimme des Blutes nicht auf die Vergleiche, die der Verstand anstellt?

Malide war der größere Mensch, durch starke Taten führte ihr Weg.

Und dennoch riß ihn alles, alles zu Doris! Er fühlte wohl, das waren Dinge, deren Ergründung unmöglich. Sie lagen in verschlossenen Tiefen, da, wo die Urgründe geheimen Naturwillens sind...

Plötzlich dachte er: ‚Wenn ich Doris fragte? Mit ihr, Auge in Auge, davon redete, was meine Ehre mir befiehlt?‘

Aber zugleich auch wußte er schon, daß er Doris nicht fragen werde. Denn er kannte ihre Antwort. So gewiß, daß er vermeinte, die Wogen rauschten sie ihm vernehmlich zu: ‚Es gibt nur Malide...‘

Ihm war, als sei irgend etwas zum Ende gekommen — nicht zu einem frohen, aber zu einem festen!

Ja, er mußte Malide sein Wort halten. Und aus dieser letzten, schmerzlichen Nachprüfung dessen, was Dankbarkeit und Ehre ihm gebot, erwuchs ihm doch Mut. Er wollte sein Wort nicht als gedrückter, unfroher Mann halten, sondern in tapferer Selbstbeherrschung, damit die Wachsamkeit in Malidens Augen sich in ungetrübtes Licht wandle. Das Glück, was ihre ernste Natur brauchte, wollte er ihr zu geben suchen — hoffte inbrünstig dazu allezeit in sich die seelische Kraft zu finden.

Wer durfte denn in dieser Zeit klagen, wenn härteste Entsagungen gefordert würden...

Rascher schritt er aus, da er nun den Rückweg antrat. Dazu brauchte er keine gebahnten Wege zu suchen. Er kannte von Kindheit an jede Baumgruppe, jede Form und Eigenart der Felsgehänge, jede Linie des Strandes und die besonders gestalteten oder zusammengehäuften Steine an ihm. Er sah: in seinen tiefen Gedanken war er sehr weit östlich gegangen und die vorspringende, schneeweiße Kalkburg des Königsstuhles schnitt schon voraus, deutlich erkennbar, scheinbar den Strand ab. Er kannte auch die Stellen, an denen man zwischen Buschwerk und einzelnen Tannen emporklimmen konnte; sie klammerten sich halb in Spalten an und hingen struppige Luftwurzeln heraus und in ihrem lockeren, immer gefährdeten Dasein waren sie dennoch schlank und hoch geworden, weil der Sturm sie nicht frei packen konnte, denn die Felswand hinter ihnen gab doch Schutz. Oben aber, der Buchenwald, wo er unmittelbar bis an den Absturz herankam, zeigte, daß der Sturm sein Herr sei. Ganz merkwürdig neigten manche graue Stämme sich gegen Westen — Höflingen nicht unähnlich, die es nicht mehr vermögen vor einem Mächtigen mit geradem Rücken zu stehen. Da und dort raschelte noch im Unterholz braunes Laub. Ein Hase raste zwischen den Stämmen davon. Oben in den Wipfeln knarrte manchmal das Holz.

Schräg durch das riesige Heer der grauen Stämme nahm Raimund seinen Weg. Landeinwärts wurden die Buchen immer gewaltiger von Höhe und Umfang. Und uralte Eichen ragten zwischen ihnen auf, wie von den Sagen heidnischer Vorzeit umwittert, mit den harten, knochigen Armzweigen, wie klagend und gramvoll in die Luft stoßend.

‚Daß ich hier gehen kann!‘ dachte er. Und heiße Dankbarkeit über das Geschenk des Lebens wallte in ihm auf.

Dies Leben auch noch in Glückseligkeit verbringen zu dürfen: zu viel des Anspruchs an das Geschick wär's wohl gewesen.

Nun lagen die freien Felder vor ihm, und er hatte am Rande einer großen Koppel entlang zu schreiten, um den Fahrweg nach Kolershoff zu erreichen. Er sah: es war schon fast neun Uhr. Man hatte in diesen letzten Tagen das Frühstück gemeinsam eingenommen, obschon dies sonst nicht Haussitte war. Aber seine Mutter glaubte es Malide schuldig zu sein, die sich zufällig schon am ersten Nachmittag als Frühaufsteherin zu erkennen gab. Es war beinahe ein wenig beängstigend, wie beflissen seine Mutter Maliden gefällig zu sein strebte. Wenn diese das erriete! Es würde ihr peinlich sein! Sie war ganz anspruchslos. Nicht eigentlich aus Bescheidenheit. Sondern infolge der ganz festgeordneten Gewohnheiten ihrer Bedürfnisse und ihres Geschmacks. Aber er fühlte wohl: sie zwang diese ihre Gewohnheiten ihrer Umgebung wie von selbst, durch die Macht ihrer unanzweifelbaren Vernünftigkeit auf.

So ergriff ihn nun ein Gefühl der Eile. Nicht ganz unähnlich dem eines Schülers, der zu spät zu kommen fürchtet.

Neben ihm auf der Koppel grünte der Winterroggen. Ganz klein und spitz kamen

erst die Hälmchen hervor. Aber wenn der Blick über die ganze Fläche hinstreifte, zeigte sie einen kräftigen grünen Flaum.

Er erreichte das Band der Landstraße an einem Punkt, wo sie über die Höhe einer Geländewelle dahinzog. Dünne Stämmchen standen als Wachtposten an ihr entlang: Ebereschen, durch deren sperrig-lichte Wipfel der Wind fuhr. War das nicht das Rotschimmelgespann, was, fern noch und klein, herantrabte? Als käme es zurück von der Station? Ach so: vielleicht hatte der lahme Fritz seinen Vater an den Frühzug bringen dürfen. Klausen sollte sich ja heute vormittag in Stralsund stellen ...

Aber es schien doch, als zögen die Rotschimmel nicht den kleinen, alten Jagdwagen, der für solche Fahrt in Betracht gekommen wäre, sondern die Viktoria. Nun, das würde sich herausstellen.

In dem Zeitmaß eines Eilmarsches schritt er aus. Nun lag schon das Herrenhaus ziemlich nah vor ihm. Ein Wall, mit Buschwerk bestanden, grenzte das Vorland gegen die Landstraße ab. Die breite Lücke in ihm gab der Anfahrt die Mündung auf die allgemeine Straße frei. Gerade betrat er den Weg, den die runden, niedrigen Buchsbäume einfaßten, und der durch die weiten Rosenanlagen, die seiner Mutter Schöpfung und Freude waren, zum Portal führten. Da holten ihn die Rotschimmel ein. Es war die Viktoria, die sie zogen. Der Wagen aber war leer. Der lahme Fritz auf dem Bock ließ die alten Pferde nun in Schritt fallen, als hätten sie einem Begräbnis zu folgen. Blaß und mürrisch, wie jetzt immer, saß der lahme Fritz; und es war doch einst sein brennender Ehrgeiz gewesen, trotz seines Klumpfußes, Herrschaftskutscher zu werden. Aber seit sein junger Herr Dietz gefallen war, und er nicht ausziehen durfte ihn zu rächen, war ihm das Leben vergällt. Der junge Herr Dietz war sein Altersgenosse gewesen und auch oftmals sein Spielkamerad.

„Na, Fritz, wo kommst du denn schon so früh her?“

„Komm' von der Station, Herr Hauptmann!“

„Hast deinen Vater gefahren?“

„Nee. Was Vater is, der hat schon gestern abend nach Stralsund gemacht.“

„Na nu? Butter und Eier mit der Viktoria zur Station gebracht?“

Während dieser Unterhaltung ging Raimund neben den Rotschimmeln her. Fritz, auf dem Bock, hielt die schlaffen Zügel. Er wußte, er brauchte das Gespann nicht in den gleich rechts abbiegenden Weg zu den Scheunen und Ställen zu lenken; die Pferde fanden sich von selbst zur Krippe zurück. Und schon nahmen die nickenden Köpfe die Richtung. Da sagte Fritz noch: „Nee. Keine Wirtschaftsfuhre. Hab' 'ne Dame hingebracht ...“

„Eine Dame?“ wiederholte Raimund. Indem er so nachfragte, kam schon ein Schwindelgefühl über ihn.

„Welche Dame?“

„Weiß nich,“ sagte der lahme Fritz, „wohl am Ende eine von die, wo aufs Schloß zu Besuch sind.“

„Eine von — von — den Damen?“ fragte Raimund nach.

Das war unmöglich!

Denn es konnte sich doch nur um die eine handeln. Die schöne, liebe — die anmutsvollste aller Frauen der Welt.

Deshalb mußte, mußte es unmöglich sein. — —

„Jawoll, Herr Hauptmann,“ bestätigte Fritz. „So Glocken sechse, gerad als ich mit die Laterne über Hof ging, kam da mit 'm mal 'ne Dame aus 'n Dunkeln und sagte, ein kleiner Wagen sollt' angespannt werden und sie käme so um sieben nach 'm Hof und stieg da ein, und Petersen, der ihr gesehen hatte, sagte, das is nu befohlen, und nu man fix anspannen, denn das is eine von den Damens, die zu Besuch bei unse gnä' Herrschaft sind.“

Die Hauptsorge von Fritz war offenbar, sich gegen Vorwürfe wegen unbefugten Fahrens zu wappnen. Raimund aber hörte nur dies eine heraus: Sie war gefahren!

Daß der junge Mensch ihren Namen nicht sagen konnte, war natürlich. Vielleicht hatte er weder Malide noch Doris anders gesehen als von weitem. Hatte nur seinen Vater von dem Besuch sprechen hören — wie Diener von dem reden, was sie für die Herrschaft zu tun haben. Die Dienstleistung als die Hauptsache erwähnend.

Was noch fragen? Sie hatte wahr gemacht, was sich ihr schon am ersten Abend

als das einzig mögliche aufgedrängt ... Sie war abgereist! Abgereist als Fliehende. Ohne Abschied!

Warum so schweigend? Warum ihm nicht noch die eine, letzte Gnade gewährend, sie bis an den Zug geleiten zu dürfen? Dann hätte er sie doch noch sehen können, solange ihr liebes Gesicht noch ein wenig hinter dem Glase erkennbar war ...

Er fühlte, warum sie ihm selbst dies noch hatte versagen müssen. Ein solcher Abschied barg tausend Gefahren in sich. In seinem Jammer konnte all ihre Haltung zerbrechen. Sie konnten, trotz aller heiligen Erkenntnisse, vergessen, was sie Malide schuldig waren. Und wenn sie es nur mit einem Blick vergaßen, es wäre schon zuviel gewesen ...

Es war wohl recht so, schweigend voreinander fliehen —

Wohin aber floh sie denn? An jenes noch frische Grab? Es war ihr keine Stätte, wo sie als Weib zu weinen hatte. Denn der Tote hatte sich im Leben wie im Sterben von ihr geschieden und seine Seele einer andern gegeben. Sie hatte keine rechte Heimat, die arme Holde. So einsam war sie — übers Meer mußte sie ziehen, durch tausend Gefahren, um zu einem Mutterherzen zu pilgern. Das tat seinem männlichen Gefühl am wehesten, daß er sie nicht beschützen durfte.

Langsam ging er auf das Herrenhaus zu. Diese wenigen Minuten bis zum Portal waren seine Gnadenfrist, um sich zu fassen. Er begriff durchaus, daß der Augenblick Haltung von ihm forderte. Vor seiner Selbstachtung hatte er zu bestehen. Sich zu beweisen, daß seine Nerven genesen seien und jeder Erschütterung gewachsen.

Und dennoch — zugleich wußte er, daß das ganze Dasein nun leer geworden war.

In welcher Stimmung würde er seine Mutter finden? Ihr Glück über Doris' Gegenwart hatte die Furcht vor einem langen, traurigen Winter in Aussicht auf Behagen verwandelt. Gar nicht von sich lassen wollte sie sie. Was hatte ihr Doris für Gründe angegeben für diese plötzliche Abreise? Wie alles Maliden erklärt? Oder war sie auch von ihr und von seiner Mutter ohne Abschied gegangen?

Gleich würde er es wissen ...

Er dachte, als er die schwere Tür öffnete und die Schwelle überschritt: ‚Meine Füße wiegen Zentner ...'

Drinnen nahm ihm einer von den blassen, jungen Menschen Mantel und Mütze ab und sah ihn so aufmerksam an, daß er spürte: ‚Es steht mir wohl auf'm Gesicht geschrieben —'

Er fragte: „Herrschaften schon fertig mit Frühstück?"

„Nein. Es ist heute viel später geworden als sonst."

‚Natürlich!' dachte er, ‚Aufregungen hat es gegeben — Erörterungen. Ehe Mutter sich in was findet —'

Jetzt würde er die Tür öffnen, jetzt mußte er Malide ins Auge sehen, den Klagen und Fragen der Mutter standhalten. Und seine Finger lagen gelähmt um den Griff. Aber dann — ein mannhafter Entschluß — und er riß die Tür auf.

Sein erster Blick zeigte ihm, daß keinerlei Aufruhr seine Mutter aus dem Gleichgewicht gebracht haben konnte. Ihr Kopf, mit dem graudunklen Haar, wie immer schon sorgsam geordnet, neigte sich gerade aufmerksam. Sie schien Einsicht in ein Blatt zu nehmen, das ihr Mann ihr hinhielt. Vielleicht wollte er ihr eine politische Nachricht zeigen. Der Teekessel dampfte. Und ein anderer von den blassen, jungen Menschen schenkte dem Herrn die Tasse voll.

Nein, das sah nicht nach unbegreiflichen Ereignissen aus. Und gerade sagte auch seine Mutter: „Da bist wenigstens du endlich! Unsere lieben Gäste sind heut Langschläfer."

Er ging an den Tisch, reichte dem Vater die Hand, küßte der Mutter die Stirn. Wie sah sie ihn immer an, dankbar, mit stiller, heißer Freude im Blick, der zu sagen schien: Du bist mir doch geblieben! Ein Blick, der alle Liebe auf ihn häufte, die sonst dreien gehört hatte.

„Bin weit 'rumgelaufen — das kennst du ja an mir, Mutter. Aber, was ist denn mit — — mit ... Ich traf den lahmen Fritz. Fuhr die Viktoria, kam schon von der Station — Sag' doch — wußtest du, daß sie reisen wollte?"

„Reisen? Wer?"

„Doris!"

„Das haben wir ihr ja alle sofort ausgeredet."

„Aber doch — es scheint — Fritz sagt, er hat sie zur Station gefahren —"

Seine Mutter sah ihn an. Ihre Blicke wurzelten ineinander — lange. Und ihr Frauengefühl begriff, daß sein Herz in Aufruhr war und er dennoch Haltung zu bewahren wünschte. Wie durch eine Eingebung war sie eins mit ihm — seine Miterleidende, sein Beistand. Das Mütterliche in ihr wuchs durch das Weibliche zu einer solchen Feinheit des Erratens, daß sie von diesem Augenblick an nicht mehr aus ihrer eigenen Seele heraus, sondern ganz aus der seinen sprach und handelte.

„Bitten Sie Frau und Fräulein von Siebold zum Frühstück herunter," befahl sie dem blassen, jungen Menschen. Und dann sagte sie: „Aber das ist doch unmöglich! Als ich an Wernys Zimmer vorbeikam, hörte ich ihn mit seiner Minna lachen."

„Das Kind konnte sie doch bei solcher fluchtartigen Abreise nicht mitnehmen. Wußte es in Malidens und des treuen Mädchens Obhut, hat vielleicht hinterlassen, daß Minna mit dem Kleinen nachkommt."

„Aber, Raimund! Das wäre doch etwas abenteuerlich! Heimliche Flucht von hier! Wo Mutter ihr's so herzlich sagte, daß sie Malide nicht beraubt."

Der alte Herr wehrte etwas gewaltsam Bedrücktheit von sich ab. All diese unbegreiflichen Stimmungen zwischen seinem Sohn und den beiden Frauen gefielen ihm nicht. Eine unbefangene Stunde hatte man noch nicht erlebt. Und dabei: wie kritisch er bald über die eine, bald über die andere heimlich nachdachte — es ließ sich nichts, nichts gegen sie einwenden. Nur daß — wenn's denn undankbar war! Weiß Gott, er konnte nun doch mal nicht anders — nur daß diese unbeschreiblich liebliche, junge Frau so recht die Schwiegertochter seiner Wahl gewesen wäre! Malide? Hut ab! Aber schließlich mag man nicht immer nur Hut ab vor einem weiblichen Wesen stehen, dem man als Vater auch mal kurzweg einen zärtlichen kleinen Klaps auf die Backe geben wollte —

Nun würde man wissen, gleich, in wenig Minuten. Die Gedanken von Mutter und Sohn gingen Stufe um Stufe dem Diener treppan nach, hinter ihm drein den Korridor entlang, pochten mit seinem Finger an Malidens Tür —

Begreiflich, daß Malide sich nicht hatte entschließen können, wie sonst pünktlich um acht Uhr in den Speisesaal zu treten, der Abschied von Doris konnte ihr nicht leicht gewesen sein. Sie hatten sich ehrlich lieb, diese beiden, die durch Erinnerungen und durch den Knaben so eng verbunden waren. Und mit welchen Gründen mochte Doris, die an die Entschlüsse anderer seit langem Gebundene, an Selbständigkeit noch nicht Gewöhnte, von Malide die Zustimmung zur Abreise errungen haben?

Gleich, gleich würden sie es erfahren, wenn Malide nicht vielleicht die Begierde zu wissen mit ein paar freundlichen, aber undurchdringlichen Worten abwies.

„Ach was, Fritz hat phantasiert," sagte der alte Herr ärgerlich in das wartende Schweigen hinein.

Bewegte sich nicht vor der Tür etwas? Ja, der Griff wurde niedergedrückt — zeigte, daß draußen jemand stehe, dem das Eintreten schwer werde —

Die Spannung wurde ihm unerträglich. Er sprang auf — und blieb zwei Schritt vor der Tür wie gebannt.

Sie öffnete sich.

Doris erschien auf der Schwelle — Doris!

Die Eltern, die sich unwillkürlich auch erhoben hatten, sahen es gleich: wie eine Ratlose, mehr noch, eine Unglückliche stand sie da.

Und was war denn das, was sie in der Hand hielt? Briefe?

„Malide ist fort," sagte sie mit blassen Lippen und kaum verständlich.

„Malide?" wiederholte er.

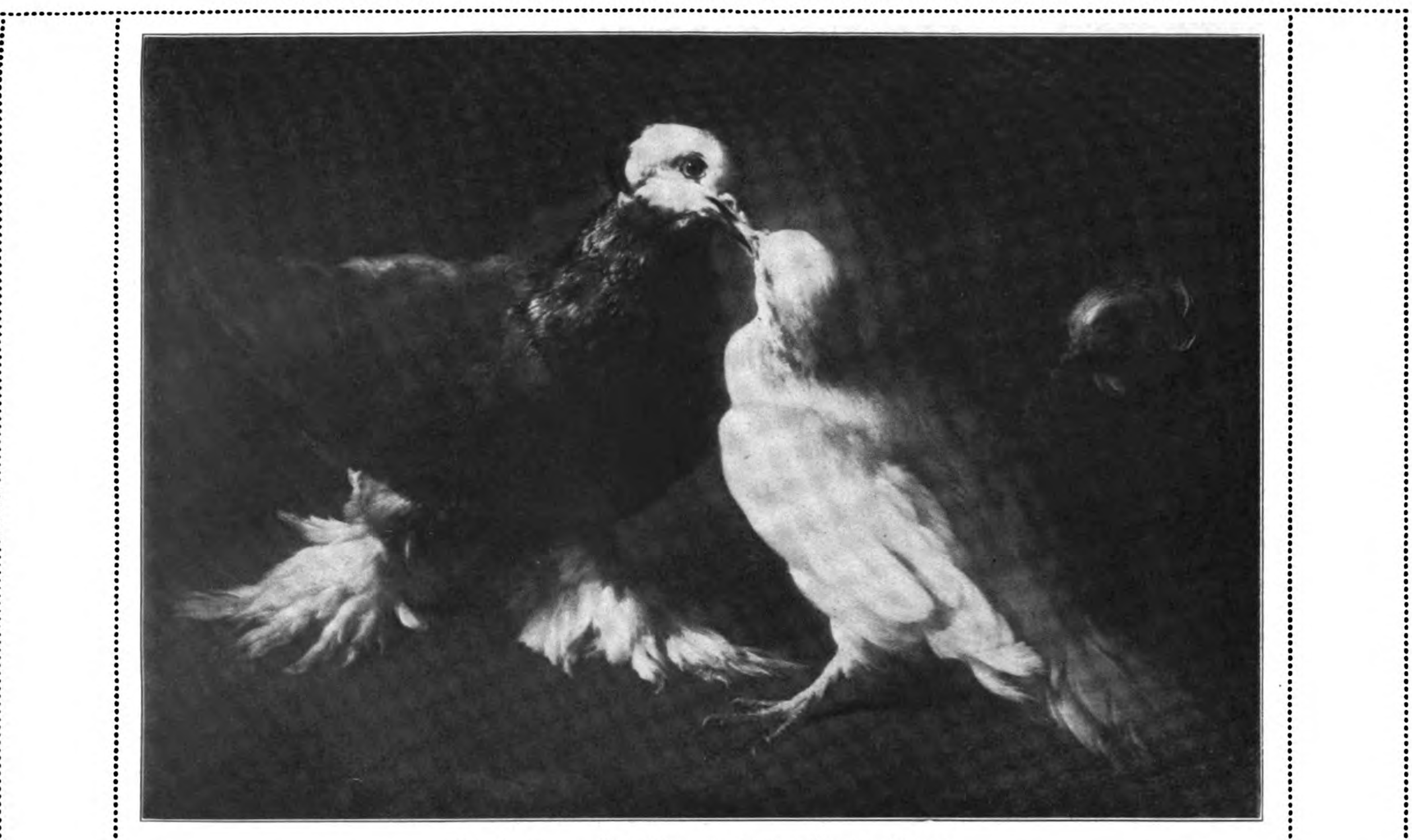
Und wie ein Echo sprachen auch die Eltern den Namen nach.

Sie kam näher. Schüchtern, ganz und gar von dem Unerwarteten wie zerbrochen.

Sich schuldlos wissend und doch zerrissen von Kummer über den Schmerz einer anderen. „Ja, und hier ist ein Brief für Sie," sprach sie.

Raimund nahm ihn — Doris wagte nicht ihn anzusehen. Er fühlte den Blick seiner Mutter. Und die Mutter war von einer wunderbaren Ruhe erfüllt, trotzdem sie sah: sein Gesicht war fast grau, und die Schlagadern an seinem Halse pulsten.

Er trat an das nächste Fenster und riß den Brief auf. Seine Mutter geleitete Doris an den Tisch. Da sank sie in einen Stuhl und saß ganz matt, den braunen Kopf angelehnt, die Augen geschlossen.



Taubenpaar. Gemälde von Franz Werner Tamm
(Im Besitz des Museums des herzoglichen Hauses zu Gotha)

Fast als warte sie nun ergeben auf ein Urteil, — erlebte die ganze letzte Stunde noch einmal, von dem Augenblick an, wo sie Malidens Zimmer leer gefunden und vor Schreck verzweifelte. Die wenigen Worte, die die Entschwundene ihr zurückgelassen, sagten ihr: „Liebes Kind! Ich gehe. Es ist geboten. Du weißt, was ich Dir einmal sagte. Ich behalte Dich lieb. Immer. Küsse unsern Werny. Gib den Brief an Raimund. Deine M."

Nicht warum — nicht wohin die Flucht. Doris fror vor Aufregung.

Wenn nur ein erklärendes — ein weiches Wort zwischen diesen, mit fester Hand Geschriebenen stände. Doris hatte das unklare Gefühl, als würde das irgend etwas von ihr nehmen, einen Druck, die Angst, daß Malide gegangen sei, weil sie erriet, was doch die betroffenen Herzen sich kaum selbst zu gestehen wagten.

‚Du weißt, was ich dir einmal gesagt habe . . . ?'

Ach soviel Schweres und Ernstes war in den letzten Wochen gesprochen worden. Wie sollte das Gedächtnis gerade die Worte herausfinden, in denen sich offenbar eine Erklärung barg? Sie suchte, suchte. Bis ihr auf einmal jenes Gespräch einfiel. Noch vor Raimunds Ankunft war es gewesen. Da sprach Malide von dem, was jetzt im Kriege nötiger sei als je an Vorbedingungen zu einem gesunden Bündnis zwischen Mann und Weib. Es dürfte nicht mit seelischen Zweifeln beladen sein, sagte sie, kein Wagnis soll es scheinen. Frische, Kraft und der unbedingte Wille zur Vereinigung mußten die tragen, die zueinander strebten. Was nicht kraftvoll sei und nicht blindgläubig, dürfe nicht bestehen bleiben. Ungebrochene Menschen und frohe Ehen brauchte das Vaterland nach dem Kriege, keine mit seelischen Halbheiten Beladene, denen große Aufgaben warteten. —

Gewiß, gewiß — von so hoher Einsicht beseelt hatte Malide gehandelt. —

Und die arme, kleine Doris dachte in weinender Demut: ‚Ich könnte nicht so groß sein — nicht fliehen, wenn ich liebe.' —

Ja, das alles sagte Malide damals — schon damals von Unruhe bewegt, ob dieser jubelnd frohe Wille zur Vereinigung auch zwischen Raimund und ihr flammte.

Das konnte wohl den angstvollen Druck von der Seele der jungen Frau nehmen. Und dennoch: auch ein Herz, das nicht froh, jung und glühend, das still und ernst und wunschlos liebt, kann leiden, kann weinen. — Wie mußte ihr zumute gewesen sein, als sie all ihre Hoffnungen und ihre ganze Zukunft verließ!

Vor Mitleid weinte Doris und weinte auch in unklarer eigener Herzensnot. Nun mußte sie fort von hier. Sie hatte gar kein Recht, auch nur eine Stunde noch in diesem Hause zu bleiben, in das sie nur als Malidens Angehörige gekommen. Und eine namenlose Angst vor Malidens Brief an Raimund war in ihr. Wenn darin stand, was Malide erraten habe. —

Nun saß sie hier, horchte mit allen Nerven — um vielleicht an seinem Atem, am Knistern nur des Papiers zu erkennen, was ihn bewege.

Mit ihr warteten die Eltern. Selbst der alte Herr machte keinen Versuch zu verbergen, daß er voll innerster Erregung sei: er öffnete und schloß seine Rechte, besah seine Nägel und ließ ab und an einen Blick zum Sohn hinübergleiten.

Der aber stand und sah hinaus und schien sich ganz und gar mit Stille zu umhüllen.

Er las den Brief nur einmal — jedes Wort wirkte hinüber in seine Seele, um für immer Leben darin zu behalten. — —

„Lieber Raimund! Daß ich heimlich fortgehe, sieht abenteuerlich aus. Es ist ein Schritt, der nicht mir gemäß scheint. Aber ich mußte doch so, gerade so gehen: Ohne Abschied. Ich will nicht lügen. Es tut sehr weh. Denn ich habe Dich lieb. Und an Deiner Seite, in Deiner Zukunft sah ich wohl manche wichtige Aufgaben für mich. Aber meine Liebe hat keinen hellen Mut. Du, gerade Du brauchst eine junge Frau. Anmut und Heiterkeit muß um Dich sein. Zu oft auch habe ich von Deinen und Deiner Eltern Lippen das Wort Dank gehört. Es war ein schönes Wort, früher, ehe ich mich Dir anverlobt hatte. Von jener Stunde an mußte es aber das zweite Wort sein, vielleicht gar das letzte; es blieb aber immer das erste! Das sagte mir genug.

Mit äußeren Besitztümern hat mich das Schicksal nicht begnadet, weder Schönheit noch Reichtum gab es mir, und mein erstes bißchen Jugend ist längst vorbei. Wahrscheinlich war ich niemals jung. Denn

Jugend ist nicht Sache des Taufscheins, sondern die des Temperaments. Das sah ich an meiner Mutter. Mein ganzer Reichtum ist, daß ich mich auf mich selbst verlassen kann. Den will ich mir bewahren.

Meine Mutter und mein Bruder haben mir gezeigt, wie man mit seinem Leben nicht umgehen soll. Meine Mutter war ein wunderbar reicher Mensch; aber weil sie sich niemals selbst bezwang, blieb ihr starkes Innenleben fruchtlos. Das erkannte mein Bruder wohl. Er wollte sich dagegen schützen und baute Mauern um sein Wesen. Aber als der Krieg kam, zerbrachen sie. Dies, was ich an meinen Nächsten sah, gibt mir die Kraft zu handeln, wie ich muß.

Denn ungebrochen will ich aus den Kämpfen dieser Zeit hervorgehen. Sie riß mich in eine Lage, in die ich sonst nie gekommen wäre: der Krieg und was Du in ihm erlittest und was ich Dir in Deinen Leiden sein durfte, hat Dich verführt. Du glaubtest mich zu lieben. Es ist aber nicht die Liebe, die den Mann unwiderstehlich zum Weibe zwingt. Du hast nur das Mütterliche in mir geliebt. Ein Bündnis auf diesem Grunde erbaut, kann kein segensvolles werden. Ich will mir aber kein halbes Glück nehmen und dich um Dein ganzes bringen. Dazu halte ich mich zu hoch und dazu habe ich Dich zu lieb.

Was ich Dir bin, kann ich, darf ich Dir immer bleiben. Ganz gewiß kommt einmal eine Zeit im Leben, wo Du mir, mit freundlichem Blick und Wort, wieder begegnen magst.

Wenn Deine Mutter Doris noch bei sich zu behalten wünscht, mögen beide Frauen wissen, daß mir das bei meiner Arbeit ein guter und beruhigender Gedanke sein wird. Ich kehre sofort nach Frankreich zurück.

So lebe denn wohl, lieber Raimund. Und glaube: es war trotz des Schmerzes, der am Ende steht, doch Reichtum. Ich bin und bleibe für Dich Schwester Malide."

Endlich aber, endlich drang das heiße Warten der Mutter durch seine gedankenschwere Versunkenheit. Ihm war, als flehe ihre Seele ihn an. Er ward sich auch bewußt, was das für den Vater sein müsse, das Geschick seines Sohnes in der Schwebe zu wissen. Er fühlte auch die Gegenwart der einen...

Heiße Röte flammte über sein Gesicht. Tiefstes Rätsel des Männerstolzes — seine Empfindung war zwiespältig. Fast wollte es ihn demütigen, daß ein Weib ihn freigeben konnte. Und dennoch: Frei! Frei! Welche Ströme von Kraft und Lebensfreudigkeit brausten ihm entgegen aus dem Wort. — —

„Malide gibt mich frei," sagte er.

Niemand antwortete ihm. Der Vater hielt auf den Lippen zurück, was ihm freudig im Auge aufblitzte. Die Mutter blieb stumm. Ihr Herz zitterte. Es war überwältigt von zu vielem. Die leidenschaftliche Dankbarkeit für Malide wallte stärker als je auf. Das Mitleid mit der Entsagenden, die Bewunderung ihrer Tat ergriffen sie tief. Aber zugleich wußte sie auch: dies war Glücksbotschaft, ließ neue Hoffnungen in das Leben des geliebten Sohnes... Und sie fühlte: Schweigen war in diesem Augenblick das einzige. Wie hätte selbst ihr Mutterherz die Worte finden können, zart genug von der Fülle der durcheinanderschwingenden Empfindungen zu sprechen?

Aber die junge Frau erwachte aus ihrem betäubten Warten. Sie wußte ja seit einer Stunde, welche Entscheidung gefallen sei...

Sie erhob sich etwas mühsam. Stand bleich und mit gesenkten Lidern.

„So werden Sie verstehen, daß ich, ich bitte nachher abreisen zu dürfen — vielleicht läßt es sich — einrichten — der nächste Zug..."

„Nein!" rief Raimunds Mutter und sah bittend zu ihm hinüber. „Nein — ich lasse Sie nicht von mir — —"

„Unmöglich..." stammelte Doris.

Da kam vom Fenster her eine beherrschte Stimme.

„Malide schreibt, wenn du, Mutter, wünschest, Doris bei dir zu behalten, möchten beide Frauen wissen, daß ihr dies ein guter Gedanke sei bei ihrer Arbeit im Felde..."

„Doris!" rief die Mutter jubelnd und öffnete ihre Arme.

Die junge Frau ließ sich fest umschließen und fühlte, wie ihre Rechte von der Hand des alten Herrn innig umpreßt ward.

„Aber ich reise — ich — heute — gleich. Ich denke, du verstehst es, Mutter..."

Wie sollte sie es nicht verstehen! Ein großer Mensch war durch sein Dasein gegangen, Segen hatte er empfangen, Liebe — und dennoch, dennoch den geheimsten

Gesetzen des Lebens gehorchend, ein stolzes Herz nicht beglücken können.

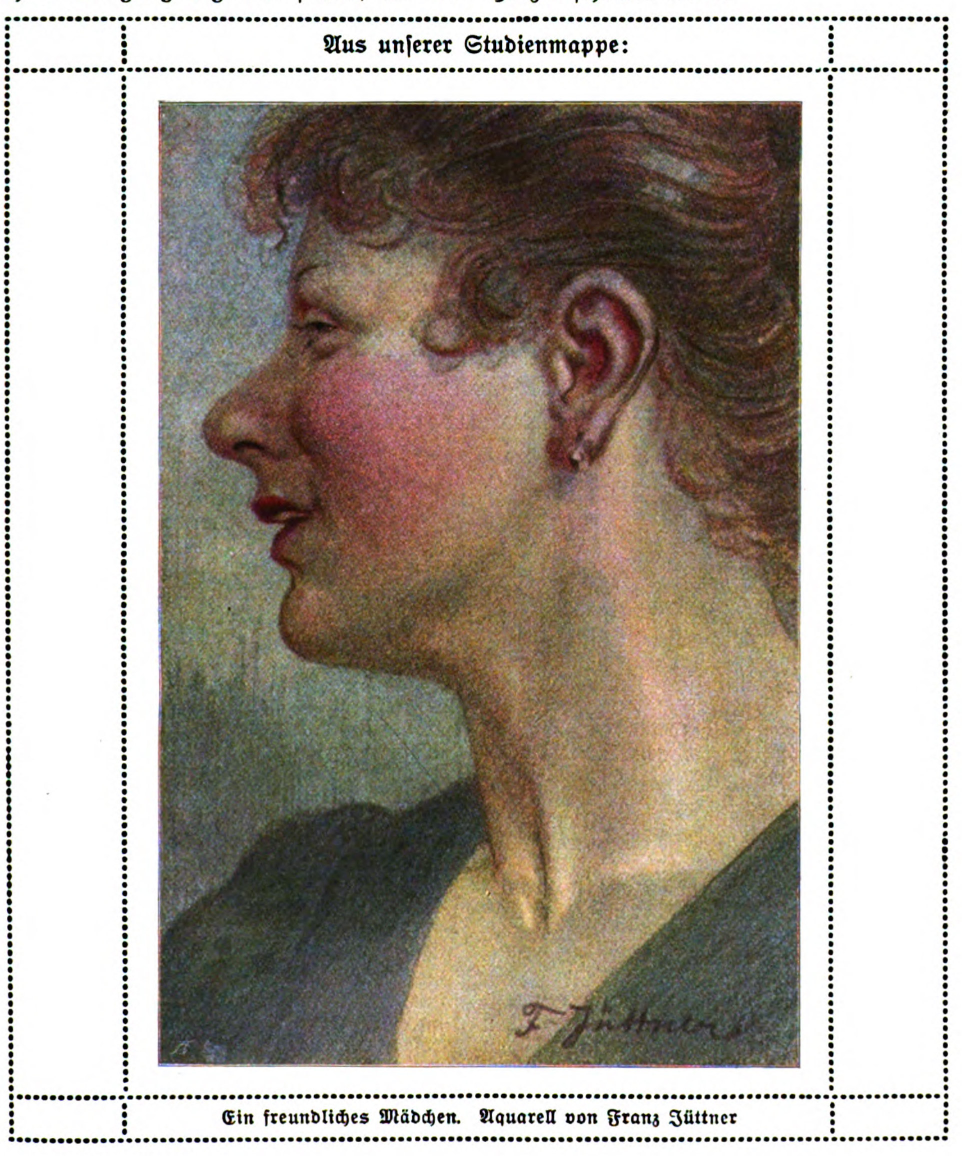
Damit mußte er sich in Einsamkeit auseinandersetzen — bis er in klarer, ehrfurchtvoller Ruhe die rechte Ferne dazu fand...

Und sie, sie hatte ja nun Doris, und ihr mütterliches, ihr weibliches Wissen sagte ihr, daß später einmal ein Tag käme — — Aber davor machten ihre Gedanken noch halt. — Sie hielt nur die Liebe, Holde fest an sich und küßte ihr die Wangen. Und sie weinten — wie Frauen pflegen, die nicht wissen, was sie mit dem Übermaß ihrer Erregung beginnen sollen, und die solche Tränen fast als Glück genießen... Raimund stand am Fenster. Er sah hinaus — um sich den rührenden Anblick zu versagen, den ihm Doris in den Armen seiner Mutter gab.

Das Meer war grau. Aus dem braunen Buchenwald flogen die Raben auf. Düster und groß sprach die Natur.

Aber in dem Mann, der in ihre strenge Wucht hinausstarrte, regte sich doch ein scheues Ahnen von dem Frieden, der ja einmal, einmal wieder kommen mußte... Und von dem Recht auf Glück, das er den Herzen schenken werde.

Aus unserer Studienmappe:



Ein freundliches Mädchen. Aquarell von Franz Jüttner



Regentag in Strumitza: Führer von Ochsenwagen der bulgarischen Trainkolonnen hocken zusammen und plaudern, dazwischen läuft ein Junge herum (der rotröckige links) mit dem Nationalgetränk, es zum Kauf anbietend

In Mazedonien

Von Kriegsberichterstatter Wilhelm Conrad Gomoll. Mit fünfzehn Bildern des Kriegsmalers Albert Gartmann

Nun kam er, der seit langem von unseren Gegnern in Aussicht gestellte Vorstoß der Salonikiarmee. Sarrails Stern sollte leuchten! Doch sein Licht, eine der Hoffnungen des immer größer werdenden Bundes unserer Gegner, hat sich, so lange es auch auf sich warten ließ, nicht zu klarem, vollem Glanze entwickeln können. Die große Frühlingsoffensive dieses Jahres, die die Salonikiarmee unternahm, endete mit einer Niederlage. Und damit trat ein und es erfüllte sich, was jeder, der die Front der verbündeten Truppen der Mittelmächte in Mazedonien kannte, vorausgesehen hatte.

Nicht als Zeuge dieser Kämpfe und doch aus einer an Ort und Stelle gesammelten Erfahrung vermag ich sie zu überblicken; denn in der Zeit des Aufmarsches vor Saloniki und gerade in jenen Tagen, als nach monatelangem Warten an der mazedonischen Front die ersten Schüsse gewechselt wurden, weilte ich dort bei den deutschen und bulgarischen Truppen. Nach dem Siegeslauf, den unsere Armeen durch Serbien genommen hatten, schienen unsere Kräfte in den Bergen von Mazedonien zu verrinnen; denn es senkte sich ein Schleier über das dortige Kampfgebiet, um dem Feinde zu verbergen, was zu seinem Empfange vorbereitet werden sollte. Was in Monaten schwerster, aufopferndster Arbeit geleistet worden ist, hat sich nun bewährt, hat zu einem Erfolge geführt, mit dem wir im ganzen Umfange zufrieden sein dürfen. Aufgespeicherte Kräfte des Feindes wurden so empfangen, daß ihre wuchtigen Stöße zersplitterten und in ein Nichts zerbrachen. Dabei müssen die Anstrengungen, die gemacht worden sind, um unsere Linien zu erschüttern und zu durchbrechen, nach den Meldungen, die aus dem Süden zu uns kamen, nicht gering gewesen sein; denn immer wieder hieß es, daß die Stürme, an denen die wieder kriegsfähig gemachten serbischen Heeresreste und die eingereihten italienischen, russischen und venezilistischen Kampftruppen neben den Franzosen und Engländern teilnahmen, von tagelangem Trommelfeuer eingeleitet wurden. Also auch dort sollten unsere Stellungen durch die Wirkung der schweren Artillerie erschüttert werden. Das Sturmreifschießen spielte, wie im Westen und wie früher im Osten während der großen Offensive Brussilows, den Vortakt zu erbitterten Infanteriekämpfen, wie sie immer wieder zwischen Prespa- und Ochridasee, von der Front bei Monastir und aus dem Moglenaabschnitt, vom Doiransee und den östlicheren Linien gemeldet worden sind. Überall erfuhr der

Feind Abweisungen, denn es gelang ihm nicht einmal nennenswerte, örtlich begrenzte Teilerfolge zu erzielen. Sein Los war es, sich vor unseren kräftigen Verteidigungslinien den Kopf blutig zu rennen.

So hat denn im Zusammenhang mit den furchtbar schweren Kämpfen, die durch den Ansturm der englischen und französischen Truppen im Westen und der italienischen Korps am Isonzo entstanden sind, auch der Balkan in diesem Frühjahr seine Rolle gespielt. Und damit sind wieder erneut unsere Blicke nach Mazedonien gerichtet worden, das uns früher — „Wenn hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen" — so fern lag und durch diesen die ganze Welt verstrickenden und aus seinen Angeln hebenden Krieg so nahe gerückt wurde. Die Begriffe der Entfernungen sind ja aufgehoben worden. Die deutschen Soldaten sind Weltwanderer geworden und ich sehe lebendig in jene Tage zurück, da unsere Heeressäulen südwärts vorstießen, da wir, durch Serbien marschierend, durch den Sandschak Novibazar kamen und dort vor der montenegrinischen Grenze, wie später dann in Üsküb, in Weles und Monastir auf alttürkischem Gebiet den leibhaftigen Orient für uns entdeckten. Kühnste Träume wurden übertroffen, als sich uns die Farbenbuntheit dieser märchenhaft anmutenden Welt auftat. Auch der Künstler, der diese Zeilen mit seinen prachtvollen Skizzen begleitet, Albert Gartmann, ein Meisterschüler von Professor Kampf, muß empfunden haben wie wir. Was er schilderte, entstammt nicht der Dämmerluft des Ateliers sondern atmet volles Leben und läßt fühlen, daß er, als Augenzeuge der Erlebnisse jener Tage mitten im Trubel darin war und mit offnen, aufnahmefrohen Blicken in die fremde Welt schaute. Auf Schritt und Tritt wird auch ihn wie uns alles an die Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht erinnert haben, und das um so stärker, da man ja den Namen Bagdads so fest als Klang im Ohre trug, wie den Konstantinopels oder den von Sofia und Berlin.

Die Männer, die durch den Krieg mit ihren Truppenverbänden dort hinunter marschierten, die in Rußland, in Belgien und Frankreich gekämpft hatten, bevor sie sich in Ungarn sammelten, um durch Serbien vorzudringen, kannten keine Überraschungen mehr. Und doch war diese bunte Welt ihnen ein Neues, das sie über den Alltag, über das Kriegseinerlei wieder einmal hinaushob. Wie sich ihnen vordem Serbiens Bergwelt erschlossen hatte, wie die ungeahnten Schönheiten dieses wilden Landes ihr Weltbild weiter machten und klärten, so saugten sie nun mit allen Fasern ihres aus der Heimatenge befreiten Ichs, allen Anstrengungen und Forderungen des Tages zum Trotz, das sich ihnen erschließende, förmlich in die Arme stürzende Neue dieser romantisch gefärbten Welt ein. Und so habe ich unsere Leute in



Beim bulgarischen Train am Prespasee. Rechts die charakteristischen hellgrauen Ochsen, im Vordergrund musizierende und Karten spielende bulgarische Soldaten. Im Hintergrund die Berge und Grenze Griechenlands



Deutsche und bulgarische Munitionskolonnen rasseln durch die Straßen von Prilep. Nach dem Regen glitzern die Straßen wie Diamanten in der Sonne

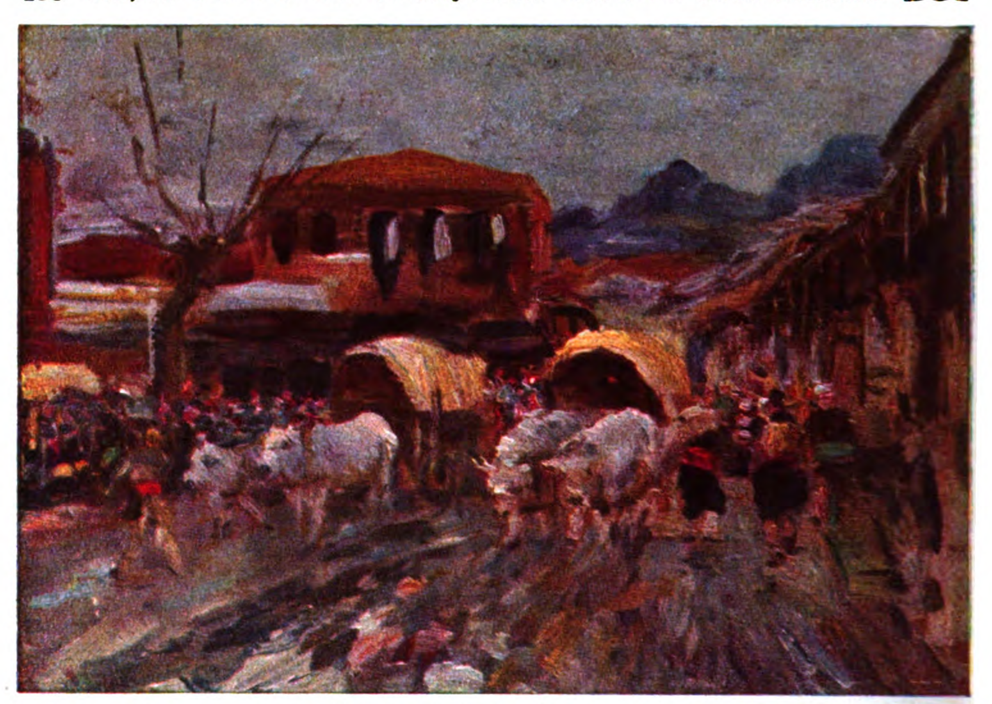
Üsküb unter dem Kastell auf der alten, schöngeschwungenen türkischen Steinbrücke und am Wardarufer stehen sehen, so standen sie in Weles auf den kahlen Berghöhen des mazedonischen Gebirges, hinter dem schon im Süden die schneeigen, leuchtenden Gipfel der Berge Griechenlands schimmerten. So sah ich sie in Doiran, wo der See wie ein blaues Auge leuchtend zwischen Felsmassiven aufschimmert, als sei ein Stück südlichen Himmels zur Erde niedergefallen. Und in Gjevgjeli und Ochrida traf ich sie, in Prilep und Monastir. Und sie gingen in all diesen Städten durch das Gewirr der orientalischen Basargassen so sicheren Schrittes einher, als hätten sie das Pflaster von Hamburg und Lübeck, von Frankfurt oder München unter den Füßen; denn das ist es, was sie im Laufe der Kriegsjahre als ein nicht genug zu schätzendes Gut für sich erwarben, daß sie es lernten, sich die fremden Dinge schnell und vollkommen zu eigen zu machen, als seien sie ihnen ein selbstverständlicher und langgewohnter Besitz.

⌘ ⌘ ⌘

Im Zurückerinnern steigt die märchenbunte Welt Mazedoniens wieder vor mir auf. Da ist als erstes Bild, gewissermaßen wie ein Vortakt zu dieser Symphonie rauschender Farben, der Eindruck, den Novibazar machte, als wir nach schweren Kämpfen im serbisch-mazedonischen Schollengebirge in jenen Talkessel kamen, der zwischen den Bergen eingesenkt liegt, die schon so ganz den Charakter der Welt Montenegros aufweisen. Lebendurchflutete Gassen, Türken und Albaner, Menschen, die wandelnden Farbenbündeln glichen, dazwischen solche, die wie Lumpenhaufen aussahen, die über die Straßen wanderten. Novibazar war uns die Pforte zum Orient. Herumgeworfen, südlich Nisch, kamen wir in Üsküb dann in noch festere Berührung mit dem dort wurzelnden Volkstum, das die Serben, so sehr sie es versuchten, nicht ausrotten konnten. Nun war die große Wasserscheide des Balkan überschritten. Die Flüsse eilten nicht mehr der Donau zu. Die hohen Ketten des Kara Dag lagen nordwärts hinter uns, weiß schimmerten die Höhenzüge der Schar Planina, riesige, wolkenumlagerte Schneegipfel in unserem Süden. Der Wardar, der große majestätische Fluß, trieb rauschend seine Wasser vorüber, die sich überstürzend an den hohen Pfeilern der alten Türkenbrücke glucksend vorüberdrängten. Südwärts, südwärts! Wirklich, man konnte an den sonnigen, klaren, weichen Vorfrühlingstagen träumend am Ufer des Stromes stehen und den rauschenden Strudeln mit den Blicken folgen; denn der Lauf, den diese Wasser nahmen, führte durch althistorisches Land, durch ein Gebiet versunkener Kulturen, die sich an die Namen von Byzanz und Rom knüpften; sie zogen dem Mittelmeer entgegen. Mazedonien — machte nicht Alexander der Große in den Tagen des Altertumes dieses selbe Mazedonien zur Beherrscherin der halben Welt!



Verkaufsläden mit Pfefferschoten, Paprika usw. auf dem Gemüsemarkt in Prilep



Bulgarische Ochsenwagen vor den Magazinen in Prilep. Auf dem Platze die Stiefelputzer bei der Arbeit Im Hintergrunde der S. Markoberg

Und nun standen wir auf dem Boden, der als jahrhundertealter Besitz der europäischen Türkei vielen von uns schon am Ende der Welt zu liegen schien, und in Märschen und Kriegsfahrten war er erreicht worden, im Anschluß an Waffenerfolge, wie sie schöner nicht gedacht werden können.

Wie in Novibazar reckten sich über Üsküb die nadelspitzen Minaretts der moscheenreichen Stadt auf. Und mehr noch als dort glichen die Menschen in den Gassen einer aufgeregt durcheinanderquirlenden Flut. Da drängten sich Seidenwarenhändler und Eseltreiber, Wasserverkäufer, halbwüchsige Buben mit schmutzigem Zuckerwerk, schreiende Ausrufer, Scharen deutscher und bulgarischer Soldaten durch die Enge der Basare. Da klangen die klopfenden Schläge der Kupferschmiede, der Lederarbeiter in den Lärm der Gassen hinein, und in kleinen, winkeligen Kaffeestuben hockten die in behaglicher Ruhe schmauchenden Türken wie weltabgewandte Philosophen, die mit all dem lärmenden, kreischenden Getriebe vor ihren Augen nichts gemein haben. Wir kamen in diesen Trubel hinein, der über uns wie die Wogen eines wildbrandenden Meeres zusammenschlug, und brauchten Zeit, um uns in ihm zurechtzufinden. Ich werde es nie vergessen, wie unsere deutschen Jungen in dienstfreien Stunden immer wieder durch dieses fremdartige Leben dahinzogen. Sie glichen lachenden Schwimmern, die sich in wohliger Flut baden, die sich ganz an die Stunden hingaben, die ihnen diese köstliche Welt offenbarten. Auf die Märkte zogen sie, wo man um bunte Stickereien handeln konnte, wo schwarzbraune Zigeunerweiber, von plärrenden Kindern umlagert, ihre Kostbarkeiten auf Bastmatten und Teppichfetzen im hellen Lichte des Tages zu Schau und Kauf ausgestellt hatten. Wie konnten sie stehen und staunen, wenn diese hageren, sehnigen Gestalten, die in weitgeschnittenen, farbigen Pluderhosen zwischen ihrem Gut saßen, mit schrillen Stimmen türkisch sprachen und der Handel nur in den primitivsten Formen unter Zuhilfenahme einzeln erhobener Finger vor sich gehen konnte. Dort, wie auf dem Holzmarkte, drängten sich unsere Leute mit den bulgarischen Kameraden; sie sprachen miteinander, sie verstanden sich nicht und waren trotzdem gute Freunde.

Üsküb, Skoplje, wie es die Bulgaren nennen, das alte Scupi, der Mittelpunkt der dardanischen Provinz der Römer, war uns nicht mehr wie Novibazar ein Traum, sondern schon gefestete Wirklichkeit. Man fühlte sich in die fremde Welt ein, und so wurde uns Veles, als wir wardarsüdwärts kamen, zwar ein neues Erlebnis, doch trotz seiner Eigenart keine Überraschung. Grau und gelb türmten sich die Bergmassen zu beiden Seiten des Wardartales auf, und in labyrinthischem Gewirr krochen die schmalen, steinigen Gassen der Bergstadt an ihnen in die Höhe. Von dem Felsgrund, aus dem die Häuser entstanden, nahmen sie ihre Fär-



Straße in Prilep. Im Hintergrunde rechts der S. Markoberg



Verkaufsbuden für geröstete Kastanien und Straße der Silberschmiede in Prilep
Im Vordergrunde rechts ein Brunnen mit dauernd fließendem Wasser

bung; es grenzten die Bezirke wie Farbenwellen aneinander, die sich ablösten, die ineinander übergingen. Und im Lichte der Sonne hob sich über schattengrauen Gründen ein helles Gelb und sattes Rostbraun wechselnd ab. Als wir in Weles waren, blühten die Obstbäume mit schneeigem Glanz über halbverfallenen Lehmmauern, und der Duft stieg aus dem Tal herauf, flügelte auf, wie die nimmerruhenden Lieder der deutschen und bulgarischen Soldaten. Die braunen Söhne der bulgarischen Erde sangen ihr „Schäume Maritza" so eifrig, wie das Lied von den räuberischen Verbündeten. Und aus den mit deutschen Mannschaften belegten Quartieren klangen unsere heimatlichen Volksgesänge, die über die offenen, vor den gebrechlichen Häusern stehenden Balkone dahinzogen, wie Visionen einer fernen, weit versunkenen Welt, die manchen Mann trotz des Rausches, den die Tage gaben, und der abwechslungsreichen, farbigen Fülle, die sie immer wieder brachten, mit einer Liebe umgab und erfüllte, die er wohl nie zuvor gespürt hatte. — Der Markt in Weles, die schmalen, langgezogenen Türkengassen, mit den farbigen Fassaden am Wardar, wo die großen Räder der Wassermühlen plätscherten und die holperigen Steinstraßen im Mazedonierviertel, die steil und launisch krumm, wie die Gänge eines Irrgartens durcheinanderlaufen, berganführen, wir werden sie nicht vergessen. Sie werden uns an das türkische Köprülü erinnern, die Stadt der Weber und Töpfer, der wir es nach dem Zustand, in dem wir sie fanden, nicht ohne weiteres glauben wollten, daß sie das alte Bylazora sei, die ehemalige Königsstadt der Päonier.

Unterhalb Weles gabelt sich die große, durch ganz Serbien nach Mazedonien führende Hauptstraße, die durch das Moratal zum Wardarflusse läuft. Die eine folgt dem mächtigen Wasserlauf, der sich den Weg durch Gebirgsmassen in südöstlicher Richtung zum Golf von Saloniki erzwang. Sie führt in den Kampfbereich von Doiran und Gjevgjeli, während die andere, die südwestwärts zieht und den hohen Gebirgsstock der Babuna Planina zu überwinden hat, Prilep und Monastir erreicht, von wo aus eine gute Querverbindung über die Baba Planina zum Prespasee und die Galicica Planina nach Ochrida und Struga führt. Es ist das die alte quer durch Mittelalbanien zum Skumbital nach Elbassan, nach Tirana und dem Seehafen Durazzo fortlaufende Hauptstraße, auf der die geschlagenen Reste des serbischen Heeres am südlichsten sich der weiteren Verfolgung entzogen haben. War das mazedonische Land von Nisch bis Weles interessant, war es um Üsküb und Kalkandelen romantisch, so wurde es nun ein Problem. Nicht mehr allein mit den Augen zu erfassen, wenn es verstanden werden will, stellte es sich rätselvoll vor uns hin; denn zu dem Völkergemisch der nördlicher gelegenen Gegenden traten nun noch in starkem Maße griechische Elemente. Und so häufte sich das

bunte Durcheinander von rasseverschiedenen Menschen. Zu den sich als Bulgaren bekennenden Mazedoniern mischen sich Serben und Serbokroaten, Kutzowalachen, Albanier, Osmanen, Armenier, spanische Juden und zwischen alle schmiegt sich das Griechentum ein, ja zum Teil legt es sich darüber wie die glänzende Oberschicht einer Lackdecke. Typen gab es zu sehen vom feinsten romanischen Schnitt des Gesichtes, und im selben Augenblick gingen Menschen vorüber, die etwas Negerhaftes hatten, die schwarzbraun waren wie die Kinder Afrikas. Wir begannen zu begreifen, was Mazedonien zu einem Hexenkessel gemacht, in dem es jahraus, jahrein gekocht, gebrodelt und gestürmt hatte. In diesem Lande mußten die Interessen aufeinanderplatzen, wie sich kreuzende Gewitter. Und dann auf einem Marsch, einem Ritt, draußen vor den Städten, wo hinter Gebirgsdörfern noch die großen türkischen Landhäuser, die Tschifliks, liegen, konnten einem wieder plötzlich die Augen aufgehen. Wir trafen Zigeuneransiedlungen, tief im Schmutze steckende Hütten, eine Elendigkeit, die nur schwer zu beschreiben ist, und Menschen darin, die gazellenhaft schlank, wunderbar geschmeidig und mit allen Vorzügen der Natur ausgestattet waren. Sie gingen einher neben anderen, deren körperliche Verkommenheit bis zum Entsetzen abstieß. Nie sah ich reinere Schönheit als in den Bergdörfern der Walachen, wo sich aus den Kinderscharen, die mir auf meinen Ritten lärmend um die Pferde trollten, Modelle herausgreifen ließen, die jeden Maler auf das höchste entzückt hätten. Dort draußen in den Dörfern des Wardartales traten uns auch die mazedonischen Frauen und Mädchen entgegen, angetan mit den hausgewebten weißen Leinenhemden, um deren Halsausschnitte und Unterteile sich die farbenprächtigsten Stickereien ausbreiten. Ein Leuchten und Schimmern ging von diesen einfachen nationalen Gewändern aus und an den Ärmelstickereien fand sich eine Fülle wohlausgebildeter Motivschätze, die die Ornamente reich machten. Wohl kontrastierten diese Kinder des Landes zu den baufälligen, aus Flechtwerk und Lehmbewurf bestehenden Hütten, und doch fügten sie sich in das Bild hinein, und man konnte sich nicht müde schauen, wenn man sie am Brunnen oder bei der Arbeit traf. Alles Weibliche, frei und ungezwungen in den Bewegungen, naturkindhaft in allem, schien mir mit der Welt in vollster Harmonie zu stehen, wohingegen die Männer des Landes etwas Gedämpftes in ihrer Art haben, etwas abweisend Stolzes, das nicht leicht Vertrauen einflößt. Trifft man sie draußen im Lande, wenn sie auf kleinen Pferden dahintraben oder lässig auf den Holzsätteln ihrer Maultiere reiten, das Messer im Gurt, das unvermeidliche Gewehr über der Schulter — oft freilich ein recht vorsintflutliches Mordinstrument — so muß man unwillkürlich an das „Räuberland" Mazedonien denken.

Als wir von Weles aufbrachen, wollten



Türkische und serbische Straßenbauarbeiter beim Steineklopfen in der Vorstadt von Monastir
Im Hintergrund in Stellung gehende bulgarische Infanterie



Krusewo, 1200 m über dem Meeresspiegel. Ein wunderbar malerisches Nest mit etwa 6000 Einwohnern: Walachen, Bulgaren und Griechen. Von hier hat man eine herrliche Aussicht auf die Ebene von Prilep

wir noch weiter im Süden dem Frühling entgegenziehen. Auf der Paßstraße des Babunagebirges empfing uns jedoch noch tiefer Schnee. Die Automobile blieben trotz der angelegten Schneeketten in der weißen Unwegsamkeit stecken, so daß es Arbeit über Arbeit gab, um die Wagen wieder fahrfähig zu bekommen. Erst jenseits des Gebirges, wo sich die Paßstraße, die ein Stück der alten Via Egnatia ist, in geschwungenen Serpentinen an der Vorila Planina vorbei Prilep entgegenzieht, wehten uns wieder die wärmeren Winde des Mittelmeergebietes an. Bald nahmen uns der Ortschaft bunte Gassen auf. Vor den Basaren drängten die Menschen, auf dem Marktplatz bei dem Uhrturm, der noch den türkischen Halbmond trägt, saßen die Gemüsehändler unter windschiefen Zelten, unter Bastdecken, die die stechenden Sonnenstrahlen abhalten sollten. Die Fesse leuchteten, rote, blaue, grüne Gürteltücher, kraus über Männerleiber gewunden, schimmerten. Von der Hauptstraße her, die direkt auf Monastir zuführt, wälzten sich schwefelgelbe Staubmassen zwischen die Basare; denn eine der dort diensttuenden schweren bayerischen Lastfahrkolonnen ratterte mit dumpfem Brausen und Lärmen vorüber. Gaffende Menschen! Unsere eignen Wagen und nun die bayerischen Ungetüme hatten die müßig in der Sonne sitzende Bevölkerung aus ihrer Ruhe emporgestört.

Von Prilep zweigt westwärts eine zu den Höhen der Baba Planina führende Straße ab, die in dem altberühmten Krusewo endet. In noch ausgesprochenerem Maße als Weles ist Krusewo ein echt mazedonisches Bergnest. Häuser im türkischen Baustil drängen sich um die mit schlankem Turme aufragende orthodoxe Kirche. Wie ein blauer Hauch liegt es über den Schieferdächern der Stadt, wenn sie im Morgenlichte blinken, und von hohen Balkonen, die auch hier vorhanden sind, können die Blicke weit in das Gebirge schweifen und nach Süden ziehen, wo inmitten der pelargonischen Ebene sich Monastir ausbreitet, hinter dem sich bei klarem Wetter, wie eine schön gestellte Kulisse, die Berge Griechenlands zeigen. Krusewo — Zar Ferdinand von Bulgarien liebte die Stadt, unter deren Einwohnern viele Holzbildschnitzer sind, die ihr seit altersher einen besonderen Ruf sicherten — spielte in diesem Kriege eine Rolle, da sich die Serben dort oben im Gebirge einen Stützpunkt schufen, der ihnen mit helfen sollte, das südmazedonische Gebiet zu verteidigen. Durch einen kühnen Streich kam die Stadt in den Besitz der gegen Prilep und Monastir vorrückenden Truppen, und die in Krusewo sitzende, umzingelte serbische Macht nahm ein schmähliches Ende. Man führte sie in die Gefangenschaft.

Was sind Üsküb, Weles und all die anderen Städte gegen Monastir! So groß ihre Reize sind, soviel Anregungen sie uns gaben, sie verblassen ihm gegenüber, das nach dem alten Thessalonike an der Ägäis die zweite Hauptstadt Mazedoniens ist. Die



Gesamtansicht von Krusewo. Alle Häuser sind mit grauem Schiefer gedeckt

Kral Petersstraße in der neueren Stadt versuchte unter der Einwirkung griechischer Geschäftsleute, die dort ihre Läden eröffneten und Hotels gründeten, den Charakter einer Großstadt anzunehmen. Es blieb bei dem Versuch. Die Gasthöfe waren schlecht, die Geschäfte mäßig und doch — in Mazedonien hatten wir ähnliches noch nicht gefunden. In einer albanischen Wirtsstube konnte man leidlich essen, ja man wurde dort sogar vom ewigen Hammelfleisch erlöst. Auf dieser Seite der Stadt spielte sich auch das offizielle militärische Leben ab; denn hier gab es die bulgarischen und die deutschen Offizierskasinos, die Soldatenverpflegungsstätten und das Feldkino, vor dessen Türen die Heeresberichte aushingen. In Monastir war es, wo wir am schwarzen Anschlagbrett die ersten Nachrichten der großen Kämpfe und Stürme vor Verdun erfuhren, und in der albanischen Wirtschaft gab es an jenem Abend ein feuchtfröhliches Brüderschaftsfest, als wir den Heeresbericht über die ersten Sturmerfolge dort mit hineinbrachten. Sechs Tische gab es im Lokal. An fünf davon saßen bulgarische Offiziere, die uns bald umringten, in ihren Kreis zogen und erst in früher Morgenstunde freigaben, nachdem sie zum Lobe Deutschlands, zum Ruhme der „Germanski", auf Stühlen und Tischen stehend, die Freude ihrer Herzen ausgeschüttet hatten. Nur noch einmal haben wir einen Tag so festlich begangen; er fing mit Gottesdienst und Parade an, er hatte Mittagsmahl, Theatervorstellung und große Abendtafel in festlich geschmücktem, mit den bulgarischen, deutschen und österreichisch-ungarischen Farben geziertem Saale, durch den Musik klang und Treuworte schwangen. Es war der Geburtstag des Zaren Ferdinand, nach der Sitte seines temperamentvollen Volkes bis weit in den anbrechenden neuen Morgen hinein gefeiert.

Mitten durch Monastir fließt, von Steinmauern eingefaßt, der Dragorbach, der Alt- und Neustadt voneinander trennt. Hüben wie drüben wogte das Leben, doch am stärksten durchpulste es die Altstadtgassen, das Basarviertel, in dem in der Hauptsache die Spaniolen ihren Handel trieben. Was gab es dort nicht zu kaufen? Von Lumpen, Eisenabfällen und alten Kleidern an bis zu den schönsten Seidenstickereien, Silberfiligranarbeiten und Waffen. Dort ließen sich die Stunden verbummeln; denn jeder Augenblick enthüllte etwas Neues. Und immer wieder konnte man durch diese Gassen wandern, um nur die Menschen zu sehen, die Händler, die Käufer, Männer und Frauen. Nie sah ich patriarchalischere Gestalten, nie charaktervollere Köpfe als die der türkisierten Juden. Mit langen, wallenden, zerzausten Bärten, mit ernsten, faltendurchfurchten Gesichtern saßen sie zwischen ihren oft sonderbaren und für unsere Begriffe zweifelhaften Herrlichkeiten. Das war der Orient, ungeschwächt in seiner Eigenart und eindrucksstark. Das war ein Stück der ehemaligen europäischen Türkei, wie es farbenwirrer nicht gedacht werden kann. Das Grün und



Gemüsehändler in Monastir, in der Mehrzahl Türken



Die türkische Judengasse in Monastir

Rot, das Blau und Gelb und Braun schien wahllos zu Bündeln zusammengeworfen zu sein, die Straße mit ihren Häusern und Menschen, die tausend Dinge in den Basarständen fügten sich dazu. Das Grelle bekämpfte sich und doch stand es zueinander, alles und alles fand sich in einer großen herrlichen Harmonie. Was wir in Üsküb rauschartig genossen haben, hier stand es wieder vor uns, verstärkt, weitgespannter, hier flog es aus den Gassen der Altstadt hinaus über die Marktplätze, an den von schmucklosen ockerfarbenen Lehmmauern abgeschlossenen Häusern vorüber, an den Moscheen, Hammams, den Badehäusern, vorbei bis zu den wie mit Steinen dicht gespickten Türkenfriedhöfen, über die der Kampf hinweggefegt hatte, als Bulgaren und Serben um die Stadt stritten. Wie versprengt und wahllos ausgestreut flogen auch dort hinaus zu den eintönigen Gräberbergen die Farbenflecke; denn wie ein Blinken konnte dort plötzlich das Aufleuchten kommen; auf Maultieren, auf abgetriebenen, kleinen, mageren, graubraunen Eseln ritten Männer und Frauen daher, die wie Impressionen wirkten. Bunt in ihrer Kleidung die Festräger, schwarz die verschleierten Frauen, unter deren Straßengewand höchstens einmal das rote oder gelbe Leder heller Saffianschuhe und der Zipfel eines gestickten Frauengewandes hervorlugten.

Nach den letzten Nachrichten ist wohl nicht mehr viel von all diesen Herrlichkeiten, die unsere Augen entzückten, vorhanden. Monastir liegt unter dem Feuer der schweren Geschütze, Brände haben die Stadt heimgesucht. Möge der Krieg ihr Schicksal nicht ganz besiegeln!

Westlich von Monastir und schon stark gegen das albanische Grenzgebiet vorgerückt, liegt noch eine, nicht minder interessante Stadt: das alte, heilige Ochrida der Bulgaren. Sicher sollte es in all den letzten Kampftagen, die die Stürme zwischen Prespa- und Ochridasee brachten, den Truppen das Ziel sein. Die Stürmer rannten auch dort nutzlos gegen unsere Linien. An Ochrida knüpfen für die Bulgaren hundert geschichtliche Fäden an. Auf hohem Berge ragt über der Stadt die alte Ruine der Burg König Samuels, und ihr gegenüber, wieder auf einer in das klare Licht gehobenen Höhe, steht die alte Kirche des Sveti Clement, die zur Wiege des bulgarischen Exarchats wurde. Dort in der Kirche erinnert auch eine Inschrift an den Zaren Duschan, der einst über Bulgaren, Serben und Griechen regierte. Nach Ochrida kam denn auch mit den siegenden bulgarischen Truppen wieder ein Metropolit der unabhängigen Nationalkirche, und damit festigten sich die heiligen Erinnerungen des Volkes an seine Apostel Sveti Clement und Sveti Naum, die dort wirkten.

Es ist ein schöner Besitz, den die Bulgaren dort unten am blauen See wieder für sich erstritten haben. Man steht am Ufer des Wassers, an das sich die verfallenen Gassen





Straße in Ochrida, am See gleichen Namens

dicht heranschmiegen und schaut hinüber zu den Bergen Mittelalbaniens und zu den griechischen Gebirgen. Damals sah ich sie noch, die Gipfel, im Schneeglanze ragen, aber ich sah auch die Sonne darüber hingleiten und sah die klaren fischreichen Wasser saphirgleich auffunkeln, wenn die großen von mazedonischen oder türkischen Fischern geruderten, fast vorsintflutlichen Barken darin ihre Furchen zogen. Wer Ochrida kennen lernte, wird die Stadt nicht vergessen. Mit tausend Einzelheiten prägte sie sich uns in das Gedächtnis ein. Da ist der Blick vom See, die kletternden Gassen, das Gewirr der Häuser, der Dächer, die verfallenen Fassaden, die alten Platanen, da sind die Horo tanzenden Bulgaren am Platz vor der Sophienkirche und die malerischen Gemäuer auf den Höhen und die Mandelblüten, die Pfirsiche und Pflaumen, von denen sich der Duft über die Stadt ergoß, so süß, wie er nur im sonnigen Süden sein kann.

Und so will ich nur dieses große Bild der heiligen Stadt festhalten, über deren Ruhm mir selbst der neue Bischof wie von einem Wunder sprach. „Befreit aus 500 Jahre altem Joch! Vereinigt mit dem bulgarischen Stammlande!" Das war der eine große Klang, der überall zu hören war und jeder Mann unter den Einwohnern, nach seiner Nationalität gefragt, antwortete nicht mehr „Macedonski", sondern „Bolgarski!" — Monastir, Bitolja, wie es bulgarisch heißt, scheint dahinzusinken, möge Ochrida emporblühen. Durch die Gassen der Stadt wogte ein bewegtes Leben und die bulgarische Tatkraft läßt erhoffen, daß der Ort einer neuen Blüte entgegengeht.

Gesegnete Sonnentage! Ich will auch noch an Doiran denken, das wie alles dort unten aus seinem Unbekanntsein durch den Gang der Kriegsereignisse herausgehoben wurde. Es ist ein stilles Städtchen, in das unsere Soldaten von den Bergen niederstiegen, wenn sie zu den griechischen Fischern zum Einkauf gingen. Einen Tag um den andern hatten sie das Recht dazu, und die Zwischentage gehörten den bulgarischen Kameraden, die in den Anschlußstellungen lagen.

Nicht nur gefühlsgemäß erscheint in Doiran alles griechisch. Man empfängt diesen Eindruck und wird ihn nicht mehr los. Das blaue Seeauge sagt es in jedem Augenblick und die Berge rufen es einem zu. — Braune Burschen, Kinder des Südens, in Lumpenkleidern oder halbnackt, sprangen zwischen unseren Leuten umher, schoben ihnen die Körbe mit Fischen und riesigen Krebsen in die Hände, wenn sie auf den Markt an das Seeufer kamen, an dem, als wir die Stadt erreichten, auf von der Flut leise umleckten Steinen neugierig blinzelnde Pelikane saßen. Still und friedlich, so gar nicht, als ob sie mitten im Kriegsgebiet ständen, lagen die Häuschen und die Gassen da. Freundlich war die mazedonisch-griechische Einwohnerschaft.

Ich muß gestehen, daß wir mit einem merkwürdigen Gefühl durch diese Stadt ge-

gangen sind und schließlich auch in dem Hause lebten, das als landesüblicher Gasthof vor uns die Serben beherbergt hatte und in dem dann beim griechischen Landwein während ihres Vormarsches die Offiziere der Entente saßen, bevor sich die Franzosen bei Kriwolac von den Bulgaren so durchprügeln ließen, daß sie zum eiligen Rückzuge bis hinter Doiran gezwungen wurden. Damals, als sie zum zweiten Male in die Fischerstadt kamen, wurden sie nicht so üppig empfangen wie bei ihrem ersten Besuch, als die Bevölkerung befohlenermaßen in ihren Festtagskleidern an der Straße stehen mußte und die Schulkinder, bis zu den kleinsten hinunter, zu Ehren der Fremden Lieder sangen. Selbst der Generalissimus Sarrail zog in Doiran ein und wohnte im oberen Stockwerk des kleinen mazedonischen Gasthauses, in dem nun die deutschen Offiziere bei mitgebrachtem Rheinwein saßen, und wenn auch das Fleisch und andere schöne Dinge des täglichen Lebens knapp waren, auf den glücklichen Sieg des Vaterlandes tranken.

Durch bunte Gassenwinkel bin ich in Doiran wie durch eine romantische Welt bergan gestiegen. Zwischen halbverfallenen Häusern mit schwanken Balkonen, die dem See zugewandt sind, an springenden, klingenden Brunnen vorüber, an umgrüntem, umblühten Gemäuer vorbei, über dem die Morgensonne flimmerte, um das große Eidechsen huschten und ein unbeschreibbar süßer Duft wehte, ging es in die Berge hinauf, auf denen sich unsere Truppen eingebaut hatten. Das früher unwegsame Bergland war erschlossen worden. Über Felshalden, durch wildes Steingeröll waren Pfade errichtet, die bequemen Spazierwegen glichen. Man schaute von den Berghöhen rückwärts gewandt in die Täler, und aus Dörfern, die zwischen den Kuppen zum Teil im Grün versteckt lagen, klang lebendiger Trommelschlag und Hornruf, deutsche Infanteriesignale, zu den Höhen hinauf. Dort oben wurde es mir wieder zur lebendigsten Vorstellung, in welchem Maße der Weltkrieg unseren Feldgrauen eine Weltfahrt geworden war. Ungarn! Serbien! Und nun im südlichen Mazedonien die griechischen Berge! Wir saßen in den Feldwachtlagern zusammen und sahen hinüber über den leuchtenden See zu den französischen Postenketten, deren Bajonette mitunter in der Sonne aufblinkten. Wir blickten auf den Bahnhof von Doiran, der uns zum Greifen nahe lag und den die Franzosen mit Beschlag belegt hatten. Wir sahen auch zu den östlichen Bergen der Belasitza Planina, auf deren Höhen die Grenze von König Ferdinands Reich sich entlang zieht, und wo auf den nach Süden gelegenen Vorbergen des Gebirges die bulgarischen Waffenbrüder genau so wachsam lagen, wie es unsere Hamburger und Lübecker taten, die ich in diesem Abschnitt fand. Damals, vor einem Jahre, waren das trotz aller Schanzarbeiten, die gemacht werden mußten, vergnügliche Tage. Der Feind hatte sich gerade



Altbulgarisches Haus in Ochrida

bei Majadag im Raume vor Gjevgjeli, wo er sich breitzumachen versuchte, beim Vorgehen gegen unsere Linien gehörig die Haare versengt. Sonst geschah nichts weiter. Es wurde gebaut, jede vorspringende Bergnase befestigt. Man schanzte an den Schützengräben, sprengte Batteriestellungen aus, spickte die Höhen förmlich mit Maschinengewehren, und in den Freistunden wurden griechische Landschildkröten gefangen, die ja zu Tausenden herumliefen.

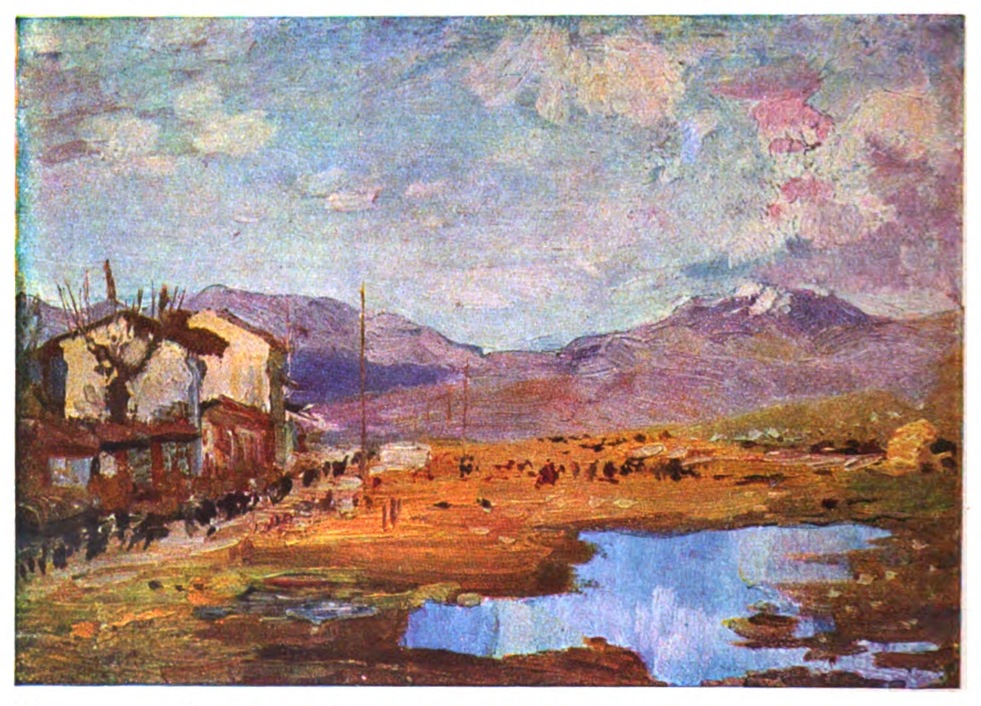
Was ich damals im Raume von Doiran und Gjevgjeli von unseren Stellungen kennen lernte, ließ das Urteil zu, daß, was auch der Feind unternehmen möge, dort nur zu seinen Ungunsten verlaufen könnte. Die Ereignisse dieses Frühjahrs haben es bewiesen. Der Ansturm kam, er wurde zertrümmert. Der alte Kampfgeist, den ich dort unten gefunden hatte, lebte fort und errang in der Abwehr einen vollen Sieg. Damals habe ich vor einem Unterstande auf dem Kala Tepesi, auf ein Brett geschrieben, die Worte gefunden:

Gib den Flamberg nie aus Händen,
Im Triumph selbst und Genuß,
Denn du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Atemschluß . . .

Was dort einer, wohl aus der Erinnerung, als Leitwort vor sein Erdloch schrieb haben sie alle gehalten. Es sind Gedanken unseres urkräftigen deutschen Dichters Liliencron gewesen, die er in einen „Spruch" hineindrängte, und ich kann die Worte durch den Schluß des Gedichtes getrost ergänzen; denn auch der paßt zu den Söhnen unserer deutschen Erde, die sich dort unten vor einem starken Feinde in Treue bewährt haben:

Frieden wirst du nie erkämpfen;
Dennoch! schmück' dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln,
Und bekränze auch dein Herz.

Ja, auch das haben sie getan. Aus ihrer Sehnsucht hinaus zogen ihre Gedanken in die Heimat — wie ließ es sich auch an ihren Feuern von Deutschland reden! Und wie durchsuchten ihre Blicke im Südwärtsschweifen die dem Feinde verfallene Ferne, wie standen sie, wie umdrängten sie das Scherenfernrohr oben auf der Kuppe des Kala Tepesi, wenn sich in der Richtung auf Saloniki die das Land verschleiernden Dunstwolken hoben und wenn gar im Hintergrunde als kleiner blauer Zipfel die Ägäis, der Golf, sichtbar wurde, der mehr als einmal unseren Zeppelinen das Reiseziel war, wenn sie nachsehen gingen, was dort vor Saloniki die englischen und französischen Transporter machten . . . Griechische Weite, griechisches Land. Ganz große Tage gab es aber noch außerdem: sie bescherten den weißen, schneeglänzenden Kegel des Olymp. Und dann hatten die das Wort, die den Kameraden vom alten griechischen Götterberg zu erzählen wußten. Dann versank Mazedonien, die Scholle, auf der sie vor dem Feinde saßen, Griechenland trat in den Vordergrund, und in ihren Herzen trieb die alte deutsche Romantik neue Sprossen.



⊠ Straße in der Nähe des Doiransees mit marschierenden Kolonnen ⊠



Mare del Sur

Von Dr. Freiherrn von Mackay in München





Als Nunez de Balboa vor rund 400 Jahren, am 25. September 1513, mit einer Handvoll Abenteurer vom Golf von Darien aus die Chepokordillere überkletterte und in weihevoller Stunde als erster Weißer auf das ‚Mare del Sur' blickte, da eröffnete er der Menschheit durch seine Entdeckung gewaltige Ausblicke auf neue politische und kulturwirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten von unübersehbarer Größe, Fülle und Tragweite. Er stand auf der schmalen Länderbrücke zwischen dem Norden und Süden der Neuen Welt, deren Eroberung durch die romanische Rasse diese zur Herrin der Erde zu machen versprach. Er sah auf die unendliche Weite der ‚Erdhälfte der größeren Wassermasse', die mit tausend Stimmen zu weiteren Wikinger-Weltentdeckungsfahrten lockte und deren Durchquerung eine Umformung des Bildes der ganzen Geschichte der Menschheit, ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft, anzukündigen schien. Indessen bis solche weitschweifende Ideen und Hoffnungen sich zur Wirklichkeit verdichteten und ausgestalteten, darüber vergingen Jahrhunderte und das schließliche Ergebnis zeigte ein ganz anderes Antlitz als die Erwartungen.

Die iberischen Nationen waren wohl fähig, durch kecken Zugriff mit überlegener Schwertgewalt sich ganz Mittel- und Südamerika botmäßig zu machen; aber zu wirklich wurzelfester kolonisatorischer Durchdringung fehlte ihnen Zähigkeit der Schaffenskraft, Klugheit und freiheitlicher Nerv der Staatskunst. Durch törichte merkantilistische Sperr- und Aufsaugungspolitik zerstörten das mittelalterliche Spanien und Portugal selbst die Energien, mittels deren die riesenhafte amerikanische Besitzmasse hätte besiedelt und ein unverrückbares Bollwerk der lateinischen Völkerherrschaft hätte werden können. Im Norden strömten die angelsächsisch-germanischen Einwandererheere ein und erwiesen sich an bäuerlichem Durchdringungs- und Festwurzelungs-, an bürgerlichem und staatlichem Gestaltungsvermögen dem Romanentum weit überlegen. Die Neue Welt entwickelte sich nicht zur politischen Einheit, sondern an der Grenze von Mexiko schieden sich zwei in Blut und Sprache, in Sitte und Lebensgewohnheiten grundverschiedene Welten. Sobald sich dann aber die lateinamerikanischen Staaten von der Bevormundung Europas zu befreien anfingen, das Nordamerikanertum von der englischen Herrschaft sich unabhängig gemacht hatte, erwachte in diesem der Drang, seine Macht über die mexikanische Grenze südwärts zu treiben: als Parade wider die Heilige Allianz mit ihren Legitimitätsgrundsätzen und Einmischungsansprüchen wurde der allamerikanische Gedanke flügge, Monroe stellte ihn auf feste Grundlage, insofern seine, auf die Theorie der Gegenseitigkeit aufgebaute Lehre, daß die Neue Welt sich nicht in die Händel der Alten Welt einmischen, dafür aber dieser es verboten sein sollte, in die Streitfragen jener sich einzumengen, ganz Amerika gleichsam als einen Fremdkörper für sich im Getriebe der Weltpolitik erscheinen ließ. Polk war dann der Erfinder des Vorbeugungsvorbehalts, wonach der große nordische Bruder berechtigt sein sollte, seinerseits in die Rechtsordnung der Schwesterrepubliken einzugreifen, um jeder etwaigen Einmischung von europäischer Seite haltzugebieten. Wenn dann aber weiterhin die Schrittmacher der Allamerikanerei behaupteten, die Neue Welt sei eine wirtschaftliche und kulturelle Einheit und der Gedanke, sie als einen einheitlichen Organismus dem zerrissenen Europa gegenüberzustellen und so dessen politisches Übergewicht zu beseitigen, erscheine als denkbar natürlich, so stand diese Voraussetzung ungefähr auf der Denkart derjenigen, die meinen, Kühe, Pferde, Esel seien eine zusammengehörige Rasse, weil sie zufällig auf denselben Hof getrieben worden sind. Es zeigte sich vielmehr nur desto deutlicher, daß die Anziehungskräfte der Alten Welt durchaus überwogen, daß die maßgeblichen ideellen wie reellen Interessen Lateinamerika nach Europa, nicht nach dem Sternenbannerreich wiesen. Europa war der Verbraucher seiner Erzeugnisse, für die Union bedeutete es nur einen Absatzmarkt. Europa beherrschte die gesamte überseeische Güterbewegung nach der Neuen Welt und die Vorteile des hier nicht näher zu erörternden sogenannten triangulären Verkehrssystems bewirkten es, daß Südamerika seine Waren weit billiger und schneller von den großen Umschlagplätzen der Alten Welt als von den nordamerikanischen Häfen beziehen konnte. Europa, nicht die Union war der Kreditgeber Lateinamerikas, europäischer Unternehmungsgeist schuf die Verkehrsmittel und die Industrien, die Lateinamerika wirtschaftlich vorwärts gebracht haben, ebenso wie dessen ganze Literatur auf den Beziehungen zu den romanischen Mutterstaaten fußt und noch heute ganz unter dem geistigen Einfluß von Paris und Madrid steht.

Unterdessen hatte die Erfindung des Dampfschiffes, das die Reichweite des Seeverkehrs, seine Sicherheit und Schnelligkeit vervielfachte, den Trennungswiderstand der ungeheueren Meeresflächen des Stillen Meers,

die Amerika von der ostasiatischen Welt trennten, überwunden. Wohl deuten Erinnerungen aus grauer, vorgeschichtlicher Zeit, wie die Überreste der Aztekenkultur und die durch anthropologische und archäologische Forschungen gestützte Voraussetzung der Rassenverwandtschaft zwischen dem mexikanischen Indianerstamm und den Japanern, darauf hin, daß einstmals, auf unbekannten Wasserpfaden, die Völker der Neuen Welt und Ostasiens sich die Hand gereicht haben. Aber seitdem diese Brücken unterbrochen sind, sonderten sich beide Welthälften wie zwei auf entgegengesetzte Bahnen gestoßene Monde desselben Planetensystems ab. Erst jetzt wieder fanden sich die Gestirne zusammen, aber nur, um bei der plötzlichen unvermittelten Annäherung desto stärker die entgegengesetzte Polarität der Spannungen zu erweisen. Zwei Rassen, die weiße und die gelbe, standen gegeneinander auf mit den wallenden Leidenschaften des Bluts, dem gehässigen Widerstreit der Farbe, die zum Merkmal adeliger und minderwertiger Menschheitsgruppen gestempelt wurde. Und den Widerstreit physiologischer Gegensätze verstärkte der Zusammenprall psychologischer Unstimmigkeiten. In der Neuen Welt die Verehrung volksherrschaftlicher und individualistischer Hochgedanken, auf ostasiatischem Boden Wurzelung von Staat und Kultur in patriarchalischem Sozialismus, in Adelsherrschaft und Kaisertum. Dort die Herrschaft eines Fortschrittsradikalismus, dessen Geleitwort das everything in extreme ist und der den unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten in fieberhafter Hast nachjagt, hier eine konservative Daseinsgrundstimmung, der die sagenumsponnene Vorzeit hoher Ahnenherrlichkeit als Spiegel menschlicher Vervollkommnungsideale erscheint und die das uralte Erbe dieser Vergangenheit als Pfand höchster, echter Kulturverfeinerung und ästhetischer Lebensverklärung preist. Dort die christliche Weltanschauung, die aber in nur zu vielen zwitterhaften Vergleichen dem ihr fremden Geist der Verehrung und der Macht des Geldsacks sich hat beugen müssen, hier die Herrschaft buddhistischer, taoistischer und kungfutsischer Ethik, welche die letzten Fragen menschlichen Daseins von gänzlich anderen Wurzeln aus zu lösen sucht. Nicht minder scharf und eigentümlich als die geschichtlichen sind die natürlichen geographischen Gegensätze zwischen den westlich und östlich die pazifischen Gewässer einhegenden Welthälften. Das Kennzeichen der westamerikanischen Küste ist ihre Geradlinigkeit und Sprödigkeit, ihr Mangel an organischer Gliederung und Gestaltung. Die Anden- und Kordillerenkette schiebt sich durchweg wie eine Riesenmauer bis in die nächste Nähe des Meeressaums vor und verhindert das Ausströmen großer Flüsse zu ihm hin. Dem entspricht die Armut an Häfen. Auf der ganzen 8000 Meilen langen Küstenstrecke von Valparaiso bis Vancouver findet die Schiffahrt nicht mehr als zehn Ankergründe und Verkehrsplätze von Bedeutung, und auch diese sind meist nicht erster Klasse. Es ist klar, daß der Union als Vormacht und Schildhalterin der amerikanischen Staaten in diesen geographischen Verhältnissen keineswegs ein bequemes und handliches Rüstzeug für die militärische Sicherheit und Stoßkraft gegeben wurde. Infolge der Spärlichkeit der Hafeneinschnitte und der Unmöglichkeit, von ihnen aus bequem ins Landinnere einzudringen, fehlt es an Lockmitteln für den Handel und damit den Aufwendungen für Seerüstung an der wirtschaftlichen Rückendeckung lebhaft fließenden Verkehrs. Auf der anderen Seite zeigt die asiatische Küste des Stillen Ozeans die vollkommene Umkehrung dieses Charakters der Neuen Welt. Je mehr man sich von den Hawai-Eilanden, den weit vorgeschobenen Feldschanzen, dem fernen Osten nähert, desto dichter wird der Wald von Inseln kleinsten und größten Ausmaßes, der aus der Meerestiefe emporwächst. Südlich und nördlich geht das Dickicht in zwei große Festlandsmassen, die australische und ostasiatische, über, in der Mitte stellt die Sundainselwelt die Verbindung mit dem Indischen Ozean her. Ein großartigeres Bild aller möglichen geographischen Gestaltungen mit der Folie ebenso vieler völkischen, wirtschaftlichen, kulturlichen Formbildungen läßt sich nicht denken: in dem Maß, wie ihre Befruchtung durch moderne europäische Gesittung zunahm, schienen sie mehr und mehr wie ein Schwamm wirken zu müssen, der alle Kräfte von der amerikanischen Seite zu sich hin aufsaugte. Tatsächlich galt dem Yankee, sobald er sich als Vertreter einer Weltmacht fühlte, der Stille Ozean schlechthin als Gefäß amerikanischen Herrentums. „Die künftige Herrschaft über den Stillen Ozean gehört den Sternen und Streifen," erklärte kategorisch 1903 Theodore Roosevelt, derselbe Präsident, der die Monroelehre „aus der Aktivität zur Passivität erweckte", mit anderen Worten, sie in den Dienst des imperialistischen Draufgängertums mittels der eigenartigen Schlußfolgerung stellte: die Union könne ihr Schutz- und Pflegeamt als Vormacht der Neuen Welt nur dann wirksam ausüben, wenn sie nicht nur jede wirtschaftliche, sondern auch jede politische Verschlechterung oder Gefährdung der Lage amerikanischer Staaten hintanhalte, woraus dann der Anspruch auf die Vorherrschaft in der ganzen pazifischen Machtsphäre und schließlich sogar, als Bekrönung dieses Gebäudes denkbar merkwürdiger und ungereimter Gedankenreihen, die Forderung des Machtgebotes über die Philippinen abgeleitet wurde! Aber schroff, geharnischt setzte Japan auf den Klotz dieser Ansprüche durch den Mund seines Admirals Satori Kati den Keil: „Ob erlaubt oder nicht erlaubt, Japans unweigerliches Streben ist es, Herr des Großen Ozeans zu sein." Und das Gegenspiel des Mikadoreichs deckten überlegene Trumpfkarten. Auf die Ge-

viertmeile berechnet, beträgt die Bevölkerungsdichtigkeit in Japan 335,8, in China (ohne die früheren Tributstaaten) 266,0, in den Vereinigten Staaten mit Kolonien aber nur 13,7, in Neuseeland 2,5, in Niederländisch-Indien 1,9, in Australien gar nur 0,6. Mit unwiderstehlicher Naturkraft entfaltete sich so der gewaltige Rassenkampf auf den Gefilden des Stillen Meeres, bei dem alsbald, unter dem überlegenen Druck der mongolischen Völkermasse, das stolze Sternenbannerreich immer mehr in eine wenig glückliche und schwächliche Verteidigungsstellung hineingedrängt wurde. Die gelben Siedlerheere breiteten sich nicht nur über die Philippinen, den malaiischen Archipel, über Hawai und die ganze dünne nach der amerikanischen Küste führende Inselbrücke aus, sondern machten sich auch auf dem Boden der Neuen Welt selbst immer heimischer; mit ihnen erschienen die Dampfer unter dem weißen Banner mit der roten Kugel häufiger und häufiger auf der großen Fahrt von Ostasien her und eroberten sich sogar immer mehr Teile der amerikanischen Küstenschiffahrt. Zu welch lärmenden politischen Aufregungen, leidenschaftlichen Verwahrungen und scharfen diplomatischen Angriffen und Paraden der Vorstoß der mongolischen Armee weiter nach San Francisco und dem Mutterboden der Union selbst geführt hat, ist sattsam bekannt, nicht minder aber in guter Erinnerung, daß alle Antikuli- und Schulgesetze sich als unwirksame Flederwisch-Abwehrmaßregeln erwiesen. Zwei Jahre vor dem Ausbruch des Weltkriegs kam die Aufsehen erregende Nachricht von der Festsetzung der Japaner in der Magdalenenbai, zum Zweck, sich dort einen Kohlenstützpunkt zu sichern, nach Europa, und jetzt gingen die Wogen der Erregung in New York wie Tokio gleich hoch. Aufgeregte Lärmmacher hüben und drüben, die Angehörigen des politisierenden genus irritabile vatum, kündigten den nahen Krieg an; Onkel Sam rasselte mit dem Säbel und in Mexiko wurde bei Festgelagen auf die Rassenverbrüderung getrunken, während draußen auf der Gasse aufgeregte Massen das Banner des Mikadoreichs schwenkten und das mueren los chinos blancos!*) grölten. Aber obwohl die Japaner ruhig im mexikanischen Kalifornien hängen blieben, lief die Aufregung auf einen Sturm im Wasserglas hinaus. Als Ergebnis erschien schließlich nur die Feststellung, wie Mexiko gleichsam ein ‚Nabel der Weltpolitik' geworden war. Die Weltgeschichte liebt eigentümliche Rückbildungen im Spiel ihrer Entwicklungstriebe zum Wurzelboden der dramatischen Handlungen. So ging es auch hier. Wie Mittelamerika und seine einst Mare del Sur genannten Küstengewässer der Hebelpunkt waren, von dem die Aufwerfung der gewaltigen Weltmachtsprobleme ausging, die der Schoß des Stillen Ozeans umfängt, so schloß sich hier die Verkreuzung des modernen Auslaufs all dieser Schicksalsfragen bis zur Zeit, da das europäische Völkerringen auch in ihr Gewebe mit gewalttätiger Hand riß und die Verknüpfungen neugestaltete.

* * *

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diejenigen, die nicht genug über das Versagen der deutschen Diplomatie sich ereifern können, oftmals ein vollkommenes Verkennen selbst der elementaren Gesetze der Politik an den Tag legen. Sie meinen, das politische Kräftespiel zu durchschauen und zu meistern, wenn sie es nach der Art eines physikalischen oder chemischen Experiments mit willkürlich zu verändernder Versuchsordnung behandeln; leichtbeflügelten Sinnes übersehen wird die Notwendigkeit und Bestimmtheit wie des menschlichen Willens, so aller Interessenkämpfe aus nicht äußeren, sondern inneren Ursachen und deren Hintergründe in Geschichte, Volksstimmung, im verwickelten Durcheinanderfluten seelischer Massenerscheinungen. Wenn irgend etwas mahnt, große politische Krisenbildungen mit der solcher Einsicht nach gebotenen Vorsicht und Wertung der vielseitigen Verflechtungen zu prüfen, so erscheint es die Gegenwartsgestaltung des pazifischen Machtproblems, mit anderen Worten der Auseinandersetzung zwischen den beiden Vormächten der Neuen und der mongolischen Welt. Es ist oftmals angekündigt worden, daß der europäische Krieg nur als Vorläufer der Entscheidung dieser Streitsache in reinigendem Gewittersturm erscheine. Die Voraussage mag zutreffen; sicher erscheint aber heute schon soviel, daß der Wettersturz in anderen als den gemeinhin vorausgesetzten Formen sich vollziehen wird.

Wer Lehren und Sinn der Geschichte des pazifischen Dramas, wie sie in den großen Zügen und Umrissen darzustellen versucht wurde, zu würdigen weiß, der erkennt, daß hier ein Wechselspiel der Anziehungs- und Abstoßungskräfte in eigentümlich verschlungener Schwebelage sich entwickelt hat, bei der schließlich, trotz aller Selbstbespiegelung und allem Herrendünkel des Yankee, die Zunge durchaus zugunsten des über die Achsel angesehenen Jap ausschlug. Schon die Tatsache, daß er die Spitzen des Kampfes auf amerikanisches Gebiet selbst vortragen konnte, ist der schlagende Beweis dessen. Überlegener Druck der Menschenmassen, drakonisch-monarchische Staatszucht, kriegerische Leistungsfähigkeit und Seetüchtigkeit haben dem Mikadoreich die Vorhand vor einer Volksherrschaft gesichert, die alle Machtfragen letzten Endes nach dem Schlüssel des dickeren Geldsacks aufzulösen suchte. Das Gefühl dieser Schwäche war bei den Washingtoner Staatsmännern selbst weit verbreitet, ein beredtes Zeugnis dafür ist die Äußerung Archibald R. Colquhouns: „Der einzige Weg, den Frieden auf dem Pazifischen Ozean zu sichern, ist die Aufrechterhaltung des

*) Tod den weißen Chinesen! — der Ehrenname für den Nordamerikaner in Mexiko.

Gleichgewichts zwischen Ost und West, und solange nicht das britische Reich und die Vereinigten Staaten zum Zusammenwirken bereit sind, wird die Lösung der Aufgabe fast unmöglich sein." Jetzt ist die ersehnte und mit geschickter Hand von London seit dem Burenkrieg vorbereitete angelsächsische Machtverbrüderung Wirklichkeit geworden und damit tatsächlich ein für die Union günstiges Gleichgewicht hergestellt. Das Sternenbannerreich rüstet mit Milliardenaufwand zu Wasser und zu Land; folglich steht ihm Tokio mit anderem Gesicht gegenüber: als Feind wie als Freund. Zugleich aber hat dessen politische Rechnung der Umsturz in Rußland völlig umgeworfen: die starke Rückendeckung, die Tokio das Bündnis mit dem zarischen Reiche gegen England wie gegen die Vereinigten Staaten gewährleisten sollte, brach zusammen. Ein Vergleich der Spiellage zwischen Tokio und Washington und der Auseinandersetzung zwischen London und Petersburg vor zehn Jahren liegt nahe. Rußland war durch den Briten in den Krieg gegen Japan hineingelockt und besiegt worden. Dadurch hatte es die Stütze in Ostasien gegen Großbritannien verloren; es kehrte seine Front gegen den Balkan und die Mittelmächte, gab die Gedanken an einen Alexanderzug über den Himalaja gegen Indien endgültig auf, vertrug sich durch das Abkommen vom 31. August 1907 mit seinem asiatischen Erbfeind England, und beide teilten Persien als Beute unter sich auf. Heute ist es die Union, die dem Fallensteller John Bull in die Eisen gegangen ist und Vasallendienste für ihn verrichtet. Die Idee einer Argonautenfahrt über die Wogen des Stillen Meeres nach dem Vlies der pazifischen Macht hat stets mancherlei Utopisches an sich gehabt und böte für Japan wie die Union gleich große Schwierigkeiten solcher Art, daß das Zurückschrecken vor solchem Wagnis in der jetzigen unsicheren Sturmzeit beiderseits natürlich genug erscheint. Der Gedanke einer Friedensstiftung zwischen den Erbfeinden auf dem pazifischen Kampffeld nach dem Muster der britisch-russischen Versöhnung und zum gleichen Zweck der gemeinsamen Frontstellung gegen die Mittelmächte liegt also nahe genug; daß er in irgendeiner verschwiegenen Form der Verwirklichung nähergeführt ist, kann kaum zweifelhaft sein. Das außen mit Menschlichkeitsideologien etikettierte, innen mit tüchtigem Geschäftssinn aufgefüllte Weltgewissen in Washington würde sicherlich nicht die Union systematisch in den Krieg gegen Deutschland ohne Sicherung des Rückens gegen Japan und damit mittelbar gegen Mexiko hineingehetzt haben. Und Tokio selbst? Um einen festen und breiten Standgrund für die Beurteilung des Wesens der Taktik des Mikadoreichs zu finden, ist vorab dreierlei im Auge zu behalten. Erstens, daß die Politik Tokios seit dem mandschurischen Krieg durch die ständig wachsende Macht des Großkapitals, die jetzt mit dem aus dem Kriegslieferungsgeschäft fließenden Goldstrom erst recht überragend wurde, säkularisiert ist, das heißt, daß die Einflüsse der Hochfinanz im Parlament, Presse und Bureaukratie bis hinauf in den Genroin immer stärker geworden sind; eine Verdichtung der freundschaftlichen Beziehungen zu Lombardstreet und vorab zu Wallstreet und Washington, wo der gleiche Geist der großkapitalistischen Geschäftsmache maßgeblich ist, ergab sich damit von selbst. Zweitens, daß der Ausdehnungsdrang Japans, mag Südsee, Australien und der Pazifische Ozean gewiß nicht vergessen sein, heute doch vornehmlich nach dem asiatischen Festland, auf Machtausbreitung in der Mandschurei und deren Grenzgebieten und auf die Eindeckung Chinas unter der Flagge der mongolischen Monroelehre hingerichtet ist. Drittens, daß in der Presse Tokios unter dem Einfluß des Entente-Nachrichtenmonopols allgemein die Überzeugung zum Ausdruck kommt, Deutschland werde, wenn es auch nicht aufs Haupt zu schlagen sei, doch noch weniger einen entscheidenden Sieg davonzutragen imstande sein und daß demnach Japan ein gesuchter Bundesgenosse, der links und rechts seine Geschäfte machen könne, bleiben werde. Die Linie der Gleichläufigkeit der Verhältnisse zum Staatsakt von 1907, den Nicolson und Iswolski unterzeichneten, setzte sich also natürlich fort. Damals, bei der großen Aufteilung Mittelasiens, wurde Tibet neutralisiert, in Afghanistan England die Vorhand zugesprochen, Persien zerstückelt und der wichtigste Teil Rußland als Beutestück hingeworfen. Jetzt, beim Paktieren zwischen Tokio und Washington, wird Japan freie Hand in China gelassen, die Frage der Philippinen und des Streites um den übrigen pazifischen Inselbesitz auf die lange Bank späterer Entscheidungen geschoben, Mexiko dem „Schutz des großen nordischen Bruders" ausgeliefert.

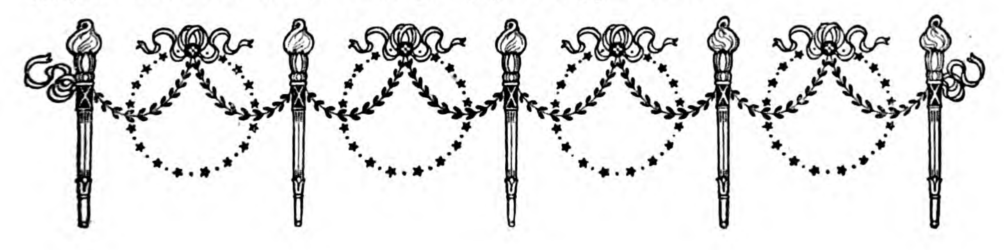
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

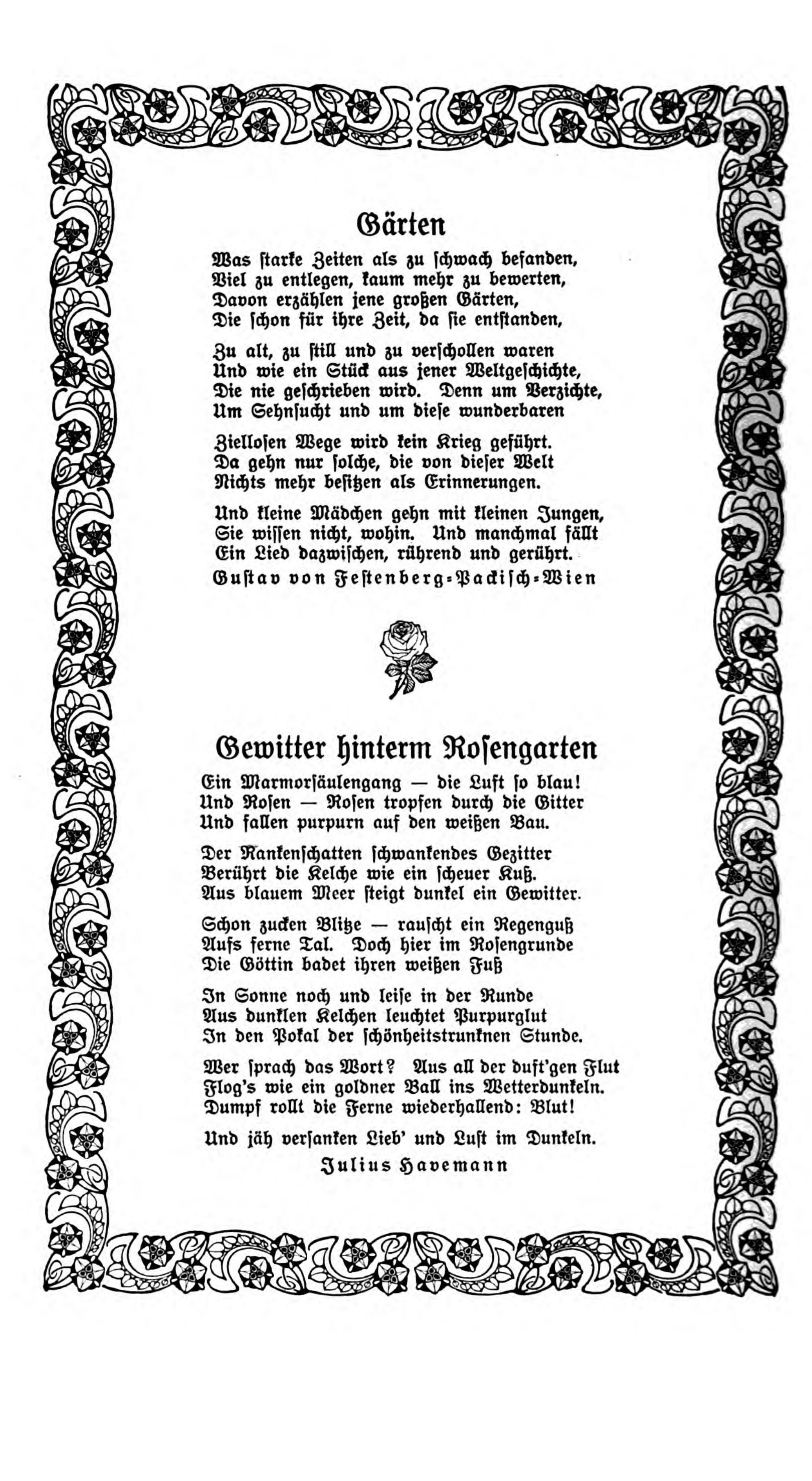
Daß England sich im seltsamen, innerlich widersinnigen Bündnis mit dem zarischen Reich nie wohl gefühlt hat, ist eine bekannte Tatsache. Das Wort Chamberlains, daß, wer mit dem Teufel aus einer Suppe essen wolle, einen langen Löffel haben müsse, ist an der Themse niemals vergessen worden; heute, angesichts der Ergebnisse der russischen Umwälzung, wird sehr bald die Erinnerung daran reger denn je werden. Um das gleiche Teufelsessen handelt es sich bei der Geschäftsmache zwischen Washington und Tokio. Vor der Eröffnung des Panamakanals war Japans Angriffsstellung die günstigere, weil die Stützpunkte der amerikanisch-pazifischen Etappe, Hawai, Midway, Guam, Manila, jederzeit greifbar vor seiner Tür lagen. Jetzt drohen sich die Verhältnisse umzudrehen. Schritt um Schritt rückt das Sternenbanner-

reich dem Ziel näher, auf dem Steg zwischen Nord und Süd der Neuen Welt, auf dem Damm zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean und den östlich und westlich die Landbrücke bespülenden Meeren sein Machtgebot unangreifbar zu machen. Auf Kuba und Haiti lastet bereits seine Hand; als es weiter mit langem Arm nach Guantanomo, den Kleinen und Großen Corn Islands ausgriff, wurde die Erregung und Eifersucht Englands groß, das aber jetzt in Rücksicht auf die Waffen-Vasallendienste, die ihm Bruder Jonathan leistet, zu schweigen hat. Der Nicaraguavertrag zur Sicherung der Fonsecabucht, die Erwerbung Alaskas mit seinen reichen Kohlenschätzen, die Anlage starrender Befestigungen bei San Francisco, im Puget Sound, an den Toren des Panamakanals, auf Pearl Harbor: alles das sind Drohungen mit dem Messer in der geballten Faust gegen Japans Versuche, sich Niederlassungsgerechtsame in Mittelamerika zu erwerben und gegen den nun einmal triebhaft-elementaren und unbeugsamen Drang des Mongolentums, die dünnbesiedelten Insel- und Küstengebiete von ‚Cisozeanien‘ für seinen völkischen Ausdehnungsdrang in Beschlag zu nehmen. Wie prophetischen Blicks hat, kurz vor dem Krieg, der Verfasser einer Untersuchung über den ‚Panamakanal als politischen Machtfaktor‘ in den vom Großen Generalstab herausgegebenen Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde seine Betrachtungen mit den Erinnerungen geschlossen:

> Auf dem Isthmus lauscht man unwillkürlich dem Atemholen der Weltgeschichte. Altspanische Ruinen blicken dort als stumme Zeugen verblichenen Glanzes eines zerfallenen Imperiums auf den geschäftigen Tag der Gegenwart. Das versunkene Einst, das laute Jetzt, sie reichen sich auf jenem Erdenfleck unvermittelter die Hände als sonstwo auf unserem Planeten. Und die Erinnerung an das, was war, das Bewußtsein von dem, was ist, lösen auf dieser hohen Warte der Weltgeschichte die inhaltschwere Frage aus: Was wird?

In der Tat! Lebhafter denn je drängen sich gegenwärtig solche Fragestellungen beim Rückblick zu all den großen Wendungen der Weltgeschichte seit Balboas Entdeckung der Landenge auf. Damals vermerkte man in deren Tafeln den Anfang der ‚Neuen Zeit‘. Heute, da die Welt, während die Fluten des Karibischen Meers und des Mare del Sur sich vereinten, ein Kampf der Großmächte von gewaltigeren Formen, als sie jemals die Vergangenheit sah, erschüttert, beginnt eine neueste Zeit, die zweifellos auch für die pazifische Erdhälfte den Anbruch eines jungen Tags der Völkergeschichte mit ungewöhnlichen Gewitterbildungen herbeiführen wird. Was zwischen Pennsylvania Avenue und Sotoschiro durch Londons Maklerdienste verhandelt wurde, beruht auf der schwanken Grundlage von Berechnungen des Kriegsauslaufs, die — des sind wir gewiß — das deutsche Schwert über den Haufen werfen wird. China, Brasilien, die kleinen lateinamerikanischen Staaten, die sich dem Ententetrust anschlossen, sind nur durch Betrug und Dollarmacht in den Krieg hineingepreßt worden; Mexiko, ohne dessen Vergewaltigung die Hoffnungen Washingtons auf ozeanische Weltherrschaft niemals reifen können, sehnt sich leidenschaftlich mit dem Rest aller Mannhaftigkeit, die ihm in zerrüttendem Kampf mit übermächtigem Gegner blieb, aus dessen Umklammerung. Alter Erfahrung nach enden Koalitionskriege niemals mit derselben Mächtegruppierung, in der sie begannen. Daß das Gesetz sich jetzt neuerdings bewähren wird, steht schon heute ebenso fest, wie es sicher erscheint, daß weder England noch sein angelsächsischer Schwurgenosse Grund haben werden, auf ihre Brust pochend sich zu rühmen: time's nobless offspring is the last! Und dann, wenn durch den Nebel aller künstlichen Verschleierungen der Risse und Gegensätze im Entente-Turmbau die klärende Sonne bricht, wird auch auf den pazifischen Gefilden anderer harter Wind wehen, und dorthin unter neuen Spannungsgesetzen und mit verschärftem Entladungsdrang das weltpolitische Sturmfeld abziehen, das heute über Europa lastet. Lateinamerika wird die Fesseln falscher Freunde von sich werfen, England, das schon jetzt seine führende Stimme in Ostasien verloren hat, den vollen Lohn seiner rassenverräterischen Politik ernten, Australien, das umsonst die Blüte seiner Jugend auf den europäischen Kampfplätzen geopfert hat, nach zuverlässigerer Deckung gegen die gelbe Gefahr sich umschauen, und Sternenbanner- und Mikadoreich werden sich vor gänzlich neuer Weltlage sehen, bei der keine Verbrüderung von Dollar und Yen die elementaren Gegensätze von Rassenfeindschaft, von Menschenmassen-Druck, -Wander und -Siedelungstrieb wird verwischen können.





Gärten

Was starke Zeiten als zu schwach befanden,
Viel zu entlegen, kaum mehr zu bewerten,
Davon erzählen jene großen Gärten,
Die schon für ihre Zeit, da sie entstanden,

Zu alt, zu still und zu verschollen waren
Und wie ein Stück aus jener Weltgeschichte,
Die nie geschrieben wird. Denn um Verzichte,
Um Sehnsucht und um diese wunderbaren

Ziellosen Wege wird kein Krieg geführt.
Da gehn nur solche, die von dieser Welt
Nichts mehr besitzen als Erinnerungen.

Und kleine Mädchen gehn mit kleinen Jungen,
Sie wissen nicht, wohin. Und manchmal fällt
Ein Lied dazwischen, rührend und gerührt.

Gustav von Festenberg-Packisch-Wien

Gewitter hinterm Rosengarten

Ein Marmorsäulengang — die Luft so blau!
Und Rosen — Rosen tropfen durch die Gitter
Und fallen purpurn auf den weißen Bau.

Der Rankenschatten schwankendes Gezitter
Berührt die Kelche wie ein scheuer Kuß.
Aus blauem Meer steigt dunkel ein Gewitter.

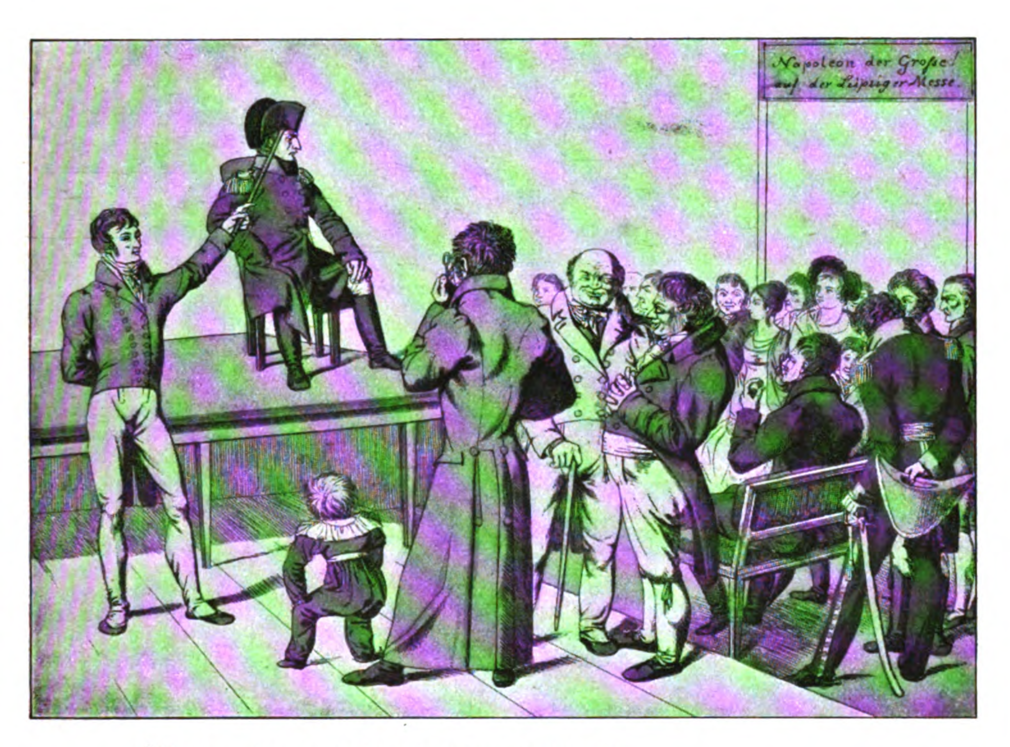
Schon zucken Blitze — rauscht ein Regenguß
Aufs ferne Tal. Doch hier im Rosengrunde
Die Göttin badet ihren weißen Fuß

In Sonne noch und leise in der Runde
Aus dunklen Kelchen leuchtet Purpurglut
In den Pokal der schönheitstrunknen Stunde.

Wer sprach das Wort? Aus all der duft'gen Flut
Flog's wie ein goldner Ball ins Wetterdunkeln.
Dumpf rollt die Ferne wiederhallend: Blut!

Und jäh versanken Lieb' und Luft im Dunkeln.

Julius Havemann



Hier können Sie vor wenig Geld, dem kleinen Menschen sehen,
Der als der gröſte Krieges-Held, die Welt, woll't ganz verdrehen,
Sein ganzes zeigt, von Kopf bis zu den Füßen, das er zum Kreutz, hatt— kriegen müßen.

Die deutsche Napoleonkarikatur und Napoleondichtung

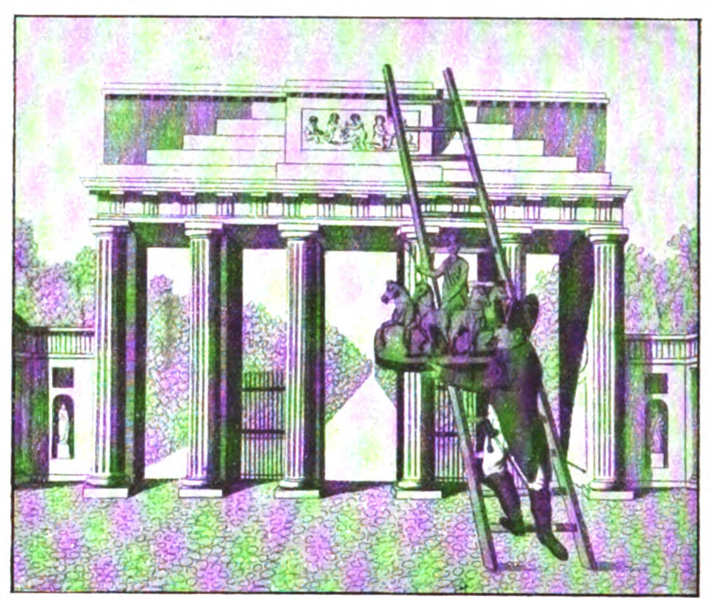
Von Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Geiger

Mit vierzehn Abbildungen nach Blättern des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig, sowie des Königl. Kupferstichkabinetts und des Märkischen Museums in Berlin

Unter Karikatur versteht man die bildliche und die poetische Verspottung bedeutender Persönlichkeiten. Denn wenn man auch gelegentlich unbedeutende Menschen höhnt, so heftet sich doch die Satire meist an hervorragende Menschen, unter denen man litt, an die man, da man mit Gewalt gegen sie nicht aufzutreten wagt, heimlich und spöttisch herantritt.

Man könnte fragen: Ist die Karikatur ein Zeichen höherer Kultur? Die Frage kann weder unbedingt bejaht noch verneint werden. Einerseits ist sie ein Zeichen der Selbstbefreiung, anderseits ein Zeugnis der Ohnmacht. Der Befreiung: denn man macht dadurch dem lastenden Ungemach, dem quälenden Unbehagen, der bedrückenden Erniedrigung Luft; der Ohnmacht: denn man beweist durch solches Aufflammen das Versagen der Kraft, die durch gewöhnliche Mittel dem Hochstehenden nichts anzutun vermag, ihn mit Machtmitteln nicht niederzuwerfen imstande ist, oder die niedrige Lust, den bereits Gestürzten und durch die Elemente Vernichteten einen kleinen Fußtritt zu versetzen; es ist die Rache der Kleinen an dem Großen, solange er mächtig ist, das Triumphgefühl der Befreiten über den, der am Boden liegt.

Eine solche Lust zu höhnen hat sich im Leben der Völker mannigfach bewährt. Gerade in unseren Tagen, da die ganze Welt gegen Deutschland aufgestanden ist und in diesem unnatürlichen Bunde Nationen miteinander verbündet sind, die früher nicht nur nichts Gemeinschaftliches besaßen, sondern in grimmiger Feindschaft miteinander lebten, ist es höchst lehrreich, darauf hinzuweisen, wie Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch die Engländer gegen die Franzosen, diese wieder gegen die Engländer, beide gegen die Russen und fast alle europäischen Nationen gegen die Japaner durch Schrift und Wort wüteten, von den kleineren Nationen ganz zu schweigen, z. B. von den Serben und anderen Halbasiaten, die von den meisten kultivierten Nationen als Schaftreiber und verrohte Wilde dargestellt wurden. Aber man mag zur Illustrierung der gegenseitigen Stimmung der nun miteinander Verbündeten auf die merkwürdige Tatsache hinweisen, wie



Der Pferdedieb von Berlin

die Engländer seit lange bemüht waren, die windigen, leichtsinnigen, der Schlemmerei ergebenen, in Liebeswahnsinn verstrickten Franzosen zu verhöhnen, wie die Franzosen nicht Töne genug finden konnten, die steifbeinigen, in Ehrbarkeit fast Erstickenden, das Französische radebrechenden, jedem Witze gegenüber wehrlosen Engländer der Lächerlichkeit preiszugeben; wie diese beiden Nationen, die ehemals wirklich Träger einer verfeinerten Lebensführung nicht nur, sondern wahrhafter Menschenkultur waren, mit Spottlust und ehrlicher Entrüstung die bildungsfeindlichen, in Roheit versunkenen, dem tollen Säuferwahnsinn hingegebenen knutenschwingenden Russen zu verspotten, wie sie deren vergebliche Kämpfe gegen das Ungeziefer, mit dem sie behaftet waren, zu schildern liebten, und wie sie die rohen Machthaber verlachten, die, unfähig, in Großtaten ihre Stärke zu bekunden, ihre Kraft allein in tyrannischer Wut gegen die Leibeigenen und in gemeinen Ausschreitungen gegen die geknechteten Juden bewiesen. Und nicht minder lehrreich bei einem Gange durch die Zeiten der Weltgeschichte ist es, die Blätter aufzurollen, auf denen die westlichen Nationen, die nun nicht müde werden, in den „kriegsbegeisterten" Amerikanern ihre Heilspender zu erblicken, von denen sie nicht nur Gold, Munition, Nahrungs- und Kampfmittel erhalten, sondern eine nicht minder kräftige militärische Unterstützung ersehnen, als den bedächtigen Uncle Sam zu verhöhnen, der, auf seinen Geldsäcken thronend, auch die übrige Welt nur als Mammonsknechte anerkennt und, jedes höheren Strebens bar, die Welt nur als großes Kaufhaus ansieht, mit dem ohne Anflug von Gewissensbedenken nur Geschäfte, nicht bloß mit Waren, sondern auch mit Menschenleibern gemacht werden können. Und endlich bereitet es großen Genuß zu sehen, wie Ost- und Westmächte, England und Frankreich auf der einen, Rußland auf der anderen Seite, sich in harmonischem Wetteifer bemühen, ihre nun viel umworbenen, gehätschelten, verherrlichten Freunde, die Japaner, als kleines, aber trotz seiner Niedrigkeit mächtiges, wenn auch ekelhaftes Gewürm, als gelbes Tier zu verspotten, das, von unheimlicher



Ein Leipziger Lerchenspies von der Michaelismesse im Jahre 1813.

Geschäftigkeit getrieben, rattenähnlich in alle Schlupflöcher schlüpft, hundertmal vertrieben sich immer wieder einnistet und mit Schlägen traktiert und verjagt, sich heulend und kreischend wieder in seinen Winkel verzieht, aus dem es ausgekrochen ist.

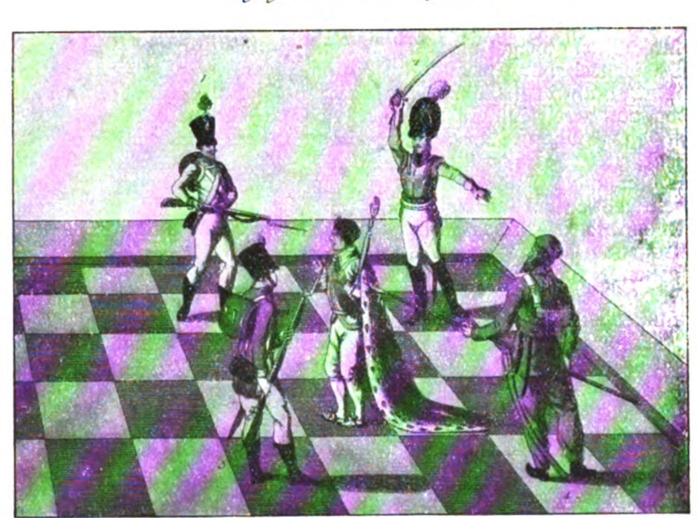
Unter diesen vielfältigen satirischen Angriffen hatte Deutschland ebensowohl in der Zeit seiner Zersplitterung als, und zwar noch in höherem Grade, in der Zeit seines mächtigen Aufstiegs und seiner glänzenden Entwicklung gleichfalls zu leiden. Der blonde, ungeschlachte, schlecht angezogene Deutsche galt als der Typus der Roheit und der Geschmacklosigkeit. Der Teutone erschien nicht anders als mit wirren Haaren, mit unglaublichen, schlotternden Beinkleidern angetan, in dem Mund die nie ausgehende Pfeife, in den Händen den derben Knotenstock und den schäumenden Maßkrug. In dem blonden deutschen Mädchen, das stets mit langen Zöpfen, plumpen Schuhen und entweder in übereinfachem oder durch grelle Buntheit abstoßendem Gewande erschien, wollte man nicht den bezaubernden Liebreiz der anmutsvollen deutschen Jungfrau, sondern den Inbegriff der Zimperlichkeit, der abschreckenden Einfältigkeit erkennen, in den älteren Frauen entweder die abstoßende alte Jungfer oder die durch unförmliche Dicke und vertierte Roheit unangenehme Vettel, die alle unseligen Folgen der Verbuhltheit oder schamloser Trunkenheit an sich hat.

Auch die Deutschen haben durch solche gewiß nicht immer zarte Kampfmittel sich an ihren Gegnern zu rächen gesucht, sie haben teils mit feinen Nadelstichen, teils mit großem Geschütz die Angriffe vergolten, die wider sie geschleudert wurden; sie haben Engländer und Franzosen, Amerikaner, Russen und Japaner („den gelben Japs") gehöhnt und verlacht und eine große Meisterschaft der Verspottung bekundet. Die Blütezeit dieser deutschen Karikatur beginnt freilich erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, mit dem Aufkommen des „Kladderadatsch". Zwei Personen waren die besonderen Opfer der Karikaturisten, die eine, die man mit scheuer Ehrfurcht nannte, „Bismarck", dessen drei Haare geradezu typisch wurden, und Napoleon III., ER, der nur mit dieser Buchstabenbezeichnung als der Große hingestellt werden sollte, während er durch den blutigen Hohn, mit dem man ihn behandelte, nur als der kleine Gernegroß galt, erfolglos bemüht, seinem wirklich großen Ahnen nachzujagen oder ihn zu übertreffen.

Aber besonders wurde der große Napoleon das Opfer der Karikatur.

Schon als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, regte sich selbst in Frankreich die Lust, ihn zu verhöhnen, so daß 1799 die meisten französischen Zeitungen verboten wurden und nur die offizielle, der Moniteur, erscheinen durfte. In England verspottete man den Übermütigen, als er gefährlich war, und selbst in Deutschland, namentlich in Preußen, suchte man sich an dem Bezwinger, der die Viktoria auf dem Brandenburger Tor gestohlen hatte, als an dem „Berliner Pferdedieb" zu rächen. Aber es war natürlich zu gefährlich, solange seine Schergen im Lande waren und solange die Spione französischen und leider auch deutschen Ursprungs, aber undeutscher Gesinnung, ihr verräterisches Wesen trieben, die wahre Anschauung gegen den rachelustigen und strafbereiten Tyrannen offen zu zeigen. Daher entfaltete sich die Karikatur erst zu voller Blüte, nachdem dem ehemals allmächtigen, durch die Tapferkeit der Spanier, der erste Halt auf seinen Siegeszügen geboten worden war, und besonders nachdem der furchtbare Winter und die russische Zähigkeit den Eroberer zum Rückzug gezwungen hatten. Seine gewaltige Niederlage bei Leipzig, seine Verbannung nach Elba, seine völlige Vernichtung bei Belle Alliance, die Gefangenschaft in St. Helena und sein Tod waren die weiteren Momente, die den Inhalt der gegen ihn gerichteten Darstellungen boten.

Das große Schachspiel im Jahr 1813.



Das Hin- und Herziehens waren alle satt,
Und alle rufen zu dem Treiber: matt!
1. Laufer. 3. Thurm. 2. 4. Springer

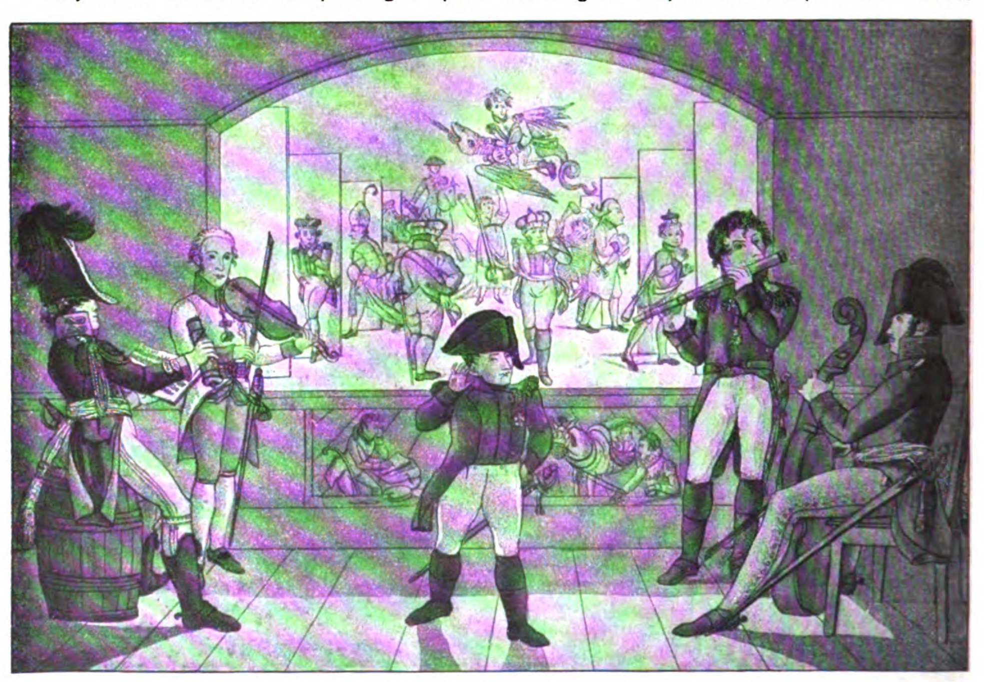
Bevor diese an der Hand eines neueren Werkes (Die deutsche Napoleon-Karikatur. Eine Auswahl und Würdigung der bezeichnendsten Blätter von Friedrich Schulze. Weimar 1916, Gesellschaft der Bibliophilen), betrachtet werden sollen, sei es gestattet, auf einzelne besondere Karikaturen hinzuweisen, teils solche, die sich mit Berlin beschäftigen, teils solche, die ebenso wegen ihres Gegenstandes wie um des Meisters willen, von dem sie herrühren, interessant sind: Gottfried Schadow.

Die allgemeinen Darstellungen geben die Geschichte seines ganzen Lebens. Die eine führt eine Treppe vor, auf deren einzelnen, aufwärts führenden Stufen der korsische Knabe, der Militärschüler, der Glücksritter zu Paris, der General, Herrscher, Großherrscher, auf deren abwärts führenden: Abschied aus Spanien, Schlittenfahrt aus Moskau, Lebewohl aus Deutschland, Ende (durch einen Galgen angedeutet), in Wort und Bild gezeigt werden; der unter der Treppenerhöhung verfügbare Raum, „Fortdauer nach dem Tode" überschrieben, stellt den von zwei Teufeln mit großen Spießen in das Höllenfeuer geworfenen und dort bearbeiteten Kaiser dar (S. 478).

Ein anderes „Das französische Kaisertum" betitelt, enthält verschiedenartige Szenen: Oben die feierliche Krönung, unten goldstrotzende Generäle, Hilfesuchende allerart, segnende Geistliche, daneben eine flehende Frau, die ihren Schmerz durch Beten übertäuben will.

Schadows Berliner Darstellungen sind höchst witzig, die eine: „Teilung der Welt" zeigt den auf der Weltkarte stehenden Herrscher, der mit dem Finger auf die Reiche zeigt, die er verteilen will; vier beutegierige Verwandte und Generäle begucken die Anteile, die ihnen zugesprochen werden sollen, während der Minister des Auswärtigen ein Protokoll über die Verteilung aufsetzt. Die zweite „Nehmet Berlin" ist ein Hohn auf den Eroberer, der über eine Sache verfügt, die ihm nur halb gehört: der Herrscher, der mit einem Finger auf seine Gesellen weist, unter denen der große Scherer (le grand tondeur), hinter dem ein Schaf einhergeht, die charakteristischste Figur ist. Die dritte „Das Hallische Dor" zeigt ein Mitglied der Berliner Bürgerwehr, hinter dem der mit der Pistole bewaffnete Berliner Bär steht, die beide auf die anrückenden französischen Soldaten anlegen und wirklich meinen, die gewaltigen Gegner abhalten zu können. Das witzigste Blatt Schadows betitelt sich „Die Fechtstunde" (S. 479): Der Unterricht, den der riesige Friedrich Wilhelm III. dem kleinen, fast zwerghaften Napoleon erteilt, dem seine Generäle halb neugierig, halb verzweifelt zuschauen, während hinter dem Preußenkönig ein Russe, ein Engländer und der deutsche Michel in ihrer ganzen Haltung und durch ihre Mienen das Triumphgefühl bezeugen, das sie an der prächtigen Leistung ihres Verbündeten empfinden.

Napoleon war in Spanien zu Schaden und in Rußland zu Schanden gekommen. Diese beiden Ereignisse werden in Karikaturen gern behandelt. Auf einem Blatt



Es geht zum Ende. Zeichnung von Gottfried Schadow



Feierliche Leichenbestattung der Universal-Monarchie. Zeichnung von E. Th. A. Hoffmann

„Spanisch Bitter und russisch Eis“ kredenzen ein Spanier und ein Russe die genannten Erzeugnisse und Napoleon ruft erschreckt aus: „Das eine ist mir zu kalt, das andere macht mir heiß“; auf einem andern Blatte halten beide dem Kaiser ein Fläschchen vor die Nase und rufen spöttisch aus: „Ei Kamerad, du hast dich ja sehr in die Enge gezogen.“ Auf einem dritten und vierten spielen die Kosaken dem Imperator zum Tanz auf und höhnen ihn: „Es ist dir nicht gelungen, uns tanzen zu lernen wie du pfiffst; jetzt wollen wir sehen, ob es uns gelingt, dir tanzen zu lernen, wie wir pfeifen.“ Oder ein Kosak auf schnellem Pferde reitet dem feindlichen Heerführer, der auf einem Krebse sitzt und ihn mit einer Rute vergeblich anzustacheln sucht, mit grimmigem „Haha“ lachend entgegen. Ein furchtbarer Hohn kommt in einem andern Blatt zum Ausdruck, auf dem ein russischer Bauer ein Sträußchen dem ehemals Unüberwindlichen entgegenhält: „Gepflückt am Njemen“ oder wie im „Wechsel des Glücks“, wo auf der einen Seite zwei hochmütige Franzosen tafeln, während russische Bauern demütig daneben stehen, auf der anderen Seite dagegen Russen behaglich schmausen, während ein Franzose elend am Boden liegt.

Ganz besonders lebhaft wird der Jubel nach der Leipziger Schlacht. Das bekundet sich schon in dem ersten Blatt, auf welchem dem Kaiser eine unverdauliche Semmel mit der Aufschrift „Leipzig“ zwischen den Zähnen steckt; deutlicher auf dem zweiten, auf dem der Besiegte seinem Verbündeten, dem Könige von Sachsen, auf dem Leierkasten die Melodie vorspielt:

„Dieu, mein lieber Frédéric Augustin,
Es ist alles verloren, es ist alles hin.“

Ebenso auf einem dritten, wo ein deutscher Landsturmmann mit dem Ziehen einer langen Nase und mit deutlichem Fußtritte die fliehenden Franzosen und ihre Verbündeten verspottet oder auf einem vierten: „Das Strafgericht“, auf dem der auf einem Teppich sitzende, auf eine Städtekarte weisende Napoleon kläglich ausruft:

Mich wirst du niemals wiedersehn,
Weil alle hier für einen stehn,

und auf das hin von Deutschland, Europa und dem Tod die Weisung erhält:

Zu mir darfst du nicht wiederkehren,
Das wird dich Marschall Vorwärts lehren.

Und:

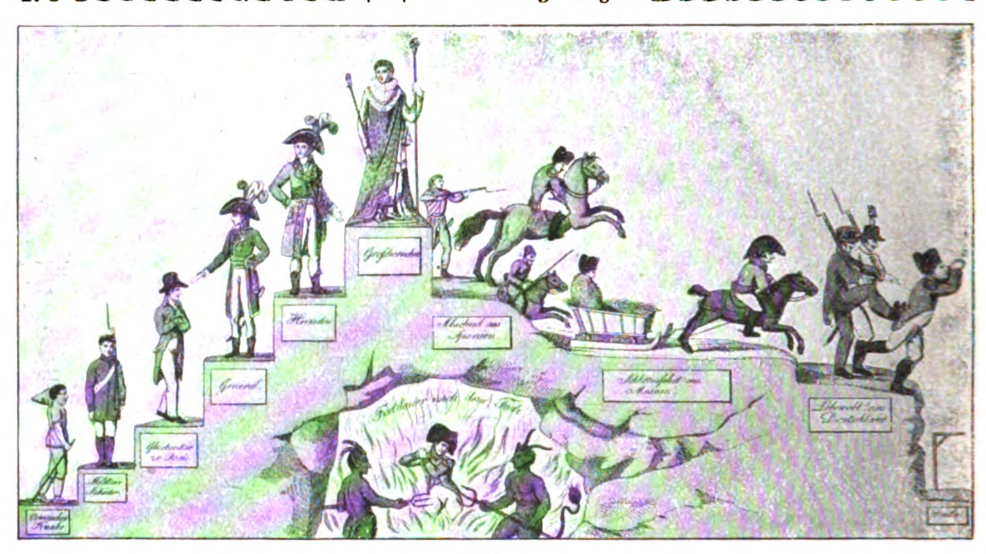
Verödet hast du meine Länder,
Fluch dir, du großer Weltumwender.

und endlich:

Umsonst bezeichnet hier dein Finger,
Aus ist es mit dem Weltbezwinger.

Endlich ist ein fünftes Blatt hervorzuheben, auf welchem der Landwehrmann dem wiederum vor einer Karte sitzenden Gestürzten zuruft:

Mark Brandenburg, den Leckerbissen,
Hast du mit Schlägen verlassen müssen;
Du dachtest Schlesien geschwinde zu erhaschen,
Jedoch die Katzbach hat den Vorsatz ausgewaschen,
Die Lausitz war ganz offenbar
Für dich ein ungenießlich Haar.



Napoleons Stufenjahre. Zeichnung von Gottfried Schadow

In Sachsen wurdest du besiegt,
Drum zeigst du nun, wo Leipzig liegt.

Dieser Leipziger Karikaturen ist Legion: Bald trägt ein strammer Landwehrmann die Geschlagenen auf einem Spieß (S. 474); bald seift ein anderer, während Österreicher und Russen zuschauen, den Kaiser ein; bald bringen dem Flüchtigen die Raben eine „Dankadresse“, denen er entgegenruft: „Nur zugelangt, ihr schwarzen Gäste, ich muß fort, ich wittere schon Kosaken“; bald muß er zusehen, wie sein Abbild beim „Leipziger Vogelschießen“ von den Verbündeten abgeschossen wird, um dann traurig auszurufen: „Ich werde an das Vogelschießen denken“, bis endlich im „Schachspiel“ (S. 475) der in kaiserlichem Ornat auf dem Schachbrett Thronende von seinen Feinden den Ruf zu hören bekommt:

Des Hin- und Herziehns waren alle satt,
Und alle rufen zu dem Treiber: Matt!

Napoleon hatte nach Frankreich entweichen müssen; der Rhein begleitet ihn mit spöttischen Handbewegungen. Die verbündeten Nationen zwingen ihn auf dem „Nationalball“ unendlich bis zur völligen Ermattung zu walzen; bis er „exorzisiert“ der Dame Gallia seine Schulden bezahlt und einsam auf Elba sitzt. Es ist nun ganz lustig zu sehen, wie dort seine „Auspfändung“ erfolgt; wie aus seinem Munde alle die eroberten Städte und Länder herauskommen und wie er, in einem Käfig eingeschlossen, als „der große Adler in der Mauser“ von seinen Feinden verlacht und in einer Wagschale balanciert wird. Dabei hat er kläglich zu schreien: „Nur nicht nach Norden!“ Sein Söhnchen steht vor ihm, da er große Seifenblasen macht, die die Aufschriften aller der Reiche führen, die er erobert hatte, aber wieder verlassen mußte, und ruft frohlockend aus: „Ach Papa, welche schöne Seifenblasen hast du gemacht!“ (S. 481).

Napoleon kommt wieder nach Frankreich zurück, freilich nach den ihm gewidmeten Bildern nicht als Sieger, sondern wie ein Dieb, der heimlich, während alle schlafen, mit einem Nachschlüssel die Tore öffnet (S. 482), um dann nach einem schnellen Siegeslaufe bei Belle-Alliance schmählich zu enden. Ein Riese (Blücher) hält das Zwerglein in der Hand (S. 481) und traktiert ihn wie ein unartiges Kind, während der Erklärer boshaft hinzufügt:

Ein Männlein kam aus Korsika
Und meinte groß zu werden.
Und zu verschlucken, fern und nah,
Die Völker all auf Erden.
Allein es ward sein Spiritus
Durch eines Mannes Erbsenschuß
Gar jämmerlich getroffen.
Da kam das Männlein wiederum
Aus Elba hergefahren,
Er lockte in sein Kaisertum
Von neuem unsre Scharen.
Da sah ihn gar der große Mann
Für einen Daumenreiter an
Und gab ihm Nasenstüber.

Macht sich schon der Haß in den Blättern geltend, die dem noch immer Gefährlichen galten, so tritt dieser noch lebhafter hervor, als der Kaiser auf St. Helena saß.

Eines dieser Blätter stellt den Gefangenen ausschließlich von Affen umgeben vor, von denen ihn einer barbiert, die anderen, von denen der eine als Artiste Imperial bezeichnet wird, ihn umspielen, wieder andere sich an seinen Stiefeln belustigen. Ein anderes Blatt schildert die Feier des Napoleonstages auf St. Helena: Er selbst hält eine Parade ab, an der aber nicht Truppen, sondern nur



Die Fechtstunde. Zeichnung von Gottfried Schadow

Ratten teilnehmen. Große Scharen davon marschieren, manche tragen Fahnen mit der Aufschrift: Leben oder laufen, andere tragen den kaiserlichen Almanach und gewisse Embleme der kaiserlichen Würde. Noch grausamer ist ein drittes Bild: Napoleon in einer Kleidung, die zu einem Drittel kaiserlich, zu dem zweiten feldherrn- und zu dem dritten abenteuerlich aussieht, sitzt wiederum von Ratten umgeben auf einer Trommel, die die Inschrift trägt: „Nun lärmt's Ding nicht mehr." Er ist von einem Schirm bedeckt, auf dessen Spitze ein Adler thront. Der Schirm trägt die Inschrift: „Unter dem Schatten deiner Flügel"; während er selbst nach einem Stocke greifend ausruft: „Ach Hut und Degen, Krone und Zepter gingen bei la Belle-Alliance verloren," hört er, wie ein Papagei ihm zukrächzt: „Nap, armer Nap, mit einer Schlafhaube, wo hast du denn deinen pfiffigen Hut gelassen?"

Schließlich bot auch der Tod den Gegenstand gehässiger Schilderungen. Auf dem einen Blatte wird der Verstorbene vom Teufel geholt und indem er ihn auf den Armen wiegt, spricht er zu ihm: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Oder einem anderen (S. 484), auf dem sich der Furchtsame dem schrecklich dreinschauenden Teufel zu entziehen sucht und auf seine gestammelte Bitte:

Laß mich, ich verspreche dir
Meine Armee ganz dafür,
Bitte lieber Großpapa,
Ich will nicht nach Korsika,

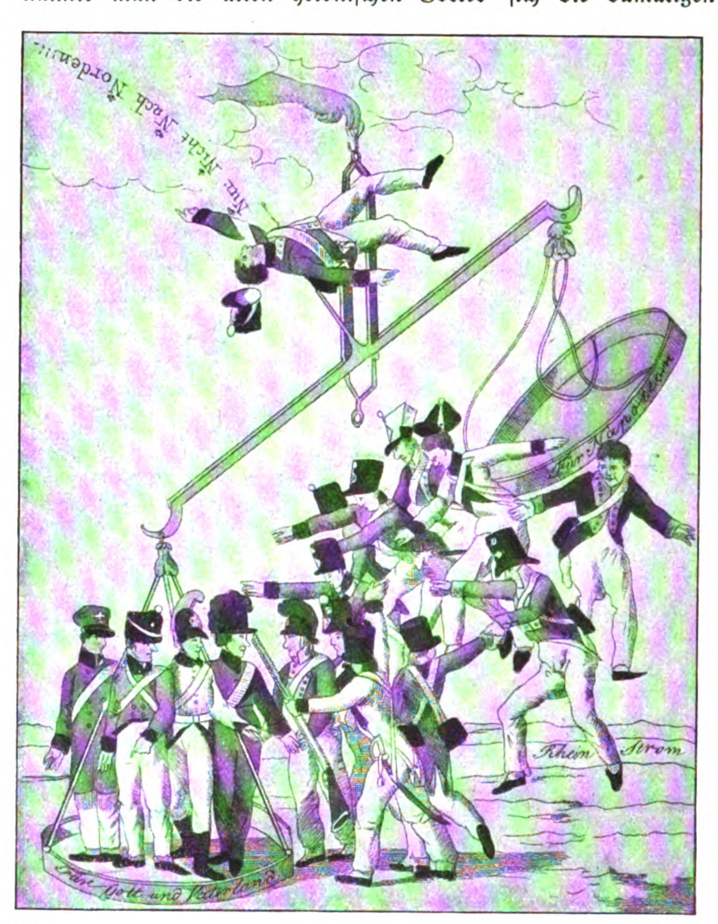
die Antwort erhält

Nur hier herein, Kumpan, du hast nicht mehr zu wählen,
Du fehlst in meinem Reich mir noch als Höllenrat.
Denn daß du es verstehst, die Geister recht zu quälen,
Hast du bewiesen oft mit mancher Höllentat.

An diese Bildkarikaturen mag die poetische Literatur angereiht werden, die auch Zerrbilder des Besiegten und des Gefallenen entwirft.

Das Volkslied kleidete sich in verschiedene Formen und bevorzugte mannigfach Dialekte. Man liebte es, plattdeutsch zu reden, gelegentlich das Jüdisch-Deutsche anzuwenden, namentlich aber das Kauderwelsch des das Deutsche radebrechenden Franzosen nachzuahmen. Man gebrauchte Chronosticha, lateinische Verse, in denen einige durch den Druck hervorgehobene Buchstaben die Jahreszahl andeuteten, A. B. C.-Lieder, deren Zeilenanfänge das Alphabet seiner Reihenfolge nach wiedergaben, Buchstabenspielereien anderer Art nach folgendem Schema: „Moskaus merkwürdiges Meisterstück machte mutwillige Männer morsch." Man gefiel sich in witzlosen Echoliedern, in denen das Echo eine den Franzosen ungünstige Antwort zu geben hatte. „Sage mir, wann wird England der Franken Kolonie? O nie! Ich verlasse mich auf meine Größe, wem könnte ich da mißfallen? Allen. Was soll denn aber endlich aus der Franken Kaiser werden? Erden!" Man gebrauchte biblische Wendungen, teils indem man zur Darstellung der Ereignisse den schlichten Ton der Bibel nachahmte, teils indem man Gebete dichtete mit Einfügung biblischer Worte oder alter Gebetsformeln, z. B. das „Vaterunser des Bauern" dessen Anfang so lautete: „Vater unser, der du bist im Himmel, befrei' uns von dem Kriegsgetümmel und von der Tyrannei Gezücht, auf daß ihr Unternehmen

nicht geheiligt werde, und daß nicht Frankreichs frecher Same bei uns mehr gelte als dein Name, sie quälen ohne Ruh und Rast und schreien: Bauer, was du hast, zu uns komme. Sie rauben, plündern immerdar, und wenn sie können, auch sogar dein Reich.“ Wie die Bibel, so benutzte man auch untheologische lateinische Vorlagen, z. B. das Gaudeamus igitur, oder führte klassische Reminiszenzen an. Mit besonderer Vorliebe nannte man die alten heidnischen Götter



Die Wagschale

und stellte deren Tätigkeit für die deutsche Sache etwa so dar:

Es gibt Diana ihren Nymphen allen
Den Freipaß zur Soldatenfrau;
Selbst Vesta nimmt's, der Landwehr zu gefallen,
Mit ihrer Lampe nicht genau.
Merkur kehrt seine harten Mammonsdiener
Zu milden Patrioten um,
Und stark beim Appetit der heiligen Hühner
Fühlt sich das fromme Publikum.

Das Volkslied ist, wie schon aus einigen der mitgeteilten Proben ersichtlich ist, gern humoristisch. Diesen Humor den Lesern klarzumachen ist aber eine ungemein schwierige Aufgabe. Denn der Humor wirkt auf den einzelnen je nach seiner Stimmung und seiner Individualität; es könnte daher leicht sein, daß das, was dem Auswählenden besonders humoristisch erschien, auf den Leser den Eindruck verfehlt. Doch soll einzelnes hervorgehoben werden.

Zu den poetischen Formen, deren sich die damaligen Dichter bedienen, gehört auch das Drama. Eines derselben ist betitelt: „Politisches Quodlibet, Schwank in drei Akten von G. Harrys.“ Das Eigentümliche dieses Schwanks besteht darin, daß die vorkommenden Personen, Napoleon, Alexander u. a. nur in Versen bekannter Gedichte oder in Arien beliebter Opern sich ausdrücken. Alexander beginnt z. B.: „Wer klopft denn da vor meiner Tür? Geh doch und sieh, wer ist dafür?“ Napoleon antwortet: „Ich bin der Schneider Kakadu, durchstreif' die ganze Welt und hole mir noch immerzu die Taschen brav voll Geld.“ Alexander aber schließt: „Geh, scher' dich fort und packe dich.“ Im zweiten Akt stimmt Napoleon, nachdem er vorher schon gesungen: „O du lieber Augustin, alles ist hin,“ die bekannte Arie an: „Ich bin heruntergekommen und weiß doch selbst nicht wie.“

Besonders gern wählen die Dichter zum Vergleiche Schul- und Universitätsverhältnisse. Es lag ja nahe, die Franzosen, nachdem sie mitten in ihrer Siegeslaufbahn hatten innehalten müssen, mit Schülern und Studenten zu vergleichen, die ihre Pensa nicht gründlich durchgenommen hatten. Zur Erklärung folgenden Gedichts ist nur zu bemerken, daß Donat das grammatische Lehrbuch der lateinischen Sprache war, das jahrhundertelang fast ausschließlich gebraucht wurde. U. d. T.: „Grammatisch politische Gedanken eines Sachsen nach der Leipziger Völkerschlacht“ heißt es:



Ach! Papa, welche schöne Seifenblasen hast Du gemacht!

Zum Weisen Leipzigs sprach mit Hohn
Jüngst der Tyrann — ihr kennt ihn schon —
„Lehrt eure Schüler konjugieren
Und laßt sie fleißig deklinieren.“
Wir Deutschen folgten diesem Rate
Und kamen aus der Deklination
Bald in die Konjugation.
Er aber selbst ging rückwärts im Donate.
Die Wahrheit kann er fertig zwar,
Doch nicht das Schicksal deklinieren,
Aktivum und Passivum gar
Verwechselt er beim Konjugieren.
Wenn wir die Schlachtberichte fragen,
Spricht er: Wir haben statt wir sind geschlagen.

Dieselbe Leipziger Schlacht, die diesen Schulwitz erzeugte, rief, nebst unzähligen anderen, auch einen akademischen Scherz hervor. U. d. T.: „Die akademische Laufbahn“ stellte ein Anonymus Napoleon ironisch als den absolvierten Studenten dar:

Die Universitäten alle
Hat mit Succeß er frequentiert.
In Jena, Wien, Berlin und Halle
Und Königsberg viel Lärm verführt.
Und Gott und alle Welt turbiert, —
Doch Gott sei Dank, mit Knall und Falle
In Leipzig endlich ausstudiert.

Überall wurde der Leipziger Erfolg frohlockend als der Anfang des Endes verkündet. Dies geschah ganz heiter in einem Extrablatt der Berliner „Spenerschen Zeitung“:

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da 's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-Extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wüterich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Dem folgt ein Extrafrieden.
Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet dieses Extrablatt,
Drob freut es sich nicht wenig.
Und wer dies Blatt gelesen hat,
Geh seinen Weg und schrei' sich satt:
Heil unserm Extrakönig!

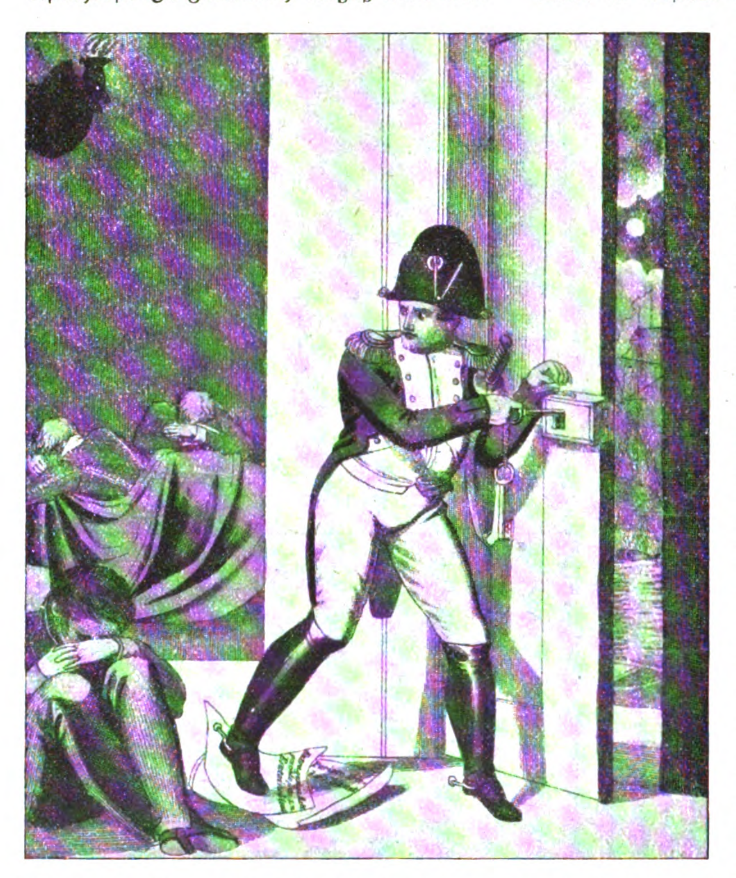
Indessen schon als Napoleon auf St. Helena saß, begann die Stimmung zu seinen Gunsten umzuschlagen. Selbst seine tückischen Gefangenenwärter empfanden ein menschliches Rühren. In Deutschland, das doch am meisten unter dem gewaltigen Eroberer gelitten hatte, zeigte sich während seiner Einkerkerung tiefes Mitgefühl und noch mehr nach seinen Tode eine echte geschichtliche Auffassung seines Tuns und seines Wesens. Damals prägte Zacharias Becker, der durch einen Gewaltakt Napoleons lange Zeit seiner Freiheit beraubt gewesen war,



Ein großer General und ein kleiner Kaiser.

das schöne Wort: „Ihn verkleinern, die Kraft und Gewalt seines Geistes ableugnen wollen, wäre elend und kläglich“ und Friedrich Lehne, ein ehemaliger Mainzer Revolutionär, schilderte den Kontrast seines glanzvollen Aufstiegs und seines kleinlichen Endes durch den richtigen Satz: „Anstatt eines kostbaren Mausoleums ist die Klippe, auf der er starb, sein Monument, schreckhaft und groß wie sein Schicksal.“

Dem Mitleid folgte bald fast überall die Apotheose. In Frankreich vergaß man alles



Und als die Wächter schliefen, siehe da leuchtete Luzifer seinem Liebling (Offenb. Joh. 9. v. 11) und er entkam bei dunkler Nacht, auf dass erfüllet würde, was geschrieben stehet Offenb. Joh. 17. v. 8.

Flucht von Elba

Elend, das der Usurpator über das Land heraufbeschworen und sonnte sich nur in dem Glanze seines Ruhmes; seine ehemaligen Krieger ergötzten sich an ihren Erinnerungen und schwelgten in der Wiederbelebung ihrer ehemaligen Siege und Triumphe; selbst Engländer, Russen und die nordischen Dichter mischten in ihre unauslöschliche Empörung, in ihre grimmige Wut Ausdrücke des Staunens und Grauens über die kolossale, rätselhafte Erscheinung und wiesen das Urteil der Zukunft zu.

Dieser Appell an eine spätere Zeit zusammen mit dem lapidaren Worte „er war“, der Andeutung, daß diese Allgewalt der Vergangenheit zugeschrieben werden müßte, ist auch die Signatur der klassischen Manzonischen Ode, die teils im Original, teils in der berühmten Übersetzung Goethes den Ton für eine neue, leidenschaftslose, aus Furcht und Staunen zusammengesetzte Anschauung Napoleons auch in Deutschland angab.

Denn in unserm Vaterlande haben sich außer Goethe noch viele andere in Übersetzungen des italienischen Meisterwerkes versucht. Außer solchen Übertragungen jedoch bemühten sich die Deutschen in Dichtungen, deren eigentliche Note zunächst die objektive Beurteilung der grandiosen Erscheinung und dann die durch die kleinlichen Verhältnisse der Gegenwart entfachte und gesteigerte und durch Mitleid durchwärmte begeisterte Bewunderung des Helden war. Die nach Freiheit Verlangenden beklagten, daß der Riese zu klein gewesen wäre, um den Völkern die Freiheit zu bewilligen, vielmehr sich darin gefallen habe, die Nationen in Fesseln zu schmieden. Chamisso, der auch in Deutschland nicht verlernt hatte, trotz alles Kosmopolitismus und aller deutschfreundlichen Gesinnung sich halb als Franzose zu fühlen, sang:

O hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind,
Das dir entsunkne, dein gewicht'ges Herrscherschwert.

Ähnliche Klänge brauchte Platen in einem Gedichte:

Ein Sohn der Freiheit, aber uneingedenk
Des edlen Ursprungs, einem Geschlechte sich
Aufopfernd, das ihn wankelmütig
Heute vergötterte, morgen ihn preisgab.
O hätte dein weit schallendes Kaiserwort
Dem Volk Europas was es gewollt, geschenkt,

Wohl wärest du seines Liedes Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton.

Während unbedeutendere deutsche Dichter Lamey und Mahlmann sich damit begnügten, die Zertrümmerung des Kolosses in leidenschaftsloser Ruhe zu verkünden, war aus dem „brandgemalten Teufel" Arndts allmählich weit schwächer und schwächlicher der „Besen der Zeit" geworden, und die „Gottesgeißel", wie Napoleon zuerst von Viktor Hugo bezeichnet worden war, wurde von Grillparzer in dem Sinne gedeutet, daß nicht der Korse sich zu einer solchen gemacht habe, sondern daß er von der Allmacht dazu ausersehen und bestimmt worden war.

Solche Gedanken hatte schon Zedlitz angedeutet in den Versen:

Ein Wetter, daß die Welt sich reine,
Ward er vom ew'gen Throne hergesendet.

Aber Grillparzer sprach diesen Gedanken deutlicher in den Versen aus:

Dich lieben kann ich nicht — dein schweres Amt
War: eine Geißel Gottes sein hienieden.
Das Schwert hast du gebracht, und nicht den Frieden,
Genug hat dich die Welt darum verdammt.
Doch jetzt sei Urteil vom Gefühl geschieden,
Das Leben liebt und haßt; der Toten Ruhm
Ist der Geschichte heil'ges Eigentum.

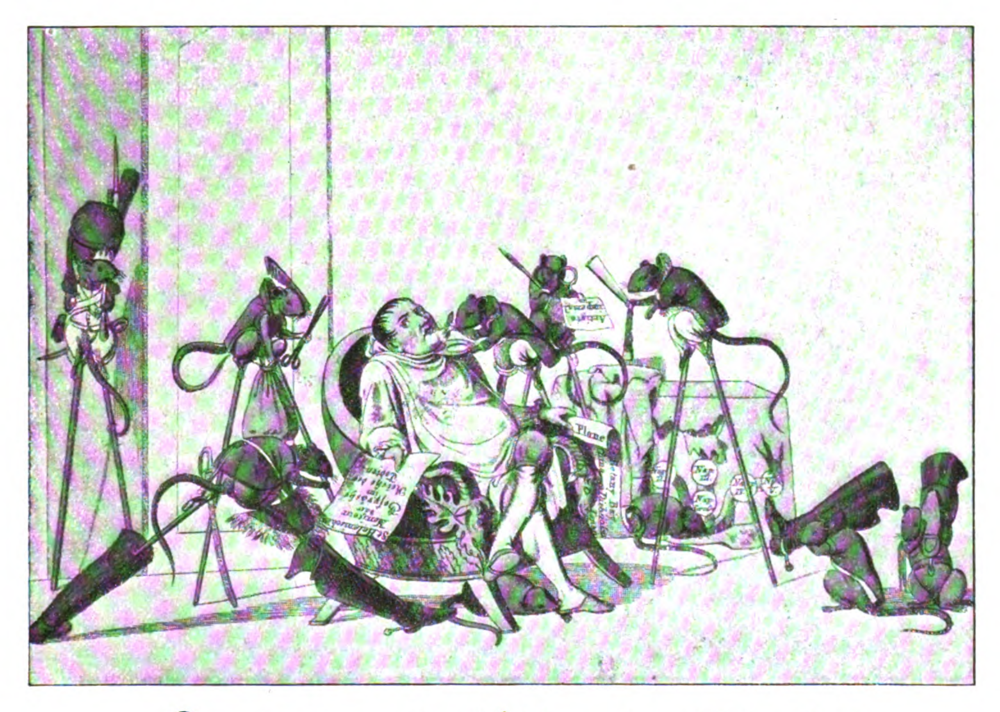
Und an einer andern Stelle desselben Dichters heißt es:

Das Fieber warst du einer bösen Zeit,
Vielleicht bestimmt, des Übels Grund zu heben.
So flammtest du durchs aufgeregte Leben!
Doch wie des Krankenlagers Ängstlichkeit
Dem Fieber pflegt der Krankheit Schuld zu geben,
Schienst du allein der Feind nur aller Ruh
Und trugst die Schuld, die früher war als du.

Diese versöhnliche Stimmung, die in Napoleon nur den Träger eines größeren Dämon, den Sündenbock für das Verfehlen anderer oder für die Laster einer ganzen Epoche sehen wollte, dauerte an. Ihr gab Grillparzer Ausdruck durch die Verse:

Was sie gesündigt ohne Unterlaß,
Was sie gefrevelt seit den frühsten Tagen,
Ward allzusammen auf dein Haupt getragen,
Du duldetest für alle aller Haß.

Ja man ging noch weiter. Aus dem Gehaßten wurde der Geliebte und Bewunderte. Es ist ein geschichtliches Unrecht, wenn man Heine ausschließlich zum Veranlasser und Verkünder solcher veränderten Auffassung gemacht hat und noch immer machen will. Selbst ein Unentwegter wie Gutzkow hat Napoleon gelegentlich mit dem Erlöser verglichen und der Demokrat Ernst Ortlepp hat einmal die Verse gebraucht:



Des grossen Mannes kleine Hofhaltung auf der glückseligen Insel.

Und staunen selbst die Cherubim
Denn sie schauen einen Gott auf Erden.

Eine solche gänzliche Umkehr, völlig unerwartet, da nach dem Tode des Bedrückers Europas vieles bisher unbekannte ihn schwer belastende Material veröffentlicht wurde, ward durch zwei Momente hervorgerufen. Das eine ist, daß nach seiner Entfernung sich die allgemeinen Zustände eher verschlimmert als verbessert hatten. Selbst der politisch wirklich doch recht zahme Goethe, der nicht allzuviel Verlangen nach Freiheit empfand, der vielmehr gern geneigt war, den Herrschern Machtfülle zu gewähren, äußerte sich zwar über die Gefangennehmung befriedigt:

Gott Dank, daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena;

fügte aber die resignierten Worte hinzu:

Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen.

Weit offener jedoch ließ sich Grillparzer vernehmen, der im Hinblick auf die Vergangenheit und in der Betrachtung der Gegenwart seinem Zorn und seiner Enttäuschung Luft machte durch die Verse:

Denn seit du fort, fließt nun nicht mehr das Blut,
In dem vor dir schon alle Felder rannen?
Ward Lohn den gegen dich vereinten Mannen?
Ja heilig das von dir bedrohte Gut?
Die Tyrannei entfernt mit den Tyrannen?
Ist auf der freien Erde, seit du fort,
Nun wieder frei Gedanke, Mahnung, Wort?

Das andere aber, das zu der Veränderung der Stimmung beitrug, ist die Empfindung des Mitleids, die sich überall Bahn brach. Aus den unzähligen Ausdrücken, die diese Empfindung bekundet, sei nur eine ausgewählt, aber eine der kennzeichnendsten. Ein hoher preußischer Beamter, der nicht bloß im Nebenberuf Dichter war, der Staatsrat Stägemann, der 1807 von dem Korsen die Karikatur entworfen:

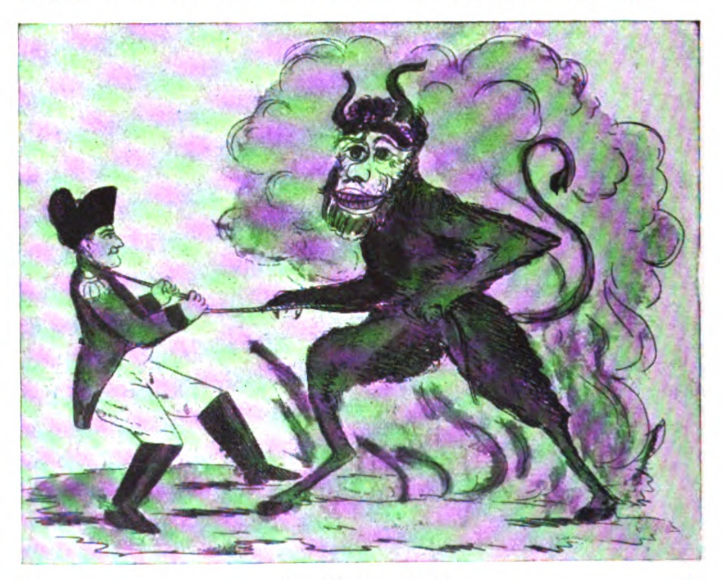
Aus eines Scheusals gräßlichem Schoß entsproßt
Erwürgt er kalt die Mutter und waffnet sich
Mit jedem Tod aus ihrem Rüsthaus,
Nun ein entsetzlich Gespenst des Erdballs,

hat zwanzig Jahre später Strophen geschrieben aus Mitleid entquollen, mit Teilnahme und Bewunderung gemischt, die in den Versen ausklingen:

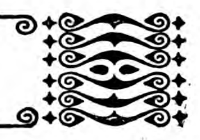
Kein Mal erhebt sich. — Keines? Wie Fittiche
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Marengo, Jena, unverweslich [Austerlitz
Senken sich über den Hügel Longwoods.
Sein ruhig Bett umrollen die Wogen. Er
Vernimmt sie nicht. Von Rasen ein Teppich [hält
Den Busen überwältigt, der einst
Atmend die Reiche der Welt zersprengt hat.

Das sind Verse, in denen der Preuße die größte Schmach seines Vaterlandes zu einer Huldigung für den benutzte, der dem Lande das größte Elend bereitet hatte. Ja geradezu mit dem Nationalhelden Deutschlands wurde der fränkische Imperator zusammengestellt und wenn auch nicht ausdrücklich seine Wiederkehr als die des Herstellers der Freiheit und der nationalen Größe erfleht wurde, erklingt es doch wie eine Art Sehnsucht aus Karl Immermanns Versen:

Der Kaiser Friedrich Rotbart
Sitzt tief in des Berges Gruft;
Hoch liegt auf nacktem Meerfels
Der Kaiser Napoleon.



Vom Teufel geholt

Zum alten Turm

Von Wilhelm Schussen



Als Megerlin gestern Bergkirchen und damit den Winter ohne Ende verließ, lag dort die Ebene in funkelndem Schnee; schwarze, schweigende, grauweißbestäubte Wälder dunkelten dahinter. Zwar prahlten in dem kleinen Gartenstück vor seiner Junggesellenbude die Finken auf kahlen, blauschattenden Zwergbäumen so frisch und unbekümmert wie anderwärts und die Hähne krähten hier tagsüber in den Häusern am Stadtsaume so kraftvoll wie nur irgendwo, aber der Frühling wollte nicht kommen. Die Gegend zählte zu den fruchtbarsten Ackergründen des Landes. Nichtsdestoweniger wirkte sie wie eine im Grimm erschaffene Landschaft, wie ein härenes Bußgewand, wenn man, namentlich im Vorfrühling, etwa vom sonnengrünen Unterland heraufstieg. Megerlin hatte nun schon allzulange seine Sehnsucht bezwungen, wenigstens auf kurze Urlaubszeit wieder einmal ins Unterland auszureißen, sich dessen köstlich weiche Luft um Hals und Fingerspitzen rinnen zu lassen, die roten in der Sonne flimmernden Keuperwogen ans Herz zu drücken, alle Schwermut abzustreifen, sich die trägen Pulse zu erwärmen, sein Blut aufzulockern, den Lenz in dessen Heimat zu besuchen, wieder einmal einen seligroten, seligrunden Rebenhügel zu besteigen und das Paradies zu überschauen, in dem er einstmals jedes Dorf am Weingeruch erkannte. Lag doch hier sein ganzes Jugendwunder versunken: in dieser von Blütenwolken und Bienenprozessionen umrahmten Stadt, wo es geradezu nach Liedern roch. Daß es auch eine nicht unerhebliche Menge qualmender Fabriken gab, hatte er damals fast völlig übersehen und das Wonnenland dazwischen nur um so jubelnder genossen. So konnte er sich draußen in der Ferne wohl diese oder jene bestimmte Strecke eines Weges, wo an einem sonnigen Februartag die ersten Bienen gesungen hatten, wo an hohem, junggrünem Wegrain ihn der Duft des ersten süßen Veilchens aus einem verborgenen Himmel unversehens entgegengeschlagen hatte, genau ins Gedächtnis zurückrufen, konnte sich Fluren und Ortschaften in ihrer Gesamtheit vorstellen, den einen oder andern Weinberg, selbst die wundersame Glutwolke eines einzelstehenden Pfirsichbaumes daraus herausheben: aber die Fabrikschlote mußte er gewaltsam wiedererwecken, und wenn dann die Erinnerung eine Reihe derselben aufgestellt hatte, war sie erkünstelt und unwahr. Diese Schlote ließen sich nicht mit fortnehmen wie die blitzenden Talbäche und die roten Rebenhänge, die Ewigkeit ausstrahlten.

Übrigens erschien ihm nun trotzdem alles neu und wundersam. Vor allem lag kein Flöckchen Schnee mehr im Land, die Hügel wogten im Frühlingslicht, bräutlich und rosig, der Rasen schwamm in einem süßen grünen Schein.

Dort drüben in jener Mulde lag der Vorort B. Über Megerlins Gesicht lief ein Schatten; sein Puls fieberte. Er dachte sofort an alles Geschehene von damals. Das war ein Geheimnis, das ihn seltsam mit Tod und Jenseits verstrickte und ihn nun offenbar von neuem anfiel ... Er hatte damals eben seine ersten Sprünge in die Welt gewagt und sich keine der Torheiten geschenkt, die unter dieser seligen Sonne wie von selber ins Kraut schossen. Er diente sein Einjähriges in der Kaserne dieses Vororts ab. In das Stadtinnere benützte er die Nahbahn. Und wie es so geht, wenn ein rosiges, blondes Fräulein mit wonnigem Mund und himmlischen Augen ebenfalls regelmäßig den Zug benützt: er verliebte sich also. Es kostete ihn ein verhältnismäßig langes Werben mit scheuen, verlegenen Blicken, scheuem Lächeln, jähem Erröten und verzerrtem Schreck, wenn sie unversehens den Kopf nach ihm wandte. Später grüßte er sie hofrecht, und noch später fand er den Mut, neben ihr Platz zu nehmen. Eines Abends aber, als der Lenz von den blühenden Hängen herab und aus den blühenden Mulden heraus seine unwiderstehliche Sendung in die Dämmerung ausstreute, küßte er sie zum erstenmal. Es war, als stünde er unter dem Zwang dieser Landschaft, dieser Luft, dieser benehmenden Duftwogen ... Der nahe Strom rauschte seinen Hymnus dazu. Die rastlosen Strahlen einer Sauerwasserquelle raunten ihre Märchen aus ewigen Tiefen. Das Erdinnere schien aufgeschlossen, alle Bronnen des Lebens brachen auf, die letzten Geheimnisse von Welt und Leben schienen bloßzuliegen und schimmernde Brücken führten in die Unendlichkeit. Ihre Küsse wuchsen aus der Erde wie das Wunder der alten Platanen in dem kleinen Park, wie die raunenden Wasserstrahlen der warmen Quelle; ihre Seelen senkten Wurzeln bis ins Erdinnere, wo die Märchen der Bronnen schlummerten. — Das war etliche Wochen vor Abschluß seiner Dienstzeit gewesen. Er kam dann unvermutet rasch weg, von der Gunst der Umstände getragen, fort in die Ferne. Einesteils war er sehr froh über diese Wendung; denn er hatte nie daran gedacht, gleich an den ersten Lenz seine Freiheit und seine Zukunft zu verkaufen. Er schrieb ihr also zunächst nicht, sondern wartete ab, wie sie sich nun anstellen und was sie beginnen würde.

Es geschah aber gar nichts.

Wenn sie es aushält, halte ich es zweimal aus, prahlte er. Er schrieb nun erst recht nicht! —

Da erhielt er unversehens ein kurzes Schreiben von der Mutter, die ihm mitteilte,

daß ihre Tochter schwer erkrankt wäre und ihn nun noch einmal zu sehen wünsche.

Das war eine höchst ungemütliche Sache.

Seine Freunde verlachten ihn nicht schlecht. Indessen fuhr er schließlich doch ab, kehrte aber auf halbem Wege wieder um: es war ihm schlechterdings unmöglich, rein unmöglich, unter den Augen der Eltern am Krankenbette eines jungen Mädchens zu stehen; er war zu jung dazu, er war zu gesund dazu, es war zudem ein Regentag, es war naßkühl und die Luft roch brandig und unsäglich ernüchternd. Er fuhr zurück.

Am Tage darauf starb sie. Die Eltern übersandten ihm eine Traueranzeige.

Während eines Wettersturms vergrub man sie. Er war nicht dabei. Nicht einmal ein Beileidsschreiben sandte er ab. Es war alles von Grund aus zerrissen, zerbrochen, vernichtet; es gab hier kein Gutmachen, kein Verzeihen, kein Erbarmen, keine neue Lüge zu der alten. Er hatte sich selber aus der Welt hinausgeworfen. —

Später vergaß er dann, wie man mit der Zeit so vergißt. Das Gedächtnis wischte die Schatten allmählich weg, verstärkte den Glanz der genossenen Stunden, entschuldigte, überdeckte so lange, bis schließlich fast nichts anderes zurückblieb als eine sogenannte Jugendepisode in einem berauschenden Frühlingsgarten, der zum Lieben und süßem Nehmen unwiderstehlich eingeladen hatte. Das ruhte zuletzt alles so sicher auf dem Grunde der Vergangenheit, wie nur irgendeine geschehene Sache, so daß man manchmal nun geradezu den Kopf darüber schüttelte, daß man einmal eine solche romantische Affäre gehabt hatte, wie sie sonst nur Dichter für ihre Bücher zu ersinnen pflegen. Er hatte dann sogar eine Art neue Liebe und führte einen Sommer hindurch ein Kassenfräulein an den Sonntagnachmittagen am Arm spazieren. Kurz es gelang, er vergaß bis zu dem Maße, daß ihm jenes Erlebnis mehr und mehr wie eine fremde Sache erschien, an der ein ausgereifter Mann sich durchaus nur als Zuschauer unter lächelndem Erstaunen beteiligen konnte. Wie hatte sie doch gleich geheißen?

Nein, das ging ihn nichts an. Es war geradezu ein kleiner Sieg, daß ihm ihr Name nimmer sofort einfiel. Recht so, fort mit diesen Gedanken! —

Wochen und Monate vergingen, bis die Erinnerung wieder dorthin abschweifte. Das Kassenfräulein hatte übrigens Toni Meier geheißen. Aber sie? Schatzkind, Herzkind... und weiter? Es war unglaublich, wie das Gedächtnis einen hier am Narrenseil herumführte. Das war geradezu ein neues Problem für die Psychologen. Denn vielleicht gab es ein psychologisches Gesetz, wonach Gedanken, die einmal mit einem gewissen Grad von Energie über gewisse Bewußtseinsringe andauernd und gewaltsam hinausgestoßen wurden, nie wieder in die Erinnerung zurückkehrten. Oder dieses Problem gehörte den Theosophen oder Okkultisten und Spiritisten. Denn vielleicht besaß eine aus der Zeitlichkeit geschiedene Seele irgendwie die Kraft, ein irdisches Eigentum irgendwie festzuhalten, ihr Anrecht in der Seele eines Lebenden weiterzuvertreten. Es schien tatsächlich so etwas wie ein Seil zu geben, woran er nun festgebunden war und das von ihm aus in die Ewigkeit hinabreichte; ein stolzes, goldnes, unbeugsames, reines Herz, von Diamanten umstrahlt, schien manchmal daran zu hängen... Er arbeitete nun bisweilen geradezu mit Erbitterung an der Wiedererweckung ihres Namens. Er zog alle erdenkbaren Methoden dabei zu Rate. Es war alles vergeblich. Das Seil blieb straff. Die Psychologie half nicht, und alles andere ebensowenig. Nun hätte er ganz einfach an ihren einstigen Wohnort fahren dürfen, die Straße, wo sie gewohnt hatte, aufsuchen oder das Adreßbuch zu Hilfe nehmen dürfen, allein ein solches Mittel hätte dermaßen dem Wesen der Sache widersprochen, daß es von vornherein unanwendbar war. Das wäre nur ein neuer Gewaltakt gewesen, der das Herz in der Tiefe befleckt und doch nicht bezwungen hätte. Es war undenkbar und zwecklos, auf diese Weise eine Tote zu überlisten. Es gab kein Mittel, deren Gewalt abzuschütteln. —

Der Schnellzug donnerte über die Flußbrücke. Unweit von hier mußte der Pavillon stehen, die Sauerwasserstrahlen springen.

Megerlin stand wie einer, der am glockenhellen Tage Geisterhaftes erlebt, am Fenster und starrte hinaus. Sein breites Antlitz unter dem luftigen, weichen Braunhaar war fahl. Der Mund unter der leichtgeschwungenen, jählings und unerwartet spitzverlaufenden Nase und dem luftigen, widerwillig aufstrebenden Schnurrbart war verzerrt.

Da fuhr aber der Zug in den bekannten kurzen Tunnel ein; gleich darauf erschienen die vertrauten Parkanlagen, die alten Marmorgöttinnen, der neuerstehende monumentale Bahnhof im Muschelkalkgewande.

Megerlin schlüpfte in den Frühjahrsmantel, stülpte seinen ringsum heruntergeschlagenen, dunkeln Filzhut auf den welligen Schopf und langte den Koffer vom Brett.

Am Bahnsteig erwartete ihn sein Vetter Doktor Paul Leuze. Dieser Vetter gefiel sich ihm gegenüber von jeher in der Rolle einer gewissen vatergütigen Vorsehung, meinte es indessen seelengut. Der Doktor, der eine sehr reiche Frau hatte, hatte seinen früheren Beruf aufgegeben und zehrte nun als eine Art kunstbeflissener Privatgelehrter aus den Zinsen der Mitgift. Er litt ohnehin an kleineren Herzstörungen und hatte einmal ein allerdings nur sehr leises Schlaganfällchen erfahren. Er war nicht eigentlich krank, aber er war doch gewarnt worden. Ja, manchmal erfühlte er den Tod geradezu als einen wartenden Gläubiger, der unsichtbar neben ihm herging. Infolgedessen lebte er trotz seines Reichtums ziemlich streng und

karg. Er trank den Wein stets mit Sauerwasser gemischt, hielt pünktliche, systematische Tagesordnung, turnte morgens unmittelbar nach dem Aufstehen, wusch sich bei geöffnetem Fenster, ging viel spazieren, studierte mäßig und schrieb hin und wieder eine Zeile in ein Fachblatt. Der Doktor hatte weißblondes, seidenes, zartlockiges Haar, ebensolchen Zwirbelbart, hochrote, hervorquellende, runde, weiche Wangen auf milchigem Grunde. Er schielte stark. Seine Gattin war um einige Jahre älter als er, indessen noch gut erhalten. Sie hatte ein rosarotes Gesicht, darin kein anderes Farbenfleckchen zu entdecken war, und gelbrotes Haar. Zwischen den beiden stand mit verlegenem Lächeln ein kleines Fräulein mit süßem, dunkelumrahmtem Ovalgesicht, über dem ein violettes Hütchen mit Margeritenbluft thronte.

„Schön, daß du gekommen bist," grüßte Doktor Leuze, indem er dem Ankommenden herzlich die Hand schüttelte.

Megerlin lüftete den Hut, den er länger, als eben nötig, tief in der Linken behielt, um die Frau Base zu begrüßen, von der er wußte, daß sie Gewicht auf solche Äußerlichkeiten legte. Die Base war auch sichtlich darüber erfreut und hieß ihn nun lebhaft willkommen. Sie stammte nicht aus der Gegend und sprach ein hier fremdklingendes Deutsch. Ihre Eltern besaßen ein großes Schuhwarengeschäft; sie waren durch Glücksumstände heraufgekommene Arbeitsleute. Um so mehr hielt sie nun auf erhöhte Umgangsformen. Die Dienstboten mußten sie „gnädige Frau" titulieren, was hierzulande durchzuführen nicht immer so einfach war. Kleinen Leuten gegenüber war sie freundwillig, aber kurz und gemessen. Sie konnte alles in allem für eine vornehme Dame gelten.

Der Doktor stellte Fräulein Minchen vor. Dabei hielt er, einer übeln Gewohnheit entsprechend, mit der Hand sein linkes Auge zu und sah nun mit dem freien rechten Megerlin sonderbar bedeutungsvoll und erwärmend ins Gesicht.

Minchen errötete.

Frau Base beobachtete das alles mit lächelnd prüfender Spannung.

Megerlin erriet also unschwer, daß diesem Zusammentreffen gewisse Pläne zugrunde lagen und daß man ihn nun wohl endlich um jeden Preis unter die Haube zu bringen versuchte.

„Ich habe die Ehre," hofierte Megerlin mit Rücksicht auf die Base so verbindlich als er es nur vermochte, machte eine tiefe Verbeugung und kratzte mit dem Bein.

Man fuhr dann in der Elektrischen zu einem neuen Vetter, den Megerlin noch nicht kannte und der nach Aussage des Doktors ein kleineres Kaffeehaus umtrieb.

Erst im Wagen bemerkte Megerlin, daß der Doktor einen Strauß Leberblümchen am Hut stecken hatte.

„Wundervoll!" rief er ausbrechend aus. Der Doktor nahm lächelnd den feinen silbergrauen Hut ab, so daß das Licht nun ungestüm seinen weißblonden Schopf durchwühlte.

„Ja, ja," sagte er mehr inwendig als nach außen, ohne indessen den Jubel des andern zu verstehen. „Noch ein paar Wochen, dann blüht hier alles rundum."

„Sofern das Wetter anhält," bemerkte die Frau Base, indem sie ihr Lächeln je zur Hälfte auf Megerlin und Minchen verteilte.

„Hoffentlich hält es wenigstens einige Tage," sagte Megerlin und gab sich Mühe, das Fräulein anzuschauen.

„Wenn die Engel reisen, lacht der Himmel," scherzte Minchen aus heller Verlegenheit und erschrak gleichzeitig über diesen schlechtangebrachten Spruch, den hier jedermann bei solcher Gelegenheit gebrauchte.

Als man das Kaffeehaus des Vetters betrat, sprang dieser sofort von einer Tafel tarockspielender Herren auf und trat den Ankommenden mit weltgeübten Schritten entgegen. Er trug einen schwungvollen Frack und eine große, tiefrote Busennadel. Er hätte seinem Auftreten nach ebensogut Minister oder Generalfeldmarschall in Zivil wie Kaffeehauspächter sein können. Am Schenktisch ging ein Klappbrett hoch; die beleibte Frau des Hauses erschien. Der Herr Vetter hieß Zeitler und zum Vornamen Hans, seine Frau hieß Gustel.

Man nahm an einem Rundtisch Platz. Die Kellnerin trug Kaffee und Kuchen auf. Megerlin saß neben Minchen und der Herr Vetter Zeitler wagte bereits einige, nicht eben übermäßig gelungene Anspielungen.

Nun erschien unter der großen Doppeltür zum Saal ein unbekanntes Fräulein, eine stämmige Person mit dunkelm, von links nach rechts gescheiteltem, krausem Haar und breitem, blassem Antlitz, aber vollen, roten Lippen.

Herr Vetter Zeitler hielt, obwohl ihn seine Frau ein paarmal in die Seite stieß und das Fräulein unwillig herüberschaute, die offene Hand schräg an den Mund und teilte der Tafelrunde flüsternd mit, daß sie die Tochter eines seiner Kollegen wäre, der schwer Geld habe, daß sie ferner eine unglückliche Liebe hinter sich hätte, eine ganz romantische Geschichte mit einem Baron von Habenichts und Hättegern, der übrigens kein Baron, sondern ein Weinreisender und dazu noch ein verheirateter war und sein Liebesglück mit den dicksten Lügen ergatterte, bis der Vater ihm auf die Spur kam und ihn zur Tür hinauswarf.

Der Herr Vetter sprang vergnügt auf und holte mit galantem Arm das Fräulein heran.

„Fräulein Huberta Diez," sagte er mit einer stilvollen Handbewegung. Dann fuhr er fort: „Herr Megerlin und ..." er hielt sich scherzend den Mund zu, „und Fräulein Minchen Hummel." Hierauf winkte er die Kellnerin heran. „Einmal Kaffee!" befahl er ihr.

„Ich danke," wehrte sich Huberta. Doch es half nichts. Der Herr Vetter faßte sie um die Schulter und nötigte sie, Platz zu nehmen.

Megerlin schlug die Augen nieder; er schämte sich etwas, als unfreiwilliger Bräutigam h er zu sitzen.

Fräulein Huberta fand sich sofort zurecht. Ihr Antlitz zeigte einen widerstrebenden, leise grimmen Zug, der sie geradezu grenzenlos verschönte. Sie saß in vollkommen ungezwungener Haltung da, trank Kaffee und hatte auf jede der stichelnden Neckereien des Herrn Vetters Zeitler eine frische, mutterwitzige Entgegnung bereit.

Nach beendigtem Kaffee führte der Herr Vetter die Gesellschaft durch seine Räumlichkeiten, so namentlich durch einen hohen, freundlichen Saal, der hin und wieder als Bühne, vorzüglich aber zu Versammlungen benützt wurde.

„Hier ist schon so manche Rede geschwungen worden, die noch am gleichen Tag durch den Draht in alle Welt hinausgeflogen ist," erzählte er. Auch die Tatsache, daß er mit dem Reichstagsabgeordneten B. auf dem Duzfuß stand, vergaß er nicht zu erwähnen.

Nach beendigter Besichtigung schlug er vor, noch ein Fläschchen goldweißen Riesling zusammen zu trinken, was indessen an den Grundsätzen des Doktors scheiterte. Man trennte sich also für heute. Dagegen kam man überein, gleich morgen bei günstigem Wetter insgesamt einen Tagesbummel zu Ehren des beginnenden Lenzes zu unternehmen. Minchen willigte verschämt errötend ein. Auch Fräulein Huberta wurde so lange überredet, bis sie endlich zusagte. Der Doktor holte den Hut mit den Leberblümchen vom Haken. Der Herr Vetter Zeitler half Minchen mit einem strafenden Witz gegen ihren Zukünftigen ins Jäckchen. Indessen schlüpfte Megerlin in seinen Frühlingsmantel. Man schüttelte sich die Hände. Megerlin machte gegen Huberta eine steife, feierliche Verbeugung, um die Huld der Frau Base nicht zu verscherzen. —

⌘ ⌘ ⌘

Ein selten reiner, frühmilder Morgen voll süßer Vorahnungen blaute über der Welt. Vor Megerlins Gastzimmer musizierte irgendwo ein Vogel und schluckte seines Lockrufs Wonne gleichsam in einem Nachsatz. Megerlin hatte schlecht geschlafen. Der Wein, den er während des Abends noch unter schweigender, halb mitleidiger, halb schadenfroher Mißbilligung des Doktors getrunken hatte, sowie die langatmigen Schilderungen der Vorzüge Minchens von seiten der Frau Base hatten ihm schwer zugesetzt. Zudem hatte er schwere Träume gehabt. Unter anderm war ihm Huberta, die er kaum recht kennen gelernt, irgendwo gegenübergesessen; sie hatte eine rubinrote Maske vor dem Gesicht, die nur ihre Stirn, Augen und den roten Mund freiließ. Er aber war wie besessen von heißer Gier gewesen, hinter das Geheimnis dieser Maske zu kommen. Schließlich umschlang er sie mit Gewalt, küßte sie, bis ihm das Blut versiegte und riß ihr mit fiebernder Hand die Larve herunter. Doch, o Schreck! nachdem er die rubinrote Maske losgelöst, war darunter eine smaragdgrüne, unter dieser eine azurblaue, unter dieser eine isabellgelbe, eine violette und so fort. Rasend vor Spannung löste er Maske um Maske. Doch es nahm kein Ende. Der Schweiß brach ihm aus; sein Gaumen verdorrte; zu Tode erschöpft fiel er bewußtlos auf ihren Schoß nieder.

Beim Erwachen machte er sich nun gewissermaßen Vorwürfe über diesen Traum, zu welchem Fräulein Huberta gestern jedenfalls durchaus keine Veranlassung gegeben hatte. Indessen spann er den Faden unwillkürlich weiter. Und als er dann am Bahnhof zur verabredeten Stunde Huberta wiedersah, glaubte er sogar wahrzunehmen, daß sich ihr Gesicht bedeutend verändert hatte. Es erschien ihm nun schmaler, aber weniger blaß. Sie trug ein goldbraunes, anliegendes, gestricktes Jäckchen mit grünem Kragenstreifen und ebensolche, leise schräg gesetzte Haube, nur im umgekehrten Farbenverhältnis. Sie sah herb, verschlossen und doch sehr selbstsicher aus.

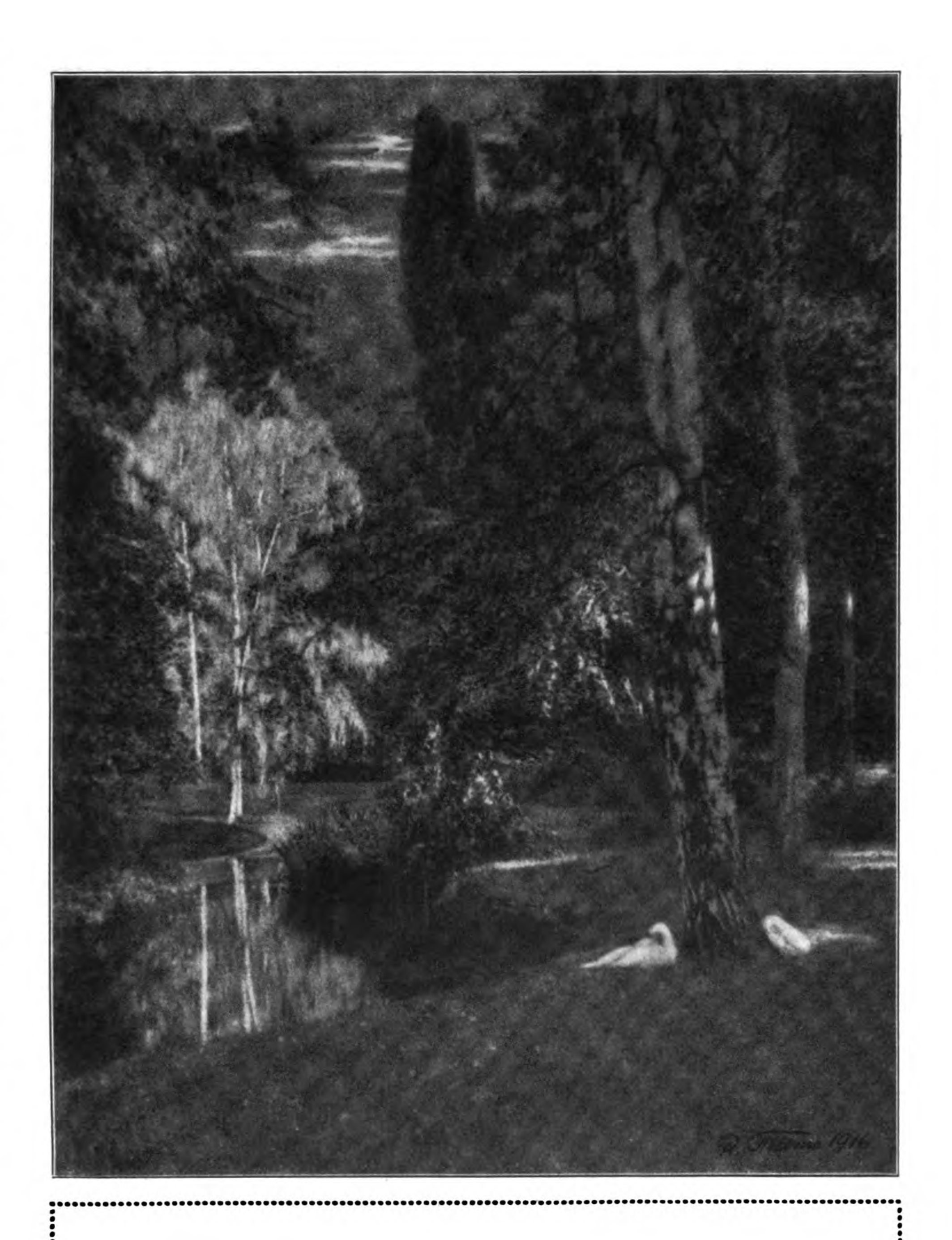
Megerlin war dermaßen verblüfft, daß er eine so bocksteife Verbeugung machte, wie sie nur je eine Base wünschen konnte.

Minchen strahlte förmlich in Putz und trug ein so jugendliches, kapriziöses Hütchen mit weit ausholender, schmaler, geschweifter Feder, daß sie fast Mitleid erweckte und die Frage: Na, wo haben Sie denn dieses Hütchen gekauft? gleichsam in der Luft schwebte. Tatsächlich sagte auch Frau Base sofort einige Male hintereinander: „Dieser Hut steht dir ausgezeichnet, Minchen."

Der Herr Vetter Zeitler trug moderne Gamaschen, grauen Loden und einen weithin sichtbaren weißen Flaum auf grünem Spitzhut. Seine dicke Frau Gustel trug ein Kleid aus gleichem Stoff und auf dem breiten Haarboden ein ebensolches köstlich grünes, kleines Spitzhütchen, dessen Anblick immerzu fröhlich stimmte. Man bestieg plaudernd den Zug.

Der Doktor war ganz trunken vor Erwartung. Er freute sich fast noch mehr für die andern als für sich selber. An der übernächsten Station schon stieg man aus. Froh gestimmt wanderte man durch einen Weinort, der neben lauter neuen Bauten noch einige Straßenzüge alter, malerischer Weingärtnerhäuser aufwies, die des Doktors Herz in seinem und der Gesellschaft Namen sofort mit Beschlag belegte.

Am Fuße des ersten rosenroten Weinhügels aber pflanzte der Herr Vetter Zeitler mit weitausladender Armbewegung seinen Stock auf den Weg und ließ einen melodischen Juchzer in die Morgenklarheit steigen, worüber namentlich ein über der Wegrandmauer arbeitender Winzer munter wurde. Der Herr Vetter knüpfte sofort ein Gespräch



Abendstimmung im Wiesbadener Kurpark

Künstlerische Aufnahme von Richard Thoms

mit dem Manne an, das aus Scherz und Morgenlust bald ins Wirtschaftliche und Volkswirtschaftliche hinüberspielte und schließlich wie von selber im Politischen mündete. Die Bemerkung, daß er mit dem Reichstagsabgeordneten B. auf Du und Du stehe, ergab sich da ganz von selber. Indessen hielt Doktor Leuze den Damen einen kleinen Vortrag über die auf dem Hügel thronende fremdartige, ewig wundersame Kapelle, deren Gegenwart hier so seltsam berührte, daß Megerlin sich nun sofort an das Wunder von Loretto erinnerte und nun mühelos daran glaubte, daß die Engel jenes Heiligtum einst vom heiligen Land durch die Lüfte getragen und dann niedergesetzt hätten.

Dem Doktor lief der Schweiß vom Gesicht; er hielt immer wieder im Steigen inne, trocknete Stirn und Hals und atmete kunstgerecht.

Minchen, die an Megerlins Seite froh, leicht und horchend ausschritt, errötete einigemal geradezu über ihre Unkenntnis in Kunstdingen. Da erklärte Megerlin offenheraus, er verstehe ebenfalls herzlich wenig davon, was sie ihm mit aufrichtigem Staunen dankte.

Nun aber nahm der Herr Vetter Zeitler das Interesse der gesamten Gesellschaft in Anspruch. Er erzählte, während man an goldklaren, in Sonne schwimmenden Rebäckern und wonniggrünen Obstmulden vorbei aufwärts schritt, von einer sehr bewegten Wahlversammlung im Saale des Hügelwirts oben. Er bot der Frau Doktor Leuze den linken Arm, hakte mit dem rechten Minchen an, um den Damen das Steigen zu erleichtern, und befahl seiner Frau Gustel, sich der Kette anzuschließen, an deren Ende der Doktor als ein dem Gesetz der Masse schwer einzureihender Sonderkörper hing und um das Gesetz seines Atems kämpfte. Der Herr Vetter erzählte sehr laut und sozusagen sehr anregend. Er lachte selber gehörig mit und gab fast immer den Ton dazu an.

Huberta hatte diese Erzählung offenbar schon wiederholt mit angehört; denn sie blieb nun mit spöttisch gekräuselten Lippen etwas zurück und pflückte aus Wegmauerritzen eine Handvoll blauer Ehrenpreise.

Leuze blieb ebenfalls stehen, um aus dem Überrock zu schlüpfen, den er nun umständlich und zeitraubend faltete und über den linken Arm legte. Schließlich rupfte er ebenfalls das eine oder andere Blümchen ab. „Wie die einen anlachen!“ fiel ihm endlich ein.

„Die wissen eben noch nichts von der Kehrseite der Welt,“ sagte Huberta.

„Vielleicht doch,“ versetzte er lächelnd. „Aber wissen denn Sie davon?“

„Vielleicht,“ antwortete sie kurz und jede weitere Frage darüber abschneidend.

Sie schritten schweigend weiter.

Da sagte sie einmal unwillkürlich und in sich selbst versunken: „Ach ja.“ Es klang überaus ehrlich, schmerzlich und zu Herzen gehend. „Wissen Sie auch davon?“ fragte sie nun doch.

„Auch,“ sagte er dunkel.

Sie waren an einer Wegbiegung angelangt. Die vorausstrebende Frühlingskette war verschwunden. Sie waren plötzlich allein.

„Darf ich Ihnen Ihre Jacke tragen?“ fragte er aus Verlegenheit.

„Danke,“ lehnte sie freundlich ab.

Da ertönte ein scharfer Pfiff durch die Finger des Herrn Vetters Zeitler.

„Hallo!“ rief er, „hallo!“

„Ja, ja,“ sagte Huberta spöttisch vor sich hin, ohne ihre Schritte im geringsten zu beschleunigen.

„Hallo!“ rief Megerlin heiser zurück. Er bekam einen roten Kopf und schritt nun heftig aus, indem er wie von ferne Huberta einlud, ihm zu folgen.

Auf der Höhe stand ein Weingärtnerdorf, sonnig und von weichen Lüften umschmeichelt.

Der Herr Vetter schlug vor, beim Hügelwirt einen kleinen Imbiß und Frühtrunk einzunehmen. Zwar predigte der Doktor ein bißchen dagegen, aber der Hügelwirt stand schon in der Haustür, um die launige Jodlerstimme seines Kollegen Zeitler zu bewundern.

Megerlin kam wieder neben Minchen zu sitzen. Er tat sein Bestes, sie zu unterhalten. Vor dem Abstieg ins Tal besichtigte man unter Führung des Doktors die Kapelle mit Ausblick auf das von Fabrikrauch überflorte Paradies, das wie das Bett einer verwunschenen Götterbraut das Tal erfüllte.

„Wenn man sich so dem Gemüt dieser einzigen Landschaft hingibt,“ sagte nun Megerlin plötzlich, „so begreift man wie wohl nirgends besser das Unselige, nach einem Ausklang Hindrängende der Schöpfung. Das springt einem hier geradezu ans Hirn. Ich habe einmal irgendwo gelesen, daß es in Asien eine Sekte gibt, die die Schöpfung nicht Gott selber, sondern einem von ihm abgefallenen Engel zuschreibt.“

„Großartig,“ lachte der Herr Vetter. Er tupfte mit den Zeigefingern an Stirn und Ellbogen.

„So arg lächerlich finde ich gerade in diesem Augenblick diese Legende nicht; ja es scheint mir nun, als deute sie die Größe Gottes, den Zwiespalt und Ringkampf in der Schöpfung mindestens ebenso sinnvoll aus wie das Gleichnis vom Sündenfall der ersten Menschen.“

„Ich verstehe nur nicht so recht, was diese Allegorie mit der vor uns liegenden Gegend zu tun haben soll,“ lächelte der Doktor spitz.

„Sehr gut,“ rief der Herr Vetter Zeitler kampffroh aus; er streckte seinen Stock, wie um das Tal vor Unheil zu bewahren, wagrecht in die Luft.

Megerlin drehte den Hut in den Händen. „Aber ich,“ erwiderte er nüchtern.

„Darf ich bitten?“ sagte Minchen liebenswürdig und hielt Megerlin eine allerliebste Dose mit Pfefferminzen hin. Sie war im Innersten ungehalten über diese planlose, fruchtlose Sache und hielt sich nun verpflichtet, Megerlin aus der Schlinge zu ziehen.

„Danke," sagte indessen Megerlin höflich, ohne die Hand vom Hutrand zu lösen.

Die Frau Base warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. Frau Gustel gähnte.

Huberta schob mit der Fußspitze ein lichtes Steinchen im roten Sande hin und her. „So ganz und gar dumm finde ich die Legende nicht," sagte sie auf einmal offen heraus. Ein Blitzen stob aus ihren Augen.

„Na, na," rief der Herr Vetter Zeitler indiskret, „die Liebe ist ein schlechter Weiser, namentlich die unglückliche."

Über Hubertas Antlitz jagte eine dunkle Blutwelle. „Vielleicht doch nicht," sagte sie trotzig.

Minchen erblaßte.

„Nun kommt, Kinder, und laßt diesen Unsinn," mahnte Frau Base. Sie faßte Minchen begütigend unterm Arm und schritt mit ihr dem Abhang zu.

„Ich sagte es ja schon immer, diese Hügel tragen einen gefährlichen Tropfen, so lindrot und harmlos er auch dreinschaut. Du bist diesen Wein nimmer gewohnt, Megerlin," predigte der Doktor. „Doch das kommt auf Ihre Rechnung, Herr Vetter Zeitler; denn Sie waren der Verführer."

Der Herr Vetter schlug zerknirscht an die Brust: „Mein ist die Schuld, mein ist die Schuld, mein ist die allergrößte Schuld."

Nun schritt aber der Doktor mit Huberta voraus; seine Frau, der Herr Vetter und Minchen gingen in einer Kette.

Megerlin und Frau Gustel bildeten die Nachhut.

„Haben Sie Urlaub?" fragte sie.

„Einige Tage," antwortete Megerlin.

„Sie haben es halt noch schön," meinte sie.

„Wieso?" fragte er befremdet.

„Weil sie noch jung und ledig sind und die Welt noch frei vor Ihnen liegt."

Er wußte nichts Rechtes darauf zu antworten, und da er unwillkürlich befürchtete, Frau Gustel möchte ihm nun gar Unfrohes aus ihrer Ehe erzählen, blieb er stehen und sagte unvermittelt: „Dieses Zwicken der Weinbergscheren rundum in den sonnigen Äckern ist köstlich."

Frau Gustel horchte auf: „Wahrhaftig, ich hätte tatsächlich nicht das geringste davon bemerkt." Sie zählte die hantierenden Winzer ringsher; sie kam bis auf zwanzig. „Ich wette, mein Mann hat keinen einzigen davon gesehen vor lauter Politik und wieder Politik." Sie seufzte.

„Er redet noch nachts im Bett davon," erzählte sie.

„Auch die Politik hat ihre Berechtigung und Sendung," widersprach er leise.

„Gehen Sie mir weg damit, gehen Sie mir weg damit! Ich habe mir von einem unserer Stammgäste, einem verkrachten Studenten, einen Spruch machen lassen, den ich meinem Mann von Zeit zu Zeit an den Kopf werfe. Er heißt:

Ein verhaßtes Geschäft im Grund,
Von Glück und Sonne gleich entfernt,
Ist euer Krieg von Mund zu Mund,
Ein blindes Handwerk, blind gelernt.
Hoch strahlt das Blau, es lacht das Feld,
Der Winzer zwickt an neuem Wein,
Ein weiter Garten wird die Welt:
Doch ihr werft Stein um Stein darein."

Megerlin schwieg.

„Auch das Grübeln ist ein schlechter Beruf," fügte sie lächelnd hinzu.

Er nickte stumm.

Die Spitze der Gesellschaft stand nun vor einem alten Fachwerkhause des rasch erreichten Städtleins und erklärte die Steinmetzarbeiten eines Einfahrtsbogens. Es gab in diesem wunderlich romantischen alten Nest eine solche Menge intimer und offener Kennerfreuden, daß nun das Herzleiden und alle Lebensbeklemmung verflogen waren. Mit glühenden Wangen und ungewöhnlicher Jugendlichkeit erläuterte der Doktor die auf ihn einstürmenden Sehenswürdigkeiten. Er ging mit großen, beschwingten Schritten voran, warf den weißblonden unbedeckten Kopf nach links und rechts, blieb in jäher Trunkenheit vor einem Brunnen, einem Klingelzug oder Oberlicht stehen und genoß sein Glück. Er modellierte den Schwung der Linien mit entzückter Hand in der Luft nach und unterstrich diese und jene Köstlichkeit. Er war nichts weniger als kritiklos, aber in diesen Augenblicken war schlechterdings alles, was nur den Hauch der Vergangenheit atmete, bis zu einem gewissen Grade vollkommen.

Megerlin war dazwischen von neuem unliebsam aufgefallen, weil er behauptet hatte, daß man von den Stätten des Mittelalters mit großer Sorgfalt ein grundverkehrtes, durchaus falsches Bild herüberrette, daß alle diese alten Fassaden, Tortürme, Brunnen und Kapellen blitzblank, funkelnd, getüncht und gestrichen in die Welt strahlen müßten, wenn man einen Begriff jener Zeit haben wollte, und daß die Patrizier und Städter von dazumal zu Tode erschräken, wenn sie heute diese verwitterten Mauern und wohlerhaltenen Särge erblicken könnten, in denen sie angeblich gelebt und geliebt, geträumt, gesungen und gebetet haben sollten.

Der Doktor hielt es nicht für nötig, auf diese herzliche Unverfrorenheit zu antworten. Allmählich zerstreute sich die Gesellschaft ganz von selber. Der Herr Vetter Zeitler fand es bald doch gar zu anstrengend, den Gurgelknopf immer in die Höhe zu richten, um die alten Giebel und Kirchenfenster anzustarren. Er traf die Verabredung, auf alle Fälle zum Mahl in der Weinstube „Zum Träuble" zu sein. Er hörte alsdann noch eine halbe Viertelstunde den Ausführungen des Doktors zu. An einer zum Marktplatz sich öffnenden engen Gasse nahm er seine Frau Gustel plötzlich beim Arm und zog sie mit den Worten fort: „Wir trinken nun einen Schoppen beim Waldhornwirt, einem alten Parteigenossen und Spezel von mir." Er winkte auch Megerlin und Huberta zu, die eine Strecke hinter ihm schritten.

Megerlin und Huberta gingen in der Richtung nach einer alten Kirche weiter. In der Nähe derselben spielten Kinder, unter ihnen ein Knirps des Turmwächters. Megerlin schoß ein Gedanke durch den Kopf. „Kann man auf den Turm?" fragte er den Knirps.

„Jawohl."

„Gehen Sie mit?" wandte er sich freudigen Blicks an Huberta.

„Warum auch nicht?" gab sie lachend zurück.

„Waren Sie schon einmal oben?" fragte er.

„Ich war überhaupt noch nie auf einem Turm," antwortete sie allen Ernstes.

„Ei, schau," sagte er verwundert. „Aber bildlich waren Sie sicher schon auf dem einen oder andern Turm?"

„Wie meinen Sie das? Ach so!" Ein Schatten überflog ihr Antlitz; sie reckte sich stolz. Sie war entschlossen, um keinen Preis darüber zu sprechen, wovon ihr gerade jetzt der Mund überzugehen drohte. Da glitt ihr wie eine Fügung ein lieber, lichter Gedanke ins Herz. „Ach so?" wiederholte sie zustimmend. „Das ist ganz richtig. Eine Freundin habe ich einmal gehabt, eine feine, seltene, goldene, um es gleich zu sagen." Er hörte nachdenklich und ahnungslos zu. Sie schritten auf und nieder, um die Rückkunft des Knirpses abzuwarten, der vorausgesprungen war, um sie oben anzumelden.

„Mit dieser Freundin bin ich allerdings zweimal auf einem Turm gewesen, auf dem höchsten sogar, den es im Lande gibt."

Er staunte und lächelte sie verwundert an.

Sie fuhr fort: „Das erstemal war ich mit ihr oben, als sie einen Menschen lieb hatte, wie nur ein Herz der Welt lieben kann und der sie dann verließ und wegwarf wie eine Blume, die man lang genug in der Hand getragen hat, und das zweitemal war ich mit ihr oben, als sie auf dem Todbett lag und dem jungen Manne verzieh, verzieh, wie ich in alle Ewigkeit mit aller Himmelskraft niemals verzeihen könnte."

„Nicht möglich," sagte er erschüttert.

„Aber wahr," erzählte sie.

Wie dunkle Wogen schwarz und dann grellrot schlug das über ihn her.

„Haben Sie den . . . jungen Mann gekannt?" fragte er heiser.

„Nein," antwortete sie kurz.

Er atmete auf.

„Auch dem Namen nach nicht?" forschte er fassungslos.

„Nein," sagte sie.

Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Sie war, wie schon gesagt, ein seltener Mensch, diese Freundin; sie hat mir ihren Geliebten einmal gezeigt, wie sie mit ihm über die Königsbrücke spazierte. Ich ging auf der andern Seite, und sie grüßten mich beide."

Er sah ihr erschrocken ins Gesicht. Sein Traum von heute nacht raste ihm durchs Hirn.

„Sie war eine Heldin der Stille, wie es keine andere gibt."

„Erzählen Sie doch," bat er hastig.

„Ich habe alles erzählt."

„Also aus Stolz hat sie verziehen?"

„Stolz verzeiht nicht, jedenfalls so nicht," sagte Huberta, „das muß ich wissen."

„Wie hieß sie denn?" fragte er vernichtet.

„Sie sind neugierig. Was hat da ein Name zu bedeuten?"

Er wollte ihre Hand ergreifen. Denn er war nahe daran, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Sie schaute ihn überrascht an.

Nun stand aber der Knirps vor ihnen am Glockenzug.

„Können wir hinauf?" fragte Huberta.

Sie traten ein.

Der Knirps ging vor ihnen her. Kühle Dämmerung umfing sie. Der Kleine polterte die ausgetretenen Stufen empor, sicher und sachkundig wie eine Eichkatze.

„Langsam!" rief ihn Huberta an. Doch er hörte nichts und tobte weiter.

Sie stiegen vorsichtig tastend empor und hielten sich krampfhaft an einem ächzenden Geländer. Der Raum ward immer dunkler.

„Dieser junge Mann verdient gesteinigt zu werden," sagte Megerlin ohne weitere Einleitung.

„Sie hätte ihm nicht verziehen, wenn er das verdiente," sagte Huberta bestimmt.

Er wankte und hing am Geländer wie ein Schiffbrüchiger am letzten Handgriff.

„Geben Sie acht," warnte Huberta.

Sie tasteten sich aufwärts.

Einmal lag ihre Hand versehentlich eine Sekunde lang auf seinem Handgelenk.

„Es muß schrecklich sein, da droben zu wohnen," meinte Huberta.

Mit Mühe und Not gelangten sie in einen dämmerigen Chorraum. Über ihnen wetterte der Knirps auf und ab. Sie stiegen weiter. Nun umschloß sie völlige Dunkelheit. Eine halsbrecherische, steile Wendeltreppe bildete den Weg.

„Geht's noch lange?" rief Megerlin hinauf.

„Nein," rief der Knirps aus dem Dunkel herunter.

Megerlin wollte Huberta bei der Hand fassen, um ihr behilflich zu sein.

„Geben Sie nur auf sich selber acht," sagte sie kameradschaftlich. „So etwas hätte ich nie für möglich gehalten," fügte sie hinzu.

„Aber herauf müssen wir nun doch," erklärte er fast grimmig.

Endlich fiel ein leiser Dämmerschein herunter. Man hörte Stimmen, Geklapper von Küchengeschirr, eine auf- und zugehende Türe, und mit einem Male standen sie wie geblendet in der Helle eines winzigen Küchenraumes. Darin kochte die Türmerin auf einem Herd, dessen karges Ausmaß zunächst fast belustigend wirkte. Ein halbes Dutzend Kinder duckte sich in den Ecken herum. In der Wohnstube saß der Türmer an einem Fenster auf dem Tisch und schneiderte.

Mehrere Bettstellen standen in dem kleinen Raume. Vergilbte Bilder hingen an den Wänden. Durch die kleinen Fenster strahlte die Unendlichkeit herein.

„Das ist keine Kleinigkeit, alle Tage diese finstern Treppen heraufzuklettern," meinte Megerlin teilnehmend.

„Wir sind's gewohnt," sagte der Türmer sachlich.

Huberta schob der Türmerin ein Trinkgeld zu.

Megerlin schaute durch ein Fenster.

„Gleich dort drüben hinter den Gassen beginnt das freie Feld," erklärte der Türmer. Die Türmerin erzählte vom Amt ihres Mannes. Sie gingen in die Küche zurück und traten hinaus in die freie gähnende Luft auf den Turmabsatz.

„Getrauen Sie sich?" fragte Megerlin.

„Warum nicht?" sagte Huberta.

Trotzdem haschte er leise nach ihrer Hand und behielt sie nun in der seinen. Sie ließ ihn gewähren. So schritten sie rund um den Turm und wunderten sich zusammen über das köstliche Gewirr der alten Dächer, die schmalen Straßen in der Tiefe und die köstlichen Figuren darauf. Vor einem winzigen alten Brunnen stand eine winzige Dreiheit: ein Herr mit einem zappelnden, blitzenden Stöckchen in der Hand und zwei Damen; das waren der Doktor mit Frau und Minchen. Megerlin und Huberta lächelten unwillkürlich, und einen Augenblick lang vergaß sich Hubertas Hand und ward nun plötzlich zärtlich, innig, werbend; ein ganzer Himmel voll Seligkeit ging von ihr in diesen Sekunden aus.

„Soll ich hinunterrufen?" fragte Megerlin übermütig.

„Besser nicht," lachte sie ihn an. Dann merkte sie auf einmal, daß ihre Hand sich vergessen hatte. Sie entzog sie ihm leise.

Nun erzählte er, indem er sich an die Mauer lehnte und versonnen in die Weite starrte: „Ich habe auch einmal vor Jahren eine gekannt; sie war Schreibfräulein auf einem Kontor. Ich habe damals mein Einjähriges abgedient und sie in der Kleinbahn öfters getroffen, bis ich mich schließlich in sie sozusagen verliebte."

Huberta blinzelte ihn scheu an.

Er fühlte ihren Blick und wieder fuhr ihm sein Traum durchs Gehirn. Ja, es war ihm, als löste sich nun aus einer Woge von Gesichtern, scharf und bekannt das eines grüßenden Mädchens, das über die Königsbrücke schritt und ihm zunickte, als er, sein Schatzkind am Arm, von der andern Seite her grüßend den Hut schwang. Er senkte den Kopf tief gegen die Brust. „Ich habe sie dann feig, wie man nur je feig sein kann, verlassen und vergessen."

„Kommen Sie," sagte Huberta. „Dieses Thema wollen wir in Ruhe lassen." Sie zog ihn eindringlich fort und schritt voraus zur Küche zurück. Hier ließ sie sich von der Türmerin den wunderlichen Herd und die Art der Mahlbereitung darauf erklären. Auch der Türmer stand nun froh dabei. Es kamen wenig Leute hier herauf. Heute war ein guter Tag gewesen, es gab immer noch Leute mit einem offenen Herzen in der Welt. Dieser Gedanke war mehr wert als ein schönes Trinkgeld, das man selbstverständlich ebenfalls sehr gut gebrauchen konnte. Auch die Kinder lachten nun alle aus glücklichen Augen und bildeten einen neugierigen, verliebten, lebendigen Ring um das junge Paar. Es war, als zögen sie eine Girlande der Freude um ein neues, grenzenloses Glück herum.

Sie gingen durchs Dunkel die Stufen hinunter.

Megerlin ging voran.

„Hat sie wirklich verziehen?" fragte er noch einmal. Er drehte sich um und versperrte ihr den Weg.

„Sie hat es," sagte Huberta erschüttert und leise.

Er nahm ihre Hand und preßte sie an seine Wange. Aber da fiel nun auf einmal wie aus Gottestiefen heraus ein süßer Glanz in seine Seele, und ohne Hemmung leicht, lieblich und wie Gesang floß ihm ein Name ins Gedächtnis. Sein Schatzkind gab ihn frei. —

Da umschlang er Huberta und küßte sie leise auf die Stirn.

Aber nun suchte sie plötzlich seine Lippen und küßte ihn heiß und lange.

Als sie dann mit Verspätung in der Weinstube „Zum Träuble" eintrafen, saß die Gesellschaft bereits beim Mahl.

Minchen sah ihnen sofort alles an. Sie erbleichte ein wenig, verhielt sich aber über Erwarten tapfer.

„Wir waren auf dem Turm," erzählte Megerlin, während er den Überrock aufhing, mit abgewandtem Gesicht.

Der Herr Vetter Zeitler warf einen anzüglichen Blick auf Huberta.

„Jawohl, auf dem Turm," erklärte sie frei heraus, ohne leiseste Verheimlichung. „Es war das drittemal, daß ich auf einem Turm war."

Der Herr Vetter war etwas verdutzt. „Auch auf diesem Turm da bin ich einmal gewesen, es war Anno 1903, mein Freund, der Reichstagsabgeordnete B., war dabei."

„Wir übrigen werden Turm und Kirche nach der Tafel kennen lernen; der Turm hat eine interessante Chorverbindung," sagte der Doktor.

„Ich bin wirklich zu müde dazu," erklärte aber seine Frau Gemahlin.

„Ich bitte mich ebenfalls zu entschuldigen," schloß sich Minchen an.

„Und mich selbstverständlich ditto," sagte der Herr Vetter. „Wir trinken unterdessen einen Kaffee beim Kronenwirt; er ist zwar ein Stockkonservativer, aber sein Kaffee ist gut."

„Dann steige ich eben allein hinauf."

„Ich begleite dich," sagte Megerlin; „denn ich habe die Chorverbindung tatsächlich übersehen."




Deutschland und Frankreich

Von Prof. Dr. J. Haller in Tübingen


In einem Ringkampf, wie ihn die Weltgeschichte noch niemals sah, halten Deutschlands und Frankreichs Heere einander nun bald drei Jahre umfaßt. Zur höchsten denkbaren Kraftanstrengung steigert sich der Kampf, die Entscheidung steht vor der Tür. Daß es eine Entscheidung für Jahrhunderte sein soll, würde jedem das eigne Gefühl sagen, hätte nicht Bismarck schon vor dreißig Jahren es gesagt: Der nächste Krieg zwischen Deutschland und Frankreich werde einem von beiden die Vernichtung bringen. Warum das? Mußte es sein? In Deutschland steht man dieser Frage noch immer nur mit halbem Verständnis gegenüber. Wir hatten ja nichts gegen Frankreich, hätten uns gern mit ihm vertragen, ihm alles Gute gegönnt und sogar dazu verholfen, soweit wir konnten, wenn es uns nur in Ruhe ließ. Aber die Franzosen wollten nicht. In heilloser Verblendung bestanden sie auf dem Besitz von Elsaß und Lothringen, die wir ihnen nun einmal nicht geben können. Närrisches Volk, das alle anderen Interessen und Möglichkeiten, seine ganze Zukunft, sein Dasein als Großmacht auf eine Karte setzt, um sein Bedürfnis nach Rache, seine politische Eitelkeit zu befriedigen! So etwa lautet die durchschnittliche Ansicht bei uns. In Frankreich weiß man es anders. Dort herrscht durchaus das Bewußtsein, daß die Blutopfer an der Somme und Aisne einen Kampf entscheiden sollen, der schon vor einem Jahrtausend begann, der so alt ist wie die Reiche Deutschlands und Frankreichs selbst, der bisher zwar Pausen, aber keinen Abschluß gekannt hat und früher oder später entschieden werden muß. Die Franzosen haben recht. Mit dem Instinkt des alten Staatsvolks, dem Instinkt der Überlieferung fühlen sie, was bei uns mit unserer kurzen Erfahrung nur dem historisch Geschulten klar sein kann: hier handelt es sich nicht um Rache für einen verlorenen Krieg, auch nicht um Gewinn oder Verlust von zwei Provinzen, es handelt sich um einen gleichsam angeborenen Gegensatz, um die älteste Rivalität der europäischen Staatengeschichte, um eine dauernde Dissonanz im Völkerleben, die ihre Lösung fordert.

Wenn Deutschland und Frankreich miteinander kämpfen, so führen sie einen Bruderkrieg, sind sie doch beide hervorgegangen aus dem gleichen Vaterhaus, dem fränkischen Reich. Nicht umsonst ist Karl der Große für Deutsche und Franzosen zugleich der Volksheld und Idealherrscher der Vorzeit. Erst als sein Reich zerfiel, entstand Deutschland, entstand Frankreich. Darum ist ihnen auch so vieles zunächst gemeinsam: Grundzüge der Staatsverfassung, Gliederung der Gesellschaft, Religion und Kirche und geistige Bildung. Aber von der ersten Stunde an zeigen sie sich auch als feindliche Brüder. Sie streiten um das Recht der Erstgeburt: jeder behauptet, der wahre Erbe Karls des Großen zu sein. Um zwei Zankäpfel dreht sich der Streit, um die römische Kaiserkrone und das zwischen Deutschland und Frankreich gelegene Reich Lotharingien. Veraltete, verstaubte Begriffe, wenn man sich an die Namen hält, und doch noch heute lebendig und jedem geläufig, sobald man die Sache hervorzieht, die der Name verdeckt. Denn was ist Lotharingien anderes als ein altertümlicher Name für Belgien, das Rheinland, Lothringen und Elsaß, was das römische Kaisertum anderes als der staatsrechtliche Titel für die Vormacht auf dem Kontinent? In diesem Kampfe ist zunächst Deutschland der stärkere und siegreiche Teil. Seine Hegemonie in Europa ist begründet, als Otto der Große sich Lotharingiens endgültig versichert und die Kaiserkrone gewonnen hat. Damals hat zeitweilig auch in Frankreich selbst der deutsche Herrscher maßgebenden Einfluß geübt, indem er dort König und Große gegeneinander ausspielte und im Gleichgewicht erhielt. Rückschläge blieben nicht aus, wie etwa jener seltsame Krieg des Jahres 978, wo der Franzose in überraschendem Handstreich sich Aachens für kurze Zeit bemächtigen konnte. Wie eine Vorahnung unserer Gegenwart lesen sich die Erzählungen der Chronisten jener Tage: wie die Deutschen „alle einmütig wie ein Mann" um ihren Kaiser geschart in raschem Anlauf bis vor Paris vordrangen, um in kurzem wieder den Rückzug anzutreten, der ihnen beim Überschreiten der Aisne — sie hat damals schon deutsches und französisches Blut getrunken — ihren Troß und andere Verluste kostete. Die Eitelkeit der Franzosen wußte daraus einen großen Sieg zu machen! Seitdem wurden die französischen Versuche der Auflehnung immer schwächer und seltener. Deutschland befestigt seine Stellung durch Angliederung des burgundischen Königreichs, das ihm sämtliche Wege nach Italien in die Hand gibt, Frankreich aber ist keine Großmacht mehr. Sein König ist im allgemeinen froh, wenn er durch Frieden und Freundschaft mit dem deutschen Kaiser seine Krone gegen die übermächtigen Fürsten des eigenen Landes sichern kann.

Die Rollen werden jäh vertauscht, als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (1197) die Macht des deutschen Kaisertums im Kronstreit zwischen Staufern und Welfen zusammenbricht, während zur selben Zeit König Philipp II. August in Frankreich durch glückliche Eroberungen den Grund zur Einheit

und Großmacht legt. Nun ist es alsbald Frankreich, das in Deutschland Schicksal spielt. Die Vernichtungsschlacht bei Bouvines (27. Juli 1214), in der das Heer Kaiser Ottos IV. aufgerieben und das Reichsbanner von den Franzosen erbeutet wurde, ist schon den Zeitgenossen als Wendepunkt im Verhältnis der beiden Länder erschienen. Mit schmerzlicher Entsagung bemerkt dazu ein bescheidener Chronist in einem Kloster bei Halle: „Seit dieser Zeit begann das Ansehen der Deutschen bei den Franzosen zu sinken.“ Und nicht nur das Ansehen sank, die gesamte Macht des Deutschen Reiches war dahin. Als Bundesgenosse Englands war Kaiser Otto geschlagen worden, als Bundesgenosse Frankreichs kam nun gegen ihn der Kaiser Friedrich II. von Sizilien empor, der binnen kurzem Deutschland den Rücken wandte, es seiner Zersplitterung und Ohnmacht überlassend. Seitdem ist Deutschland für Jahrhunderte das Hinterhaus Europas, ein Land, dessen Schicksal von dem Willen und der Macht der andern bestimmt wird, und das sich schließlich damit begnügen muß, für die europäischen Kriege Soldaten, Kriegsschauplätze und Siegespreise herzugeben.

Die Führung in der abendländischen Staatenwelt ist auf Frankreich übergegangen. Es schiebt seine Grenzen an Schelde und Maas ostwärts vor, es eignet sich ein Stück nach dem andern vom burgundischen Reiche an, es bringt das Papsttum durch Verpflanzung nach Avignon in seine Gewalt, es strebt offen nach der Einverleibung Belgiens, es streckt Mal auf Mal die Hand nach der Kaiserkrone aus. Daß nicht alle seine Ziele schon um 1300 erreicht wurden, hat nicht an der Abwehr von deutscher Seite gelegen. Deutschland, schwach und uneinig, wehrte sich kaum. Dem Eingreifen Englands war es schließlich zu danken, wenn damals die Wiederherstellung von Karls des Großen Weltreich den Kapetingern nicht gelang. Hätte der Hundertjährige Krieg die Kräfte Frankreichs nicht dauernd gefesselt, so wäre die französische Rheingrenze schon damals verwirklicht worden und Deutschland vielleicht für immer zu einem Vasallenstaat der französischen Krone herabgesunken.

Gefährlicher als Frankreich selbst wurde damals das französische Nebenland, das burgundische Reich, das sich seit etwa 1400 aus der Vereinigung Belgiens, Hollands, Luxemburgs mit Burgund und der Franche Comté bildet, eine neue Großmacht, die nichts geringeres erstrebt, als ein erneuertes Königreich Lotharingien von der Nordsee bis zum Mittelmeer zu werden. Wesentlich auf Kosten des Deutschen Reiches erwachsen, konnte es sich nur auf Kosten Deutschlands vollenden. Schon hatte Karl der Kühne das Elsaß in seine Hand gebracht und seine Truppen ins Kölnische geführt — das linke Rheinufer drohte für Deutschland verloren zu gehen. Der erfolgreiche Widerstand der Schweizer hat es verhindert, auf dem Schlachtfeld von Nancy verlor der waghalsige Herzog im Jahre 1477 das Leben. Sein Tod aber entfesselte erst ganz den erbitterten Kampf zwischen Deutschland und Frankreich. Es ging zunächst um die Erbschaft Karls des Kühnen: Österreich hatte sie durch die Heirat des Kaisersohnes Maximilian mit der Erbprinzessin Maria erworben, Frankreich suchte sie ihm wieder abzujagen. Der Erbstreit, der da zwischen Habsburg und Kapet begann, hat, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt anschwellend, immer größere Maße angenommen und endlich das Deutsche Reich und die deutsche Nation in seinen Strudel gezogen; er wird zum Kampf um Italien und die Kaiserkrone und schließlich um die Weltherrschaft, die Habsburg-Spanien begründen und Frankreich ihm entreißen will. Mit wechselnden Schicksalen wogt er hin und her, bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in jahrelangem Ringen endlich die Entscheidung fällt. Sie fällt auf deutschem Boden und auf Deutschlands Kosten. Im Dreißigjährigen Kriege ist Habsburg überwunden und gestürzt, hat Frankreich seinen europäischen Kriegsruhm begründet, als Sieger schließt es den Westfälischen Frieden, der Deutschland den ersten Verlust an deutschem Boden und deutschem Volkstum bringt: die Abtretung von Teilen des Elsaß. Scheinbar wenig, in Wirklichkeit gerade genug, um das Deutsche Reich zu sprengen und seine linksrheinischen Teile allmählich sich anzueignen. „Sich Zutritt nach Deutschland zu verschaffen“ war Richelieus Absicht gewesen, als er gerade diese Erwerbung ins Auge faßte. Der Plan war gelungen. Vor allem aber: die deutsche Macht war durch den großen Erschöpfungskrieg vernichtet, und halb von Furcht, halb von Eigennutz getrieben schielten die deutschen Fürsten nach der aufgehenden Sonne Ludwigs XIV. Wie dieser vollendete, was Richelieu ersonnen und Mazarin begonnen, ist nur zu bekannt — die Einverleibung des ganzen Elsaß. Als auch Straßburg im Jahre 1682 den Sonnenkönig als Herrscher empfing, da lag Süddeutschland dauernd unter französischen Kanonen, wehrlos gegen jeden Einfall. Das Deutsche Reich wurde jetzt fast mehr von Paris als von Wien aus regiert. Mit vollem Recht hat darum ein geistreicher Franzose sagen können: „Der Westfälische Friede hat Frankreich geschaffen und Deutschland zerstört.“

Dem Ehrgeiz Ludwigs XIV. genügte das Erreichte nicht, alles auf einmal wollte er haben, Belgien, Holland, den Rhein und die Kaiserkrone. Er hat sie nicht bekommen; im Kampf gegen das vereinte Europa, das die französische Weltherrschaft so wenig wollte wie die spanische, ist er unterlegen. Aber die Vorherrschaft in Deutschland, wo das Gedächtnis und die Spuren seiner Kriege noch heute lebendig sind, hat er behauptet und seinen Nachfolgern vererbt. Von dieser Stellung aus konnte die französische Revo-

lution die alten Pläne wieder aufnehmen, die dem Königtum mißlungen waren: Belgien, die Rheingrenze, schweben auch ihnen als feste Ziele vor, und der Weg zu ihnen ist die Zerstörung des Deutschen Reiches. Danton und Robespierre legen Hand ans Werk, Bonaparte führt es aus: im Frieden von Luneville 1801 überläßt der Kaiser den Franzosen das linke Rheinufer von der Schweizer Grenze bis zum Meere. Drei Jahre später läßt Frankreichs siegreicher Feldherr sich selbst die Kaiserkrone aufs Haupt setzen, die Krone Karls des Großen; der deutsche Kaiser aber legt seine Würde nieder, und das Deutsche Reich löst sich auf. An seine Stelle tritt der „Rheinbund“ der durch Frankreich souverän gewordenen deutschen Vasallenstaaten Frankreichs, von Baden bis Sachsen. Aber das genügt noch nicht zur Sicherung der französischen Oberherrschaft: die letzte unabhängige deutsche Macht, das Königreich Preußen, muß auch noch niedergeworfen werden, bis an die Elbe dehnt sich das französische Königreich Westfalen, und nicht an Napoleon hat es gelegen, wenn zu Tilsit im Juni 1807 Deutschland nicht einfach zwischen Frankreich und Rußland aufgeteilt wurde. Das Reich Karls des Großen war wiedererstanden, in französischem Besitz, Deutschland aber war im Begriff, eine geschichtliche Erinnerung zu werden.

Hundert Jahre früher hätte ein ähnlicher Sieg Frankreichs das deutsche Volkstum vielleicht wirklich und für immer ausgelöscht, gestrichen zum mindesten aus der Reihe der großen Kulturnationen. Denn damals lag Deutschland noch im Bann der geistigen Vorherrschaft Frankreichs. Wohl hatte das gewaltsame Umsichgreifen Ludwigs XIV. das deutsche Nationalgefühl für kurze Zeit lebhaft aufbrausen lassen. Aber der Sturm, der die Blätter der deutschen Literatur damals geschüttelt hatte, war verrauscht, ohne daß ein befruchtender Regen gefolgt wäre. Nur gesteigert hatte sich in den folgenden Jahrzehnten das geistige Übergewicht Frankreichs. So ziemlich für alles und jedes, für Denken und Empfinden, Dichten und Schaffen, Geschmack und Sitte galt das französische Vorbild. Französische Sprache und Art waren die Kennzeichen feinerer Bildung, der deutsche Geist maß sich selbst mit dem Pariser Maß. Was hat nicht in der Ideengeschichte Deutschlands der eine Name Voltaires zu bedeuten! Vielleicht war die Musik das einzige Feld, das von französischem Einfluß ganz frei blieb — eine große Ausnahme von der Regel. Wer etwa daran zweifelt, daß bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts Deutschland eine geistige Provinz Frankreichs sei, den braucht man nur an den größten deutschen König zu erinnern. Friedrich der Große stellt keine Verirrung dar, er ist der reinste und höchste Ausdruck der Bildung seiner Zeit. Wohl gibt es auch eine Unterströmung — Friedrichs eigner Vater mag als ihr Vertreter gelten —, aber sie stellt gleichsam nur eine Art geistiger Meuterei dar; die herrschende Strömung ist die französische.

Eben das war es ja, woraus die Franzosen von jeher das ideale Anrecht auf ihre Vorherrschaft abgeleitet hatten: daß sie das führende Volk im Geistesleben seien. Sie waren es in den Jahrhunderten des Mittelalters unbestreitbar gewesen, schon lange bevor sie den Primat der Waffen errangen. Ihre Wissenschaften und Schulen, ihre Dichtung, Kunst und Sitte hatten die abendländische Welt und Deutschland am meisten beherrscht. Wenn Walter von der Vogelweide Minnelieder sang, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg ritterliche Taten erzählten, so wandelten sie ebenso in französischen Spuren, wie die namenlosen Baumeister, die wenig später auch in Deutschland anfingen, ihre Kirchen in einem neuen Stil zu errichten. Aus Frankreich kamen die Begriffe von Rittertum, Frauendienst und Höflichkeit, in Frankreich suchten die Deutschen die hohe Schule der Wissenschaften, die es in ihrem eignen Lande noch nicht gab, bis ein in Paris erzogener Kaiser, Karl IV., 1348 die erste in seiner Hauptstadt Prag errichtete — nach französischem Vorbild. Seitdem geht im Zeitalter des Hundertjährigen Krieges mit der Macht Frankreichs auch seine geistige Vorherrschaft zurück, aber das gewaltige politische Übergewicht, das es sich im Dreißigjährigen Kriege errang, stellte auch auf geistigem Gebiete das alte Verhältnis bald wieder her. Es war ja auch nur billig, daß das Land, dessen Fürsten um französische Jahrgelder Wette liefen, auch seinen geistigen Unterhalt aus Frankreich bezog. Wenn der Franzose von damals sich als den ersten im Kreise der Völker fühlte, so dachte er vor allem an den deutschen Nachbar, der diesen Vorrang so willig und ergeben anerkannte. Man darf es deshalb auch wohl aussprechen: wäre ein politisches Machtverhältnis, wie es Napoleon für kurze Zeit verwirklichte, in den Tagen Ludwigs XIV. zustande gekommen, die deutsche Nation hätte ihre geistige Selbständigkeit und damit ihr Eigendasein überhaupt verloren.

Hundert Jahre später war das nicht mehr möglich, denn inzwischen war Deutschland zum geistigen Selbstbewußtsein erwacht an den Worten und Taten seiner größten Geister. Seit es einen Werther und Faust, einen Wilhelm Tell und eine Kritik der reinen Vernunft gab, war die Führung im Geistesleben des Abendlands nicht mehr bei Frankreich. Das Land der Dichter und Denker war entdeckt. Welche stille Ironie liegt doch in der Tatsache, daß sogar der französische Kaiser, der Deutschland unterworfen zu haben glaubte, sich vor der geistigen Größe Deutschlands beugen mußte! Als Napoleon im Jahre 1808 in Erfurt Goethe zu sich einlud, dessen Werther ihn einst bis nach Ägypten begleitet hatte, da huldigten die siegreichen Waffen Frankreichs dem überlegenen deutschen Genius.

Die deutschen Staaten konnten für den Augenblick überwunden werden, die Regierungen sich beugen, das deutsche Volk ließ sich nicht mehr bezwingen. Es hat einen tiefen Sinn, daß in demselben Jahre 1807, wo Deutschlands politischer Stern untergegangen zu sein schien, ein Philosoph seine Reden an die deutsche Nation halten konnte. Das Land Leibnizens hätte sich für immer unterwerfen lassen, das Land Goethes und Schillers, Kants und Fichtes nimmermehr.

So mußte auf die Unterwerfung die Befreiung, auf den Sturz die Erhebung folgen. Napoleons Untergang war das Werk des vereinten Europa, aber das Beste daran haben die Deutschen getan. Leipzig und Waterloo sind deutsche Siege, durch deutsche Tapferkeit und Führung erfochten. Zweimal in kurzer Zeit durften jetzt, was noch nie vorgekommen war, deutsche Heere ihren Einzug in Paris halten. Und doch wurde gerade Deutschland um die Früchte seiner blutigen Aussaat betrogen. So rasch war das Werk von Jahrhunderten nicht umzustürzen, daß nun Deutschland auf Grund der Siege zweier Feldzüge sein Übergewicht, ja auch nur seine Unabhängigkeit gegenüber Frankreich sichergestellt hätte. Es hatte ja auch nicht allein gesiegt, und die Bundesgenossen hatten gerade an dem kein Interesse, was für Deutschland die Hauptsache war. Das Ergebnis war, was wohl in deutschen Augen für alle Zeiten der Inbegriff eines faulen Friedens sein wird, ein Friede „ohne Annexionen und ohne Entschädigungen". Auf seine erstrebte Weltmacht, auf das Reich Karls des Großen mußte Frankreich verzichten, die Eroberungen der Revolution herausgeben, aber gegenüber Deutschland behielt es die beherrschende Stellung, die Richelieu und Ludwig XIV. ihm geschaffen hatten. Das Elsaß blieb französisch und Deutschland ohnmächtig. Eines hing am andern: ein starkes Deutschland war nicht möglich, solange französische Waffen von Straßburg und Weißenburg her auf das Herz Süddeutschlands zielten, und Frankreich wiederum mußte diese Stellung vor allem behaupten, wollte es nicht in seinem Rücken eine neue Großmacht sich bilden sehen, die es nötigte, alle Aufmerksamkeit und alle Kraft auf den Schutz seiner Ostgrenze zu verwenden. Wenn Frankreich bleiben wollte, was es seit hundertfünfzig Jahren gewesen war, mußte auch Deutschland bleiben, wie es war, zerrissen und wehrlos; wenn Deutschland einig und stark werden sollte, mußte Frankreich herab von dem Sockel, den es seit jener Zeit erstiegen hatte. Der Westfälische Friede mußte umgeschrieben werden, damit Deutschland wieder eine Großmacht sei.

Nur durch einen Sieg Deutschlands — und Deutschlands allein — über Frankreich konnte das neue Deutsche Reich geschaffen werden. Es wurde geschaffen und bewies schon in der Stunde der Geburt, wie sehr die gesammelte Macht der deutschen Nation den Kräften Frankreichs überlegen sei. Deutlicher konnte die Wendung des Schicksals nicht gemacht werden, als indem das neue deutsche Kaisertum im Angesicht der französischen Hauptstadt verkündigt wurde, nachdem der Kaiser der Franzosen mit seinem ganzen Heer gefangengenommen war. Daß nun das Elsaß wieder deutsch wurde, verstand sich von selbst. Richelieu und Ludwig XIV. mußten vor Bismarck und Wilhelm I. die Waffen strecken.

Nur völlige Blindheit konnte glauben, Frankreich werde diese Entscheidung als endgültige und letzte hinnehmen. Es dachte nicht daran, je länger, desto weniger. Es fühlte sich verraten, betrogen durch die Unfähigkeit seiner eigenen Regierenden, überrumpelt in einem Augenblick der Schwäche, aber nimmermehr überwunden in seiner wahren Kraft durch die überlegene Tüchtigkeit eines andern Volkes. Aber je länger der neue Zustand währte, je deutlicher die Folgen des deutschen Sieges hervortraten, desto schwerer wurde es, an diesem tröstlichen Glauben festzuhalten. Denn immer unzweideutiger trat mit jedem Jahre die politische, die wirtschaftliche und die geistige Überlegenheit Deutschlands hervor, das mit den andern Nationen auch die französische mehr und mehr auf allen Gebieten überflügelte und zum Lehrmeister der Völker heranwuchs. Frankreich hatte mit dem Elsaß zugleich den Platz an der Spitze der festländischen Staaten und an der Spitze der Zivilisation eingebüßt, Deutschland schickte sich an, ihn einzunehmen. Jahrhunderte des Besitzes erzeugen und befestigen den Glauben an das Recht. Den Verlust ihrer geschichtlichen Stellung empfanden die Franzosen nicht als notwendige Wirkung einer natürlichen Verteilung der Volkskräfte, sondern als Unrecht, das wieder gutgemacht werden müsse. Sie konnten nicht anders, oder sie wären keine Franzosen gewesen. Sie hätten ihre Vergangenheit vergessen oder verleugnen müssen, hätten sie sich in das Geschehene gefügt, ohne die letzte Kraft an den Versuch zu setzen, das Schicksal zu wenden. Sie hätten verzichten müssen auf das, was ihnen das Höchste, das Element ihres Lebens ist, wie dem Fisch das Wasser, das Bewußtsein, ihrer glänzenden Tage würdig zu sein; verzichten auf das Erbe Karls des Großen und das Recht der Erstgeburt. So entstand die Politik der Revanche, so kam es zum Weltkrieg, so erklärt sich die wilde Zähigkeit, mit der wir sie den letzten Tropfen ihres Blutes, den letzten Groschen ihres Reichtums opfern sehen auf dem Altar der Vergangenheit. Mag man es unklug nennen, so liegt doch Größe darin, und wir sollten, wenn es uns schon nicht gegeben ist, es nachzufühlen, doch suchen es zu verstehen. Denn hier liegt der Schlüssel zu den letzten Wurzeln des fanatischen Hasses, gegen den wir heute zu kämpfen haben und auf Menschenalter hinaus uns werden schützen müssen, wenn unser nationales Da-

sein nicht andauernd in Lebensgefahr schweben soll. Es gibt da keine Versöhnung! Sie würde voraussetzen, daß die Gegner einander als gleichwertig anerkennen. Das werden Franzosen gegenüber Deutschen niemals tun, solange sie Franzosen sind, das heißt mit Bewußtsein an den Überlieferungen ihrer Nation festhalten und in ihnen weiterleben. Denn diese Überlieferungen sind nun einmal nichts anderes als Vormacht, Stärkersein, Überlegenheit, Bessersein! Soll es eine Versöhnung geben, so muß ein neues Frankreich sich bilden. Dazu aber müßte das alte zuvor untergegangen sein. Und darum hatte Bismarck recht, als er — der doch zuzeiten selbst auf die Versöhnung Frankreichs gehofft und an ihr gearbeitet hatte — das unerbittliche Wort aussprach: „Der nächste Krieg zwischen Deutschland und Frankreich muß einem von beiden Ländern die Vernichtung bringen." Von unserem guten oder bösen Willen hängt das nicht ab. Wir müssen! Einmal muß der tausendjährige Bruderzwist entschieden werden, wenn wir Frieden haben und leben wollen.

Die Nativität beider Länder, der Sternenspruch ihrer Geburtsstunde wirkt sich aus, ob wir nun wollen oder nicht; denn auch von Nationen und Staaten gilt das Goethewort:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist immerzu und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!"

Sinnlos wäre es, sich gegen solch ein Schicksal aufzulehnen oder ihm ausweichen zu wollen; die Pflicht erheischt, daß wir es erkennen und auf uns nehmen. „Der Weg ist begonnen, vollende die Reise!" Tun wir dies, dann werden auch über diese Schicksalsfrage die eisernen Würfel an der Aisne fallen, um ein tausendjähriges Kapitel zu schließen und eine Rechnung zu begleichen zum Heil aller kommenden deutschen Geschlechter.



Aus unserer Studienmappe: Zeichnung von Wilhelm Lindenschmit

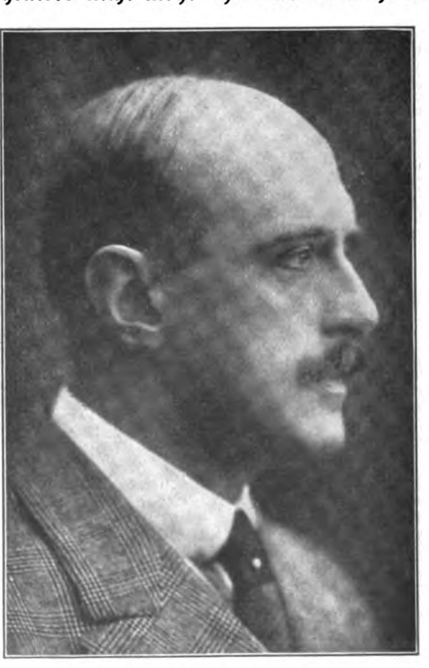
Stuttgarter Bühnenkunst

Von Oscar Schröter

Aus Anlaß des im Verlage von Wilhelm Meyer-Ilschen in Stuttgart jüngst erschienenen gleichnamigen Prachtwerkes. Ihm sind, mit freundlicher Bewilligung des Verlegers, die in den achtundzwanzig Abbildungen dieses Aufsatzes veröffentlichten Wiedergaben der Figurinen und Bühnenbilder von Prof. Bernhard Pankok entnommen



Die Stilisierung, Flächen- und Reliefwirkung — hie Illusion, Praktikabilität und Realistik!" So klang es vor kurzem laut und aufrührerisch in die stillen Dekorationsmalersäle und Kostümschneidereien der Theater. Der Einblick in diese mit Sackleinen, Pappe, Farben- und Leimkübeln, mit grellfarbigen Satins, Schundschmuck und viel altersgrauen Überlieferungen, Schablonen und Klischees vollgepfropften Räume war nicht nur dem neugierigen Kinde Publikum, das so gern hinter die Geheimnisse der im knappen Geviert der Bühne so erstaunlich aufgebauten Zaubertempel und Weltbilder gekommen wäre, verwehrt. Auch der bildende Künstler, der dem Dichter und Musiker die Wirkungsstätte des Theaters nicht mehr allein überlassen wollte und sich berufen fühlte, die Bretter, die doch die Welt bedeuten sollten, auch mit seiner Kunst zu beschreiten, wurde immer mit der überlegenen Geste der Handwerksmeisterschaft und mit den Beweisgründen einer aus bequemen Gewohnheitserfolgen zusammengeleimten Mache abgewiesen. Viele dieser Künstler, und unter ihnen bedeutende, die den harmonischen Zusammenklang aller Kunstmittel im Bühnenwerk schon früher herbeiführen konnten, kehrten nach dieser Abweisung dem Theater den Rücken. Anselm Feuerbachs leidenschaftliche Absage an das Theater: „Ich hasse das moderne Theater, weil ich scharfe Augen habe und über Pappdeckel und Schminke nicht hinwegkommen kann. Ich hasse den Dekorationsunfug von Grund der Seele. Er verdirbt das Publikum, verscheucht den letzten Rest gesunden Gefühls und erzeugt den Barbarismus des Geschmacks, von dem die Kunst sich wendet und den Staub von ihren Füßen schüttelt", ist von vielen aus vollster Überzeugung, zum Schaden der Bühnenkunst nachgesprochen worden. Nur einige wenige haben sich unter günstigeren Verhältnissen den Eingang in die rückständigen Werkstätten der Fabrikation falscher, vom Innern des dramatischen Kunstwerks abziehender Naturbilder und mit verlogenem Plunder überladener Puppen erkämpft. Und wo sie eingedrungen sind, da haben sie gründlich, hie und da wohl auch etwas zu radikal aufgeräumt. Die bequemen Typenvorlagewerke, das A und O der Dekorationsmaler und der Kostümschneider verschwanden da in der tiefsten Theaterhölle, unter dem Bühnenboden, da wo er am versenkbarsten ist. Man lernte das unter der Berechnung der unwahrscheinlichsten Perspektiven und unter dem Leimen von Pappfelsen und Papptempelfronten vergessene und verlernte Sehen wieder. Man lernte das Sehen auch vom Hören des Dichterwortes und der Musik wieder. Und als das vom bildenden Künstler innerlich erschaute, aus Dichtung und Musik aufsteigende Bild im Rahmen der Bühne Wirklichkeit wurde, da sah und fühlte auch das Publikum, daß es in aller



Generalmusikdirektor Prof. Max Schillings, der Leiter der Stuttgarter Hofoper

vermeintlichen Augenschwelgerei im Theater bisher blind gewesen, und daß es, je aufdringlicher und unwahrer das Schauwerk der Bühne hervortrat, auch immer tauber für den Klang der Sprache des Dichters und des Musikers geworden war.

Es wurde aber auch nicht nur sinnvoll reformiert. Die Wut der solange von dem lockenden Betätigungsfeld zurückgehaltenen bildenden Künstler auf den Kitsch, und die Geschäftstüchtigkeit einzelner, nach neuen, die erschlaffende Gewohnheit sensationell umbiegenden Reizmitteln ausschauender Theaterdirektoren und Spielleiter wollte nun auch gleich das volle Gegenteil von allem bisher in der szenischen Gestaltung Dagewesenen hinstellen. Wo bis dahin alle Köpfe und Hände vom Regisseur bis zum Blitz- und Donnermacher nur damit beschäftigt waren, immer stärkere Illusionswirkungen zu ersinnen und mit allen Mitteln der Mechanik, der Optik, der Chemie zustande zu bringen, da bannten nun die Reformer, die Revolutionäre des Bühnenbildes den sprechenden und singenden Menschendarsteller zwischen stumpf-einfarbige Stoffwände, zwischen geometrisch, kubistisch stilisierte Baum- und Architekturklötze. Weg mit dem Illusionsrausch und dem Profilschwindel — her die Einfachheit der Shakespeare-Bühne und die allein seligmachende Reliefwirkung! Das war die Losung des plötzlich auftauchenden, von vielen mit einem befreienden Aufatmen begrüßten „Künstlertheaters".



Dr. Franz Ludwig Hoerth, der Oberspielleiter der Stuttgarter Hofoper
Phot. Heß

Es war nicht das Theater, das alle überkommene Schaukunst des Theaters totschlug.

Die kühn vordringenden Schöpfer dieses neuen Stiles dramatischer Bildnerei und das kleine Gefolge aufatmender und begeistert zustimmender Ästhetiker haben jetzt mehr oder minder offen eingestanden, daß sie die künstlerische Sehkraft der für das Theater in Frage kommenden großen Masse bedeutend überschätzt haben. Die Vortäuschung des wirklichen dramatischen Geschehens wollten auch sie geben, glaubten aber irrtümlich dafür mit den feineren künstlerischen Mitteln, Andeutungen und Anregungen auskommen zu können, auf die nur die leicht bewegliche Künstlerseele und Künstlerphantasie reagieren. Ein „Künstlertheater" in diesem Sinne verlangt auch ein



Helene Wildbrunn als „Isolde"
Aufnahme aus dem Atelier Andersen in Stuttgart



Rhoda von Glehn als Elpinike in „Die Lieder des Euripides" von Botho Sigwart. Phot. Andersen



Erna Ellmenreich im „Rosenkavalier“. Phot. Vollmar

ihre Operngläser putzen! Laden Sie den Fortschritt nicht dort zu Gaste, wo er nur kompromitiert werden kann! Positiv ausgedrückt: gehen Sie mit der denkbar größten Behutsamkeit vor, wenn Ihre Szene nicht vor einem Amphitheaterausschnitt liegt . . . Es wäre kein geringer Unsinn, wollte man heute die Szene der Opernhäuser nach den Rezepten des Künstlertheaters stilisieren. Man würde damit nur den Fehler verdoppeln und verdreifachen, den die Savits und Perfall begingen, als sie seinerzeit ihre sehr sinnvoll erdachte vereinfachte Bühneneinrichtung vor dem italienischen Logenkasten aufbauten.“

Die Stimme des weitschauenden Warners ist gehört worden. Die Mißerfolge der trotzdem am ungeeigneten Ort unternommenen Versuche haben weiter klärend gewirkt. Der Stern der Stunde hat Stuttgart vor die große Aufgabe gestellt, ein volles Licht in die Dunkelheiten dieser zwei sich scharf bekämpfenden Darstellungsrichtungen zu werfen. Er hat auch zur rechten Zeit die fähigsten Männer zur Lösung dieser Aufgabe in der schwäbischen Hauptstadt zusammengeführt.

Die Bildung der Pläne für das neu zu errichtende Stuttgarter Hoftheater und ihre Ausführung fielen in die Zeit der lebhaftesten Erörterungen des Für und Wider der beiden, in ihren Grundzügen angedeuteten Darstellungsprinzipe. Die Münchener Architekten Heilmann und Littmann, die den Auftrag zum Neubau des Stuttgarter Hoftheaters erhielten, hatten zu ihren reichen Erfahrungen im Theaterbau auch noch die Lehren des Münchener



Rokoko. Aus dem gleichnamigen Tanzbild nach dem Entwurfe von Prof. Bernhard Pankok

Parterre von Künstlern — und das soll noch seltener anzutreffen sein, als ein solches von Königen.

Das Verneinen aller Illusionsmittel entsprang aber bei diesen neuen Bühnenbildnern wohl auch dem Bedürfnis sich in dieser mit Kulissen, Soffiten und Versatzstücken vollgestopften Bühnenwelt zunächst einmal Luft zu machen und Raum zu gewinnen für die Geschöpfe ihrer, vom darzustellenden Kunstwerk unmittelbarer befruchteten Künstlerphantasie. Mitten in das reformwütige Treiben, das Stilisierungen der Bühnenbilder nach griechischen japanischen Vorbildern und verschwommenen metaphysischen Spekulationen bunt durcheinander warf, das große und kleine, Rang- und Amphitheater, Freilicht- und Naturbühnen, und schließlich auch den Zirkus ergriff, rief Paul Marsop, der begeisterte Vorkämpfer des Fortschritts auf diesem, wie auf jedem Kunstgebiete, seine nachdrückliche Warnung: „Bitte reformieren Sie jetzt nicht allerorten Hals über Kopf darauf los, meine Herren, wo ein Vorhang aufgezogen wird und schaulustige Menschen

Künstlertheaters im positiven und negativen Sinne gewonnen. Aus der geschichtlichen Entwicklung und der Praxis hatte sich in München im großen Hoftheater und im Residenztheater die Anlage und Bestimmung von zwei getrennten, in ihren bühnentechnischen Einrichtungen jedoch eng und harmonisch verbundenen Theaterräumen ergeben. Nicht, wie vielerorten, nur eine räumliche, äußerliche Trennung von Oper und Schauspiel, sondern die Verlegung des Schauplatzes von Werken beider Kunstgattungen in Räume, die sich in ihren Größenverhältnissen und in ihrem bildnerischen Schmuck dem Charakter und Stil der darzustellenden Werke als am stärksten wirkungsfördernd erwiesen, wurde als Grundbedingung für die freiere Entfaltung der dem Kunstwerk innewohnenden eigensten Kräfte erkannt. Diese künstlerisch weitgehende und finanziell stark angreifende Forderung des Architekten und des gleichweitschauend mit ihm vorgehenden Intendanten Baron zu Putlitz fand bei dem königlichen Bauherrn volles Verständnis und wahrhaft königliche Opferwilligkeit. Die Frage: Rang- oder Amphitheater wurde mit möglichster Ausschaltung der akustischen und optischen Unzulänglichkeiten beider Theaterformen in einer sinnreichen, mit allen Mitteln der vorgeschrittenen Bautechnik ermöglichten Verbindung von Rang- und Amphitheater gelöst. Die bildnerische Ausschmückung der Schau- und Hörräume ergab sich aus der bewußten künstlerischen Einfühlung in das Wesen der hier zu vollem Leben zu erweckenden Kunstwerke, in dem einen als ernst, wuchtig, festlich, glänzend im anderen als intim, wohlig beruhigend, vornehm und froh ansprechend. Die Bühnenräume wurden mit allen bewährtesten und neuesten technischen Errungenschaften ausgestattet. Schiebe- und Versenkbühne, Rundhorizont und Fortuny-Licht ermöglichten den ans Werk gehenden Gestaltungskünstlern, die Verwirklichung der ihnen aus den dramatischen Kunstwerken zufließenden Phantasiebilder. In der Beschränkung des nach dem Brande des alten Hof-



Figurine von Prof. Bernhard Pankok



Bühnenbild aus „Cosi fan tutte" nach dem Entwurfe von Prof. Bernhard Pankok

theaters schnell und notdürftig erbauten Interimstheaters hatte sich bei den beiden Leitern der Oper, besonders bei Max Schillings, dem schöpferisch lebhaft vordringenden Musikdramatiker und Emil Gerhäuser, dem in die Tiefen großer musikdramatischer Kunstwerke selbständig und mit scharfem künstlerischem Blick eindringenden Darsteller und Gestalter, ein wahrer Heißhunger nach freierer Entfaltung ihrer reichen Kräfte eingestellt. Mit Feuereifer ergriffen sie Besitz von dem neuen großen Betätigungsfeld in den beiden neuen Häusern. Eine folgenschwere Entscheidung war gleich am Anfang in die Hand der Bühnenleiter gelegt. Für ungefähr 70 Schauspiele und 50—60 Opern mußte der kostbare Fundus von Darstellungsmitteln, wie er eines Hof- und großstädtischen Kunstinstitutes würdig war, nach ganz bestimmten, alle unfruchtbaren Versuche ausschließenden Grundsätzen neu geschaffen werden. Auf der einen Seite drohte der Vorwurf der Rückständigkeit, wenn die als unumgänglich erkannten Richtlinien der Illusionsbühne zu ausschließlich hervortraten, auf der anderen konnte der unbedingte Anschluß an die noch gärenden, in ihren Wirkungen auf das ganze große Gebiet der dichterischen und musikalischen Erscheinungen der Theaterkunst noch gar nicht zu übersehenden Ideen der Reliefbühne, des „Künstlertheaters", mit der ihnen anhaftenden künstlerischen Ausschließlichkeit sich als ein das Theater entvölkernder und also vernichtender Fehlschlag erweisen. Man war sich dieser Doppelgefahr voll bewußt. Schon



Bühnenbild aus der „Zauberflöte" nach dem Entwurfe von Prof. Bernhard Pankok

im beschränkten Rahmen des Interimstheaters suchte man einen Ausweg aus diesem Widerstreit künstlerischer Forderungen zu gewinnen. Gerhäuser als Regisseur, d. h. nicht nur als Spielleiter und Organisator mit zufällig vorhandenen und gegebenen Mitteln, sondern als Gestalter des dem schöpferischen Künstler vorschwebenden Idealbildes seines Werkes in allen hörbaren und sichtbaren Einzelheiten der Aufführung, stellte den Wegweiser auf: „Der ästhetische Genuß beruht stets auf dem harmonischen Zusammenklang, welchen wir zwischen der Idee eines Kunstwerkes und den zu ihrer Darstellung aufgewendeten Mitteln empfinden.“ Von hier aus konnte man nun freier an jedes einzelne Kunstwerk herantreten.

Man vermied Überstürzung und Radikalismus. Neben die bewährten spezialistischen Meister des Illusionsstiles, den künstlerisch regsamen und phantasievollen Dekorationsmaler Wilhelm Plappert, den erfindungsreichen Beherrscher der Bühnenwunderapparate Paul Pricken und den mit starkem, gründlich geschultem Formen- und Farbensinn begabten Leiter des Kostümwesens Ernst Pils wurden freie, bisher ganz außerhalb des Theaters auf hoher Kunstwarte stehende bildende Künstler zur Mitwirkung berufen. Das ganze reinkünstlerische, kraftbewußt-fortschrittliche Wirken des Akademieprofessors Adolf Hölzel und von Prof. Bernhard Pankok, dem Direktor der Stuttgarter Kunstgewerbeschule, gab Gewähr, daß Rückfälle in die Sünden und Krankheiten eines falsch und kitschig wuchernden Dekorationsschwindels ausgeschlossen waren. Die von dieser Gruppe von Gestaltungskünstlern ersonnenen und mit treffsicherer Hand hingestellten „Tanzbilder“ gaben schon im Interimstheater das Programm für die Arbeit auf dem weiteren und höheren Felde der Darstellungskunst im neuen Hoftheater. Gotische Farbenpracht und feierliche Formenfreude eines ritterlichen Liebeshofes, die geheimnisvolle Weihe eines griechischen Kulttanzes, die flimmernde, schwebende Lebenslust des Wiener Walzers, die kernige Volk-



Figurine von Prof. Bernhard Pankok

kraft eines niederländischen Bauerntanzes, wie sie in den Bildern Bauernbreughels atmet, die lichte, lachende Schnörkelwelt des Rokoko, das alles war in diesen Tanzbildern in typischer Konzentration und in feinster Farben- und Formenharmonie eingefangen. Hölzel hat den damals beschrittenen Weg bis jetzt nicht weiter verfolgt. Dem Maler, Zeichner, Bildhauer, Innenarchitekten, Kunstgewerbler Bernhard Pankok, der jeden Gegenstand jeden Stoff mit einem geradezu leidenschaftlichem künstlerischem Gestaltungsdrang in den Kreis seines nie ermüdenden und nie versagenden Schaffens und Könnens zieht, hatte es aber die Bühne angetan. Sein kernhafter, stimmungsechter Bauerntanz und das lichtsprühende Rokokospiel waren die Ausgangspunkte für größere und stärkere künstlerische Taten im weiten Gebiete der Bühnenkunst.

Er hat sich gleich zuerst dem „Licht- und Liebesgenius" Mozart verschrieben. In dieser, die ganze Welt der Schönheit umspannenden Kunst fand Pankok den Boden, auf dem er seine schöpferische Vielseitigkeit recht auswirken und zu geschlossener Einheit zusammenfassen konnte. Er hat nichts weniger unternommen, als sich als ein Mozart des Bühnenbildes zu zeigen. Und „wie er mußt, so konnt' er's". Die Neugestaltung der szenischen Bilder von „Don Juan", „Figaros Hochzeit", „Entführung aus dem Serail" und „Cosi fan tutte" haben es erwiesen. Wohl ist in einzelnen der ersten Bühnenbilder, die Pankok zu den Opern Mozarts schuf, besonders im Don Juan, noch hie und da das Ringen des selbständigen bildnerischen Geistes mit der Macht des hier allein bestimmenden Musikdramatikers zu spüren. Dem Musiker mögen die gewählten, der Bildwelt des Velasquez entnommenen Linien und Farben wohl manchmal etwas härter und strenger erscheinen, als sie ihm in dem leichten Schmetterlingsspiel der Mozartschen Melodien vorschweben. Fortschreitend in seinem Mozart-Werk hat er aber auch diese letzten Abschweifungen vom innersten Wesen des musikalischen Werkes überwunden. Wie in den



Figurine von Prof. Bernhard Pankok

Don Juan

Don Juan
I. Costüm

Pankok
1909





Figurine von Prof. Bernhard Pankok

dann aber wieder in dem wuchtig monumental wirkenden Bild des Friedhofs, der mit südlichem Leben erfüllten Straßen und Gärten und der Prunkräume des Genußdämonen Don Juan Erscheinungen mit außerordentlich starker Illusionskraft. Noch geschlossener in der Bildwirkung und in der Harmonie mit dem musikalisch vergoldeten Leben erschienen die szenischen Neugestaltungen und Entwürfe der Bühnenbilder zu Figaros Hochzeit, der Entführung aus dem Serail und Cosi fan tutte. Feingeschwungene, farbenblitzende, den Grundton der heiteren Werke in malerischen Grundlinien und Farben wiedergebende Ornamentenketten umrahmen hier am Proszenium Bilder der Lebensfreude, des genußfrohen Lebens der Rokokozeit, des märchenhaft umblühten Orients und eines kapriziösen Puppenspiels, wie sie nur ein Künstler ersinnen und bilden konnte, dessen Einfühlungsfähigkeit und Gestaltungskraft auch in der Überfülle

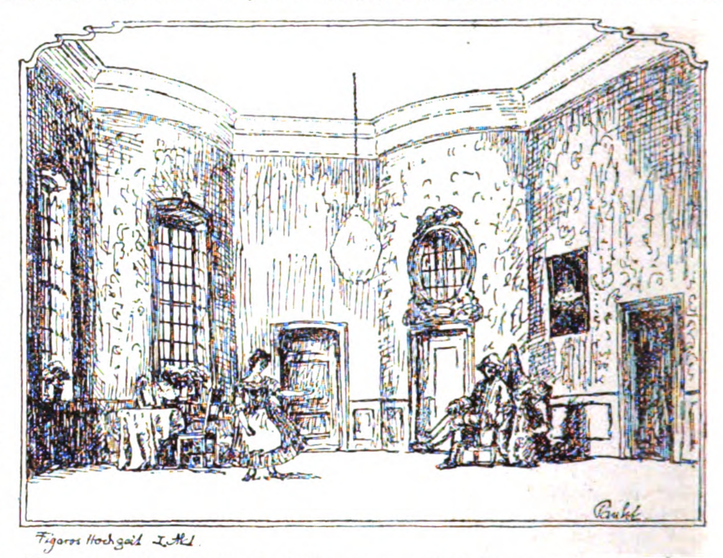


Figurine von Prof. Bernhard Pankok

Partituren Mozart die Fülle von Charaktermelodien und Rhythmen, so kontrapunktiert Pankok in seinen Bühnenbildern den Formen- und Farbenreichtum der Gewänder und der Schauplätze der Handlung zu harmonischer, von blühendem Leben und hellstem Schönheitsjubel erfüllter Einheit. Der schnelle Szenenwechsel im Don Juan erschwerte den Gewinn dieser Einheit besonders. Durch eine geschickte Aufteilung des Bühnenraumes, für die auch die breiten einfarbigen Vorhangflächen und die gliedernden „Türme“ der Reliefbühne in Anspruch genommen wurden, ist die zweiaktige Grundform des Werkes wieder in größerer Geschlossenheit hervorgetreten. Die großen Arien konnten vor diesen farbig fein abgestimmten, abseits von der Buntheit des äußeren Geschehens führenden Flächen ihre ganze musikalische Kraft als nur auf sich selbst gestellte Kunstwesen entfalten. Dahinter entstanden

der musikdramatischen Welt Mozarts immer den Weg fand zu dem höchsten Ziele: harmonischer Zusammenklang und vollkommene Verschmelzung der vom Ohr und vom Auge aufgenommenen Kunsteindrücke. „Die Musik in ihrer höchsten Veredelung muß Gestalt werden!“ Ein Mozart der Töne muß einen Mozart nicht nur der musikalischen, sondern auch der bildnerischen Darstellung finden, wenn sein Werk in Vollendung vor uns erstehen soll.

Das Mozart-Werk Pankoks ist nahezu abgeschlossen. Die Bilder der Zauberflöte und von Cosi fan tutte hält der Krieg noch in das Dunkel der Bühnenmagazine zurückgebannt. Was aber von den Entwürfen und Vorarbeiten schon bekannt wurde, verspricht wieder, daß auch in diesen Neugestaltungen Mozart nicht nur in Tönen, sondern auch in dem Widerschein seines ganzen Kunstwesens im Bühnenbilde in voller Lebenskraft und Schönheit auferstehen wird.



Szenischer Entwurf. Zeichnung von Prof. Bernhard Pankok

Laß mich hören, wie du Mozart singst, und ich will dir sagen, was du überhaupt kannst, und ob du als ein vollwertiges, allen Stilarten der musikdramatischen Kunst gewachsenes Mitglied eines Opernpersonals Geltung beanspruchen darfst. Der gleiche Maßstab gilt auch für Regisseure und Bildner der Szene. Wo Mozarts Werke nur nach bequemer Schablone und mit den Kitsch-



Das Zimmer der Gräfin in „Figaros Hochzeit“. Nach dem Entwurfe von Prof. Bernhard Pankok

mitteln der Routine herausgebracht werden, da sind auch alle anderen Meister des Musikdramas der Gefahr der Verstümmelung ausgesetzt. Und gar die unter uns lebenden, mit allem Besten einer weitvorgeschrittenen Bühnenkultur erfüllten Tondichter können die Uraufführungen ihrer Werke nur mit schweren Sorgen solchen Bühnen anvertrauen, auf denen noch der verdienstliche Sänger a. D. in Ruhestellung als „erfahrener" Regisseur, und die mit dicken Vorlagewerken bewaffneten Dekorationsmaler- und Kostümschneidermeister herrschen. Die Stuttgarter Hofbühne ist zu einem lockenden Zielpunkt der nach einem ersten, erfolgsichernden Unterkommen ihrer Werke ausschauenden Wort- und Musikdramatiker geworden. Manche der Aufgenommenen haben nicht den ersehnten großen Erfolg gewonnen, aber alle fanden in der Darstellung ihrer Werke die weitgehendste Verwirklichung ihrer künstlerischen Absichten und Wünsche. Die persönliche Beeinflussung der ganzen Vorarbeit der Aufführungen, die Wahl der Mitwirkenden, auch der bildnerisch tätigen, wurde selbst in den heikelsten und kostspieligsten Fällen von der Leitung den Autoren gestattet und bewilligt. Als ein typischer Fall von vollkommener Unterordnung eines ganzen großen Theaterapparates unter den Willen des Komponisten kann die Uraufführung von Richard Strauß' „Ariadne auf Naxos" genannt werden. Eine ganze Sterngruppe von Schauspielern und Sängern, einen Regisseur, den zurzeit berühmtesten, Max Reinhardt und den Bildner seiner neuartigen, starkwirkenden Szene, Ernst Stern, durften sich die glücklichen Schöpfer des Doppelspiels von Komödie und Musikdrama in Molières „Bürger als Edelmann" und Hofmannsthal-Strauß' Ariadne nach Stuttgart verschreiben. Und was sie an Glanz und Üppigkeit der Ausstattung, an künstlerischer Arbeitskraft forderten, es wurde geschafft unter Verzicht der hervorragenden heimischen Kräfte auf die Teilnahme an den äußeren Ehren der Sensation, zu der diese Uraufführung werden mußte. Eine solche künstlerische Uneigennützigkeit und selbstlose



Figurine von Prof. Bernhard Pankok

Dienstbereitschaft soll in den Theatern nicht oft anzutreffen sein. Sie ist am Stuttgarter Hoftheater schon in der Methode der ganzen künstlerischen Arbeit gegeben.

Aus der stattlichen Reihe von bedeutsamen Neuerscheinungen, die seit der Eröffnung der neuen Theater die Blicke der Bühnenwelt immer wieder nach der schwäbischen Residenz gezogen haben, ist in erster Linie noch die Uraufführung von Max Schillings' „Mona Lisa" zu nennen. Der musikalische Leiter der Stuttgarter Oper hat für dieses sein Werk gewiß aus den von Gerhäuser und Pankok mit so fortreißendem und treffsicherem künstlerischem Temperament geschaffenen Operngestaltungen die stärksten Anregungen geschöpft. Der in seinen früheren musikdramatischen Werken, Ingwelde, Pfeifertag und Moloch noch etwas bühnenfremd und musikalisch exklusiv erscheinende Tondichter wählte in seiner Mona Lisa einen Stoff, der geradezu nach dem farbigsten und üppigsten Schauwerk des Theaters schrie. Das erträumte, glutvolle, in Farben- und Formenschönheit schwelgende Renaissancebild haben ihm Pankok und Gerhäuser geschaffen. Es ist mit dem Werk auch auf dem weiten Zuge über die deutschen Bühnen fest verbunden geblieben und hat den hie und da gegen den dichterischen und musikalischen Gehalt sich regenden Widerspruch beschwichtigt.



Figurine von Prof. Bernhard Pankok

Die gleiche Stütze des Erfolges durch lebensvollste Verwirklichung der innerlich erschauten, in Wort und Ton nach malerischem und plastischem Ausdruck rufenden dramatischen Bilder wurde unter andern unter Schillings' und Gerhäusers Leitungen Felix Weingartners Drama „Kobold", Walter Braunfels' „Brambilla" und „Uhlenspiegel", Paul von Klenaus „Sulamith" und dem Tanzspiel „Klein Idas Blumen", des jugendlichen Karl Bienstock „Sandro, der Narr", Zemlinskys „Florentinische Tragödie", Julius Bittners „Höllisch Gold" — alle die letztgenannten jugendlich vorstrebende Tondichter und mit neuen Problemen für den Darstellungsstil angefüllte Werke, denen sich noch nicht so selbstverständlich und pflichtgemäß die



Bühnenbild im ersten Akt von Max Schillings „Mona Lisa“. Entwurf von Prof. Bernhard Pankok

Pforten der Theater öffneten, wie den schon Erfolggekrönten und den von der Welle der Mode hoch emporgetragenen Dichtern und Musikdramatikern unserer Zeit. Auch die fehlten natürlich im Spielplan der Stuttgarter Bühne nicht, in dem auch in kommender Spielzeit Erich Wolfgang Korngold mit „Violante“ und „Der Ring des Polykrates“ erscheinen wird.

Im Bühnenbild bleiben die stimmungskräftigst verteilten Lichtstrahlen und Farben und die gegenständlich echtesten, die Illusion restlos erhaltenden Nachahmungen von Natur und Menschenwerk aller Zeiten, Zonen und Kulturen dramatisch leblos, wenn die in dieser Umgebung zum künstlerischen Wirken berufenen Menschen nicht im gleichen Maße wie der Bildner mit Stift, Pinsel und formender Hand, so mit Gestalt, Bewegung und Sprech- und Gesangsorgan befähigt sind, das Ganze der dichterischen und musikalischen Gebilde nachschaffend zu umfassen und zu gestalten. Die allerbesten Regisseure und Szenenbildner sind machtlos, wenn sie nicht über künstlerisch ebenbürtige, bildsame und ihre speziellen Ausdrucksmittel vollkommen beherrschende Schauspieler und Sänger verfügen. Eine weitere bedeutsame Seite der idealen Regisseurbegabung ist deshalb ein feiner Spürsinn zum Auffinden der geeigneten gereiften, oder doch zum mindesten leicht bildsamen Kräfte. Max Schillings und mehr noch der an praktischen Erfahrungen reichere Gerhäuser haben auch nach dieser Seite hin das Stuttgarter Hoftheater mit glücklichster Hand gut versorgt. Die bequeme Rollenzuteilung nach dem verbrauchten Fächerschema hörte mit ihrem Eintritt auf. Es gab von da ab keine „Hochdramatische“ mehr. Sie mußte ebenso jugendlich sein, wie die „Jugendlich-Dramatische“ dramatisch hochstehen mußte. Von Primadonnen- und Heldentenor-Autokratie gar nicht zu reden. Die lyrischen, Helden- und seriösen Bässe, die Buffos und Soubretten, sie alle wurden nur nach dem Grundsatz gemessen: Talente, oder Nullen! Die Nullen fielen meist schon im Probezimmer unters Klavier. Und wenn sie doch einmal versuchsweise in die Rechnung der Aufführungen gestellt wurden, war das Resultat immer Null und schneller, scharfer Kontraktstrich. Da ist es manchmal menschlich hart und rücksichtslos zugegangen.

Die wirklichen Talente aber fanden ausgiebigste Förderung. Ihre Entwicklung wurde durch die in das Innerste der Kunstwerke vordringende Arbeit, die von den Leitern geleitet und von allen Beteiligten verlangt wurde, zu Spitzen getrieben — auf denen sie die Begehrlichkeit anderer großer, mit höheren Entlohnungen lockender Theater weckten. Das ist ein am Ort oft schmerzlich empfundener Mißstand, daß die Stuttgarter Hofbühne sich zu sehr als Bildungsinstitut für Bühnensterne entwickelte, die nach Erlangung ihres vollsten Glanzes ihr Licht anderen Bühnenhimmeln zuwandten. Gott und der Gagenetat besser's!



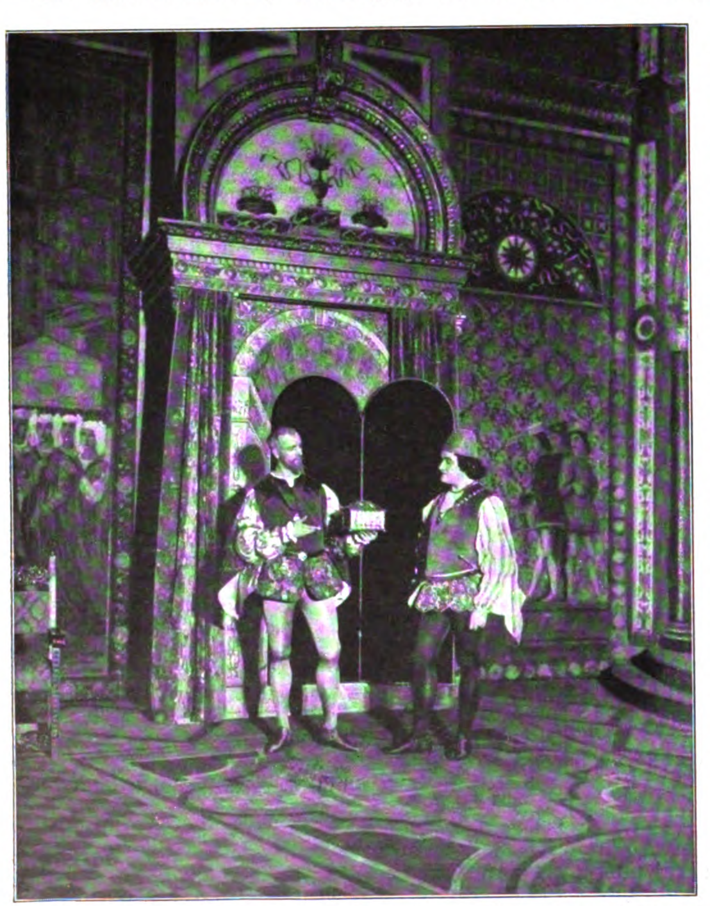
Hedy Iracema-Brügelmann als „Mona Lisa“. Phot. Andersen

Die Namen der in Stuttgart aufgegangenen Bühnensterne können hier nicht alle aufgezählt werden. Sie glänzten und glänzen an den lichtesten Stellen der Theaterwelt. Auch jetzt ist für die Stuttgarter Oper wieder der ebenso rühmliche als lokal bedauerliche Zeitpunkt da, an dem eine ganze Anzahl von hervorragenden Mitgliedern die Kostüm- und anderen Koffer packen zur Übersiedlung nach größeren und zahlungskräftigeren Theaterstädten.

Helene Wildbrunn, eine der immer seltener gewordenen Vertreterinnen des großen musikdramatischen, wirklich „wagnerischen“ Stiles vom Range einer Reicher-Kindermann und einer Klafsky, rüstet sich zum Triumphzug in die Reichshauptstadt.

Rudolf Ritter, der Besitzer und Beherrscher einer männlich kernhaften Tenorstimme und eines offenen, tiefdringenden dramatischen Sinnes für die Auffindung des treffenden mimischen Ausdrucks der verschiedenartigsten Operngestalten, geht ihr dorthin schon voran. Ein anderer Tenorheld, ein jugendlich sieghaft glänzender Lohengrin, Karl Aagaard Oestvig, wird, wie in Stuttgart, so auch in Wien alle Mädchenherzen entflammen. Hedy Iracema-Brügelmann, die mit vielseitigster dramatischer Beweglichkeit und einer feinst ausgeglichenen Gesangskunst an jede neue Aufgabe herantretende Südamerikanerin, ist in ihrer Darstellungskunst am innigsten mit dem Wesen der eigenständigen, von Schillings, Gerhäuser und Pankok zur Vorbildlichkeit erhobenen Stuttgarter Opernkunst verwachsen. Ihre Ariadne, Donna Anna, Gräfin im „Figaro", Mona Lisa usw. stehen immer mit Erscheinung, Ton und Gebärde im vollsten Einklang mit der bildnerisch reich und sinnvoll geschmückten Umgebung. Sie geht nach Wien.

Das Bleiben einer nicht kleinen Zahl von Opernkünstlern ist aber zunächst noch gesichert. Ihr Ruhm soll hier nicht allzu laut verkündet werden, damit nicht attraktionslüsterne Agenten und Theatergewaltige vorzeitig auf ihre Fährte gelockt werden. Es ist da eine Sängerin, Rhoda von Glehn, die den engen Kreis der Koloraturpartien nicht nur mit zuverlässigem technischem Können beherrscht, sondern ihn auch mit Glück weit überschreitet bis zu zarten lyrischen Gestalten wie Elsa in „Lohengrin" und Elpinike in Botho Sigwarts „Lieder des Euripides". Und ein dramatischer Alt, Sigrid Hoffmann-Onegin, ist da. Die Fülle und Schönheit ihres Gesangtones macht allein schon jede Aufführung, in der sie hervorragend mitwirkt, zu einem musikalischen Fest. Erna Ellmenreich ist eine wirklich dramatisch Jugendliche, nicht eine von den jugendlich Dramatischen, die immer nur auf dem Sprunge nach den Höhen der Primadonna sind und sich nur notgedrungen und halb verdrießlich mit einem Gretchen und einer Agathe bescheiden. Sie liebt die Jugend in jeder dramatischen Gestalt und wendet ihr eine feingebildete Gesangskunst und eine starke darstellerische Begabung zu. So gelingt ihr besonders die Darstellung der Jugend eines Rosenkavalier, des Cherubin und auch die der grauenhaft zerbrochenen einer Salome. Theodor Scheidl hat als ein mit edel männlich gearteter Stimme und darstellerischer Ausdruckskraft begabter Sänger sich immer mehr wachsend in die Eigenart der Stuttgarter Opernkunst im klassischen und modernen Rahmen vollgültig eingefügt. Sein Sachs, Amfortas, Francesco in „Mona Lisa" befriedigte die hochgestellten Ansprüche. Die rechte Beweglichkeit für die fächerlose Verteilung der Partien besitzt Albin Swoboda in seinem zu scharfer Charakterzeichnung befähigten Gesangsorgan und seiner schauspielerischen Gewandtheit. Alberich, Klingsor und Ochs von Lerchenau und Figaro sind die weit auseinander liegenden Pole seines erfolgreichen Wirkens.



Theodor Scheidl (Francesco) und Rudolf Ritter (Giovanni de' Salviati) in Max Schillings „Mona Lisa". Phot. Franz Klein



Alexander von Zemlinsky, der Komponist von „Klein Idas Blumen" Phot. Schlosser-Wenisch

Otto Helgers umfaßt das außerordentlich weite Rollengebiet von Hunding und Hagen bis zu Osmin („Entführung aus dem Serail"), „Barbier von Bagdad" und Baculus („Wildschütz") mit kernig klangvoller Stimme und mit scharf zeichnender mimischer Kunst in düsterer Wucht, wie in behaglicher Komik seiner Gestalten. Nicht nur ein wirklich seriöser Baß, ein Sarastro und Gurnemanz ist Reinhold Fritz. Die Klangfülle und der Umfang seines Organs gestatten ihm auch Eroberungen im Baritonfelde zu machen. Er ist so nebenbei auch ein stimmlich glänzender Wanderer im „Siegfried".



Erich Wolfgang Korngold, der Komponist von „Violante" und „Der Ring des Polykrates". Phot. Erfurth

So steht die Stuttgarter Oper auch jetzt, trotz Kriegsgewitter und Sturm, in voller, ungebrochener Blüte. Außer den genannten Kräften sind an den errungenen großen Erfolgen auch noch besonders stark beteiligt die neben Schillings wirkenden musikalischen Leiter, der mit feinster musikalischer Einfühlungsgabe für die verschiedenartigsten Stile und gründlichstem Wissen und Können ausgerüstete Erich Band und der mit treffsicherer Dirigentenhand und jugendlich sprühendem Musikertemperament begabte Paul Drach. Die klaffende Lücke, die der Tod Gerhäusers in die Gruppe der führenden Künstler gerissen hatte, ist allen bis jetzt übersehbaren Anzeichen nach durch die Berufung des jugendlich tatkräftigen Dr. Franz Ludwig Hoerth im Geiste des heimgegangenen Meisterregisseurs geschlossen worden. Der neue Mann kommt aus der Reinhardt-Schule und ist gerüstet mit umfassenden, aus theoretischem Wissen und praktischen Erfahrungen geschöpften Erkenntnissen der Ästhetik des musikalisch, bildnerisch, dramatisch in sich einheitlich geschlossenen Bühnenwerkes. Sein Programm heißt: Arbeiten, arbeiten — arbeiten mit allen Kräften eines künstlerisch empfänglichen und beweglichen Wesens zur Erforschung der tiefsten und feinsten Lebensnerven eines Kunstwerkes und zur Gestaltung des Werkes in Ton, Farbe, Form und Bewegung als harmonisch gerundetes Ganzes. Zeugnis davon ist abgelegt worden in vielen Aufführungen, die, weit über den lokalen Erfolg hinaus die Anerkennung als mustergültige, stark fortschrittlich anregende Bühnenkunst fanden.



Julius Bittner, der Komponist von „Höllisch Gold"

❈ ❈ ❈

Wie in den Beratungszimmern und Probesälen, in den Maler- und Gewandwerkstätten und an all den vielgestaltigen Beleuchtungsapparaten und anderen illusionsvermittelnden Einrichtungen der Bühne am Stuttgarter Hoftheater seit Entstehen der neuen Häuser gearbeitet wurde, ist nun auch in überzeu-



Walter Braunfels, der Komponist von „Brambilla"

gender Weise in dem im Verlage von Wilhelm Meyer-Ilschen, Stuttgart, erschienenen Werke „Stuttgarter Bühnenkunst“ zum Ausdruck gekommen. Das prachtvolle Buch ist inhaltlich und als ein, trotz aller Hemmungen, die der Krieg ihm bereitete, mit den feinsten und stärksten künstlerischen Mitteln prachtvoll durchgebildetes bibliographisches Schauwerk ein hell strahlendes Spiegelbild des großen, tiefdringenden, mit reichsten Mitteln ausgestatteten Kunstschaffens, das die Stuttgarter Bühne zur Höhe der führenden deutschen Theater erhoben hat. Es ist ein Lehrbuch für Regisseure, Bühnenbildner und Darsteller, wie es nicht anregender und aufklärender gedacht werden kann. Es ist aber auch ein Schmuckstück und eine Quelle feinsten Genusses für das Haus jedes Kunst- und Theaterfreundes. Hans Hildebrand hat in seinem Vorwort „Das Bühnenbild“ in klarem Zug und in schöner sprachlicher Rundung die geschichtliche Entwicklung des Schauwerks der Bühne dargestellt. Emil Gerhäuser steuerte die überzeugendsten künstlerischen Begründungen seiner Stuttgarter Operninszenierungen bei. Max Schillings fügte die von ihm mit feinem Stilgefühl nachgeschaffenen Rezitative zu Mozarts „Entführung aus dem Serail“ in handschriftlicher Originalgestalt ein. Und das Ganze ist in technisch wundervollen Wiedergaben mit der reichen Formen- und Farbenfülle der künstlerischen Entwürfe der Bühnenausstattungen von der Hand Bernhard Pankoks geschmückt.



Karl Bienstock, der Komponist von „Sandro der Narr“

„Am Bühnenbild bewundert der Zuschauer nicht die zeitliche Folge der Bilder, sondern erst wenn sein Schönheitssinn an dem Bild erwacht, wenn die Stimmungsgewalt einer Landschaft, einer Farbenzusammenstellung seine mitschaffende Phantasie erregt, erst wenn in diesem Bühnenbild der lebendige Mensch, der Darsteller, sein Herz zu gleicher Liebesempfindung durch eine suggestive Geste hinreißt, oder zu zürnendem Haß, zu fröhlichem Lachen, erst wenn seine Schaulust die Tore zu seinem Herzen weit öffnet, so daß der Strom der Eindrücke in das Flußbett seiner Seele mündet, — erst dann ist uns der Weg erschlossen, auf welchem das Drama im Zuschauer wirklich lebendig werden kann. Und dies allein ist der Zweck des Dramas: in einem Abbild des Lebens den willigen Zuschauer zum Selbstvergessen und damit zu künstlerischer Selbstbefreiung vom Zwange des Lebens hinzureißen. Das ist auch allein der Sinn jeder Kunst.“

Diese Worte Gerhäusers waren und sind richtunggebend für die Stuttgarter Hofbühne. Mögen sie an allen Theatern recht gehört, verstanden und ausgewirkt werden.



Szenischer Entwurf. Zeichnung von Prof. Bernhard Pankok

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Persönliche Erinnerungen an Ernst von Wildenbruch

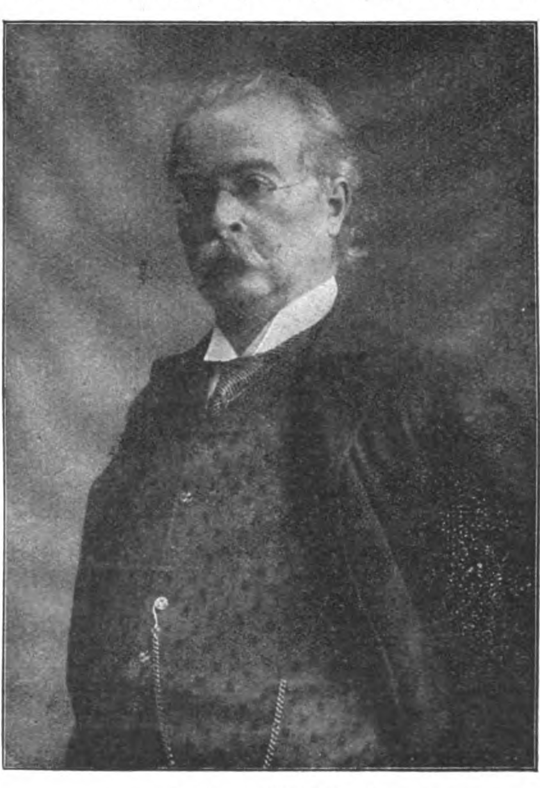
Von Prof. Dr. Georg Ellinger

Nicht ohne Bedenken legt der Verfasser den nachfolgenden Ausschnitt aus seinen Beziehungen zu Ernst von Wildenbruch vor. Er zählt die Freundschaft, die ihn mit dem Dichter verband, zu den höchsten Gewinnen seines Lebens. Aber gerade deshalb fällt es ihm schwer, davon zu sprechen. Denn einen köstlichen geistigen Besitz bewahrt man am besten in der Stille des Herzens. Entschließt man sich dennoch, ihn der Öffentlichkeit preiszugeben, so müssen zwingende Gründe vorliegen. Seit dem Scheiden Wildenbruchs ist es dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt nahegelegt worden, das Bild des Dichters so festzuhalten, wie es sich ihm aus dem langjährigen Verkehr ergeben hat. Aber immer, wenn er die Feder ansetzen wollte, hielt ihn ein unübersichtliches Gefühl davon ab; er vermochte den Anregungen nicht nachzukommen, weil die innere Notwendigkeit nicht vorhanden war. Das hat sich jetzt geändert. Die düstere Weissagung, die Wildenbruch in seinem Gedicht auf Kaiser Wilhelms I. neunzigsten Geburtstag ausgesprochen hat, ist in Erfüllung gegangen:

> Eine heulende Welt, zum Kampfe bereitet,
> Deutschland inmitten, von keinem begleitet,
> Wie der einsame Bär, den die Meute der Hunde
> Klaffend umstellt.

Wir stehen vor dem Ende des furchtbaren Entscheidungskampfes, den Wildenbruch in ahnender Seele vorausgesehen. Da wacht der Dichter, der so ganz eins mit seinem Volke war, wieder auf; wie ein Lebender wandelt er in diesen bangen Tagen tröstend, mahnend unter uns. Und darum erscheint jetzt die Zeit gekommen, den teuren Schatten festzuhalten und die Bilder alter, froher Tage heraufzubeschwören.

Der Verfasser hat sich mit seinen Schriften bisher fast ausschließlich an Fachkreise gewendet; er kann nicht erwarten, daß die für ihn maßgebenden Grundsätze den Lesern bekannt sind. Wer sich aber die Mühe genommen hat, seine Arbeiten zu verfolgen, wird wissen, daß er kein andres Ziel kennt, als der Sache zu dienen. Nichts liegt ihm daher ferner, als seine Person in den Vordergrund zu drängen. Soweit es irgend möglich war, ist das auch in dem nachfolgenden Bericht vermieden worden. Angesichts des persönlichen Charakters dieser Mitteilungen kann es der Verfasser jedoch trotzdem nicht vermeiden, von sich selbst zu sprechen. Dadurch ist es begründet, daß die Darstellung nunmehr von der dritten Person zur ersten übergeht. —



Ernst von Wildenbruch
Aufnahme von Hofphotograph Louis Held in Weimar

Als junger Student trat ich im Winterhalbjahr 1880/81 dem akademisch-literarischen Verein zu Berlin bei. Für eine der ersten Sitzungen war die Vorlesung eines Schauspiels angekündigt; der Titel „Väter und Söhne" ließ einen Schluß auf den Inhalt nicht zu. Der Name des Verfassers, Ernst von Wildenbruch, war mir nicht bekannt; daß ältere Mitglieder ihn für einen der bedeutendsten Dichter, ja für den kommenden großen Dramatiker erklärten, wollte

mein jugendlicher Widerspruchsgeist nicht gelten lassen: wäre dem so, meinte ich, hätte man doch wohl schon einmal etwas von ihm hören müssen. Das Äußere des eintretenden Verfassers schien meinen Bedenken recht zu geben: die Gesichtszüge, die behäbige, etwas zur Fülle neigende Gestalt deuteten ebenso wie die unauffällige Kleidung mehr auf einen braven Beamten als auf einen über das Durchschnittsmaß hinausragenden Dichter. Aber wie gründlich wandelte sich meine Meinung, als Wildenbruch die Zuhörer selbst in sein Schauspiel einführte. Schon die ersten Szenen erweckten die Überzeugung, daß in dem Werke eine ganz ungewöhnliche Lebenskraft sich rege, und dieser Eindruck stieg mit jedem Aufzuge. Aber mehr noch: ich empfand sofort deutlich, was dieser Dichtung die Überlegenheit über all die tastenden Versuche auf dem Gebiete des Dramas höheren Stiles sicherte: die Wirkung wurde nicht bloß durch Leidenschaft, Sprachgewalt und zwingenden Aufbau erzielt, sondern sie ergab sich ebensosehr daraus, daß eine in den Grundanschauungen des Dichters wurzelnde Idee zu Fleisch und Bein geworden war. Den Eindruck der Dichtung erhöhte die Art der Wiedergabe: da war nichts Gekünsteltes, Ausgeklügeltes; wie ein voller Strom rauschten die Verse dahin, und die Gestalten des Schauspiels erstanden leibhaftig vor dem geistigen Auge des Hörers.

Das große Erlebnis dieses Abends hat mich zum Verehrer des damals nur einem kleinen Kreise bekannten Dichters gemacht. Ich durchlebte es mit, wie er die ihm gebührende Anerkennung errang: mit klopfendem Herzen saß ich im Viktoria-Theater und im Schauspielhause bei den ersten entscheidenden Aufführungen der „Karolinger" und des „Harold". Persönlich trat ich ihm allerdings nicht näher. Es war selbstverständlich, daß ich mich dem erheblich älteren und schnell berühmt gewordenen Manne gegenüber zurückhielt und auch bei freundlichen Anreden einsilbig blieb. So würde eine engere Beziehung zwischen uns wohl kaum zustande gekommen sein, wenn ich nicht Ende 1882 zum Vorsitzenden des Vereins gewählt worden wäre. Da Wildenbruch auch ferner Wert darauf legte, dem Verein, in dem er seine erste, treueste Anhängerschar gefunden, seine Werke vorzulesen, fiel mir die Aufgabe zu, mit ihm darüber zu unterhandeln. Unsere Gespräche blieben bei diesen äußeren Fragen nicht stehen; bald wuchsen sie sich zu stundenlangen Auseinandersetzungen über die Dinge aus, die uns beiden am Herzen lagen. Der Dichter war damals noch Junggeselle und bewohnte am Königin Augusta-Ufer zwei Stuben, von denen die eine als Wohn-, Arbeits- und Empfangszimmer diente. Lebhaft steht dieser Raum mit seiner Einrichtung noch heute vor meiner Seele: zu deutlich hat sich mir jede Einzelheit eingeprägt, als daß ich sie jemals vergessen könnte. Es war ein richtiger Poetenwinkel; meist sah es ziemlich bunt und wild aus, und zu der Gleichgültigkeit gegen philisterhafte Ordnungsliebe stimmte das Aussehen des Dichters, der im Hause so wenig wie möglich beengt werden wollte. In ziemlich unvollständiger Kleidung ging er dann, die Hände lebhaft bewegend, mit raschen Schritten auf und ab, ganz von dem jeweiligen Gesprächsstoff erfüllt. Diesen bildeten fast ausschließlich die mit dem künstlerischen Schaffen zusammenhängenden Fragen. Daß seine Begeisterung für das Große in Kunst und Leben bei dem jugendlichen, die Dinge mehr gefühls- als verstandesmäßig erfassenden Zuhörer einen aus übervoller Seele kommenden Widerhall weckte, mag die Hauptursache dafür gewesen sein, daß er so schnell an mir Gefallen fand. Gelegentlich las er mir auch auf seinem Zimmer eben entstandene Dichtungen vor. An einem Morgen des endenden Mai oder des beginnenden Juni 1883 kam ich zu ihm und fand ihn sonderbar wortkarg; ich fühlte, daß ich ihn störte, und wollte mich schnell entfernen; da faßte er mich bei der Hand und fragte: „Haben Sie Zeit?" Auf meine bejahende Antwort sagte er: „Dann tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie eine kleine halbe Stunde am Ufer spazieren und kommen Sie wieder; ich will Ihnen dann etwas vorlesen, wie ich hoffe, etwas Gutes." Als ich von neuem erschien, mußte ich mich setzen, was dadurch bewerkstelligt werden konnte, daß Wildenbruch mit einem kühnen Fußstoß einen der Stühle von den mannigfachen Dingen befreite, die in malerischem Durcheinander darauf getürmt waren. Nachdem er dann den Pantoffel, der bei dieser Unternehmung in weitem Bogen davongeflogen war, erhascht und wieder an den Fuß gesteckt hatte, nahm er hinter dem Tische Platz, die großen gelben Handschriftenblätter vor sich, und begann:

„Im Kloster zu Hersfeld der Prior sprach..."

Es war das „Hexenlied", und ich freue mich, daß ich der erste gewesen bin, der es kennen gelernt hat, bevor es seinen Siegeszug antrat. Möchte doch die Verunstaltung, die das schöne Gedicht zum Zwecke der melodramatischen Bearbeitung erfahren, bald für immer verschwinden.

Nachdem ich meine Studien abgeschlossen hatte, änderte sich das Aussehen des Vereins: zahlreiche neue Mitglieder traten ein, und Wildenbruch begann sich unter den fremden Gesichtern unbehaglich zu fühlen. Verzichten wollte er aber auf den ihm liebgewordenen Verkehr nicht, und so schlug er mir vor, daß wir uns mit den alten Freunden regelmäßig in bestimmten Abständen bei Lutter und Wegner versammeln wollten. Auf diese Weise kam eine zwanglose Vereinigung von Verehrern Wildenbruchs und Freunden der Dichtung zustande. Bis auf einen Teilnehmer hatten sämtliche Mitglieder der Tafelrunde dem akademisch-literarischen Verein angehört. Daß nicht ein Fachstudium,

sondern die Freude an der Poesie sowie die Liebe für den Dichter den Kreis zusammenhielt, lehrten die verschiedenartigen Berufe: es versammelten sich Universitäts- und Gymnasiallehrer, Juristen und Ärzte; doch war die Anzahl immer klein, selten überstieg sie acht Personen. Aber auch diese bescheidene Zahl war Wildenbruch schließlich zu groß, und nach einigen Jahren bat er mich, von einer Benachrichtigung des ganzen Kreises abzusehen und mich zu den Zusammenkünften nur mit einem später hinzugetretenen Freunde einzufinden. Ich konnte diese Verengung der Tafelrunde nicht billigen. Einmal wußte ich, wie groß in den treuen Anhängern des Dichters der Wunsch lebendig war, mit ihm zusammenzukommen, und dann hatte Wildenbruch ohnehin die verhängnisvolle Neigung, sich zurückzuziehen und einzuspinnen. Gewiß war nun auch die Einsamkeit seine Muse; aber ebenso gewiß ist es, daß ihm die Berührung mit den in den verschiedensten Kreisen des Lebens sich bewegenden Freunden nützlich sein konnte. Beides stellte ich Wildenbruch vor und fand seine Zustimmung; kam es aber dann zur Festsetzung des Tages, so schrieb er mir immer wieder: „Dr. G. kann dabei sein," oder: „Dr. G. ist willkommen," so daß es in den letzten Jahren bei der Dreizahl blieb. — Die Zusammenkünfte haben von 1886 bis 1892 regelmäßig stattgefunden. Nur sehr ungern versäumte Wildenbruch eine der Sitzungen, und außer dem Schreiber dieser Zeilen ist er der treueste Genosse gewesen. Er hatte auch die lebendigste Erinnerung an die Einzelheiten unserer Unterredungen und überraschte mich oft dadurch, daß er noch nach Jahren auf eine gelegentlich hingeworfene Bemerkung zurückkam. Die Abende gestalteten sich gewöhnlich so, daß man längere Zeit bei Lutter und Wegner zusammenblieb und dann zum Zwecke eines Nachtrunkes noch ein Bier- oder Kaffeehaus aufsuchte. Der hierauf angetretene Heimweg führte selten sogleich zum Ziele; meist wurde die Erörterung der besprochenen Fragen eifrig fortgesetzt; war man dann an Wildenbruchs Haustüre angelangt, so erwies sich eine sofortige Trennung als unmöglich, da der Gegenstand noch nicht völlig ausgeschöpft war, und erst nach längerem Stehen und nach längerem Hin- und Hergehen erfolgte der Abschied, meist in später oder vielmehr früher Stunde.

Der Berichterstatter gerät einigermaßen in Verlegenheit, wenn er eine Vorstellung von den an diesen Abenden gepflogenen Unterhaltungen geben soll. Es ist unmöglich, einen lebendigen Quell in einer Nußschale aufzufangen. Die sprudelnde Frische, mit der Wildenbruch in die Wortgefechte eingriff, läßt sich nicht auf das Papier bannen. Und die Mannigfaltigkeit dessen, was die Freunde anzog, kann nur andeutend, nicht erschöpfend behandelt werden. Am ehesten wird sich noch die Erinnerung dadurch festhalten lassen, daß man aus der Fülle des Besprochenen eine Reihe von Einzelpunkten herausgreift. Wie bei jedem Freundeskreis sprang das Gespräch von einem zum andern Gegenstande; immer wieder kehrte es aber zur Dichtung und zum Drama zurück.

Wildenbruchs tiefe Verehrung für Schiller ist bekannt. Gleichwohl kam diese Verehrung den verschiedenen Schaffensabschnitten nicht in gleichem Maße zugute. Unbedingte Bewunderung zollte er den Jugenddramen, in denen, nach seiner Auffassung, die Kraft des Dichters ganz ungebrochen zutage trat. Die Bedeutung der späteren Entwicklung schlug er, namentlich wegen ihres Einflusses auf die deutsche Kultur, ungemein hoch an, allein er machte wesentliche Einschränkungen. Was auf der einen Seite gewonnen worden wäre, hätte auf der anderen wieder preisgegeben werden müssen; und es erscheine sehr fraglich, ob der durch Schiller herbeigeführte Bildungsfortschritt nicht zu teuer erkauft worden sei. Denn vieles Gewaltige, Zukunftsreiche wäre in den späteren Werken teils verkümmert, teils überhaupt nicht zur Entfaltung gelangt. Für diese Verengung von Schillers Poesie machte er lediglich die von ihm eingeschlagene klassizistische Richtung verantwortlich. „Goethe," sagte Wildenbruch, „hat behauptet, daß entscheidende Schwächen in Schillers späteren Dramen auf den ungünstigen Einfluß der ihn umgebenden Frauen zurückzuführen seien. Das ist nicht zutreffend. Die Änderungen, die Schiller aus diesem Grunde vorgenommen hat, sind unwesentlich. Nein, die klassizistische Richtung war es, die ihn seinen großen Anfängen entfremdet hat. Sonst hätte ein so als mächtiges Volksdrama angelegtes Stück wie ‚Wilhelm Tell' niemals mit Rudenz und Bertha auf einer Nadelspitze enden können." Auch eine falsche Objektivität den geschichtlichen Erscheinungen gegenüber war nach Wildenbruch die Folge der späteren Richtung. „Vergleicht man eines der schönsten Gedichte Schillers ‚Die unüberwindliche Flotte' mit der ‚Maria Stuart', so fragt man sich unwillkürlich: wie war es möglich, daß der Dichter den einzig richtigen Standpunkt in sein Gegenteil verkehrte?" Ich wandte dagegen ein, daß es doch dem Dichter gestattet sein müsse, einen geschichtlichen Vorwurf lediglich aus seinen unmittelbarsten Voraussetzungen abzuleiten; ferner wies ich darauf hin, daß es sich gerade aus der Behandlung des Maria Stuart-Stoffes ergebe, wie wenig in Schiller die Antriebe seiner Jugend erloschen waren: seine Teilnahme für die Unterdrückten, Vergewaltigten und sein Haß gegen Heuchelei und kalte Staatsräson. Aber Wildenbruch wollte beides nicht gelten lassen.

Auch die Hauptwerke Kleists standen ihm nicht alle in gleicher Weise nahe. Am wenigsten merkwürdigerweise der „Prinz von Homburg". Seine Lieblingsdichtung war die „Penthesilea", und ganz im Gegensatz zu der damaligen Beurteilung Kleists rückte er ge-

rade dieses Drama in den Mittelpunkt. „Wer Penthesilea nicht auf das genaueste kennt," sagte er, „kennt auch Kleist nicht. Ich will von den unvergleichlichen poetischen Schönheiten nicht sprechen, sie ergeben sich von selbst; aber nirgends hat uns Kleist tiefer in sein Herz blicken lassen, nirgends liegt sein Wesen so klar und offen vor uns wie in dieser Dichtung." Freilich verhehlte Wildenbruch auch hier die Einwände nicht, die er gegen Kleists Dramatik auf dem Herzen hatte; er faßte sie ungefähr folgendermaßen zusammen: „Auch die ‚Penthesilea' zeigt, wo die Achillesferse des Dramatikers Kleist zu suchen ist. Nicht das große Geschehen an sich, sondern der merkwürdige Einzelfall innerhalb des großen Geschehens zieht ihn an. Sowohl in der Auswahl des Stoffes wie in seiner Bearbeitung geht er also mehr von novellistischen als von dramatischen Gesichtspunkten aus. Nur in der ‚Hermannsschlacht' hat er sich von dieser Neigung freigemacht." Wie Kleist, so bildete auch Otto Ludwig oft den Gesprächsstoff. Ich brachte die einzelnen Hefte der damals erschienenen, von Erich Schmidt und Adolf Stern besorgten Gesamtausgabe mit, und die darin zum erstenmal gedruckten Fragmente sowie die Nachträge zu den „Shakespeare-Studien" gaben zu immer neuen Besprechungen Anlaß. Wildenbruch hatte auch das der Ausgabe vorangeschickte Lebensbild Ludwigs von Stern gelesen und fragte mich nach meinem Urteil. Als ich ihm sagte, daß mir die ersten zwei Drittel der Arbeit viel Vergnügen bereitet hätten, daß aber ein wirkungsvoller Abschluß fehle, da zuletzt alles zerflattere, erwiderte er: „Das ist nicht Sterns Schuld. Wenn die zersetzende Kritik so die Oberhand über die Produktion gewinnt, wie es in der letzten Zeit Ludwigs der Fall war, dann ist keine Möglichkeit vorhanden, das Leben des Künstlers anschaulich darzustellen." Otto Ludwig mit Hebbel zu vergleichen lag nahe. Wildenbruch sagte einmal: „Obgleich die Kritik Hebbels Schaffen nicht so gelähmt hat wie das Ludwigs, scheint mir die Wirkung bei Hebbel doch noch ungünstiger zu sein." Er hatte dabei offenbar die so sehr verschiedene Naturanlage der beiden Dichter im Auge. Seine Stellung zu Hebbel war eigentümlich. Den großen positiven Leistungen verschloß er sich selbstverständlich nicht. Aber er beklagte das Überwuchern des rechnenden Kunstverstandes und machte gerade ihn für die anfröstelnde Kälte in manchen Werken Hebbels verantwortlich. Auf der anderen Seite schlug er aber wieder den Ertrag von Hebbels Denkarbeit so hoch an, daß er einmal, einen an sich richtigen Gedanken paradox übertreibend, ausrief: „Das gewaltigste Werk, das Hebbel geschrieben, sind seine Tagebücher."

Wenn bei ungefähr gleicher Begabung das unbewußte, elementare Schaffen dem strengen, nie sein Ziel vergessenden Kunstverstand gegenübertrat, so entschied sich Wildenbruch ohne Bedenken für das erstere. Daher stand ihm Äschylus weit näher als Sophokles. Der Schauspieler Emil Drach hatte damals den „Gefesselten Prometheus" für die Bühne eingerichtet, und diese Bearbeitung wurde im Berliner Theater an einem Abend zusammen mit dem „König Ödipus" aufgeführt. Wir wohnten beide der Aufführung bei, und der nächste Abend bei Lutter und Wegner war fast ganz mit der Erörterung der Fragen ausgefüllt, die sich uns bei diesem merkwürdigen Versuch aufgedrängt hatten. Daß die Gesamtwirkung des „Königs Ödipus" größer war, erkannte Wildenbruch an, ebenso wie er zugestand, daß die Oceanus- und Joszenen des „Gefesselten Prometheus" einen lebendigen Widerhall nicht zu erwecken vermochten. Im übrigen gab er jedoch dem älteren Drama den Vorzug. „Wie ein Forscher," sagte er, „mit kaltem, durchdringendem Blick den aufgespannten Frosch beobachtet, ohne für die Leiden des armen Geschöpfs auch nur das geringste Gefühl zu haben, so verfolgt Sophokles das Walten des unerbittlichen Geschicks, das, einem Moloch gleich, über die niedergestreckten Menschenleiber dahinfährt. Wie unmittelbar empfindet Äschylus dagegen mit seinen Gestalten, und wie kommt dieses Mitempfinden in der Urgewalt seiner Sprache zum Ausdruck! Nicht minder auch in der Charakteristik: dieser Hermes steht vor Prometheus wie ein commis voyageur der neuen Götter. Bei Sophokles überall die Ruhe, das Ausgeglichene, die höchste künstlerische Besonnenheit, bei Äschylus das mit dem Herzblut getränkte ursprüngliche Leben. Ich halte es mehr mit der warmempfindenden Dichterseele, auch wenn sie in der Ausführung einmal kräftig danebenhaut." Bei aller Bewunderung vor Äschylus konnte ich doch dem Urteil über Sophokles nicht zustimmen. Ich wies darauf hin, daß die warme Anteilnahme auch bei Sophokles keineswegs fehle, nur liege sie vor der gestaltenden Arbeit, die von ihm erst angegriffen werde, wenn das Gemüt zur Ruhe gekommen sei. Und dann verschwinde auch der Dichter keineswegs so völlig hinter seinen Gestalten, wie Wildenbruch meine; denn im „König Ödipus" töne dem Zuschauer überall die warnende Stimme des besorgten Vaterlandsfreundes entgegen, der von der Nichtigkeit aller irdischen Größe überzeugen und zu unbedingter Unterwerfung unter den Willen der Gottheit mahnen wolle. Über diesen Gegensatz der Auffassung wurde lange gestritten; Wildenbruch blieb bei seiner Meinung. „Wenn ich Äschylus wäre," sagte er, „und das Publikum begeisterte sich für Dramen, wie Sophokles sie geschrieben, dann würde ich sofort nach Sizilien abreisen, und zwar mit dem nächsten Zuge."

Sehr oft wurde die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß eine dramatische Szene, die beim Lesen auf das unmittelbarste packt, in der Aufführung versagt. Einige Dramen

Shakespeares (Richard II., Coriolan, Antonius und Cleopatra) und Grillparzers (namentlich sein gewaltigstes Werk, der „Bruderzwist im Hause Habsburg") boten Beispiele, die in langer Unterredung sorgfältig zergliedert wurden. Wildenbruch hatte sich frühzeitig daran gewöhnt, auf die Bühnenwirksamkeit der einzelnen Szene zu achten. Er erzählte, einen wie großen Eindruck er als jüngerer Mann von Grabbes „Hannibal" empfangen habe. „Da waren allgemeingeschichtliche Tatsachen wie der unerschütterliche Gleichmut der Römer, die Verderbtheit der karthagischen Kaufmannsaristokratie in lapidaren Zügen festgehalten. Noch ganz erfüllt von der Lektüre, kam ich in den Verein, las die Szenen vor, und siehe da — sie wirkten gar nicht. Das gab mir zu denken, und nach längerer Erwägung erkannte ich, daß doch die Ausführung für die Bühne zu skizzenhaft war, daß mit breiterem Pinsel gemalt werden müsse, wenn Unpersönliches in ein anschaulich wirkendes Bild verwandelt werden sollte." Er führte einige der Szenen an, und es war lehrreich, wie sich in seiner Erinnerung die Dinge verschoben hatten, so daß der Inhalt zwar geblieben, die Form aber teilweise umgeprägt worden war; es wird sich empfehlen, den Vorgang an einem Beispiele darzutun:

Grabbe.

Rom. Kapitol.

Erster Konsul. Wißt ihr es?

Prätor (ruhig und fest). Ja.

Zweiter Konsul. Demnach zur Tagesordnung.

Ein Senator. Hier ein Gesetzesvorschlag, nach welchem der Vormund dem Senat jährlich Rechnung über seines Mündels Vermögen abzulegen hat.

Cato Censor. Fügt hinzu: der Vormund haftet doppelt für jedes Versehn!

Erster Konsul. Billigt ihr das Gesetz und Catos Bedingung?

Alle. Ja.

Erster Konsul. Liktor, heft' es unter die zwölf Tafeln an das Forum. (Ein Liktor geht ab. Tiefes Schweigen. Der erste Konsul in sich.) Ich, ein Konsul Roms, und darf die Hand nicht nach der Stirn bewegen, weil jeder auf mich achtet. Zwei Söhne fielen auch mir, und mein Weib zergeht in Schmerz, und ich muß die Stürme in mir behalten, in meiner Brust die Wolken ausregnen lassen. Denn — was Söhne, verglichen mit Rom?

Wildenbruchs Wiedergabe.

Nach der Schlacht bei Cannä. Versammlung des Senats, in der das Vormundschaftsgesetz beraten wird. Ein Bote tritt ein und stellt sich hinter den Stuhl des die Versammlung leitenden Prokonsuls; dieser wendet sich nach ihm um.

Bote (leise). Unser Heer ist geschlagen, vernichtet; nur wenige sind dem Verderben entronnen.

Der Prokonsul. So.

Bote. Der eine Konsul gefallen, der andere auf der Flucht.

Der Prokonsul. Meine Söhne? —

Bote. Sind tot.

(Kleine Pause.)

Der Prokonsul (sich zu der Versammlung wendend). Es ist der Gesetzesvorschlag eingebracht worden, daß der Vormund jährlich einmal über das Vermögen seines Mündels öffentlich Rechenschaft ablegen soll. Erklärt der Senat sich damit einverstanden? —

Zu festlichen Feiern gestalteten sich die Abende, an denen Wildenbruch dem Freundeskreis seine neuen Werke vorlas. Da bei Lutter und Wegner keine abgeschlossenen Zimmer vorhanden waren, wurde ein anderes Gasthaus gewählt, meist die Weinstuben von Hausmann. Hier hat uns Wildenbruch die „Quitzows" und „Das heilige Lachen" vorgelesen. Ich habe manchen berühmten Vorleser gehört, aber keinen, der eine so unmittelbare Wirkung erzielt hätte wie Wildenbruch. Möglich, daß in der Deklamation dieses oder jenes nicht kunstgerecht war — wer fragte danach angesichts des aus dem Innern sich ergießenden Stromes warmen Lebens! Wildenbruch lebte seine Gestalten; darin lag das Geheimnis seiner Vortragskunst beschlossen. Es war kein Vorlesen, sondern ein Hineinversetzen in den Gang der Handlung, keine Reproduktion, sondern ein Neuschaffen. Der Dichter selbst litt und rang, weinte und jauchzte mit seinen Geschöpfen, und so wurde ein Eindruck erzielt, der die beste Bühnenwirkung vorwegnahm, ja sie zuweilen übertraf. Aber mit der Fähigkeit der Verlebendigung von Gestalten und Vorgängen war etwas anderes untrennbar verknüpft: die überzeugende Kraft. Wer den Dichter hörte, der glaubte, daß sich das Drama so und nichts anders entwickeln müsse, und die Bedenken, die sich einstellten, sobald die Dichtung im kalten Drucke vorlag, vermochten dieser Offenbarung schöpferischer Kraft gegenüber nicht aufzukommen. Das wußte Wildenbruch sehr wohl. „Ach," sagte er einmal zu mir, „wenn ich doch meine Stücke auch selbst spielen könnte; dann würden die Leute meine Absichten schon verstehen."

Vor dem endgültigen Abschlusse pflegte Wildenbruch über seine Arbeiten nicht zu sprechen. Dagegen war er nach der Mitteilung der Dichtung für jeden die Einzelausführung betreffenden Einwand dankbar, und so schlossen sich an die Vorlesung oft eingehende Besprechungen über die Berechtigung des einen und des anderen Zuges. Bei Wildenbruchs Neigung zur Einsamkeit lag die Gefahr besonders nahe, daß er sich in einer Nebenstraße festfuhr, und die Meinungsäußerungen derer, die an seinem Schaffen den regsten Anteil nahmen, boten ein wirksames Gegenmittel. Denn der Dichter wurde, auch wenn es nicht gelang, ihn zu überzeugen, doch zu neuer Erwägung angeregt, und es machte ihm immer Vergnügen, wenn ich bei einer solchen Gelegenheit ein

Kleist-Zitat scherzhaft verwendete: „Ich bin sicher, mein Wort fiel, ein Gewicht, in deine Brust.“ So willig er nun auch jedes Einzelbedenken erwog, so wenig ließ er die Gesamtanlage seiner Arbeiten antasten. Es bereitete ihm daher einen tiefen Kummer, wenn einer seiner Freunde sein Werk als Ganzes verwarf. Ohne es zu wollen, habe ich ihm einmal einen solchen Schmerz zugefügt. In seiner Wohnung hatte er mir den ersten Aufzug des „Generalfeldoberst“ vorgelesen und gab mir die Handschrift des ganzen Dramas mit nach Hause, indem er mich bat, es ihm bald zurückzubringen, da er es zum Abschreiber schicken wolle. Über das Werk urteilte ich beim ersten Lesen genau wie heute; trotz seiner Herbigkeit gehört es zu Wildenbruchs hervorragendsten Schöpfungen: in keine seiner Gestalten hat er so seine eigene, an Deutschlands Zukunft glaubende Seele hineingelegt wie in die Hauptfigur, den Markgrafen Johann Georg. Allerdings war und ist mir auch eine der äußeren Grundstützen des Dramas anstößig, nämlich die Tatsache, daß die entscheidende Wendung auf einer bloßen Namensverwechslung beruht, also ein Lustspielmotiv zum Ausgangspunkt einer tragischen Verwicklung gemacht wird. Da die Zeit drängte, konnte ich Zustimmung und Abweichung nicht sofort schriftlich begründen; ich lieferte die Handschrift in seiner Wohnung ab und bestellte, daß ich am nächsten Tage entweder selbst kommen oder schreiben würde. Wurde ihm diese Botschaft nicht ausgerichtet, oder hat er es überhört — genug, schon am nächsten Morgen erhielt ich eine Rohrpostkarte von ihm mit der Bitte, am Nachmittag in das Kaffee Kaiserhof zu kommen, in dem wir uns auch sonst öfter nachmittags zu treffen pflegten. Ich war kaum eingetreten, als er aufstand, mir in sichtlicher Aufregung rasch entgegenging und mich hastig fragte: „Ellinger, ist das Stück bei Ihnen durchgefallen?“ Ich konnte ihn in der Hauptsache beruhigen und vernahm zu meiner Betrübnis, daß ihn der Gedanke gequält und ihm sogar die Nachtruhe gestört hatte.

In unmittelbarer Verbindung mit Wildenbruchs Kunstübung stand die häufige Erwägung geschichtlicher Fragen. Gelegentlich brachten es wohl die Zeitverhältnisse mit sich, daß ein geschichtlicher Zusammenhang auch um seiner selbstwillen gewürdigt wurde, meist aber galt die Betrachtung dem Rohstoff der dramatischen Dichtung. Wildenbruch unterrichtete sich namentlich gern aus Werken, die die Quellen selbst reden ließen, wie Giesebrechts „Deutsche Kaiserzeit“. Mit Mißtrauen betrachtete er dagegen die mehr andeutenden als erzählenden Darstellungen neuerer Richtung, und mit wahrer Entrüstung erfüllte es ihn, wenn Ereignisse, in denen sich weltbewegende Konflikte wie in einem Brennpunkte zusammenfaßten, verkleinert oder für ungeschichtlich erklärt wurden. In derartigen Anschauungen sah er ein Zeichen der Zeit: die elende Gleichmacherei wolle nichts Großes, Gewaltiges mehr dulden. Daß der Canossagang Heinrichs IV. dessen Gegner in eine unhaltbare Lage gebracht und König Heinrich durch seine Demütigung vor Gregor daher tatsächlich einen Erfolg erzielt habe, war ihm eine ausgeklügelte Schulmeinung, wie er denn auch an das ungewöhnliche diplomatische Geschick Heinrichs IV. nicht glauben wollte. Seine Neigung ging durchaus auf das Erfassen der einfachen Grundzüge. Innerhalb dieses Kreises wußte er das Vergangene in unvergleichlicher Weise zu beleben: alles gewann in seiner Darstellung Farbe, Gestalt, Bewegung. Das zeigte sich namentlich, wenn er Geschichtliches an landschaftliche Eindrücke, den Ertrag von Reiseerlebnissen, anknüpfte. Besonders war es nach der italienischen Reise des Dichters der Fall (1891). Wie er da in unerschöpflichen Mitteilungen die Einwirkungen von Natur, Kunst und Geschichtsdenkmälern zu einem glänzenden Bilde zusammenwob, war bewundernswürdig; ich habe nur noch einmal etwas Ähnliches erlebt, da ein dichterisch wie wissenschaftlich gleichbegabter Freund über seine Reise nach Griechenland Bericht erstattete.

Auch die nationalen und sozialen Fragen nahmen in der Unterhaltung einen breiten Raum ein. Bangen Blickes verfolgte Wildenbruch die etwa seit 1880 einsetzende Entwicklung Deutschlands. Das Schwinden der alten Ideale, die mit der Vervollkommnung aller äußeren Hilfsmittel schritthaltende Entleerung des Inneren, die unruhige, alle Sammlung und Selbstbesinnung ausschließende Hast, die Gier nach Gewinn und Genuß, — kurz, alle jene Züge, die man als „Amerikanismus“ zu bezeichnen pflegt, — erfüllten ihn mit tiefer Sorge. Er sah, mit welcher unheimlichen Folgerichtigkeit diese Entwicklung vorwärtsschritt, und war davon überzeugt, daß es nicht möglich war, sie von innen heraus zu überwinden. „Deutschland,“ sagte er, „ist im Leiden immer größer gewesen als im Glück. Ich fürchte, daß erst ein großes nationales Unglück kommen muß, damit das deutsche Volk sich wieder auf sich selbst besinnt. Aber welcher Vaterlandsfreund wird das wünschen? Gebe Gott, daß eine solche barbarische Kur sich nicht als nötig erweist.“ Als einen Hauptgrund der beginnenden Entartung sah er den immer schroffer sich gestaltenden Gegensatz zwischen den Besitzenden und der Masse der Enterbten an, für den er die höheren Schichten noch weit mehr verantwortlich machte als die Agitatoren. Seine Stellungnahme wurde ebensosehr durch seine Vaterlandsliebe wie durch sein tiefes Mitleid mit den Armen, Gedrückten und im Daseinslose Verkürzten bestimmt. Mit der höchsten Freude begrüßte er daher jeden Schritt, der dazu dienen konnte, die furchtbare Kluft zwischen den Wohlhabenden und den Besitzlosen zu verkleinern. Unerschöpflichen Gesprächsstoff bot uns die damals erschienene Schrift des Theologie-Kandidaten

Paul Göhre: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" (1891). Wildenbruch war ganz erfüllt von ihr und kam immer wieder auf das Buch zurück, so daß dieses eine Reihe von Abenden im Mittelpunkte der Unterhaltung stand. Einerseits brachte er der auf jeder Seite sich offenbarenden kernigen Persönlichkeit des Verfassers aufrichtige Schätzung entgegen, und dann zogen ihn die ungeschminkten Schilderungen des geistigen Lebens der Arbeiterbevölkerung mächtig an. Und es entging ihm selbverständlich nicht, welche Bedeutung das hier erschlossene Gebiet für den Künstler gewinnen konnte. „In dem Buche liegt ein Schatz ausgebreitet," sagte er, „der Dramatiker braucht nur zuzugreifen."

Wildenbruch sprühte förmlich von Mitteilungsbedürfnis; er hatte das Verlangen, sich über die ihn innerlich bewegenden Dinge zu seinen Freunden auszusprechen. Aber auch über andere Gegenstände wußte er die Unterredung rasch in Fluß zu bringen. Ohne geistreich sein zu wollen, war er es wirklich, freilich nicht in dem landläufigen Sinne. Er verschmähte die an der Oberfläche haftende Geistreichigkeit, das blendende Feuerwerk, das etwas vortäuscht, was tatsächlich nicht vorhanden ist. An paradoxen Behauptungen ließ er es freilich nicht fehlen; allein er vermied jede gesuchte Wendung und bevorzugte den schlichtesten Ausdruck. Nicht die Form, sondern der Inhalt seiner Worte bezeugte den echten Geist. Seine Urteile trafen meist ins Schwarze; aber auch wo er derb daneben hieb, war die anregende Kraft unverkennbar. Mit der selbständigen Kraft der geistigen Persönlichkeit vertrug sich sehr gut eine starke Einseitigkeit, so häufig das Kennzeichen genialer Naturen.

Er war ferner ein ganz naiver Mensch. Wie sein Schaffen, so legte auch sein Verhältnis zu anderen von dieser Grundeigenschaft seines Wesens Zeugnis ab. Von vornherein setzte er bei jedem, den er kennen lernte, Offenheit, Freundlichkeit des Herzens, Zartgefühl — kurz, die Grundzüge der eigenen Gesinnung voraus. Daß ein Widerspruch zwischen der Außenseite und dem Inhalt bestehen könne, fiel ihm nicht ein. Sein Vertrauen wurde daher oft getäuscht; er litt auf das tiefste darunter, aber derartige bittere Erfahrungen vermochten ihn nicht umzustimmen. Wenn er sich jedoch hätte ändern können, er würde es sicher nicht haben tun wollen. Denn er wußte ganz genau, daß in der Naivität eine der Quellen seiner persönlichen und künstlerischen Kraft lag. Und wie er selbst ein naiver Mensch war, so fühlte er sich auch durch unverbildete Menschen besonders angezogen. Das Nivellierende der Bildung war ihm zuwider. Ursprüngliche Leidenschaft, wahres Gefühl könne man nur bei denen finden, die der Natur noch wirklich naheständen. „Bildung ist eine Krankheit," sagte er in scherzhafter Paradoxie, „der Mensch muß sich erst von ihr befreien, wenn der Mensch in ihm ganz zutage kommen soll."

Als ich Wildenbruch kennen lernte, lag die Zeit des seelischen Ringens schon hinter ihm. Bevor er über seine eigentümliche Begabung klar geworden war, hatte es an inneren Kämpfen nicht gefehlt, und diese waren wieder aufgelebt, als er viele Jahre vergeblich um Anerkennung warb und infolge des Ausbleibens jeder Aufmunterung in trüben Stunden am Werte des Geschaffenen irre werden mußte. Alles das war jetzt überwunden. Deutlich lag sein weiterer Wirkungskreis vor ihm ausgebreitet; weder über die Ziele noch über die einzuschlagende Richtung konnte ein Zweifel sein; er war ganz mit sich im reinen. Nun lebte aber diese einheitliche Natur, an der so gar nichts Problematisches war, in einer kranken, zerrissenen Zeit, in einer Zeit, die die alten Ideale aufgegeben und neue sich noch nicht geschaffen hatte. Es konnte nicht fehlen, daß es zwischen diesem suchenden Zeitalter und dem Dichter, der schon gefunden hatte, zu einem Zwiespalt kam. Ein Teil des Gegensatzes zwischen Wildenbruch und der seit 1880 einsetzenden Generation findet so seine Erklärung.

An redlichen Bestrebungen, den poetischen Niederschlag der Ideale dieses neu aufkommenden Geschlechtes kennen zu lernen, hat es Wildenbruch freilich nicht fehlen lassen. Aufmerksam verfolgte er die zeitgenössische Dichtung, und seine Urteile zeugten ebensosehr von seinem gerechten Sinne wie von seiner Neigung, mehr das tatsächlich Geleistete als das Verfehlte ins Auge zu fassen. Wo er schöpferische Kraft wirksam sah, da war er immer zu freudiger Anerkennung bereit, auch dann, wenn ihm die in dem Werke eingeschlagene Richtung nicht zusagte. Gespreizter Unnatur, sich aufblähender künstlerischer Ohnmacht gegenüber ließ er es allerdings an scharfen Worten nicht fehlen. Im übrigen aber entsprach sein Verhalten zu dem Schaffen der Neueren dem, was Goethe „produktive Kritik" nennt, und daran konnten auch die ungeschlachten Angriffe nichts ändern, die aus diesen Kreisen gegen ihn gerichtet wurden. Wenige Tage vor der Erstaufführung seines „König Heinrich" begegnete ich Wildenbruch auf dem Wege zum Berliner Theater, wo er der Probe beiwohnen wollte. Ich begleitete ihn, und er erzählte mir, daß er am Abend vorher im Deutschen Theater Hauptmanns „Florian Geyer" gesehen habe. Auf meine Frage nach seiner Meinung über das Trauerspiel erwiderte er: „Sie wissen, daß es für mich hauptsächlich darauf ankommt, ob in einem Werke der prometheische Funke wirksam ist oder nicht. Betrachte ich den ‚Florian Geyer' unter diesem Gesichtspunkte, so kann der Spruch nicht zweifelhaft sein: dieses Drama hat ein wahrer Dichter geschrieben. Aber," setzte er hinzu, „seine Art, die Dinge aufzufassen und zu gestalten, ist der meinen so

entgegengesetzt, daß ich mich während der Aufführung immer gefragt habe: wie wird sich ein Publikum, das dieser Dichtung zujubelt, deinem Drama gegenüber verhalten? Doch sicher ablehnend." Glücklicherweise traf diese Vermutung nicht zu. Trotzdem er also mit dem im „Florian Geyer" beschrittenen Weg nicht einverstanden war, ließ er doch dem Können volle Gerechtigkeit widerfahren. Stärker wurde seine Stellung zu Ibsen durch den grundsätzlichen Standpunkt bestimmt. Von Ibsens künstlerischer Kraft dachte Wildenbruch selbstverständlich hoch; und mit Bewunderung sprach er von den „Kronprätendenten". Aber die Auffassung des Lebens, die Ibsens spätere Dramen vertraten, stieß ihn ab; der zersetzende Geist, meinte er, möge für andere Völker vielleicht ein nützliches Ferment sein; auf die deutsche Volksseele, die ohnehin jetzt so großen Gefahren ausgesetzt sei, könne sie nur unheilvoll wirken. Er hielt es daher für seine Pflicht, diesem Geiste nach Kräften entgegenzutreten. Bei einem derartigen Kampfe zwischen zwei Weltanschauungen wird man von vornherein auf ein gegenseitiges Verstehen nicht rechnen dürfen. So ist es zu erklären, daß Wildenbruch Ibsen auch im einzelnen nicht immer gerecht wurde. Aber der Künstler in ihm war doch zu stark; und daher hielt ihn der tiefe innere Gegensatz nicht ab, das Vorbildliche in der Form nach Kräften zu würdigen. Unvergeßlich wird mir ein Abend sein, an dem fast ausschließlich von den „Gespenstern", der „Wildente", dem „Volksfeind" und „Rosmersholm" die Rede war. Mit ungestümem Eifer und hinreißender Beredsamkeit verfocht Wildenbruch seinen grundsätzlichen Standpunkt, aber zugleich wußte er im Laufe des Gesprächs versteckte Schönheiten in einer Weise ans Licht zu ziehen, daß der begeistertste Anhänger Ibsens viel von ihm hätte lernen können. Im letzten Grunde suchte er also auch da, wo sich sein ganzes Gefühl dagegen sträubte, den Absichten des Dichters nachzugehen.

Wäre nur ein solches Bemühen auch ihm selbst zugute gekommen. Aber allzuviel Verständnis für die Richtung seines Schaffens hat er nicht gefunden. Wir wollen bei diesem trüben Kapitel nicht allzulange verweilen. Daß der Dichter Widerspruch vertrug und Bedenken sorgfältig erwog, ist schon berichtet worden. In dieser Beziehung machte er auch der Tageskritik gegenüber keine Ausnahme. Was ihn aber aufs tiefste kränkte, war die Verkennung seiner Absichten, zumal sie meist in gehässige Worte gekleidet war. Je höher die Flut der hämischen Bemerkungen über den „Hofdichter" stieg, desto mehr wurde er innerlich zermürbt. Ich suchte wiederholt auf ihn einzuwirken, indem ich ihm vorstellte, daß die jubelnde Zustimmung der besten Kreise unseres Volkes höher zu bewerten sei als die absprechenden Urteile der Zeitungen, und daß kritisches Federgeräusch schnell verhalle, während Person und Wirken des Schaffenden fortdauere. Zeitweilig gelang es mir, ihn zu überzeugen, zumal eigene Wahrnehmungen ihn auf die gleiche Bahn weisen konnten. „Die Erfahrungen auf meiner diesjährigen Reise," schrieb er mir 1891, „auf der mir von allen Deutschen, die mir begegneten, aufrichtige Bezeigung ehrender und liebender Gesinnung entgegengebracht wurde, haben mich belehrt, daß ein paar böswillige Rezensenten eben doch nicht Deutschland sind." Aber derartige Stimmungen hielten nicht an; er vermochte sich von dem niederdrückenden Gefühl nicht freizumachen, und ein noch mitzuteilender Brief wird dartun, wie tief er unter der Verkennung seiner Schaffensziele gelitten hat.

Nach 1892 hörten die regelmäßigen Zusammenkünfte auf. Zwar bat mich Wildenbruch in den nächsten Jahren noch mehrfach, die alten Freunde wieder zu berufen; aber waren die Vorbereitungen getroffen, so traf im letzten Augenblick immer eine Absage von ihm ein. Daß der ohne ersichtlichen Grund erfolgte Abbruch des Verkehrs für uns einen großen Verlust bedeutete, braucht nicht gesagt zu werden; aber auch um Wildenbruchs willen mußte ich ihn bedauern. Denn gerade damals wäre eine regelmäßige Aussprache mit den alten Freunden vielleicht nicht ohne Nutzen gewesen. Mir wenigstens war in jenen Tagen das Überhitzte in seinen Prosadichtungen bedenklich. Gewiß entsprach nun diese sich beständig steigernde Richtung einer Seite seiner Natur, aber keineswegs ihren bestimmenden Grundzügen, und deshalb ist in diesen Werken auch nur ein Teil von Wildenbruchs Schaffenskraft wirksam. Ich zweifle nicht daran, daß die Besprechung mit denen, die trotz ihrer Verehrung rückhaltlos ihre Meinung zu sagen gewohnt waren, einen mäßigenden Einfluß ausgeübt haben würde; da aber der Dichter sich ganz abzuschließen begann, bohrte er sich immer tiefer in diese Richtung ein. Meine persönlichen Beziehungen zu Wildenbruch blieben zunächst von der eingetretenen Veränderung unberührt, aber die Gelegenheit zu den gewohnten Auseinandersetzungen ergab sich doch nicht mehr in dem gleichen Maße, und so konnte es nicht anders sein, als daß eine, wenn auch sehr langsame, Lockerung des Verhältnisses erfolgte. Als mich Wildenbruch bei einer zufälligen Begegnung in tiefster Verstimmung darüber zur Rede stellte und mir vorwarf, daß ich mich absichtlich zurückzöge, hielt ich es für geboten, ihm brieflich meinen Standpunkt darzulegen. Ich durfte auch meine Ansicht über die letzten Prosadichtungen nicht verschweigen, so schmerzlich es mir war, ihm wehetun zu müssen. Er antwortete nicht sogleich, sondern wartete eine passende Gelegenheit ab. Diese fand sich bald. Ein gemeinsamer Freund starb im blühendsten Mannesalter an den Folgen einer Operation. Wildenbruch schrieb an mich und gab in herzlichsten Worten seiner

eigenen Erschütterung und seiner Teilnahme an meinem Schmerze Ausdruck. Ein Briefwechsel schloß sich an, der jedes Mißverständnis beseitigte. Das nachfolgende Schreiben Wildenbruchs gehört in diesen Zusammenhang; mit Ausnahme eines Urteils über politische Verhältnisse, das sich vorläufig nicht zur Mitteilung eignet, möge es vollständig folgen:

Berlin, 18. Juli 1904. Lieber Ellinger, als ich neulich, nach Laschs Tode, Ihre Zeilen erhielt, hörte ich daraus heraus, daß Ihre Gesinnung gegen mich noch die ist, die mir in früherer Zeit so unveränderlich zur Seite gestanden hat. Haben Sie Dank, daß Sie mir durch Ihren Brief aus La Comballaz dies Bewußtsein in verstärktem Maße erneuert haben.

Wenn ich mich, lieber treuer Freund, wie es ja tatsächlich der Fall ist, aus Kreisen, in denen ich früher kameradschaftlich verkehrte, mehr und mehr zurückgezogen habe, so beruht das in erster Linie auf einem ganz äußerlichen, aber traurigen Grund: ich bin so schwerhörig geworden, daß ich mich in größerer Runde gar nicht mehr an der Unterhaltung beteiligen kann. Dazu kommt ein nervöses Herzleiden, das mir die alten fröhlichen Abende beim Glase Wein unmöglich macht. Nicht verhehlen kann und will ich ja, daß neben diesen äußerlichen auch innerliche Motive einhergehn, die mich immer mehr in mich selbst hinein und von der Außenwelt abdrängen. Wenn ich mir auch sage, daß die literarische Hetze, die jahrelang beinahe grundsätzlich gegen mich ins Werk gesetzt worden ist, allmählich nachzulassen begonnen hat, so kann ich doch anderseits nicht zu der Empfindung gelangen, daß irgendwelche wahre Freundlichkeit, ja auch nur wirkliche Gerechtigkeit in den betreffenden Kreisen mir gegenüber herrscht. Ganz stark habe ich das bei Gelegenheit meines letzten großen Dramas, des „Königs Laurin", empfunden. Daß ich, wie man früher auszugeben beliebte, ein serviler Liebediener sei, wagt man heute freilich nicht mehr zu behaupten, aber daß ich für Dinge eintrete, die der heutigen maßgebenden Richtung verhaßt sind, das macht mich selbst zu einer Unbeliebsamkeit. ... Das alles hat es mit sich gebracht, daß ich innerlich ein schwererer Mensch geworden bin, als ich es früher war. Vielleicht — denn Sie wissen, daß ich an ein Schicksal über jedem Menschenhaupte glaube — hat mir das Schicksal dieses alles zugewiesen, um mich zu neuer Entwicklung zu führen; denn merkwürdig, aber wahr — mir ist eigentlich zumute, als finge ich erst an. Anfänger aber brauchen Freundschaft an ihrer Seite. Daß Sie mir das Gefühl gegeben haben, daß ich die bei Ihnen finde, wie ich sie bei Ihnen gefunden habe, dafür, mein alter Ellinger, dankt Ihnen Ihr alter Ernst von Wildenbruch.

Seitdem war das frühere Verhältnis wiederhergestellt, und Wildenbruch gab nur meinem Empfinden Ausdruck, wenn er mir einmal schrieb, wie sehr es ihn freue, daß wir beide uns „in dem alten Gefühl alter Tage" wiedergefunden hätten. Und dieses Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit ist bis zu seinem Tode lebendig geblieben; bei mir dauert es über das Grab hinaus.

Die vorstehenden Darlegungen wollen nur berichten, nicht urteilen. Trotzdem möge am Schlusse eine kurze Kennzeichnung des Standpunktes gestattet sein, von dem aus eine gerechte Würdigung von Wildenbruchs Lebenswerk zu gewinnen ist. Wildenbruch selbst hat die Formel geprägt: „Das entscheidende Urteil über den Dichter fällt nicht die Literatur-, sondern die Kulturgeschichte." Auf ihn selbst angewendet, würde der Satz die vollständig richtige Tatsache dartun, daß zur Erfassung seines ganzen Wertes die ästhetische Betrachtungsweise nicht ausreicht. Er muß vielmehr jenen Dichtern zugezählt werden, bei denen in der Kunst das Letzte nicht die Kunst ist. Niemand wird die Dichtergröße Miltons verkennen. Wer aber zu ihrem Kern vordringen will, der muß beständig den Gesamtinhalt dieses geradlinig verlaufenden Lebens berücksichtigen. Ganz ähnlich verhält es sich mit Wildenbruch. Es setzt die Bedeutsamkeit seines Wirkens nicht herab, wenn man es ausspricht, daß noch größer als alles, was er geschaffen, die lautere, mannhafte, von keinem unreinen Zuge getrübte Persönlichkeit ist, die hinter seinen Dichtungen steht.

Kastanien

Kastanien glüh'n vor schwarzem Wetterhimmel.
Sturm stößt hinein, und Blütenschneegewimmel
Sinkt in den Staub, darein die schweren Tropfen
Granatloch an Granatloch klopfen.

Ach, blütenweiße Jugend hier und drüben,
Auf Frankreichs Au'n, in Polens Sand geblieben —!
Der Sturm verbraust. Es wittert in den Lüften
Ein Ruch von Moder und ein Frühlingsdüften.

Hans von Hülsen

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 12. Juli 1917

Vor zwei Monaten, auf die wir heute zurückzublicken haben, war das ungeheure Ringen an der Westfront auf dem Höhepunkt angekommen. Es hat noch einen vollen Monat weiter getobt, bis am 1. Juni der Kaiser an die Kaiserin telegraphieren konnte, daß nunmehr die große englisch-französische Frühjahrsoffensive gescheitert sei. Seit dem Spätherbst 1916 vorbereitet, wurde dieser Angriff der englisch-französischen Heere Anfang April angesetzt und war nach siebenwöchigem Ringen dank der Tapferkeit unserer Truppen und unserer Führung abgeschlagen. Die Pause aber, die damit entstand, ist nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Die Frage: Was nun? haben die Gegner schneller als zu erwarten war, beantwortet. Die ungeheuren Verluste des U-Bootkrieges und die Sorge vor dem Abfall Rußlands drängten sie, einen neuen Generalangriff doch baldigst wieder zu versuchen und die Vorbereitungen dafür zu beschleunigen. Unsere Fronten waren überall darauf gerüstet. Am interessantesten für uns war bei diesen Versuchen, noch einmal die berühmte Einheitsfront herzustellen, die Frage, ob das der russischen Armee gelingen würde, die seit Beginn der Revolution in eine immer stärker um sich greifende Auflösung geraten war.

Am 7. Juni begann die neue Generaloffensive der Entente im Westen. Ihr Ziel war, wie ein holländisches Blatt gesagt hat, die Vertreibung der Deutschen aus Zeebrügge und von ihrer Stellung am Kanal, worin ein indirekter Beweis für uns lag, welchen Wert die flandrische Küste für England haben muß. Die Russen waren freilich damals noch nicht in der Lage, bereits wieder anzugreifen, so daß sich dieser Generalangriff auf den westlichen Kriegsschauplatz beschränkte. Er ist über den ersten Anlauf nicht hinausgekommen, der, woran wir gewöhnt sind, zunächst ja eine nicht unerhebliche Summe von Gefangenen und Material bringen kann und der die ersten Stellungen eindrückt, die aber wertlos geworden sind, weil sie durch das lang andauernde Trommelfeuer der Artillerie zerschossen worden sind. Die Offensive ist im sogenannten Wytschaetebogen zwischen Ypern und der Douve angesetzt worden und breitete sich von da südlich gegen Armentières aus. So tobte eine neue Schlacht in Flandern vor der Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern; auch sie hat die deutsche Front nicht erschüttern können. Der Rückblick auf den Juni ergibt, daß die Engländer einen lokalen Geländegewinn von höchstens vier Kilometer Tiefe erworben haben, weil es ihnen gelang, Anfang Juni in dem Bogen von Wytschaete unsere Truppen auf eine vorbereitete Stellung zurückzudrücken. Seitdem sind Angriffe und Feuergefechte an der ganzen Front zwar fortgegangen, aber ein Angriff im großen Stil ist von den Engländern nicht wieder unternommen worden. An der Front der Franzosen, die sich daran anschloß, waren dagegen die Deutschen zumeist die Angreifer, so am Chemin des Dames und im Gebiet von Verdun. Im ganzen ist die Offensive im Westen abgeflaut. Es scheint, als wenn die Franzosen auf größere Angriffe verzichten wollen, bis die amerikanische Hilfe kommt. Wie die Stimmung bei den französischen Truppen ist, zeigte am besten der Aufruf des Generalissimus Pétain an seine Soldaten, der vor der Friedenspropaganda im Lande und in den Schützengräben warnte.

Am 14. Mai griffen die Italiener unsere Bundesgenossen abermals am Isonzo an. Es war die zehnte Schlacht dieses Namens, die geschlagen wurde, sie richtete sich diesmal gegen die ganze 40 Kilometer breite Front von Plawa bis zum Meere. Aber gleichfalls am 1. Juni konnte unser Kaiser dem österreichischen Kaiser dazu Glück wünschen, daß auch diesmal die Isonzoarmee mit allem Erfolge dem Ansturm der Italiener getrotzt habe, der auch hier über vorübergehende Anfangserfolge rein taktischer Art und den Gewinn von Gefangenen und Material im ersten Anlauf nicht hinausgekommen ist. Unsere Bundesgenossen haben darauf sofort in der ersten Juniwoche in dem Karstabschnitt zwischen der Wippach und dem Meere einen Gegenstoß gemacht, der die Italiener zwang, auf dem Karstplateau den Gewinn der zehnten Isonzoschlacht wieder aufzugeben. Die Kämpfe wogen auf diesem Kriegsschauplatz zwischen Italienern und Österreichern und Ungarn im wesentlichen immer um dieselben Stellen hin und her und die italienischen Angriffe vermögen nicht, die Linie unserer Bundesgenossen zu erschüttern.

Ungefähr zur selben Zeit wie im Westen setzte eine Offensive der Armee Sarrail an der mazedonischen Front ein, die ebenfalls ohne Erfolg blieb. Ende Juni war der rechte Flügel der Sarrailarmee hinter die Struma zurückgegangen.

In Mesopotamien war die Lage die, daß das russische Detachement seit dem 4. April in Chanikin dem englischen Expeditionskorps die rechte Flanke deckte und diese nördlich

General Svetozar Boroević von Bojna

Gemälde von Nikolaus Schattenstein

(Im Besitz des k. u. k. Heeresmuseums in Wien)

von Samarra auf Mossul drängte. Die heiße Jahreszeit hat wesentlichen Operationen ein unübersteigliches Hindernis entgegengestellt. Ebenso ist der Vormarsch der Engländer gegen Palästina nicht weiter gekommen. Die britische Operationsarmee an der syrischen Front steht dicht bei Gaza und bereitet sich zu neuen Kämpfen vor, deren Ziel Jerusalem und darüber hinaus Syrien ist, sowie die Durchstoßung der sogenannten Hedschasbahn, die den Kern des Reiches mit den heiligen Städten verbindet; von letzteren ist Mekka ja schon nicht mehr in türkischer Hand.

Zuletzt die Kämpfe im Osten, die am 29. Juni in Gang gekommen sind. Schon Ende Mai meldete unser Heeresbericht, daß mit russisch-rumänischen Angriffen gerechnet werden müsse, und ein englisches Blatt nannte die Armee Brussilow, die im vorigen Jahre die lang andauernde Offensive gegen unsere Bundesgenossen durchgeführt hatte, an der russischen Südfront als die schlagfertigste und offensivfähigste. Es hat aber noch volle vier Wochen gedauert, ehe die zerrüttete russische Armee wieder in die Lage gebracht war, angreifen zu können. Lange hielt man es überhaupt für unmöglich, daß die russische Armee, die unter der Einwirkung der Revolution stand, zu einer Angriffsbewegung fähig gemacht werden könnte. Der Energie des Kriegsministers Kerenski und den zweifellos großen organisatorischen Führereigenschaften des Generals Brussilow ist es gelungen, einen solchen Angriff in ziemlich breiter Front zustande zu bringen. Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß der Druck Englands und der Entente darauf immer stärker geworden ist; man sagt, daß die Entente einen letzten Zeitpunkt, nämlich den 1. Juli, dafür festgesetzt und ihre Forderung durch Drohungen unterstützt habe. Nach der Vorbereitung durch Artilleriefeuer begann, so meldete der Heeresbericht am 30. Juni, die russische Gefechtstätigkeit in Ostgalizien den Eindruck beabsichtigter Angriffe zu machen. Diese begann am 30. Juni auf einer Front von 30 Kilometern und richtete ihren Hauptstoß gegen Brzezany und Koniuchy. Sie dehnt sich nordwärts bis an den mittleren Stochod und nach Süden bis nach Stanislau aus; die Kämpfe gehen noch fort. Auch hier ergab sich dasselbe Bild, daß der erste Angriff gewisse Erfolge brachte, auch eine nicht unerhebliche Gefangenenzahl, und daß nach wenigen Tagen der Anlauf erschöpft war. Man braucht nicht zu fragen, warum gerade an der Südfront angegriffen wurde. Diese Armee hat lange unter dem Kommando Brussilows gestanden, der jetzt nach dem Rücktritt Alexejews der Generalissimus der russischen Armee geworden ist. Außerdem liegen hier die Hauptangriffsziele, an denen immer noch festgehalten wird und deren hauptsächlichstes Lemberg, das östliche Galizien, ist. Es ist, wie wir sagen müssen, bewundernswert, daß trotz der Anarchie und Auflösung die russischen Truppenteile zu diesem Angriff gebracht worden sind, daß es vorläufig an Munition und anderem Material nicht gefehlt hat und daß die russischen Soldaten, die sich wie das ganze russische Volk nach Frieden sehnen, doch ihren Befehlshabern gehorchen. Daß diese Offensive zu großen Massenerfolgen auch nur im Umfang der Angriffe Brussilows im vorigen Jahre führt, halten wir für ganz ausgeschlossen.

Schließlich der U-Bootkrieg. Obwohl die englische und auch die japanische Hilfe in Torpedojägern und Zerstörern sich schon geltend gemacht hat und der Schutz der Transportschiffe durch Geleitzüge ausgedehnt worden ist, sind die Erfolge des U-Bootkrieges nicht nur befriedigend, nein geradezu ungeheuer. Die Marine meldete unter dem 9. Juli, daß im Juni über eine Million Tonnen versenkt, vielleicht sogar, wenn die definitive Zahl feststeht, überschritten seien. Im März und Mai war die Tonnenzahl je 860000, im Februar 781000. Was die Führung des uneingeschränkten U-Bootkrieges bedeutet, zeigt der Vergleich mit der Zahl des letzten Monats, in dem er noch unter den bekannten Fesseln zu leiden hatte, nämlich des Januar, in dem nur 439000 Tonnen versenkt worden sind. Im ganzen sind in den nunmehr fünf Monaten des uneingeschränkten Krieges 4,6 Millionen Tonnen versenkt worden. Als das Mai-Ergebnis mit seinen 860000 Tonnen bekannt wurde, glaubte man in England schon, daß der Höhepunkt der U-Bootgefahr überwunden worden sei. Jetzt zeigt die Zahl des Juni, daß das ein böser Irrtum ist. Mit vollem Recht und einem sehr verständlichen Nachdruck für bestimmte Stellen sagte die erwähnte Meldung des Admiralstabes, daß diese Erfolge das Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung dieser Kriegführung auf unseren Gegner rechtfertigen. Das lehrt auch ein Blick in die nervösen Erörterungen der englischen Presse. Es besagt auch nichts, daß eine amerikanische Truppenabteilung von 9000 Mann in Frankreich hat landen können und daß ihr Führer, General Pershing, in England auf einem Dampfer der White-Star-Linie angekommen ist.

So ergibt der Überblick über die Kriegslage, daß diese für uns überall günstig steht. Es ist wohl möglich, daß abermals mit Massenangriffen auf allen Fronten zu rechnen ist, und wir tun gut, nicht zu vergessen, daß die Engländer in diesen der Entscheidung zudrängenden Monaten auch die Kriegführung auf Gebiete ausdehnen können, die ihr bisher entzogen waren, worunter in erster Linie Holland zu verstehen ist. Es ist immer gut, die Augen nicht zu verschließen gegen Gefahren, hat doch der Krieg gelehrt, daß die englische Kriegführung und Politik Skrupel irgendwelcher Art nicht kennen. Damit ist schon gesagt, daß in dieser Phase des Krieges

die Gefahren für die neutralen Randländer außerordentlich wachsen. Griechenland ist bereits erledigt, die Schweiz, Holland, die skandinavischen Länder, schließlich auch Spanien kommen in immer stärkere Bedrängnis, nicht nur durch die nachher zu besprechende Amerikapolitik gegen die Neutralen, sondern auch durch immerhin mögliche Entschlüsse der Ententekriegführung unter englischer Leitung, die die neutralen Staaten zu Entscheidungen zwingen kann. Überblicken wir das Kriegsfeld in dieser ungeheuren Ausdehnung, so ist zu sagen, daß dank der Führung und der Truppen auf unserer Seite alle Positionen glänzend gehalten werden, und daß die Aussichten gering sind, es werde möglich sein, den Krieg nur militärisch zu Lande rasch zu Ende zu führen. Das ist jedenfalls die Empfindung der Neutralen, daß die Lage nur, zu Lande betrachtet, keine der beiden Mächtegruppen imstande sei, den Krieg für sich absolut siegreich zu beenden. Ob über die Operationen zu Lande schon das letzte Wort gesprochen ist, darüber wagen wir kein Urteil, auch da sind allerlei Möglichkeiten noch nicht ausgeschlossen. Aber das Entscheidende ist nach wie vor, daß die rücksichtslose Führung des U-Bootkrieges unseren Hauptgegner an den verwundbarsten Stellen trifft und mit ihren immer sicheren und immer tiefer dringenden Wirkungen das erreicht, worauf der Admiral von Tirpitz von Anfang an hingewiesen hat, England zum Einlenken, zur Aufgabe seiner Kriegsziele gegen uns zu zwingen. Niemand ist in der Lage, den Termin, zu dem das eintritt, genau zu bestimmen, und es ist unzweckmäßig, irgendwelche feste Termine zu nennen, die nur falsche Vorstellungen und Hoffnungen auf rasche Beendigung des Krieges erwecken. Aber daß dieser Termin kommt, wenn der Krieg ununterbrochen und ohne Rücksicht uneingeschränkt weitergeführt wird, das ist nicht nur unsere Überzeugung, sondern das beweisen von Monat zu Monat stärker die Erfolge dieses Krieges, die, wie die Admiralität selbst hervorhebt, die Erwartungen erheblich übertrafen. Daran kann auch in der Zeit, die wir überhaupt in Rechnung einstellen können und für die wir mit einer Beendigung des Krieges rechnen, das Eingreifen Amerikas nichts ändern, auf das unsere Gegner so große Hoffnungen setzen.

Wir stehen zu Amerika seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen vom 3. Februar tatsächlich im Kriegszustand, wenn auch die Formalität der Kriegserklärung unterblieben ist. Die amerikanischen Soldaten und Flieger kämpfen gegen unsere Truppen, die amerikanischen Schiffe stören unsere U-Bootfahrten. Am Ernst der amerikanischen Rüstungen sieht man auch, daß sich Amerika auf einen langen Krieg vorbereitet. Man soll diese militärischen Vorbereitungen weder über- noch unterschätzen, nicht die Reklameüberschriften der amerikanischen Zeitungen zu ernst und nicht die Zähigkeit der Amerikaner zu leicht nehmen. Sie haben die allgemeine Wehrpflicht im Mai eingeführt, sie führen die Rekrutierung durch, sie bilden mit französischen und englischen Offizieren diese Truppen aus. Man rechnet, daß im Frühjahr 1918 Hunderttausende auf dem westlichen Kriegsschauplatz erscheinen könnten. Einstweilen hat man schon geringere Kräfte entsendet: etwa hunderttausend Amerikaner einschließlich der Ärzte, barmherzigen Schwestern usw. sind an der Westfront.

Theoretisch ist natürlich möglich, daß Amerika eine solche Truppenzahl ausbildet und ausrüstet, und auf die lange Sicht richten sich, wie gesagt, unsere Gegner auch ein. Die Frage ist nur, ob genug Schiffsraum vorhanden ist. Amerika will die U-Bootgefahr durch bewaffnete Schiffe, Zerstörer usw. bekämpfen und baut dazu möglichst viel Frachtschiffe aus Stahl, die zugleich als Zerstörer und Transportschiffe dienen sollen. Die Erwartungen auf ihre Wirkung sind in Amerika selbst geteilt. Die einen behaupten, daß das Bautempo schneller zunehmen könnte als das Tempo, in dem die U-Boote zerstören, die anderen, daß das nicht der Fall sein kann, wenigstens nicht in dem Zeitraum, der verständigerweise überhaupt noch für die Fortdauer des Krieges gerechnet werden kann.

Zu den Transportschwierigkeiten kommt die Frage der Ernährung. Große Truppenmassen auf europäischem Boden müßten von Amerika aus verpflegt werden. Außerdem stellen die Verbündeten Anforderungen an die Nahrungsmittelausfuhr der Vereinigten Staaten. Aber diese selbst ist durch die Ernte sehr eingeschränkt. Selbst Amerika hat bereits Maßnahmen ergreifen müssen, die wenigstens von fern an unsere Lebensmittelversorgungsmaßnahmen erinnern. Der Präsident hat sich Vollmachten geben lassen, um die Lebensmittelverteilung im Lande und für die Ausfuhr zu regeln. Er kontrolliert die Ausfuhr auf den Handelsschiffen, und eine Kommission gibt die Erlaubnis über die Menge, die ausgeführt werden darf. Hier ist die Stelle, wo durch die Maßnahmen über die Lebensmittelausfuhr bewußt die Interessen der neutralen Länder angegriffen werden. Die Union hat damit in voller Absicht einen Hungerkrieg begonnen, der von Woche zu Woche verschärft wird. Holland, die Schweiz, Skandinavien sollen auf Rationen gesetzt werden, deren Verwendung ausschließlich für den eigenen Bedarf unbedingt gesichert sein soll, während schlechterdings nichts davon nach Deutschland ausgeführt werden darf. Das wird im weiteren Verlaufe zu sehr unangenehmen Eingriffen und Schikanen führen und kann dazu beitragen, daß die Stimmung in den neutralen Ländern immer gereizter und verzweifelter wird.

Die amerikanische Kriegspolitik arbeitet auf weite Sicht. Wenn auch die Kriegsbegeisterung in der Union nicht groß ist, so ist kein Zweifel, daß sie entschlossen ist, diesen einmal begonnenen Krieg zu Ende zu führen.

Sie will sich damit gegen die finanziellen Verluste sichern, die sie an den Kriegslieferungen für die Entente erleiden könnte, und sie will sich Englands Rückendeckung für die eigene weltpolitische Lage jetzt und künftig sichern. Sie stellt sein Heer auf, sie baut seine Kriegsflotte aus, sie schafft sich eine Handelsflotte, alles mit dem Blick auf das kämpfende Europa und auf das lauernde Japan und Mexiko zugleich. Ihr Interesse ist, daß der Krieg so lange dauere, bis ihre Rüstungen abgeschlossen sind, und sie diese für die letzte Entscheidung in Europa, die die Entente 1918 suchen zu wollen und zu können behauptet, in die Wagschale werfen kann. Zugleich soll diese Rüstung eine Warnung an die japanische Politik sein und diese indirekt im Zaum halten. Ziele und Gegensätze der japanischen Politik sind bekannt, aber sie kann in der gleichen Zeit auf eine militärische und politische Stellung durch Rußland wie bisher nicht rechnen. Anderseits arbeitet Amerika für die Entente lebhaft daran, eine Schwächung der Entente durch den Ausfall Rußlands möglichst zu verhindern.

❧ ❧ ❧

Nun ist kein Zweifel: was der Entente durch den Beitritt Amerikas militärisch-politisch gewonnen war, geht ihr anderseits durch den Ausfall Rußlands verloren. Er macht sich langsam geltend, langsamer als man vielfach dachte, aber er macht sich unbedingt geltend. Denn das wesentlichste Moment in der russischen Revolution war in den Massen der Wille zum Frieden, zur Beendigung des Krieges.

Vier Monate dauert die russische Revolution, sie hat zwei große Krisen durchgemacht, am 3. und 4. Mai und am 15. und 16. Juni. In beiden ist der Friedenswille gegen die Widerstände der Liberalen und der Entente je einen Schritt vorangekommen. Erst wurde Miljukow gezwungen, die bekannte Friedensformel der Revolutionsdemokratie den Verbündeten bekannt zu geben: Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen, eine Formel, die das ganze bisherige Gebäude der Kriegspolitik der Entente und ihre Verträge erschüttert und in Frage stellt. Dann wurde die Regierung gezwungen, sich durch den Eintritt sozialistischer Minister zu einem Koalitionskabinett zu erweitern, das in derselben Richtung tätig sein will und soll. Die Masse drängt, wenn sie auch in sich nicht völlig einig ist, auf den Abschluß, auf den Frieden. Die Wege, auf denen das gesucht wird, sind die Revision der Verträge mit den Verbündeten, die ja schließlich an sich schon den Krieg sinnlos machen würde, und die internationale Verbindung der russischen Arbeiter mit den Sozialisten der anderen Länder in den Verhandlungen in Stockholm. Das geht mühsam voran, das hat zu kämpfen gegen die englische Politik und den amerikanischen Druck und den liberalen Widerstand, aber es wird zum Ziel führen. Diese Richtungen in Rußland, die zum Schluß drängen, wollen nicht den Sonderabschluß mit Deutschland. Sie wollen nicht die bisherigen Bundesgenossen verraten, sie fürchten geradezu einen Sonderabschluß mit Deutschland, dessen politische Haltung im Krieg ja auch viel zu unklar und unbestimmt war, als daß eine solche Friedensrichtung im feindlichen Auslande auf sie rechnen konnte. Sie wollen einen allgemeinen Frieden, so wie ihn die Sozialisten unseres Bundes wollen. Noch einmal ist es der Entente und den russischen Liberalen gelungen, den Beweis der Bündnistreue zu erbringen mit der Offensive, in der Hunderttausende wieder geopfert werden: wie man mit Recht sagt, für die Kriegsziele der Entente. Was wird, wenn diese Offensive scheitert, wenn ein neuer Kriegswinter für das russische Volk droht und wenn die Bundesgenossen die geforderte Revision der Kriegsziele und der Verträge nicht zugeben? Dann führt die Entwicklung — zahlreiche russische Stimmen, die das Gefürchtete kommen sehen, lassen sich anführen — zum Versuch eines Sonderabschlusses mit den Zentralmächten. Wie diese dazu stehen, haben sie mehrfach amtlich ausgesprochen, aus dem Munde der verantwortlichen Staatsmänner und der Parlamente. Leider ließ man es dabei an Klarheit und Einheitlichkeit der Aktion in unserem Bunde zu sehr fehlen.

❧ ❧ ❧

Am 12. Juni ist der griechische König Konstantin zur Abdankung gezwungen worden. Venizelos hat das Ziel eines langjährigen Strebens erreicht und steht an der Spitze eines Griechenlands, das er der Entente zuführt. Wir sind seit dem 30. Juni im Kriegszustand mit diesem Staate. Damit hat eine Tragödie ihr Ende gefunden, das ja nicht überraschend kam, aber tiefe Sympathie mit dem Könige auslösen wird. Heldenhaft hat er dagegen gekämpft, in die Schlinge der Entente gezogen, zu werden, obwohl sein Land ihren Angriffen völlig schutzlos preisgegeben war und unser Bund ihm keinen Schutz bringen konnte. Jetzt ist auch der letzte Balkanstaat in den Krieg hereingezogen, und er wird nun den Austrag der bulgarisch-griechischen Gegensätze auch bringen müssen, vor allem in der großen Hafenfrage am Ägäischen Meere.

❧ ❧ ❧

Wir können nicht leugnen, daß die politischen Erfolge der Entente, d. h. Englands, nicht gering sind, daß es England gelingt, seinen Bund, gestützt auf den Septembervertrag von 1914, fester zu ziehen und zugleich zu erweitern. Gleichgültig ist es nicht, wenn China und nunmehr acht mittel- und südamerikanische Staaten im Kriegszustand mit uns sind oder die diplomatischen Beziehungen abgebrochen haben. Für die Führung des Krieges bedeutet das sehr wenig, an man-

chen Stellen gar nichts, aber wohl für seine politische Beendigung. Der Ring wird weiter, der um uns gezogen wird, an keiner Stelle hat er sich bisher gelockert, und die Aussicht ist auch für ein siegreiches Deutschland und seine Verbündeten sehr schwierig, mit diesem großen Bunde der Gegner in den Friedensverhandlungen arbeiten zu müssen. Wir sind dabei von vornherein diplomatisch-politisch in der Minderheit. Kein Wunder, daß die Sorge darum in unserem Bunde immer größer geworden ist und die Frage immer dringlicher, ob die politische Führung auf unserer Seite ihren Aufgaben gewachsen ist.

Zunächst brach in Österreich und Ungarn eine Krisis aus, deren Folgen noch nicht zu übersehen sind. In Österreich war es notwendig, den Reichsrat zu berufen, der während des Krieges gar nicht getagt hatte und dessen Mandat abläuft. Am 31. Mai trat er zusammen, und schon am 22. Juni mußte das Kabinett Clam-Martinitz zurücktreten. Die alten Ansprüche der nichtdeutschen Nationen an den Staat wurden sofort wieder angemeldet und sind durch die russische Revolution noch stärker angefacht worden. Die schon im Frieden nicht geringen Schwierigkeiten der inneren Politik sind dadurch in Österreich außerordentlich gestiegen, und daraus erklärt sich der Wunsch, den Krieg in absehbarer Zeit zu einem Ende geführt zu sehen. In Ungarn aber hat am 23. Mai der stärkste und beste Staatsmann, den das Land hat, Graf Tisza, an der Forderung der Wahlreform, überhaupt der freiheitlicheren Gestaltung weichen müssen, zu der auch hier die russische Revolution geführt hat. Das mag in Ungarn notwendig sein, aber wir können die Augen nicht davor verschließen, daß das gerade für Ungarn außerordentlich schwierige Verhältnisse herbeiführt. Denn, wie bekannt, ist die ungarische Bevölkerung nur zu $^2/_5$ madjarisch, und jede Wahlreform im demokratischen Sinne ruft die Ansprüche der anderen Nationalitäten wach, bedroht den Staat mit Verhältnissen, wie sie in Österreich den Staat jahrzehntelang im Kampf der Nationen aktionsunfähig gemacht haben.

Während die Dinge so in Österreich und Ungarn nicht sehr erfreulich laufen, brach am 6. Juli auch in Deutschland eine Krisis aus, die noch nicht abgeschlossen ist.

Es ist in einem Blatte, das sich der inneren Politik grundsätzlich fernhält, nicht leicht, dazu Stellung zu nehmen. Denn die Fragen der äußeren und der inneren Politik sind darin beinahe unentwirrbar verknüpft. Der Gegensatz ist ganz einfach ausgedrückt der: die einen wollen die Folgerungen für innerpolitische Veränderungen, zu denen der Krieg führt, sofort gezogen wissen, die anderen versagen, weil jetzt im Mittelpunkte aller Sorgen und Arbeiten allein die Behauptung Deutschlands im Kriege zu stehen habe. Nun hat der Abgeordnete Erzberger in seiner Rede vom 6. Juli diese Krisis an der Erörterung der auswärtigen Politik zum Ausbruch gebracht. Allgemein haben die Zweifel die Oberhand gewonnen, ob die Leitung der äußeren Politik im Kriege ihre Aufgabe erfüllt hat und ob sie sie in Zukunft erfüllen kann. Es gibt im Deutschen Reiche nur wenige, die diese Zweifel nicht teilen, noch weniger, die diese sorgenden Fragen mit freudigem Ja beantworten. Dazu hat die auswärtige Politik des Deutschen Reiches in den drei Kriegsjahren zu viel versäumt und zu viele Mißerfolge davongetragen.

Nun verquickte sich mit dieser Kritik sofort der innerpolitische Streit, der Ruf nach der „Neuorientierung" und der Widerspruch dagegen. Wie man auch dazu stehe, daran kann kein Zweifel sein, daß dieser Streit und der Verlauf der Krisis in seiner Linie von der Hauptfrage des Augenblicks wegleitet und sie in den Hintergrund schiebt. Dann wird sie aber gerade die Sorgen nicht beseitigen und lösen, die heute zahllose Patrioten erfüllen.

Nachdem der König von Preußen schon in seiner Osterbotschaft den Willen zu einer Reform des preußischen Wahlrechts ausgesprochen hatte, verkündete er am 11. Juli, daß das neue preußische Wahlrecht dem Reichstagswahlrecht auch im letzten noch fehlenden Punkte der Gleichheit der Wahlberechtigung für alle gleichgestellt werden solle. Das ist eine Entscheidung von großer Tragweite, auch über die künftige Entwicklung Preußens hinaus. Wenn nun auch die Kämpfe um sie und die Krisis auch weiter laufen, der heiße Wunsch aller Patrioten kann nur der eine sein, daß dieser innere Kampf nicht den Siegeswillen bei uns schwäche und den Kriegswillen der Gegner stärke!

Professor Dr. Otto Hoetzsch, der Verfasser unserer Übersichten, hat im Verlag von S. Hirzel in Leipzig einen Band gesammelter Aufsätze unter dem Titel „Der Krieg und die große Politik" erscheinen lassen, der die Ereignisse bis zum Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte behandelt; ein zweiter Band wird im Herbst erscheinen und den Krieg, sowie die politischen Ereignisse bis zum Eintritt Rumäniens in das gewaltige Ringen verfolgen. Wir vermeiden es im allgemeinen grundsätzlich, Werke unserer ständigen Mitarbeiter eingehender zu würdigen. So bescheiden wir uns auch in diesem Falle auf den Hinweis, daß das Werk von Professor Dr. Otto Hoetzsch schon durch seine ausführlichen Darlegungen aller Verhältnisse, besonders der politischen, das Interesse gerade unserer Leser stark fesseln wird. Besonders wertvoll erscheint auch ein angefügtes Sach- und Personen-Register, das in dieser Vollständigkeit unseres Wissens noch nirgendwo geboten wurde.

Die Schriftleitung.

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Peter Dörfler, Judith Finsterwalderin (Kempten, Jos. Kösel) — **Fedor von Zobeltitz, Der Herd in der Fremde** (Berlin, Ullstein & Co.) — **Heinrich Grimm, Zu viel Eisen** (Hamburg, Alfred Janssen) — **Meinrad Lienert, Drei altmodische Liebesgeschichten** (Frauenfeld, Huber & Co.) — **A. Pohlman-Hohenaspe, Werde- und Wanderjahre in Südamerika** (Detmold, Meyersche Hofbuchh.)



Wenn mir das Schicksal einen Wunsch freistellte, so hätte ich mich in den letzten zehn Jahren nicht mehr zu besinnen brauchen, was ich begehren und erbitten sollte. Ich möchte, würde ich sagen, als mein eigner Enkel noch einmal auf die Welt kommen, um in voller Klarheit, in Zorn und Weh zurückschauen zu können auf eine Zeit, die durch den Druck ihrer Bindungen und furchtbaren Vorurteile keinem ihrer Kinder erlaubt hat, geistig gerade zu wachsen. Vielleicht mußte eine Weltkatastrophe eintreten, um ein Geschlecht, das so verkünstelt und entartet war wie seit dem 17. Jahrhundert keines mehr, in Blut zu ersäufen. Auch die Besten mußten der Unnatur und Verbogenheit der Epoche ihren Zoll zahlen; auch sie, die in leidenschaftlicher Selbstverbrennung eine Brücke in die Zukunft zu schlagen suchten, waren, um mit Nietzsche zu reden, noch die Krüppel an dieser Brücke. Wohl dem, der unter seiner Zeit gelitten hat! Er wird tiefer den Sinn des millionenfachen Todes ahnen, der durch die Welt geht.

Da könnte ein Spötter aufstehen und mich fragen, ob ein schiefgewachsener Roman mich am Ende geärgert hätte und ob ich daraus die Nichtsnutzigkeit der letzten vierzig Jahre ableiten wollte. Das klänge gewiß sehr komisch, aber es wäre schon viel weniger lächerlich, wenn man von 100 oder 1000 Romanen der Zeit spräche, denn schließlich sind auch sie nur Gleichnisse, verräterische Spiegelscherben, die ein Gesamtbild ahnen lassen.

Solch einen Spiegelscherben möchte ich heut aufnehmen; er funkelt stärker als andere und ist über seinen besonderen Schliff hinaus wichtig. Es handelt sich um einen Roman von **Peter Dörfler: „Judith Finsterwalderin“** (Kempten, Jos. Köselsche Buchh.), um ein groß angelegtes Buch jenes katholischen Volksdichters aus Schwaben, der uns den „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ so schön dargestellt und auch in anderen Erzählungen schon schlicht-ergreifend zu unseren Herzen gesprochen hat. Liest man seine „Judith“, so wird man zunächst ganz erfüllt von der Macht eines wahrhaftigen Poeten. Der Lautenwirtin wächst da ein Spätling heran, eine „Herbstzeitlose“, ein Kind von sonderbarem Wesen: eben die Judith, die ein „Leuteschеu und Trotzkopf“ ist, eine Neinsagerin und Sternenfängerin. Scharfkantig, stachelig, aber doch edel wie feingezogenes Rosengerank kommt ihr trotziges Gehaben aus ihrer Natur. „Ich mag nit!“ sind ihre ersten Worte. Darob verwundern sich alle Menschen, doch wird ihr Zürnen und Rebellieren noch gehegt und unterstützt von dem alten Weltenbummler Egwolf, der sich über die Enge der Heimat und die Kleinlichkeit der Menschen lustig macht. So wird der Sinn des immer holdseliger heranblühenden Geschöpfes aufs Ferne, Große, Heroische gelenkt, wird erfüllt von einer heimlichen Verachtung der Umwelt und erträumt sich für später große Rollen. Vor dem Bild der biblischen Judith bricht „ein Sehnen wie quellendes Feuer“ aus der jungen Seele: auch sie will eine Rächerin und Streiterin werden, will einmal ein Holofernеshaupt beim Schopfe packen und das Blut aus ihm schütteln. Später faßt sie einmal ihre Art, ihren Weg, ihr Ziel in die Worte zusammen: „Ich bin trunken gewest, hab babylonische Türme gebaut und das Heroische ersehnet, und hab indes nit verstanden einen Trunk Wassers aus gutem Brunnen zu schöpfen, ein Hüttlein vor mein Unterkommen zu bauen und fleißig ein Kleid zu End zu stoppen.“

Aber wer da glaubt, daß diese Widerspenstige nun nach berühmten Mustern gezähmt wird, irrt sich. Die „Judith Finsterwalderin“ ist kein Liebesroman und wird auch keiner. Die stärkste Naturgewalt wird aus dem Leben und der Entwicklung des blühenden jungen Weibes fast völlig ausgeschaltet. Bei einem so leidenschaftlichen, überschwenglichen, sich verzehrenden Menschenkind, in dem schon die Freundschaft wie ein Wirbelsturm rast, kann man sich das einfach nicht vorstellen; um so weniger, als Peter Dörfler das möglichste tut, um seine Judith mit allem Zauber der Schönheit und Herrlichkeit zu umkleiden. Aber man ahnt langsam, mit wachsender Beklemmung, wo der Erzähler mit ihr hinaus will. Nicht von einem irdischen Bräutigam soll sie überwunden werden, sondern von dem himmlischen; nicht einem einzelnen zu Liebe soll sie sich opfern und hingeben, sondern wie die biblische Judith soll sie die Kraft des höchsten Opfers aus der Todesnot der ganzen Gemeinde schöpfen. Lange schleppt sie friedlos, zwecklos ihr Leben hin, ohne es selber

zu verstehen. Sie ruft zu Gott, was er mit ihr plant und vorhat; sie fragt, ob sie denn niemals Frucht tragen und ob denn ihre Sonderbarkeit ihr Wesen bedeuten soll. Aber dann erfüllt sich ihre Stunde, Gott arbeitet an ihr mit seltsamem und furchtbarem Werkzeug, und das unruhig flackernde Licht darf wie eine Sonne untergehen. In grauser Pestzeit lernt die Hoffärtige Dienst und Demut; die Herrin sein wollte, wird Magd; wie ein niedergezwungener Ast beugt sich die Stolze, der trotzige Falke „Ich will nicht!" liegt tot im Grund, nicht mehr der Trotz spendet schaffende Kraft, sondern die Liebe. „Die mulier fortis," sagt der Bürgermeister, „hat nit allein die Pestilenz getilget, sondern auch die Ursach." Und die Strahlenkrone des Martyriums umleuchtet die gewürgte, geschändete, zerfleischte Judith Finsterwalderin.

Das Wort ist schon gefallen, das den innersten Kern des Romans trifft und an das ich alle meine Schmerzen binden kann. Es heißt: Martyrium. Ich habe erst kürzlich an dieser Stelle gesagt, wie hervorragende Talente der Katholizismus in unseren Zeitläuften hervorgebracht hat; aber eine wie seltsame Entartung auch sie fast durch die Bank nehmen. Die inbrünstige Marterwollust, die bei der Handel-Mazzetti durchaus ins Hysterische geht, die hier bei Dörfler brennt und peinigt, die selbst bei Heinrich Federer als verborgenes Flämmchen schwelt — sie ist trotz aller religiösen Verpackung doch das geschwisterliche Seitenstück zu der blutlüsternen Sinnlichkeit, zu dem Mischmasch von Wollust und Grausamkeit, von Überhitztheit und Gewaltsamkeit, die in der rein weltlichen, ja durchaus marinesken Dichtung der Epoche ihr ungesundes Wesen treiben. Darüber wollen wir uns doch klar sein. Es wird wohl ein tieferer ethischer Gedanke untergelegt, aber die Gefühlswiderstände werden dadurch nicht beseitigt. Wer da glaubt, daß der Mensch (trotz alledem!) etwas Schönes und Stolzes ist und daß er nicht umsonst als einziges aller Geschöpfe aufrecht über die Erde geht, der wehrt sich instinktiv gegen Dichter, die ihm die Sehnen durchschneiden und ihn gewaltsam in die Knie drücken wollen. Peter Dörfler spart keine Farbe, um seine Judith als herrliches Geschöpf anzumalen; „herrlich" ist ihre Stimme, „herrlich" sind ihre Zähne, „herrlich" ihr Haar, „holdselig" ihr Lachen, holdseliger ihr Trotzen, aber all diese Schönheit, die doch auch etwas Göttliches ist, erschafft er im Grunde nur, um sie mit fast perverser Wollust zu zerstören. Immer steht ihm das Bild der heiligen Elisabeth vor Augen, die sich mit ihren zarten Lippen herabbeugt, um „aus wüsten Wunden Eiter zu saugen". Ach, ich verstehe ja, was ihn daran so gewaltig hinnimmt, aber ich kann mir nicht helfen: der ästhetische Ekel, den die Vorstellung in mir erweckt, ist so groß, daß ich nicht mehr dagegen ankann. Und ähnlich geht's mir mit der Judith. Ihr Schöpfer schleift sie so durch Stank und Qual, daß man kaum mehr hinschauen mag. Den Auswurf der Menschheit breitet er vor uns aus, die Verwüstungen der französischen Krankheit; Eiterwunden fließen, Pestbeulen brechen auf, Pocken und Schwären setzt er uns vor, und wenn die strahlende und betende Schönheit demütige Dienste an der stinkenden und lästernden Häßlichkeit verrichtet, dann ist er selig. Aber auch das genügt ihm noch nicht, auch schön darf seine Heldin nicht bleiben. Deshalb läßt er sie zuletzt würgen von einem pestkranken Ungeheuer und zerfleischen von einem Hundevieh, bis das Gesicht nur noch eine einzige formlose Masse ist.

Vor solchem Wühlen in Martern, Blut und Wunden strecke ich für meine Person die Waffen. Aber die große Leserschar, die auf Enrica Handel-Mazzetti schwört, wird sich selbstverständlich auf die Seite von Peter Dörfler schlagen, und sein starkes Talent wird überhaupt niemand verkennen. Mag der eine sich an die Heldin oder ihren wüsten Gegenspieler halten, den „Raubersmann und fallierten Renegaten" Giacomo, das „Jaköble", oder der andere, wie meines Vaters Sohn, die mehr idyllischen Kapitel der Jugendgeschichte vorziehen — immer zeigt sich der Dichter, der auch durch sein schönes saftiges Deutsch erfreut. Es sei dahingestellt, ob er sich in diesem Roman nicht etwas über seine Kraft angestrengt und sich selbst unter die Geißel gestellt hat; ich hätte es mehr geschätzt, wenn er im rein Volkstümlichen geblieben wäre. Die Kapitel, in denen er die Gespreiztheit des Barock an einzelnen Gestalten erläutert, sind jedenfalls nicht die besten, aber es ist wunderschön, wenn er, der die Mütter schon immer innig gepriesen hat, eine arme Mutter an ihren preziösen Herrn Sohn schreiben läßt: „So Du also nach Verbrauch dieser Alters- und Notgroschen in schwerer Bedrängnus bist, söllst wissen, Deine Mutter hat allweil noch ihre zehn Finger, und das seind zehn Falbe, so für Dich rennen!" —

Nach einem schweren Gang wählt sich ein kluger Mann einen leichten: greifen wir also zu dem neuen Buche von Fedor von Zobeltitz: „Der Herd in der Fremde". (Berlin, Ullstein & Co.). Der Untertitel „Ein Gesandtschafts-Roman" verspricht mindestens ein interessantes Milieu, das auch zu jeder anderen Zeit seine Anziehungskraft auf das Publikum bewiesen hätte. Heute aber mag die Stoffwahl doppelt geschickt erscheinen: das deutsche Volk hat mit den Herren Diplomaten noch eine Rechnung ins reine zu bringen, denn wenn alles andre unsicher ist und von der Parteien Gunst und Haß verwirrt in der Geschichte schwankt — die völlige Unfähigkeit unserer diplomatischen Vertretung scheint das einzige Dogma zu sein, in dem sich von Heydebrandt bis Haase alles brüderlich trifft. Fedor von Zobeltitz hätte also Attacken reiten und den ganzen auswärtigen Dienst aufspießen können, ohne einen Autoritätsglauben damit zu erschüttern.

Aber solche Mordabsichten liegen ihm fern, und das hat ja auch sein Gutes. Er berührt natürlich ein paar wichtige Punkte, besonders die schlechte Bezahlung unserer Diplomaten, die von vornherein vielen tüchtigen Leuten die kostspielige Laufbahn verschließt. Er spricht auch gelegentlich von der „Entnationalisierung“ und Entwurzelung der in der Fremde geborenen und in aller Welt umhergeschleppten Diplomatenkinder, von der Rassenmischung in ihren Familien, von den innigen Zusammenhängen, die gerade draußen zwischen Politik und Industrie bestehen, von der Macht der Presse, die deutscherseits so böse unterschätzt ward, und von diesem und jenem mehr. Doch das sind nur aufgesetzte Lichter, die Hauptsache bleibt die Erzählung oder eigentlich der bunte Wechsel der Szenerie. Wir begleiten den Freiherrn von Manderfeldt, bisherigen Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt, zunächst auf seiner Ausreise nach Indien: er ist dem Generalkonsulat in Kalkutta als Vizekonsul zugeteilt. Seine Frau, deren verwickelte Familiengeschichte man selber studieren mag, schenkt ihm, gerade während die Linie passiert wird, ein „Äquatormädel“, und das Geschick dieser kleinen Maidie bleibt es, als echtes Diplomatenkind zwischen den Polen und Meridianen umhergeworfen zu werden. Indien, Guatemala, Brasilien, Chile sind die „bunten Länder“, in denen sie ihre Jugend verbringt; in einem internationalen Pensionat wird sie damenhaft geschliffen, auf dem Balkan verlobt sie sich mit einem französischen Marquis; auf einem kroatischen Schlosse heiratet sie, in Rom kommt ihr erstes Kind zur Welt, das aus wichtigen Gründen doch wieder österreichischer bzw. ungarischer Untertan wird — kurz, es ist ein wenig reichlich, und beim Ausbruch des Weltkriegs gibt es in der international gesprenkelten Familie, die überall und nirgends eine Heimat hat, Konflikte. Sie werden aber mehr angedeutet, als ernstlich durchgeführt.

Was soll ich noch sagen? Man kennt die flotte Dialogführung, die leichte Plauderkunst, das lebendige Schilderungsvermögen unseres Erzählers, der auch seinen neuen, in der ersten Hälfte frischeren Roman wieder aus Gesellschafts- und Globetrotter-Erfahrungen speist.

„Von einer groben Arbeiterhand“ ist, wie auf dem Umschlag zu lesen steht, ein Erstlingswerk geschrieben, das **Heinrich Grimm** unter dem Titel „Zu viel Eisen“ veröffentlicht hat (Hamburg, Alfred Janssen). Ein Roman, der keiner ist, ein Stück Lebensgeschichte und ein Stück Dichtung, reizvoll durch Schlichtheit, Echtheit und Abwesenheit aller Routine. Hann Peter, der Held, stammt aus einer deutschen Kolonistenfamilie, die an der Wolga, in der Mühlenstadt Saratow, heimisch geworden ist. Es geht den Seinen nicht gut, da verdingt er sich und zieht mit einer „Schnitterartel“ nach Deutschland. Hier arbeitet er am Kaiser-Wilhelms-Kanal und wohnt bei Familie Butenschön: ein lieber Kerl mit seinem etwas schwäbelnden Deutsch, seiner ehrlichen Treuherzigkeit und seinem starken Rechtsempfinden. Er hat, meint die Grete Butenschön, „zu viel Eisen in sich“; wenn er Unbilligkeit sieht, wird er steif und störrig. Lange schwankt er auch zwischen Rußland und Deutschland. Mütterchen Wolga, die Steppe, die „Zieselmäuse“ ziehn und locken ihn, er will zurück in die Heimat, er vergleicht die Russen und die „Deutschländer“ und sagt dabei manches gute Wort. Aber plötzlich bricht der Krieg aus, und Hann Peter sitzt in der Zwickmühle. Er ist ein guter Deutscher, aber doch auch ein treuer russischer Untertan. Er weiß nicht, was er tun und was er lassen soll. Doch dann bekommt er Nachrichten, wie böse und ungerecht jetzt in Rußland wider die deutschen Kolonisten verfahren wird. Und mit einem Male sieht er seinen Weg, er erwirbt die Staatsangehörigkeit in seinem neuen Vaterlande und meldet sich freiwillig. Auch sein brennender Wunsch, nach dem Osten geschickt zu werden, erfüllt sich. Aber die Russen fangen ihn, und da er „zu viel Eisen“ hat, da er den Mund nicht halten kann und sich ehrlich scheltend selbst verrät, wird kurzer Prozeß mit ihm gemacht. Die Grete Butenschön, sein „Deutschländer“ Schatz, muß bald um Bräutigam und Bruder weinen.

Dieser unnötig blutige Schluß zeigt wohl den Anfänger. Es ist ein so gutes, tapfres Pärchen, ein so feines, heiteres Liebesspiel, das Heinrich Grimm da gezeichnet hat, daß man gern ein andres Ende sähe. Doch über die Mängel trösten die Reize der Anfängerschaft: Innigkeit ohne Schwächlichkeit, ein aus offenbarem Erleben geschürfter Gehalt, Frische der Anschauung und des Stils. Die „grobe Arbeiterhand“, die doch mehr feine, als grobe Striche zieht, sollte weiterschreiben. Es wird ihr nicht schwer werden, sich in der Technik zu vervollkommnen; hoffentlich ist auch immer, wie diesmal, Erlebnisfülle da, so daß der Reiz des Biographischen wirken kann.

In ungetrübter Heiterkeit lächeln die „Drei altmodischen Liebesgeschichten“, die **Meinrad Lienert** in einem kleinen allerliebsten Bändchen der „Schweizerischen Erzähler“ erscheinen ließ (Frauenfeld, Huber & Co.). Es ist ein Bändchen, das man in die Tasche schiebt, wenn man sich draußen irgendwo ins Gras strecken will. Leichte Kost, liebenswürdiges Phantasiespiel, alles nur ein Schäumchen, das auf der Zunge zergeht, aber wenn man von den Blättern in den heitren, blauen Sommerhimmel sieht oder über die Felder und das arbeitende Erntevolk blickt, so ist zwischen Gelesenem und Geschautem doch kein Widerspruch, es stimmt alles hell und gut zusammen. Ein feiner Sonnenstrahl tanzt durch die Geschichte von dem „Bauernkätzchen“, das erst so scheu, wild und abseitig ist, um sich dann doch getrost fangen und in der Kiepe heimtragen zu lassen. Unnötig zu sagen, daß die Kiepe einem strammen Burschen gehört und daß

das Kätzchen ein Mädel ist. Für das romantische Mittelstück „Die Schloßhütte“ habe ich weniger übrig: Meinrad Lienert gehört zu Sonne und Bauernhütten, nicht zu Schloßruinen und Mitternachtsspuk. Aber sehr niedlich ist in der dritten Geschichte wieder erzählt, auf welche gewaltsame und befremdliche Weise sich die „weidenleichte und distelfinkenfrohe“ Änni vor den Handgreiflichkeiten des alten, siebenmal durch alle Wildbäche gewälzten Franztoni rettet. Er ist ihr von ihrem Vater zum Hochzeiter bestimmt, aber sie meint mit Fug und Recht, daß sie es bei dem jungen Baschichläus wärmer haben wird. Und als der Alte ihr „mit des Kuckucks Gewalt das Liebhaben beibringen will“, da reißt sie in ihrer Not den Stier von Uri, das große Heerhorn, von der Wand und läßt ihn dumpf durch die Nacht ins Tal brüllen. Das wackre Maidli erreicht damit auch alles, was es irgend erreichen will, aber, sagt ein Schächentaler nachher zu ihr, „'s ist allweg gut, daß nicht alle ledigen Weibsbilder ins Sturmhorn stoßen wie du, wenn man sie das Liebhaben lehren will; sonst käme das Echo nimmer zur Ruh und wir zu keinem rechten Schlaf unser Leben lang.“

Dazu muß man Amen sagen, und es mag gleich für das ganze Büchlein gelten. Warum die Liebesgeschichten durchaus „altmodisch“ sein sollen, versteh' ich zwar nicht recht. Weil sich alle die Pärchen darin kriegen? Weil heitere Lust darin regiert? Weil nicht mit schwerem Stöhnen moderne Psychologie darin verzapft wird? Nun, im Behagen einer Sommerstunde wollen wir gern so altmodisch sein.

Ein sehr interessantes Buch habe ich mir für den Schluß verspart: „Werde- und Wanderjahre in Südamerika“ von A. Pohlman-Hohenaspe (Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung). Es sind die Erinnerungen eines deutschen Kaufmannes, und wenn ich es früher, bei Besprechung des vortrefflichen Werkes von Nathusius, beklagt habe, wie selten wir bisher biographische Aufzeichnungen von den Vertretern eines Standes haben, der doch immer wichtiger für uns wird, so kann ich diese Klage, die vielleicht für manchen eine Ermunterung werden könnte, vor dem Pohlmanschen Buche nur wiederholen. Denn dieses Buch ist nach meinem Empfinden außerordentlich fesselnd, und es wäre durchaus verkehrt, wenn man den Grund dafür nur im Exotischen suchen wollte. Gewiß, was da von der Ausreise nach Brasilien, von Bahia und Pernambuco, von Negerarbeit und Pflanzern usw. erzählt wird, ist ja sehr nett, aber ungleich spannender ist das Berufliche, das eigentlich Kaufmännische. Hier, im einzelnen Fall, tritt einem das Wesen des deutsch-englischen Konkurrenzkampfes scharf belichtet entgegen, man begreift, wie der Deutsche dem Engländer das Behagen gestört hat, man lernt verstehen, daß die Welt das neue Deutschland nicht liebt, weil es Volk für Volk, die Engländer voran, zu Mehrarbeit zwingt, ohne durch den Glanz einer neuen Idee die Notwendigkeit solcher größeren Anspannung zu verklären oder sittlich zu begründen. Was Pohlman aus der eignen Praxis hier berichtet, ist ja nur ein Beispiel neben ungezählten anderen. Als er nach Pernambuco kam, war das Übergewicht des englischen Handels ungeheuer; die ganze Zuckerausfuhr lag in englischen Händen, es schien fast hoffnungslos für einen Deutschen, da durchzudringen. Aber fünfzehn Jahre später war das von ihm gegründete Geschäft an die erste Stelle der Exportfirmen gerückt, während die englischen Firmen mehr oder weniger am Boden lagen. Auf welche Weise dieser Erfolg erzielt wurde, ist klar und schlicht dargelegt; der besondere Fall bleibt im Vordergrunde, man ist sozusagen persönlich beteiligt wie an einem aufregenden Spiel, man sieht, wo der deutsche Eindringling den Hebel ansetzt, wie er die Verhältnisse ausnutzt, es mit neuen Geschäftsmethoden versucht, neue Einrichtungen schafft usw. Viel Anekdotisches würzt die flüssige Erzählung, unter den kleinen Geschichten ist vielleicht die hübscheste die, wie unser Kaufmann sich die freie Silberprägung zunutze macht, sich nach dem gewaltigen Preissturz des Silbers aus London für 2000 Pfund Sterling Silberbarren kommen läßt, sie der Münze übergibt und diese ihm daraus 3000 Pfund prägt, so daß aus 40 000 Mark plötzlich 60 000 Mark geworden waren.

Es gibt sicherlich eine große Anzahl deutscher Kaufleute, in der Heimat wie in der Fremde, die aus ihrem Berufsleben ähnlich viel erzielen könnten. Warum tun sie das nicht?

Opfertod

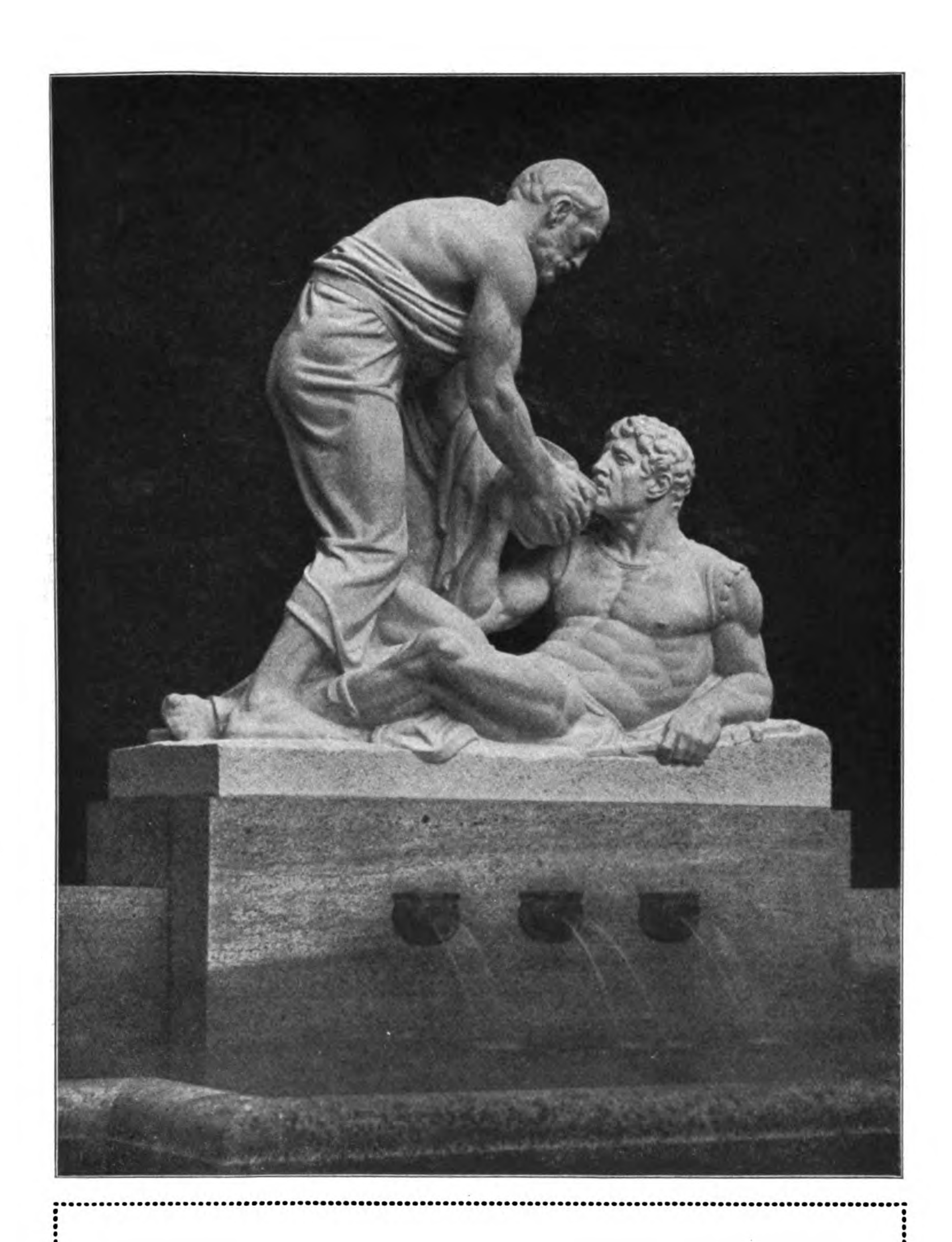
Gevatter kam auf leisen Sohlen
Im Traum zu mir und fragte mich:
„Soll einen von euch beiden holen.
Hol' ich die Liebste oder dich?“

Ich fühlte Grau'n mein Blut durchjagen
Und richtete mich auf und schrie:
„Wie kannst du zögern? Kannst du fragen?
Nimm mich, nimm mich und schone sie!“

Gevatter ging auf leisen Sohlen
Von mir und nickte ernst mir zu.
„Soll einen von euch beiden holen.
Ich fragte sie; sie sprach wie du.“

Erwachend fuhr ich aus dem Traume
In wilder Angst und Herzensnot.
Ein Stern erlosch im Weltenraume;
Mein Auge fand die Liebste — tot.

Fr. W. v. Oestéren



Gruppe vom Kriegs-Samariter-Brunnen in Homburg v. d. H.
Bildwerk von Prof. Hugo Kaufmann

Illustrierte Rundschau

Steinbrinck-Schaumünze, modelliert von Ottmar Obermaier — Kriegssamariter-Brunnen in Homburg v. d. H. von Prof. Hugo Kaufmann in Berlin — Plaketten von P. P. Pfeiffer in Pforzheim — Liebhaberaufnahmen von Paul Elmshoff in Bielefeld — Grabdenkmäler der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst — Zu unsern Bildern



Rückseite der Steinbrinck-Schaumünze



Schaumünze. Modelliert von Ottmar Obermaier. Vorderseite

Auch unser neues Heft steht im Zeichen des gewaltigen Ringens, das immer noch furchtbar zwischen Mensch und Mensch wütet, und das bis heute unabsehbar bliebe, wenn nicht die kühnen Taten unserer jüngsten Waffe, des Unterseebootes, uns mit ziemlich mathematischer Gewißheit die Zeit berechnen ließen, wann der zähe Feind, der auf seiner Insel verschanzte Brite, um Not willen die Waffen wird strecken müssen. Mit einer Verherrlichung unserer U-Bootleute beginnt darum, wie es billig ist, unsere Bilderschau. Der jugendliche Offizier, der hier im Bildnis die Gesamtheit seiner mutigen Kameraden darstellt — ob hoch, ob niedrig, ist eins — ist der Oberleutnant zur See Otto Steinbrinck, einer unserer erfolgreichsten U-Bootkommandanten. Das schöne Werk ist die Schöpfung eines im Felde stehenden Künstlers, des Müncheners Ottmar Obermaier. Schon vor dem Kriege sind Werke von ihm mehrfach ausgezeichnet worden,



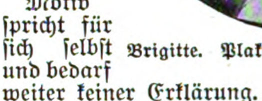
Der Kriegssamariter-Brunnen in Homburg v. d. H. Von Prof. Hugo Kaufmann in Berlin

einige kamen in den Besitz der staatlichen Sammlung des Königl. Münzkabinetts München. Auch diese seine neueste Arbeit zeugt von technisch wie gedanklich gleich vortrefflicher Durchdringung des Stofflichen, und die Schärfe und Entschlossenheit des markanten Männerkopfes gereicht eben-



Mein Vater. Plakette von P. P. Pfeiffer

so wie die frische meerumhauchte Bewegung des allegorischen Vorwurfs auf der Rückseite dem jungen Meister zu hoher Ehre. Die folgende Schöpfung, ein Werk des Professors Hugo Kaufmann, lenkt zu der tröstlichen menschlicheren Seite des furchtbarsten aller Kriege hinüber, und der während dieser Kriegszeit in Bad Homburg errichtete Kriegs-Samariter-Brunnen erfüllt so den doppelt schönen Zweck, einmal das stille Heldentum unserer Ärzte, Pfleger und Schwestern zu künden und ferner den, es der Mit- und Nachwelt zuzurufen, daß größer als aller Haß die gottentstammte Liebe ist. Selbst in einer Zeit, in der stammverwandte Seeleute zur Schande unserer Rasse und der ganzen Menschheit schwerverwundete Hilflose mit der Waffe in die Wellen zurückstoßen und ihre Führer den stundenlangen langsamen Todeskampf der Ertrinkenden, sportlich interessiert, mit dem Glase verfolgen. Die schöne Gruppe mit dem biblischen Motiv spricht für sich selbst und bedarf weiter keiner Erklärung.



Brigitte. Plakette von P. P. Pfeiffer

Den teuersten Opfern des Landes, den ruhmvoll Gefallenen und denen, die um sie trauern, ist die Trostplakette des Pforzheimer Bildhauers Pfeiffer gewidmet. Der Altmeister Hans Thoma widmet der künstlerisch bedeutenden Arbeit warme Worte der Anerkennung, und sicher ist der Gedanke, die trauernde deutsche Frau auf dem Hintergrund einer der Gräberstätten im fernen Land in würdiger und edler Form darzustellen, von einem richtigen Gefühl für das Bedürfnis der Zeit dem Künstler eingegeben. Die Unterschrift: Für deine Größe, Vaterland! bietet unzweifelhaft eine glücklichere Fassung als der zuerst beabsichtigte Vers: „Die uns im Herzbund Angetrauten kämpfen, siegen, bluten für deine Größe, Vaterland! Uns blieb der schlichte Reif als letztes Band", da sie neben der Witwe und Braut auch die Mutter in ihren Kreis einbezieht, und die Mütter sind doch die, die die bittersten und umfassendsten Opfer zu bringen hatten und haben. Möge die Unterschrift mit ihrer Jahresangabe 14—17 Wahrheit werden und, bevor ein neues Jahr aufzieht, unserem deutschen Vaterland der siegreiche Friede beschert sein. Das reife Können des Künstlers wird durch die mitfolgenden Plaketten: „Mein Vater"



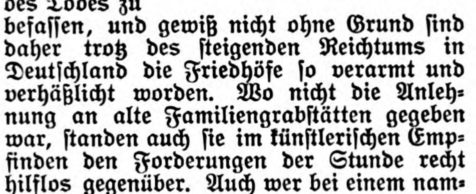
Erinnerungsplakette
Von Bildhauer P. P. Pfeiffer in Pforzheim



Liebhaberaufnahme von Paul Elmshoff in Bielefeld

und „Brigitte“ sehr schön beleuchtet.

Auch die weiteren Abbildungen unserer Rundschau stimmen mit ihrem ernsten Akkord tief hinein in die stille Grundmelodie unserer Tage. Die Vorkriegszeit in ihrer Lebens- und Erwerbsgier war nicht allzu geneigt, sich mit den Dingen des Sterbens und des Todes zu befassen, und gewiß nicht ohne Grund sind daher trotz des steigenden Reichtums in Deutschland die Friedhöfe so verarmt und verhäßlicht worden. Wo nicht die Anlehnung an alte Familiengrabstätten gegeben war, standen auch sie im künstlerischen Empfinden den Forderungen der Stunde recht hilflos gegenüber. Auch wer bei einem namhaften Bildhauer ein Denkmal zu bestellen vermochte, war in vielen Fällen später nicht wenig darüber enttäuscht, wie fremd und ungünstig das an sich gute Werk innerhalb der nunmehrigen Umgebung wirkte. Der weitaus größte Teil der Trauernden mußte sich auf den fabrikmäßigen Ersatz für Denkmäler und Gitter beschränken, und so haben unsere Friedhöfe jenes Gleichförmige, Seelenlose, Uniformierte erhalten, das so weh tut und so leer läßt, zumal bei neuen Anlagen, wo Baumschmuck und Blumen noch nicht über manches hinweghelfen, und das einen so traurigen Gegensatz bildet zu den sanft trauervollen, oft dichterisch rührenden Fried-





Liebhaberaufnahm von Paul Elmshoff in Bielefeld



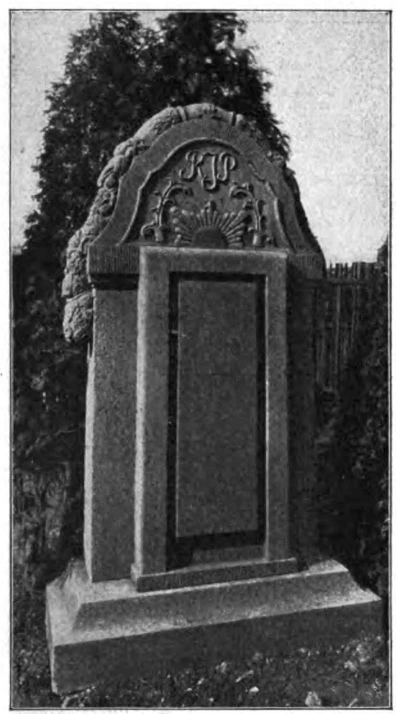
Liebhaberaufnahme von Paul Elmshoff in Bielefeld

höfen unserer Großväter. Es ist ein Verdienst der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst, der daniederliegenden Grabmalstechnik sich kraftvoll anzunehmen, und indem man die Abbildungen ihrer Steinmale betrachtet, sieht man mit Erstaunen, daß ein solcher, in jeder Hinsicht künstlerischer Gedenkstein oft nicht entfernt die Höhe der Kosten erreicht, die wir sonst für die polierten Granit- und Marmorkreuze und die gußeisernen Gitter oder Steinpfosten mit Ketten auszugeben uns gewöhnt hatten. Es kann nur dringend empfohlen werden, im Bedarfsfalle das Merkblatt, das die Gesellschaft auf Verlangen gern zur Verfügung stellt, zu Rate zu ziehen.

Die schönsten Grabstellen sind an der Friedhofsmauer gelegen, wie jede Erinnerung an treffliche altmeisterliche Vorbilder der Grabmalkunst uns lehren wird; sie ist der beste und wirksamste Hintergrund für ein Epitaph und gewährt den tröstlichen Eindruck von etwas besonders Geschütztem. Wo dies nicht möglich ist, sucht man durch Nischen und kleine Gewölbe den gleichen schützenden Hintergrund herzustellen. Besonders bemerkenswert erscheint das Steinkreuz mit dem Kruzifixus, das wirklich dem Material gerecht wird, indes die meisten unserer mechanisch hergestellten Steinkreuze völlig den Charakter des Holzkreuzes tragen. Die Winke der Gesellschaft in bezug auf die Verwendung der verschiedenen Steinarten, zumal auf den Kalkstein, den Muschelkalk und den belgischen Granit, sind sehr wertvoll, da bei uns der schwedische Granit eine der teuersten und am schwersten zu bearbeitenden Steinarten, den Markt beherrscht. Durch Vermittelung der Wiesbadener Gesellschaft sind wirklich geschmackvolle und hervorragend gediegene Arbeiten erster Künstler für den Preis von 400, 600 und 1000 Mark zu haben. Sehr große stattliche Familienerbbegräbnisse mit gemauerter Gruft und kastellartigem Aufbau für 6500 bis 7000 Mark. Besondere Beachtung findet hoffentlich auch der Hinweis auf größere Verwertung des Reliefs in Stein oder Bronze. Eine solche Arbeit von 40 zu 60 cm ist für 400 bis 800 Mark bei den angesehensten



Gruft von Maltitz in Wesel
Entworfen von Prof. Gabriel von Seidl in München



Grabmal. Entworfen von Prof. Wilhelm Kreis in Düsseldorf

Künstlern erhältlich. Tüchtige jüngere Kräfte liefern auch zu niedrigerem Preis. Die Gußkosten belaufen sich auf 100 bis 150 Mark. Da zugleich die Vorschläge der Gesellschaft unverbindlich sind, so wird man hoffen dürfen, daß das große Entgegenkommen eines gemeinnützigen Wirkens zur Verschönerung unserer Stätten der Trauer und des Trostes wesentlich beitragen könne. — Zu dem Bilderteil unseres Heftes leiten sehr glücklich die drei schönen Liebhaberaufnahmen des Bielefelder Ingenieurs Paul Elmshoff hinüber. Alle Blätter kommen in vorbildlicher Weise der seit lange erhobenen Forderung an die Liebhaberphotographie, mit dem Auge des Künstlers eine seelische Stimmung der Natur aufzufangen und festzuhalten, entgegen. Besonders deutlich wird das an der Abendstimmung und an dem Erntebild. Erntebild — kaum wagt man zu denken, daß es jetzt Sommer, prangender Sommer im geschützten deutschen Lande ist, daß überall wie auf dem schönen Hochschen Gemälde (n. S. 432) die weißen Wolken in den hohen Himmel hinaufblühen und die breitästigen Bäume über den geblümten Feldern rauschen. Wie lange scheint es her, daß der weiße Strand unseres deutschen Meeres so buntbewimpelt in den Horizont hinausflaggte, und daß glückliche, sorglose Menschen, wie auf dem Bilde von Meyer-Cassel (n. S. 416) in friedlichem Ausruhen ihre Nerven entspannten. Doch der Friede kann ja nicht mehr fern sein.—In ein deutsches Haus, eine Stätte jahrhundertealter deutscher Kultur, führt das schöne Innenraumstück von A. von Brandis (n. S. 424). Das im Besitz der Kölner Industriellen-Familie Scheibler befindliche Haus zu Montjoie ist im Jahre 1758 von einem Johann Heinrich Scheibler erbaut worden. Der Architekt soll der bekannte Couven aus Aachen gewesen sein. Die Familie, die im 14. Jahrhundert zuerst in den Akten erscheint, stammt aus Kreisen des Landbesitzers, widmete sich nach der Reformation der theologischen und philosophischen Wissenschaft und tritt erst mit dem Erbauer des sogen. roten Hauses in die Industrie über.



Grabmal. Entworfen von Architekt Otto Orlando Kurz in München



Grabmal. Entworfen von Architekt Ernst Haiger in München



Gruft Heßner in Meiningen. Entworfen von Architekt Ernst Haiger in München

Der jetzige Besitzer, Kommerzienrat Scheibler, hat es in überaus geschmackvoller Weise erneuern lassen, und es ist eine Ecke aus einem Arbeitszimmer, die der Künstler mit all ihren farbigen Werten in so anziehender Weise wiederzugeben gewußt hat. Auch unser Titelbild, das Bildnis der bekannten Schauspielerin Else Heims, die Gattin des Professors Reinhardt, das die Künstlerin etwa in der Tracht der unglücklichen Clara aus Hebbels „Maria Magdalena“ vor einem schwarzen japanischen Vorhang zeigt, bildet einen hübschen Beitrag zur Kennzeichnung des deutschen Barbarentums, da Frau Heims ja als eine der feinsten und seelenvollsten Gestalterinnen eines einfachen Mädchentums eine kontinentale Berühmtheit genießt. In Auffassung und geschmackvoller, wenn schon kühnerer Farbengebung und Lichtwirkung schließen sich die beiden Künstlerbilder des Schmoll-Eisenwerthschen Paares dem schönen Frauenbildnis an (zw. S. 440 u. S. 441). Die Durchgeistigung der Köpfe sowohl des schlanken Meisters in der etwas gespreizten Haltung des neuen Biedermeiertums und der jungen Frau in der Tracht der Kriegszeit vor blühenden Blumen geben von einer vortrefflichen seelischen Durcharbeitung wie von hoher technischer Vollendung Kunde.



Grabmal. Entworfen von den Architekten F. Werz und P. Huber in Wiesbaden. Kruzifix von Bildhauer Seiler in Frankfurt a. M.

 Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalts-Verzeichnis.

Türkische Wirtschaftsreformen.

Von Dr. Egon Singer.

Die Wirtschaftsverhältnisse der Türkei waren in den Jahren vor dem Kriege bedingt durch den Inhalt der Kapitulationen, die alle nationalwirtschaftlichen Bestrebungen verhinderten. Wir können daher erst seit ihrer Aufhebung im September 1914 von der Entstehung der türkischen Volkswirtschaft als solcher sprechen, denn nun erst wurde es den Türken möglich, ihren eigenen Willen in der Gestaltung der heimischen Wirtschaftsverhältnisse zum Ausdruck zu bringen. Und wenn sich über die künftige Entwicklung der Dinge bis heute mit Bestimmtheit nur wenig sagen lässt, so sind doch die Richtlinien aus der Gesetzgebung der Kriegsjahre unschwer erkennbar. Ein türkischer Wirtschaftswille ist heute vorhanden, dessen Absichten unzweideutig darauf hinzielen, das Land vor dem ungesunden Einfluss auswärtiger Interessenten, wie er vornehmlich von den Engländern vor dem Kriege ausgeübt wurde, in Zukunft zu bewahren. Das Kriegsziel der Türkei liegt darin, „nicht mehr von den Fremden in diese oder jene den fremden egoistischen Interessen genehme Richtung gedrängt, sondern selbständig, nicht mehr englisch, russisch oder französisch, aber ebensowenig natürlich deutsch, sondern türkisch zu werden, und zwar in jeder, auch in wirtschaftlicher Beziehung“ *).

Diese Erwägungen sind notwendig, um den Geist der wirtschaftlichen Reformen von vornherein klar erkennen zu können. Sie sind aber ebenso notwendig zur rechten Beurteilung des gegenwärtigen Standes des türkischen Wirtschaftslebens, dessen selbständige Entwicklung erst von kurzer Dauer und dessen gegenwärtige Gestaltung durch die Anforderungen des Krieges wesentlich beeinflusst ist.

*) Reinhard Junge: Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen (Flugschriften der Auskunftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen, 1. Heft.) Gustav Kiepenheuer, Verlag, Weimar 1916, S. 9.

Die Türkei ist in der Hauptsache Agrarland, d. h. die Landwirtschaft bildet den wesentlichsten Faktor der dortigen Volkswirtschaft. Darüber ist aber nicht zu vergessen, dass die Verhältnisse vor dem Kriege gerade in der Landwirtschaft nichts weniger als gesunde waren und dass eingehende baldige Reformen in der ländlichen Besteuerung, der inneren Kolonisation und der Intensivierung der Bewirtschaftung *) am Platze sind.

Die Höhe der ländlichen Steuern beispielsweise beträgt offiziell $12^1/_2$ Prozent vom Reinertrage und wird dadurch noch wesentlich verstärkt, dass die Einziehung der Steuern durch Pächter erfolgt, deren Praxis sich von der ihrer westeuropäischen Vorgänger aus früheren Zeiten im Prinzip nicht wesentlich unterscheidet. Die steuerlichen Verhältnisse belassen dem Bauern tatsächlich oft nur einen kleinen Teil des Ertrages, der an sich nur sehr gering ist, weil der Absatz der landwirtschaftlichen Produkte durch den mangelnden Ausbau der Verkehrswege im Inlande wesentlich behindert wird. Der herrschende Arbeitermangel und die Benutzung technisch unvollkommener Geräte vollends machten eine rationelle Bewirtschaftung des Landes bislang zur Unmöglichkeit.

Diesen Verhältnissen nun hat man durch die Bestimmungen des nunmehr gültigen Zolltarifgesetzes in weitgehendem Masse Rechnung getragen: Zum ersten ist in den Leitsätzen der Regierung, die in den „Grundgedanken des Motivenberichts“ **) zu dem in Rede stehenden Gesetze mitgeteilt sind, unter Ziffer 5 der Landwirtschaft „genereller Zollschutz“ zu-

*) Vergl. auch Dr. Carl Anton Schäfer, Deutsch-türkische Freundschaft: politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

**) Türkisches Zollhandbuch (Flugschriften der Zentralgeschäftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen, 2. Heft). Gustav Kiepenheuer, Verlag, Weimar 1916, S. 2ff.

gesichert, der aus den bezüglichen Positionen des Tarifs unschwer erkennbar ist. Darüber hinaus sucht man die Intensität der Bewirtschaftung dadurch zu heben, dass man die schon früher gestattete zollfreie Einfuhr landwirtschaftlicher Maschinen durch den Tarif generell aufrecht erhält (Tarif Nr. 507, 1, 2). Durch eine vermehrte Einfuhr solcher Maschinen hofft man daneben auch, den Schäden des bestehenden Arbeitermangels in etwas begegnen zu können.

Von den zollfrei belassenen Tarifnummern ist weiterhin die Einfuhr von Düngemitteln (Tarif Nr. 202, 1 bis 3: Guano, künstliche, chemische, andere natürliche Düngemittel) und von Bienen in Körben (Tarif Nr. 22) für die Landwirtschaft von Wichtigkeit. Auch der Import von Zuchtvieh (Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen) bleibt nach Artikel 4 f des Zolltarifgesetzes in vielen Fällen von Zöllen befreit.

Alle diese Reformversuche sind jedoch heute nach Lage der Dinge im wesentlichen nur erst Programm. Ihre Verwirklichung und noch mehr der Eintritt eines Erfolges wird viele Arbeit und vornehmlich viele Zeit erfordern, denn gerade in volkswirtschaftlichen Dingen ist Entwicklung „eine Funktion der Zeit" *). Bei entsprechendem Vorgehen wird man aber erhoffen dürfen, die Getreideproduktion vornehmlich der asiatischen Türkei sowie die Wollerzeugung und vornehmlich den Baumwollertrag in Mesopotamien und Anatolien auf eine Stufe zu heben, auf der die Exportfähigkeit der genannten Artikel den übrigen Zweigen der türkischen Volkswirtschaft erhebliche Vorteile schaffen könnte.

Denn mehr noch als die Landwirtschaft bedürfen Industrie und Handel zu ihrer Erstarkung des staatlichen Schutzes. Hat sich doch die Industrie bisher nur wenig und meist nur in den veralteten Formen des Hausgewerbes zu entwickeln vermocht: Erwähnung verdient hier die Teppichknüpferei; die Textilindustrie im ganzen hat erst im Kriege nennenswerte Fortschritte gezeitigt. Abgesehen hiervon und von der Zigaretten- und keramischen Industrie kann man aber bezüglich der türkischen Gewerbe nur von einem Programm sprechen, das die Förderung von Petroleum — vornehmlich in Mesopotamien — in erster Linie anzustreben hat. Daneben ist eine Ausbreitung der Textilproduktion und eine planvolle Förderung der Lebensmittel- **), Leder-, Ziegel- und Zementindustrie erforderlich *).

*) Franz Eulenburg: Weltwirtschaftliche Möglichkeiten. Verlag S. Fischer, Berlin 1916, S. 24.

**) Erst in jüngster Zeit ist die Entwicklung einer türkischen Zuckerindustrie in grosszügiger Weise vorbereitet worden. Vergl. B. Z. am Mittag Nr. 64 vom 16. März 1917.

Man muss anerkennen, dass das Industrieförderungsgesetz vom Dezember 1913 (abgeändert im März 1915) der Entstehung bzw. Erstarkung der türkischen Industrie in grosszügiger Weise vorgearbeitet hat: so begünstigt es den Bau von Fabriken durch teilweise unentgeltliche Überlassung von Grund und Boden, durch Befreiung von der Grund- und Gewerbesteuer und von anderen Abgaben. Es gewährt fernerhin Zollfreiheit für die zur Einrichtung und Erweiterung von Betrieben erforderlichen Rohstoffe und Waren, wenn und solange diese im Inlande nicht erzeugt oder hergestellt werden können — vornehmlich handelt es sich hier neben Rohstoffen um Maschinen, Instrumente, Schienen, Ziegel u. a. m. **)

Hat jedoch ein dem Gesetz entsprechend unterstützter Unternehmer nicht innerhalb von vier Jahren seit Gewährung der erwähnten Erleichterungen seine Fabrik in Betrieb genommen, so muss er die ihm bis dahin erlassenen Zollabgaben und Steuern nachzahlen und die unentgeltlich zur Verfügung gestellten Grundstücke räumen oder nachträglich zum vollen Preise erwerben. Letzteres tritt auch ein, wenn der Betrieb innerhalb der ersten zehn Jahre seit Gewährung der Vergünstigungen während zweier Jahre hintereinander ohne hinreichende Gründe ruht. Durch diese Bestimmungen soll die vom Gesetzgeber nicht gewollte Ausnutzung der zur Entwicklung der heimischen Industrie gewährten Vergünstigungen verhindert werden.

Fernerhin verzichtet die Regierung nach dem Industrieförderungsgesetz (Kapitel II, Art. 13) auf die Erhebung von Zöllen bei der Einfuhr von Materialien, die für den Bau von Verkehrswegen und Beförderungsmitteln erforderlich sind. Auch zur Anlage von Verkehrswegen stellt die Regierung unentgeltlich den benötigten Boden zur Verfügung, soweit er nicht schon anderweitig verwertet worden ist.

Weitere Bestimmungen des genannten Gesetzes begünstigen die „Weiterleitung von Motorkräften" u. a. m. —

Man ist heute in manchen Kreisen geneigt, den Gewohnheiten des türkischen Importhandels vor dem Kriege einen grossen Teil der Schuld dafür zu geben, dass die Türkei in dauernder finanzieller Abhängigkeit vom Auslande gehalten werden konnte. Man wirft in diesen Kreisen dem türkischen Händler vor, dass er über seine finanziellen Kräfte und

*) Reinhard Junge, a. a. O. S. 12.

**) Türkische Wirtschaftsgesetze (Flugschriften der Zentralgeschäftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen, 3. Heft). Gustav Kiepenheuer, Verlag, Weimar 1917, S. 22 ff.

über die seiner mutmasslichen Abnehmer hinaus fremde Waren gekauft und somit eine ständige Ausfuhr türkischer Kapitalien verursacht hat*). Die Stichhaltigkeit dieser Beschuldigungen im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Platz; offenbar ist aber eine der grundlegenden Tendenzen des seit September vorigen Jahres gültigen türkischen Zolltarifgesetzes, in Zukunft dem allzugrossen Konsum an fremdländischen Luxuswaren durch deren teilweise erhebliche Zollbelastung einen Riegel vorzuschieben. Sind doch durch die höchsten Zollbelastungen des Tarifs — Belastungen in Höhe von 1000 Prozent und mehr des Wertes der Waren — vornehmlich und fast ausschliesslich Luxuswaren betroffen, so beispielsweise Straussenfedern, feine Lederwaren, kostbare Felle, feine Textilwaren, Bürsten aus edlem Material, Uhren u. a. Hieraus geht hervor, dass der Feststellung des geltenden Tarifs in weitem Masse finanzpolitische Erwägungen zugrunde lagen, die einen doppelten Zweck verfolgten: man wollte einmal durch eine Zollbelastung der Luxuseinfuhr die staatlichen Kassen füllen und zum andern eine dem Volksvermögen schädliche Nachfrage nach diesen Waren eben durch die starke Zollbelastung hemmen. —

Die türkische Regierung hat — wie wir sahen — in den letzten Jahren jedem einzelnen Zweige des heimischen Wirtschaftslebens ihre besondere Fürsorge zuteil werden lassen. Sie hat weiterhin eine Reihe von Wirtschaftsgesetzen erlassen, deren Bestimmungen die Entwicklung der *gesamten* türkischen Volkswirtschaft in hohem Masse zu fördern geeignet sind*). Hierzu gehört in erster Linie das Gesetz „betreffend Münzreform" vom 8. April 1916, das in die verwickelten Geldverhältnisse der Türkei durch Einführung der Goldwährung Klarheit bringt und das vor allem die Münzspekulationen verbietet und unter Strafe stellt**).

Damit sind der Kalkulation in allen Zweigen des wirtschaftlichen Lebens solide Unterlagen gegeben, die das Risiko des Unternehmers um ein beträchtliches vermindern werden. —

Es sind — wie wir schon anfangs sagten — die Wege zu einer Erstarkung der türkischen Volkswirtschaft durch die Gesetzgebung der letzten Jahre in weitgehendem Masse geebnet worden. Die Einsicht der türkischen Unternehmer muss nach Beendigung des Krieges das meiste tun, um unter den gegebenen Verhältnissen den erwünschten Aufschwung des Wirtschaftslebens herbeizuführen. Hierbei wird die wirtschaftliche Kraft der verbündeten Länder, deren Wareneinfuhr offenbar besondere Zollerleichterungen zuteil werden sollen***), den Türken gute Dienste leisten können.

*) Reinhard Junge, a. a. O. S. 4ff.

*) Vergl. Türkische Wirtschaftsgesetze (Flugschriften der Zentralgeschäftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen, 3. Heft). Gustav Kiepenheuer, Verlag, Weimar 1916.

**) Türkische Wirtschaftsgesetze, S. 2.

***) Deutsche Levantezeitung Nr. 6 vom 16. März 1917: Die Handelsverträge mit der Türkei.

Erste Niederländische Messe in Utrecht.

Über diese vom 26. Februar bis 10. März 1917 stattgefundene Messe erfährt die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" aus zuverlässiger Quelle, dass auf ihr in den beiden behördlich abgegrenzten Ausstellungsplätzen in Vredenburg und Janskerkhof lediglich holländische Firmen ausgestellt hatten. Fremdländische Firmen waren nicht zugelassen und hatten auch ausserhalb dieser beiden Plätze keine Sonderausstellung veranstaltet. Nach der amtlichen Liste waren 686 holländische Firmen beteiligt. Sehr gut waren Porzellan, Steingut, feuerfeste Steine, sowie Öle, Fette, Lacke, Farben und auch Tabak, Zigarren und Zigaretten vertreten, dagegen nur äusserst spärlich Konfektion, Schuhe, Lederarbeiten und Galanteriewaren, sowie Automobile und Fahrräder. In geringem Umfange hatte auch die Maschinenindustrie ausgestellt, von der drei grosse Firmen sich mit der Auslegung von Bildern der von ihnen hergestellten Maschinen begnügten. Landwirtschaftliche Maschinen waren gar nicht vertreten, abgesehen von zwei Firmen, die Milchzentrifugen vorführten. Die Messe erweckte den Eindruck, dass sich die ausgestellten gewerblichen Erzeugnisse mindestens ebensogut, jedenfalls aber billiger in Deutschland als in dem kohlenarmen Holland herstellen liessen.

Der Besuch der Messe seitens der Holländer war ein sehr guter. Fremde waren verhältnismässig wenig eingetroffen und darunter traten deutsche Käufer fast ganz zurück, wie nach dem Vorstehenden erklärlich ist. Der Aufbau der Messe war übersichtlich und sauber. Besonders wohltuend berührte die Abwesenheit jeglicher Marktschreierei, denn alle Firmenschilder hatten die gleiche Grösse und einheitliche Beschriftung. Sollten genügende Käufe abgeschlossen sein, worüber noch nähere Angaben abzuwarten sind, so wird die Veranstaltung jedenfalls wiederholt werden und sich wahrscheinlich in Holland einbürgern, für das Ausland wird sie dagegen kaum irgendwelche Bedeutung erlangen.

Das amtliche Verzeichnis der Aussteller sowie eine Anzahl ihrer Geschäftsanzeigen liegen in der Kommission (Berlin NW., Herwarthstr. 3a) zur Einsichtnahme aus.



An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Industrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der deutschen industriellen Unternehmen zu geben.

Der Lastkraftwagen.

Es ist unnötig zu sagen, welch hervorragende Stellung sich der Lastkraftwagen im jetzigen Kriege errungen hat.

Eine Lastkraftwagenkolonne ist sozusagen das Mädchen für alles. Der Munitionstransport, namentlich wenn es heisst, dieses wichtige Zerstörungs- und Vernichtungsmittel schnell in möglichst grossen Mengen der kämpfenden Truppe nachzuschaffen, kann in vollkommener Weise nur von dem Lastkraftwagen bewerkstelligt werden. Lebensmittel, die der Truppe ebenso unentbehrlich sind wie Munition, werden ebenfalls von dem Lastkraftwagen sicher und schnell befördert. Selbst grössere Truppenverbände wurden durch den Lastkraftwagen schnell und sicher verschoben. Der ausserordentlichen Schnelligkeit des Lastkraftwagens ist es sehr oft zu verdanken, dass ein bedrohter Punkt zur rechten Zeit Verstärkung erhalten konnte und somit einen Durchbruch des Feindes verhinderte.

Es gibt wohl keine Waffengattung, bei der heute nicht der Lastkraftwagen vertreten ist.

Die Artillerie weiss die grossen Dienste, die ihr der Lastkraftwagen geleistet hat und noch leistet, zu schätzen. Lassen die Pferde müde den Kopf hängen und sind selbst durch rücksichtslosestes Antreiben nicht dazu zu bewegen, einen Strang zu ziehen, hilft der Lastkraftwagen aus. Die Kameraden von der schweren Truppe atmen erleichtert auf, wenn in dieser schwierigen Situation ein Lastkraftwagen gesichtet wird. Sie haben es schon oft erlebt, dass ein derartiger Wagen mit seinen Motorpferden mit der nie erschlaffenden Kraft einige von ihren grossen Brummern ins Schlepptau genommen hat und mit derselben Leichtigkeit, leider aber nicht mit derselben Geschwin-

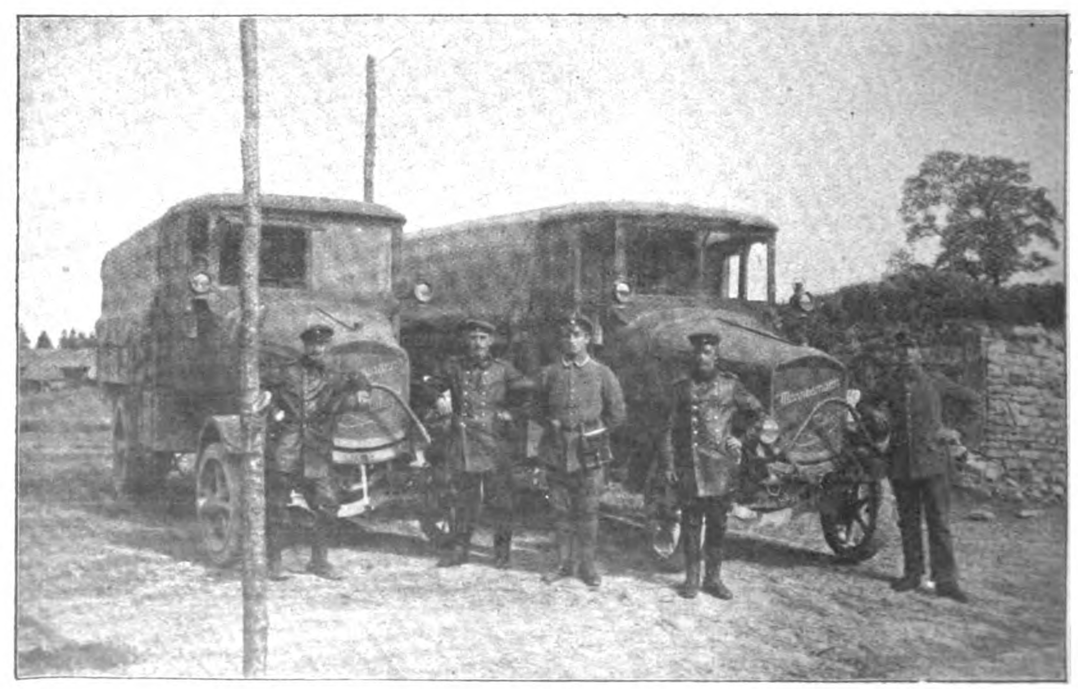


Abb. 1.

digkeit, wie die Lenker der Wagen es wohl gewollt hätten (denn das halten die Räder der schweren Geschütze nicht aus), von dannen fuhr.

Die jüngste, aber doch die bedeutendste Waffe, die Flieger, würde ohne ihre Lastkraftwagen vollständig ihren Zweck verfehlen. Es sieht sich ganz vorzüglich an, wenn so eine leichte, schnelle Maschine am blauen Himmel ihre Kreise zieht oder wie ein Blitz unseren Blicken entschwindet. Was gehört aber dazu, dieses dem Flugzeug zu ermöglichen! Der Motor dieser leichten, schnellen Wolkenstreber ist ungeheuer gefrässig; einige 100 Liter Benzin hat er schnell verbraucht. Dass dieser wichtige Lebensquell der Flugzeuge nicht versiegt, dafür sorgt wiederum der Lastkraftwagen. Auf seinem starken Rücken werden viele Fässer mit vielen 1000 Litern Benzin den Fliegerlagern zugeführt. Andere Lastkraftwagen wieder tragen Ersatzteile mancherlei Art; die schweren Zelte, in denen die Flugzeuge Unterkunft finden, sind ebenfalls auf Lastkraftwagen verstaut. Maschinen, die zur Reparatur der Flugzeuge erforderlich sind, werden auf dem gleichen Beförderungsmittel mitgeführt; selbst die elektrische Lichtquelle wird von einem Lastkraftwagen getragen. Eine Fliegerstation muss beweglich sein; dieses kann sie nur vermittels des Lastkraftwagens erreichen. In einigen Stunden ist das ganze Lager abgebrochen und verladen und wenige Stunden später 100 und mehr Kilometer nach vorn verlegt.

Die stolze Kavallerie, die darauf fussen konnte, dass sie sich überall allein hilft, selbst Flüsse wurden von ihr ohne fremde Hilfe überschritten, sie kannte kein Hindernis, mit Mut und Kraft vollbrachte sie ruhmreiche Taten. Aber auch die Kavallerie musste sich in diesem Kriege davon überzeugen, dass sie ohne den Lastkraftwagen nicht den heutigen Anforderungen gewachsen ist. Was hätten sie wohl gemacht, die tapferen Streiter auf dem 1 PS Hafer-Motor mit Sporenzündung, wenn ihnen der Kamerad von der anderen Fakultät nicht ihre wichtigsten Sachen mit derselben Schnelligkeit, wie sie sich fortbewegten, nachgetragen hätte? Wenn auch die Last sehr gross war und die Wege zum Gotterbarmen schlecht, die Ritter vom stählernen Ross waren pünktlich zur Stelle.

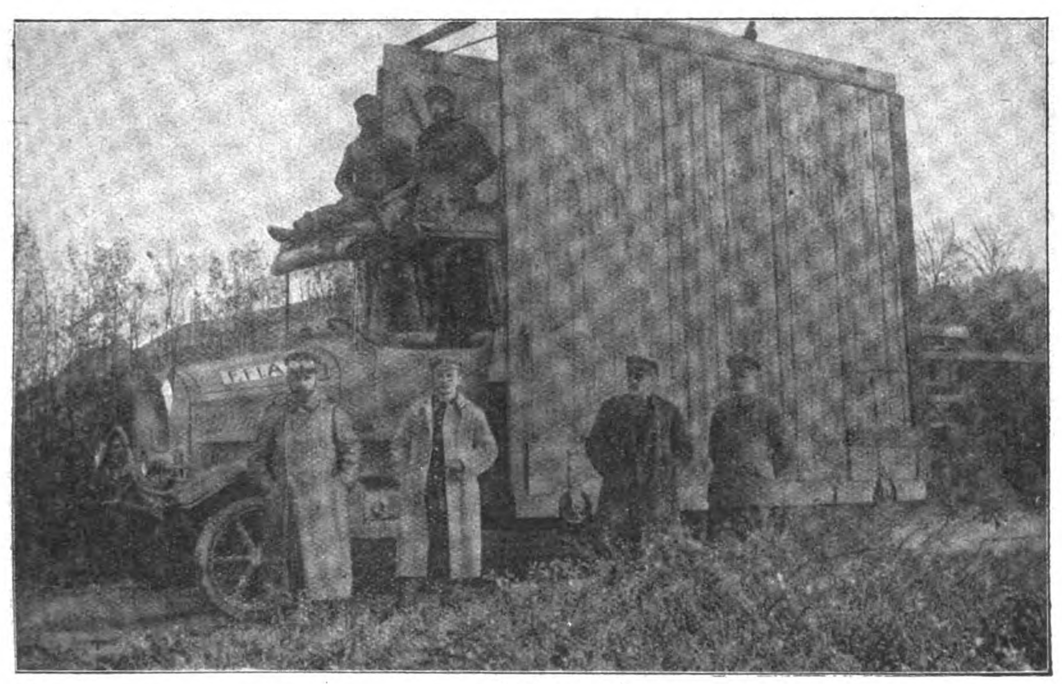


Abb. 2.

Das Misstrauen, das früher dem Lastkraftwagen entgegengebracht wurde, ist vollständig geschwunden. Heute kann man mit Recht sagen: „Lastkraftwagen bleibt Lastkraftwagen." Früher hörte man ja oft: „Pferd bleibt Pferd." — Alle Schichten der Bevölkerung haben sich jetzt im Kriege von der vielseitigen, zuverlässigen Verwendung des Lastkraftwagens durch eigene Anschauung überzeugen können. Deshalb wird auch der Lastkraftwagen nach dem Kriege selbst in den Betrieben Verwendung finden, die sonst sich noch länger diesem rentablen und praktischen Beförderungsmittel verschlossen hätten.

Seine vollkommene Überlegenheit stellte der Lastwagen in diesem Winter namentlich

in den grossen Städten erneut unter Beweis. Wenn das Mädchen für alles nicht vorhanden gewesen wäre, dann hätte der Grossstädter sehr oft mehr ohne Kohlen, Kartoffeln und die jetzt so hoch zu Ehren gekommene Steckrübe sein müssen. Auch der Schnee in den grossen Mengen, wie er uns beschert wurde, konnte den Lastkraftwagen nicht in seinem Lauf hemmen.

Es hat sich bestätigt, dass der Lastkraftwagen, wenn er richtig konstruiert und aus wirklich gutem Material hergestellt ist, eine grosse Lebensdauer besitzt. Eine wichtige Bedingung allerdings ist, dass der Staub so wenig als möglich zu den reibenden Teilen gelangen kann, denn an allen reibenden Teilen ist Fett vorhanden. Staub mit Fett vermengt gibt einen vorzüglichen Schmirgel, der selbst das allerbeste Material in kürzester Zeit verschleisst. Es ist deshalb von grosser Wichtigkeit, dieser

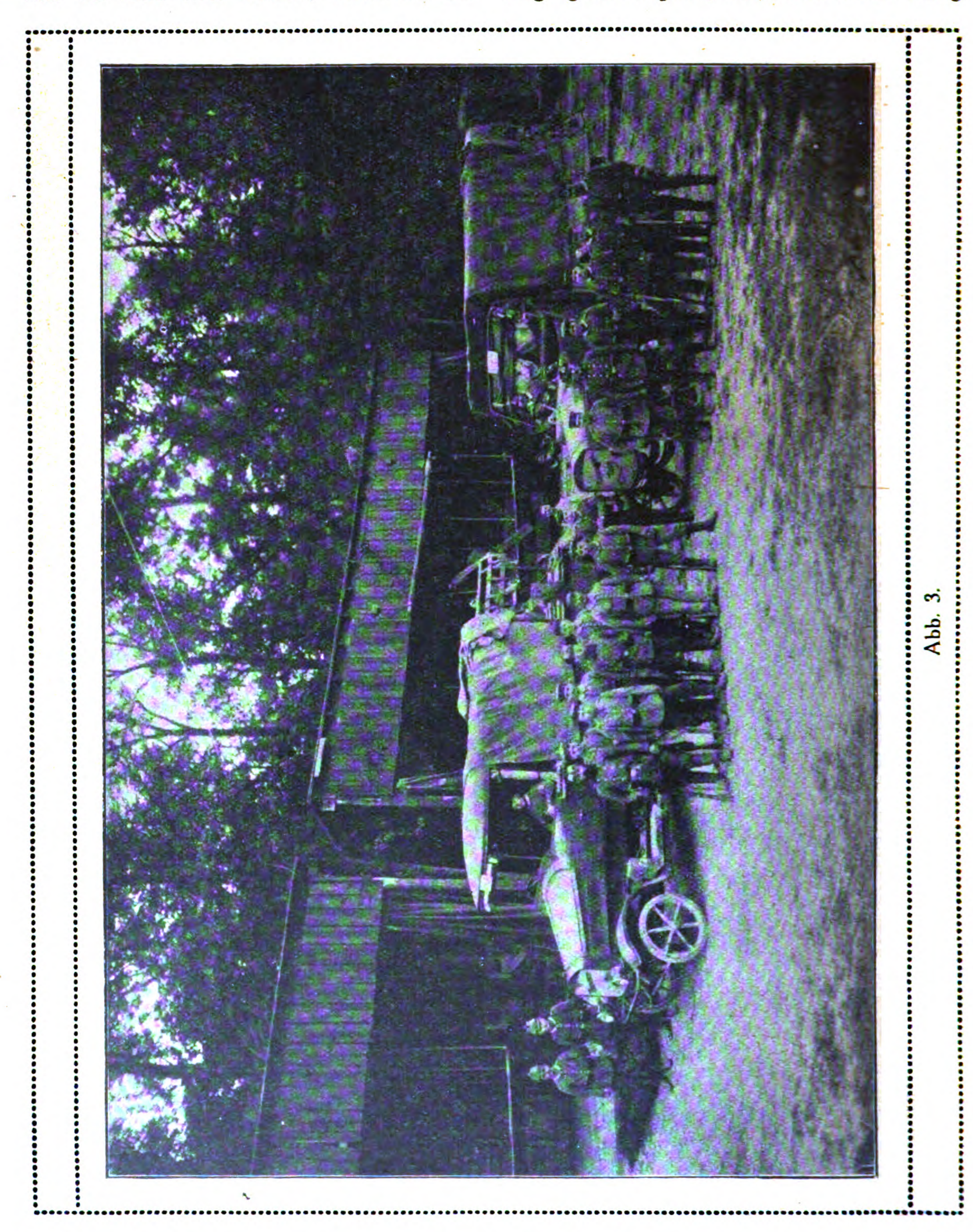


Abb. 3.

gefährlichen Chausseeplage den Zutritt zu den wichtigen Teilen des Lastkraftwagens zu verwehren.

In fast vollkommener Weise ist diesen wichtigen Punkten bei dem Mannesmann-Mulag-Wagen Rechnung getragen. Die wichtigsten Teile, wie Motor, Wechselgetriebe und Differential sind durch eine patentierte Vorrichtung fast staubdicht eingeschlossen. Die Gelenke (Patent) sind so gefertigt, dass Staub nicht eindringen und das Öl nicht entweichen kann. Das federnde Gesperre an diesen Wagen (Patent) verhindert Rahmenbrüche und ist eine ungleiche Belastung bei dieser Vorrichtung nicht mehr zum Nachteil für die Längsträger. Ganz besondere Dienste hat das federnde Gesperre bei schlechten Wegen geleistet.

Ein Lastkraftwagen, wenn er seinen Besitzer nicht nur für die erste Zeit zufriedenstellen soll, muss sich auszeichnen durch

Mustergültige Einfachheit,
Unbedingte Betriebssicherheit,
Lange Lebensdauer,
Ausserordentliche Leistungsfähigkeit,
Grösste Wirtschaftlichkeit.

Alle diese Punkte sind erreicht und durch die Praxis bestätigt bei den Wagen aus der Lastwagen-Fabrik Mannesmann-Mulag, Aachen.

Das Jubiläum des Norddeutschen Lloyd.

Am 20. Februar konnte der Norddeutsche Lloyd in Bremen auf sein sechzigjähriges Bestehen zurückblicken. Auch an dieser Stelle soll der Verdienste des Norddeutschen Lloyd um die Entwicklung der deutschen Schiffahrt gedacht werden. Um so mehr, als der Norddeutsche Lloyd es war, der kurz nach seiner Gründung mit der Jungfernfahrt seines ersten Dampfers „Bremen" nach New York den Ring sprengte, den England damals mit seiner Schiffahrt um den Erdball gelegt hatte. Und es war doch auch die Bremer Reederei, die den deutschen Schiffsbau von englischer Vormundschaft befreit und die deutschen Werften zu hohem Ansehen gebracht hat. Man vergleiche nur die früher auf englischen Werften erbauten Lloyddampfer mit den im eigenen Lande erbauten Prachtschiffen des Norddeutschen Lloyd! Mit freudigem Stolz gedenkt man des ersten Schnelldampfers des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm der Grosse", der den Briten das blaue Band des Ozeans entriss und damit der deutschen Schiffahrt den Weg für eine neue Epoche bahnte.

Als der Krieg ausbrach, hatte die Lloydflagge im Verein mit der Bremer Flagge und den schwarz-weiss-roten Farben fast seit sechs Jahrzehnten auf allen Hochstrassen und Beiwegen der Weltmeere geweht. In allen Welthäfen waren die stolzen Lloydschiffe eine wohlbekannte und geachtete Erscheinung geworden. Am 19. Juni 1858 eröffnete der Norddeutsche Lloyd mit dem Dampfer „Bremen" und nur einem Kajütenpassagier seinen überseeischen Betrieb; 56 Jahre später, beim Kriegsausbruch, umfasste die Lloydflotte einschliesslich der im Bau befindlichen Schiffe 102 Seedampfer, 40 Küstendampfer, 68 Flussdampfer und Barkassen, 1 Schulschiff sowie 283 Leichterfahrzeuge und Kohlenprähme mit einem Raumgehalt von insgesamt 982951 Bruttoregistertonnen, ausserdem 17 besondere Fahrzeuge, wie Getreide-Elevatoren, Aschprähme usw. Und noch in der Zeit vom Januar bis Juli 1914 beförderte der Norddeutsche Lloyd 376793 Personen; im ganzen Vorjahre 1913 662385 Personen. Die sechzigjährige Geschichte des Norddeutschen Lloyd, die einzelnen Epochen und Errungenschaften unter den Direktoren Crüsemann, Stockmeyer und Peters (1857 bis 1877), J. G. Lohmann (1877 bis 1892), Generaldirektor Dr. Wiegand (1892 bis 1909) und der fünf Friedensjahre unter Generaldirektor Heineken (seit 1909) kann nicht in einem kurzen Artikel wiedergegeben werden. Es sei daher am diamantenen Jubiläumstage des Norddeutschen Lloyd in grossen Zügen nur auf seine Tätigkeit während des Krieges hingewiesen.

Der Ausbruch des Krieges legte den gesamten überseeischen Verkehr des Norddeutschen Lloyd lahm. Die verfügbaren Schiffe wurden dem Reich als Hilfskreuzer, Begleitschiffe, Lazarettschiffe oder für andere Marinezwecke zur Verfügung gestellt. Von den gegen 25000 Köpfe zählenden Angestellten und Arbeitern stehen zurzeit etwa 6000 Personen unter den Fahnen und im Marinedienst. Für diese seine Angestellten und Arbeiter und deren Angehörige richtete der Norddeutsche Lloyd sofort eine Kriegsfürsorge ein, die die Kriegsgehälter, -gagen und -löhne regelte. Ausserdem wurde eine Kriegsfürsorge in Bremerhaven ins Leben gerufen, wie Nähstube, Kriegsfürsorgeküche, Säuglingsfürsorge, Strickabende usw. Daneben entstand eine Lloydfrauenhilfe in Bremen. Von vornherein war der Norddeutsche Lloyd darauf bedacht, die

Tätigkeit des Roten Kreuzes zu fördern, indem er diesem einen Teil seiner Anlagen usw. zur freien Verfügung stellte.

Die erfolgreiche Tätigkeit der Lloydschiffe als Hilfskreuzer der Kaiserlichen Marine dürfte noch in aller Erinnerung sein. Erwähnt seien nur die Namen „Kaiser Wilheim der Grosse“, „Kronprinz Wilhelm“ und „Prinz Eitel Friedrich“. Auch ein Lloyddampfer, die „Choising“, war es, der die Reste der „Emden“-Besatzung von Niederländisch-Indien nach Hodeida in Sicherheit brachte. Die kühne Fahrt des Goldschiffes „Kronprinzessin Cecilie“ versetzte im August 1914 die ganze Welt in Spannung. Wohl hat der Norddeutsche Lloyd auch Verluste zu beklagen; niemand kann heute das Schicksal der von unseren Feinden beschlagnahmten, als gute Prise erklärten und teilweise in Betrieb gestellten Lloyddampfer voraussagen. Demgegenüber ist der Norddeutsche Lloyd im Schiffsneubau aber auch während des Krieges nicht untätig gewesen, denn seit August 1914 wurden bereits zehn neue Dampfer mit einem Raumgehalt von zusammen über 70000 Bruttoregistertonnen fertiggestellt und abgeliefert, während sich am Tage des sechzigjährigen Bestehens der Bremer Reederei noch acht andere Dampfer (darunter die Dampfer „Kolumbus“ und „Hindenburg“ von je 35000 Bruttoregistertonnen) mit einem Raumgehalt von insgesamt 136000 Bruttoregistertonnen im Bau befanden.

Die Porzellanmanufaktur Ph. Rosenthal



in Selb i. Bayern hat heuer für das Osterfest wiederum einen Erinnerungsteller gebracht, der in der Ausführung seinen Vorgängern nicht nachsteht, wie die nebenstehende Abbildung beweist. Das Motiv des Tellers entstammt der künstlerischen Hand Jul. V. Guldbrandsens und stellt eine Vorfrühlingslandschaft dar. Der Teller wirkt in seiner zarten Bemalung sehr geschmackvoll und ist für Sammler, da er nur in beschränkter Anzahl herausgegeben wird, von besonderem Wert.

Wirtschaftsbrief aus Konstantinopel.

Nach dem Muster der anderen kriegführenden Staaten ist auch hier zur Regelung des Geldverkehrs nach dem Ausland eine Devisenzentrale ins Leben getreten. Es wird somit der freie Geldverkehr nach den neutralen Ländern untersagt und nur noch die Zentralkommission für Geldüberweisungen dafür zuständig. Dieser Kommission gehören ausser Beamten des Finanzministeriums auch Vertreter der hiesigen Grossbanken an. Die Kommission hat ihren Sitz in der Ottomanbank und tritt jeden Tag dort zusammen. Jedermann, gleichgültig ob Privatgesellschaften oder Behörden, die Wechsel auf das Ausland zu kaufen beabsichtigen, haben diese Absicht bei der Kommission anzumelden. Diese Anmeldung muss eine genügende Begründung haben, da sie sonst zurückgewiesen wird.

Betreffs der Zuckerindustrie in der Türkei sind in letzter Zeit eine grosse Zahl von Anträgen gestellt worden. Wie bekannt, hat die Regierung die Gründung von 48 Zuckerfabriken im ganzen Reich genehmigt. Das Handels- und Ackerbauministerium hat sich mit der ganzen Angelegenheit befasst und dabei den Bericht über die Rübenkultur und den Gebrauch derselben zu industriellen Zwecken zum Ausgang genommen. Den Firmen, die Konzessionen zur Gründung von Zuckerfabriken erhalten, würden auf mehrere Jahre Zollbefreiungen und andere Vorteile zugestanden werden. Auch würden gegebenenfalls Subventionen zugestanden werden. Das Gesetz hierüber existiert noch nicht und wird eben jetzt vorbereitet. Weder Zuckerrübenbau noch Zuckerrohrbau existiert bis jetzt in grösserem Massstabe.

An einigen Punkten werden jetzt Hotelsanatorien erbaut, und zwar zuerst in nächster Nähe der Hauptstadt selbst, nämlich über Skutari auf asiatischem Boden, auf der Höhe von Kamlidscha, von wo man einen entzückenden Blick auf die Stadt geniesst, da eine Strassenbahn schon zum Teil in der gleichen Richtung angelegt ist und nach Beendigung des Krieges ausgebaut werden soll, so dass der Kamlidschaberg und das Hotelsanatorium von der Dampferhaltestelle in Skutari aus leicht erreicht werden kann. Ein zweites Sanatorium ist auf Veranlassung der Regierung in Bolu errichtet worden. Die Stadt Bolu in Kleinasien ladet durch ihr angenehmes Klima und durch die gute Versorgung mit Lebensmitteln dazu ein. Ausserdem würde es aber an verschiedenen Punkten des Reichs ein leichtes sein, ein Sanatorium zu gründen, wobei natürlicherweise klimatische Lage, günstige Lebensmittelverhältnisse und gute Verkehrsmittel vorhanden sein müssen. Die anatolische und die Bagdadbahn haben bekanntlich beschlossen, bei Beendigung des Krieges eine bedeutende Verbesserung ihrer Verkehrsverhältnisse eintreten zu lassen und für direkte Wagen, Speise- und Schlafwagen auf den Hauptstrecken zu sorgen. Es unterliegt somit keinem Zweifel, dass dies auf den Reisendenverkehr von grossem Einfluss sein wird, wobei nur noch an vielen Orten die entsprechenden Hotels mit europäischem Komfort fehlen.

Die Einfuhr von Drogen allerart hat infolge des Ausfuhrverbotes aus Deutschland und der Monarchie sehr abgenommen. Aus diesen Erwägungen heraus wurde hier die Gründung einer Drogenfabrik beschlossen. Vor dem Krieg kamen beinahe alle Drogen aus dem Ausland, in erster Linie aus den beiden Mittelstaaten, sowie Frankreich, Belgien, England und Italien. Die Türkei verfügt bekanntlich über die Rohmaterialien zu diesen Drogen im Lande selbst und kann deshalb die Fabrikation derselben auch in die Hand nehmen. Es würde dann das ganze Reich ohne fremde Hilfe mit Drogen allerart versehen werden. Die Errichtung einer Drogenfabrik ist somit in allernächster Zeit vorgesehen.

In Konia ist die elektrische Beleuchtung und Strassenbahnen vorgesehen und hat eine Gesellschaft bereits die Konzession erbeten. Diese Angelegenheit ist für elektrische Firmen von Interesse.

Eine Verbandsstoffabrik, verbunden mit Spinnerei, Weberei und Bleicherei soll mit einem Kapital von 2 bis 3 Millionen Mark hier begründet werden, wobei je zur Hälfte eine deutsch-österreichische und zur Hälfte eine türkische Interessentengruppe beteiligt werden. Die Pläne der Fabrik liegen jetzt beim Handelsministerium.

Eine offizielle Verordnung betreffs die Anwendung und den Verkauf von Chinin ist soeben herausgegeben worden. Das Chinin darf nur noch in Banderolen mit der Aufschrift: Chinin du Gouvernement Ottoman verkauft werden.

In hohen amerikanischen Kreisen wurde hier die Ansicht ausgesprochen, dass die Vereinigten Staaten gleich nach Beendigung des Krieges berufen sein werden, eine sehr wichtige Rolle in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Türkei, Ägyptens und der Balkanstaaten zu spielen. Zu diesem Zweck beabsichtigt die hiesige amerikanische Handelskammer, die bereits in Beirut, Sofia, Alexandrien, Bukarest, Saloniki und Athen Zweigniederlassungen besitzt, noch eine ganze Anzahl weitere zu gründen und ihren Wirkungskreis auszudehnen, um gleich nach Friedensschluss mit einer grossen Propaganda einsetzen zu können. Eine weitere Äusserung aus amerikanischen Kreisen ist besonders bemerkenswert, die nämlich, dass die Anwendung des Nationalitätenprinzips auch auf das Vertreterwesen im Ausland insofern anzuwenden sei, als die amerikanischen Fabrikanten und Exporteure, bei dem nach dem Krieg einsetzenden verschärften Wettbewerb auf allen Weltmärkten, darauf sehen müssten, den Verkauf ihrer Erzeugnisse auf den ausländischen Märkten in die Hände von amerikanischen Vertretern zu legen, um dadurch auch das Empfinden für vaterländische Verpflichtungen mehr anzuregen. Dieses schöne Prinzip liesse sich ja auch für die deutschen und österreichisch-ungarischen Fabrikanten und Exporteure anwenden. Vor dem Kriege, zur Zeit der Kapitulationen, war es ja sehr ratsam, sich nur eines Vertreters seiner eigenen Nation zu bedienen, da man dann im Falle von Differenzen die Angelegenheit vor dem eigenen Konsulat in aller Ruhe abmachen konnte und nicht nötig hatte, die Hilfe des Gerichts anzurufen. Nach der Aufhebung dieser Kapitulationen fällt allerdings dieser Grund weg, nichtsdestoweniger ist es ratsam, vorausgesetzt, dass ein Vertreter der eigenen Nation am Ort sich befindet, der auch sach- und branchekundig ist, sich einen solchen zu wählen, da man mit ihm ausmachen kann, dass etwaige Differenzen vor dem Konsulat abgemacht werden sollen. Ich möchte auch darauf hinweisen, dass dann auch in der Korrespondenz nicht zu befürchten ist, dass Missverständnisse vorkommen, während bei Vertretern, die der deutschen Sprache nicht oder nur

in geringem Masse mächtig sind, häufig solche passieren und Unheil und Schaden anrichten können. Es gibt selbstverständlich Fälle genug, wo es nicht anders möglich ist, als einen Vertreter aus dem betreffenden Lande zu wählen, wenn kein anderer da ist, wenn die anderen Vertreter die betreffende Branche gar nicht kennen, oder wenn man speziell Wert darauf legen muss, dass ein Vertreter des betreffenden Landes gewählt wird.

Auch hier, wie in allen Ländern, in denen die Kriegsfurie tobt, ist die Heizungsfrage eine brennende geworden. Die meisten Öfen sind für Holzfeuerung eingerichtet und deshalb Holzkohlen wenig verlangt. Man nimmt in erster Linie Eichenholz, und kostet dasselbe per Tscheki, ca. 250 Kilo, 140 bis 150 Piaster, Holzkohlen kosten 180 bis 190 Piaster. Die Mangals, die Kohlenbecken, die man bisher in vielen Häusern sah, haben glücklicherweise abgenommen, da hierbei öfters Unfälle vorkamen. Diese Becken, mit glühenden Kohlen gefüllt, heizen zwar rasch das Zimmer, verursachen aber leicht Kopfschmerzen, Schwindel und können sogar Vergiftungen verursachen. Petroleum ist beinahe nicht zu haben und deshalb fast gar nicht in Betracht zu ziehen. Brennholz kommt teils per Dampfer von Ismid oder von Häfen des Schwarzen Meeres. Ein riesiges Kohlenlager existiert in Heraklea, und zwar sowohl in Qualität wie in Quantität erstklassig. Leider ist die Transportfrage noch unbefriedigend, da eine direkte Verbindung mit dem Marmarameer oder der Hauptstadt von Heraklea nicht existiert. Die Kohlenlager von Heraklea können, wenn die nötigen Verbindungen geschaffen sind, die Bedürfnisse des ganzen Reiches decken, was hoffentlich bald nach dem Krieg der Fall sein wird. Auch in der Nähe von Rodosto wurde kürzlich Kohle gefunden, was sehr erfreulich ist, da dann die Unabhängigkeit des Reiches vom Ausland gewährleistet wäre. Braunkohlenlager existieren in nächster Nähe der Hauptstadt, und zwar in Jalowa, dem bekannten Bad am Golf von Ismid, sowie bei Usun Köprü, in der Nähe von Adrianopel, und schliesslich eines bei Derkos am Derkossee. Da alle diese Kohlen leicht hierher gebracht werden können, so sieht man, dass die Versorgung der Hauptstadt mit Brennstoffen nicht besonders schwer ist. Die in der Türkei befindlichen Petroleumfelder, die in der Nähe von Kerkuk in Mesopotamien sich befinden, spielen natürlich während des Krieges keine Rolle, da der Transport ein unmöglicher wäre. Sowohl Petroleumöfen wie Petroleummotoren, die vor dem Krieg sehr beliebt waren, müssen deshalb jetzt feiern.

Betreffs der sehr wichtigen Frage der Einfuhr von landwirtschaftlichen Maschinen nach der Türkei hat der Minister für Handel und Landwirtschaft sehr interessante Ausführungen gemacht. Alle die riesigen Bestellungen auf landwirtschaftliche Maschinen, die in letzter Zeit in Deutschland, der Monarchie und Amerika gemacht wurden, wurden aufgezählt und betont, dass es sich dabei um Bestellungen im Betrag von 400000 Pfund handelt. Besonders aufmerksam machte der Minister auf einen Umstand, auf den ich ebenfalls schon öfters hingewiesen habe, nämlich, dass diese Maschinen ohne das Vorhandensein von Reparaturwerkstätten und Lagern von Ersatzteilen wenig Wert besitzen. Deshalb ist es bei den Verträgen, die betreffs Lieferung von Maschinen abgeschlossen wurden, zur ausdrücklichen Bedingung gemacht worden, dass die Firmen Reparaturwerkstätten einrichten und Lager von Ersatzteilen halten, so dass eine Reparatur in kurzer Zeit vollendet sein kann. Ausserdem sind die Firmen verpflichtet, Ingenieure und Techniker herzusenden, welche nicht nur die Aufmontierung der Maschinen besorgen, sondern auch die Leute so lange in der Handhabung der Maschinen unterrichten, bis dieselben die Kunstgriffe genau kennen. Es sind jetzt bereits schon eine ganze Anzahl von solchen Reparaturwerkstätten errichtet worden und werden noch viele in Aussicht genommen. Diese Werkstätten werden das Hauptbedenken des anatolischen Landwirtes zerstreuen, das nämlich, dass die Maschine plötzlich infolge eines Fehlers stillstehen und dann eine Reparatur entweder sehr langwierig und kostspielig, oder überhaupt unmöglich sein werde. Dies ist nunmehr ausgeschlossen und sollen die Landwirte darüber aufgeklärt werden. Eine besondere Kommission unter dem Vorsitz des deutschen Beirats am Handelsministerium, Herrn Geh. Rat Hahl, ist berufen worden, um diese Angelegenheit zu erledigen.

Betreffs der Eingabe von Konzessionen werden öfters ganz falsche Ansichten geäussert. So werden öfters Konzessionen verlangt, unter der Voraussetzung, dass jede Konkurrenz ausgeschlossen sei. Diese Bedingung wird aber von der Regierung unter keinen Umständen anerkannt. In erster Linie ist dafür das Gesetz zur Förderung der Industrie massgebend, das eine Anzahl Erleichterungen für die Gründung von neuen Fabriken vorsieht, jedoch nur unter gewissen Bedingungen und Voraussetzungen. Eingaben betreffs Minenkonzessionen und ähnlichen Unternehmungen haben an das Handelsministerium zu gehen, wo dieselben geprüft werden und dann dem Bittsteller Bescheid gegeben wird, ob eine Konzession auf dieser oder einer anderen Grundlage gewährt werden kann. Auch betreffs Lieferungen an das osmanische Kriegsministerium werden falsche Ansichten geäussert. Für alle Lieferungen sind ausschliesslich die deutschen Grundsätze massgebend. Anderseits können Gegenstände, die über den Heeresbedarf hinausgehen oder erst für die Zeit nach Beendigung des Krieges bestimmt sind, sowie alle Heeresbedürfnisse, die oben nicht genannt sind, direkt beim hiesigen Kriegsministerium angeboten werden. Hierbei ist es natürlich vom grössten Vorteil, wenn die betreffende Firma hier einen Vertreter besitzt. Auf Wunsch erteilt der Militärbevoll-

mächtigte bei der hiesigen Botschaft Ratschläge und Hilfe. Natürlicherweise ist die Voraussetzung, dass das preussische Kriegsministerium die Erlaubnis zu Privatlieferungen gegeben hat, die bekanntlich jetzt nur in ganz beschränktem Massstab erteilt wird. Bei den zuerstgenannten Lieferungen übernimmt das preussische Kriegsministerium die Garantie für die Zahlung, während bei Privatlieferungen die betreffenden Firmen sich selbst wegen der Zahlungsbedingungen an das osmanische Kriegsministerium wenden müssen und Zahlungstermine zu vereinbaren haben.

Die österreichische und ungarische Handelskammer hier, welche bereits vor dem Krieg lange Zeit bestanden hat, will, da die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Reichen sich nach dem Krieg weiter ausdehnen werden, ihr Arbeitsfeld in jeder Weise vergrössern. Dabei hat die Wiener Handelskammer bereits ihre Unterstützung zugesagt. Deutsche Handelskammern existieren bekanntlich in der ganzen Türkei nicht.

* * *

Ausfuhrzoll aus der Türkei: Alt-Kupfer 7 Prozent, Baumwolle 7 Prozent, Baumwollgewebe 7 Prozent, Baumwollsaat 5 Prozent, Chrom 7 Prozent, gesalzene Därme 5 Prozent, getrocknete Därme 6 Prozent, Eier 7 Prozent, Eisengeräte 7 Prozent, Feigen 7 Prozent, geräucherte Fische 7 Prozent, gesalzene Fische 5 Prozent, Flachs 6 Prozent, Fruchtkerne 5 Prozent, Galläpfel 2 Prozent, Gummiarabikum 5 Prozent, gebrauchter Gummi 7 Prozent, Haarfärbemittel 5 Prozent, Hanf 5 Prozent, Haselnusskerne 7 Prozent, Henneh 5 Prozent, Kastanien 2 Prozent, roter Kaviar 7 Prozent, schwarzer Kaviar 10 Prozent, Krapp 2 Prozent, Leinsaat 5 Prozent, Lumpen 7 Prozent, Mandeln 7 Prozent, Matratzenwolle 7 Prozent, Mohair 7 Prozent, Mohn 5 Prozent, Mohnsamen 5 Prozent, Öl 7 Prozent, Oliven 7 Prozent, Papierschnitzel 2 Prozent, Luxuspelze 9 Prozent, minderwertige Pelze 5 Prozent, Perlen 8 Prozent, Pflanzenfarben 5 Prozent, Rauchtabak 10 Prozent, Rohr 7 Prozent, Rosenöl 4 Prozent, Rosinen 7 Prozent, Salep 6 Prozent, Schwefel 7 Prozent, Seide für Futter 4 Prozent, seidene Gewebe 4 Prozent, Seidenkokons 4 Prozent, Seidenraupeneier 7 Prozent, Senfkorn 3 Prozent, Sesam 7 Prozent, Spezereien 5 Prozent, Tannenzapfen 5 Prozent, Teppiche 10 Prozent, Tragantgummi 4 Prozent, Wachs 6 Prozent, Walona 3 Prozent, Weintrauben 7 Prozent, Wollgewebe 7 Prozent, Wurzelfarben 5 Prozent, Ziegenhaare 6 Prozent, kleine Zwiebeln 7 Prozent.

Ausfuhrverbot aus der Türkei. Die Ausfuhr folgender Artikel ist verboten, kann aber gegebenenfalls durch besondere Ausfuhrbewilligung zur Ausfuhr zugelassen werden: Bauholz, Baumaterialien, Benzin, Bohnen, Brennöl, Bulgur, Chemikalien, Erbsen, Fett, geräuchertes Fleisch, Gerste, Getreide allerart, Griess, Hafer, Häute, Heu, Honig, Kartoffeln, Kichererbsen, Kleie, Koks, Lammfelle, Linsen, Mais, Maschinenöle, medizinische Artikel, Mehl, Metallgeräte, gebrauchte Metallwaren, Mineralien, Mohnöl, Ochsenfelle, Petroleum, Reis, Säcke, Salpeter, Schaffelle, Schwefel, Senf, Sesamöl, Spiritus, Stärke, Steinkohle, Stroh, Vieh, Viehfutter, Weinbeermus, Weizen, Wolle, Wollsachen, Wollstoffe, Würste, Ziegenhäute, grosse Zwiebeln.

Bulgarischer Wirtschaftsbrief.

1. Bank- und Finanzwesen. Die Bilanz der bulgarischen Nationalbank ist soeben veröffentlicht worden. Am 22. Februar betrug der Stand 1 269 231 294,76 Lewa. Die Bank verfügte an Gold in der Kassa über 68 739 000 Lewa, und im Ausland 667 460 000 Lewa, somit zusammen 726 190 000 Lewa, an Silber 17 188 000 Lewa. Im Umlauf hatte die Bank 616 976 000 Lewa Goldbanknoten und 281 988 000 Lewa Silberbanknoten. — Dieselbe Bank hat beschlossen, der Stadt Rustschuk den Betrag von 1 800 000 Lewa in Form einer Anleihe vorzustrecken. Diese Anleihe wird für den Bau einer Wasserleitung und für andere Anlagen der Stadt Rustschuk dienen. Das Parlament muss natürlich diese Anleihe noch genehmigen. — Die Postsparkassen in Bulgarien, die sehr fleissig benutzt werden, dürfen nach dem neuen Gesetzentwurf die privaten Einlagen auf 5000 und die Vereinsanlagen auf 10 000 Lewa erhöhen.

2. Gesetzwesen. Ein neues bürgerliches Gesetzbuch wurde im Entwurf der Sobranje vorgelegt, da das bisherige den jetzigen Verhältnissen nicht mehr gerecht wurde. Der neue Gesetzentwurf lehnt sich, im Gegensatz zum früheren Gesetz, das nach den französischen und belgischen Gesetzen bearbeitet war, an das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch an. Man hat nur Änderungen, die in den lokalen Verhältnissen begründet sind, vorgenommen. Dieses neue Gesetz wird sämtlichen Anforderungen der Neuzeit gerecht werden. — Besteuerung der Kriegsgewinne. In der Sobranje ist ein Antrag auf Besteuerung der Kriegsgewinne eingebracht worden, der ungefähr folgenden Wortlaut hat: Der Besteuerung unterliegen die vom Tage der Mobilisierung an erzielten Gewinne aus Lieferungen und Arbeiten für die Heeresleitung und sonstige staatliche oder gemeindliche Behörden und Einrichtungen, sofern diese Gewinne den Betrag von 5000 Lewa überschreiten. Aus dem Verkauf von Waren, Immobilien, Nahrungsmitteln u. a., wenn der Verkäufer Einkommensteuer bezahlt. Die Steuersätze sind die folgenden: Gewinn bis zu 2000 Lewa 10 Prozent,

10000 Lewa 15 Prozent, 50000 Lewa 20 Prozent, 100000 Lewa 30 Prozent, 500000 Lewa 40 Prozent und darüber 50 Prozent. Alle Unternehmungen und Händler sind verpflichtet, ihre Gewinne genau anzugeben, widrigenfalls sie streng bestraft würden. Wie man hört, wird der Antrag in der jetzigen Tagung nicht mehr behandelt werden.

3. Einfuhr und Ausfuhr. Das Finanzministerium hat infolge der Ausserkraftsetzung der Handelsverträge mit den feindlichen Ländern ein Reglement über die Anwendung des deutsch-bulgarischen Vertrags und die Meistbegünstigungsklausel ausgearbeitet, die für die Handelsbeziehungen zu den verbündeten Ländern in Wirksamkeit bleibt. — Auf der Donau begann wieder die Schiffahrt. Am 10. März verliess der erste Dampfer Rustschuk zu Berg. — In betreff der Zuckereinfuhr wird gemeldet, dass die Regierung genügende Mengen von Zucker für die Bedürfnisse des Staates sowohl wie für die Bevölkerung eingeführt hat, so dass weitere Gesuche, Zucker durch die österreichische Zuckerzentrale in Bulgarien einzuführen, nutzlos sind. — Der Leiter der hiesigen Genossenschaftsbank, Dr. Sabow, kaufte vor dem Termin des obigen Erlasses in Wien 8 Waggons Zucker, der sofort nach Eintreffen an die Genossenschaften zum Verkauf verteilt werden wird. — Aus Rumänien wird Salz durch das Bergwerk Slanik nach Bulgarien hereinkommen. Dieses Bergwerk wurde von der deutschen Verwaltung in Rumänien für bulgarische Zwecke freigegeben. Die Tagesförderung beträgt ca. 30 Waggonladungen, die über Giurgiu und Simnitza nach Bulgarien befördert werden. — Die bulgarischen Waren, die seinerzeit in Rumänien zurückgehalten wurden, werden jetzt von der deutschen Zivilverwaltung in Bukarest gemeinsam mit dem bulgarischen Vertreter des Handelsministeriums aufzufinden gesucht. Man hat auch bereits in Bukarester Lagerhäusern sehr viele und verschiedenartige Waren gefunden, die bulgarischen Kaufleuten gehören. Diese Waren werden jetzt an Bezugsberechtigte abgegeben und nach Bulgarien gebracht werden.

4. Handel und Industrie. Die Tabakspreise werden in ganz Bulgarien erhöht werden, ebenso die Zigarettenpreise. Der Erlass wird nächster Tage veröffentlicht. — Die Stadtverwaltung von Sofia schreibt die Lieferung von verschiedenen Materialien für elektrische Beleuchtung und für Strassenbahnen aus. — Die neue Telephonzentrale der Hauptstadt Sofia wird im Sommer errichtet werden, nachdem die dafür bestimmten Säle eingerichtet sind. — Wegen Anschaffung von Strassenbahnwagen wandte sich die Stadtverwaltung von Sofia an eine Anzahl deutscher Firmen. Es werden Angebote von 25 Motorstrassenbahnwagen verlangt. — Für die Telegraphierämter in Bulgarien ist das System Hughes eingeführt, von welchen Apparaten wieder 25 Stück eingetroffen sind. — Die staatlichen Heilbäder Hissarki und Karlowski werden im Wege öffentlicher Ausschreibung in Pacht gegeben. — Die Gewinnung von Seesalz an der Küste des Schwarzen und des Ägäischen Meeres wird weiter ausgedehnt werden, zu welchem Behufe eine Kommission gebildet worden ist, welche diesen Plan zur Ausführung bringen soll.

5. Tabakbau. Schon vor dem Balkankrieg nahm die Tabakkultur in Bulgarien eine wichtige Stelle ein, besonders in den Beziehungen mit dem Auslande. Nach demselben wurden die Anpflanzungen in Tabak noch in mehreren Bezirken erweitert und jetzt, nach Besetzung von Mazedonien und dem Bezirk Drama-Kawalla wurde diese Kultur doppelt so gross, als sie früher war. Der Ertrag des Tabaks in ganz Bulgarien wird auf 35 bis 40 Millionen Kilogramm geschätzt. Von diesem Betrag entfallen allein 10 Millionen auf den Bezirk Drama-Kawalla. Der Fiskus sieht in diesem Jahr allein aus der Tabaksteuer einen Ertrag von 77200000 Lewa vor, und hinsichtlich des Handels wird der Tabakanbau für die Devisenpolitik des Staates und der Nationalbank einen der grundlegenden Pfeiler bilden.

6. Minen- und Bergwerke. Das von alters her bestehende Goldbergwerk St. Anna soll gegebenenfalls wieder ins Leben gerufen werden. Das Handelsministerium befasst sich augenblicklich mit der Untersuchung desselben. Nach Beendigung der Studien wird die Regierung beschliessen, ob die Ausbeutung des Goldbergwerks wieder in Angriff genommen werden soll. — Die Förderung der bekannten Mine von Pernik ist gegenwärtig auf 2000 Tonnen = 200 Waggons täglich gestiegen! Eine weitere Steigerung ist sogar noch zu erwarten. Gegen das Jahr 1911 weist das Bergwerk eine Mehrförderung an Kohlen im Betrag von 148 Prozent und gegen 1912 von 107 Prozent auf.

7. Landwirtschaft. Zur Förderung der Seidenraupenzucht hat das Landwirtschaftsministerium angeordnet, dass in den dafür in Betracht kommenden Bezirken die staatlichen Maulbeergärten sowie die von ihren Besitzern verlassenen an diejenigen Einwohner überlassen werden, welche sich mit Seidenraupenzucht beschäftigen und die Gärten sofort in Angriff nehmen. — In Drama soll der Baumwollanbau gepflegt werden. Das Landwirtschaftsministerium hat einen Beamten dorthin gesandt, der die Bevölkerung dazu aufmuntern soll und gleichzeitig die nötigen Anleitungen geben kann. — In der Sobranje ist ein Gesetzentwurf eingebracht worden, durch welchen ausländischen Staatsangehörigen verboten werden soll, Grundeigentum direkt oder durch Mittelspersonen zu besitzen oder zu erwerben. Gemischte Gesellschaften sollen Bergwerke, Steinbrüche, industrielle oder finanzielle Unternehmungen jeder Art nur unter der Bedingung treiben dürfen, dass ihr Kapital zur Hälfte bulgarischen Untertanen gehört. Die grossen Grundbesitze über 50 Hektar in den neuerworbenen Gebieten sollen nach dieser Vorlage vom Staat erworben und durch die Landwirtschaftsbank gegen Bezahlung von Jahresraten an die Söhne gefallener Soldaten oder Kriegs-

beschädigte verteilt werden. — In letzter Zeit wurde eine grössere Bestellung von landwirtschaftlichen Geräten in Deutschland gemacht. Diese sind nun zum Versand fertig und sind zu diesem Zweck zwei Agronomen nach Deutschland gereist, um die Geräte zu prüfen und dann hierher zu bringen. — In Deutschland wurde von der bulgarischen landwirtschaftlichen Bank ca. 400000 Kilo Vitriol bestellt und ist bereits auf dem Wege nach Sofia, wo es sofort an die Interessenten verteilt wird. — Der diesjährige Ertrag von Wolle soll an sämtliche Textilfabriken in Bulgarien nach Massgabe der möglichen Verarbeitung verteilt werden. Jeder Fabrikant bekommt ein Gebiet zugeteilt und erst, nachdem er sich mit der nötigen Menge versorgt hat, wird das Nähere über die Ausfuhr bestimmt. Den Fabrikanten ist ausdrücklich verboten worden, Wolle zu verkaufen oder auszuführen. — Unter den kriegswirtschaftlichen Massnahmen der Regierung ist auch die, dass dieselbe ermächtigt ist, für jeden Landkreis die Kulturpflanzen vorzuschreiben, deren Anbau zweckmässig erscheint. — In den nächsten Tagen wird in Sofia eine Forstkonferenz abgehalten werden, welche sich darüber schlüssig zu machen hat, welche Massregeln zum Schutz und der Weiterentwicklung des Forstwesens ergriffen werden müssen.

Bücherbesprechungen.

Max Schippel, England und Wir. Kriegsbetrachtungen eines Sozialisten. (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte; S. Fischer, Verlag, Berlin.) Preis gebunden M. 2.—.

Da Max Schippel nicht der erstbeste Sozialist und nicht der erstbeste politische Schriftsteller ist, so wird man von vornherein annehmen müssen, dass er in seinen Kriegsbetrachtungen, denen er den Titel „England und Wir“ gegeben hat, Gesichtspunkte geltend macht, die unser Daseins- und Entwicklungsproblem an der Wurzel packen. Es gibt kaum einen Schriftsteller, der die Zwangsläufigkeit der englischen Aussenpolitik, der die eiserne Zuordnung von Alleinherrschaftsbestrebungen und die Mittel der Realisierung mit solcher Schärfe darzustellen wüsste. Er spürt dem Ring, der um die Mittelmächte gelegt wird, bald in Belgien, bald in Österreich-Ungarn, bald in Italien, bald auf dem Balkan nach, er zeigt, wie die handelspolitischen Einzäunungspläne gegen Deutschland schon früh am Werke sind, er wirft den Blick auf die Kolonien, auf Afrika und Asien und setzt aus diesen Einzelbetrachtungen im statistischen und überstatistischen Sinn genau und vollständig das Mosaik von Tatsachen zusammen, die England zum Despoten des Weltmarktes gemacht haben. Daraus werden die Schlüsse gezogen. Schippel hält den Glauben an eine vernünftige und die beiderseitigen Interessen berücksichtigende Verständigung mit England für illusorisch, und was das Merkwürdigste ist: dieser Sozialdemokrat hat nicht umgelernt, er hat vielmehr dieselben Anschauungen all die Jahre hindurch bekannt, in denen der Charakter und die letzten Ziele der Einkreisungspolitik sichtbar wurden. Diese Schrift von Schippel hat ihren besonderen Rang unter den Kriegsschriften. Sie tritt aus Reih und Glied und enthält Wegweisungen, die aus der unmittelbaren Gegenwart in die Zeit des friedlichen Aufbaues hineinreichen.

Dr. Franz Rothenfelder, Casement in Deutschland. Preis M. 2.40. Erschienen bei Gebrüder Reichel, Augsburg.

Das Buch Dr. Rothenfelders ist eine lichtvolle Darstellung der Persönlichkeit des irischen Märtyrers, dieses Kämpfers gegen England, der Deutschland so sehr liebte. Ein ausserordentlich ehrendes Zeugnis ist es für das deutsche Volk, dass für den Aufenthalt Casements in Deutschland soviel Interesse besteht und schon in wenigen Wochen nach Erscheinen dem Buche Dr. Rothenfelders von Publikum und Presse die eingehendste Würdigung zuteil wurde. Zweifellos ist das Interesse für Irland heute in Deutschland ausserordentlich rege, zumal unter Teilnahme von Politikern aller Parteien in Berlin eine Deutsch-irische Gesellschaft gegründet wurde.

Russland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte vom Japanischen bis zum Weltkrieg. Von Otto Hoetzsch. 2. Auflage. Verlag Georg Reimer, Berlin. Preis geheftet M. 12.—, gebunden M. 13.—.

Das Vorwort zur zweiten Auflage besagt, dass der Verfasser eine vollständige Umarbeitung des Buches vorgenommen hat, die unter Fortführung der geschichtlichen Entwicklung bis zum Kriegsausbruch 1914 ein Bild Russlands gibt, wie es zu Beginn des Weltkrieges war. Natürlich spiegelt sich der Reflex des Krieges an manchen Stellen wider, indes ist die direkte Bezugnahme auf den Krieg oder gar auf seine möglichen Folgen grundsätzlich vermieden worden. Das Buch will das Verständnis der entfernteren und besonders der näheren Voraussetzungen (seit der Revolution) für den Zustand Mitte 1914 vermitteln, ist doch nunmehr das Jahrzehnt von 1904 bis 1914 eine eigene abgeschlossene Periode russischer Geschichte geworden.

Dr. Alfred Bettner, Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. 3. Auflage. In Leinwand gebunden M. 5.—. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Der Kampf gegen Englands Weltherrschaft ist eins der grössten, vielleicht das grösste Problem dieses furchtbaren Krieges und es ist darum dringend nötig, dass wir uns über das Wesen und die Ursachen der englischen Weltherrschaft klar werden. Vom geschäftlichen und nationalökonomischen Standpunkte aus ist sie des öfteren behandelt worden; bisher fehlte aber eine biographische Behandlung, und doch kann eigentlich nur sie die englische Weltherrschaft in ihren tiefen Ursachen und in der grossen Mannigfaltigkeit ihrer Ausbeutung über die ganze Erde ganz erfassen. Das ist die Aufgabe, die sich Verfasser gesetzt und aufs glücklichste gelöst hat. Die vorliegende dritte Auflage ist stark umgearbeitet worden, um der im Verlaufe des Krieges eingetretenen Veränderung der Dinge und unserer Auffassung Rechnung zu tragen. Bei der Behandlung der Kolonien, Verkehrswege, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen ist Verfasser notwendigerweise etwas mehr auf Einzelheiten eingegangen, ohne indessen die Hauptgedanken dadurch zu verdrängen.

Als Band 118 der rühmlichst bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschien in dritter Auflage:
M. G. Schmidt, Geschichte des Welthandels. Preis geb. M. 1.50. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Feuerzeuge

— Massenartikel —

gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt und gegossen
(poliert und galvanisiert)

Militäreffekten

Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.





Fort mit der englischen Ware! Besser und billiger als das **englische Gillette** ist das beste **deutsche** Fabrikat **Rasierapparat-Klinge „Diabolo"** aus **Uhrfederstahl.** Sie rasiert wunderbar sanft wie mit Sammet, u. ist die Schneide von längster Dauer. Hierüber habe hundertfache Belobigungen u. Anerkennungen. Muster zu Diensten. **Schnell-Rasierapparate** in allen Preislagen. Zeichen u. Worte geschützt.

„DIABOLO" Schutz-Marke Uhrfederstahl

Preis pr. Dtz. M. 2.—.

A. BERNHARD, Fabrikant, Wandsbek 20.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.

Bureau-Artikel:

Schnellhefter, Karten-Registraturen
Bureau-Möbel aller Art
Vollständige Bureau-Einrichtungen
liefert als Spezialität und sendet illustr. Katalog
Fabrik Stolzenberg, Oos-Baden.

Braunschweiger Mumme-Malz-Extrakt

Marke **H-C-F.** als Nähr- und Heilmittel beliebt und bekannt.
Näheres durch: **H. C. F. Nettelbeck, G. m. b. H., Braunschweig.**



In Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und billigstem Betriebe (da Reparaturen auf Jahre ausgeschlossen) unerreicht ist unsere
Messerputzmaschine „Arius"
mit Patentbürsten, daher bester Messerputzer der Gegenwart! Für Hand- u. Kraftbetrieb!
Aalwerke Heinr. Rieger & Söhne, Aalen i. Württbg. — Vertreter gesucht!

Papiere aller Art.

Spezialität: **Chromo- u. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons. Echte handgeschöpfte Bütten-Papiere.**
J. W. Zanders, Papierfabrik, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Kunstdruck-Papiere, Chromo-Papiere Kunstdruck-Kartons, Chromo-Kartons

liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik Krause & Baumann A.-G., Heidenau. Bezirk Dresden.

Samen

aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen usw. Tropensichere Packung! —
Ueberall glänzend bewährt!
Verzeichnisse umsonst und postfrei.
F. C. Heinemann, Erfurt 113. Hoflief. Sr. Maj. d. deutsch. Kaisers.

Samen allererster Qualität

versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp., Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".
Samen-Versand in alle Welt — Schutz-Marke



für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
Westenhoff & Co., Hannover 45. o Fabrik. Export.



Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung und den Anzeigenteil: G. Schräpler in Leipzig.
Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalts-Verzeichnis.



Das Wettrüsten zum Wirtschaftskampf.

Von Dr. W. Stein.

Mit dem Tage des Friedensschlusses wird, so ist heute allerorts zu lesen und zu hören, für den deutschen Kaufmann ein auf Jahrzehnte berechneter Wirtschafts**krieg** beginnen. Der Name gibt einer gewissen missverständlichen Auffassung Raum. Ist man durchaus der Meinung, dass ganz eigentlich feindselige Massnahmen, die ohne eine völlige Stillegung der Handelsbeziehungen der heute miteinander kämpfenden Völker nicht denkbar sind, Platz greifen werden, so wäre er vielleicht gerechtfertigt und treffend. Da aber der Güteraustausch nach dem Kriege unter allen Umständen wieder aufgenommen werden muss, so darf wohl weniger von einem Wirtschaftskrieg als von einem mit Sicherheit einsetzenden sehr scharfen Wettstreit der europäischen Völker um den Weltmarkt gesprochen werden. Denn wir kommen wieder auf Handelsverträge zu, allen Pariser Beschlüssen zum Trotz. Diese letzteren sind undurchführbar, weil die wirtschaftlichen Interessen der Ententeländer auf die Dauer nicht in Einklang zu bringen sind. Die derzeitige Ehe zwischen John Bull und Marianne ist einfach unnatürlich. Das Verhältnis hat für Frankreich nachgerade beängstigende Formen angenommen. Von Calais aus vollzieht sich die „pénétration militaire“ Frankreichs durch England. Und ob die Briten die ehemalige Hansestadt jemals räumen werden, ist mehr als fraglich, hängt wohl von dem Ergebnis des Krieges für England ab. Balfour äusserte sich dem Schwätzer Churchill gegenüber: „Solange wir Calais behalten, ist das verlorene Antwerpen entbehrlich.“ Die Worte sollten Frankreich zu denken geben. Daneben beobachten wir eine fortschreitende Verdrängung der französischen Industrie: wo früher die Trikolore flatterte, weht heute der Union Jack. Nach dem Pariser „Economiste“ ist die Ausfuhr der früher blühenden französischen Tuchmanufaktur heute vollkommen durch England vom amerikanischen Markt verdrängt, und um viele andere wichtige Landesindustrien, namentlich um die Erzeugung von Baumwollwaren, steht es nicht besser. „Überall greifen wirtschaftliche Verarmung und Zersetzung die Organe und den Mechanismus unserer Volkswirtschaft an,“ klagt das Blatt und spricht damit nur eine unumstössliche bittere Wahrheit aus. So wird die unnatürliche Koalition gegen uns den Krieg nicht lange überleben. Es ist ja auch undenkbar, den Handelsverkehr der europäischen Länder untereinander, der sich vor dem Kriege, Ein- und Ausfuhr nicht doppelt gerechnet, auf 1500 Millionen Pfund Sterling belief, auszuschalten. Russland kann uns schon gar nicht entbehren. Deutschland kaufte ihm bisher den grössten Teil seines Getreides ab, eine Tatsache, worauf das ehemalige Zarenreich sein ganzes Friedensbudget aufbaute. Soll Russland aber den Wirtschaftskampf gegen uns mitmachen, so bleibt als Käufer nur England. Dagegen aber würden die britischen Kolonien, die Vereinigten Staaten und die Neutralen, z. B. Argentinien, protestieren, die englische Erzeugnisse doch mit ihren Naturprodukten bezahlen müssen. Dabei ist die jetzt geplante Vorzugsbehandlung der Kolonien noch gar nicht berücksichtigt, die einen Wirtschaftsverband gegen Deutschland unmöglich machen muss. Kampfpolitik ist auch nicht denkbar ohne Schutzzoll. Aber schon in dem Programm der britischen Reichskonferenz liebäugelt Old England bereits mit dem Gedanken, der geforderten Vorzugsbehandlung der Dominions durch Subsidien Genüge zu tun. Von uns aber braucht Russland vor allem Schienen, Brücken, Lokomotiven, Waggons und landwirtschaftliche Maschinen, die ihm England und Amerika schon der viel höheren Transportkosten wegen nicht so gut und billig

liefern können wie wir. Frankreich aber schaltet als Lieferant aus, wenn wir nicht den Abderitenstreich machen, uns als Kriegsentschädigung die im französischen Besitz befindlichen russischen Schuldtitel aufhalsen zu lassen. Frankreich würde dann seine jetzt wertlosen Papiere hoch verwerten können, bekäme freie Hand, könnte liefern und Kredite geben, wir aber würden auf diese Weise um jede Entschädigung gebracht, denn Russland würde sich dann erst recht nicht davon abhalten lassen, den Staatsbankerott anzusagen. Die Italiener aber brauchen, wie bekannt, uns, nicht wir sie.

So ist denn das Kriegsgeschrei, dessen Inhalt der Boykott Deutschlands in der ganzen Welt bildete, ziemlich verhallt. England geht bereits seine eigenen Wege, was aber keineswegs daran hindert, dass es die grössten Anstrengungen macht, uns zu schaden, wo es immer kann. Ist unsere wirtschaftliche Vernichtung unmöglich, so bleibt wirtschaftliche Schädigung mit allen Mitteln das Ziel. Zwar wird der Unterschied zwischen einst und später nicht so arg gross sein, wir sind schikanöse Behandlung — man denke nur an die Zollschikanen — gewöhnt, dennoch aber ist zu beachten, dass dieses Mal das bewusste Bestreben vorhanden ist, bestehende Gegensätze zu überbrücken. Der tief eingewurzelte Hass gegen die deutsche Konkurrenz, diese letzte Triebfeder aller deutschfeindlichen Massnahmen, ist so stark, dass nicht er, wohl aber die Verhältnisse allen entgegenstehenden Verhältnissen zum Trotz uns ernsthaften Schaden zuzufügen vermögen, wenn wir nicht behutsam sind und wohlgerüstet dastehen.

Dabei ist, wenn man von einem Verstärken der Rüstung, einem Wettrüsten spricht, die Stärke unserer heutigen Stellung von nicht geringer Bedeutung. Der Nerv des deutschen Handels ist die Industrie, darunter nicht zum mindesten die Erzeugnisse unseres Bergbaues. Weil die Welt unser Kali, unsere Arzneien und Farben, unsere Spielwaren, unser Eisen, unsere Kohlen, unsere Maschinen braucht, deshalb blüht und gedeiht der deutsche Handel. In der langen Kriegszeit aber ist die deutsche Industrie nicht ärmer und schwächer, sondern im Gegenteil selbständiger und innerlich gefestigter geworden. Sie hat ihre Technik dank der Absperrung vom Auslande verfeinert, vertieft, vereinfacht, hat früher unbeachtete und ungeahnte Nutzungsmöglichkeiten von Ersatzstoffen entdeckt, dadurch ihre Gewinne gesteigert und hat damit an Leistungsfähigkeit gewonnen. Das ist ein Trost, denn selbst wenn die Mittel, mit denen heute unsere Gegner drohen, durchgeführt würden, kann dies doch die kommerziellen Gesamtaussichten nicht trüben. Die Hauptquelle des Handels die Industrie, bleibt, und unsere Bodenschätze kann uns niemand rauben.

So stehen wir fast stärker da als zuvor. Allerdings sind und bleiben wir auf gewisse Rohstoffländer angewiesen. Weder Mitteleuropa noch Mittelafrika, auch beide zusammen nicht, genügen, Deutschland mit Rohstoffen zu versorgen. Es lastet auf uns also vor allem die Sorge, dass wir für den kommenden scharfen Wettbewerb über das genügende Mass der unbedingt erforderlichen wirtschaftlichen Munition, der Rohstoffe, verfügen. Und der Mangel daran wird fühlbar werden, besonders, wenn es wider Erwarten doch noch gelingt, den Wirtschaftskrieg gegen uns zu organisieren. Deshalb müssen wir uns gegen Rohstoffmonopole durch planmässige Nutzung unserer Wirtschaftsmacht als bedeutender, bei richtiger Zusammenfassung unserer Kräfte als stärkster Kunde zur Wehr setzen, gegebenen Falles auch durch Nutzung der Monopolstellung, die wir selbst auf gewissen Gebieten geltend machen können. Geld wird uns genug zur Verfügung stehen, aber durch Geld allein wird noch lange keine Ware hereingebracht. Jeder kann sich selbst ausmalen, was es heissen wird, wenn am Ende dieses Krieges Millionen von Arbeitern in ganz Europa zu ihren Arbeitsstätten zurückströmen und dann aus Mangel an Rohstoffen keine Arbeit haben. Hier heisst es vorsorgen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus macht denn eine vom Prinzen zu Löwenstein und C. Riedt verfasste „Denkschrift über die Kriegs- und Friedensziele Deutschlands“ den recht bemerkenswerten Vorschlag, einen angemessenen Teil der Kriegsentschädigungen von den besiegten Ländern nicht in bar zu verlangen, sondern in Rohstoffen für Industrie, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, um uns unseren eigenen wirtschaftlichen Wiederaufbau zu gewährleisten. Zweifellos kommt dem Gedanken eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung zu, besonders, seitdem auch grosse Teile der Neuen Welt uns den Absagebrief schickten. Seine Umsetzung in die Tat würde auch bedeutende politische Wirkungen auslösen, jedenfalls ist ein besserer Vorschlag, unsere Rohstoffversorgung auf lange Jahre hinaus sicherzustellen, bisher noch nicht bekannt geworden. Das wird natürlich nicht ohne zähes Verhandeln zu erreichen sein, und so kommen wir zu einem weiteren äusserst wichtigen, vielleicht grundlegenden Punkt, wo wir mit der Rüstung zu beginnen haben: Die kommenden Handelsvertragsverhandlungen müssen schon jetzt bis ins kleinste vorbereitet, es müssen die tüchtigsten, erfahrensten und geschicktesten Vertreter ausgesucht und ausgerüstet werden, damit sie als Unterhändler zur gegebenen Zeit auf dem richtigen Platze stehen. Dem deut-

schen Handel muss in der ganzen Welt volle Gleichberechtigung gesichert werden. Das wird ein hartes Stück Arbeit kosten. Aber es sind noch mehr Punkte, wo unsere Tatkraft ein reiches, weites Feld findet. Von der Regierung muss erwartet werden, dass sie dem Ausfuhrhandel jede Erleichterung gewährt, ihm jede Förderung zuteil werden lässt. Auch die Teilung des Reichsamts des Innern und Schaffung eines Reichshandelsamts gehört aus genügend erörterten Gründen unbedingt hierher. Und Schiffe, und abermals Schiffe! Mehr denn zuvor gilt für die Zukunft der Satz: „Navigare necesse est." Hier wird sicher nichts versäumt. Unsere Werften sind für Jahre hinaus beschäftigt, neue grosse Werften sind gegründet worden, und kürzlich wurde uns die Nachricht von Schiffen aus Eisenbeton, halb so teuer wie eiserne und sehr viel schneller zu bauen. Möchte die Erfindung halten, was sie verspricht.

Es geht ein rühriger Zug durch unsere Kaufmannswelt, so wie im Frühling der Saft durch den Stamm des Baumes bis in die äussersten Äste quillt. Überall wird das Bestreben bemerkbar, uns künftig von fremder Vermittlung im Welthandel unabhängig zu machen. Dazu gehört aber eine stärkere Beteiligung unseres Grosskapitals, unserer Grossbanken, als bisher. Der kommende Wirtschaftskampf wird auch ein Kampf des Kapitals werden, vor allem mit den geldlich ungemein stark gewordenen Vereinigten Staaten. Solange es eine Weltwirtschaft gibt, war sie aufgebaut auf dem Verhältnis vom Gläubiger- und Schuldnerstaat. Es ist erfreulich, zu beobachten, dass unsere Grossbanken, unsere Überseebanken, ihre Aufgabe als Schrittmacher des deutschen Handels erkannt haben und täglich mehr erkennen. Auch sie beginnen sich schon jetzt zu regen. Der Traum der englischen Kaufleute, ungestört den Geschäften nachgehen zu können, während die Völker Europas sich zerfleischten, ist zerronnen wie eine Seifenblase. Deutschland tritt in den Weltwirtschaftskampf stärker als zuvor und besser gerüstet als seine Gegner ein.



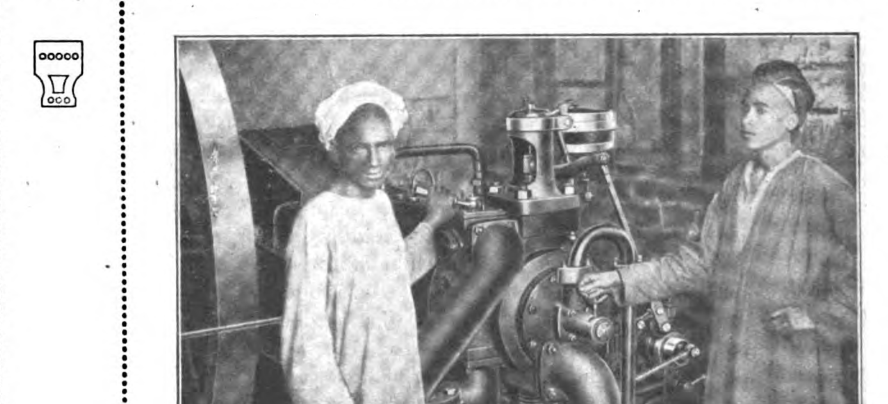
An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Industrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der deutschen industriellen Unternehmen zu geben.

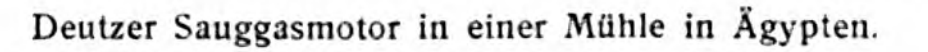
Die Gasmotoren-Fabrik Deutz und der türkische Markt.

Bei der engeren Verknüpfung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei ist dem Verbrennungsmotor eine hervorragende Rolle zugewiesen. Insbesondere die Landwirtschaft, der es infolge des Krieges an menschlichen Arbeitskräften und Zugtieren mangelt, ist auf die Einführung motorischer Kraft angewiesen, schon wenn sie die bisherige Ergiebigkeit erhalten will, und um so mehr, wenn mit einer notwendigen Steigerung zur Wiedereinholung der Kriegsverluste gerechnet wird. Hier ist der Verbrennungsmotor für flüssige Brennstoffe mit seiner leichten Aufstellbarkeit, seinen geringen Anforderungen an Bedienung, vor allem aber mit dem leichten Gewicht seiner Betriebsstoffe, das in einem Lande mit noch wenig zahlreichen Verkehrswegen und Verkehrsmitteln von ausschlaggebender Bedeutung ist, ein wichtiges Hilfsmittel. Beträgt doch das Gewicht an Kohle, das eine 10pferdige landwirtschaftliche Dampflokomobile täglich benötigt, 300 kg, während die 10pferdige Benzinlokomobile mit 35 kg ausreicht, wozu noch kommt, dass auch der Wasserverbrauch der Verbrennungskraftmaschinen wesentlich geringer als der der Dampfmaschine ist.

Bisher standen deutsche und englische Verbrennungskraftmaschinen im Wettbewerb; beide gingen von verschiedenen Grundsätzen aus; der Engländer sucht durch möglichst billige und leichte Ware dem Käufer die Beschaffung zu erleichtern; der Deutsche legt nach den ausgedehnten Erfahrungen mit seiner Landkundschaft den Hauptwert auf eine derbe, unbedingt betriebssichere Maschine, die natürlich

dann auch einen etwas höheren Anschaffungspreis bedingt, aber auf die Dauer durch den Fortfall von Instandsetzungsarbeiten und Betriebsstörungen sich billiger stellt und Verdruss





Deutzer Sauggasmotor in einer Mühle in Ägypten.

erspart. Das sind insbesondere die Grundsätze der Gasmotoren-Fabrik Deutz, der ältesten Sonderwerkstatt für Verbrennungskraftmaschinen, deren Begründer Otto & Langen den auch heute noch für die weitaus meisten Verbrennungsmotoren massgebenden „Viertakt" vor nunmehr über 40 Jahren erfunden haben. Deutzer Motoren haben sich seit Jahren in der Türkei angesiedelt, und wenn schon im Jahre 1911 die Gesamtzahl der gelieferten Motoren nahezu 800 betrug, so sind seitdem in den letzten vier Friedensjahren in der europäischen Türkei 40, in Palästina und Syrien über 200 und in Ägypten 400 geliefert worden, so dass die Gesamtzahl der in der Türkei arbeitenden Deutzer Motoren nunmehr nahezu 1500 mit über 22000 Pferdestärken ausmacht.

Eine weitere Verdrängung der englischen Motoren durch deutsche Erzeugnisse ist insbesondere auch nach dem Frieden zu erwarten — ganz abgesehen von politischen Einflüssen und Stimmungen —, weil mit einer lange währenden Seefrachtenverteuerung gerechnet werden muss.

Gerade die Gasmotoren-Fabrik Deutz hat schon frühzeitig sich der Ausbildung einer für die besonderen Bedürfnisse der Landwirtschaft geeigneten Flüssigkeitsmaschine angenommen; sie erzielte bei dem grossen Wettbewerbe der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft den ersten Preis und den Kaiser-Preis für die beste Petroleum-Lokomobile. Ausser ihren liegenden „MO"-Motoren, die mit Leichtigkeit für die verschiedenen flüssigen Brennstoffe, Benzin, Benzol, Petroleum, Spiritus, eingestellt werden können — und besonders für Mühlen und feststehende Dreschmaschinen Verwendung finden —, werden vielfach auf dem Lande für besonders beschränkte Raumverhältnisse gebaute stehende „CM"-Motoren, z. B. für Molkereien und Heuaufzüge, sowie für Zerkleinerungs- und Sichtmaschinen verwendet. Diese Motoren sind in Deutschland in scharfem Wettbewerb mit dem in der Landwirtschaft vielfach sich ausbreitenden Elektromotor entstanden. Sie mussten daher bei äusserst geringem Preis und Gewicht so einfach sein, dass sie auch von dem Landmann mit Sicherheit bedient werden konnten. Besondere Sorgfalt hat die Gasmotoren-Fabrik Deutz auf landwirtschaftliche Lokomobilen verwandt, die je nach den Bedürfnissen mit liegendem oder stehendem Motor, vollständig eingekapselt oder mit freiliegendem Triebwerk geliefert und in ihren schwereren Ausführungen selbstfahrend gemacht werden. Durch Verbindung solcher Lokomobilen mit anderen Betriebsvorrichtungen für besondere Zwecke sind Beleuchtungswagen, fahrbare Pumpen, fahrbare Holzspaltmaschinen usw. geschaffen worden.

Die eigenartigen Witterungsverhältnisse Kleinasiens bedingen die Notwendigkeit einer guten Bewässerung, und da es sich meistens um Güter kleiner und mittlerer Grösse handelt, wo Dampfpumpen zu umständlich, anderseits der Handbetrieb nicht mehr ausreichend ist,

sind Motorpumpwerke das gegebene Hilfsmittel zur Steigerung der Ertragsfähigkeit; in Syrien und Palästina, wie in Ägypten laufen Deutzer Pumpwerke mit Petroleummotoren mit einer Gesamtwasserförderung von 1600 cbm in der Stunde. Grosse, für Mesopotamien schwebende Aufträge wurden durch den Krieg unterbrochen; sie sollten durch planmässige Bewässerung dazu beitragen, dem Lande seinen alten Ruf der überquellenden Fruchtbarkeit wiederzugeben.

Während die Landwirtschaft bei den dort in Betracht kommenden kleineren Einheiten meist die billig zu beschaffenden Petroleummotoren vorzieht, kommen für Pumpwerke grösserer Leistung und noch mehr für die mit dem Wachsen der modernen Ansprüche sich ausbreitenden Lichtanlagen in Schlössern, Warenhäusern, grossen Gasthöfen die Deutzer Sauggasanlagen und Dieselmotoren in Aufnahme, beide vor der Dampfmaschine ausgezeichnet durch höhere Wärmeausnutzung und geringere Brennstoffkosten. Während die Dampfmaschine auch in ihren vollkommensten Ausführungen im praktischen Betriebe immer noch $1^1/_2$ bis 2 kg Kohle für die Pferdekraftstunde verbraucht, begnügt sich die Sauggasanlage mit $^1/_2$ bis 1 kg Anthrazit oder Koks und der Dieselmotor mit $^1/_5$ bis $^1/_4$ kg Rohöl. Insbesondere die von der G. F. D. zuerst auf den Markt gebrachten liegenden Dieselmotoren ohne „Einblaseluftbehälter" zeichnen sich durch Billigkeit und Leichtigkeit vor den älteren stehenden Dieselmotoren aus und werden namentlich in niedrigen Räumen bevorzugt.

Ein weiteres Absatzgebiet dürfte sich aus der weiteren Entwicklung des verbreiteten türkischen Klein- und Hausgewerbes ergeben. In der vielfach noch mit Menschenkraft betriebenen Textilindustrie wird sich sehr empfindlich der Mangel an Arbeitskräften fühlbar machen und nach Wiedereintreffen der Rohstoffe auf motorische Hilfskraft drängen; die Nahrungsmittelindustrie dürfte nach der starken Verminderung der Lebensmittelvorräte der Mittelmächte besonders aussichtsreich sein und leicht die Geldmittel zu weiterer Ausdehnung, die erst bei motorischem Betrieb vollen Erfolg verspricht, aufbringen. Eine besondere Entwicklung dürfte den türkischen Bergwerken bevorstehen; die Kupfererze aus dem Südosten von Kleinasien, die Zink- und Bleierze von Pergamon und Balia, die Antimonerze von Smyrna, vor allem aber die reichen Schmirgelvorkommen in Kleinasien werden bei der bevorstehenden starken industriellen Beschäftigung der Mittelstaaten lebhaften Absatz finden. Hier wird die Deutzer Grubenlokomotive, die in Deutschland mit wachsendem Erfolge für Tages- und Untertagebetrieb Verwendung gefunden hat, ihr Feld finden, hat sie doch zurzeit nur noch einen ernsten Wettbewerber in der elektrischen Lokomotive, die

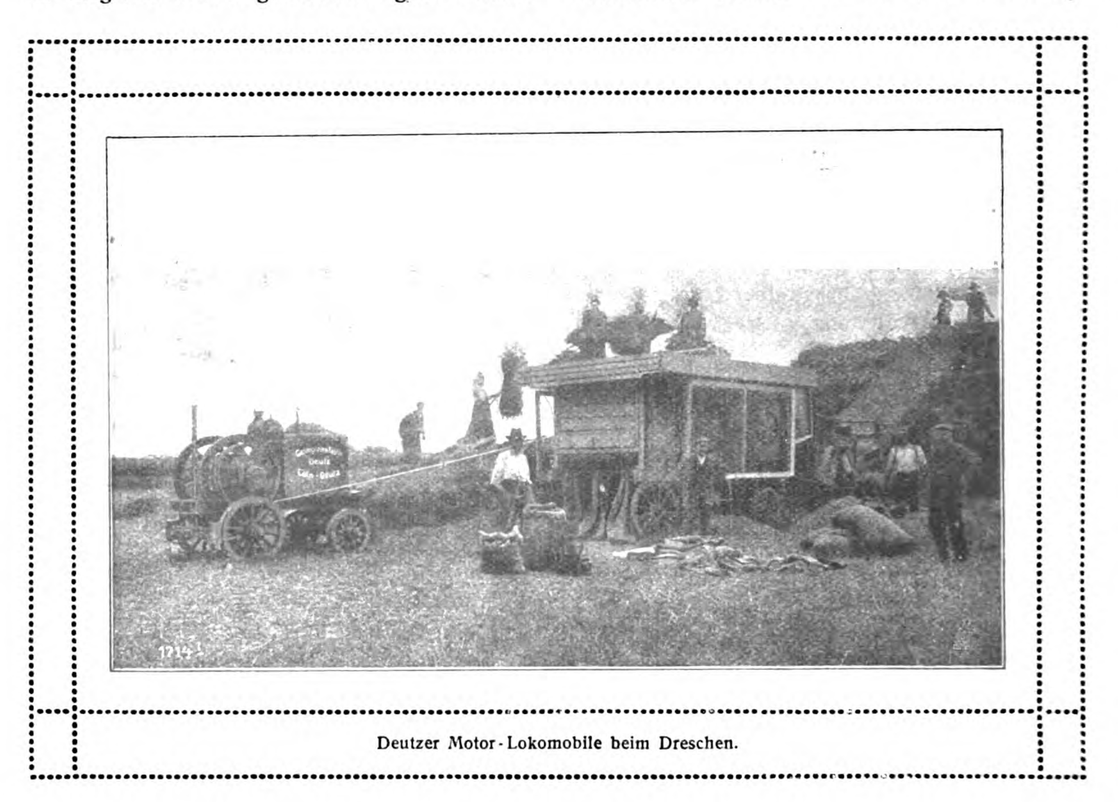


Deutzer Motor-Lokomotive in den Tropen.

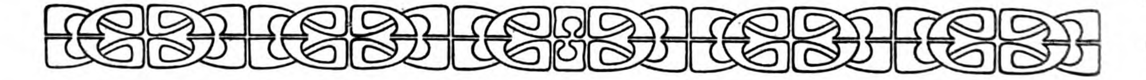
aber nur in Bergwerken mit bereits bestehender grosser elektrischer Zentrale wirtschaftlich ist, wo der Strom zu 3 Pfg. für die Kilowattstunde erzeugt werden kann. Ihre Anspruchslosigkeit in der Bedienung, der Fortfall des Brennstoffverbrauchs in Betriebspausen, die Unabhängigkeit von der Stromzuführung und von einer Kraftquelle überhaupt, wie sie für die elektrischen Akkumulator-Lokomotiven und Druckluft-Lokomotiven besteht, endlich die im Vergleich zum Zugtierbetrieb ganz wesentlich geringeren Kosten machen die Motorlokomotiven zu einem wichtigen Hilfsmittel zur Förderung des Bergbaues; in Deutschland stellen sich bei einem Brennstoffpreis von 30 Pfg. pro kg die Kosten für das tkm zwischen 1,5 und 2,7 Pfg.

Die für die Société des Mines de Balia-Karaidin in Konstantinopel für Erzbeförderung gelieferten Deutzer Feldbahnlokomotiven haben bewiesen, dass auch für die Förderung über Tage die Motorlokomotiven dem Dampf überlegen sind.

Endlich verspricht auch die Entwicklung der Binnenschiffahrt nach dem Kriege einen lebhaften Anstoss durch die Ausrüstung mit Motoren zu nehmen. Der enge Anschluss der Balkanstaaten untereinander und an die Mittelmächte, das Austauschbedürfnis zwischen den Mittelmächten und Kleinasien werden der Donau- und Schwarzen Meer-Schiffahrt erhöhte Aufgaben zuweisen. Schon jetzt laufen über 30 Deutzer Motoren mit rund 1000 PS in den türkischen Gewässern; innerhalb der Kriegszeit mehren sich fortgesetzt die Anfragen nach Schiffsmotoren für kleinere Handelsschiffe von einigen 100 t. Hier wird der Deutzer Schiffsmotor Modell NM mit 2, 4 und 6 Zylindern für Petrolbetrieb, der mit grösster Leichtigkeit geringe Abnutzung und unbedingte Betriebssicherheit durch Hochspannungszündung und Druckpumpenschmierung verbindet, es ermöglichen, die Boote mit einer wenig Platz einnehmenden, daher viel Frachtraum freilassenden motorischen Kraft auszurüsten und dadurch die Leistungsfähigkeit gegenüber dem Segelbetrieb ohne hohe Kosten bedeutend zu steigern. So wird die deutsche Motoren-Industrie an dem nach dem Kriege zu erstrebenden lebhaften Warenaustausch zwischen dem Orient und den Mittelmächten einen wichtigen Anteil nehmen dürfen und mit zum wirtschaftlichen Aufschwung der durch den Krieg zu höherer Einheit zusammengeschweissten Völker beitragen.



Deutzer Motor-Lokomobile beim Dreschen.



Der Sieg des Schutzzolles auf der britischen Reichskonferenz.

Von Dr. W. Stein.

Das letzte Stück Freihandel wird von der Erde verschwinden. Auf der soeben beendeten britischen Reichskonferenz hat der allbritische Reichsgedanke den Sieg davongetragen, der imperialistische Zusammenschluss Englands und seiner Kolonien ist beschlossen worden, die Zeit des Freihandels ist vorbei. Für die Zukunft ist das System der Vorzugszölle für die englischen Kolonien amtlich als Richtschnur für die künftige britische Handelspolitik festgelegt, womit eine Umgestaltung der englischen Wirtschaftspolitik Hand in Hand geht. Der Traum eines Grösser-Britanniens, wie ihn Disraeli, Salisbury und später Chamberlain träumten, scheint sich der Erfüllung zu nähern. Dass die britische Reichskonferenz ein besonderes Ergebnis zeitigen würde, war vorauszusehen, nachdem man alle Dominions dazu herangezogen hatte, damit sie „ihre Meinung sagen“ sollten. Es war zu erwarten, dass der alte Wunsch der Kolonien nach Vorzugsbehandlung in irgendeiner Form erfüllt werden würde. Nachdem das Mutterland einsehen musste, dass eine militärische Überrennung der Mittelmächte unmöglich ist, soll jetzt zum mindesten ein wirtschaftspolitischer Sieg errungen und die Gefahr ausgeschaltet werden, dass deutsche Waren die englischen Länder nach dem Kriege überschwemmen. Darin liegt die Bedeutung und die nicht zu unterschätzende Gefahr dieses gegen Deutschland geführten Schlages, der auch die vorangegangenen Pariser Wirtschaftskonferenzen mit einem starken Hintergrund umgibt. Wenn es in der Tat gelingt, aus dem britischen Weltreich eine Staatengemeinschaft zu machen, die sich wirtschaftlich selbst genügt, wenn alle Kolonien ihr sicheres Absatzgebiet für ihre Rohstoffe im Mutterlande finden, dann vermöchte nur ein geschlossenes Mitteleuropa mit sicheren Verbindungswegen nach den afrikanischen Kolonien dem neubritischen Imperialismus, der jetzt neu gerüstet und gewappnet auf die wirtschaftliche und politische Schaubühne des Erdballes tritt, wirksam zu begegnen. Indessen ist zwischen Beschliessen und Ausführen ein weiter Weg. Noch besteht der neubritische Reichsbau nur in der Idee, er ist erst ein Plan, der noch keine feste Form angenommen hat. Die Verschiedenheit der Interessen, die dabei berührt werden, ist so gross, dass der Bau schon bedenkliche Risse zeigt, während er noch nicht einmal begonnen ist, dass der Gedanke selbst, so erhaben und gross er auch anmutet, Keime des Zerfalls in sich birgt. Und deshalb dürfen wir diesem neuen Unterfangen der ehemaligen Welthandelsherren, die wirtschaftliche Neuaufteilung der Erde ganz nach eigenem imperialistischen Ermessen vorzunehmen, mit Ruhe entgegensehen. Was vor dem Kriege vielleicht eine riesengrosse wirkliche Gefahr gewesen wäre, schrumpft heute unter Umständen zu einem Phantom zusammen. Denn selbst die glänzende Kuppel des künftigen britischen Reichsgebäudes kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Grundmauern wanken. Die britische Weltmacht hat in diesem Kriege ihren Todesstoss empfangen.

Wirtschaftsbrief aus Konstantinopel.

Die neue Osmanische Nationalkreditbank hat ihre Tätigkeit in der Rue Voivoda in Galata, wo so ziemlich alle Banken Konstantinopels ihren Sitz aufgeschlagen haben, begonnen. Dieselbe wird, nach den Reden Sr. Exz. des Finanzministers zu schliessen, in absehbarer Zeit die Rolle, die bis jetzt die Banque Impériale Ottomane gespielt hat, ersetzen. Wie man weiss, sind die Aktien der Banque Impériale Ottomane grösstenteils in englischen und französischen Händen und es ist deshalb heute noch gar nicht zu sagen, wie die Stellung dieser Bank nach dem Krieg gegenüber der Regierung sein wird. Jedenfalls hat die Regierung nicht die Absicht, irgendeines der Privilegien der Bank anzutasten. Nach dem Ablauf derselben werden die Privilegien wahrscheinlich in die Hand der neuen Nationalkreditbank übergehen. Auch die Ausgabe von Noten wird voraussichtlich der neuen Bank verliehen werden. Übrigens hat sich die Regierung mit Genehmigung der Kammer an der neuen Bank mit einem Viertel des Aktienkapitals beteiligt, so dass dieselbe alles Interesse an dieser neuen Bank und an ihrem Prosperieren hat. Die Privilegien der Banque Impériale Ottomane laufen bis Ende 1924, und erst nach diesem Zeitraum wird sich das Weitere entscheiden.

Die Börse von Konstantinopel, die bekanntlich seit Kriegsausbruch geschlossen war, ist am 1. Mai wieder eröffnet worden. Es soll dadurch der privaten Spekulation die Handhabe entzogen werden.

Die Börse soll unter Überwachung von Regierungsorganen besonders auch auf die Haltung des Kurses der osmanischen Papiere sehen und zu diesem Zweck mehr türkische Sensale herangezogen werden.

Die Hungaria Bank in Budapest hat seit kurzem eine Filiale hier errichtet und ihr Kapital von 5 Millionen Kronen auf 12 Millionen erhöht. Auch die ungarische Handels- und Industriebank in Budapest meldet, dass die Geschäfte hier einen gedeihlichen Verlauf nehmen, und dass die weitere Niederlassung in Smyrna ihre Tätigkeit begonnen hat.

Die neuen Marken zu 5 und 10 Para, die bekanntlich an Stelle des verschwundenen Kleingeldes ausgegeben wurden, werden sehr gern in den Handel gebracht und es hat sich jedermann an diese neue Zahlungsart gewöhnt. Dafür sind die Marken der Trambahngesellschaft und der Brückengesellschaft, die bisher als bares Geld im Umlauf waren, zurückgezogen worden.

In Smyrna hat sich eine Winzerbank gegründet mit einem Kapital von 150000 türkischen Pfund, eingeteilt in 30000 Aktien zu 5 Pfund. Die Gründer sind ohne Ausnahme Osmanen. In erster Linie verfolgt die neue Bank den Zweck, die Mittel für die Propaganda zur Verhütung von Krankheiten beim Weinbau aufzubringen, die Artikel für denselben zu den billigsten Preisen aufzukaufen und an ihre Mitglieder weiterzuverkaufen, ferner den Weinbauern, die sich an der Bank beteiligen, zu billigem Zinsfuss Geld vorzustrecken und sich schliesslich mit dem Ankauf und Verkauf von Weintrauben zu befassen. Ausserdem wird die Bank alle bankgeschäftlichen Besorgungen und Transaktionen übernehmen. Wie man hört, sind schon aus allen Teilen des Wilajets Zeichnungen auf Aktien für die Bank eingelaufen. Auch in Magnesia ist eine Winzerbank entstanden. Dieselbe hat ähnliche Zwecke wie die in Smyrna, und das Kapital beträgt ebenfalls 150000 türkische Pfund.

Mit der Reform des Handelsgesetzbuches ist nunmehr energisch begonnen worden. Es wurde dafür ein Ausschuss eingesetzt, der an alle Finanzinstitute, grosse Handlungshäuser, Unternehmungen für öffentliche Arbeiten, Eisenbahn-, Strassenbahn- und Dampfergesellschaften, sowie Elektrizitätsgesellschaften ein Rundschreiben erlassen hat, worin diese über die beabsichtigte Reform ihr Urteil abgeben sollen. Sobald alle Antworten eingelaufen sind, wird man an die Sichtung des Materials gehen. Ausserdem hat jedes Mitglied des Ausschusses ein besonderes Kapitel des Gesetzes zur Bearbeitung erhalten. Ferner wird die Kommission dieses neue Handelsgesetzbuch auch mit dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch in Einklang bringen. Das Justizministerium hat eine zweite Kommission mit dem Entwurf eines neuen Zivilgesetzes beauftragt. Da die ganze Reformarbeit immerhin die Zeit von 2 bis 3 Jahren in Anspruch nehmen dürfte, so hat die Kommission beschlossen, diejenigen Kapitel, deren Dringlichkeit sich erweist, zu vereinigen und in Form eines provisorischen Gesetzes in Kraft zu bringen.

Ein sehr wichtiges Thema ist augenblicklich in der Türkei die Gründung von Zuckerfabriken. Der Industrierat, der erst kürzlich ins Leben trat, hat sich eingehend mit dieser Frage befasst und auf Grund der erstatteten Gutachten beschlossen, dass die für den Anbau von Zuckerrüben geeigneten Gegenden in Zonen eingeteilt werden, die Ortschaften, wo Zuckerfabriken zu errichten wären, sind zu bestimmen und festzusetzen, wieviel Fabriken in jeder Zone gegründet werden sollen. Den Zuckerfabrikanten ist eine Industrieförderungsprämie zu gewährleisten. Der Gesetzentwurf wird soeben bearbeitet und kommt sodann in die Kammer. Was nun die erwähnten Zonen betrifft, so werden die Fabriken stets auf Hochebenen angelegt werden, wie z. B. bei Angora, Eskischehir, Sowas, Mamuret el Asis usw. In den Niederungen wird dagegen Zuckerrohr gepflanzt werden, besonders in den Ebenen von Adana und Adalia, die sich wegen ihres Klimas sehr gut dafür eignen, gerade wie die Hochebenen für die Anlage von Zuckerrüben. Die Raffinerien werden auf eine gewisse Zahl von Jahren von jeder Steuer befreit. Auch die Transporte werden erleichtert werden, während die oben erwähnte Prämie nur für den Konsum im Innern gilt, nicht dagegen für die Ausfuhr. Die Gründer derartiger Fabriken haben der Landbevölkerung Vorschüsse zu leisten für die Ablieferung der ganzen Ernte an die Fabrik, ebenso haben sie ihnen auch die nötigen Maschinen und Geräte zu stellen.

Das Handelsministerium hat dem Landwirteverein von Smyrna einen Kredit von 4000 Pfund eröffnet behufs Ankauf von Erntemaschinen, und zwar zunächst von 200 Stück. Diese Maschinen dürfen nicht ausserhalb des Bezirkes von Smyrna gebraucht werden. Eine weitere Bestellung von landwirtschaftlichen Maschinen allerart ist nach Deutschland und Österreich-Ungarn gegangen, und zwar für den Wert von 400000 Pfund. Es befinden sich unter der Bestellung 400 Maschinen zur Nivellierung des besäten Bodens, 3400 Universalpflüge und 500 Saatmaschinen.

Bis Ende Oktober letzten Jahres sind in Budapest bereits mehr als 50000 Ballen türkischer Baumwolle von dem Verband deutscher und österreichischer Baumwollkäufer aufgenommen worden. Dieser Verband ist eine Kriegsorganisation, die aber wahrscheinlich auch in die Friedenszeiten mit herübergenommen wird. Man sieht daraus, dass mit der Zeit, und besonders wenn die Transportverhältnisse wieder normale geworden sind, die Baumwolle in der Türkei ein wichtiger Faktor für die Versorgung der Mittelstaaten werden kann. Dazu kommt noch, dass die grossen Arbeiten, die augenblicklich in verschiedenen Gegenden des Reiches behufs Anbau von Baumwolle vorgenommen werden, noch nirgends vollendet sind, dass dieselben aber, wenn vollendet, natürlich einen ganz anderen Ertrag ab-

werfen werden, als den jetzigen. Neue Industrien werden überall gegründet, so dass die Türkei den Boden des reinen Agrarstaates immer mehr verlässt. So wird aus Bolu gemeldet, dass dort, und zwar durch Initiative der Regierung, eine Spinnerei geschaffen wurde, deren Einrichtung sofort begonnen wird. Ferner ist in Adabasar eine Gerberei errichtet worden, die Sohlenleder herstellt, das mit den französischen Fabrikaten, die bisher mit Vorliebe gekauft wurden, leicht konkurrieren kann.

In Angora wurde eine neue osmanische Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 50000 Pfund gegründet, die sich mit dem Handel von Webstoffen befassen wird.

Für die Reklame in der Türkei kommt augenblicklich in erster Linie die in den verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften in Betracht. Was diese Reklame betrifft, so befindet sich diese noch in der Entwicklung, da die Verleger der Zeitungen meist keine Fachleute auf dem Gebiet der Anzeigengewinnung sind und auch die europäischen Methoden dazu nicht kennen. Ausserdem erscheinen während des Krieges die meisten der Zeitungen und Zeitschriften in reduziertem Umfange, so dass, da man den Text nicht über Gebühr beschneiden will, der Anzeigenteil darunter leiden muss. Die meisten Blätter in der Türkei erscheinen während des Krieges nur in 4 Seiten Umfang, davon ist entweder die ganze vierte Seite oder ein Teil derselben den Inseraten gewidmet. Für deutsche und österreichisch-ungarische Firmen, die in der Türkei Geschäfte machen wollen und nicht speziell auf Reklame in türkischen Zeitungen angewiesen sind, kommen der Osmanische Lloyd, bzw. dessen französische Ausgabe, der Lloyd Ottoman, in Betracht. Die deutsche Ausgabe wird im ganzen Orient von den deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizerischen Kolonien, sowie von allen deutschsprechenden Türken und Levantinern gelesen. Sie ist offizielles Organ der deutschen und österreichisch-ungarischen Konsulate. Die französische Ausgabe hat ihren Leserkreis in den gebildeten Ständen der Türken, Griechen, Armenier und Levantiner im allgemeinen. Sonstige Blätter in französischer Sprache sind der Hilal, der morgens erscheint und die türkische Kulturbestrebung aufmerksam verfolgt. Er hat allerdings nur wenig Inserate und scheint auch nicht viel Wert darauf zu geben. Ein neues Blatt, Soir, ist trotz seiner Jugend ausserordentlich beliebt, da es sehr gut redigiert und unterrichtet ist, gute Klischees und Karten bringt. Dieses Blatt hat einen Teil seiner vierten Seite der Reklame offen gehalten. Ausserdem erscheint abends der Moniteur Oriental, der aber fast gar keine Inserate bringen kann, da er nur 2 Seiten Umfang und ganz kleines Format hat. Die Aurore, ein französisch-israelitisches Blatt, erscheint zweimal wöchentlich, wird in allen guten israelitischen Kreisen gelesen und hat ziemlich viel Inserate. In der Provinz sind die Blätter Journal de Beyrout in Beirut und die Réforme und das Journal in Smyrna zu empfehlen, die als einzige Lokalzeitungen in französischer Sprache in ihren Rayons viel gelesen werden. In arabischer Sprache ist die in Damaskus erscheinende Zeitung El Chark zu empfehlen, die auch Inserate in deutscher Sprache bringt.

Wir kommen nun zu den türkischen Zeitungen. Die türkische Presse hat sich bisher um Inserate wenig gekümmert, wohl in erster Linie aus den oben gesagten Gründen. Man findet deshalb nur ganz wenig Inserate in denselben, europäische, mit verschwindenden Ausnahmen, gar nicht. Die bekanntesten Blätter sind: der Tanin, das offizielle Organ der Partei Einheit und Fortschritt, der in dieser Eigenschaft natürlich viel gelesen wird. Inserate, die sich an gutes, kaufkräftiges türkisches Publikum wenden, haben sicher Erfolg. Das unabhängige jungtürkische Organ, der Tasfir i Efkiar, ist ein illustriertes Morgenblatt und als solches ein Liebling der Menge. Wer sich an die grosse Masse wenden will mit seinen Anzeigen, tut gut, dieses Blatt zu wählen. Ebenfalls viel gelesen ist das Abendblatt Tendtchuman i Hakitat, der Dolmetscher der Wahrheit, ein türkisch-islamitisches Organ, wie es sich selbst bezeichnet. Der parteilose Sabah hat kürzlich in der Person von Ahmed Emin Bei, Professor an der Universität, einen Deutsch in Wort und Schrift beherrschenden Chefredakteur gewonnen, dessen Leitartikel sehr aufmerksam verfolgt werden, weshalb auch das Blatt die Beachtung der Leserwelt immer mehr findet. Sehr gelesen ist auch der Ikdam, der sich ebenfalls in grossen Fragen auf der Seite hält. Die verschiedenen Zeitschriften, besonders die Blätter der einzelnen Ministerien, sind für Inseratzwecke wohl kaum geeignet, eher noch die beiden Handelszeitschriften: Ikdissadiat i Medmuassi und das Bulletin de la Chambre de Commerce de Constantinople. Die verschiedenen griechischen Zeitungen in Stadt und Land kommen gegebenenfalls in Betracht, wenn man sich an die grosse Masse wenden will, da die Griechen bekanntlich die eifrigsten Zeitungsleser sind. Wir nennen in Konstantinopel: Patris, Chronos und Neologos, in Smyrna: Anatoli. Die übrigen haben wenig Bedeutung. Wegen der Auswahl der Blätter ist es am besten, sich an ein mit den Verhältnissen des Orients bekanntes Anzeigenbureau zu wenden, das die richtigen Blätter nennen wird. Was die Zeilenpreise und Rabatte anbetrifft, so schwanken dieselben ganz gewaltig. Im allgemeinen kann man sagen, dass die viergespaltene Petitzeile 1 bis $1^1/_2$ Piaster kostet. Betreffs der Rabatte bei Jahresaufträgen muss man bei den meisten Blättern handeln. Die Anzeigen auf der Strasse, die Freiluftreklame, diejenige in den Bahnhöfen, auf den Dampfern, Strassenbahnen usw. steckt noch in den Kinderschuhen. Während des Weltkrieges haben natürlicherweise verschiedene Firmen ihre Inserate aufgegeben. Dazu kommt noch, dass Inserate allerart besteuert wurden, was die Lust noch weiter

eingeschränkt hat. Ausserdem ist die Reklame in den Bahnhöfen, Strassenbahnwagen usw. nur in türkischer Sprache erlaubt und verfehlt deshalb in den meisten Fällen ihren Zweck, da ein grosser Teil der Bevölkerung wohl türkisch sprechen, aber nicht schreiben kann, ganz abgesehen von den Fremden, die der türkischen Sprache nicht mächtig sind. Ob eine Änderung hierin sich nach dem Krieg zeigen wird, bleibt abzuwarten.

Anschlagsäulen fehlen vollständig. Plakate werden bisher nur an Zäune von Neubauten geklebt, und zwar, wie wir beobachten konnten, ausschliesslich Anzeigen von Konzerten, Variétés, Kinos u. dgl. Alle anderen Plakate fehlen vollständig. In Kairo und Alexandrien wurden kurz vor dem Krieg ebenfalls Anschlagsäulen errichtet, die sehr grossen Beifall fanden und von jedermann mit Interesse studiert wurden. Ausserdem fand man in diesen beiden Städten eine enorme Strassenreklame. Alle Zäune von Neubauten, von unten an bis zum Giebel, waren voll von Anzeigen allerart, und von allen leeren Häuserfronten grüssten Riesenplakate herab. Dies fehlt hier alles noch. Auch die bei uns in Deutschland schon veraltete und höchstens noch auf der Messe in Leipzig angewandte Reklame der Sandwichmänner ist hier nicht zu sehen, ebensowenig wie die Lichtreklame, deren Fehlen wohl aber dem Weltkrieg zuzuschreiben ist. Auch die Reklame an den Wänden und Vorhängen der Kinos, Theater und Varietés ist so gut wie gar nicht vorhanden.

Der Versand von Prospekten, Broschüren und Katalogen sollte, wenn man sich an kaufkräftiges türkisches Publikum wenden will, nur in türkischer Sprache geschehen, da es anderssprachliche Kataloge usw. nicht gern sieht. Allenfalls ginge noch der Gebrauch der französischen Sprache, die immer noch in der ganzen Levante vorherrscht, und die zu empfehlen ist, wenn man sich an levantinisches Publikum im allgemeinen, an Griechen, Armenier usw., wenden will. Zu beachten ist, dass Prospekte usw. mit einer 2 Para-Stempelmarke versehen sein müssen, Plakate mit entsprechend höheren Marken. Firmenschilder werden nach der Grösse und dem Umfang des Geschäfts besteuert, so dass solche kaum mehr zu sehen sind.

Wie man sieht, ist nach Beendigung des Weltkrieges Gelegenheit genug, sich in Reklame allerart hier zu betätigen.

Natürlicherweise ist seit Beginn des Krieges auch hier, wie in den anderen kriegführenden Staaten, eine Neigung zu erhöhter Sparsamkeit aufgetreten, die sich besonders gegenüber Luxusartikeln, also auch beim Kauf von seidenen Waren, zeigte. Eine Ausnahme ist beispielsweise in Erscheinung getreten, dass besonders seidene Unterwäsche, die ja den besten Schutz gegen Ungeziefer gewährt, von Offizieren und Soldaten viel gekauft wurde. Nun blieben immer mehr die Zufuhren in Baumwolle aus, und aus diesem Grunde griff man wieder mehr zu seidenen Gespinsten, die immer noch zu haben waren. In Brussa z. B. wurden bei Beginn des Krieges gegen 70 Seidenspinnereien geschlossen, aber kaum ein Vierteljahr später, als Baumwolle immer seltener wurde, wurden grosse Vorräte in allen Seidenwaren von Spekulanten aufgekauft, allerdings zu den damals rapid gesunkenen Preisen, die sich seither gut erholt haben. Die Spinner verkauften auf diese Weise beinahe ihr ganzes Lager, das durch die Agenten nach den Mittelstaaten weiterverkauft wurde. Durch diese Verkäufe erhielten die Spinnereien neue Mittel zu Kokoneinkäufen, zum Weiterbetrieb ihrer Geschäfte. Natürlicherweise waren infolge der niedrigen Preise der Seide auch die Preise der Kokons gewaltig gesunken, so gingen die Preise von 3 bis 3,60 Francs vor dem Krieg auf 2 Francs herunter. Die natürliche Folge davon war, das die Züchter von Kokons die Produktion von 1915 auf etwa 25 Prozent der vorjährigen herabsetzten. Diese neue Ernte von 1915 wurde infolge der Veränderungen von Spekulanten so gekauft, dass bald eine Hausse eintrat. Türkische Käufer waren genügend da und ausserdem trat auch die Deutsch-orientalische Handelsgesellschaft als Grosskäufer auf. So stieg denn das Kilo Rohseide bald auf 53 Francs, während 1916 die Preise wieder auf 46 Francs herabgingen.

Infolge der besseren Preise hatten sich natürlich auch die Züchter mehr bemüht, und so fiel die Ernte von 1916 viel reichlicher aus. Trotzdem war die Gesamtproduktion noch lange nicht diejenige eines Normaljahres: 1914 wurden in Kleinasien etwa 3000 Ballen Rohseide gewonnen, 1915 1000 Ballen, 1916 1500 Ballen, also immer noch erst die Hälfte eines Normaljahres. Deshalb stieg auch der Preis wieder bis auf 58 Francs. Nachdem die letzten Vorräte der türkischen Seidenspinnereien verbraucht waren, war die weitere Produktion nur gering, und es ist nur noch ein kleiner Vorrat aus früheren Ernten vorhanden, der auf etwa 1000 Ballen geschätzt wird und in Brussa und hier in Konstantinopel in den Händen von Agenten zu spekulativen Zwecken liegt. Versendungen nach der Schweiz durch Österreich-Ungarn sind im allgemeinen nicht gestattet, da Seide unter Kriegskonterbande fällt, es ist somit nur Deutschland und Österreich-Ungarn als Markt dafür vorhanden. Die Deutsche Levante-Seidengesellschaft in Krefeld hat hier ein Einkaufsbureau errichtet. Infolge der grossen Nachfrage und der bedeutend verringerten Produktion muss mit einem neuen Aufschlag in nächster Zeit gerechnet werden.

Beim Versand von Stoffmustern nach dem Türkischen Reich kommen ganz andere Grundsätze in Betracht, als beim Versand nach anderen Ländern. Es ist dabei in Berücksichtigung zu ziehen, dass die Geschmacksrichtungen im ganzen Reiche vollkommen verschiedene sind, schon wegen der verschiedenen Völker und der andersartigen Kulturen. Den richtigen Käufer ausfindig zu machen, auf Grund

der eingesandten Muster, ist dem hiesigen Vertreter gar nicht so leicht. Meistens ist er selbst dafür auch nicht imstande, sondern es macht diese Geschäfte sein „Placier", wie die Platzvertreter heissen, die eigens von dem Konstantinopler Kommissionär angestellt sind, um die Kundschaft zu besuchen. Der Placier kennt die Kundschaft ganz genau und kann bei jedem vorgelegten Muster sofort sagen, für wen es passen wird. Er macht alle die vielen Besuche, die vor Abschluss notwendig sind, denn ein Geschäftsabschluss braucht hier viel mehr Zeit, als anderswo. Auch hat er bei neuen Artikeln alle Kunden zu besuchen und die Muster vorzulegen, und falls ein Reisender der europäischen Firma mitgekommen ist, denselben zu begleiten und zu beschirmen, da er sonst nie zurechtkommen würde.

Auch bei der Besichtigung eines Musters ist der Kaufmann, der hiesige Vertreter, oft nicht in der Lage, sein Urteil abzugeben. Oft muss er dasselbe in einer ganzen Anzahl Exemplaren seinen Kunden in der Provinz zusenden, die dann auf Grund der Muster ihre Äusserung schreiben werden, ob es so von ihnen gebraucht werden kann, oder ob, den dortigen Verhältnissen sich anpassend, Änderungen notwendig sind. Es ist deshalb durchaus nicht ungewöhnlich, wenn das vorgezeigte Muster einer gründlichen Umarbeitung unterzogen werden muss, um die Ware für die betreffenden Kunden absatzfähig zu gestalten. In diesem Falle haben wir Deutsche schon vor dem Krieg unser Bestes getan, um die Kundschaft zu befriedigen, während gerade in dieser Beziehung von Franzosen, Engländern und Amerikanern viel gesündigt wurde. Meistens lautet die hochnäsige Antwort: So sieht unser Muster aus, und so könnt ihr es haben, anders nicht! Die deutschen Firmen gingen dagegen meistens mit ganz verschwindenden Ausnahmen auf alle Wünsche der Kundschaft ein und führten diese auch sorgfältigst aus, so dass sie die Kundschaft in der ganzen Levante befriedigen konnten. Dies hat uns hier bei der levantinischen Kundschaft viel genützt, aber auch bei den obengenannten viel Hass erregt. Hoffentlich werden unsere Fabriken auch nach dem Krieg sich eifrig bemühen, alle Wünsche der Kundschaft in dieser Hinsicht zu befriedigen, denn man muss immer berücksichtigen, dass die Kunden diese Änderungen nicht aus blossem Mutwillen wünschen, sondern nur, weil die Provinzkunden einmal an das oder das Muster gewöhnt sind und andere Waren einfach nicht kaufen würden. Es ist deshalb im Versand der Muster eine grosse Vorsicht zu beobachten, etwaige Wünsche, die früher von der und jener Seite geäussert wurden, sorgfältig zu notieren, damit man später immer die gleichen sendet und, was die Hauptsache ist, von allen Mustern eine grössere Anzahl zu senden und so den Vertreter wirksam zu unterstützen.

Bulgarische Nachrichten.

Neuer Direktor im Alexander-Krankenhaus in Sofia. Als Ersatz für den erkrankten Direktor Dr. Tschawow ernannte man Dr. Karaschew zum Direktor des Alexander-Krankenhauses.

Bau neuer Eisenbahnlinien. Dem bulgarischen Ministerrate sind jüngst die Pläne für den Bau neuer Bahnlinien zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt worden. Es handelt sich um drei Waldbahnlinien, deren Bauausführung die Waldzentralverwaltung übernehmen will. Die Linien sind für den Kodscha Balkan und Genim Aga bestimmt. Der grosse Holzreichtum dieser Wälder soll eine jährliche Ausbeute von über 80000 Raummeter Bauholz gestatten.

Ausgabe neuer Banknoten. Die bulgarische Nationalbank gibt seit kurzem neue 5- und 10-Lewascheine aus. Die neuen Noten haben eine künstlerische Ausführung erhalten und sind in verschiedenen Farben gedruckt. Die Herstellung geschah in Leipzig und die Abnahme erfolgte durch die Herren Mirkow und Georgiew von der bulgarischen Nationalbank.

Ankauf deutscher Bergwerksmaschinen. Zur Verbesserung der Bergwerksanlagen Pernik, Bobowdol, Maritza und Trewua sollen entsprechende Maschinen und Instrumente von Deutschland bezogen werden. Einige höhere Beamte der Kohlenbergwerks-Abteilung sind deshalb vom Handelsministerium nach Deutschland gesandt worden, um an Ort und Stelle die geeigneten Maschinen und Instrumente auszuwählen.

Fürsorge für Arbeiter. Bei dem Steinkohlenbergwerk Maritza wird das Handelsministerium für die Arbeiter Wohnungen, Speise- und Waschanstalten errichten.

Neue Kraftwagenlinie. Zwischen Sofia—Samokow sollen künftig Kraftwagen den Personenverkehr vermitteln. Die Gemeindeverwaltung in Sofia gedenkt vorläufig drei solcher Omnibusse anzukaufen.

Feldbücherei für bulgarische Soldaten. Nach deutschem Vorbild wird nunmehr vom Stab der aktiven Armee eine Feldbücherei für die Frontsoldaten ins Leben gerufen. Sie soll die besten Werke bulgarischer und fremder Schriftsteller, darunter Wasow, J. Jowkow u. a. umfassen. Mit der Zusammenstellung wurden namhafte Professoren und Schriftsteller betraut.

Vergrösserung des Donauhafens in Rustschuk. Die geplante Vergrösserung des Donauhafens in Rustschuk wird demnächst in Angriff genommen. Zu diesem Zweck hat das Eisen-

bahn-Ministerium die Enteignung von 54 Häusern und verschiedener leerer Bauplätze angeordnet, um Platz zu gewinnen. Der neue Teil des Hafens soll durch eine Eisenbahnlinie direkt mit der Hauptstrecke verbunden werden.

Krankenhausbauten. Nach einem Beschluss des Ministerrates sind jüngst in Plowdiw einige Bauplätze enteignet worden. Auf dem gewonnenen Boden sollen Krankenhäuser errichtet werden.



Rheinische Stahlwerke — Angliederung der Gewerkschaft Brassert. Aus vorläufigen Angaben war schon durchgesickert, dass der Verkauf der Gewerkschaft Brassert an ein grosses Hüttenwerk im Gange sei, was sich jetzt bestätigt. In der am 1. Mai stattgefundenen Aufsichtsratssitzung der Rheinischen Stahlwerke erteilte der Aufsichtsrat dem Vorstand die Genehmigung, vorbehaltlich der Zustimmung der Generalversammlung der Aktionäre zu einem Angebot an die Gewerkschaft Brassert auf Erwerb des gesamten Vermögens oder aller tausend Kuxe dieser Gewerkschaft gegen Gewährung von 12 Millionen Mark neuer Rheinstahlaktien. Die jungen Aktien sollen vom 1. Juli 1917 ab voll gewinnbringend sein, während die Gewinnanteile für das laufende Geschäftsjahr 1916/17 auf 5 Prozent begrenzt sind. Den einzelnen Gewerken wird das Recht eingeräumt, innerhalb einer gewissen Frist für jeden Kux statt 12000 Mark nur die Hälfte, also 6000 Mark in jungen Rheinstahlaktien und 10500 Mark in 5prozentiger Reichskriegsanleihe mit Zinsenlauf vom 1. Januar 1917 ab zu beziehen. Das Angebot ist davon abhängig, dass innerhalb der gegebenen Frist mindestens 800 Kuxe zum Umtausch angeboten werden. Der auf den 24. Mai einzuberufenden Generalversammlung soll die Erhöhung des Aktienkapitals um 12 Millionen Mark auf 60 Millionen Mark in Vorschlag gebracht werden. — Über den laufenden Geschäftsgang machte der Vorsitzende günstige Angaben.

Holland. Die Holländisch-südamerikanische Bank, die im Herbst 1915 ihre erste Zweigniederlassung in Buenos Aires eröffnete, trägt sich, nach den „Financial Times", mit einem grossen Ausdehnungsprogramm. Vor einigen Monaten wurde eine Zweigniederlassung in Rio de Janeiro eröffnet, und die Eröffnung einer solchen in Valparaiso steht fast unmittelbar bevor. Weiter soll an solche in Montevideo, Sao Paulo, Bahia, Pernambuco usw. gedacht werden. Wahrscheinlich wird das Kapital der Gesellschaft, das zurzeit etwa 650000 Pfund beträgt, allmählich mit dem Fortschreiten der Entwicklung erhöht werden. Mehrere grosse holländische Bankinstitute, darunter die Rotterdamsche Bankvereeniging, stehen hinter dem Unternehmen.

Spanien. Der spanische Bergbau. Einem Bericht der italienischen Handelskammer in Barcelona entnimmt der „Economista d'Italia" folgende Angaben: An erster Stelle steht der spanische Bergbau hinsichtlich Quecksilbers, an zweiter für Kupfer und an fünfter für Eisen. Trotzdem muss Spanien für mehr als 127 Millionen Pesetas Maschinen, Werkzeuge, Apparate usw., oder mit anderen Worten: Fabrikate aus diesen Rohstoffen, einführen. Mehr als 24000 nicht ausgebeutete Gruben sind vorhanden. 9 Millionen Tonnen Eisenerz werden gefördert, aber nur 800000 Tonnen davon im Lande verarbeitet. Mehr als ein Drittel des Kohlenverbrauchs wird eingeführt, obgleich Spanien äusserst reich an Kohlen ist. Wenig mehr als 4 Millionen Tonnen von den 7 Millionen Tonnen des Jahresverbrauchs werden in Spanien gefördert, der Rest kommt aus England. An der spanischen Förderung nehmen 362 Gruben mit einer Oberfläche von 9500 Hektar teil; würden die übrigen 950 Gruben mit 20137 Hektar auch ausgebeutet, so könnte das Dreifache gefördert werden, was einen Wert von 190 Mill. Pesetas bedeuten würde. In Spanien beschäftigt man sich lebhaft mit Projekten, die auf eine Abänderung dieses anormalen Zustandes hinauslaufen.

Argentinien. Argentinische Maisernte. Amtlichen Veröffentlichungen entnimmt der „Statist", dass von der für 1916/17 mit Mais bestellten Fläche von 9073925 acres durch Trockenheit und Heuschreckenplage 4298800 acres verloren gegangen sind. Von dem Rest wird nur eine Ernte von 1494600 Tonnen erwartet.

Bücherbesprechungen.

Demokratie und Weltkrieg. Von Gustaf F. Steffen. Verlag Eugen Diederichs, Jena. Preis broschiert 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Wir haben so wenig wirkliche Freunde in der Welt, dass wir uns dieses schwedischen Politikers ganz besonders freuen dürfen, der nicht nur, wie vielleicht andere uns zugeneigte ausländische Beurteiler, sich impo-

nieren lässt durch die mächtige Kraftentfaltung unserer Nation, sondern uns in unserem tiefsten Wesen versteht und darum liebt. Wie in seinen früheren Büchern so zeigt sich auch hier der unerbittliche Richter aller Phrasenhaftigkeit, die mit bequemen Schlagworten die Wirklichkeit umnebelt, Ideologie ist ihm mit Recht das eigentliche Hindernis des tatkräftigen Idealismus, und gerade den Kreisen sagt er am offensten die Wahrheit, in denen eigentlich seine Anschauungen ursprünglich wurzelten, der internationalen Sozialdemokratie und dem demokratischen Liberalismus, der ebenso im Doktrinarismus befangen ist. Und darum sollten gerade unsere Weltfriedensträumer, die ja immer noch in der furchtbaren Wirklichkeit ihr Wolkenkuckucksheim sich fröhlich aufbauen, die klare Nüchternheit dieses Buches beherzigen. Es enthält manches, was schon früher angedeutet wurde, aber diese grossen Wahrheiten können eben gar nicht oft und eindringlich genug gesagt werden. Mit erfrischender Ironie wird die pomphafte Rhetorik unserer Gegner hier abgefertigt, auch der sozialdemokratische Landsmann Steffens, Hjalmon Brontina mit seiner angeblichen Neutralität, bekommt das ihm gebührende Teil, die Hohlheit und Oberflächlichkeit der sozialdemokratischen Theorie, ihre Ohnmacht gegenüber den grossen Problemen der Welt- und Kolonialpolitik tritt deutlich hervor, wobei uns allerdings ziemlich gleichgültig sein kann, ob die marxistische Rechtgläubigkeit dabei verletzt wurde oder nicht. Und besonders erfrischend wirken die Abschnitte, in denen die freundlichen, angeblich für Deutschlands geistiges Wohl besorgten demokratischen Idealisten, Romain Rolland, Ellen Key, Bergson usw. vorgenommen werden. Ja, wenn diese tugendhaften Leute überhaupt zu belehren wären.

Bezugsquellenbuch der Deutschen Eisen- und Stahl-Industrie, Metall-Industrie, Maschinen-Industrie und verwandter Gewerbe. Von Alfred Garbe, Hannover, Stiftstrasse 10. Preis 20 Mark.

Dieses für das behandelte Gebiet beste Nachschlagewerk enthält für 7197 Artikel = 47781 Bezugsadressen, ist in Deutschland, Österreich-Ungarn und dem neutralen Auslande schon weit verbreitet und wird auch von Eisenhändler-Verbänden empfohlen und verkauft. Es ist aus der in einer vierzigjährigen Tätigkeit in grossen Geschäften der Eisen-, Metall- und Maschinen-Industrie gewonnenen Überzeugung entstanden, dass die bis jetzt vorhanden gewesenen Hilfsmittel zur Ermittelung von Bezugsadressen dieser bedeutsamen und umfangreichen Industrien und deren Zusammenstellung in Einzelrubriken durchaus ungenügend waren und dem Suchenden mancherlei Enttäuschungen und Verdruss verursachten, wenn gewünschte Angebote oder Anschaffungen überhaupt nicht, nicht schnell genug oder nicht günstig gemacht werden konnten, wodurch nicht nur Verdienst entging, sondern auch Kunden verloren gingen, dass ferner ein Werk nötig war, welches bei den täglichen Dispositionen in grossen Betrieben auch dem Erfahrensten eine Zusammenstellung der für einen bestimmten Artikel in Betracht kommenden Firmen, und somit neben Erleichterung für die zu treffenden Anordnungen und Zeitersparnis ein gutes Rüstzeug im Konkurrenzkampfe bietet.

Die äusserst zweckmässige Anordnung des Buches ist geradezu mustergültig zu nennen. Durch die bei vielen Artikeln gemachten Hinweisungen auf ähnliche Fabrikate wird auch ein rasches Auffinden von Bezugsadressen für solche Artikel ermöglicht, welche in dem Inhaltsverzeichnisse nicht zu finden oder unter einem anderen Namen aufgeführt sind. Der Gebrauch des Buches verschafft erhebliche Vorteile: erleichtert und fördert Einkauf und Verkauf, gewährleistet leichtes und sicheres Auffinden von Bezugs- und Absatzadressen, ermöglicht wünschenswerte Einholung von Konkurrenz-Angeboten, verhindert zeitraubendes und unnützes Suchen! Für das behandelte Gebiet existiert kein gleichwertiges, so inhaltreiches und übersichtliches Buch und der Preis von 20 Mark für das dauerhaft gebundene, 870 Druckseiten umfassende Buch ist gegenüber den mannigfachen, dauernden Vorteilen, welche durch den Gebrauch des Buches ermöglicht werden und in Rücksicht auf die hohen Herstellungskosten ein sehr mässiger. Auch der erfahrenste Händler weiss, wie schwierig es oft ist, plötzlich gestellte Anforderungen auf Beschaffung irgendeines Erzeugnisses der umfangreichen Eisen-, Metallwaren- und Maschinen-Industrie erfüllen zu können, und welcher Mühe es häufig bedarf, um für einzelne Artikel geeignete Bezugsadressen finden und dem Konkurrenten erfolgreich begegnen zu können. Wer also für derartige Fälle wirksam gerüstet sein will, der sichere sich durch die Bestellung des Buches ein wohl nie versagendes Hilfsmittel, dessen praktischer Wert dadurch gewährleistet sein dürfte, dass der Herausgeber des Buches vierzig Jahre in grossen Geschäften der Eisen-, Metall- und Maschinen-Industrie tätig war, und die Zusammenstellung des umfangreichen Materials eine mit grossen Kosten verbundene siebenjährige mühevolle Arbeit erforderte.

Deutschlands Kriegslasten und seine wirtschaftlichen Kraftquellen. Von Bankdirektor Julius Steinberg in Bonn. Preis 80 Pfg. A. Marcus & E. Weber's Verlag (Dr. jur. Albert Ahn), Bonn.

Ein erfahrener Fachmann behandelt hier in anregender und allgemeinverständlicher Weise: Kriegskosten und Reichsschulden — Massregeln zur Deckung — Deutsche Spargelder — Zunahme der mechanischen Kraftquellen — Steigerung der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion — Bedeutsame Zukunftsmöglichkeiten — Erfindungen und Fortschritte im Kriege — Menschen-Ökonomie — Deutschlands Ein- und Ausfuhr — Sparsamkeit im privaten und öffentlichen Leben — Volksvermögen und Goldwert — Ertragreiche Steuern — Reichsmonopole. — Die Schrift verdient die weiteste Verbreitung, da sie, wie selten eine, berufen ist, Aufklärung über diese schwierigen Fragen in die weitesten Schichten des Volkes zu tragen.

Die Kriegstreiber in Wall Street. Von Charles A. Collman. Deutsche Ausgabe, besorgt von Dr. Ludwig Stettenheim. Leipzig, Verlag von Rud. Schick & Co. Preis M. 1.80.

Dieses Buch gibt vielleicht den wichtigsten Beitrag zur Vorgeschichte der gegenwärtigen deutsch-amerikanischen Spannung. Der Verfasser, Charles A. Collman in New York, hat diese Enthüllungen zuerst in der für deutsche Kultur eintretenden New Yorker Wochenschrift „The Fatherland“ veröffentlicht und dann als Buch herausgegeben. Wir erfahren aus diesem Buch, welche tiefer liegenden Gründe massgebend gewesen sind, die Amerika auf die Seite der Entente, vor allem Englands, gezogen haben. Wir lernen den unheilvollen Einfluss kennen, den eine kleine Gruppe des mächtigen Geldtrusts auf das amerikanische Volk ausübt, und bekommen einen Begriff von dem ungeheuren Umfang der Munitionslieferungen. Der Verfasser sieht in den nahen Beziehungen der leitenden Finanzkreise zu England eine schwere Gefahr für Amerika, die schliesslich zum Kriege mit Deutschland führen könnte. Es ist das Buch eines tapferen Kämpfers für die Wahrheit und bedeutet eine ernste Mahnung und Warnung an Amerika.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung und den Anzeigenteil: G. Schräpler in Leipzig.
Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Die deutsche Schmuckschrift

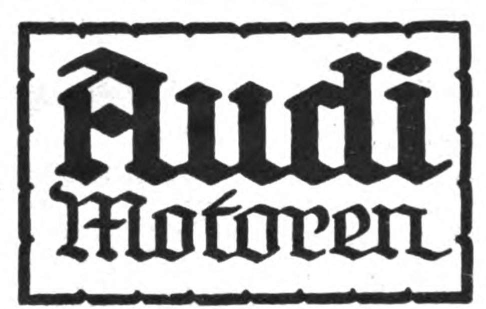

Prof. Wilhelm Krause, Breslau

Während unsere Brüder und Väter draußen in hartem Ringen um deutsche Zukunft und deutsches Wesen ihr Herzblut opfern, und wir Daheimgebliebenen uns bemühen, in politischer und wirtschaftlicher Beziehung den Boden vorzubereiten, auf dem einst die Früchte des so heiß erkämpften Sieges gedeihen können, ist es weiter nicht zu verwundern, wenn bei dem harten Kampfe um deutsches Wesen in den letzten Jahren auch der Schriftenfrage eine besondere Anziehungskraft innewohnt. Nach dem Vorbilde der alten Schreibmeister greift man jetzt auf den Ursprung der Schriftherstellung, auf das Schreibwerkzeug, zurück, und schafft Alphabete, die für unsere Druck- und Schmuckschriften vorbildlich sind. Das Handwerklich-Technische wird hier mit dem Künstlerischen sinngemäß gepaart.

Höchst bedauerlich war es jedoch, daß die neueren Schriftenlehrhefte die lateinische Schrift fast ausschließlich bevorzugen. Ernstliche Versuche, der geschriebenen deutschen Schmuckschrift wieder zu ihrem Rechte zu helfen, sind nur wenige gemacht worden. Es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß der bekannte Verlag für Schriftkunde und Schriftunterricht Heintze & Blanckertz, Berlin, der Pflege der deutschen Schmuckschrift ein Hauptaugenmerk zuwendet. Eine dieser Neuerscheinungen ist das Beiheft zu Quellstift und Feder: „Deutsche Kopfschrift", Handschriftübungen von Professor Wilh. Krause, Breslau. Dieses Lehrheft behandelt eine deutsche Schmuckschrift, die nicht nach Bleistiftvorzeichnung entsteht, sondern mit zweckmäßigen Werkzeugen zwanglos auf einen Zug geschrieben wird. Diese Schrift ist besonders leicht erlernbar; sie zeigt die denkbar einfachste Zurückführung der Buchstaben auf eine schlichte Grundform, die an die alte „Schwabacher" erinnert und auch unserer heutigen Zeitungsfraktur nahekommt. — Die Vorschriften wechseln zweckmäßig mit dem leeren Raume für die Übung. Geschrieben wird auf stark durchscheinendes Papier, dem ein für alle Schriftgrößen und Federstärken passendes Linienblatt untergelegt ist.

Der Lehrgang, welcher mit einfachen Übungen in Balkenschrift beginnt, leitet bald zu einer als Schnurschrift geschriebenen deutschen Eckschrift aus gebrochenen Geraden über, welche gewissermaßen die Skelettformen für die später behandelte Breitkantfederschrift vorübt. Vom Leichten zum Schweren fortschreitend, werden die schlichten Grundformen im natürlichen Federzug geübt. Professor Wilhelm Krauses wirklich lehrhafte Darstellung dient insonderheit dem Selbstunterricht, sie ergänzt den Lehrer. — Die Handhabung des Werkzeugs ist bildlich vorgeführt und die ebenso klaren wie knappen Anweisungen des Verfassers geben Aufschluß über das Wesentlichste beim Schreiben der deutschen Kopfschrift, über die Behandlung und Führung des Werkzeugs, über die Einzelform des Wortes, der Schriftzeile und des Schriftblockes als gleichmäßig schattierte Fläche und über die optische Schätzung bei Sperrung und Zeilenabstand, geschlossene Gruppierung und harmonische Wirkung des Schriftfeldes. — Beispiele für die Verwertung des Gelernten zu Aufschriften für Bücher, Hefte und Mappen, Beschriftung technischer Zeichnungen, zu Aufsatzköpfen, Tabellen, Stundenplänen, Zahlentafeln und Schaufensterbeschriftungen, zu Stammbucheintragungen, Wandschriften, Bekanntmachungen u. dgl. ergänzen und beleben den Lehrstoff. Die Ratschläge, die der Verfasser in bezug auf sparsame Verwendung von Zierformen in der Schriftfläche, über Nachschaffen, Verändern und Erfinden von guten Beschriftungen erteilt, zeigen den erfahrenen Schreibmeister und Künstler. Die Darstellung ist überall schlicht und klar. Sie will nicht mehr sein wie eine zielbewußte und wohldurchdachte Grundlage, ein Abc für weiteres selbständiges Schaffen und künstlerische Weiterbildung.

Das ganze Werk ist keineswegs eine schulmeisterliche Belehrung, das geht auch daraus hervor, daß Professor Wilhelm Krause schon in seinen anderen Werken die Schriftkenntnis, das Schriftverstehen als ein allgemeines Bildungsrüstzeug für jedermann aufgefaßt hat. **Mag das hier gekennzeichnete Werk ein Baustein werden für die Weiterentwicklung unserer geschriebenen deutschen Schmuckschrift und das Interesse dafür auch in weiten Laienkreisen wachrufen.**



Mit dem Ato-Tinter der „Ato-Feder" geschrieben

Inhalts-Verzeichnis.



Das Deutsche Ausland-Museum in Stuttgart.

Von Dr. Egon Singer.

Erst der Krieg hat uns nach der guten und nach der bösen Seite hin gelehrt, wie fest die Bande sind, die das deutsche Mutterland mit seinen Söhnen in der Fremde auch nach Jahrzehnten noch verbinden, und wie selbst die Abkömmlinge deutscher Auswanderer in späteren Generationen noch sich zum Deutschtum bekennen und im Auslande als Deutsche angesehen und behandelt werden. Wir haben mit Freuden die Opfermütigkeit wahrgenommen, die unsere Volksgenossen im Auslande in den letztvergangenen drei Jahren bewiesen haben, wenn es galt, die Liebeswerke der Heimat zur Linderung der Leiden des Krieges durch Beiträge zu unterstützen; und wir haben auf der anderen Seite Kunde erhalten von dem Elend, das deutsche Stammesangehörige und ihre Nachkommen eben wegen ihres Deutschtums im feindlichen Auslande erdulden mussten und gegenwärtig noch zu erdulden haben.

Diese Umstände haben das Problem des Auslanddeutschtums von neuem zur Sprache kommen lassen und eine wesentlich günstigere Beurteilung unserer Auswanderer vom nationalen Standpunkt herbeigeführt. Die Zeiten sind offenbar für immer dahin, „wo man sowohl den mittellosen Auswanderer als auch den Landwirt, Kaufmann, Handwerker und Techniker, welche auszogen, um Neuland oder günstigere Erwerbsmöglichkeiten zu suchen, wie verlorene Söhne ansah“ *). Dafür bürgen einmal die erwähnten Vorkommnisse der Kriegszeit, dafür spricht noch weit eindringlicher die Bedeutung der Aufgaben, die den Auslanddeutschen nach Friedensschluss vornehmlich auf wirtschaftlichem Gebiete übertragen werden müssen: hier werden sie es sein, die den deutschen Waren neue Märkte zu erschliessen und alte wiederzugewinnen suchen. Denn die Importeure in Übersee und im europäischen Auslande, die bisher deutsche Fabrikate dort eingeführt haben, werden — soweit sie den Ländern der Entente entstammen oder ihrem Einfluss aus wirtschaftlichen Gründen unterstellt sind — zum grossen Teile gleich nach Friedensschluss weder geneigt noch imstande sein, ihre bisherigen Funktionen im Interesse des deutschen Aussenhandels wieder auszuüben: entsprechend den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz würden sie ja durch eine derartige Aufrechterhaltung ihrer alten Beziehungen zu Angehörigen Deutschlands oder der Mittelmächte überhaupt ihre wirtschaftliche Existenz, soweit sie von Verbindungen mit Angehörigen der Ententeländer abhängt, zum mindesten gefährden. Und wenn wir auch damit rechnen können, dass die Beschlüsse der Ententeregierungen sich gegenüber den Bedürfnissen ihrer Untertanen nach deutschen Waren auf die Dauer nicht werden behaupten können, wenn die Einfuhr mancher deutschen Fabrikate auch in jetzt feindlichen Ländern nach Friedensschluss geradezu gewünscht werden wird, so ist doch sicher, dass sich daneben die Tendenzen zu unserer Ausschaltung aus dem Welthandel vornehmlich auf englischer Seite in rigoroser Weise zeigen werden. Und ihnen gegenüber wird man Bemühungen zur systematischen Wiedereinfuhr deutscher Waren im Auslande auch weit weniger von fremdländischen Importeuren erwarten dürfen, als von deutschen Stammesangehörigen, die über den eigenen rechnerischen Gewinn des Augenblickes hinaus die nationale Aufgabe der Befruchtung des deutschen Aussenhandels zu ihrem Teile zu erfüllen trachten. — Hier liegt die nationalwirtschaftliche Mission der Auslanddeutschen

*) Aus einer Rede des Geh. Kommerzienrats P. Zilling, stellvertr. Vorsitzenden des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, E. V., Stuttgart.

nach Friedensschluss, deren frühzeitige Erkenntnis zugleich die wirtschaftliche Ursache der Bestrebungen darstellt, die schliesslich die Begründung des Deutschen Ausland-Museums in Stuttgart zu Beginn dieses Jahres hervorgerufen haben.

Wir würden allerdings fehlgehen, wenn wir in dem erwähnten Museum lediglich eine neue Organisation der Aussenhandelsförderung mit den Zwecken und Aufgaben einer solchen zu finden glaubten. Seine Ziele sind weit umfassender, denn es will schlechthin „die Beziehungen zwischen dem Deutschtum im Ausland und dem Mutterland erhalten und enger knüpfen und hierfür wie für die Kenntnis der Bedeutung des Auslanddeutschtums eine zusammenfassende Stätte bilden"*). — Die geographische Verteilung und soziale Gliederung der Deutschen im Auslande und die kulturelle und wirtschaftliche Höhe, die sie sich draussen geschaffen haben, wird das neue Institut zum Gegenstande seiner Forschungen machen, und auf Grund der so gewonnenen Erkenntnis wird es uns Inländern erst die Möglichkeit geben, an dem Schicksal unserer Volksgenossen in der Fremde lebendigen Anteil zu nehmen: wir werden von ihren Absichten und Erfolgen erfahren, von ihren Sorgen und Enttäuschungen, und werden dadurch in die Lage kommen, uns ihre mannigfachen Erfahrungen auf politischem, auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete zu eigen zu machen.

Aber nicht nur uns Inländern will die Tätigkeit des Deutschen Ausland-Museums dienen, sondern vor allem auch den Auslanddeutschen selbst, die dankbar davon hören werden, dass man in der Heimat nunmehr bis ins kleinste an ihrem Schicksal Anteil nimmt, und dass man hier ihnen helfen will, die Beziehungen zum Mutterlande zu erhalten oder neu zu schaffen, denn das Museum will auch vornehmlich „den Auslanddeutschen, die Verbindung mit dem Mutterlande wünschen, und allen denen, die ins Ausland wollen oder dort wirtschaftliche oder wissenschaftliche Fühlung suchen, mit Rat und Tat an die Hand gehen"**).

Die so charakterisierten hauptsächlichen Bestrebungen der Begründer und Leiter des Stuttgarter Instituts sollen durch mannigfache Einrichtungen gefördert werden: Zum ersten werden die Sammlungen des eigentlichen Museums alles das umfassen, was geeignet erscheint, uns mit der „materiellen und geistigen Kultur" der Auslanddeutschen und überhaupt mit der sozialen Stellung vertraut zu machen, die sie sich an ihren neuen Wohnorten geschaffen haben. Eine Bibliothek, die — nach Staaten geordnet — die wertvollsten Werke über die geographische Beschaffenheit, die wirtschaftliche Lage und die sonstigen wichtigsten Vorgänge in den einzelnen Ländern enthält, soll den rechten Hintergrund bieten für das Studium der eigentlichen Sammlungen. Daneben werden Vorträge und Veröffentlichungen — vornehmlich über aktuelle Vorgänge im Auslande — das Material der Sammlung und der Bücherei zu ergänzen und zweckmässig zu verwerten imstande sein. Eine Auskunfts- und Vermittlungsstelle wird der schon erwähnten vornehmsten Aufgabe des Museums dienen, die Beziehungen zwischen dem Auslanddeutschtum und der Heimat schlechthin zu fördern.

*) Satzungen des Deutschen Ausland-Museums, Stuttgart, § 1 Abs. 1.

**) Satzungen des Deutschen Ausland-Museums, Stuttgart, § 1 Abs. 3.

Es wird vieler Arbeit bedürfen, bis die Ergebnisse der Forschung den Zielen entsprechen werden, die dem Museum von seinen Begründern und Leitern gesteckt worden sind. Denn selbst die elementarste Kenntnis des Auslanddeutschtums als solchem ist zurzeit bisweilen noch erst zu erwerben: „Es genügt zu erwähnen, dass für die meisten Teile der Erde alle genaueren statistischen Nachweise des Auslanddeutschtums fehlen, selbst die der einfachen Kopfzahl" *). — Wie wenig hier selbst die Ergebnisse unserer amtlichen Statistik imstande sind, ein Bild von der Zahl und von der Bedeutung der Auslanddeutschen zu geben, dafür mag folgendes Beispiel dienen: die absoluten Zahlen der deutschen Auswanderer nach Übersee in den letzten zwanzig Friedensjahren und ihre relative Bedeutung im Verhältnisse zur inländischen Gesamtbevölkerung ergeben sich aus folgender Veröffentlichung der amtlichen Statistik **):

Jahr	Zahl der Auswanderer	Pro Mille der Bevölkerung	Jahr	Zahl der Auswanderer	Pro Mille der Bevölkerung
1894	40964	0,80	1904	27984	0,47
1895	37498	0,72	1905	28075	0,47
1896	33824	0,64	1906	31074	0,50
1897	24631	0,46	1907	31696	0,51
1898	22221	0,41	1908	19883	0,32
1899	24323	0,44	1909	24921	0,39
1900	22309	0,40	1910	25531	0,39
1901	22073	0,39	1911	22690	0,35
1902	32098	0,56	1912	18545	0,28
1903	36310	0,62	1913	25843	0,39

In keinem dieser Jahre erreichte also die überseeische Auswanderung die Höhe auch nur von einem Promille der inländischen Bevölkerung; von etwa 41000 im Jahre 1894

*) Aus der Rede des Professors Dr. C. Uhlig-Tübingen, anlässlich der Gründungsversammlung des Deutschen Ausland-Museums, Stuttgart.

**) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 35. Jahrgang, 1914, S. 35.

ist die absolute Zahl der Auswanderer bis auf 18500 im Jahre 1912 zurückgegangen. Und der gegenwärtige zahlenmässige Umfang des Auslanddeutschtums als solchem, von dem der grösste Teil auf die überseeischen Länder entfallen wird, beträgt nach einer Äusserung des Vorsitzenden des Vereins für das Deutschtum im Ausland rund dreissig Millionen Menschen!

Es wird einige Zeit vergehen, bis wir alle die Wege erforscht haben werden, die die Auslanddeutschen in der Fremde gegangen sind und die ihnen, die in verhältnismässig so kleiner Anzahl jährlich die Heimat verliessen, ermöglicht haben, sich dort draussen in einer Zahl zu behaupten, die der Hälfte der inländischen Bevölkerung nahe kommt. — Eine der ersten Aufgaben des Stuttgarter Museums wird darin bestehen, eine statistische Erfassung der Auslanddeutschen vorzubereiten und auszubauen, die neben dem Alter und dem Geschlecht der einzelnen vornehmlich auch ihre wirtschaftliche Lage, ihre berufliche Gliederung und damit verbunden ihre soziale Schichtung berücksichtigt. Denn wir wollen ganz eingehend wissen, welchen wirtschaftlichen Kreisen unsere Stammesgenossen im Auslande angehören, wie viele von ihnen im rüstigen Mannesalter stehen und anderes dergleichen mehr: erst dann können wir die Leistungen recht bewerten, die sie bisher gezeitigt haben, und vermögen die Aufgaben zu erkennen, deren Lösung wir von ihnen für die Zukunft erwarten können.

Eine so eingehende Anteilnahme der Heimat an ihrem Geschick wird aber auch die Auslanddeutschen womöglich noch mehr als bisher mit dem rechten Geiste erfüllen, aus dem heraus sie ihre Aufgaben in der kommenden Friedenszeit im nationalen Interesse erfüllen können: sie werden erkennen, dass sie in der Heimat als wertvolle Stammesgenossen geschätzt und geachtet werden, dass man hier sich um sie und um ihr Ergehen sorgt. Und aus selbstverständlicher Rückwirkung dieser Wahrnehmungen heraus werden sie sich noch mehr denn bisher als Teile der deutschen Nation und als Förderer ihrer Interessen betrachten. Dann sind sie die Rechten auch, um unserem Aussenhandel nach Friedensschluss zu neuem Leben wieder zu verhelfen, um gegenüber allen Hindernissen von feindlich gesinnter Seite dem deutschen Fabrikat seine Wege zu ebnen.

Somit wird das Stuttgarter Museum — ganz abgesehen von dem Platze, den ihm die Erfüllung seiner sonstigen wissenschaftlichen und kulturellen Aufgaben anweist — auch für die zukünftige Entwicklung des deutschen Aussenhandels von weitgehender Bedeutung werden: es wird zwar keine direkten Massnahmen zur Förderung unseres Aussenhandels ergreifen, die geeignet sind, etwa der Verbesserung unseres Nachrichtendienstes von und nach dem Auslande oder der Propagierung unserer Waren in Übersee zu dienen; aber es wird die Menschen heranziehen und aufweisen, die geeignet sind, unsere wirtschaftlichen Interessen im Auslande in Zukunft vor allen anderen wahrzunehmen: es wird in ihnen dort die deutschen Aussenhändler fördern, die wir nach dem Kriege so überaus nötig brauchen werden. Daneben vermögen wohl die mannigfachen Massnahmen zur Förderung des deutschen Aussenhandels, deren Wert durchaus nicht gering geachtet werden soll, die Arbeit unserer Fabrikanten und Händler zu unterstützen und ihnen bisweilen auch neue Wege zu weisen. Die Mitarbeit der rechten Männer an den praktischen Aufgaben des Aussenhandels bleibt jedoch in jedem Falle die Hauptsache, und in ihrer Heranziehung und Zusammenhaltung ist die nationalwirtschaftliche Bedeutung des Deutschen Ausland-Museums in Stuttgart vornehmlich gelegen.

Unsere Industrie- und Handelsaussichten nach dem Kriege.

Je grösser von Tag zu Tag die Erfolge des deutschen Heeres und der deutschen Marine werden, desto mehr wird es Zeit, dass wir uns mit unserer wirtschaftlichen Wiederaufrichtung nach Friedensschluss ernstlich befassen und erwägen, wie unsere gewaltige Friedenswaffe, die deutsche Industrie, in den Stand gesetzt werden kann, wieder jenen segensreichen Einfluss zu gewinnen, der sich vor dem Kriege in einem gewaltigen Steigen des deutschen Wohlstandes äusserte.

Wir sind ebenso weit entfernt von dem Standpunkte des Optimisten, der da meint, die deutsche Industrie werde auf einmal wieder ihr altes Absatzgebiet erobern, wie von dem des Pessimisten, der nach dem Kriege schwere Zeiten voraussagt, weil unseren Industrieerzeugnissen die halbe Welt verschlossen sein würde. Zunächst ist wohl soviel sicher, dass der Friede mit Russland uns ohne weiteres die Wiederanknüpfung unserer Handelsbeziehungen zu diesem Riesenreiche bringen wird.

Andererseits müssen wir damit rechnen, dass unser Handel mit England und seinen

grossen Kolonien (von Frankreich, Italien usw. ganz abgesehen!) der Gefahr ausgesetzt ist, auf einen toten Punkt zu kommen, und gerade dies Verhältnis zu der englischen Weltmacht ist für uns von grösster Bedeutung. Die zerrissenen Fäden werden sich hier keineswegs wieder spielend herstellen lassen, und wenn wir darauf warten müssten, bis der deutsche Kaufmann sich wieder mit Erfolg in diesen Gebieten betätigen kann, so wäre es gar böse mit uns bestellt. Aber wir haben einen Bundesgenossen, den die Engländer jetzt nicht in Rechnung ziehen, der aber da ist und uns helfen wird. Dieser Bundesgenosse ist der neutrale Kaufmann; der wird den Vermittler bilden zwischen der deutschen Industrie und dem feindlichen Auslande, welches letztere dem militärischen den wirtschaftlichen Krieg bis aufs Messer folgen lassen möchte. Diesen Helfer in der Not hat die Leipziger Messe grossgezogen. Die Waren, welche die Grosskaufleute in Skandinavien, Holland, Spanien und der Schweiz, schon jahrelang vor dem Kriege, hier auf der Mustermesse aufgekauft, haben sie nicht nur in ihrem eigenen Vaterlande abgesetzt, sondern in alle Welt vertrieben, und diese Export-Tätigkeit wird sie nach dem Kriege ganz besonders anlocken, weil ein gewaltiges Gebiet mit deutschen Waren zu beschicken ist, das sie jahrelang hat entbehren müssen. Vor allem ist Holland für diese Vermittlerrolle geeignet, da seine Schiffahrt Nord- wie Südamerika berührt und im Osten bis Indien und darüber hinausgeht. Der Schweiz fällt die Aufgabe zu, Italien über Südfrankreich wieder an den Bezug deutscher Waren zu gewöhnen; für Spanien liegt Afrika am nächsten. Viele neutrale Firmen haben auch während des Krieges den Besuch der Leipziger Messe nicht eingestellt; andere schreiben: „Während des Krieges müssen wir von dem Besuch absehen, aber nach dem Kriege werden wir uns wieder einfinden." Dabei ist eines nicht zu übersehen: es gibt auch im feindlichen Auslande viele vorurteilslose Kaufleute, welche von einem wirtschaftlichen Kriege nichts wissen wollen und die Hand der neutralen Vermittlung gern ergreifen werden. Güte und Preis der deutschen Waren werden im übrigen selbst für sich sprechen, und so dürfte die Überleitung unserer industriellen Produktion in normale Verhältnisse sich schneller vollziehen, als mancher annimmt.

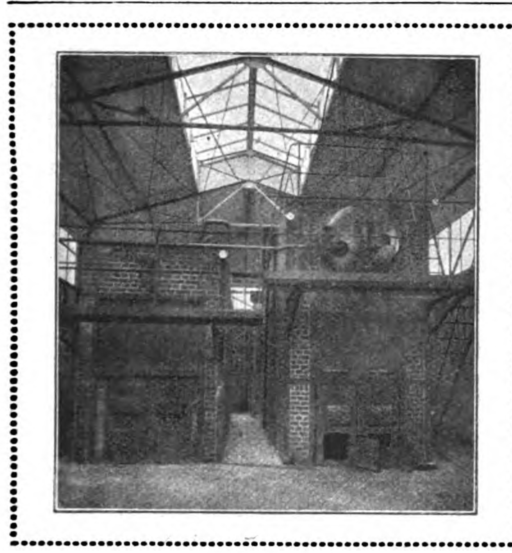
Nachdrücklich aber muss betont werden, dass die Leipziger Mustermesse das Hauptzentrum bildet, wo sich das neutrale Ausland mit Exportwaren versorgt; schon um deswillen müsste die deutsche Industrie jetzt eifrig darauf bedacht sein, den Kreis der hier zum Verkauf gelangenden Erzeugnisse zu erweitern. Der fremde Exporteur müsste hier möglichst alles finden können. Deshalb ist das Streben des Messamts, den Kreis der in Leipzig ausgestellten Waren allmählich zu erweitern, im Interesse der deutschen Volkswirtschaft zu begrüssen.



An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Industrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der deutschen industriellen Unternehmen zu geben.

Die Kriegsmassenverpflegung der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik Düsseldorf.

Durch die infolge der langen Dauer des Krieges in immer schärferem Masse gestiegene Beschränkung der Lebensmittel gewinnt die Zentralisation der Verpflegung an Bedeutung. Wenn auch in Anbetracht der durch die Differenzierung der Kulturnationen hervorgerufenen weitgehenden Verschiedenheit in den Bedürfnissen der einzelnen eine jetzt gewiss wünschenswerte allgemeine Volksverpflegung nach altberühmtem spartanischem Muster auf erhebliche Schwierigkeiten stossen würde, so ist doch aller Grund vorhanden, überall dort



Kesselhaus.

zur Massenverpflegung zu schreiten, wo annähernd die gleichen Grundbedingungen der Lebensführung gegeben sind.

Dies trifft meist für das Personal grosser Fabrikbetriebe zu, welches der Zeit und der Beschäftigungsart nach im wesentlichen an eine gleiche Tätigkeit gebunden ist und welches in bezug auf die gesundheitliche Beschaffenheit nicht unter einen gewissen Grad sinken darf. Es kommen aber auch noch andere Gesichtspunkte in Betracht, welche eine Massenverpflegung des Fabrikpersonals nicht allein als zulässig, sondern auch in hohem Grade als erwünscht erscheinen lassen, weil eine solche Art der Verpflegung jetzt ebensosehr im Interesse der Arbeiter wie der Arbeitgeber liegt.

Es ist eine längst feststehende Erfahrung, dass bei einem zweckmässig geleiteten Grossküchenbetrieb die Nahrungsmittel nicht allein besser ausgenutzt werden, als im Kleinbetrieb, sondern dass bei ersterem auch das gesundheitliche Moment in höherem Grade gewahrt bleibt. Die sachverständige Auswahl der Rohstoffe, ihr zentralisierter Einkauf, ihre geeignete Lagerung und Aufbewahrung, sowie die Reinlichkeit bei der maschinellen Herrichtung zum Kochen ergibt Vorteile, welche im Privatbetriebe im ganzen als ausgeschlossen betrachtet werden müssen.

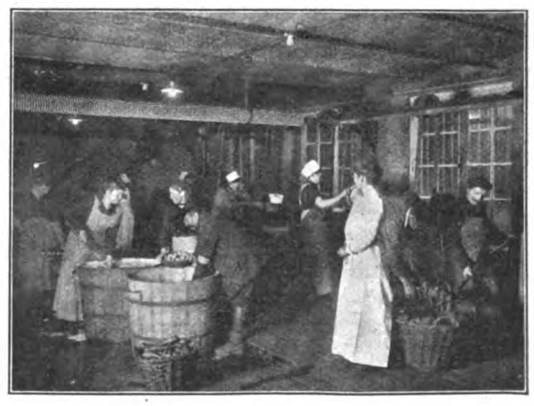
Das im Grossbetriebe hergestellte Essen ist daher — immer unter der Voraussetzung sorgfältiger Handhabung — nahrhafter und zugleich bekömmlicher, als die Erzeugnisse der Kleinküchen. Wenn diese Vorteile zum Bewusstsein der Arbeiter gelangen, haben sie um so mehr Grund, freudig von einer Einrichtung Gebrauch zu machen, die ihnen die nötige Ernährung in wohlschmeckender und appetitlicher Beschaffenheit liefert.

Gerade der letztere Umstand ist nicht nebensächlich, sondern gewinnt nach den Lehren der Ernährungswissenschaft eine hohe Bedeutung, da es durchaus nicht lediglich auf die Zusammensetzung dessen ankommt, was genossen wird, sondern auch auf den Grad des Wohlbehagens, der damit verbunden ist. Hierdurch wird eine sympathische Stimmung geschaffen, welche von gesteigerter Wichtigkeit in einer Zeit ist, in der die Verpflegung nach Art und Mass so mancherlei Beschränkungen unterliegt. Die Zufriedenheit steigert sich in dem Gedanken, dass die Fabrikleitung auch auf dem Gebiete der Ernährung bestrebt ist, das Wohl der Arbeiterschaft nach Kräften zu fördern. Eine umsichtige Fabrikleitung hat ihrerseits in richtiger Abschätzung der Verhältnisse gewiss allen Grund, mit Nachdruck für eine zweckentsprechende Verpflegung ihrer Arbeiter Sorge zu tragen, weil nur kräftige, gesunde und zufriedene Leute so leistungsfähig bleiben, wie die Versorgung unserer Heere mit Kriegsmaterial das dringend fordert.

So umschlingt in der Sorge für die Arbeiter ein weiteres Band der Zusammengehörigkeit sie und ihre geistigen Leiter. Weite Perspektiven sind es also, die sich auf dem Gebiete der Massenverpflegung des Fabrikpersonals ergeben. Sie lösen Erwägungen aus, denen ernste Bedeutung zugemessen werden muss.

Es wird deshalb für unsere Leser von Interesse sein, etwas näher in die Massnahmen für Kriegsverpflegung einer unserer grössten Waffenfabriken, der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf, eingeführt zu werden.

Während des Krieges ergab sich mit den fortschreitenden Schwierigkeiten in der Ernährungsfrage auch für die Rheinische Metallwaaren- und Maschinenfabrik die Notwendigkeit, in kurzer Zeit die Massenverpflegung zu organisieren. Es wurde zu diesem Zweck mit dem Aufwand von rund $^1/_2$ Million Mark in kurzer Zeit ein zweckmässiges Gebäude aufgeführt,



Raum für Hilfsmaschinen.



Wirtschaftsraum.

das neben der notwendigen Kücheneinrichtung gleichzeitig 5000 Personen die Möglichkeit zum Abspeisen geben sollte. Wie aus den beigegebenen Abbildungen hervorgeht, ist der Bau in einfachen, aber seinem Zweck gut angepassten Formen gehalten; während die Kücheneinrichtungen sich in der rechts gelegenen Flügelabteilung des Hauptbaues befinden, dient ein in der Nähe liegendes Kesselhaus der Erzeugung des Dampfes für den Betrieb von zwanzig je 700 Liter haltenden Kesseln, welche innerhalb zweier Stunden zweimal täglich bis zu 10 000 Portionen Essen von je 1, 2 Liter Inhalt liefern können. Das Kochen der Speisen mit Dampf hat sich als durchaus zweckmässig erwiesen, da dadurch ein gleichmässiges Arbeiten ermöglicht und ein Anbrennen der Speisen verhindert wird, welch letzterer Umstand für die Herstellung eines konsistenten dickbreiigen Gerichtes von grösster Bedeutung ist. Um alles Material voll auszunutzen, wird es zum Teil in besonderen Kesseln vorgekocht, wobei dem Auskochen der Knochen grosse Sorgfalt zugewandt wird. Die hierdurch gewonnene Fleischbrühe gibt neben dem nötigen Fett eine erwünschte Würze des Essens an fleischfreien Tagen ab. Das für die vier Fleischtage benötigte Fleisch, welches nach dem Prinzip der Selbstversorgung in einer besonderen Schweinemastanstalt gewonnen wird, wird dem Essen in zerkleinertem Zustande beigefügt, da nur auf diese Weise eine möglichst gleichmässige Verteilung des Fleisches an alle Arbeiter gewährleistet ist.

In den ausgedehnten Kellerräumen des Hauptbaues werden die zum Teil auch dort aufgestapelten Rohmaterialien für den Küchengebrauch hergerichtet, wozu eine grosse Reihe von Spezialmaschinen aller Art Verwendung findet; denn nur mit ihrer Hilfe lässt sich bei den grossen in Frage kommenden Mengen die Arbeit zufriedenstellend und in reinlicher Weise bewältigen.

Zum gesamten Wirtschaftsbetrieb ist ein Hilfspersonal von über 200, zum grössten Teil weiblicher Personen erforderlich. Seine vielfältige Tätigkeit wird durch eine sorgfältig geprüfte Arbeitsorganisation geregelt.

Die kurze Mittagspause von einer halben Stunde erfordert das schnelle Verabfolgen des Essens an täglich etwa 11 000 Arbeiter, welche von der Einrichtung in der Mittagszeit Gebrauch machen, während etwa 7000 Arbeiter während der Nachtschicht essen. Zu diesem Zweck hat sich die Rheinische Metallwaaren- und Maschinenfabrik zur Verwendung von, nach dem Thermosystem hergestellten Essnäpfen entschlossen, in welchen das Essen mehrere Stunden heiss bleibt, daher schon frühzeitig eingefüllt werden kann. So steht das Essen pünktlich zu der vorgeschriebenen Zeit bereit und die Menge der in die Halle einströmenden Arbeiter und Arbeiterinnen findet den Tisch versorgt.

In den Betrieben nicht abkömmliche Arbeiter erhalten das Essen in grösseren Gefässen und werden so ebenfalls in zweckmässiger Weise gespeist.

Wenn vielleicht der eine oder andere in Erinnerung an die gefüllten Fleischtöpfe der Friedenszeit geringschätzend über das eine zusammengekochte Gericht denken sollte, so möge er sich auch gleichzeitig daran erinnern, dass der Einfachheit und Mässigkeit der Lebensführung ein Segen innewohnt, wie er der Üppigkeit versagt bleibt. Das Ideal der Ernährung liegt in der einfachen Form der zum Leben nötigen Nahrung; alles was darüber hinausgeht muss nur allzuoft vom Kapital „Gesundheit“ teuer bezahlt werden.

Die Organisation des Verkaufs und der Kontrolle der Karten für die Teilnehmer, sowie das Einsammeln derselben hat mancherlei Versuche nötig gemacht. Man entschied sich schliesslich für das System von Wochenkartenheften, in der Farbe allwöchentlich wechselnd, deren einzelne Blätter mit dem Aufdruck des



Küche.

jeweiligen Wochentages versehen sind. Kontrolliert und gesammelt werden dieselben durch zahlreiche ehrenamtlich tätige Büroangestellte, welche damit einen Teil ihrer Mittagspause dem allgemeinen Wohl opfern.

Die zur Aufrechterhaltung der Ordnung der Halle abkommandierte Fabrikfeuerwehr hat dank des musterhaften Verhaltens der Arbeiter bisher noch niemals Gelegenheit zum Einschreiten gehabt, was auch darauf schliessen lässt, dass die Arbeiter mit dem verabreichten Essen durchweg zufrieden sind. Häufige Kostproben urteilsfähiger auch ausserhalb des Fabrikbetriebes stehender Personen bestätigen die gute Beschaffenheit.



Speisesaal.

Wie erklärlich macht die jetzige Zeit der allgemeinen Lebensmittel-Beschränkung und -Teuerung die fortlaufende Beschaffung der Rohmaterialien zu einer schwierigen Aufgabe; durchschnittlich gerechnet beträgt der tägliche Nahrungsmittelaufwand etwa 150 Zentner, wofür eine Ausgabe von etwa 14000 Mark täglich entsteht. Da die Teilnehmer an der Kriegsverpflegung die Portion mit 50 Pfg. bezahlen, erlangt der Zuschuss der Fabrik eine ansehnliche Höhe.

Alles in allem genommen darf es der weitsichtigen Fürsorge der Fabrikleitung zur Ehre und Genugtuung gereichen, dass sie für viele Tausende ihrer Arbeiter eine Kriegsverpflegungs-Einrichtung geschaffen hat und durchhält, die ihrem Zwecke gerecht wird.

Der engen Verbindung, welche zwischen Magen- und sozialen Fragen besteht, ist hier sowohl im Interesse des Gedeihens der Fabrik wie ihres Personals und damit auch der Allgemeinheit ein praktischer Ausdruck in vorbildlicher Weise gegeben worden.

Neue deutsche Porzellankunst.

Seit Jahrhunderten ist Deutschland der Führer in der Herstellung des Porzellans. Wir brauchen nur die Namen Meissen, Nymphenburg, Fürstenberg, Kgl. Manufaktur Berlin zu nennen, um eine Reihe meistervoller Schöpfungen in Erinnerung zu bringen. Es gibt kein Kunstgewerbe, bei dem die erworbenen und alten Schöpfungen eine so grosse Rolle spielen, als wie beim Porzellan. Dass aber diese Traditionen mit den Kunstansprüchen unserer Zeit eng zu verschmelzen sind, beweisen die künstlerisch wertvollen Erzeugnisse der Porzellanmanufaktur Ph. Rosenthal & Co., A.-G., Selb in Bayern.

„Tarantella“ von Liebermann.

Seit etwa 35 Jahren mit der Herstellung von Gebrauchsgeschirren beschäftigt, gilt diese Fabrik schon lange als erste Manufaktur auf dem Markte. Erst wenige Jahre ist es her, dass die Fabrik eine eigene Abteilung zur Herstellung künstlerischer Pozellane ins Leben rief. Als diese Arbeiten zum ersten Male auf der Brüsseler Weltausstellung im Jahre



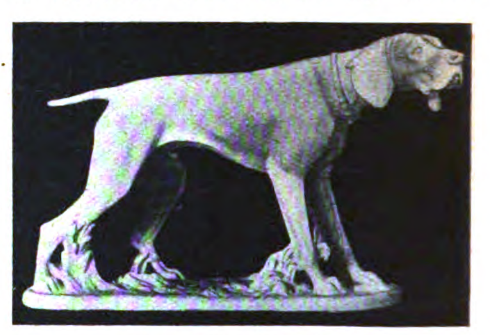
Urne mit weiss-rotem Rosenkranz „Handmalerei“.



Rosenthal „Rosari-Sammel-Porzellan".

Brande unter einer erhöhten Temperatur von etwa 1400 Grad gebrannt. Erst dann ist das Porzellanstück wirklich fertig.

Unsere Abbildungen geben leider nur eine schwache Abspiegelung ihrer Farbenpracht wieder. Mit innigem Verständnis persönlicher Liebe mischt sich ornamentale Stilreinheit mit den prächtigen Farbennuancen. Neben den schon heute bekannten entstandenen Rosari-Porzellanen ist eine Reihe ausgezeichneter Modelle der Manufaktur von besonderem Kunstwert. In modernem Sinne schafft der Berliner



Vorstehhund von Diller.

1911 dem grossen Publikum gezeigt wurden und den ersten Preis davontrugen, da erweckten sie mit Recht unter Kennern und Liebhabern schöner Porzellane Aufmerksamkeit.

Unter der Führung des Leiters der Kunstabteilung, des bekannten Malers Jul. V. Guldbrandsen, hatten wir neulich Gelegenheit, das Werk zu besichtigen, und wir waren erstaunt über die Vielseitigkeit dieses Betriebes. Eine Reihe bekannter Künstler, wie Liebermann, Marcuse, Zügel, Diller, Himmelstoss, Boess, sind für die Manufaktur tätig, und unter sorgsamster Leitung werden ihre Entwürfe in der Fabrik vervielfältigt. Verfolgen wir nur einmal den Werdegang des abgebildeten Stückes „Tarantella" von dem bekannten Künstler Liebermann:

Ein von des Künstlers persönlicher Hand entworfenes Gipsmodell wird in mehrere Teile zerschnitten. Nach sorgfältiger Retusche werden diese Teile in Gips zu den Mutterformen abgegossen. Aus einer flüssigen weichen Masse, deren Hauptbestandteile Kaolin aus Böhmen, Feldspat und Quarz aus Norwegen und Schweden bilden, formen geschickte Hände unter Zuhilfenahme der Mutterformen die Plastik. Nachdem dieser rohe Körper einem ersten Brande von etwa 600—800 Grad ausgesetzt ist, beginnt die Bemalung. Pinsel und Aerograph arbeiten in engem Zusammenhange in der Hand akademischer Malkünstler. Nachdem nun die Figur in eine glasartige Masse (Glasur) getaucht ist, wird sie in einem zweiten

Bildhauer R. Marcuse eine Reihe Tänzerinnen und Frauenakte, der bekannte Tierbildhauer Willy Zügel anmutige natürliche Tiergruppen, und der Münchner Himmelstoss bereichert die Kollektion mit seinen humoristischen Musikantenserien in äusserst geschmackvoller Weise.

Zu den erfreulichsten Schöpfungen der Manufaktur gehört zweifelsohne das schon erwähnte

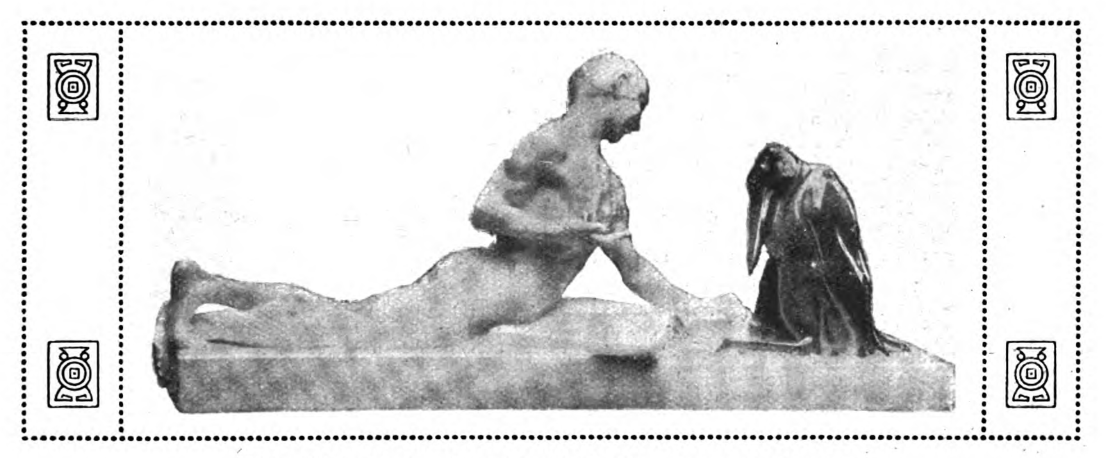


1552. Festreigen, nur weiss, 35 cm, von Himmelstoss.

Rosari-Sammel-Porzellan. Die schöne gefällige Form, der aparte graziöse Fluss der Linie vereinigt sich mit sparsam schmückenden Goldlinien als fein stilisiertes pflanzliches Gebilde zu einer wahren Augenweide. Das ist keine mechanisch gebildete Produktionsware, das ist die persönliche Note des Künstlers. Nach den Entwürfen Jul. V. Guldbrandsens in nur 25 Exemplaren hergestellt, errang sich dieses Porzellan einen ersten Platz im Kreise der Kenner und Liebhaber.

Auch in Aufglasur-Handmalerei, diesem leider sehr vernachlässigten Zweig der Malkunst, nimmt die Manufaktur mit ihren neuen Urnen, Dosen und Vasen mit alten Miniaturgruppen und eigenartig zusammengestellten Rosenbuketts regen Anteil an der Förderung des Kunstgewerbes.

Nicht unerwähnt darf auch die reiche Serie von Porzellan-Stehlampen bleiben, die in künstlerischem Sinn ausgeführt und mit geschmackvollen Seidenschirmen ausgewählt, den Mangel an Metallampen zu mindern versuchen.



1080. Philosophischer Disput, 19 cm hoch, 38 cm lang, von Liebermann.

Man muss der Manufaktur Dank wissen für ihr unentwegtes Weiterstreben, für ihre rege Anteilnahme an der Ausbildung unseres Kunstgewerbes, das trotz des Weltkrieges allerseits ganz erfreuliche Erscheinungen zeigt.

Kleine Nachrichten aus Bulgarien.

Bewohnerzahl. Die Einwohnerschaft der bulgarischen Hauptstadt hat nach einer vorläufigen Zählung die Zahl von 200000 Personen überschritten.

Manganerzfund. Durch Prüfung der im Gebiete des Ägäischen Meeres vorgefundenen Manganerze ist festgestellt, dass es sich um eines der reinsten aller in Bulgarien bisher gefundenen Manganerze handelt.

Telephonverbindungen. Alle Mühlen im Königreich Bulgarien sollen mit Sofia telephonische Verbindung bekommen.

Bakteriologisches Institut. Aus Beiträgen der Gemeinden und Ämter soll ein Fonds zur Errichtung eines bakteriologischen Institutes gebildet werden. Das neue Gebäude soll in der Nähe des Sofioter Bahnhofs errichtet werden.

Bankgründung. In der Donauhafenstadt Rustschuk ist mit einem Kapital von 5 Millionen eine neue Bank unter dem Namen „Dunawska-banka“ (Donaubank) gegründet worden. Eine besondere Abteilung für Handel ist der Bank angegliedert.

Studiengesellschaft. Aus Professoren, Schriftstellern und angesehenen Volksführern hat sich in Sofia eine Vereinigung unter dem Namen „Pomorawia“ gebildet, deren Zweck es ist, im Morawagebiet aufklärend tätig zu sein und namentlich die dortigen Verhältnisse in der Landwirtschaft zu studieren.

Landwirtschaftliche Maschinen. Die Landwirtschaftsbeamten des Kriegsministeriums werden auf Veranlassung der Direktion für allgemeine Fürsorge Pflüge und Eggen für bulgarische Landwirte besorgen. Die Preise sollen sich für Pflüge auf ungefähr 100 Lewa und für die Eggen auf ungefähr 90 Lewa für das Stück stellen.

Tarifregelung. Zur Feststellung des Kurses, nach dem künftighin Transportgebühren zu zahlen sind, und zur Durchberatung über die geplante Vereinheitlichung der Eisenbahntarife ist eine bulgarisch-deutsche Kommission zusammengetreten.

Bücherbesprechungen.

Englands Seeherrschaft im Wanken. Von Prof. Dr. Alfred Manes in Berlin. (Deutsche Kriegsschriften Heft 24.) Bonn 1917, A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Alb. Ahn). Preis 2 Mark.

Wir haben es hier mit der erweiterten Wiedergabe eines in mehreren Städten beifällig aufgenommenen Vortrags zu tun, der in übersichtlicher, knapper, allgemeinverständlicher Schreibweise uns aufklärt zunächst darüber, wie im Laufe der Jahrhunderte Englands Seeherrschaft entstanden und zur vollen Entwicklung gelangt ist. Die geographischen, psychologischen wie politischen Gründe hierfür werden veranschaulicht. Wir sehen, wie die Engländer, die schon Kant die kriegerregendste aller Nationen genannt hat, unter Verquickung von Wirtschafts- und Machtpolitik sich zum Seetyrannen aufgeworfen haben, bis im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das Zeitalter des bewaffneten Friedens zur See einsetzte, in welchem Deutschland erstaunlich schnell auf dem Weltmarkt in die Höhe kam, eine Kolonial- und Flottenmacht wurde. In spannender Weise schildert die Schrift die gewaltige ziffernmässige Überlegenheit, welche Englands Kriegs- wie Handelsflotte über die deutsche bei Kriegsbeginn aufwies, wie aber Schritt um Schritt diese ziffernmässige Überlegenheit eine Einschränkung erfuhr, wie das Schreckgespenst der Schiffsraumnot Wirklichkeit wurde, die stolze einst seebeherrschende Grosskampfflotte der Engländer zum tatenlosen Stilliegen verurteilt und die märchenhaften Erfolge unserer U-Boote Englands ehemalige Oberherrschaft zur See immer mehr ins Wanken gebracht haben. Es ist besonders zu begrüssen, dass der Verfasser uns alles dies im wesentlichen an Hand neuester englischer Quellen berichtet. Die Schrift wird jeden, der sie liest, in seiner Zuversicht auf Deutschlands Erfolg stärken, und schon aus diesem Grund ist ihr die weiteste Verbreitung in allen Kreisen dringend zu wünschen.

Türkisch. Eine Einführung in den praktischen Gebrauch der türkischen Sprache nebst einem Wörterverzeichnis. Von W. Padel. Mit einer Karte. (Teubners kleine Sprachbücher Band VIII.) kl. 8°. (V u. 179 S.) Preis geb. Mk. 3.60. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, Berlin.

Ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden, der mit der Türkei in nähere Beziehungen treten will, ist die Kenntnis der Landessprache. Für die Aneignung dieser hat der Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Berlin, ein wertvolles und infolge seines niedrigen Preises für jeden zugängliches Hilfsmittel geschaffen, auf das wir besonders hinweisen möchten. Von einem hervorragenden Kenner der türkischen Sprache, dem Konsul W. Padel bearbeitet, dürfte es bald unter den zahlreichen, oft recht minderwertigen Lehrbüchern einen bevorzugten Platz einnehmen. Dem Verfasser gelang es mit grossem Geschick, die Schwierigkeiten, die gerade zu Beginn des Studiums leicht entmutigen, aus dem Wege zu räumen und die Sprache in ihrem logischen Aufbau so zu entwickeln, wie sie für die Anforderungen des täglichen wie beruflichen Lebens gebraucht wird. Die übersichtliche Anordnung der grammatischen Regeln, die beigegebenen Übungsbeispiele, wie das reichhaltige Wörterverzeichnis erhöhen die praktische Brauchbarkeit des besonders für den Selbstunterricht empfehlenswerten Buches.

Dr. Otto Föhrenbach, Die deutschen Reichsfinanzen vor, während und nach dem Weltkrieg. Preis 50 Pfg. J. Bielefelds Verlag in Freiburg (Baden).

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.



Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung und den Anzeigenteil: G. Schräpler in Leipzig. Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Heft 12
XXXI. Jahrgang
August 1917
(Dritter Band Heft 4)



Velhagen & Klasings Monatshefte



Schriftleitung in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien



Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

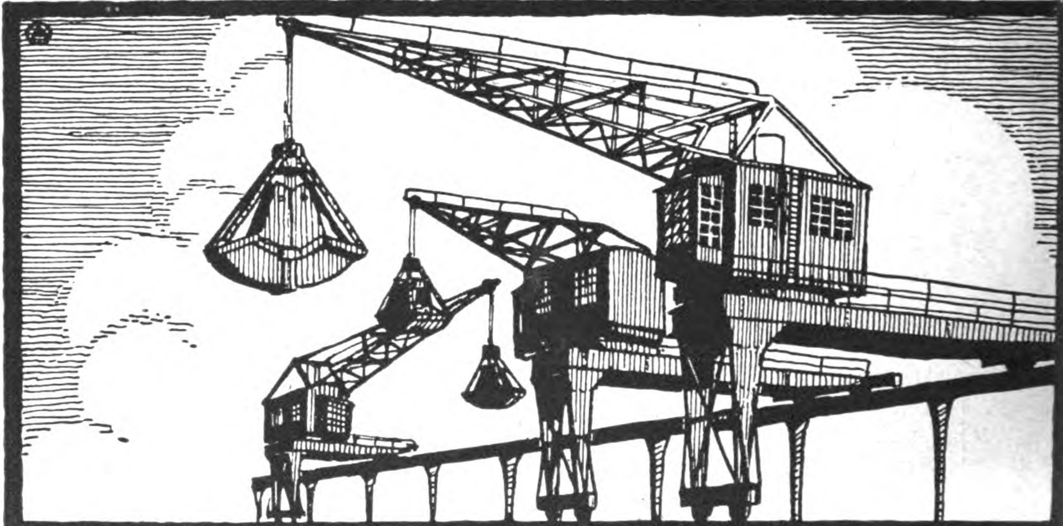
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig







DEMAG



Verlade- & Transport-Anlagen

Deutsche Maschinenfabrik A.G

DUISBURG



KLISCHEE-
FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG - 94
Graphische Kunstanstalt

Fort mit der englischen Ware! Besser und billiger als das **englische Gillette** ist das beste **deutsche** Fabrikat

„DIABOLO" Schutz-Marke Uhrfederstahl

Rasierapparat-Klinge „Diabolo" aus **Uhrfederstahl.** Sie rasiert wunderbar sanft wie mit Sammet, u. ist die Schneide von längster Dauer. Hierüber habe hundertfache Belobigungen u. Anerkennungen. Muster zu Diensten. **Schnell-Rasierapparate** in allen Preislagen. Zeichen u. Worte geschützt.

Diab.-Kling. pr. Dtz. M. 2.50
„ „ 100 St. „ 18.—

A. BERNHARD, Fabrikant, **Wandsbek 20.**



Feuerzeuge

— **Massenartikel** —

gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt und gegossen
(poliert und galvanisiert)

Militäreffekten

Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.



Velhagen & Klasings Export-Anzeiger erscheint monatlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen der Welt, durch die Postanstalten und vom Verlage zum Preise von 4 Mk. jährlich (1/4jährlich 1 Mk.) zu beziehen. Er gelangt in sehr bedeutender Auflage **an die besten deutschen Kaufmanns- und Handelskreise im Auslande und Uebersee** (darunter die deutschen Konsulate, Vereine, Klubs usw.). — Inserate: Zeilenpreis 80 Pfg.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. — Adresse für Anfragen u. Aufträge: Leipzig, Hospitalstr. 27.



Fräsmaschinen, Vertikale **Stossmaschinen**
Roscher & Eichler, Altmittweida bei Chemnitz.

Fräsmaschinen, Revolverdrehbänke
Werkzeugmaschinen-Fabrik Gildemeister & Co., Akt.-Ges., Bielefeld.

Fräsmaschinen
für Metallbearbeitung, insbesondere Einfache u. Universalfräsmaschinen.
Mossdorf & Mehnert, Chemnitz i. Sa.

Pressluftwerkzeuge
und -Maschinen
Fabrik für Bergwerks-Bedarfsartikel G. m. b. H., Sprockhövel.

Das einzelne Feld kostet jährlich nur M. 48.— netto, worin ein Abonnement auf die reich-illustrierten Hefte von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger mit vielen technisch interessanten Artikeln und Abbildungen einbegriffen ist.

Werkzeugmaschinen,
Leitspindel-Support-Drehbänke, Räderfräs-Automaten.
Oscar Ehrlich, Chemnitz **42.**

Werkzeugmaschinen,
insbesondere Schnelldrehbänke mit Räderkasten und Stufenscheiben, sowie komplette Einrichtungen moderner Geschossfabriken.
Neisser Eisengiesserei und Maschinenbau-Anstalt Hahn & Koplowitz Nachf., Neisse, O.-S.

Julius Pintsch A.-G.
Zweigniederlassung Frankfurt a. M.

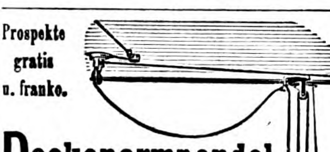


Für d. Anschl. v. Gastischlampen, Gaskochern, Gasplätteisen usw. verwende man zur Verhütung von unzeitigen Gasausströmungen, Unglücksfällen unseren glänzend begutachteten **Sicherheits-Gassteckkontakt** System **Behr-Pintsch.**

Wir beziehen uns auf den Artikel im Export-Anzeiger Heft 3, Novbr. 1915.

Silberne Gedenktaler
in Künstlerischer Ausführung mit Portraits aller unserer
Heerführer
Abbildungen kostenlos.
Stück Mark 5.00
m. Öhr u. Ring oxyd. 5.25
als Brosche 5.50
L. Chr. Lauer · Münzprägeanstalt
Nürnberg Kleinweidenmühle 39. Berlin SW. Ritterstr. 56

Prospekte gratis u. franko.



Deckenarmpendel
feststellbar auf jeden Punkt einer Kreisfläche von 2—3 m. **Unentbehrlich** für Arbeitsräume, Werkstätten, Kontore, Druckereien usw.
Fabrikation feinererBeleuchtungskörper und Mikroskopierlampen.
Gebrüder Stärzl, München.
Fabrikation von Werkzeugen für Graphik, Bildhauer, Indikatoren, harmon. Analysatoren, Tachometer usw.





Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings
EXPORT-ANZEIGER
zu beziehen.



Empfohlene Spediteure.



Berlin.
A. Warmuth, Spediteur, C. 2.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Hamburg.
Internationale Transport-Vermittlung Wilh. Loesch & Co.
(Spezialität: Sammelverkehre nach Uebersee.)

Hamburg.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Karlsruhe.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

Leipzig.
Moritz Merfeld.
Uhlmann & Co., gegründet 1853.

Mannheim.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

München-Gladbach.
Internationale Speditions-Gesellschaft m. b. H.

Ostrowo (Pos.).
Max Teichmann.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Empfohlene Töchterpensionate

Dresden-A. Töchterpensionat Küster-Bertram.
Villa Kaitzerstr. 18a. Schweizerviertel.
Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. J. Kiessling u. C. Jäckel, staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden Pensionat für junge Mädchen.
Elisenstr. 7a.
Villa mitten i. Garten, nahe dem Grossen Garten gelegen.
Frau Emma Mundinger.
Sorgfältige Fortbildg., beste Lehrkräfte, Sprachlehrkräfte dauernd im Hause. Erstklassige Verpflegung. Pensionspreis jährlich M. 2000.—. Referenzen.

Friedrichshafen am Bodensee.
Königl. Paulinenstift,
Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.
Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Vornehmes Familienheim, zehnklassige Höhere Privat-Mädchenschule (Lyceum).
Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg
von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner.
Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen.
Fortbildungsklassen.
Sprachlehrerinnen-Seminar, alle Kandidatinnen bestanden und sind z. Zt. in festen Anstellungen.

Weimar Prakt. Töchterbildungs-Institut
Harthstrasse 30.
(mit Lehrprogramm einer Frauenschule), gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.
Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. und künstl. Ausbildung. Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Grosser Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiss u. Frau.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. Sprach- und Handels-Lehrinstitut f. Damen von Frau Elise Brewitz.
Potsdamerstr. 90.
A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.
Handelslehrerinnen-Seminar mit staatlicher Prüfung.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Berlin SW. 11 Dr. M. Vogtherrs Laboratorium und Unterrichts-Institut.
Hedemannstr. 13/14.
Chemie-Schule für Damen.
Leitung: Dr. O. Makowka, öffentl. angestellter, beeidigter Chemiker. — Ausführliche Prospekte.

Braunschweiger Vorbereit.-Anstalt
für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter Oskar Soff, Bammelsburgerstr. 12.

Schülerheim-Kolonie des Arndt-Gymnasiums zu Dahlem
bei Berlin (Post Steglitz). Staatliches Vollgymnasium. Grosses neuzeitl. Alumnat in ländl. Freiheit. Familienleben in 9 Landhäusern. Näheres durch die Geschäftsstelle.

Dresden-A. Höhere Koch- und Haushaltungsschule, verbunden mit einem Töchterheim,
Goethestrasse 12.
von Sophie Voigt.
Heim im eig. Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage. Vorz. Empf. Ausf. Prosp. Unverkürzter Lehrplan auch währ. d. Krieges.

Falkenberg (Mark) bei Eberswalde. Victoria-Institut.
Der Lehrplan dieser im Jahre 1859 unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedr. Wilh., weiland Kaiser Friedr. III. gegründeten, in schöner u. gesunder Umgebg. auf dem Lande geleg. Erziehungsanstalt für Söhne aus den gebild. Ständ. ist der eines Realgymnasiums. — Berechtigung zum einj. freiw. Militärdienst. Näheres d. d. Leiter der Anstalt Direktor Hermann Schulz.

Eisenach in Thür. Institut Burchardi (Eisenacher Kochschule), Bornstr. 7/11.
Unter staatl. Aufsicht.
Töchterheim
Haushaltungsschule
Gartenbau, Kleintierzucht.
Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde.
Staatl. Prüfung m. Gleichberechtigung i. Preussen.
Alles Nähere ist ersichtlich aus dem illustriert. Auskunftsheft, das auf Verlangen kostenfrei zugesandt wird.
Beste Verpflegung sichergestellt.



Ev. Pädagogium Godesberg am Rh.
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjähr.-Berechtigung). Kleine Klassen. Familien-Erziehung. Körperl. Fürsorge. Jugendsanatorium unter Leitung des Schularztes. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländl. Umgebung u. herrl. Waldluft. Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg am Rhein.

Rosswein i. Sa. Deutsche Fachschule für Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei. Einzig dastehende Spezialfachschule Deutschlands für das Schlossereigewerbe. Gegründet 1894. Theorie und Praxis. 3 Sonderabteilungen. Umfangreiche Übungswerkstätten. 30 PS Dampfmaschine. Dauernde Ausstellung. Programm frei durch die Direktion.

Diese 2 Felder — je Mk. 17.50 monatlich netto — sind noch an gute Unterrichtsanstalten zu vergeben.

Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Empfohlene Heilanstalten



Sanatorium Am Goldberg.

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg – Thüringer Wald.** Wint. u. Somm. bes. Prosp. frei.
Spezialbeh. v. Magen- Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.
Höchstz. 50 Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

DAVOS

SCHWEIZER. HOCHALPINER WELTKURORT

Herrliches Klima. Voller Betrieb. Erstklassige Verpflegung.

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m über dem Meer.

Hotel u. Kurhaus mit Anstalt für physik. Heilmittel. **Sanatorium Luisenheim.** * * Namentlich geeignet für Nerven-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten. In beiden Anstalten sind infektiös Erkrankte ausgeschlossen. Prospekte kostenlos.

Sanatorium Guardaval

Schlossartig gelegen. **Davos** Höchste Sonnenscheindauer.

Vornehmes Haus für Lungenkranke.

Partenkirchen Bayer. Hochgebirge

Dr. Wigger's Kurheim.

Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Gute Verpflegung u. ungestörter Dauerbetrieb gesichert. — Wintersport. — Auskunftsbuch. — 4 Ärzte.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Wiesbadener Kochbrunnen Hauskuren

Nach jedem der letzten Kriege *fanden unzählige Patienten* **durch Hauskuren** *d. sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit wieder. Bei* **Rekonvalesz.,** *nach* **Blutverlusten,** *zur* **Blutverbesserung. Magen-Darmkrankheiten,** *nach* **Dysenterien.** *Überraschend schnelle Heilerfolge bei* **Gicht, Rheuma, Steinleiden.** *Kochbrunnen-Bäder in Dosen à 1 Bad. Kurbroschüren bereitwilligst d.* **Brunnen-Contor, Wiesbaden.**

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Hotels

Berchtesgaden Pension Geiger, Bischofswiesen.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Wiesbaden Nassauerhof. Hotel — Badhaus.

Vornehmstes Haus. — **In freier Südlage** am Kurpark, gegenüber dem Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle. Man verlange Prospekte von der Direktion: **Fritz Bieger.**

Bäder- und Reise-Anzeiger





Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Neue Bücher unserer Mitarbeiter.

Bulcke, Carl. Balzereit. Roman. Ullstein & Co., Berlin.

Heine, Thomas Theodor. Kleine Bilder aus großer Zeit. Simplicissimus-Verlag, München.

von Hesse-Wartegg, Ernst. Die Balkanstaaten und ihre Völker. Reisen, Beobachtungen und Erlebnisse. Friedrich Pustet, Verlag, Regensburg.

Hoetzsch, Otto. Der Krieg und die große Politik. 1. Band. Bis zum Anschluß Bulgariens an die Zentralmächte. S. Hirzel, Verlag, Leipzig.

Müller, Hans. Die Kunst sich zu freuen. Gestalten, Bilder und Ergebnisse. J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachflg., Stuttgart.

von Ompteda, Georg. Der Hof in Flandern. Roman. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Neue Bücher.

Bader, Ordonnanz. Ich bin ein jung Soldat! Skizzen aus dem schweizerischen Grenzdienst. Mit 10 Federzeichnungen von Ernst Hodel. Orell Füßli, Zürich.

Bänninger, Konrad. Stille Soldaten. Gedichte. Rascher & Cie., Zürich.

Bernhart, Joseph. Tragik im Weltlauf. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Bernoulli, Carl Albrecht. Der sterbende Rausch. Roman aus der Zeit der schweizerischen Grenzbesetzung. Verlag von Frobenius A.-G., Basel.

Boßhart, Jakob. Ein Erbteil. Novelle. Rascher & Cie., Zürich.

Boethke, Wilhelm. Das Rote Kreuz. Seine Entstehung, sein Wesen und seine Einrichtungen. Philipp Reclam jun., Leipzig.

Bruger, Ferdinand. Stimmen aus Sturm und Stille. Gedichte und Gedanken. Salm-Verlag, Cöln.

Buchwald, Georg. Geschichte der deutschen Reformation. Eine Gabe für das Reformations-Jubiläum 1917. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Budde, Gerhard. Schulreform und Sprachunterricht. Julius Beltz, Langensalza.

— Lehrplan für eine deutsche höhere Knabenschule. Ein Vorschlag. Ebenda.

Burkhardt, Helene. Studien zu Paul Hervieu als Romancier und als Dramatiker. Orell Füßli, Zürich.

Croon-Mayer, Emma. Liederborn. Gedichte. 4. Auflage. Bruno Volger, Leipzig.

Dessoir, Max. Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Ferdinand Enke, Stuttgart.

Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden. Unter Mitwirkung von anderen herausgegeben von J. F. Lehmann. Mit 2 Karten und 90 bildlichen Darstellungen. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Döring, Luise. Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit. Quelle & Meyer, Leipzig.

von Esenbeck, Hans Nees. Kriegs-Sinnsprüche. Mit Bildnissen von 16 deutschen Männern. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Falke, Konrad. Der Marienmaler. Novelle. Rascher & Cie., Zürich.

Fraenger, Wilhelm. Ernst Kreidolf. Ein Schweizer Maler und Dichter. Rascher & Cie., Zürich.

Franklin, Wilh. Junge Knospen. Gedichte und Skizzen. Bruno Volger, Leipzig.

v. Franyó, Zoltán. Bruder Feind. Begegnungen und Visionen eines Mitkämpfers. L. W. Seidel & Sohn, Wien.

Gaede, Udo. Vom Muschelgeld zum Scheck. Verlag der Täglichen Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Ganz, Hans. Der Morgen. Eine Tragödie. Rascher & Cie., Zürich.

Goercke, Elisabeth. Nicht untergehen. Gedichte einer Kurländerin. Verlag von Fritz Würtz, Berlin-Steglitz.

Gos, Charles. Ausgewählte Skizzen von der Grenzwacht. Übersetzung. Rascher & Cie., Zürich.

Hagen, Hilde. Menschenland. Ein Buch für den Frieden. Leykam-Verlag, Graz.

Hashagen, Fr. Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau. Ernst Püschel (Kaufungen-Verlag), Rostock i. M.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Herpel, Otto. Die Frömmigkeit der deutschen Kriegslyrik. Alfred Töpelmann, Verlag, Gießen.

Hinzpeter, Marga. Sparkochbuch für knappe Zeiten. Erprobtes für den bürgerlichen Haushalt. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Hirt, Karl Emerich. Pfingsten. Eine Bergandacht. Verlag der Wagnerschen k. u. k. Universitäts-Buchdruckerei (R. Hiesel), Innsbruck.

Hösle, Alois. Die Schulpflegerin, ein neuer Frauenberuf. Quelle & Meyer, Leipzig.

Houben, Heinr. Als die Stadtkinder kamen. Bilder aus dem Feriendorf im Kriegsjahr 1916. „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt, Dresden.

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim. Heft 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74. Belhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Jegerlehner, Johannes. Die Geschichte der Schweiz. Der Jugend erzählt. Illustriert von Paul Hammüller. Verlag von Frobenius A.-G., Basel.

Kaiser, Paul. Unser Reformator Dr. Martin Luther. Zur Vierhundertjahrfeier der Reformation. Belhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Karlchen (Karl Ettlinger). Lieder eines Landsturmmanns. Georg Müller, München.

Karte der Baltischen Provinzen. Liv-, Est- und Kurland. Im Maßstab 1:650000, mit vergleichenden statistischen Angaben über Größe, Bevölkerung und Wirtschaft. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Karten des französisch-belgischen Kriegsschauplatzes. Mit einem alphabetischen Verzeichnis der in den Karten enthaltenen Namen. 14. vermehrte Auflage. Belhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

— **zum Krieg gegen Rußland.** Mit einem vollständigen Verzeichnis der in den Karten enthaltenen Namen. 11. Auflage. Ebenda.

von Kraft, Zdenko. Sonnwend des Glücks. Die Symphonie eines Lebens. Roman. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.

Kreutzer, Guido. Heimat. Roman. Carl Duncker, Berlin.

Krieg in Flandern. Gedichte von Soldaten der 4. Armee. Des „Kriegsbuches der 4. Armee" Erster Teil. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Kriegergräber im Felde und daheim. Herausgegeben im Einvernehmen mit der Heeresverwaltung. F. Bruckmann A.-G., München.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. 24: Die Operationen des Alpenkorps vom Roten-Turm-Paß bis Titu. Die Eroberung von Tutrakan. Mit zwei Karten. — 25: Der Einbruch in die Walachei. Der Vormarsch der Donau-Armee von Bukarest auf Braila. Mit zwei Karten. — 26: Die Kämpfe an der Ancre. Mit drei Karten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Lang, Robert Jakob. Leonz Wangeler und andere Geschichten. (Die stille Stunde. Sammlung schweizerischer Dichtungen, herausgegeben von J. Bührer, 3.) Orell Füßli, Zürich.

von Lichberg, Heinz. Die verfluchte Gioconda. Grotesken. Falken-Verlag, Darmstadt.

— Vom Narrenspiegel der Seele. Gedichte. Ebenda.

Lingens, Paul. Requiem. Eine Gedichtfolge. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. Volksvereins-Druckerei, M.Gladbach.

Luther-Anekdoten. Lebensbilder, Anekdoten, Kernsprüche. Herausgegeben von Dr. Adolf Saager. Robert Lutz, Verlag, Stuttgart.

Machatschek, Fritz. Die Alpen. (Wissenschaft und Bildung, 29.) Quelle & Meyer, Leipzig.

Mackenroth, A. Die Königin Karoline Mathilde von Dänemark. Ein psychologisches Drama in drei Akten. Orell Füßli, Zürich.

Maria, Königin von Rumänien. Feindliche Brüder. Erzählung. Nach der rumänischen Handschrift deutsch bearbeitet von Elisabeth weiland Königin von Rumänien (Carmen Sylva). L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius), Berlin.

Meumann, Ernst. Zeitfragen deutscher Nationalerziehung. Sechs Vorlesungen. Quelle & Meyer, Leipzig.

Möschlin, Felix. Brigitt Rößler und andere Erzählungen. (Die stille Stunde, Sammlung schweizerischer Dichtungen, herausgegeben von J. Bührer, 1.) Orell Füßli, Zürich.

Neumann, Felix. Die Jugend von Langemarck. Gedichte. Verlag Hermann Bergmann, Berlin.

Nicolai, G. F. Die Biologie des Krieges. Betrachtungen eines deutschen Naturforschers. Orell Füßli, Zürich.

Nietzsche, Friedrich. Der Wille zur Macht. Eine Auslegung alles Geschehens. Neu ausgewählt und geordnet von Max Brahn. Alfred Kröner Verlag, Leipzig.

Nußberger, Max. Schiller als politischer Dichter. — Shakespeare und das deutsche Drama. Zwei Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte. Rascher & Cie., Zürich.

von Perfall, Karl. Wendenzeit. Roman. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Polewka, H. Das Patent. Lustspiel. Bruno Volger, Leipzig.

Raithel, Hans. Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Reinhart, Josef. Geschichten und Gestalten. (Die stille Stunde, Sammlung schweizerischer Dichtungen, herausgegeben von J. Bührer, 2.) Orell Füßli, Zürich.

Röchling, A. Vom Quell unversieglicher Kraft. Predigt. Ernst Püschel (Kaufungen-Verlag), Rostock i. M.

Schmied-Kowarzik, Walther. Ein Weltbund des Deutschtums. Die Gegenwartsaufgabe einer Weltpolitik deutscher Kultur. Theodor Weicher Verlag, Leipzig.

Schmidt, Joh. Fr. Karl. Trost, Kraft und Freude in Gott. Gedichte. Evangelische Buchhandlg. G. m. b. H., Königsberg i. Pr.

Schreckenbach, Paul. Die deutsche Reformation. Ihr Werden und Wirken 1517—1917. Verlag der Schriftenvertriebsanstalt, G. m. b. H., Berlin.

Schwarz, Hermann. Fichte und wir. Sechs Vorlesungen. A. W. Zickfeldt, Osterwieck.

Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch. Mit einem Geleitwort von Konrad Falke. Rascher & Cie., Zürich.

Seeck, Otto. Katechismus des Weltkrieges. 39 zeitgemäße Fragen nach bestem Wissen und Gewissen beantwortet. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhdlg., Münster i. W.

Seitzinger, Adalbert. Michel Thoring. Eine deutsche Mär. Theodor Weicher, Leipzig.

von Soyters, Hedwig. Kraft. Das Buch einer Frau. Süddeutsche Monatshefte, München.

Spitzenpfeil, L. R. Das deutsche Einheitskreuz für Kriegergräber im Felde. H. O. Schulze, Lichtenfels.

Stammler, Georg. Du und es. Vom Wesen und von der Gemeinschaft. Hans Christoph Schöll, Heidelberg.

Steinberg, Julius. Die Praxis des Bank- und Börsenwesens. (Wissenschaft und Bildung, 139.) Quelle & Meyer, Leipzig.

Steinberg, S. D. Untergang. Gedichte. Rascher & Cie., Zürich.

Strasser, Charlot. In Völker zerrissen. Rascher & Cie., Zürich.

Stresemann, Gustav. Napoleon und wir. Vortrag. Verlag der Täglichen Rundschau G. m. b. H., Berlin.

v. Tavel, R. D' Glogge vo Nüechterswyl. E Gschicht usem Bärnbiet. Rascher & Cie., Zürich.

Thoma, Ludwig. Geschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. Albert Langen, München.

Walser, Robert. Prosastücke. Rascher & Cie., Zürich.

Waser, Maria. Das Jätvreni. Erzählung. Rascher & Cie., Zürich.

Werner, Rich. M. Lessing. (Wissenschaft und Bildung, 52.) Quelle & Meyer, Leipzig.

Wisser, Magda. Eine Geldheirat. Roman. Bruno Volger, Leipzig.







Mit dem U-Boot im Eismeer. Von einem Unterseebootsoffizier. Mit 19 Abbildungen nach Originalaufnahmen mit Goerz Westentaschen-Tenax.

Ein zeitgemäßeres Thema als den Unterseekrieg wird heute ein Autor kaum finden können; deshalb ist die Zahl der literarischen Erscheinungen über diesen Gegenstand nicht gering. Hier spricht nun ein Mann der Tat, ein Unterseebootsoffizier, der selber dabei gewesen ist, von seinen Fahrten und flicht ein neues Blatt in den Ruhmeskranz der deutschen Marine. Ausgerüstet mit einer Goerz Westentaschen-Kamera, hat er die packendsten Szenen seiner Erlebnisse in photographischen Aufnahmen festgehalten, von denen die besten in die Broschüre aufgenommen sind. So wurde das Ganze zu einer sehr anschaulichen Darstellung des Lebens auf einem U-Boote, und der Leser wird das Büchlein nach einer halben Stunde unterhaltender Lektüre befriedigt aus der Hand legen. Die Broschüre wird von der Optischen Anstalt C. P. Goerz, A.-G., Berlin-Friedenau, an Interessenten kostenlos abgegeben.

Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit unserem nächsten Heft (September 1917) treten wir in einen neuen, den 32. Jahrgang ein. Trotz aller Kriegsschwierigkeiten werden wir unsern Heften ihren bisherigen Charakter, den fesselnden Inhalt und die vornehme Ausstattung voll zu wahren wissen. Schon der nachstehende Auszug aus dem Inhalt des ersten Heftes des neuen Jahrgangs beweist den Erfolg unserer schriftleiterischen Bemühungen.

Auszug aus dem Inhalt des Septemberheftes:

Romane und Novellen:

Paul Oskar Höcker. Die Stadt in Ketten. Ein Roman aus Feindesland

Hermann Wagner. Glückliche Erben. Ein humoristischer Roman

Ernst Zahn. Anna Kaulen. Eine schweizerische Erzählung

Aufsätze:

Ernst Liebermann. Von Dr. Georg Jacob Wolf in München. Reichillustrierter Künstleraufsatz

Die Markgräfin von Bayreuth. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Reichillustrierter geschichtlicher Aufsatz

Palazzo Caffarelli. Von Dr. Hans Barth. Historische Rückblicke

Vom Schreibtisch und aus der Künstlerwerkstätte: Fedor von Zobeltitz, Wie ich anfing. Erinnerungsschnitzel. I. Ploener Kadett

Über die Bergstraße. Von Karl Hesselbacher-Karlsruhe. Reich illustrierter Heimatsaufsatz

Spaniens weltgeschichtliche Sendung. Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Neues vom Büchertisch. Von Dr. Carl Busse

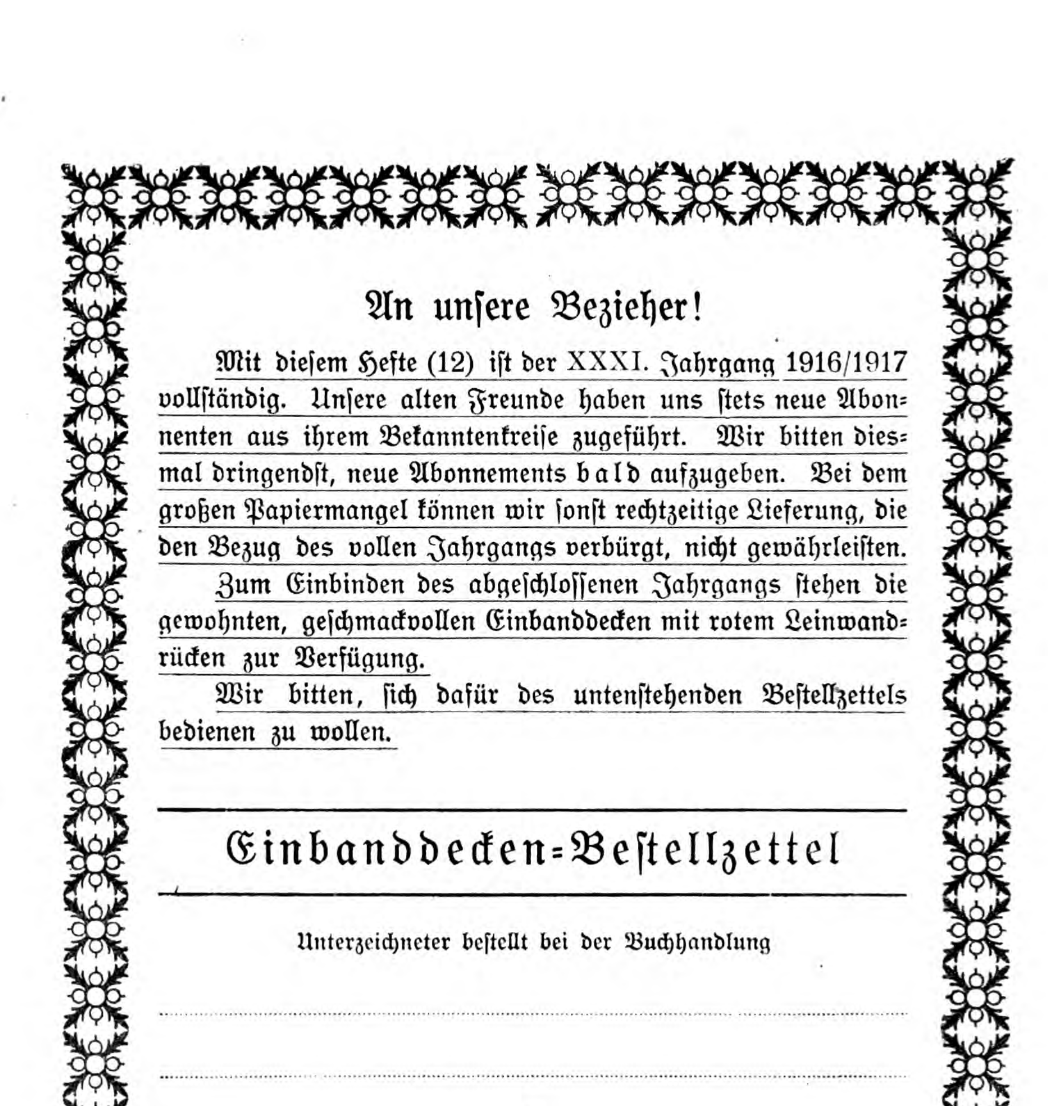
Illustrierte Rundschau über Kunst und Kunstgewerbe

Kunstbeilagen und Einschaltbilder

nach Werken von Julius Bergmann — Peter Breuer — Max Feldbauer — Karl Kappstein — Louis Kolitz — Ernst Liebermann — Otto Marquard — Carl von Marr — Karl Ziegler — Ludwig von Zumbusch

Die Schriftleitung

von Velhagen & Klasings Monatsheften



An unsere Bezieher!

Mit diesem Hefte (12) ist der XXXI. Jahrgang 1916/1917 vollständig. Unsere alten Freunde haben uns stets neue Abonnenten aus ihrem Bekanntenkreise zugeführt. Wir bitten diesmal dringendst, neue Abonnements **bald** aufzugeben. Bei dem großen Papiermangel können wir sonst rechtzeitige Lieferung, die den Bezug des vollen Jahrgangs verbürgt, nicht gewährleisten.

Zum Einbinden des abgeschlossenen Jahrgangs stehen die gewohnten, geschmackvollen Einbanddecken mit rotem Leinwandrücken zur Verfügung.

Wir bitten, sich dafür des untenstehenden Bestellzettels bedienen zu wollen.

Einbanddecken-Bestellzettel

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung

....

....

zu

Velhagen & Klasings Monatsheften

XXXI. Jahrgang 1916/1917

1 Einbanddecke zu Band I (Heft 1— 4) für 90 Pfg.
1 desgl. zu Band II (Heft 5— 8) für 90 Pfg.
1 desgl. zu Band III (Heft 9—12) für 90 Pfg.

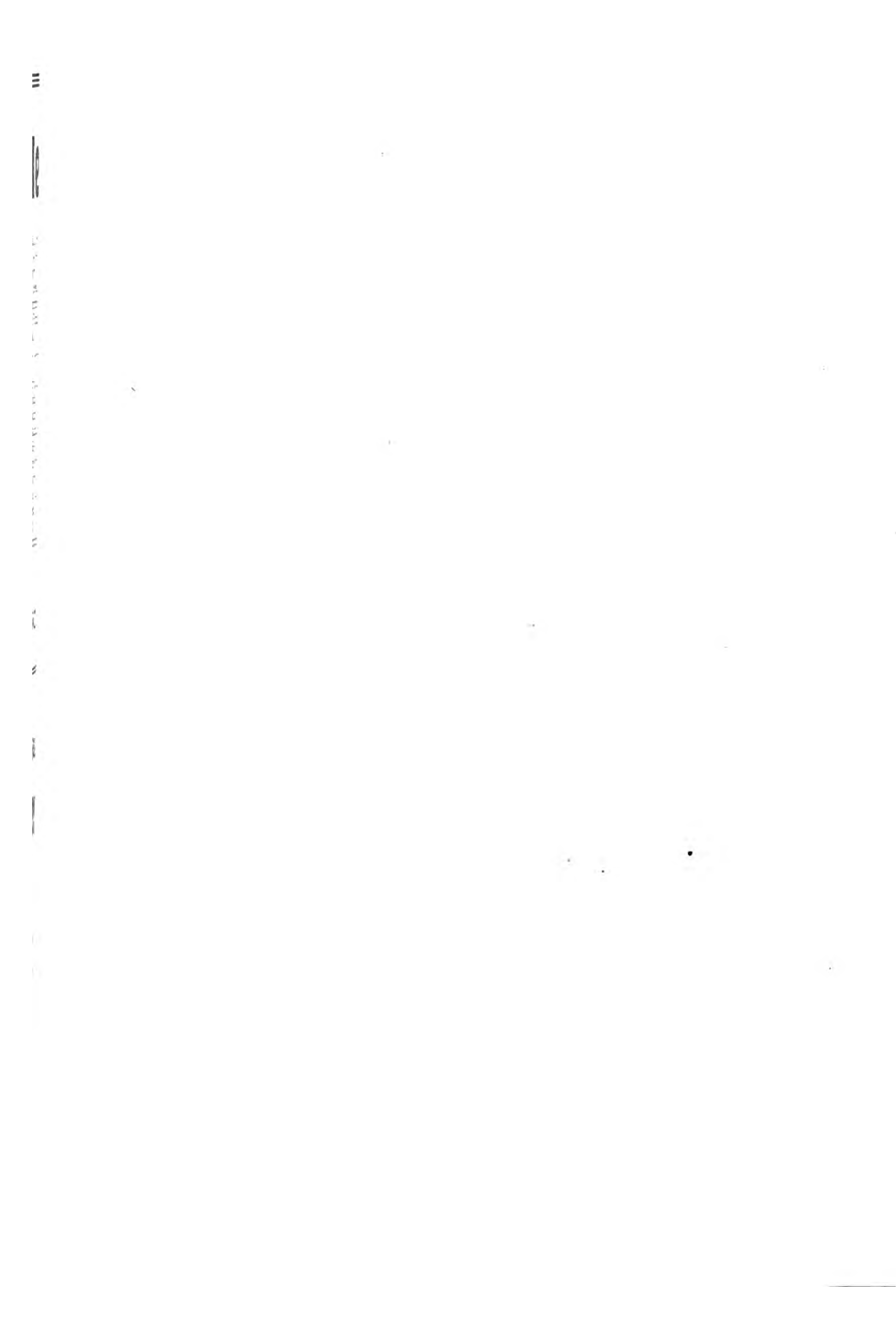
(Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen!)

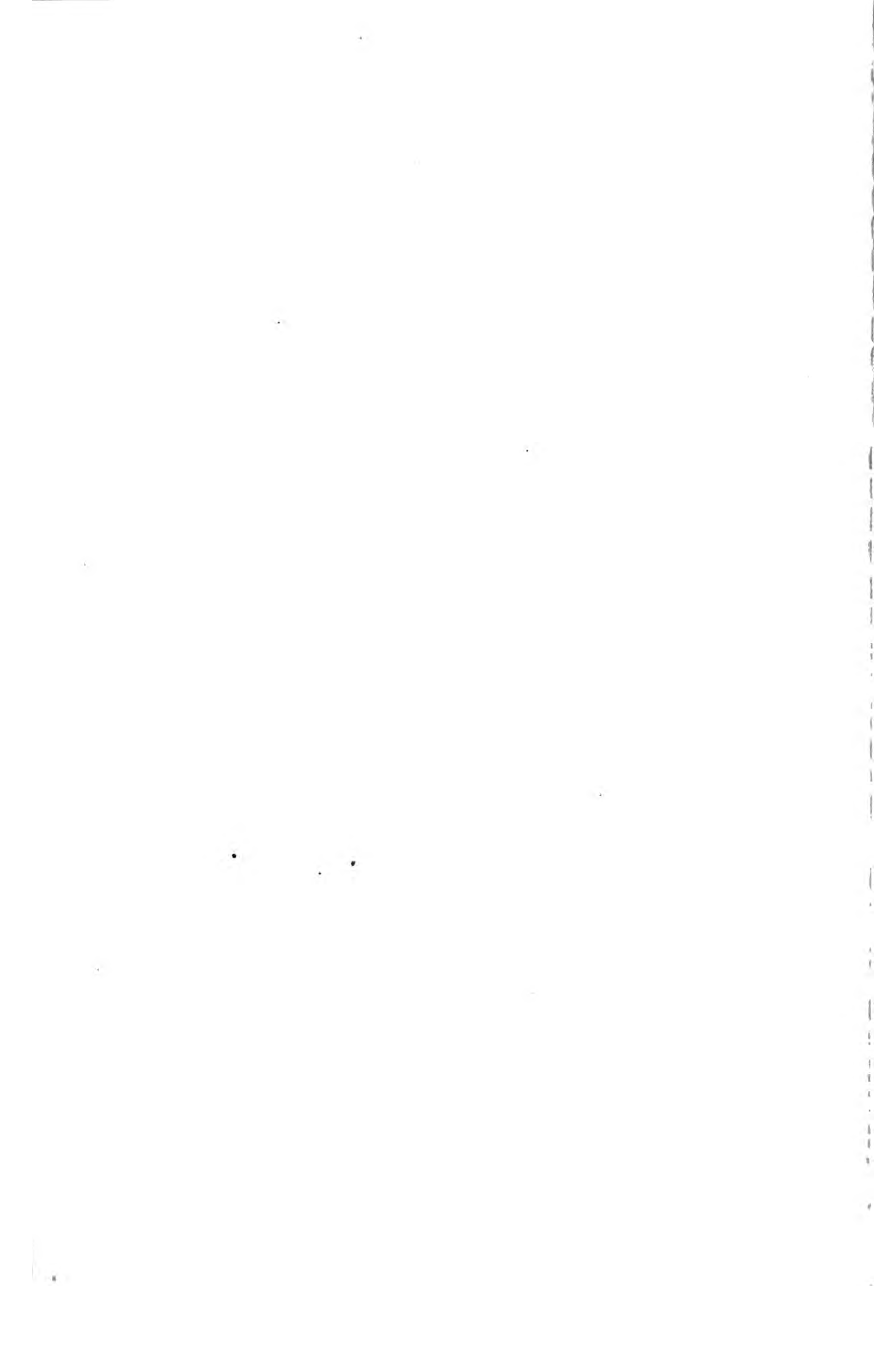
Name: ....

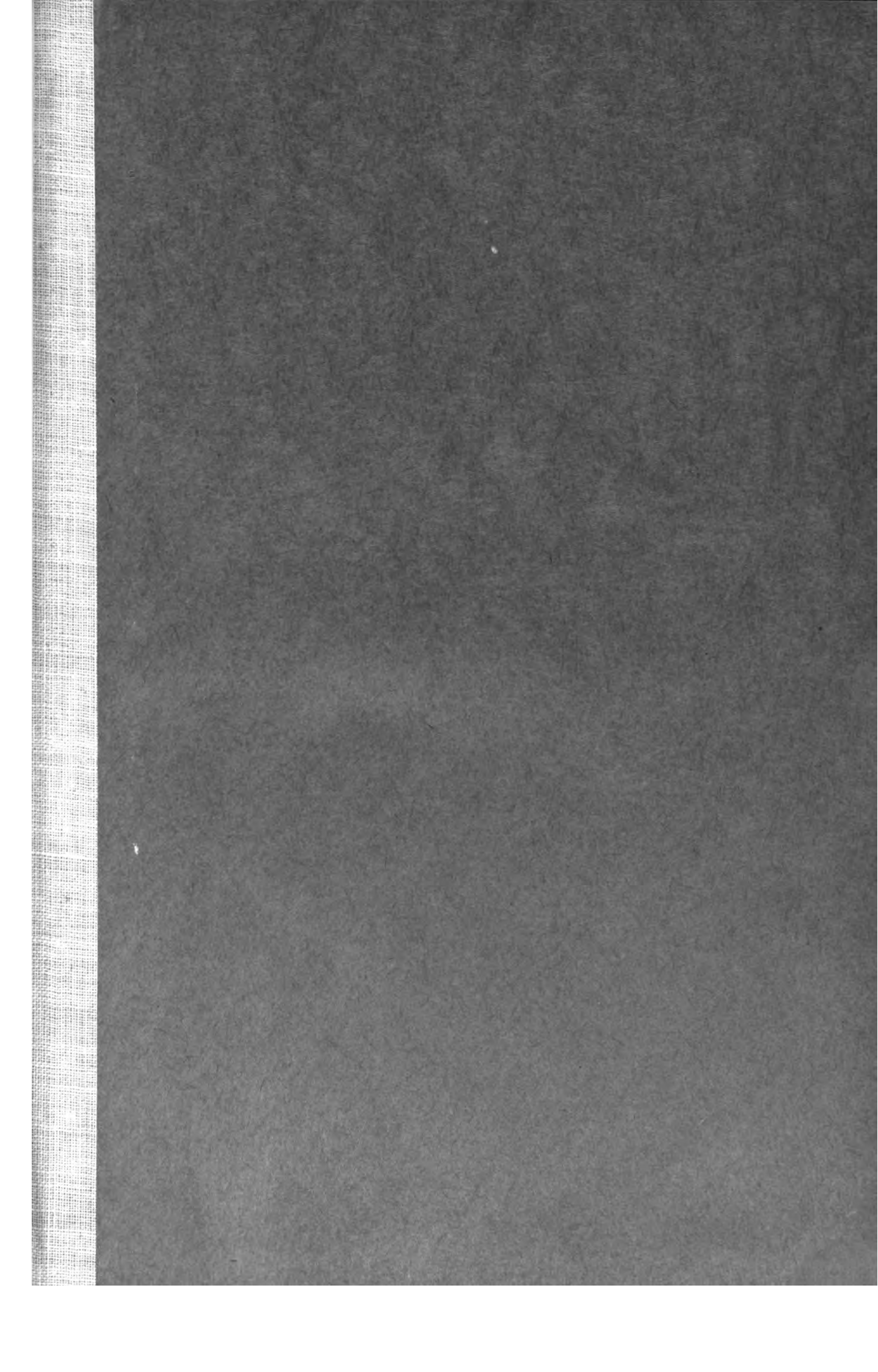
Wohnung: ....

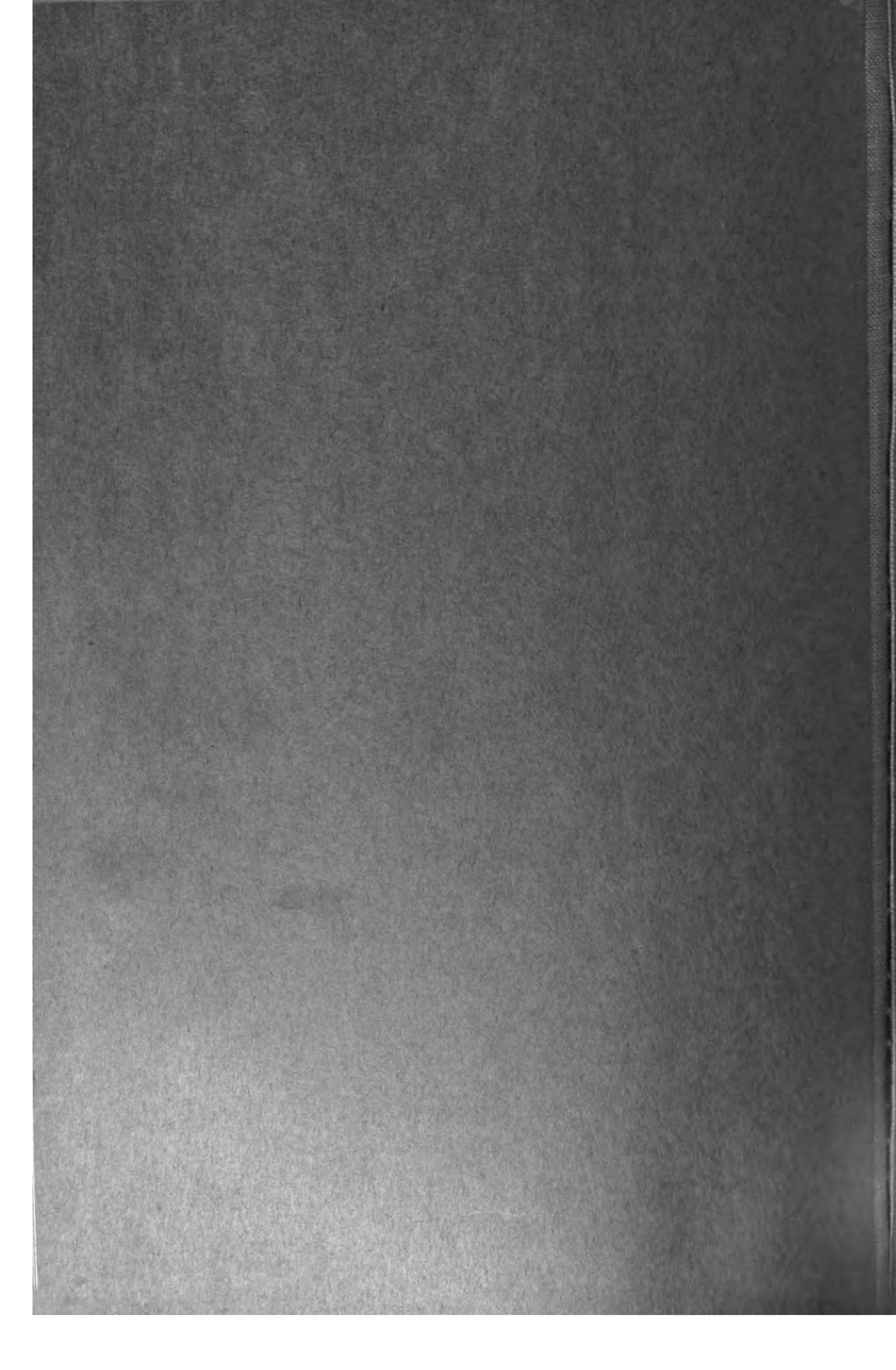

DEUTSCHER COGNAC
Marke
Asbach
„Uralt"

Fischer & Wittig in Leipzig.












UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109774353